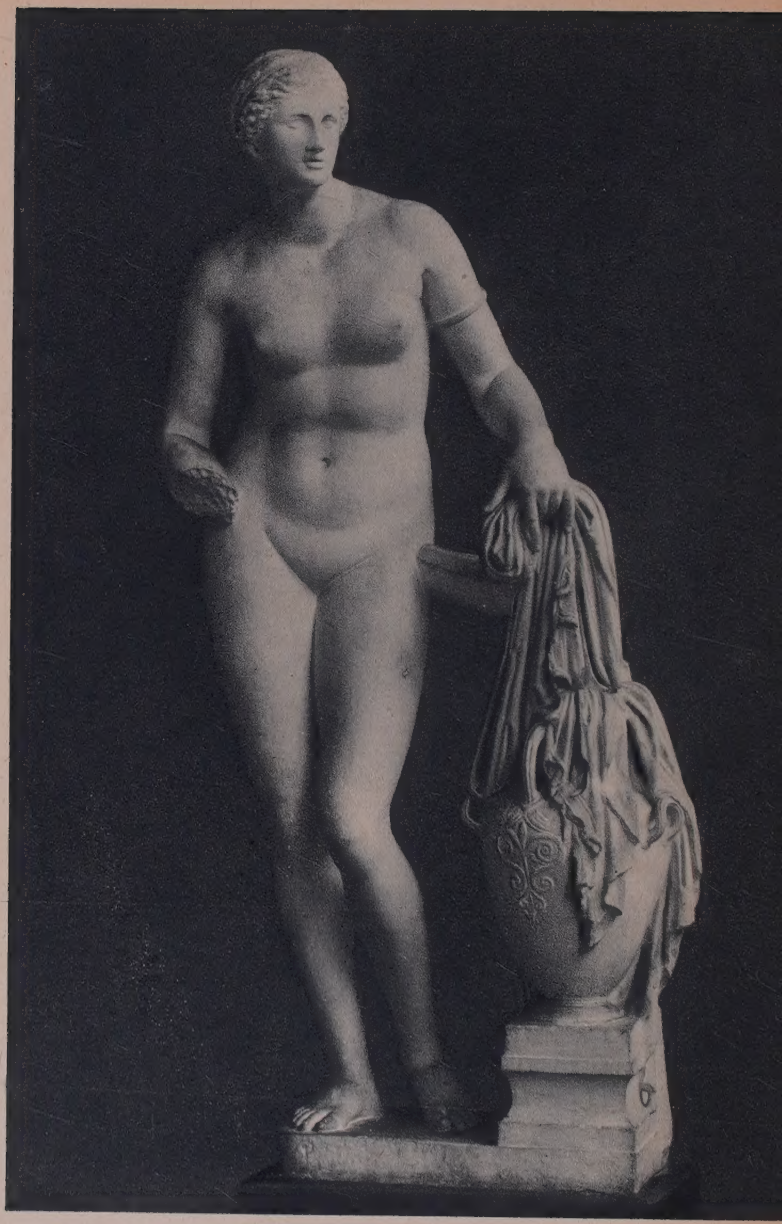
KULTUR-GESCHICHTE GRIECHENLANDS

JACOB BURCKHARDT

KULTURGESCHICHTE GRIECHENLANDS



Die Knidische Aphrodite. Marmor
Rom, Vatikan

JACOB BURCKHARDT

KULTURGESCHICHTE GRIECHENLANDS

MIT 188 ABBILDUNGEN IN KUPFERTIEFDRUCK

BERNINA · VERLAGS-GES. M. B. H. · WIEN-LEIPZIG

Umschlag und Einbandentwurf von Hans Hofmann-Wien

Copyright 1940 by Bernina Verlags-Gesellschaft m. b. H., Wien-Leipzig

Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn, Wien VIII, Hamerlingplatz 10

Printed in Germany

Die vorliegende Ausgabe enthält in einem Band die vierbändige griechische Kulturgeschichte von Jacob Burckhardt, nämlich Band I: Staat und Nation, Band II: Religion und Kultus, Band III: Kunst und Wissenschaft, Band IV: Der hellenische Mensch. Wissenschaftlicher Ballast, Anmerkungen, Quellenhinweise sowie Wiederholungen und Einzelheiten in den Darstellungen, die nur den Forscher interessieren, wurden ausgeschieden. Das Werk hat dadurch an Lesbarkeit gewonnen. Es enthält über die griechische Kultur alles, was den Gebildeten interessiert, und wird daher seine Aufgabe erfüllen: Begeisterung für eine der schönsten Epochen in der Geschichte des Menschengeschlechtes zu erwecken und zu weiterem Studium griechischer Kultur und Kunst anzuregen.

Der Verlag

EINLEITUNG

Am 8. August 1897 starb in einem Bäckerhaus der Albansvorstadt zu Basel ein einsamer alter Junggeselle. Er hatte in äußerst bescheidenen Räumen mit kahlen Wänden und sandbestreuter Diele, zu denen eine steile Holztreppe hinaufführte, ein mönchisch zurückgezogenes Dasein geführt. Der fast achtzigjährige Greis, der da einsam gestorben war, hieß Jacob Burckhardt und war bis vor etwa zehn Jahren Geschichtsprofessor in seiner Heimatstadt Basel gewesen. Wenn er aber auch von der Welt nichts wissen wollte, so wußte sie doch um so mehr von ihm. Seinen Schülern war der Vortrag dieses Lehrers ein einzigartiges, hinreißendes, unvergeßliches Erlebnis gewesen. Und nicht vergessen waren die Meisterwerke seiner Mannesjahre: „Die Zeit Konstantins des Großen" (1853), sein „Cicerone" (1855), seine „Kultur der Renaissance" (1860) und „Die Geschichte der Renaissance in Italien" (1867), ja ihre Wirkung hatte sich inzwischen immer nachhaltiger zu entfalten begonnen.

Aber nun hatte Jacob Burckhardt seit dreißig Jahren kein Buch mehr veröffentlicht, ja er hatte seinen früheren Büchern gegenüber eine grenzenlose Gleichgültigkeit an den Tag gelegt, indem er sich um die neuen Auflagen nicht kümmerte und sie von Fremden verbessern ließ. Seine ganze Arbeitskraft und Aufmerksamkeit hatte seinen Vorlesungen gegolten, die er immer sorgfältiger ausbaute; man nahm wohl an, daß er sich mit den Stoffen seiner Vorlesungen auch literarisch beschäftigt haben werde, aber man wußte nichts Genaueres.

Die mit großer Spannung erwartete Sichtung seines Nachlasses brachte die Bestätigung der Vermutung. Es fanden sich außer einer Sammlung von Vorträgen, den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", zwei Werke kunstgeschichtlichen Inhalts, „Die Erinnerungen aus Rubens" und „Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens", vor allem aber als bedeutsamstes Geschenk an die Nachwelt die vier Bände der „Griechischen Kulturgeschichte", die Burckhardt 1880 zu schreiben begonnen hatte.

Wie seine „Kulturgeschichte der Renaissance" für lange Zeit richtunggebend gewesen war, so begründete Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte" neue Einsichten in das Wesen griechischen Geistes und Lebens. Es war eine durchaus andere grundlegende Ansicht als die von Winckelmann herkommende und durch den deutschen Klassizismus fest gewordene Überzeugung von der verklärten Heiterkeit des Griechentums. Burckhardt sah in ihm

eine ganz einmalige Mischung niederträchtigster Wirklichkeiten mit einer unsagbar schönen Traumwelt, die sich der Grieche in seiner Kunst schuf. Im politischen Leben erblickte er nichts als Bösartigkeit, Lüge, Heuchelei, einen scheußlichen Kampf um die Macht, der mit den verwerflichsten Mitteln geführt wurde. Aus diesem düsteren Chaos flüchtete der griechische Mensch in das Sehnsuchtsreich der Kunst, wo er seine alleinige Freiheit fand. Anders als Nietzsche, der die griechische Bosheit sogar bewunderte, verurteilte Burckhardt die Verkettung von Neid, Haß, Rachsucht und Machtgier, die er in der politischen Geschichte Griechenlands fand, als Ausfluß der „Ursünde" im Menschen, von deren Wirken er überzeugt war. Als Moralist sieht Burckhardt das Griechentum in ganz anderem Licht wie als Künstlermensch.

Der Pfarrerssohn und ehemalige Theologiestudent, der sich erst später der Geschichte zuwendet, durch und durch Schweizer und also ebenso tief in der Moral verankert wie etwa Jeremias Gotthelf, wie Pestalozzi, wie sogar Gottfried Keller, ist „Konservativer" von reinstem Wasser. Der „Fortschritt" ist ihm eine sehr fragwürdige Größe, die Eisenbahnen etwa hat er zeitlebens gehaßt. Die Macht ist ihm das Böse an sich, er sieht in ihr den Feind der persönlichen Freiheit, von Politik fühlt er sich gequält, vor allem Umstürzlerischen hat er Angst. „Ihr solltet Gott danken", schreibt er 1845 an Gottfried Kinkel, „daß in Köln, Koblenz u. a. O. preußische Garnisonen liegen, so daß Euch nicht über Nacht jede beliebige Schar kommunistischer Knoten über den Pelz kommen und Euch Eure Kisten und Kasten ausnehmen kann." Als das Verhängnis Griechenlands erschien ihm die Herrschaft der Demokratie. Am klarsten drückt sich der Grundgedanke der „Griechischen Kulturgeschichte" in einer Briefstelle an den Architekten Max Alioth aus: „Ich werde mit dem Alter immer ‚einseitiger' in gewissen Überzeugungen, u. a. darin, daß mit der Demokratie in Griechenland der Tag des Unterganges heraufgestiegen sei. Ein paar Jahrzehnte lebte noch die große, aufgesparte Kraft fort, genug, um die Illusion zu erzeugen, als wäre sie das Werk der Demokratie gewesen. Hernach hatte es geschellt, und nur die Kunst hat die spätere Weiterentwicklung des griechischen Lebens überdauert."

Über der Hölle verknäuelter politischer Leidenschaften, über dem Kampfgetümmel machthungriger Selbstsüchtlinge erhob sich für den Künstlermenschen Burckhardt die reine, in Schönheit beruhende Welt der Kunst. Wir seien da, bekennt er einmal, nicht zum Wissen, sondern zum Genießen. Kunst ist diesem Schönheitssucher lebenspendender und fördersamster Genuß. Nicht in der Wissenschaft sieht er die hauptsächliche Leistung der griechischen Kultur, sondern in der bildenden Kunst und in der Dreiheit Musik, Tanz und Dichtung, von denen uns leider nur eines, das letzte Drittel, überliefert sei. Kultur ist die Gesamtheit aller Grundtatsachen, Vor-

stellungen, Triebe und geistigen Gesetze, die das Leben einer Zeit oder eines Volkes beherrschen. Diese Kultur sucht er in geradezu persönlichem Miterleben wieder vor uns aufzubauen, sie und vor allem die Kunst, aber nicht etwa die Formen des politischen Daseins sind das große Vermächtnis des Griechentums an die Nachwelt.

Die Wissenschaft hat die Zurückdrängung, die sie bei Burckhardt erfuhr, einigermaßen übelgenommen und an seinem großen Werk allerhand auszusetzen gefunden. Aber das Werk war stärker als die Kritik und ihre Einwände, es steht vor uns als die gewaltige Schöpfung eines Mannes, der mit seinem Stoff geschaltet hat wie ein Künstler, aus freiem Ermessen und nach seinem inneren Gesetz.

Wenn Burckhardt aus dem Gesetz seines Wesens auch die politische Seite des Griechentums verneinen muß, in der glühenden Begeisterung ist er dem deutschen Idealismus zutiefst verhaftet, der sich ihm an den Namen Schiller knüpft. Als Deutscher hat er dieses Werk geschaffen, als ein Schweizer, der es für ein „Majestätsverbrechen" hielt, an Deutschland zu verzweifeln.

„Was mich an Deutschland fesselt", schreibt er am Vorabend der Revolution von 1848, „ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamm gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat."

Als an einem deutschen Werk wollen wir uns an der „Griechischen Kulturgeschichte" in dieser Erneuerung freuen. Wir übernehmen damit freilich auch Verpflichtungen gegenüber diesem Buch; und dazu gehört, daß wir es, um seiner ganz innezuwerden, nicht bloß einmal lesen.

Wien-Perchtoldsdorf, September 1940.

Karl Hans Strobl

Erster Abschnitt

DIE GRIECHEN UND IHR MYTHUS

Das hochbegabte Volk, welches wir die Griechen nennen, betrat den Boden, der ihm gehören sollte, vielleicht sehr allmählich, in Gestalt einer Vielheit von Stämmen, ähnlich wie Germanen, Slawen und Kelten, Keltiberer und Italier, nur auf noch engerem Raum als diese. Was für Bewohner sie antrafen, werden wir vielleicht genauer durch die Erforschung der prähistorischen Denkmäler erfahren. Schon Strabo (VII, 7) und Pausanias (I, 41, 8) waren beiläufig einmal der Meinung, daß Hellas einst ganz oder beinahe ganz von Fremdvölkern bewohnt gewesen sei.

Mit der Zeit erhoben sich inmitten dieser Griechenstämme die Hellenen als herrschender Name. Wer es irgend vermochte, schloß sich ihnen an und gehörte zu ihnen, während nahe ursprüngliche Verwandte, wie Leleger, Karer, Dardaner, Dryoper, Kaukonen, Pelasger als Halbfremde ausgeschieden wurden und allmählich in Splitter gingen oder gänzlich verschwanden, schon weil niemand mehr gern zu ihnen gerechnet sein wollte.

Vielleicht nimmt man diesen Hergang zu feierlich. Waren die Hellenen ein höchst aktiver, auch physisch, kriegerisch, religiös bevorzugter Teil der Nation? Oder kam die Herrschaft dieses Namens mehr zufällig zustande? Im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekamen die Eidgenossen am Fuße der Alpen den Namen Schweizer, bloß weil in einem langen Kriege die Schwyzer im Vordergrunde der Parteiung gestanden haben. Gab es für die Hellenen irgendwelche Gründe, die sich anschließen Wollenden nicht abzuweisen? Gaben sie sich diesen Namen selbst oder erhielten sie ihn durch Fremde? Es scheint ein früherer Gesamtname vorhanden gewesen zu sein, die Gräken, welcher dann bei den Römern weiterklingt. Genügte derselbe nicht mehr? Und weshalb nicht? Lauter Fragen, auf welche wir keine Antwort wissen. Sicher ist nur, daß der Name Hellas in den frühesten Erwähnungen zwei nördliche Gaue, die thessalische Phthiotis und (laut Aristoteles) die Umgegend des epirotischen Dodona bezeichnet, dann aber auf ganz Thessalien, weiter auf alles nördlich vom Isthmus, endlich auf den Peloponnes und die Inseln ausgedehnt wird, bis zuletzt das Wort Hellenen alle Nichtvolksfremden bedeutet.

Außerordentlich dunkel ist dann wieder das Auseinandergehen der Hellenen selbst in die berühmten vier Stämme. Von den Namen derselben hat nämlich einer, die Äoler, wahrscheinlich auch als Gesamtname der Nation gedient, und ein anderer, die Achäer, besitzt offenkundig diesen Umfang bei Homer, während die beiden

übrigen, die Dorer und Ionier, nie etwas anderes als Teilnamen gewesen sind, welche im Verlauf der Zeit einen höchst inhaltsreichen Gegensatz von Sitte, Denkweise und Sprache bedeuten. Ohne allen Wert und völlig irrig in der Koordination ist vollends die bekannte Stammtafel, wonach Hellens Söhne Äolos, Doros und Xuthos, und des Xuthos Söhne Ion und Achäos gewesen wären. Dies führt uns auf einige besondere Schwierigkeiten der griechischen Ethnographie.

In der Tradition stellt sich die frühere griechische Zeit wie lauter Wanderung dar; ein Stamm schiebt den anderen weg und setzt sich an dessen Stelle, bis ihm durch einen dritten Ähnliches widerfährt, ein Prozeß, der viele Jahrhunderte gedauert haben kann. Erst die sogenannte dorische Wanderung im 11. Jahrhundert brachte dann diejenige Lage und Verteilung des Volkes hervor, welche die dauernde wurde; es war jene (aus einer leidlich feststehenden Vulgata bekannte) Reihenfolge von Städten, durch welche Thessalier, Böotier, Dorer, Ätoler, Achäer, Ionier u. a. neue Heimatlande auf beiden Seiten des Ägäischen Meeres erhielten, neue Staaten gegründet wurden und einzelne alte verschwanden. Daß oft ein Wechsel aller Dinge mit diesen Wanderungen verbunden gewesen, läßt sich schon schließen aus den doppelten, ja mehrfachen Namen so vieler Örtlichkeiten; es hieß dann etwa: der frühere Name stammte aus der Sprache der Götter, einmal aber, bei einer berühmten Insel, ist auch der neue Name göttlichen Ursprungs: „Einst nannten die ewigen Götter diejenige Insel Abantis, welche nun Zeus von einem Rinde Euboia nannte." Die nacheinander angelangten Völkerschichten scheinen die Örtlichkeiten von selbst neu benannt zu haben.

Gewiß enthalten die Wandersagen der älteren, vor der dorischen Wanderung gelegenen Zeit eine Menge geschichtlicher Tatsachen, die uns jedoch kaum mehr als solche zugute kommen, weil sie trümmerhaft, chronologisch isoliert erzählt werden, so daß man Älteres und Urältestes nicht mehr unterscheiden und die Bewegungen der Stämme nicht mehr verfolgen kann. Auch wird vielleicht, was rasche Eroberung und was langsames, Jahrhunderte währendes Vorschieben gewesen ist, in denselben Ausdrücken erzählt. Wohl scheinen die reichlich vorkommenden Genealogien der Herrscherhäuser einen Anhalt zu gewähren für die Schicksale und Bewegungen der Stämme, bis man endlich innewird, wie man mit dieser Aushilfe daran ist.

Denn dieses alles hat zunächst der Mythus dicht in seinen schimmernden Duft eingehüllt, in welchem er so viel Tellurisches und Kosmisches, so viel Religion und Poesie, so viel unbewußte Weltbetrachtung und aufsummiertes Erlebnis mit beherbergt. Die Bilder, welche aus diesem Ganzen aufstiegen, wurden als das der fernen Vorzeit Entsprechende festgehalten, doch sehr frei und zwanglos. Die stärksten Varianten und Widersprüche, unvermeidlich bei so

verschiedenem Ursprung der Dinge, stören die Nation nicht. Dazu kommt aber eine aushelfende freie Fiktion, namentlich in genealogischen Dingen. Frühe wie späte Autoren, auch wenn sie Anspruch auf genaue Erzählung zu machen scheinen, sind und bleiben nicht nur Zöglinge des Mythus und schauen die Dinge mit mythischen Augen, sondern sie fingieren und ergänzen auf eine Art und Weise weiter, welche der ganzen neueren Welt völlig fremd ist.

Bis zu einem gewissen Grade hatte man ein Bewußtsein von dieser Lage der Dinge. Die Tradition, ursprünglich in den Händen der Rhapsoden und Theogoniendichter, war dann in diejenigen der Logographen geraten, jener Sammler von Orts- und Stammsagen, von welchen Thukydides (I, 21) meint, sie hätten geschrieben mehr für Annehmlichkeit des Hörens als nach der Wahrheit. Später heißt es bei Strabo (VIII, 3): „Die alten Schriftsteller sagen vieles, das nicht geschehen ist, indem sie mit der Lüge aufgewachsen sind vermöge des Aufzeichnens von Mythen." Er sagt es bei Anlaß des vielleicht wichtigsten jener Logographen, des Hekatäos von Milet; dieser aber, ein halbes Jahrtausend vor Strabo, hatte selber geschrieben: „Die Griechen haben viele und lächerliche Berichte." — Ephoros, der erste, welcher (im 4. Jahrhundert v. Chr.) eine allgemeine Geschichte der Griechen in Verbindung mit derjenigen des Auslandes wagte, wird wohl seine guten Gründe gehabt haben, erst mit der dorischen Wanderung zu beginnen.

Zunächst muß von einer allgemeinen Voraussetzung die Rede sein, welche den griechischen Gesichtskreis völlig beherrschte. So höchstwahrscheinlich die Griechen von außen in ihr Land gekommen sind — mag man sich ihre letzten vorherigen Wohnsitze im Kaukasus, in Kleinasien oder in Europa vorstellen —, so völlig hatte man im Volk jede Ahnung hievon verloren. Diejenigen Wanderungen, von welchen man noch etwas zu wissen glaubte, waren nicht von außen her geschehen, sondern auf griechischem Grund und Boden vor sich gegangen; die anerkannten Ausnahmen aber (Kadmos, Pelops, Danaos u. a.) betrafen nur Fürstenhäuser, nicht Bevölkerungen. Während nun die ganze Nation sich für eine Urbevölkerung, für autochthon hielt, machten einige griechische Stämme sich noch einen ganz besonderen Ruhm daraus, an der nämlichen Stelle zu wohnen, wo mit ihnen einst das Menschengeschlecht entstanden wäre. Mag auch αὐτόχθων, γηγενής (uransässig, bodenentsprossen) bisweilen nur ein negativer Ausdruck sein, um anzudeuten, daß man über einen bestimmten Menschen hinaus nichts Früheres mehr wisse, mag es hie und da sogar nur die Nicht-Flüchtlinge bezeichnen, welche bei dem ewigen Wandern, Vertriebenwerden, Flüchten wegen Totschlages u. dgl. in der mythischen Zeit fast in Minderheit sind — allzuviele und starke Aussagen beweisen, daß es in der Regel wörtlich genommen und als Ruhmestitel betrachtet wurde. Vom ersten Menschen und König

von Arkadien sang schon ein sehr alter Dichter (Asios): „Den göttergleichen Pelasgos ließ in hochwaldigen Gebirgen die dunkle Erde emporsteigen, damit ein Geschlecht von Sterblichen vorhanden sei." Auf dem menschenleeren Ägina läßt Zeus auf Bitten des Äakos Menschen aus dem Boden heraufkommen oder Ameisen sich in Menschen verwandeln; auf Rhodos wohnte zuerst ein autochthones Volk unter dem Herrscherhaus der Heliaden; vollends war das Volk von Attika stolz auf seine Autochthonie, und hier lernen wir auch den symbolischen Ausdruck dafür kennen: Kekrops — laut derjenigen Auffassung, welche ihn nicht als Ägypter, sondern als Eingeborenen betrachtete — ging unten in einen Schlangenleib aus. Von der Entstehung des Menschengeschlechtes hatten die Griechen sehr verschiedene Ansichten, aber jedenfalls war dasselbe im Lande selbst entstanden. Wenn die spätere Ansicht galt, wonach Prometheus die Menschen aus Lehm bildete, so lagen ja noch Blöcke von diesem Lehm, sogar wie Menschenhaut riechend, bei Panopeus in Phokis zutage; stammten aber die Menschen von den Göttern, so hatten die Griechen ja auch die Geburtsorte dieser Götter, ihre Mythen, die Gigantenkämpfe, die großen alten Naturkrisen und endlich die Flutsage in ihrem eigenen Lande beisammen, das meiste sogar in mehreren Landschaften besonders lokalisiert. Mit der Flutsage aber war jedenfalls die zweite Menschenschöpfung — durch Deukalion und Pyrrha — als einheimisches Ereignis gesichert.

Im Lande selbst hatte das Menschengeschlecht auch diejenigen Hilfsmittel des Lebens empfangen, welche man besonders gern Gaben der Götter zu nennen pflegte, und zwar, wie man glaubte, überhaupt zuerst, vor anderen Völkern. Der Weinbau stammte aus Theben; das Beschneiden der Reben war in Nauplia einem Esel abgelernt worden, welcher die Schößlinge fraß, worauf die Reben besser trugen; vor allem aber erhob Attika Ansprüche auf den frühesten Besitz der wichtigsten Pflanzen. Die Rharische Ebene bei Eleusis, mit Tenne und Altar des Triptolemos, war das früheste Saatfeld auf Erden; auf der Akropolis zu Athen lebte noch spät der heilige Ölbaum, welchen Pallas geschenkt; am heiligen Wege nach Eleusis zeigte man noch die Stelle, wo Demeter, von Phytalos gastlich aufgenommen, zum Danke die erste Feige wachsen ließ; im Demos Acharnai, wo Dionysos Kissos verehrt wurde, wuchs der erste Efeu, und vielleicht sogar die Bohnen waren im Lande autochthon.

Auch von den Erfindungen waren einige auf griechischem Boden selbst daheim; die Argo war das früheste Schiff, das auf den Fluten ging; in Alesiai bei Sparta hatte Myles (der Müller), Sohn des ersten Herrschers Lelex, die früheste Mühle, und die Athener rühmten sich sogar, sie hätten die Menschen gelehrt, Feuer anzuzünden; im allgemeinen jedoch fügt man sich in Griechenland ohne Beschwerde darein, daß Dinge, welche irgendwie an mensch-

liche Mühsal, an das Banausische erinnern, vom Ausland entlehnt seien, im stärksten Gegensatz zu der jetzigen Welt, welche industrielle Erfindungen zum höchsten Stolz derjenigen Völker rechnet, die darauf Anspruch haben, und über Prioritäten dieser Art ernsthaft zu streiten imstande ist.

So gaben die Griechen zu, daß Tyrsenos, der Lyder, die Trompete erfunden, daß Schild und Helm und Streitwagen und Geometrie aus Ägypten, die Gewandung der Pallasbilder aus Libyen, die Buchstabenschrift aus Phönizien, die Sonnenuhr und die Zwölfteilung des Tages aus Babylon zu ihnen gekommen seien. Wenn man nur das Zentrum der Welt war und den „Nabel der Erde" auf eigenem heiligem Boden im Tempel von Delphi vorzeigen konnte.

Was dann die Wanderungen betrifft, so ist die mythische Ausdrucksweise im einzelnen Fall oft ganz durchsichtig. Wenn eine Erbtochter an einen fremden Königssohn kommt, der sich etwa durch einen Sieg legitimieren muß, wie Pelops, oder wenn eine solche durch Poseidon geschwängert wird und dann ihr Sohn weiterherrscht, so läßt sich ein Wechsel der Dynastie oder des herrschenden Volkes, im letzteren Falle durch Eindringen vom Meere her, leicht erraten. Verwandtschaft zweier Bevölkerungen wird symbolisiert durch das Weiterströmen eines Flusses unter dem Meere hindurch und sein Auftauchen als Quelle in einem anderen Lande; das weltbekannte Beispiel des peloponnesischen Alpheios und der Quelle Arethusa auf der Insel Ortygia zu Syrakus ist nicht das einzige, und Pausanias, welcher (II, 5, 2) deren mehrere aufzählt, scheint auch an der physischen Möglichkeit nicht zu zweifeln. Der Stolz auf den Besitz trefflichen Bodens, der Hohn auf den minder gut versehenen, als dumm geltenden Nachbarstamm drückt sich aus in Sagen vom Erwerb des Gebietes durch siegreichen Betrug; noch bei der dorischen Wanderung hatten die mitgezogenen Ätoler sich ein besseres Stück (Elis) zu sichern gewußt als die Dorer irgend bekamen, und unter den Dorern selbst sollte Kresphontes sein fruchtbareres Gebiet (Messenien) den Spartanern gegenüber durch Arglist beim Lose gewonnen haben. Auch durch Zweikampf der beiderseitigen Anführer wäre laut einer herrschenden Anschauung über den Besitz eines Gebietes entschieden worden: „Sie traten vor zur Monomachie", heißt es, „nach einer alten Sitte der Hellenen." Echt volkstümlich gedacht ist es dann, wenn die Lieblingswaffe des einen Volkes den Sieg über die des anderen davonträgt. Gegeneinander standen Pyraichmes, der Ätoler, und Degmenos, der Epeier; letzterer, als Bogenschütze, gedachte durch den Fernschuß leicht über den Ätoler als Hopliten zu siegen, dieser aber kam mit einer Schleuder und einem Sack voll Steine; denn vor kurzem war durch die Ätoler die Schleuder erfunden worden, und diese trug weiter als der Bogen; Degmenos fiel, und die Ätoler behaupteten das Land und vertrieben die Epeier. — Der häufigste Ausdruck für den

Anspruch, den man auf ein Land erhebt, besteht darin, daß man eine Erdscholle des betreffenden Bodens sich hat schenken lassen oder hat erwerben können. Allein in ihrer chronologischen Vereinzelung stückweise vorgetragen, ergeben solche Sagen wenige Resultate.

Auch die Personifikation von Stämmen in Heroen kann scheinbar keine Schwierigkeiten machen, indem der naive Sinn nur Individuen als Urheber von Taten kennt. Es stört uns auch nicht, wenn wir der festen Überzeugung begegnen, daß das Volk nach dem Heros benannt sei und nicht umgekehrt, und daß jede Polis nach dem allgemeinen Glauben eine Gründung gehabt haben und nach einem Gründer heißen muß. Bei näherer Prüfung findet man jedoch die Sache weniger einfach, insofern nicht nur ein Stamm, sondern auch das Örtliche, ein Fluß, ein Gebirge, eine ganze Gegend in den Geschlechtstafeln als Persönlichkeit auftritt. Vollends aber geben zu denken die zahlreichen Heroennamen, welche Sachen bedeuten, die irgendwie in das Schicksal des Landes eingegriffen haben, mögen es einzelne Handlungen oder Beschäftigungen oder Arten des Wohnens sein. Freilich, wenn Apoikos (der Kolonist) Teos kolonisiert, wenn Paralos und Aigialeus (beide Küstenbewohner) Klazomenä und die Küste von Sikyon bevölkern, so wird man auf eine ganz späte Erdichtung raten; aber schon der alte Herodot (V, 68) meint, das Volk der Aigialer heiße nach jenem Helden so, während es doch ganz gewiß mitsamt dem Helden seinen Namen von der Küste (αἰγιαλός) hatte. Was die Griechen für Etymologen waren, ist weltbekannt, und der vorliegende Fall ist leicht zu durchschauen; ganz etwas Ähnliches ist, daß Pausanias (VIII, 26, 1) das arkadische Heräa von einem Gründer Heräeus ableitet, es mag sich noch so laut als Stadt der Hera zu erkennen geben. Wie leicht aber mögen die Griechen aus wirklich uralten, vorgefundenen Namen irgend etwas herausgehört haben, das erst durch unbewußte Umbildung derselben hineingekommen war, bis man z. B. glaubte, Kureten seien soviel wie Geschorene, Akarnanen dagegen Ungeschorene? Über eine Etymologie war das Altertum vielleicht wirklich im klaren: der große Theseus ist der „Feststeller", und man hat seinen Namen immer irgendwie von τίθημι abgeleitet. Anderes können wir gern preisgeben, wenn z. B. der erste König des später durch die Wettkämpfe bei Olympia so berühmten elischen Landes Äthlios (Kampfpreismann) geheißen haben soll, wenn aus Nauplia (Schiffszufahrt) ein König Nauplios entsteht und wenn vollends aus der delphischen Amphiktyonie (Umwohnerschaft) ein ganz unmöglicher Heros Amphiktyon erwächst.

Wären nun die vielen Namen — gleichviel welchen Ursprungs — wenigstens durchschnittlich in einer ernstgemeinten genealogischen Folge überliefert, so würden sie Urkunden sein für das, was man über Abstammungen und Wanderungen dachte. Allein neben den

bekannten, durch bestimmte Lebensereignisse charakterisierten Personen der heroischen Zeit treten in den Genealogien ganze Scharen auf, welche nur um ihres Namens willen vorhanden sind, und bald meldet sich die Überzeugung, daß man einer schrankenlosen Willkür, ja einer völligen Gleichgültigkeit gegen das Geschehene, einer ungescheuten Fiktion gegenüberstehe. Ließe man auch z. B. bei Apollodor die großen Stammtafeln des ersten Buches als wirkliches Exzerpt, als Niederschlag der epischen Dichtung passieren, so gibt es bei ihm andere Tabellen, wie (III, 12) die des Herrscherhauses von Troja, (III, 10) die der Tyndariden u. a. m., in welchen die Namen, zum Teil bloße Örtlichkeiten (Gegenden, Flüsse, Gebirge), augenscheinlich aufs Geratewohl gruppiert sind und auf-, ab- und seitwärts ebensogut in einer ganz anderen Ordnung stehen könnten, und ebendasselbe gilt auch öfter von Diodor und von Pausanias, z. B. von seiner großen arkadischen Stammtafel (VIII, 3, 1). Bei Konon (c. 10) und bei Parthenios (c. 6) wird z. B. der Mythus von der Pallene so erzählt, daß eine beliebige Anzahl von Örtlichkeiten der berühmten Halbinsel dieses Namens und ihrer Umgebung irgendwie als handelnde Menschen darin auftreten. Schon beim ersten Anblick wird man darauf verzichten, in den hier vorkommenden Verwandtschaftsgraden, in Sohnschaft, Geschwisterschaft, Enkelschaft ein wirkliches Früher oder Später oder Nebeneinander von Stämmen, eine wirkliche Zeitfolge der Gründung der als Personen genannten Städte ausgesprochen zu finden, und auch in den hier vorkommenden Gegnerschaften wird man kaum hie und da einen wirklichen alten Gegensatz erkennen wollen. Lücken des Zusammenhanges sind oft sichtbarlich mit den liederlichsten Füllstücken ausgeflickt, welchen man die bloße Ausrede ansieht. Wenn z. B. Kreter, als Erstlinge dem Gott geweiht, nach Delphi gesandt werden, von dort aber sich nach Japygien aufmachen, so wird zwischenhinein bemerkt, sie hätten eben in Delphi kein Auskommen gehabt. Wenn eine mythische Frau ihrem Heros davongeht und in einem anderen Land eine neue Linie gründet, so heißt es, sie habe den Mann verlassen „wegen Unverträglichkeit des Charakters". Wie laut einer späteren Sage Danaos seinen mordberüchtigten Töchtern dennoch Männer verschafft habe, ist bei Pausanias (III, 12, 2) nachzulesen. Die Stadt Kyrnos auf dem karischen Chersones ist von dem gleichnamigen argivischen Heros nur deshalb gegründet, weil derselbe, von König Inachos von Argos zur Aufspürung von dessen verlorener Tochter Io ausgesandt, dieselbe nicht auffinden konnte und sich daher nicht mehr nach Hause getraute.

Vielleicht wird man das massenhafte willkürliche Genealogisieren gern auf müßige, nachalexandrinische Skribenten, ja auf ganz späte Fälscher beschränken wollen. Allein dieselben hatten erlauchte Vorgänger. Wie frischweg improvisiert Äschylos in den Schutzflehenden

(V. 312 ff.) folgende Stammtafel: Von Zeus und Io stammte Epaphos, von diesem Libye, von dieser Belos, von diesem Danaos und Ägyptos. Und im Grunde hat es schon die alte epische Dichtung nicht genauer genommen. Bei wie vielen Helden der Ilias wird rasch eine Abstammung miterzählt, welcher man das Extemporieren deutlich anhört. Man wird nun einsehen, weshalb oben die Anordnung sogar der Stammtafel Hellens und seiner Söhne nicht ernst genommen worden ist. Die Genealogie ist für die moderne Zeit eine mühsame kritische Arbeit, für die Griechen war sie ein Vergnügen und vernachlässigte selbst die mythischen Tiere nicht, wie man denn überzeugt war, daß das krommyonische Schwein, welches von Theseus erlegt wurde, die Mutter des kalydonischen Ebers gewesen.

Es war aber auch nicht bei allen alten Völkern so, wie bei den Griechen. Die Stammtafel im zehnten Kapitel der Genesis — mag sie hebräische oder eher entlehnte phönizische Kunde enthalten — ist das Ergebnis der ernsthaftesten Anstrengung, in einer Übersicht alles zu vereinigen, was man über Zusammenhänge der Völker irgend ermitteln konnte. Wie deutlich ist Babel als Ausgangspunkt für Ninive, Sidons höheres Alter gegenüber den Binnenvölkchen, der nahe oder fernere, mit Gunst oder Abgunst betrachtete Verwandtschaftsgrad der Nachkommen Abrahams ausgesprochen; wie drängt sich das Gefühl auf, daß man es mit einem Aktenstück zu tun habe!

Gewiß ist kein Name zu viel darin. Für die Griechen dagegen hatte, schon abgesehen von aller Genealogie, das Improvisieren und Rezitieren einer Fülle von Namen einen großen, unabhängigen Reiz, wovon später einmal die Rede sein soll. Das Aufzählen, heute wie das Genealogisieren der ernsten, mühsamen Wissenschaft zugewiesen, erfüllt die epischen und theogonischen Dichter mit Wonne, und wer sich diese Tatsache recht gegenwärtig hält, wird nicht nur die Stammtafeln eines Apollodor dem größten Teile nach auf sich beruhen lassen, sondern vielleicht sogar den Schiffskatalog im zweiten Gesang der Ilias nicht mehr so ganz ernsthaft nehmen. Und neben diesem allem ist doch gewiß nicht zu leugnen, daß hie und da alte Königsreihen und Genealogien erhalten waren, welche buchstäbliche Wahrheit enthielten.

Bekanntlich suchten die späteren Griechen ihrem mythischen Altertum auch chronologisch beizukommen, und da viele Leute von Göttern und Heroen abzustammen glaubten, mochte irgendeine Berechnung der Urzeiten sehr erwünscht sein; die Stammtafeln aber waren wohl oder übel noch vorhanden und Hekatäos von Milet glaubte z. B. im sechzehnten Glied von einem Gott abzustammen. Allein in Griechenland war keine Kaste von alters her für die Chronologie verantwortlich gewesen; das Schreiben blieb lange rar, und das bürgerliche Jahr war überall verschieden und oft sehr un-

genau berechnet; was man dann über den Beginn der Olympiadenrechnung (776 v. Chr.) aufwärts mit Hilfe von alten Verzeichnissen der argivischen Herapriesterinnen, der Könige und Archonten von Athen, Sikyon, Argos usw. ermitteln konnte, mag wenig sicher gewesen sein. Da fand sich eine ergänzende Aushilfe, indem man nach Generationen rechnete, und auf diesem heroischen Wege wird wohl Herodot zu seiner Annahme (II, 145) gelangt sein, daß Dionysos 1600, Herakles 900, Pan (als Sohn des Hermes und der Penelope) 800 Jahre vor ihm gelebt haben möchten. (Er rechnete die Generation [II, 142] zu etwa 33 Jahren, obwohl ihm ein Beispiel [I, 7] bekannt war, da eine Reihe von 22 Generationen nur einen Durchschnitt von ungefähr 23 Jahren ergeben hatte.) Es machte ihm keine Sorge, mythische Erzeugungen, welche ja oft nur eine Hülle für das Verhältnis von Ursache und Wirkung, jedenfalls aber etwas außer aller Rechnung Liegendes sind, mit der durchschnittlichen Dauer eines Menschengeschlechtes in Verbindung zu bringen. Ein anderes Beispiel, aus welchem man den Humor dieser Angelegenheit kennenlernen mag, bietet etwa Isokrates in seiner Rede „Busiris" (§ 8, 36 f.), wo er einen Gegner heruntermacht mit dem chronologischen Beweise, daß Herakles den Busiris nicht könne getötet haben, indem Herakles vier Generationen jünger, Busiris dagegen 200 Jahre älter gewesen als Perseus. Wir wissen jetzt, daß Herakles ein göttliches Wesen und Busiris ein bloßes Schreckgebilde der griechischen Phantasie war. Isokrates dagegen zermalmt seinen Widersacher mit den Worten: „Aber dir ist nichts an der Wahrheit gelegen, sondern du folgst den Lästerungen der Dichter." — Immer von neuem muß man gegen den naheliegenden Irrtum ankämpfen, als müßte ein so gescheites Volk wie die Griechen auch etwas wie Kritik gehabt haben. Wohl hingen sie mit dem größten Eifer an dem Einzelnen und Lokalen der Urzeit, aber ihr antiquarischer Sinn hat es über den mythischen Gesichtskreis nicht weit hinausgebracht.

Mit Hilfsmitteln und Methoden dieser Art scheint dann, etwa um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christi, die sogenannte parische Marmorchronik zustande gekommen zu sein, das Unternehmen eines gelehrten Privatmannes, worin von Deukalion an eine große Reihe rein mythischer Ereignisse und Personen, mit Jahreszahlen versehen, auftreten: Ares und Poseidon vor dem Areopag, Kadmos in Theben, die Danaiden in Griechenland, Erichthonios, Minos, Demeter und Triptolemos als Lehrer des Ackerbaues usw. Nicht sehr viel später berechnete dann Eratosthenes in seiner Chronographie wenigstens das Jahr der Einnahme von Ilion, welches bekanntlich nach seiner Annahme auf 1184 vor Christi herauskommt, nebst einigen anderen Hauptdaten bis auf den Beginn der Olympiadenrechnung. Auch er wird selbst bei seinem mäßigen Ziel an der Zeitbestimmung nach Generationen

schwerlich vorbeigekommen sein, und andere zählten die Jahre seit Trojas Fall beträchtlich anders.

Für alle alte Kunde hatte man immer nur den Mythus und dessen Stimme: das Epos, die wissenschaftliche Kalamität begann später damit, daß man dies nicht anerkennen wollte und den Homer durchaus als Urkunde behandelte, auch gegenüber von jeder anderweitigen alten ethnographischen Aussage. Eine solche muß entweder vor ihm weichen oder mit ihm in Einklang gebracht werden. Strabo, welcher beständig homerisiert und vom nachhomerischen Zeitalter bis auf die Perserkriege so weniges meldet, legt einmal (IX, 5) die sonstige Ur-Ethnographie von Thessalien mit der Herrschaft Achills, wie sie bei Homer vorausgesetzt wird, nach Kräften durcheinander; man wird vorzüglich bei ihm (vgl. VII, 3, und VIII, 3) inne, wie stark die Überzeugung von Homers Genauigkeit war, wie jedes Städtchen die Ambition hatte, in der Ilias als ἐϋκτίμενον πτολίεθρον (wohlgegründete Stadt) erwähnt zu sein, und wie man den Dichter etwa auch korrigierte, bis er bekannte, was man haben wollte. Wer unter den Antiquaren ganz besonders dem Homer folgte, hieß dann wie mit einem Ehrentitel ὁμηρικώτερος (homerischer). Endlich wurde auf das unbefangenste eine Anzahl Ereignisse, die in der mythischen Zeit nicht mehr unterzubringen waren, an deren offiziellen Schluß angeheftet, nämlich an die νόστοι, die Sagen von den Irrfahrten der Helden nach der Einnahme von Troja; waren doch nicht bloß Odysseus und Diomed, sondern auch Menelaos, Kalchas und von den Troern Äneas und Antenor noch weit in der Welt herumgekommen, so daß ihnen noch manche Städtegründung zugeschrieben werden konnte. Uralte Verbreitung griechischen Volkstums an italischen und asiatischen Küsten war unleugbar, der Mythus aber war der große allgemeine geistige Lebensgrund der Nation, und an ihm keinen Teil zu haben, galt, wie es scheint, als ein Unglück. So wurde Diomed der Herr des Adriatischen Meeres, wie Achill der des Pontus (ποντάρχης), und wo man sonst keinen Rat wußte, da mußte einst Herakles, „der Herr des Westens", angekehrt sein. Gerade in solchen Außenlanden war dann der Heroenkult ein überaus eifriger.

Und bei den Dichtern begehrt auch die Geographie eine mythische zu bleiben, während bereits exakte Länderkunde in reichlichem Maße vorhanden ist. Nachdem der Pontus längst von griechischen Kolonien gewimmelt, und schon nahe an der Zeit des Herodot und der meisterhaften Ethnographie von Sizilien bei Thukydides (VI, 2 f.) bietet Äschylos im Prometheus noch die wunderbarste Fabelgeographie, die echteste mythische Traumwelt. Dieselbe schöne Fabel, welche in ganz Griechenland Gebirge, Täler und Küsten mit ihren Gestalten und Geschichten belebte, schuf auch das Bild der Außenvölker, anzufangen mit jenen Amazonen, welche mit

Antiope, Hippolyte und Penthesilea auch in das Leben der hellenischen Heroen so wundersam eingreifen. Gerade diesen herrlichen oder schauerlichen Außenrand ihrer Welt haben sich die Griechen am längsten nicht wollen nehmen lassen.

Wie fraglich es auch mit dem eigentlichen Wissen von der Urzeit bestellt sein mochte, der Mythus als eine gewaltige Macht beherrschte das griechische Leben und schwebte über demselben wie eine nahe, herrliche Erscheinung. Er leuchtete in die ganze griechische Gegenwart hinein, überall und bis in späte Zeiten, als wäre er eine noch gar nicht ferne Vergangenheit, während er im Grunde das Schauen und Tun der Nation selbst in höherem Abbilde darstellte.

Auch andere Nationen haben ein ähnliches Abbild ihrer selbst in Gestalt ihrer Götter- und Heroendichtung besessen. Ob Inder, Perser und Germanen einst ebenso innig oder noch inniger zu ihrem Mythus standen, mögen Kenner entscheiden; vielleicht haben die großen herrschenden Orthodoxien des Orients und Ägyptens, welche lauter Folgen späterer Entwicklungen sind, mancher alten Götter- und Heldensage das Leben geraubt, ja die Phantasie des Volkes im wesentlichen auf das Märchen reduziert, jedenfalls aber genossen die Griechen ganz besondere Vorteile. Sie waren noch beinahe im ersten Stadium ihrer Geschichte; es war noch keine große Katastrophe über eine bereits entwickelte Kultur bei ihnen ergangen; keine Völkerwanderung — denn die Wanderungen, von welchen wir wissen, vollzogen sich innerhalb des Volkes selbst; keine Mischung, welche ein älteres Leben gebrochen und dessen Andenken verdunkelt hätte; keine Religionskrise, welche eine Systematisierung des Glaubens, eine Orthodoxie würde herbeigeführt haben; endlich keine weltliche Knechtung. Dazu das merkwürdige Glück, daß der hellenische Mythus, in völlig naiver Zeit geboren, doch in seiner reichsten Vollständigkeit in eine schreibende und dann sogar in eine sehr literarische Zeit hineinreichte und in großer Fülle fixiert werden konnte.

In Platos Timäus (p. 22, a) sagt der hochbejahrte saitische Priester zu Solon: „Ihr Hellenen seid immer Knaben, es gibt keinen Hellenen, der ein Greis wäre, ihr seid alle jung an der Seele, weil ihr keine urtümliche Kunde, keine alte Lehre, kein altersgraues Wissen besitzet.“ Es ist völlig richtig, daß die Griechen statt gelehrter Kunde und gelehrten Wissens, womit die Ägypter heimgesucht waren, ein wirkliches Mitleben ihrer Vorzeit genossen, wie kaum ein anderes Volk. Später natürlich, als auch sie eine wissenschaftliche Nation geworden waren, wurde der Mythus auch bei ihnen eine Sache der Gelehrsamkeit und der Kontroverse und lebte als eine zweite Geschichte fort; man stritt darum, wie dieser und jener Heros verwandt gewesen und wer wen im Kampfe erlegt habe und verglich die Varianten; noch die spätesten Scholiasten,

wie Eustathios, Tzetzes usw., scheiden bessere und geringere Autoritäten. Und die Römer, welche den griechischen Mythus wie eine ihnen geschenkte Welt übernommen hatten, memorierten daran im Schweiße ihres Angesichtes und beluden ihre Poesie damit; Kaiser Tiberius, zwischen Ernst und Hohn, vexierte seine Grammatiker mit wissenschaftlichen Fragen, wie folgende: Wer war die Mutter der Hekuba? Wie hieß Achill unter den Mädchen auf Skyros? Was pflegten die Sirenen zu singen? Tiberius hätte übrigens einen nicht viel jüngeren Zeitgenossen finden können, der ihm kaum eine Antwort schuldig geblieben wäre; Ptolemäus Hephästion behauptet, fünf Namen zu wissen, welche Achill auf Skyros geführt, ferner die Namen der Mentoren des Odysseus, Achill, Patroklos usw. und noch vieles andere dieser Art. In den ganz späten Zeiten, da man die Gestalten des Mythus nicht mehr auf der Szene sah und kaum mehr malte und meißelte, ja zur Zeit des herrschenden Christentums beschäftigte sich damit die gelehrte Poesie eines Nonnos, und vollends hat die Schulrhetorik dies Substrat gar nicht aus den Händen lassen wollen. Parallelen des Ruhmes werden gezogen z. B. zwischen Odysseus und Nestor; Lob- und Tadelreden auf sie werden losgelassen; Rechtshändel werden für und gegen Gestalten des Mythus geführt, pathetische Deklamationen in entscheidenden Augenblicken ihnen in den Mund gelegt; wir vernehmen, was Kassandra sagen würde beim Einzug des hölzernen Rosses in Troja, oder Agamemnon im Moment seiner Ermordung, Herakles beim Besteigen des Scheiterhaufens, Menelaos bei der Nachricht vom Tode seines Bruders u. dgl. m. Wie aber die Volksphantasie noch unter den Kaisern bei irgendeinem Anlaß in mythische Wallung geraten konnte, erhellt aus einer Geschichte, welche Pausanias (I, 35, 6) als Zeitgenosse erzählt. Zu Temenu Thyrai im oberen Lydien wurde ein Hügel durch Regengüsse zerwühlt, und es kamen Gebeine zum Vorschein, der Form nach von menschlicher Bildung, aber im Maßstab größer. Sofort verbreitete sich die Rede unter der Menge, die Leiche sei die des Geryones, Sohn des Chrysaor, und ihm gehöre auch der Thron, denn es fand sich dort an der Felsstirn eines Berges ein Thron gearbeitet; und nun sollte auch der dortige reißende Strom der Okeanos sein; auch hieß es, einige hätten beim Pflügen Rindshörner gefunden, Geryones aber hatte vorzügliche Rinder aufgezogen. Pausanias warf den Leuten ein, Geryones gehöre nach Gadeira, und die lydischen Ortsexegeten machten geltend, der Tote sei Hyllos, der Sohn der Gäa; nach diesem hieße ja der Fluß, den man schon Okeanos nennen wollte, und schon Herakles habe wegen seines Aufenthaltes bei der Lydierin Omphale nach dem Fluß seinen Sohn Hyllos genannt.

Lassen wir diese zum Teil wunderlichen Proben von der Lebenszähigkeit des Mythus; seine volle und glänzende Herrschaft übte er in der Blütezeit der Griechen, ja man könnte sagen, daß letztere

ungefähr so lange auf ihrer Höhe bleibt, bis die Abwendung vom Mythus beginnt. Mit ihrem Mythus hatten sie ihre Jugend verteidigt.

In diesen früheren Zeiten sind die Griechen a priori mythisch gesinnt; sie scheinen eben erst aus dem Traume ihrer Fabelwelt zu erwachen. Unsere Absicht in betreff unserer Vorzeit geht immer auf das Exakte, woran ihnen so gar nichts gelegen war, weil die Gegenstände nicht als außer ihnen liegende gewußt werden mußten, sondern geschaut wurden und insgeheim die Schöpfung des schauenden Volkes selber waren; daher die Freiheit der Auffassung, indem jeder sah, so weit seine Augen trugen.

Stark muß die Herrschaft des Mythus auch durch die Polis als Lebensform der Nation und durch die Aöden gefördert worden sein. In den deutschen Bevölkerungen, wie sie sich nach der Völkerwanderung befestigt hatten, mag wohl neben dem Götterglauben und neben der jeweiligen Stammsage auch eine dunkle Heldensage als imaginäre Geschichte der Nation bis zu einem gewissen Grade die Geister beherrscht haben, und deren Hauptgestalt war wohl Dietrich von Bern. Auch hier mögen Sänger die Hauptvermittler gewesen sein und auf den Schlössern des Adels schon früh verkehrt haben. Allein ländliche Bevölkerungen, wie diese fast ohne Ausnahme waren, tragen dergleichen nicht elastisch weiter wie die städtischen der Poleis, sondern sie begnügen sich mit der allgemeinen Anregung der Phantasie, welche vom Bilde großer Gestalten und fabelhafter Zustände ausgeht. Bei den Griechen dagegen sind die Zuhörer bereits sehr vorherrschend städtische Bevölkerungen und — wie man wird zugeben müssen — begabt mit einer abnormen Anlage für das Aufnehmen und Weiterbilden des Vernommenen sowie mit der Kraft und dem Willen, sich permanent damit zu beschäftigen, und diese waren dasjenige Publikum, das für die Kunst der Aöden den richtigen Boden abgeben konnte. Ohne die Aöden aber wäre die Verbreitung derjenigen Sagen, welche jetzt die allgemein griechischen wurden, nicht denkbar. Die örtlichen Stadtmythen, wie sie in Verbindung mit alten Tempelkulten vorlagen, hätten sich wohl auch von selbst behauptet, schwer aber würde es sich ohne die Sänger erklären lassen, daß Argofahrt, kalydonische Jagd, Ödipodie bei gar keinem oder nur minimem historischen Kern für alle Griechen gleichmäßig zu historischen Vorgängen wurden, und zwar zu solchen, für die man sich bei weitem stärker und länger interessiert hat als für alles später wirklich Geschehene, und daß eine nicht zu alte Gesamterinnerung der Nation, der Krieg von Ilion, die Basis, den unteren Abschluß dieser gesamten Gestaltenwelt abgeben konnte. Dazu, daß der Nation alle ihre historischen Persönlichkeiten viel gleichgültiger und weniger bekannt waren als Theseus, Meleager, Pelops, die Atriden usw., mag freilich der Umstand beigetragen haben, daß eine historische

Persönlichkeit nur einer von allen anderen gehaßten Polis angehörte. Aber dies galt ja im Grunde auch von den meisten mythischen Personen und dennoch wurden sie allbekannt durch den epischen Gesang.

Und nun wurde Jahrhunderte hindurch, während der ganzen Zeit der sogenannten Zykliker, das Gewonnene vervollständigt und umgebildet, d. h. wo sich irgend wirkliche Geschichte hätte emporrichten mögen, wurde sie niedergerungen durch die fortwachsende Sage bzw. Erfindung, welche allmählich jede Ritze verstopfte, durch welche das Exakte hätte eindringen können. Und auch das Tatsächliche, was sich behauptete, wurde nur im Geiste des Mythus geschaut und weiterberichtet; auch, was Geschichte war, geriet unter die Gesetze einer lange Zeit nur mündlichen, nur poetischen Überlieferung. Wo eine echte Genealogie überliefert war, ist sie umsponnen und in kritischen Mißkredit versetzt durch massenhaft ersonnene Genealogien, oft nur das Werk später Ortsantiquare; ebenso eine echte ethnographische Kunde durch reine Fabelvölker, wie z. B. die Kentauren und Lapithen, und um die fabelhafte Ethnographie und Geographie festzuhalten, geschieht das Mögliche. So ist denn im Grunde das Erstaunliche nicht sowohl, daß der Mythus sich gegen die Geschichte, sondern daß er sich gegen sich selbst behauptete, d. h. daß Mythen nicht beständig wieder durch andere Mythen verdrängt wurden, mit anderen Worten, daß ein Konsensus möglich wurde, und daß die Aöden da müssen angeknüpft haben, wo ein Vorgänger begonnen bzw. aufgehört hatte.

Der Mythus ist eine allgemeine Voraussetzung des griechischen Daseins. Die ganze Kultur samt allem Tun und Lassen war noch die alte, ursprüngliche, nur allmählich weitergebildet. Von zahlreichen Formen des Lebens kannte man noch den mythischen oder heiligen Ursprung und fühlte sich demselben noch sehr nahe. Das ganze griechische Menschengeschlecht hielt sich für den Erben und Rechtsnachfolger der Heroenzeit; erlittenes Unrecht aus der Urzeit wird noch spät vergolten; Herodot beginnt seine Erzählung vom großen Kampf des Westens und Ostens mit der Entführung der Io, und der Perserkrieg ist eine Fortsetzung des Trojanischen. Ja, als später (396 v. Chr.) Agesilaos sich wieder zum Kampfe gegen Persien erhob, fuhr er ohne weiteren Anlaß nach Aulis, nur um dort ein feierliches Agamemnonsopfer zu bringen, wobei er freilich durch einen Überfall thebanischer Reiter aufs ärgerlichste gestört wurde. Verdienste der Vorfahren aus der Urzeit werden in offizieller Verhandlung geltend gemacht; vor der Schlacht bei Platää rühmen sich die Athener, indem sie den Vorstreit vor den Tegeaten begehren, ganz unbefangen damit, daß sie einst die Herakliden beschützt, die Amazonen besiegt, die sieben gegen Theben gezogenen Heroen bestattet, im Trojanischen Krieg tapfer gekämpft und erst ganz zuletzt, daß sie auch die Schlacht von Marathon gewon-

nen. Daß die athenischen Grabreden auf gefallene Mannschaften solche Themata immer von neuem vorbrachten, versteht sich von selbst. Nur Perikles in seiner Bestattungsrede hat es gewagt, diese mythischen Verdienste wegzulassen und sich bloß auf die noch wirkenden Kräfte Athens zu berufen. Noch beträchtlich später, im 4. Jahrhundert, machten die Pisaten „mythische und alte Beweise" dafür geltend, daß die Abhaltung des olympischen Festes ihnen und nicht den Eliern gehöre; damals erhob sich (unter Epaminondas) Theben in erneutem „Selbstgefühl wegen der Auszeichnung der Vorfahren in den heroischen Zeiten" und lange hernach bewies Philomelos das alte Eigentumsrecht der Phokier auf Delphi aus zwei homerischen Versen. In jener Zeit sandten einst die Athener, erbost über das Bündnis von Theben mit Argos, zu einem Tage nach Arkadien den Redner Kallistratos, welcher nun jenen beiden Städten den Ödipus und Orestes zum Vorwurf machte; da stand Epaminondas auf und sagte: „Wir geben zu, daß bei uns ein Vater- und in Argos ein Muttermörder gewesen ist, wir haben aber beide vertrieben und die Athener sie aufgenommen!" Noch vor dem tiberianischen Senat verteidigten die kleinasiatischen Tempel ihre Asylrechte mit den urältesten Erinnerungen, und das Artemision von Ephesos ließ geltend machen: In seinem Hain seien die Kinder der Leto zur Welt gekommen; später habe sich dort Apoll vor dem Zorne des Zeus geborgen; in diesen Räumen habe der siegreiche Dionysos die Amazonen begnadigt; durch Herakles als Sieger über Lydien sei dann der Tempeldienst herrlicher geworden. Als die Megarer dem großen Alexander das Bürgerrecht zudekretierten, lachte er; sie aber sagten, sie hätten es bisher niemandem geschenkt als dem Herakles. Auch die Spartaner beriefen sich auf diesen ihren Stammheros und dessen Söhne, die Herakliden, im Kriege wie bei Staatsbeschlüssen. Alte Trachten und Gebräuche genießen einen wahren Schutz, indem man sich auf deren mythischen Ursprung beruft.

Wie ernst es mit dieser Art von Überlieferung genommen wurde, erhellt daraus, daß noch spät etwa auf einer Familie ein Fluch lag, welchen mythische Ahnen ihr einst zugezogen. Das große Geschlecht der Ägiden in Sparta, welches vom labdakidischen Königshaus von Theben abstammte, hatte das Unglück, daß ihnen die Kinder wegstarben; da errichteten sie auf ein Orakel hin ein Heiligtum für die Erinnyen des Laïos und des Ödipus, worauf die Kinder weiterlebten. Pindar glaubt, den Theron von Agrigent, welcher von demselben fluchbeladenen Hause seine Familie ableitete, mit der Erwägung trösten zu müssen: was mit Recht oder wider Recht geschehen, könne die Allmutter Zeit nicht ungeschehen machen, aber mit seligem Glücke stelle sich wohl Vergessen ein. Wo es aber nicht einzelne Familien betraf, dachte man hierüber anders, und Städte, in welchen sich die furchtbarsten Mythen

begeben, hätten sich dieselben um keinen Preis mehr nehmen lassen. Dio Chrysostomus in seiner Rede über die Nichteinnahme von Troja redet die Ilienser folgendermaßen an: „Es soll mich nicht wundern, wenn auch ihr, Männer von Ilion, eher dem Homer glaubt, der so schlimm über euch gelogen, als meiner Wahrheit, und wenn eure Kinder von frühe an Gedichte lernen müssen, die nichts als Verwünschungen über eure Stadt enthalten. Käme ich nach Argos, so würde man dort ebenso Atreus und Thyestes nicht aufgeben wollen und mich am Ende aus der Stadt treiben. In Theben freuen sich die Leute, daß Heras Zorn ihnen die Sphinx brachte, welche ihre Söhne fraß, und daß Ödipus den Vater tötete, die Mutter heiratete und dann geblendet herumirrte usw. Denn so sehr ist das Gemüt der Menschen von Ruhmsucht zerrüttet, daß sie lieber durch das größte Unglück berühmt, als ohne Unglück obskur sein wollen."

Ganz besonders lehrreich ist die Urgeschichte von Athen, weil sie die doppelte Strömung des Mythischen so deutlich verrät; einerseits nämlich ragt dasselbe von selbst in die Gegenwart herab, während anderseits die geschichtliche Entwicklung sich gewaltsam in den Mythus hinaufdrängt. Attika war reich an ererbtem Uraltertum, wie denn schon z. B. fast alle Gerichtshöfe von Athen noch mit der Sagenwelt zusammenhingen, anzufangen vom Areopag, wo einst Ares wegen Tötung des Halirrhothios gerichtet wurde; eine ganze Anzahl von erblichen Priestertümern rühmte sich urzeitlicher Stiftung. Außerdem lebte eine alte, zum Teil offenbar kulturmythische Vorgeschichte des Landes weiter, welche sich an die Namen Kekrops, Amphiktyon, Erichthonios, Pandion, Erechtheus, die Metioniden usw. anknüpfte. Allein dies alles wird gekreuzt und zum Teil überflüssig gemacht durch die Gestalt des Theseus. Dieser nämlich ist wohl von der einen Seite ein echter mythischer Heros der gesamthellenischen Sage, von der anderen aber ein Inbegriff der attischen Staatsentwicklung, deren ganz späte Züge noch in sein Tun und Leben hineinverlegt werden. Bekanntlich gibt es bei Plutarch zwei Biographien, welche wesentlich solche Verdichtungen (Kondensationen) aus seitherigen Erlebnissen ganzer Völker sind: die des Lykurg und die des Theseus. Aber sehr lange vor Plutarch war schon bei Xenophon das Bild des Lykurg eine Aufsummierung der spartanischen Entwicklung geworden, und ebenso das Bild des Theseus ein Spiegel der attischen, schon bei Thukydides (II, 15), Isokrates und Aristoteles. Theseus beginnt nun seine politische Laufbahn, indem er die ersten Vorbedingungen für das Dasein desselben Staates schafft, welcher laut den übrigen Sagen doch schon so lange vorhanden ist: er räumt schreckliche Tiere und Verbrecher weg; dann sammelt er die in Attika zerstreut Wohnenden, die bisher sich nie gemeinsam, sondern nur ortsweise beraten, ja sich bekriegt hatten, zu einer Polis und stiftet die fest-

Mädchenfigur
Athen, Akropolismuseum

Odysseus erschießt die Freier. Becher
Berlin, Staatliches Museum

Amphora. Kampf des Herakles mit Acheloos
London, Britisches Museum

liche Darstellung der ganzen neuen Bürgerschaft, die Panathenäen, sowie als Vereinigungsfest die Met- (oder Syn-) ökien. Sowie er aber einst bereits den marathonischen Stier erlegt haben sollte, um sich beim Volke einzuschmeicheln, so war er nun der erste, welcher sich zur Masse hinneigte, indem er das Königtum niederlegte. Während seiner Gefangenschaft im Hades macht ein Erechthide, Menestheus, ebenfalls ein Volksschmeichler, eine Revolution. Theseus bei seiner Heimkehr findet dann alles verändert und den Demos völlig verdorben, will die Herrschaft wieder ergreifen, gerät in große Wirren, übt vergeblich Gegendemagogie und zieht endlich, verdrossen fluchend — man zeigte noch den Fluchfleck, wo dies geschehen —, von dannen nach Skyros, wo ihn dann Lykomedes vom Fels stürzt. — Wenn sich später jemand nach dem Ursprung irgendeiner Einrichtung erkundigte, und wären es die zwei Obolen gewesen, welche die Schatten an den finsteren Fährmann zu bezahlen hatten, erhielt man leicht die Antwort: Theseus hat es so eingeführt. Der reichverschlungene Geranostanz war eine Erinnerung an die Windungen des Labyrinths; ihn tanzten einst zum erstenmal nach der Tötung des Minotaurus Theseus und Ariadne mit den geretteten Knaben und Mädchen. Und ähnlich wird überall in Griechenland das Alltägliche auf anmutige Weise an die Urzeit angeknüpft worden sein.

Daß aber wirklich ein tieferer idealer Zusammenhang im Gesamtleben einer Stadt, eines Volkes vorhanden sei, hat das spätere Altertum ebenfalls geahnt. Die Schrift des Plutarch „Von der späten Rache der Gottheit" ist eine Sammlung von Taten der mythischen Zeit, welche gesühnt oder gebüßt werden durch die Nachkommen, zum Teil bis auf die Tage des Schriftstellers selbst, und insofern sind es nur weitere Belege zu der häufigen Ableitung des Vorhandenen aus grauer Vorzeit. Aber zwischenhinein ermannt er sich zu dem tiefsinnigen Worte: „Denn eine Polis ist eines und ein Zusammenhängendes!" — und alle Griechen wußten, daß die Vergehen der Vorfahren heimgesucht werden an den Nachkommen.

Freilich, daß bei der besten Absicht, die Gegenwart mit der fernsten Vergangenheit zu verbinden, die genaue, buchstäbliche Kenntnis der letzteren besonders hätte gedeihen sollen, wäre eine törichte Erwartung. Keine Kritik vermag das von einem kräftigen Sinn im Jugendalter der Nation Zusammengeschaute sicher in seine Bestandteile zu zersetzen und im Grunde darf man sich hierüber beruhigen. Nicht nur mythische, sondern noch viel spätere Ereignisse sind hier solange in der Erzählung umgestaltet worden, bis sie typisch, sprechend, charakteristisch lauteten. Unsere Erkenntnis, daß sich dies so verhalten habe, ist für unser Urteil über die Griechen auch etwas wert.

Es hat also eine Nation gegeben, welche ihren Mythus als ideale Grundlage ihres ganzen Daseins mit höchster Anstrengung ver-

teidigt und um jeden Preis mit den sachlichen Verhältnissen in Verbindung gesetzt hat. Nicht nur die Geschichte hatte es schwer, dagegen aufzukommen, dieselbe Nation hat auch kein historisches Drama auf ihrer Szene dulden mögen und das historische Epos, d. h. die epische Behandlung einer relativ nahen Vergangenheit nur wenig gepflegt.

Diese Nation gilt nur für „klassisch" im Gegensatz zu aller „Romantik". Wenn aber Romantik soviel ist wie beständige Zurückbeziehung aller Dinge und Anschauungen auf eine poetisch gestaltete Vorzeit, so hatten die Griechen in ihrem Mythus eine ganz kolossale Romantik zur allherrschenden geistigen Voraussetzung. Hat die germanische und keltische Heldensage den Horizont des späteren Mittelalters auch nur annähernd so beherrscht?

Wenige Stellen unseres Abendlandes gibt es noch, an welchen eine Erinnerung aus unseren Heldensagen haftet, und auch vom Untersberg, vom Hörselberg, vom Eckartsberg, vom Wasgenstein würden wir ohne die Hilfe gelehrter Sammler kaum etwas wissen. Wohl spukt es noch an manchen Orten, aber die Sagen, welche dazu erzählt werden, gehören nur dem Volksaberglauben an oder lassen sich doch nur sehr schwer mit unserem ehemaligen Göttermythus und Heldentum zusammenbringen. Griechenland dagegen wimmelte von klassischen Stellen und wohlerhaltenen sichtbaren Erinnerungen, welche sich teils auf den allgemein hellenischen, teils auf den lokalen Mythus bezogen.

Zunächst hatte an jeder Stelle des Landes der ganze, oft so umfangreiche örtliche Götterkult das Bestreben, seine Ursprünge so alt und ehrwürdig als möglich zu machen, wozu noch die zahllosen Kulte von Ortsheroen kommen, an ihrer Spitze derjenige, welcher als Gründer (κτιστής) der betreffenden Stadt galt. Dann äußerte sich überall der die Landschaft beseelende Polydämonismus, und wäre es auch nur geschehen durch eine Sage von der Liebschaft eines Baches mit einer Meeresgöttin. Auch das entlegenste Heiligtum wollte eine Erinnerung aus der Urzeit besitzen; beim messenischen Kardamyle lag am Strande ein geweihter Raum (τέμενος) der Nereiden; dort waren sie einst aus dem Meere gestiegen, um Pyrrhos, den Sohn Achills, den Enkel ihrer Herrin Thetis, zu sehen, als er nach Sparta zur Hochzeit mit Hermione ging. In den berühmteren Städten, z. B. in Athen und Theben, zeigte man noch eine ganze Anzahl von Wohnungen mythischer Personen, der massenhaft vorhandenen Gräber nicht zu gedenken; ja es könnte sein, daß man Hünengräber (χώματα) eines vorgeschichtlichen Urvolkes für den griechischen Mythus usurpiert hätte, wie man denn z. B. diejenigen im Peloponnes für Gräber der phrygischen Gefährten des Pelops zu erklären pflegte.

Namentlich aber wollte man von jedem mythischen Ereignis die Stelle wissen, wo es sich begeben, und Pausanias hat sich aus

der Aufzeichnung dieser Kunden der Ortsantiquare eine wahre Pflicht gemacht. Gleich in Athen weiß er anzugeben, wo Boreas die Oreithyia entführte, wo Ägeus vom Fels sprang, wo Silenos ausruhte beim ersten Besuche des Dionysos, und so weiter durch die ganze Stadt; auf Salamis kennt er den Stein, auf welchem Telamon saß, als er seinen gegen Aulis und Troja abfahrenden Söhnen nachsah. In Theben am Grabe des Amphion waren die rohen unteren Steine noch dieselben, welche einst der Leier Amphions gefolgt waren. Für Orestes gab es zwischen Megalopolis und Messene einen wahren Stationenweg: hier, hieß es, verfiel er in Wahnsinn, hier biß er sich einen Finger ab, hier wurde er geheilt, hier schor er sich nach der Genesung die Haare usw. Ja, Pausanias wundert sich (IX, 2, 3) am Kithäron förmlich, daß man die Stellen nicht wisse, wo Pentheus in Raserei verfiel und wo Ödipus ausgesetzt wurde. Herakles, die Argofahrer, Ödipus, Odysseus, Äneas waren überall angekehrt und Großes und Kleines wurde an ihr Verweilen angeknüpft; derselbe Herakles, welcher zu Pheneos in Arkadien die Barathra gebaut, hatte im Gymnasion zu Elis auch die Disteln ausgereutet. Für irgendeine auffallende Naturerscheinung wußte man sicher einen mythischen Grund: Wo ein Wasser übel roch, mußte einst ein Kentaur seine Wunde darin gewaschen haben. Auch der bekannte etymologische Eifer der Griechen tat das Seinige: wenn ein Ort Harma (Wagen) hieß, so mußte daselbst Amphiaraos samt seinem Wagen in die Erde verschwunden sein; bei Mykalessos dachte man sogleich an das Muhen des Rindes, welchem einst Kadmos und seine Schar nachgegangen waren. Auch andere Autoren sind reich an Nachrichten dieser Art; Strabo weiß in Korinth die Quelle, wo Bellerophontes den trinkenden Pegasos einfing, und Älian (III, 1) verfolgt ganz genau den heiligen pythischen Weg von Delphi aus bis zu demjenigen Lorbeerbaum im Tal Tempe, wo Apoll nach der Tötung des Python war entsühnt worden. Es gab Erinnerungen, die sogar nicht ganz harmlos waren; der leukadische Fels, von welchem einst in mythischen Tagen der verliebte Kephalos in die Flut gesprungen war, sah noch in später Zeit andere Unglückliche, und wenn die Leukadier alljährlich einen Verbrecher hinunterwarfen, welchen man dabei auf alle Weise zu retten suchte, so geschah dies wohl, damit nicht die den Umwohnern unangenehme Magie des Ortes epidemisch um sich greife, damit gleichsam dem Zwang des Ortes Genüge geleistet sei.

Eine natürliche Folge dieses Hanges nach lokaler Fixierung der Mythen ist, daß dieselben Mythen, besonders von Göttergeburten und Erziehungen oft an verschiedenen Orten lokalisiert wurden, was dann (welches auch der wirkliche Grund davon gewesen sein mag) wiederum zur Häufung der klassischen Erinnerungen beitrug. Neben der Insel Delos gab es unweit vom böotischen Tegyra einen

Apollotempel, in dessen Nähe man den Gott geboren sein ließ. Ein naher Berg hieß hier Delos, und „Palme und Ölbaum" waren hier die Namen von zwei starken, guten und kalten Quellen hinter dem Tempel, welcher einst auch ein Orakel gewesen war. In der Nähe lag das Ptoon, wo die Göttin Leto erschrak (ἀναπτοηθῆναι), als ihr der Bock erschien; auch brachte die Örtlichkeit die Python- und Tityossage mit der Geburt des Gottes zusammen. An verschiedenen Orten wußte man auch von der Geburt des Zeus und der Athene, von der Auferziehung des Hermes, dem Gigantenkampf, der Entführung der Kore, dem Heraufholen des Kerberos, dem Verschwinden des Amphiaraos usw. zu erzählen. Hierzu haben die späten Ortsantiquare gewiß das wenigste beigetragen; vielmehr war eben der Mythus das Allgegenwärtige und das ganze Volk dachte so und wurde hierin längst vom Epos bestärkt.

Ganz anders war es mit der Geschichte. Die Erinnerungen an Großtaten der historischen Zeit sind, einige wenige Schlachtfelder ausgenommen, wo die Totenopfer an den Kriegergräbern das Andenken wachhielten, soviel wie Null; es gab niemandem zu denken, wo einst ein Solon, ein Perikles, ein Demosthenes in entscheidenden Augenblicken möchten aufgetreten sein, während man über die klassischen Stellen der Fabelzeit auf das genaueste Bescheid wissen wollte. Und ebenso war es mit den Reliquien. Zwar gab es solche: Dionysios der Ältere erwarb von den Erben des verstorbenen Euripides um ein Talent dessen Saiteninstrument, Schreibtafel und Griffel und ließ diese Gegenstände, mit Aufschriften versehen, in einem Tempel der Musen als Weihgeschenke niederlegen; und andere Male können Andenken ähnlicher Art als Weihgeschenke der Berühmten selbst in den Tempel gelangt sein, die sich so der Erinnerung empfohlen hatten; aber ganz gewiß zogen in denselben Tempeln die Sehenswürdigkeiten aus der mythischen Zeit aller Augen auf sich. Das in neuester Zeit durch Erwähnung des pergamenischen Altars so berühmt gewordene 8. Kapitel im Liber memorialis des Ampelius zählt eine ganze Menge von Waffen, Gerätschaften, Gewändern und anderen Andenken aus der mythischen Zeit auf, welche — vielleicht noch unter Theodosius — sich in den Tempeln Griechenlands befanden; Pausanias sah noch (III, 3, 6) den Speer des Achill, den Dolch des Memnon (VI, 19, 3), das Schwert des Pelops, das Horn der Amalthea; nur, indem er einmal (IX, 40, 41) alle seine Kritik zusammennimmt, erklärt er unter einer Anzahl von noch vorhandenen Arbeiten des Hephästos einzig und allein das Zeuszepter in Chäronea als wirklich vom Gott der Esse herrührend. Bei dem berühmten Fichtenhain Poseidons vor Korinth sah man noch die ganze verfallene und doch immer wieder hergestellte Argo. Auch Großgriechenland hatte solche Altertümer vorzuweisen, die Pfeile des Herakles im Apollotempel zu Thurioi, das Schmiedegerät, welches zur Errichtung des

trojanischen Pferdes gedient hatte, im Pallastempel zu Metapont. Und bei den Griechen wurden aus solchen Altertümern, etwa das trojanische Palladion ausgenommen, wenigstens keine res fatales, von welchen das Schicksal des betreffenden Staates magisch abgehangen hätte, wie in Rom von den bekannten, überdies zum Teil aus Griechenland herübergebrachten Siebensachen, die im Vestatempel aufbewahrt wurden. Dagegen hing auch bei den Griechen ein Aberglaube am Besitz von Gebeinen der Heroen, weil etwa Orakelsprüche deren Übertragung geboten hatten und weil überhaupt schon die Grabespietät hier ihr Wort mitzureden hatte; abgesehen aber hievon, fürchtete man den Zorn beleidigter Heroen und hoffte zugleich bei sicherer Aufbewahrung ihrer Gebeine Segen für den ganzen Staat. Da hier ein religiöser Gedanke mitwirkte, wird bei Anlaß des Heroenkultus davon genauer zu reden sein, genug, daß auch vermeintliche leibliche Überreste eine Verbindung zwischen Urzeit und Gegenwart bildeten. Nicht alles war heilig, manches nur Andenken, wie z. B. die Knochen von Giganten und Amazonen und das im Tempel der Athene Alea zu Tegea aufbewahrte Fell des kalydonischen Ebers, dessen Zähne leider nach Rom gelangt waren. In Rom aber ahnte man wenigstens mit der Zeit, daß die vermeintlichen Menschenknochen wohl eher von urweltlichen Tieren herstammen möchten, und bei Anlaß jener paläontologischen Sammlung, welche Augustus auf Kapri zusammengebracht hatte, sagte es Sueton (Kap. 72) deutlich: „Gewaltige Glieder ungeheurer Tiere und Ungetüme, welche man Gigantenknochen und Heroenwaffen zu nennen pflegt."

Anmutiger war allerdings, was noch organisch weiterlebte, uralte heilige Bäume: der von Pallas geschaffene Ölbaum im Erechtheion von Athen, der von Herakles' mächtiger Hand gebogene bei Epidauros, der aus seiner Keule entsprungene bei Trözen, derjenige sorglich eingehegte auf attischem Boden, von welchem er einen Zweig mitnahm, um ihn in Olympia zu pflanzen, die Reste der Platane im Tempel von Aulis, welche schon die Abfahrt der Griechen nach Troja mitangesehen, die Platane Menelais beim arkadischen Kaphyä u. a. m. Selbst an Tiere, welche aus der mythischen Zeit hinübergelebt in die historische, wurde geglaubt; der neunte Vorfahr eines Feldherrn des achäischen Bundes, also ungefähr ein Mensch des 5. Jahrhunderts, sollte noch in Lykosura die altersschwache, der Despoina geweihte Hirschkuh gesehen haben, deren Halsband die Inschrift trug: Ich war noch ein Hirschkalb, als Agamemnon vor Ilios lag.

Es gab jedoch eine Art von Nähe des Mythischen, welche erwünschter sein mußte als alles übrige. Nicht nur waren laut einem weitverbreiteten Glauben Götter und Menschen desselben Geschlechtes, sondern eine ganze Menge von Familien und von einzelnen Persönlichkeiten rühmten sich der Abkunft von Göttern

und Heroen und glaubten sogar, die Zwischengenerationen, wenigstens die Zahl derselben, angeben zu können. Andere alte Völker wußten von dergleichen in der Regel nichts, und Hekatäos von Milet, als er sich, wie oben erwähnt, vor den Priestern des ägyptischen Thebens rühmte, in sechzehnter Generation von einem Gotte abzustammen, erhielt die Antwort, kein Mensch stamme von einem Gotte ab. Bei den Griechen dagegen sind schon die Heroen selbst zum nicht geringen Teil Göttersöhne; Äakos war Sohn des Zeus und Vater des Telamon und des Peleus; Achill und Aias also Urenkel des Zeus und Achill zugleich Sohn der Thetis. Bei einer Gestalt wie Hektor fällt es Agamemnon sogar auf, daß derselbe doch weder eines Gottes noch einer Göttin geliebter Sohn sei. Ebenso stammte von Göttern ab, was in der historischen Zeit noch von Königshäusern vorhanden war; Herakliden und also Abkömmlinge von Zeus waren nicht nur die spartanischen Könige, sondern auch die makedonischen Temeniden, was denn Isokrates in seinem Philippos (§ 33 f.) im Sinne der Vermahnung sowohl als des Ruhmes des breitesten ausgebeutet hat. Anerkannte Stammväter des molossischen Königshauses in Epirus waren die Äakiden Achill und Neoptolem; König Pyrrhos meinte, im einundzwanzigsten Geschlechte von Achill abzustammen und schon in dieser Eigenschaft gegen die Römer als Abkömmlinge der Troer kämpfen zu müssen. Auf den im Kampf gegen Antigonos erbeuteten Waffen, die er als Weihestücke in die Tempel stiftete, stand zu lesen: Lanzenschwinger sind heute wie vor Zeiten die Äakiden! Aber von Aias und also durch Telamon und Äakos von Zeus stammte auch der große Miltiades und aus demselben Hause Thukydides. Äakiden waren ferner die Blepsiaden und wer weiß wie viele andere Familien auf Ägina sowie durch die Linie des Teukros die kyprischen Könige bis auf Euagoras. Die Jamiden aber, und wer mit ihnen zusammenhing, stammten von Jamos, dem Sohne Apolls und Enkel Poseidons, und Pindar, der diese und so manche andere Häuser von Wettkampfsiegern zu verherrlichen hatte, ließ, wo er konnte, die göttliche Abstammung laut ertönen. In Athen waren die Peisistratiden und Alkmäoniden anerkannte Neleiden und damit Abkömmlinge Poseidons, die Thymötaden aber Theseiden. Der Redner und Finanzmann Lykurgos stammte, wie sämtliche Eteobutaden, von Erechtheus, dem Sohne der Gäa und des Hephästos. In einem vielleicht pseudoplatonischen, doch noch sehr alten Dialog, dem ersten Alkibiades' (p. 121, a), macht dieser seine Abstammung von Zeus durch Eurysakes geltend, worauf Sokrates ironisch antwortet: Auch er stamme durch Dädalos und Hephästos von Zeus ab. Der Dichter Epicharmos galt irgendwie als Abkömmling des Achill, der berühmte Hippokrates aber stammte laut seinem Biographen Soranos in zwanzigster Generation von Herakles, in neunzehnter von Asklepios, und letzteres wurde auch in dem athenischen Ehrendekret

ausdrücklich ausgesagt. Aristoteles aber (laut Ammonios) war väterlicher- und mütterlicherseits Deszendent des Asklepios. Von Epaminondos war es bekannt, daß er einer jener Familien der Spartoi angehörte, der Gewaffneten, welche aus den Drachenzähnen der Kadmossaat entstanden waren, und dies wird man haben bewahrheiten können, wenn die Abkömmlinge der Spartoi wirklich das Muttermal eines Speeres am Leibe trugen, was bis zu Plutarchs Zeit noch bei einzelnen derselben vorkam. Im Gespräch konnte es ein verbindliches Kompliment sein, wenn man dem Mitredenden sagen durfte: Du wirst einst im Jenseits es besonders gut treffen, da du von göttlicher Familie bist. In einer Zeit wie das 4. Jahrhundert, da schon so viel Adel in den städtischen Kämpfen vernichtet war, werden die noch übrigen um so beharrlicher auf Vorzüge dieser Art gehalten haben. Ungehörige Prätensionen dieser Gattung zu verhöhnen, war dann Sache der Komiker. Man kennnt aus den „Acharnern" des Aristophanes den Bürger Doppelgöttig (Amphitheos), welcher von Demeter und Triptolemos herstammt und sowie man ihm mit der Polizei droht, seinen Ahnen anruft.

Andere bedurften der Urzeit nicht einmal, indem sie — in heller historischer Zeit — als unmittelbar von Göttern erzeugt galten. Große Athleten hießen Söhne von Wassergöttern oder von Herakles, woran sich nach ihrem Tode ganz konsequenterweise das Gerücht knüpfte, sie seien nicht gestorben, sondern auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Ganz besonders glorreich war für Plato gesorgt; zunächst stammte seine väterliche und mütterliche Familie von Poseidon, man brauchte ihn aber gar nicht für den Sohn des Ariston zu halten, indem seine schöne Mutter Periktione sollte von Apoll beschlafen worden sein, und zwar ging die letztere Sage von seinen Nächsten aus. Ebenso konnte auch Alexander seine temenidische Abstammung von Herakles entbehren, wenn er direkt von Zeus Ammon erzeugt war. Seinen Nachfolgern, den Diadochen, kann man es nachrühmen, daß sie von eigener Vergöttlichung nur ganz mäßigen und zweckmäßigen, von göttlicher Erzeugung beinahe gar keinen Gebrauch gemacht haben. Antigonos, als ihn Hermodotos in seinen Dichtungen einen Sohn des Helios genannt hatte, äußerte sich darüber mit einem derben Spaß. In Griechenland selbst aber galt noch ein Jahrhundert später Aratos, das Haupt des achäischen Bundes, als unmittelbarer Sprößling des Asklepios, und noch in der Kaiserzeit unter Maximinus Thrax galt der Sophist Apsines von Gadara als von Pan erzeugt.

Wie sich bisweilen Aberglauben und Gaunerei in die Sache teilten, lehrt (um 400 v. Chr.) die Geschichte des Kindes Silenos. Am Pontus war ein Weib angeblich von Apoll schwanger; viele trauten ihr nicht, viele aber trauten ihr, und als sie einen Sohn gebar, halfen manche angesehene Leute für die Erziehung des Kindes sorgen, welches aus „gewissen Ursachen" den Namen Silenos erhielt.

Hier griff dann Lysander ein und ließ den Knaben zu einem jener religiösen Schurkenstreiche dressieren, die ihm bekanntlich alle mißlangen; immerhin muß er diesmal mehr Mithelfer gehabt haben als sonst.

Die Römer dachten in solchen Dingen ganz anders als die Griechen. Daß Cäsar, und zwar schon in seiner Jugend, sein julisches Geschlecht auf Könige und Götter zurückführte, erregte beim Volke Erstaunen und Bewunderung, beim Adel aber Furcht und Erbitterung. Auch die Antonier wollten von Anton, einem Sohn des Herakles, abstammen, und Sextus Pompejus im Mittelmeerkrieg opferte nur noch der Thalassa und dem Poseidon als seinen Eltern.

Endlich mag hier noch ein Zeugnis für die Nähe des Mythus und für die Jugendlichkeit des hellenischen Bewußtseins gefunden werden in den Theophanien der historischen Zeit. Die Götter, welche bei Homer so häufig sichtbar aufgetreten waren und im Phäakenland oft dem einsamen Wanderer begegneten oder mit den Leuten festlich zu Tische saßen, erscheinen fortwährend hie und da bis in die späteren Tage des Altertums.

Zumal scheint jede tiefe Einsamkeit in den Griechen das Gefühl der Nähe göttlicher Wesen geweckt zu haben; sobald das Geräusch der Welt aufhörte, konnte sich Göttliches oder Dämonisches vernehmen lassen. In Wäldern und Bergschluchten wird man die Nähe von Pan und Artemis nicht losgeworden sein. Aus mächtigen Höhlen glaubte man den Ton von Becken zu vernehmen, welche die Nähe des Gefolges des Dionysos oder der großen Mutter verrieten, und noch Pomponius Mela (I, 13) meldet dies von der Höhle, welche sich an das prachtvolle bewachsene Engtal beim zilizischen Korykos anschloß. Sie erschreckt den „Eintretenden durch gottgesandten lärmenden Zimbelklang“ . . . Der Ort ist erhaben, weihevoll, und daß ihn Götter bewohnen, wird nicht nur für angemessen gehalten, sondern geglaubt. „Alles zeigt sich hier ehrfurchtgebietend und kündet sozusagen die Nähe eines Gottes an (nihil non venerabile et quasi cum aliquo numine se ostentat).“

Die tiefe Furcht vor einer wirklichen Erscheinung der Artemis verrät sich noch durch die Sagen vom Untergang solcher, welche die Göttin im Bade gesehen. Nur jenen kühnen männischen Jungfrauen (viragines), welche in der alten Zeit sich der Jagd in den Gebirgen mögen völlig hingegeben haben, traute man zu, daß sie „Gespielinnen“ der Göttin geworden. Noch in ganz anderer Art aber als bei den übrigen Göttern wird bei Dionysos an die Parusie, die reale Gegenwart, geglaubt. „Um die Zeit der trieterischen Opfer (also alle zwei Jahre) glaubt man, daß der Gott seine Erscheinungen bei den Menschen vollziehe, und da versammeln sich in vielen Griechenstädten die bakchischen Schwärme der Weiber, und die Mädchen tragen Thyrsen und man besingt die Parusie des Gottes.“ Am Feste der Thyien füllte Dionysos selber im Tempel bei Elis

die drei Krüge, die man hingestellt, und der Gesang der elischen Weiber, welcher die Anwesenheit des Gottes feiert, lautet wahrlich nicht so, als gelte er etwa nur einem herumgetragenen Bilde: „Machet weit den Pfad, denn der Gott will hocherregt durch eure Mitte schreiten."

Auch in Gebeten an andere Götter wird deren Anwesenheit erfleht in einem Sinne, welchen neuere Religionen nicht mehr kennen. Die Poesie findet hier Töne seltsamer Art, wie Sappho in ihrem Gesange an Aphrodite, wie die Tragiker und Komiker in mehr als einem Chorgesang. Aristophanes hat z. B. ein hochfeierliches Lied dieser Gattung an Pallas und die Potnien, und weltbekannt ist die große Anrufung an den „Vielnamigen" bei Sophokles.

Vielleicht weilten auch Götter hie und da zur Strafe auf Erden, wie einst Apoll, als er die Herden Admets weiden helfen mußte. Pythagoras galt bei seinen Anhängern als Apoll aus dem Hyperboreerland, obgleich er selber unter seinen Avatars nur menschliche Persönlichkeiten namhaft machte. Empedokles dagegen nimmt das volle Schicksal der reichsten Metempsychose auf sich. Er ist ein Gott, der wegen einer Missetat zu 30.000 Jahren Wanderung verurteilt worden und bereits als Knabe, Mädchen, Pflanze, Vogel und Fisch gelebt hat; jetzt grüßt er die Agrigentiner nicht mehr als ein Sterblicher, sondern als ein unsterblicher Gott, welcher hoch über den hinfälligen Menschen steht. — Was bei ihm noch echtes Schwärmergefühl gewesen sein kann, wurde dann bei Späteren freilich zur Karikatur.

Einer ganz anderen Quelle, nämlich dem Glauben einfacher, etwa ländlicher Bevölkerungen entspricht es, wenn ein älterer und ein jüngerer Reisender, welche irgendeinen außerordentlichen Eindruck hervorbringen, für Zeus und Hermes gehalten werden. Mag auch die Geschichte von Philemon und Baucis der mythischen Zeit überlassen bleiben (obgleich hiezu keine Nötigung vorhanden wäre), so haben wir doch das höchst belehrende Ereignis von Lystra in Lykaonien; auf ein Heilungswunder hin werden Barnabas und Paulus, jener für Zeus, dieser — der weiter das Wort führte — für Hermes gehalten. Wie oft sind dann zwei Jünglinge zu Pferde für die Dioskuren genommen worden. Der Arkadier Euphorion, der sie unwissentlich als Fremde bewirtet hatte, nahm von da an alle Menschen gastlich auf. Im Kampf der italischen Lokrer mit den Krotoniaten erschienen zwei mächtige Jünglinge auf weißen Rossen in ungewohnter Rüstung und scharlachroten Mänteln. Diesmal war es eine wahre hilfreiche Erscheinung, aber das Vorurteil war stark genug, um auch Täuschungen möglich zu machen, wie z. B. im zweiten Messenischen Kriege, da zwei junge Messenier aus Andania, als Dioskuren kostümiert und beritten, in ein Dioskurenfest der spartanischen Mannschaft hineinsprengten. Auch der Besuch der Dioskuren in Gestalt von Fremdlingen aus Kyrene bei

dem Spartaner Phormion lautet, so wie er erzählt wird, beinahe wie eine Übertölpelung desselben durch Gauner. Doch war noch später der Dichter Simonides überzeugt, durch die Dioskuren rechtzeitig aus dem Palast seiner thessalischen Gastfreunde, bevor derselbe einstürzte, hinausgerufen worden zu sein; es war der Dank der Gottheiten, auf welche er soeben einen Hymnus gesungen. Und wie leicht man noch im 5. Jahrhundert einem spartanischen Heer aus Pferdespuren und glänzenden Waffen um einen Altar herum die Anwesenheit des göttlichen Bruderpaares glaubhaft machen konnte, lehrt eine Kriegslist des Königs Archidamos. Im Kriege glaubte man gern an die Anwesenheit nicht nur der Stammesheroen, sondern auch der Götter, diese kämpften mit bei Marathon und Salamis und schreckten durch ihre Erscheinung die Perser und später die Gallier von Delphi hinweg. Den Tanagräern zu Hilfe im Kampfe gegen einen Raubeinfall der Eretrier war Hermes, und zwar als Schutzgott des Gymnasiums, mit der „Stlengis" erschienen und hatte sie zum Siege geführt. Den von Illyriern bedrohten Apolloniaten sandten die Epidamnier den Flußgott Äas zu Hilfe, welchem nun in der Kampfordnung die Stelle angewiesen wurde, da der Anführer zu schreiten pflegte; sie siegten, brachten ihm Opfer und beschlossen, in allen Schlachten solle er fortan ihr Feldherr sein. War es vielleicht eher der lokrische Aias? Dieser nämlich stand bei seinen Stammverwandten, den italischen oder epizephyrischen Lokrern, immer unsichtbar an der Spitze des Heeres, und wiederum (siehe vorher) in einem Kampfe mit den Krotoniaten kam es vor, daß der Anführer der letzteren, Kleonymos, seinen Angriff frevelhaft gerade auf die Stelle richtete, wo er hörte, daß Aias stehen sollte. Aber er erhielt eine schwere Wunde in die Brust, kam dann krank nach Delphi und wurde von dem Orakel nach der pontischen Insel Leuke geschickt, wo ihm Aias erscheinen und ihn heilen werde, wie denn auch unter den merkwürdigsten Umständen geschah. Man erinnert sich aus neueren Zeiten, wie andächtige Dynastien die Anführerschaft ihrer Armeen etwa dem heiligen Antonius von Padua übergeben haben.

Nun die bekannte Geschichte von der Phye des Peisistratos, wobei sich freilich Herodot (I, 60) von seinem aufgeklärten 5. Jahrhundert aus schon nicht mehr genug wundern kann über die Einfalt der Leute vor 100 Jahren, da doch sonst das Hellenenvolk sich im Vergleich mit den anderen ausscheide als gescheiter und von törichter Einfalt freier, vollends aber die Athener an Weisheit als die ersten der Hellenen betrachtet würden. Bei der Landbevölkerung in den Demen ging sogleich das Gerücht: Athene führe den Peisistratos heim, und da glaubten auch die Leute in der Stadt, es sei die Göttin selbst und beteten sie an und nahmen den Peisistratos auf. Wahrscheinlich hatte derselbe nicht einmal eine Täuschung bezweckt, als er die schöne Kranzverkäuferin im vollen Schmuck

der Göttin auf seinen Wagen nahm; er wollte wohl nur seinen Einzug erleichtern, indem er demselben das Ansehen eines Festzuges gab, und ganz besonders mußte ihm daran liegen, unbehelligt in die Akropolis zu gelangen. Aber es gab eben noch Volksmassen, welche von der Größe und Schönheit der Phye hingerissen wurden und sie für die Gottheit selbst hielten. Die Illusion, wenn man sie hätte absichtlich hervorbringen wollen, wäre keineswegs leicht gewesen, weil man von Festzügen her an götterhaft kostümierte Menschen gewöhnt war und weil ja schon bei Opfern der Priester oder die Priesterin in der Tracht der betreffenden Gottheit aufzutreten pflegten.

Noch zur Zeit des Achäischen Bundes (um 230) kommt ein ähnliches Ereignis vor. Die in das achäische Pellene eingedrungenen Ätolier werden erschreckt, weil ihnen, da es gerade ein Festzug der Athene war, die Priesterin derselben behelmt und geharnischt wie die Göttin unter der Pforte des Tempels entgegentrat; sie glaubten, eine Göttererscheinung vor sich zu haben und wichen, während die Pellenäer wußten, daß sie einen menschlichen Anblick vor sich hatten.

Namentlich einzelne Naturgottheiten untergeordneter Art genossen das Privilegium, daß man sie noch lange zu sehen und zu hören glaubte. Die Seeleute ließen sich noch zur Zeit des Pausanias die periodische Erscheinung des weissagenden Meerdämons Glaukos, wie es scheint, nicht nehmen. Ganz besonders aber lebte Pan noch deutlich fort. Er erschien etwa zwischen Kithäron und Helikon und sang einen Päan des Pindar; zur Zeit der Schlacht bei Marathon war einem athenischen Laufboten die Begegnung Pans unweit Tegea offiziell geglaubt und daraufhin an der Akropolis ein Panheiligtum mit Opfern und Spielen gestiftet worden. Die Hirten des Theokrit (I, 16) fürchten sich vor Pan als einem nahen, bei Gelegenheit sichtbar erscheinenden Wesen, sie wissen, wie er aussieht, wenn ihm der Zorn die Nase bläht. Zur Zeit des Tiberius wurde sein Tod gemeldet und erst die neuere Forschung hat den seltsamen Irrtum aufgedeckt, welcher dabei waltete. Noch anderthalb Jahrhunderte später glaubten dann die Anwohner des Mänalos, den Pan auf der Syrinx blasen zu hören.

Der stille Verkehr einzelner Begnadigter mit Gottheiten hat nie ganz aufgehört. Der Hippolytos des Euripides spielt wohl in mythischer Zeit, aber der Dichter schildert (V, 84) vielleicht eine Gefühlsweise, die noch am Leben war, in den Worten seines Helden an Artemis: „Ich bin bei dir und rede mit dir und höre deine Stimme, wenn ich schon dein Angesicht nicht schaue." Von weisen Gesetzgebern hat nicht nur Numa die Inspiration der Nymphe Egeria genossen; dem Zaleukos hatte Athene jedes einzelne Gesetz eingegeben und war dabei jedesmal persönlich erschienen. Was soll man vollends denken von dem Verhältnis des Sophokles zu mehre-

ren Göttern? Daß ihm Herakles im Traume erschien, daß Dionysos sich um die Beerdigung des Dichters in seinem Erbbegräbnis durch Träume, die er anderen eingab, bemühte, wäre noch nicht außerordentlich, allein Sophokles hat den Asklepios nicht nur in einem Päan besungen, sondern leibhaftig in seinem Hause bewirtet und ist deshalb später selber von den Athenern als Heros unter dem Namen Dexion (der Aufnehmende) durch ein Heiligtum und ein jährliches Opfer geehrt worden. Er wird sich zu benehmen gewußt haben, wenn der Gott bei ihm eintrat, indem es ja ein Ritual für dergleichen Fälle gab. Wenigstens wußten es jene Schiffsleute, welche den Pythagoras als Gott erkannten; sie errichteten eilig einen Altar und legten darauf die nächsten Baumfrüchte und Gaben aus ihrer Schifferfracht.

Wie nahe aber der Gedanke an eine Theophanie den Menschen noch immer lag, zeigt sich auch einmal in komischer Weise. Trunkene Agrigentiner, mit welchen das Haus ringsum ging, so daß sie sich auf einem Schiff im Sturme glaubten, warfen allen Hausrat auf die Gasse und als endlich die Strategen (d. h. die Polizeibeamten) kamen, um Ordnung zu schaffen, glaubten sie, es seien Tritonen und versprachen ihnen, sie künftig gottesdienstlich zu ehren in gleicher Weise wie die übrigen Seegötter.

Wenn aber in guter Gesellschaft ein allgemeines Schweigen eintrat, hieß es: Hermes geht durchs Zimmer.

*

So war das Griechenvolk geistig orientiert, welchem im Verlauf der Zeit die allergrößten weltgeschichtlichen Aufgaben zufallen sollten: in seiner mythischen Vorzeit gefangen, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich befähigt, in poetischer Bildlichkeit völlig aufgehend — und doch im Verlauf der Zeiten dazu bestimmt, alle Völker zuerst zu verstehen und dies Verständnis der Welt mitzuteilen, gewaltige Länder und Völker des Orients zu unterwerfen, seine Kultur zu einer Weltkultur zu machen, in welcher Asien und Rom zusammentrafen, durch den Hellenismus der große Sauerteig der Alten Welt zu werden; zugleicch aber durch das Weiterleben dieser Kultur die Kontinuität der Weltentwicklung für uns zu sichern; denn nur durch die Griechen hängen die Zeiten und das Interesse für diese Zeiten aneinander; ohne sie hätten wir kein Interesse für die Vorzeit, und was wir ohne sie wissen könnten, würden wir zu wissen nicht begehren.

Neben dieser endlosen Bereicherung des Gedankens bekommen wir dann noch als Beigabe die Reste ihres Schaffens und Könnens: Kunst und Poesie.

Wir sehen mit ihren Augen und sprechen mit ihren Ausdrücken.

Aber von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat.

Zweiter Abschnitt

STAAT UND NATION

I. Die Polis

Per me si va nella città dolente.
Dante inf.)

Erörterungen von Uranfängen sind sonst nicht Sache dieses Buches, doch mögen einige Bemerkungen gestattet sein über Tatsachen, welche der Bildung aller Poleis weit vorangehen und das Leben der Nation und ihrer Stämme betreffen.

Die Frage, wo und wie ein Volk beginnt, bleibt dunkel, wie alle Anfänge. Indes scheinen die sozialen Grundlagen des griechischen Lebens, die Familie, die Ehe und das Eigentumsrecht, schon in der vorhellenischen Zeit vorhanden gewesen zu sein, spätestens, als Hellenen und Gräko-Italiker noch ein Volk bildeten. Ein organisiertes größeres Volkstum setzen sie deshalb nicht mit Notwendigkeit voraus; dagegen müssen sie das Werk (oder der Ausdruck) einer Urreligion sein, die dem Kultus der Väter und Ahnen sowie dem des Herdes eine zentrale Stellung einräumte. Durch diesen ist die Familie zusammengehalten, in der wir uns deshalb mindestens ebensosehr eine religiöse als eine natürliche Vereinigung zu denken haben. Der Ahnenkult ist es auch, der die Monogamie bedingt, die, wie aus den umständlichen Trauungszeremonien und aus der schweren Ahndung des Ehebruches hervorgeht, auf griechischem Boden von Anfang an vorhanden ist. Und ebenso steht das Recht des Eigentums an Grund und Boden mit der Verehrung des Herdes und der Gräber in ursächlichem Zusammenhang. Während die Tataren ein Eigentumsrecht nur für die Herden kennen, die Germanen den Boden jährlich neu teilen, haben die Gräko-Italiker von der frühesten Zeit an das besondere Grundeigentum, freilich nicht für das Individuum, wohl aber für die Familie. Der Herd lehrte nach Diodor (V, 68) den Menschen den Häuserbau, und zwar waren die Häuser ursprünglich getrennt; es gab keine Scheidemauern. Im Grundstück befand sich das Familiengrab und deshalb — nicht etwa nur zur Sicherung der herrschenden Kaste bei Landteilungen siegreicher Eroberer — waren die Grundstücke unveräußerlich. Auch das Erbrecht knüpft an die durch den Totenkultus bedingte Erbpflicht an. Im Grunde erbt die Habe der Sohn; die Töchter erben anfangs nicht mit. Zur Sicherung der Totenopfer aber werden Erbtöchter mit den nächsten Verwandten vermählt und ist — zwar erst, seit das Volkstum einigermaßen staatlich konstituiert ist — die Adoption gestattet. Einen großen Umfang

muß die väterliche Gewalt gehabt haben. Daß sie, wie auch das Eigentums- und Erbrecht, in eine der Entstehung der Polis weit voranliegende Zeit zurückgehen muß, läßt sich aus der sicheren Erwägung schließen, daß die Polis in diesen Dingen anders würde verfügt haben, wenn sie schon vorhanden gewesen wäre.

In der historischen Zeit dagegen ist das Genos, d. h. die Geschlechtsgemeinschaft im alten Sinne, nur noch als Überrest bekannt und in seiner Urgestalt nirgend mehr vorhanden. Es tritt noch als Erinnerung auf, als Bewußtsein gemeinsamer Abstammung und in gemeinschaftlichem Gräberkultus, indem das Grab der einzige Gemeinbesitz ist; in seiner echten Wohnenschaft aber hat es kein Mensch der geschichtlichen Zeit mehr beisammen gesehen. Schon wie man sich das Verhältnis der jüngeren Linien zur Stammlinie zu denken habe, bleibt fraglich und ebenso, wie die Geschlechtsgemeinschaft durch das Hinzutreten der Sklaven und Lohnarbeiter (πελάται, θῆτες) modifiziert worden sei. Unvorstellbar aber und gänzlich hypothetisch ist das Verhältnis von Geschlechtern und Stämmen. Die Frage, ob sich Geschlechter zu Phratrien, Phratrien zu Phylen, Phylen zu Stämmen zusammengetan haben oder ob umgekehrt der Stamm das Prius sei, welches in Phylen, Phratrien und Geschlechter auseinanderging, ob es sich um Unterabteilung oder um Zusammenschluß handelt, ist für uns nicht zu beantworten.

Dagegen ragt wie ein Felszahn des Urgebirges aus späteren Alluvionen, so aus den politischen Entwicklungen und Erlebnissen der Griechen ein Stück grauen Altertums empor: die Phylen. Der spätere, sehr verschiedene Gebrauch der Sache und des Wortes hat hier, wie so oft, das Verständnis des Ursprünglichen erschwert.

Die Bevölkerung dorischer Staaten pflegte aus drei Phylen oder Stämmen zu bestehen: Pamphyler, Dymanen und Hylleer. Pamphylos und Dyman waren Söhne des Königs Aigimios und Enkel des Doros gewesen, Hyllos aber der Sohn des Herakles, welcher einst dem Aigimios beim Kampfe gegen die Lapithen geholfen hatte; dieser dritte Bestandteil muß hier der irgendwie bevorzugte gewesen sein, indem er die Anführer hergab, die Herakliden, unter welchen die Dorer ihre berühmte, staatenbildende Wanderung ins Werk setzten.

In Attika und wahrscheinlich auch in anderen ionischen Staaten waren der Phylen vier: Geleontes, Argadeis, Aigikoreis und Hopletes, deren Namensheroen als die Söhne des Ion galten, mochte man auch einige Mühe haben, aus der Pluralform der Phylennamen die Singularform zu ermitteln. Schon das Altertum glaubte aus diesen Namen verschiedene Lebensweisen herauszuhören: etwa Grundbesitzer, Gewerbsleute, Hirten und einen ritterlichen Adel. Allein in der historischen Zeit enthielt jede Phyle zusammen Eupatriden und gewöhnliche Bürger jeder Gattung, auch wären Beschäftigungen oder Kasten, wie jene, selbst wenn man sie sich

in Griechenland überhaupt denken könnte, nicht wohl koordinabel gewesen zu gleichmäßiger Berechtigung im Staate; die Phylen wurden nämlich Wahlkörper, und nach Solons Verfassung stellte in Athen jede 100 Mitglieder in den Rat. Die Namen waren wohl uralt und allmählich — was immer sie bedeutet haben mögen — undeutsam geworden, bis das Volk, das sie seit so vielen Generationen im Munde führte, sie soweit umgebildet hatte, daß sie wieder an etwas Deutliches anklangen.

Schon vor den Griechen hatten die Phönizier Poleis, d. h. Stadtgemeinden, städtische Staatswesen gegründet, mit Verfassungen; ihre Königtümer waren beschränkt durch Räte, deren Mitglieder die Häupter der bevorzugten Familien gewesen zu sein scheinen. Diese Städte hatten die Fähigkeit, Kolonien auszusenden, als freie Abbilder ihres heimischen Zustandes. Es war etwas anderes als die alten Königsburgen des Orients, welche bei jeder einzelnen Nation den Mittelpunkt des Ganzen vorstellten, etwas anderes als das enorme Heerlager der assyrischen Dynastien am Tigris, als das zur gemeinsamen Burg aller Güter und Götter gegründete Babylon, als die drei wechselnden Residenzen der Achämeniden, als die Großmärkte des orientalischen Handels und als die Tempelstädte Ägyptens: es waren bereits Bürgerschaften. Höchst aktiv, lauter feste Seestädte, ohne Kriegerkaste wie ohne Kasten überhaupt, hatten sich die phönizischen Poleis doch auf alle Weise wehrhaft zu halten gewußt. Sollte der Ehre der Griechen ein Abbruch geschehen, wenn man annähme, daß dies Vorbild nicht ohne Wirkung auf sie geblieben? In so manchen anderen Beziehungen ist das frühe Eindringen phönizischer Kultur in das griechische Leben jetzt allgemein anerkannt, und vielleicht war Theben eine ursprünglich phönizische Stadt auf später böotischem Boden. Jedenfalls aber müssen die Griechen schon früh auch Kunde von den Städten der phönizischen Küste und von den Kolonien derselben gehabt haben.

Sie selber lebten in Gestalt einer Menge kleinerer und größerer Stämme lange unter Häuptlingen, welche Könige heißen. Der Stamm selbst oder sein Königtum müssen in alten Zeiten hie und da feste Burgen und Städte gegründet oder auch schon vorgefunden haben; es sind nach der Ansicht des Thukydides (I, 7) diejenigen — sowohl auf dem Festland als auf den Inseln —, welche entfernt vom Meere, landeinwärts liegen, des damaligen Seeraubes wegen; denn erst die neueren, seit dem Aufkommen einer eigenen Schiffahrt, seien am Meere, etwa auf Halbinseln, mit starker Ummauerung erbaut worden. Mykenä und Tiryns sind sehr viel älter als alle Poleis.

In jener alten Zeit aber lebte weit der größte Teil des Stammes dorfweise (κατὰ κώμας). Dies ist, was Thukydides (I, 10) überhaupt „die alte Lebensweise von Hellas“ nennt. Ob diese Gemeinden

schon politisch organisiert und wie sie im Stamme rechtlich vertreten waren, weiß man nicht und ebensowenig, inwieweit gemeinschaftliche Heiligtümer, Sitten und Wehrpflicht sie mit den benachbarten Gemeinden enger verbanden. Hatten sie feste Ortschaften in ihrem Gau oder Stamm, so werden ihnen dieselben als gemeinsame Burgen, als Asyle gegen Land- und Seeraub gedient haben. Die alten Sikaner in Sizilien wohnten in lauter festen Ortschaften auf den Höhen wegen der Räuber, und dennoch heißt es: „Sie wohnten dorfweise", obwohl für diese Ortschaften bereits der Name Poleis antezipiert wird. Noch heute ist in Mittel- und Unteritalien so manches einer festen Stadt ähnliche sogenannte castello nichts anderes als ein sicherer Aufenthalt für Landleute bei Nacht und in unsicheren Zeiten. Noch spät lebten manche Gegenden Griechenlands dorfweise weiter und blieben damit so unbeachtet, daß die Kunde von ihrem politischen Wesen nahezu verlorengegangen ist, weil die dazwischen entstandenen Poleis das eine und alles geworden waren.

Die Polis ist die definitive griechische Staatsform, der unabhängige Kleinstaat, der über eine Feldmark herrscht, in welcher kaum mehr ein anderer fester Ort und jedenfalls keine weitere unabhängige Bürgerschaft mehr geduldet wird. Ihre Entstehung wird nie als eine allmähliche, immer nur als eine einmalige gedacht, infolge eines starken momentanen Willens oder Entschlusses. Die Phantasie der Griechen ist erfüllt von lauter einmaligen Städtegründungen (κτίσεις), und wie sich von Anfang an nichts von selbst ergeben hat, so ist dann das ganze Leben der Polis lauter Notwendigkeit.

Gegeben ist vor allem der kleinstaatliche Charakter. Auch wenn ganze Bevölkerungen aus ihren Sitzen vertrieben werden, so nehmen sie ihre frühere Voraussetzung, in lauter einzelnen Kleinstaaten gelebt zu haben, mit sich auf die Wanderung. Die aus dem südlichen Peloponnes vertriebenen Achäer hätten in ihren neuen Sitzen in Achaia am Golf von Korinth gewiß einen Einheitsstaat bilden können, ja es hätte ihnen dies sehr naheliegen können, wenn es in ihrem Wesen gelegen hätte; statt dessen gründen sie in den zwölf Gebieten, wo bisher Ionier in zwölf Teilen (μέρεα) dorfweise gewohnt, ebensoviele Poleis, und ihr „Gemeinsames" (κοινόν) erhob sich tatsächlich kaum über periodische Opfer und Feste, etwa beim Hamarion, im Hain des Zeus unweit Ägä. Und bei den Ioniern, die vor ihnen gewichen waren und dann unter athenischer Führung an die Westküste von Kleinasien gingen, versteht es sich abermals von selbst, daß sie dort eine Reihe, und zwar wiederum eine Zwölfzahl von Poleis einrichten.

Es wird sich zeigen, daß der Kleinstaat mit einer festen Stadt seine innere Notwendigkeit, von geringem Umfang und übersichtlich (εὐσύνοπτος) zu sein, genau erkannte. Um weitere Gebiete so

Athene
Athen, Akropolismuseum

Delphi, Schatzhaus der Athener

Korinth, Apollotempel

zu beherrschen, daß ihre Einzelortschaften nicht Herde des Widerstandes wurden, bedurfte es entweder einer spartanischen Gewaltsamkeit oder einer ganz ausnahmsweisen Anlage, wie die des Volkes von Attika war. Versuche aber, durch Bündnisse größere Gruppen zu bilden, haben nur auf Augenblicke, in Kriegen, nie auf die Dauer Glück und Macht für sich gehabt. Die Hegemonien von Sparta und Athen erregten auf die Länge furchtbaren Haß, und wer die Polis kennenlernt, wird sich bald überzeugen, wie wenig sie geeignet war, gegen schwächere Verbündete auch nur diejenige Billigkeit walten zu lassen, welche zugleich Klugheit gewesen wäre. An die stets wiederholten Versuche, aus Böotien einen Bundesstaat zu machen, knüpft sich das ganze Unglück der böotischen Geschichte. Bei allen Bundesverhältnissen unter Griechen waltet von vornherein die Absicht der Fähigeren auf Übervorteilung und Herrschaft. Trümmer eines schon früh nur halbverstandenen Altertums aber, wie z. B. die Tempelvereine oder Amphiktyonien, darf man in der Zeit der völlig bewußt gewordenen Poleis übersehen.

Diejenige Form aber, welche der fieberhafte Lebensdrang annimmt, indem er die Polis schafft, ist in der Regel der sogenannte Synoikismus, das Zusammensiedeln bisheriger Dorfgemeinden in eine feste Stadt, jetzt womöglich am Meere. Was das damalige Mixtum von Seeraub und Handel, was die felsigen Vorgebirge und Buchten dazutaten, war vielleicht das Unwesentlichere; man will vor allem einen festen politischen Körper bilden und gegenüber den benachbarten Poleis, in welchen derselbe Prozeß vor sich geht, Stellung nehmen.

Die Bildung einer Polis war das große, das entscheidende Erlebnis im ganzen Dasein einer Bevölkerung. Die Lebensweise, auch wo man fortfuhr, die Fluren zu bebauen, wurde aus der ländlichen doch eine vorwiegend städtische; bisher waren es „Landwirte" gewesen, nun, als alles beisammen wohnte, wurden es „Politiker". Die Bedeutung des Erlebnisses aber spiegelte sich in Sagen von der Gründung der Stadt und von ihrer Rettung aus frühen großen Gefahren. Sie hatte das Gefühl eines opfervollen, von göttlichen Zeichen umgebenen, daher eine unbedingte künftige Berechtigung in sich tragenden Ursprunges und Heranwachsens. Schon die Vorbedingung einer Gründung, das Trinkwasser, vielleicht die einzige gute Quelle weit und breit, hatte müssen irgendeiner dunklen Macht abgekämpft werden; Kadmos erlegt den Drachen des Ares, der die Quelle des seitherigen Theben hütete. In mancher Stadt fand sich auf der Agora, im Peribolos eines Tempels oder sonst an ausgezeichneter Stelle, das Grabmal eines Menschen, der in alter, auch öfter schon mythischer Zeit für die Entstehung oder Erhaltung der Stadt das Leben gelassen hatte, freiwillig oder unfreiwillig, meist auf ein Orakel hin. Denn was kräftig gedeihen soll auf Erden, muß dunklen Mächten seinen Zoll bezahlen. In

Thespiä wußte man von einer Zeit, da alljährlich unter den Jünglingen einer hatte müssen ausgelost und einem Drachen überliefert werden, welcher die Stadt schädigte. Mitten auf dem inneren Kerameikos von Athen sah man das Leokorion, den geweihten Raum (τέμενος) der drei Töchter des Leon, welche er zum Opfer hingegeben, als laut delphischem Spruch die Stadt nicht anders gerettet werden konnte.

Es gab auf den Agoren auch Grabmäler von nicht so unheimlicher Art, in Thurioi war auf der Agora der große Herodot bestattet, ja später mochte ein Wald von Statuen berühmter Leute und von Altären manchen Platz der Griechenstädte beinahe unbequem machen, allein das Denkmal der schauerlichen Erinnerung an einen Geopferten wird selten gefehlt haben. Auch bei anderen Völkern tönt hie und da um einen Schloßbau eine ähnliche Sage; auf die Serben aber, als das ergreifende Lied von der Gründung von Skadar entstand, könnte wohl eine griechische Anschauung übergegangen sein.

Und ist im Grunde dies einmalige Menschenopfer etwas anderes als ein Sinnbild von den so viel größeren Opfern, welche die Entstehung fast jeder Polis verlangte? Von jener Verödung der Feldmarken in weitem Umkreis? Jener Zerstörung oder Mißhandlung kleinerer Ortschaften zugunsten der neuen Anlage? Wundere man sich nicht über die Heftigkeit, womit dann der Lebensprozeß einer solchen Polis vor sich geht.

Wir würden von all diesen Dingen sehr viel mehr wissen, wenn die betreffenden Quellen nicht untergegangen wären bis auf wenige zerstreute Bruchstücke. Ein eigener Zweig der Erzählung in Poesie und Prosa war der Geschichte oder dem Mythus der Gründungen (κτίσεις) gewidmet; erlauchte Namen, wie Mimnermos von Smyrna, Kadmos von Milet, Xenophanes von Kolophon, finden sich unter den Erzählern solcher heimatlicher Sagen, und außerdem verdankte man dem Letztgenannten auch noch die Aufzeichnung der kühnen Wanderfahrten der geflüchteten Phokäer bis zur Gründung von Elea. Im Grunde hat das, was später griechische Geschichtschreibung wurde, mit diesen Anfängen begonnen.

Die äußeren Requisiten, wodurch sich eine griechische Polis von dem Dorfe wie von den Städten anderer Völker unterschied, lernt man bei einem negativen Anlaß kennen. „Panopeus", sagt Pausanias (X, 4, 1), „ist eine Stadt der Phokier, wenn man von einer solchen sprechen kann, wo kein Amtsgebäude, kein Gymnasion, kein Theater, keine Agora, kein zur Quelle zusammenrinnendes Wasser vorhanden ist." Die Panopeer wohnten nämlich troglodytisch über einer Bachschlucht. Unter dem Amtsgebäude wäre vor allem das Lokal der täglich sitzenden Stadtbehörde, das Prytaneion, zu verstehen: „Das Symbol einer Stadt, denn die Dörfer haben dergleichen nicht." Ferner die Gerichtsstätte und das Lokal für

den größeren Rat, wo ein solcher vorhanden war, das Buleuterion. Sodann reichten später Gymnasien so weit, als hellenisches Leben reichte; die Theater aber mögen erst recht überhand genommen haben, als es mit der politischen Kraft der Städte schon abwärts ging. Als Hauptüberblick einer Stadtbevölkerung, als Raum der Volksversammlung insbesondere waren sie von ganz eigentümlichem Wert und mußten jeden Nichthellenen in Staunen versetzen. Der eigentliche Mittelpunkt einer Polis aber war die Agora, der Platz.

In altertümlichen kleinen Städten war dieselbe eins und alles; an ihr waren Prytaneion, Buleuterion, Gerichtslokal, ein oder mehrere Tempel gelegen; dabei diente sie noch für Volksversammlungen und Spiele. Aber auch, wenn für die einzelnen Bestimmungen anderswo und reichlich gesorgt worden war, blieb die Agora das eigentliche Lebensorgan der Stadt. „Marktplatz" ist eine sehr ungenügende Übersetzung, auch hatten gewiß alle Völker Marktplätze, welche überhaupt Städte hatten. Agora dagegen kommt von ἀγείρειν versammeln, bedeutet auch sehr oft geradezu die Versammlung ohne Rücksicht auf den Ort, und Aristoteles hilft uns überdies zu einer sehr deutlichen Unterscheidung. Er verlangt eine Agora der Freien, wo nichts verkauft wird und wo kein Arbeiter und kein Bauer sich einfinden darf, es sei denn auf Befehl der Behörden; außerdem aber eine andere Agora, die der Bedürfnisse für Kauf und Verkauf. Schon das Lager der Achäer vor Ilion hatte seine Agora mit den Altären der Götter, wo Recht gesprochen wurde. In Seestädten lag der Platz gewiß gern in der Nähe des Hafens, wenigstens ist es bei den Phäaken so, deren ganzes Dasein ja auf das wünschenswerteste eingerichtet gewesen sein muß. Hier, angesichts der Schiffe, umgeben von Tempeln, Amtsgebäuden, Denkmälern, Kaufläden und Wechslerbuden, so viele deren noch Platz haben mochten, lag der Grieche dem ἀγοράζειν ob, jenem für Nordländer nie mit einem Wort übersetzbaren Treiben. Die Wörterbücher geben an: „Auf dem Markt verkehren, kaufen, reden, ratschlagen usw.", können aber das aus Geschäft, Gespräch und holdem Müßiggang gemischte Zusammenstehen und Schlendern nicht wiedergeben. Genug, daß der Vormittag davon seine allbekannte Bezeichnung bekam: die Zeit, da die Agora voller Leute ist. Den vollen Genuß hatte man natürlich nur auf dem Markt der Heimatstadt, und jene Perser, welche den ihnen entwischten Demokedes bis in sein Kroton verfolgten, fanden ihn alsbald dort, ἀγοράζοντα. Aber man erkannte den Griechen auch im Fremdland daran; der Samier Syloson promenierte so in seinem scharlachroten Mantel zu Memphis und anderseits kamen auch Ausländer, wenn sie hellenische Sitte liebgewonnen, gern auf die Agora einer Griechenstadt. Der Skythenkönig Skyles, sooft er mit seinem Heere vor die Borysheniterstadt (Olbia) kam, ließ seine Mannschaft in der Vorstadt, zog sein skythisches Gewand aus und ein hellenisches an und erging

sich dann auf der Agora (ἠγόραζε) ohne Leibwache oder sonstige Begleitung — bis ihm seine hellenische Denkweise doch übel bekam.

Wenn sich dann in den Städten ein Pöbel ausbildete, so offenbarte sich derselbe unvermeidlich sehr als Platzpöbel (ὄχλος ἀγοραῖος), und schon sehr frühe soll der ältere Cyrus im Hinblick auf manche Geschäfte der griechischen Agoren zu einem spartanischen Boten gesagt haben: Ich fürchte mich nicht vor Leuten, welche inmitten ihrer Stadt einen Platz haben, wo sie sich versammeln, um einander mit falschen Eiden zu betrügen. Ein solches Lebensorgan enthält eben das Große wie das Kleine, das Gute wie das Böse untrennbar gemischt, der historischen Betrachtung aber ziemt es festzustellen, daß ohne Gespräch die Entwicklung des Geistes bei den Griechen weniger denkbar ist als bei irgendeinem anderen Volke, und daß Agora und Symposion die beiden großen Stätten der Konversation waren.

Wenn aber irgendwo der Mensch mehr ist als seine Stätte, so gilt dies von den Griechen. Die lebendige Polis, das Bürgertum, ist ein sehr viel mächtigeres Produkt gewesen als alle Mauern, Häfen und Prachtbauten. Aristoteles nennt schon den Menschen überhaupt „ein politisches Wesen von Natur"; in einer beredten Stelle seiner Politik (VII, 6) stellt er dann den Griechen den zweierlei Fremdvölkern gegenüber, den nordischen Naturmenschen und den asiatischen Kulturmenschen, und weist ihm die Vorzüge beider zu, den Mut der einen und den Verstand der anderen, so daß er nicht nur frei und im Besitz der besten Staatseinrichtungen sei, sondern sogar — sobald er nur einen Staat bilden würde — über alle anderen herrschen könnte. Nach diesem allgemeinen Fähigkeitszeugnis werden nun die besonderen Anschauungen der Griechen über ihre Polis zu prüfen sein.

Sie ist vor allem bereits vorhanden, schon bevor es ein Räsonnement darüber gibt. Odysseus trifft überall nur Völker an, welche eine Polis haben, so selbst die Lästrygonen ihr Telepylos, ja selbst die Kimmerier haben die ihrige, in Duft und Nebel gehüllt. Dann wird das Städtegründen ein dauernder Vorgang in Griechenland selbst und an Hunderten von Stellen des fremden Strandes; der eigentliche Wunsch aber ist, daß *einem* Stamm auch *eine* Polis entspreche, und Bias konnte den von der Persermacht bedrohten ionischen Städten raten, nach Sardinien auszuwandern und dort eine Ionierstadt zu gründen; hätten sie ihm gefolgt, meint Herodot (I, 170), sie wären die glücklichsten Griechen geworden. Selbst die Komödie läßt sich diese Anschauung nicht entgehen, und Peisthetairos muß den Vögeln vor allem einprägen, daß nur *eine* Vogelstadt sein solle.

Menschenrechte gibt es im Altertum überhaupt nicht und auch bei Aristoteles nicht; die Polis ist ihm nur eine Gemeinschaft von Freien; der Metöke und der massenhaft vorhandene Sklave ist vor

allem kein Bürger, und ob er daneben ein Mensch sei, wird nicht weiter erörtert. Diejenigen Forderungen, welche an den Bürger gestellt werden, sind in der Tat, wie sich zeigen wird, nicht Sache des ersten besten und man könnte unbedingt nicht jeden dazu brauchen. Wer draußen ist, der mag, wenn er sich überhaupt wehren und behaupten kann, leben wie die Kyklopen, ohne Agora und ohne Gesetze, indem jeder über seine Familie richtet; in der Polis verhält es sich anders.

Vor allem kommt es hier auf die Qualität an, während man sich in der Quantität Schranken gefallen läßt. Verstümmeltes, mißgestaltet Geborenes soll man — so will Aristoteles — nicht aufziehen, und wenn man bedenkt, was für ein unglückliches Wesen der Krüppel unter Griechen war, so wird dies begreiflich. Zur Beschränkung der Volksmenge aber, heißt es weiter, ist nicht die Aussetzung, sondern die Abtreibung des noch Unbewußten und Unbelebten vorzunehmen, denn Erlaubtes und Frevel grenzen da aneinder, wo Bewußtsein und Leben beginnen. Bekanntlich wurden aber beständig viele Kinder ausgesetzt, schon weil man sie nicht aufnähren wollte oder konnte, und Theben, wo die Aussetzung verboten war, wird als eine Ausnahme zitiert. Hier konnte ein völlig besitzloser Vater das Kind vor die Behörden bringen, welche es um geringen Preis an irgend jemand als Sklaven verkauften; der Betreffende mußte sich wenigstens verpflichten, es aufzuziehen und sich durch dessen Sklavendienst schadlos zu halten. Wie es in dieser Beziehung in Griechenland aussah zur Zeit des völligen Verfalles im 2. Jahrhundert vor Christi, wird bei späterem Anlaß zu erwähnen sein.

Das Lebensmaß, welches eine Polis in sich enthalten muß, wird bezeichnet mit dem Wort αὐτάρκεια, das Genügen. Für unsere Rechnungsart ein sehr dunkles Wort, für den Griechen aber völlig verständlich. Eine Feldmark, welche die nötigsten Lebensmittel schaffte, ein Handelsverkehr und eine Gewerblichkeit, welche für die übrigen Bedürfnisse in mäßiger Weise sorgte, endlich eine Hoplitenschar, mindestens so stark als die der nächsten, meist feindlichen Polis, dies waren die Bedingungen jenes „Genügens". Aristoteles redet hier so deutlich, als man es wünschen mag. Eine Polis, sobald sie zu volkreich ist, kann schon kaum mehr gesetzlich leben. Die Zahl der wirklichen Bürger macht eine Stadt groß, nicht eine Vielheit der Gewerbsarbeiter (Banausen) bei Wenigkeit der Hopliten. Die Schönheit liegt auch hier im Begrenzten, im Proportionalen. Ein spannenlanges Schiff ist kein Schiff mehr und ein zwei Stadien langes auch nicht. Eine zu menschenarme Stadt genügt sich nicht; eine allzu bevölkerte genügt sich zwar in betreff der Bedürfnisse, aber als eine Masse, nicht mehr als eine Stadt, denn sie kann keine wahre Verfassung, keine Politeia mehr haben. Welcher Stratege würde solche Massen anführen? Welcher Herold

würde genügen, wenn er nicht ein Stentor wäre? Um gerecht zu richten und um die Ämter nach Verdienst zu vergeben, müssen die Bürger einander kennen und wissen, welcher Art die Leute sind. Die beste Begrenzung ist, daß die Stadt so groß sei, als das Genügen des Lebens erfordert, aber übersichtlich. Und zwar scheint es, daß man eine Stadt von 10.000 erwachsenen Bürgern (πόλις μυρίανδρος) für das im ganzen wünschbare Maß gehalten habe; Heraklea Trachinia und Katana bei seiner Neugründung als Aitne erhielten diese Zahl.

In neueren Zeiten ist es, abgesehen von philosophischen und sonstigen idealistischen Programmen, wesentlich der einzelne, das Individuum, welches den Staat postuliert, wie es ihn braucht. Es verlangt von ihm eigentlich nur die Sicherheit, um dann seine Kräfte entwickeln zu können; hiefür bringt es gern wohlabgemessene Opfer, hält sich aber um so viel mehr dem Staat zu Danke verpflichtet, je weniger derselbe sich um sein sonstiges Tun kümmert. Die griechische Polis dagegen geht von vornherein vom Ganzen aus, welches früher vorhanden sei als der Teil, nämlich als das einzelne Haus, der einzelne Mensch. Wir dürfen aus einer inneren Logik hinzufügen: und dies Ganze wird den Teil auch überleben; es handelt sich nicht bloß um eine Bevorzugung des Allgemeinen vor dem Einzelnen, sondern auch des Dauernden vor dem Augenblicklichen und Vorübergehenden. Von dem Individuum wird nicht bloß im Felde und auf Augenblicke, sondern jederzeit die Hingebung der ganzen Existenz verlangt, denn es verdankt dem Ganzen alles; ja schon die Sicherung seines Daseins, welches damals nur der Bürger genießt, und zwar nur in seiner Stadt oder so weit deren Einfluß reicht. Die Polis ist ein höheres Naturprodukt; entstanden ist sie, damit Leben möglich sei, sie existiert aber weiter, damit richtig, glücklich, edel, möglichst nach der Trefflichkeit gelebt werde. Wer hier am Regieren und Regiertwerden teilhat, der ist Bürger: das erstere wird noch näher bestimmt als Teilnahme an Gericht und Ämtern. Allein der Bürger verwirklicht überhaupt all sein Können und jede Tugend im und am Staat, der ganze griechische Geist und seine Kultur stehen in stärkster Beziehung zur Polis, und weit die höchsten Hervorbringungen der Poesie und der Kunst des Blütezeitalters gehören nicht dem Privatgenuß, sondern der Öffentlichkeit an.

Die oft großartig pathetische Kunde von diesen Anschauungen erhalten wir teils durch die Dichter der Blütezeit, teils durch Philosophen und Redner des 4. Jahrhunderts, welche bereits nicht mehr das Gefühl konstatieren, wie es wirklich noch herrschte, sondern wie es hätte herrschen sollen.

Die Vaterstadt (πατρίς) ist hier nicht bloß die Heimat, wo dem Menschen am wohlsten ist und wohin ihn das Heimweh zieht, nicht bloß die Stadt, auf welche er trotz aller ihrer Mängel stolz

ist, sondern ein höheres, göttlich mächtiges Wesen. Vor allem ist man ihr den Tod im Kampfe schuldig, und zwar zahlt man ihr damit das „Nährgeld" zurück. Schon Homer gönnt den Troern, zumal dem Hektor, hie und da die feurigsten Klänge des Patriotismus, und die Elegiendichter, in dem so wenigen, was von ihnen erhalten ist, bleiben nicht zurück. Der gewaltigste Zeuge aber ist Äschylos. Seine „vom Kriegsgott erfüllte" Dichtung „Sieben gegen Theben" vereinigt in den Reden des Eteokles den höchsten Ausdruck der Opferpflicht des Bürgers gegen die Muttererde mit dem Pathos des Königs und Verteidigers. In seiner eigenen Grabschrift redet der Dichter nicht von seiner Poesie, sondern von seiner Tapferkeit: „Sagen mag es der marathonische Hain und der starklockige Meder, der es hat erfahren müssen."

Aber die Großtaten gehören im Grunde gar nicht dem einzelnen, sondern der Vaterstadt; diese, nicht Miltiades und Themistokles, hat bei Marathon und Salamis gesiegt, und Demosthenes findet dann ein Zeichen des Verfalls darin, daß jetzt viele sagen, Timotheos habe Kerkyra genommen und Chabrias habe bei Naxos die Feinde geschlagen. Jedenfalls hat auch der Verdienstvollste der Heimat mehr zu danken als diese ihm. Und wem die Heimat Unrecht getan, der soll ihr begegnen wie einer Mutter in solchem Falle. So lehrte Pythagoras.

Die Polis hat ferner eine erziehende Kraft; sie ist nicht nur „die beste Amme, die früher euch als Knaben, welche spielten auf dem weichen Grund, treu hegte und pflegte und keine Last der Wärterin versäumte", sondern sie erzieht den Bürger sein Leben lang. Sie hält zwar keine Schulen, wenn sie auch den herkömmlichen gymnastischen und musischen Unterricht begünstigt, auch mag hier des vielseitigen Bildungsstoffes noch nicht näher gedacht werden, welcher durch die Chorgesänge der Feste, durch den reichen Kultus, durch Bauten und Kunstwerke, durch das Drama und durch die Rezitationen von Dichtern der ganzen Bürgerschaft von selbst entgegenkam. Wohl aber galt als eine fortwährende Erziehung das Leben im Staat selbst mit seinem Regieren und Gehorchen, und ganz besonders stark lenkte die Polis in den besseren Zeiten ihre Leute durch die Ehren, welche sie dem einzelnen erweisen konnte, bis auch hier der Mißbrauch überwog und die Klügeren gerne auf die betreffenden Kränze, Heroldsrufe usw. verzichteten. Endlich erschien die ganze bisherige Geschichte einer ruhmvollen Stadt als eine der stärksten Anleitungen zur Trefflichkeit: Nirgends, sagt Xenophon, hat man größere und zahlreichere Taten der Vorfahren aufzuweisen als in Athen und viele, hievon erhoben, suchen dann sich der Tugend zu widmen und stark zu werden.

So ist die Polis, im Lebensgrad noch über die phönizische Stadtrepublik beträchtlich hinausentwickelt, ein ganz eigenes Produkt der Weltgeschichte. Sie ist die Darstellung eines Gesamtwillens von

höchster Tätigkeit und Tatfähigkeit, indem sie ja nur im Sinne der Tat, der Machtübung, der Leidenschaft aus dem Dorfleben herausgetreten ist; daher sie streng sein muß in der Definition des Aktivbürgers, der ja ein Teil von dieser Kraft sein soll.

Solche Poleis kennen eine ganz andere Sorte von Glück und Unglück als die Städte anderer Völker und Zeiten, und selbst die lebendigsten Stadtrepubliken des Mittelalters reichen nur momentan an diesen Grad des Lebens und Leidens.

Hieraus erklärt sich aber auch ihre Gewaltsamkeit. Nach außen ist die Polis trotz aller Bündnisse usw. in der Regel isoliert und oft in Lebenskonkurrenz mit den nächsten Nachbarn, im Kriege aber herrscht ein schreckliches Kriegsrecht.

Im Inneren wird sie dem einzelnen höchst furchtbar, sobald er nicht völlig in ihr aufgeht. Ihre Zwangsmittel, von denen sie ausgiebigen Gebrauch macht, sind Tod, Atimie und Exil. Und zwar gibt es, von dem besonderen Falle abgesehen, daß Athen die Prozesse seiner Hegemoniestädte vor seine Tribunale zog, keine Appellation an eine auswärtige Instanz mehr; sie ist völlig unentrinnbar, da ein Entrinnenwollen den Verzicht auf alle Sicherheit der Person in sich schließt. Mit der Staatsallmacht aber geht der Mangel an individueller Freiheit in jeder Beziehung Hand in Hand. Kultus, Festkalender, Mythen — alles dies ist einheimisch; so ist der Staat zugleich eine mit dem Rechte, Asebieklagen anzustrengen, ausgestattete Kirche, und dieser vereinigten Macht erliegt der einzelne vollständig. Mit Kriegsdienst gehört er der Polis leiblich in Rom bis zum 46. Jahre, in Athen und Sparta lebenslang; mit seiner Habe hat sie ihn völlig in der Gewalt und kann auch schon für mancherlei Güter die Werte bestimmen. Kurz, gegenüber der Polis und ihren Interessen fehlt jede Garantie von Leben und Besitz. Und zwar besteht diese Staatsknechtschaft des Individuums unter allen Verfassungen, nur wird sie unter der Demokratie, als sich die verruchtesten Streber für die Polis und deren Interesse ausgeben, d. h. den Satz „Salus rei publicae suprema lex esto" in ihrem Sinne interpretieren konnten, am drückendsten gewesen sein. Die Polis hat sich also das Wenige von Sicherheit, was sie gewährte, möglichst hoch zahlen lassen.

Wenn sich nun aber auch in den guten Zeiten das Höchste und Edelste, was in dem Griechen lebt, auf die Polis bezog, so war sie im Grunde seine Religion. Der Götterkult seinerseits hatte, wie sich zeigen wird, seine allerstärkste Stütze gegenüber von Fremdreligionen, Philosophien und anderen auflösenden Kräften in seiner Wichtigkeit für die einzelne Stadt, welche ihn genau und vollständig aufrechtzuerhalten hatte, und die wichtigeren Kulte waren vorwiegend geradezu Staatssache. Während also die Polis schon eine Religion ist, enthält sie die übrige Religion noch mit in sich, und schon die Gemeinsamkeit der Opfer und Feste bildete ein sehr

starkes Band unter den Bürgern, auch abgesehen von Gesetzen, Verfassung und öffentlichem Verkehr. „Weil aber der Staat dies alles bietet und allein zu bieten vermag, so erhellt aufs deutlichste, warum der Grieche keiner Kirche bedarf, warum er, um in seiner Weise Frömmigkeit zu üben, bloß ein guter Bürger zu sein braucht, warum von hierarchischen Bestrebungen keine Rede sein kann, warum die höchste Kultusbehörde (in Athen), der Archon Basileus, ein Staatsbeamter ist, warum es endlich nicht nur gegen die Bürgerpflicht, sondern sogar gegen die Glaubenstreue verstößt, anderen als den vom Staat anerkannten Formen der Gottesverehrung sich hinzugeben."

Als es dann mit der Polis anfing bergab zu gehen, genügt ihr auch der Kult der Götter, selbst der in besonderem Sinne „stadthütenden Götter" und Heroen nicht mehr und sie vergötterte sich selbst als Tyche mit der Mauerkrone. Den Übergang bezeichnet hier merkwürdig deutlich ein Wort Pindars. Er redet die Tyche, welche eine der Personifikationen der Moira, des Schicksals, ist, noch in dieser allgemeinen Eigenschaft an, bittet sie aber um Gunst für eine besondere Stadt: „Ich flehe, o Tochter des befreienden Zeus, umschwebe das kräftige Himera, rettende Tyche! Du beherrschest auf dem Meer die schnellen Schiffe und zu Lande die reißenden Heereskämpfe und die ratbringenden Agoren." Noch im 5. Jahrhundert aber wird der Kultus der als Tyche idealisierten einzelnen Stadt bald da, bald dort begonnen haben, mit eigenem Tempel und mit bisweilen kolossalem Bilde. Letzteres unterschied sich von der früheren allgemeinen Tyche mit Polos und Füllhorn, wie sie einst Bupalos für die Smyrnäer gebildet, durch die Mauerkrone und durch irgendein für den Ort charakteristisches Attribut. Die herrlichsten Gestalten sind bei solchem Anlaß entstanden und auch noch späte Arbeiten, welche wohl die Wiederholung von älteren waren, würden Entzücken erregen, wenn man sie wieder auffände, wie z. B. eine Reihe von Erzbildern vor den Säulen des hadrianischen Olympieions in Athen, welche lauter Tychen der athenischen Kolonien darstellten. Vielleicht war das Tychaion zwar nicht der größte, aber oft einer der zierlichsten Tempel einer Stadt, und noch ein später Rhetor entwirft das sehr reiche Gedankenbild eines solchen.

Inzwischen hatte auch die Tyche nicht mehr genügt, indem die in den meisten Städten siegreiche Demokratie sich es nicht versagen konnte, ihre unterlegenen Gegner dadurch zu kränken, daß sie sich selbst als Demos idealisieren ließ. Und dies ebenfalls bisweilen kolossal, wie z. B. in dem Standbild auf der Agora zu Sparta, welches nur in der jämmerlichsten Zeit dieses Staates entstanden sein kann. Da man diesen Demos in derjenigen Gestalt zu bilden pflegte, welche sonst dem sogenannten „guten Dämon" eigen war, so konnte ihm auch ein wirklicher Kultus erwiesen werden. — Zu

all diesen Vergötterungen würde weiter nichts gehört haben, als die Gewißheit eines beständigen Glückes; es wird nicht gemeldet, mit welchen Augen man solche Bildwerke ansah, wenn alles daniederlag.

Als ideales Ganzes schaut sich aber die Polis noch in einem anderen Sinne und in anderer Gestalt, nämlich in ihrem Nomos, unter welchem Ausdruck bekanntlich Gesetze und Staatsverfassung zusammen begriffen sind. Er ist das höhere Objektive, welches über allem Einzeldasein, allem Einzelwillen waltet und sich nicht wie in der neueren Welt damit begnügt, das Individuum zu beschützen und zu Steuern und Kriegsdienst anzuhalten, sondern die Seele des Ganzen zu sein begehrt. In den erhabensten Ausdrücken werden Gesetz und Verfassung gepriesen, als Erfindung und Gabe der Götter, als Charakter der Stadt, als Hüter und Bewahrer jeglicher Tugend. Sie sind die „Herrscher der Städte", und Demaratos, der Spartiate, sucht dem Xerxes begreiflich zu machen, daß seine Landsleute den Herrscher Gesetz (δεσπότης νόμος) mehr fürchten, als die Perser ihren Großkönig. Insbesondere sollen die Behörden laut Platos Ausdruck, Sklaven des Gesetzes sein. Der Gesetzgeber erscheint daher wie ein übermenschliches Wesen, und vom Ruhm eines Lykurg, Solon, Zaleukos, Charondas ging dann noch ein Reflex auf viel spätere Leute über, so daß z. B. noch gegen das Jahr 400 vor Christi der syrakusische Gesetzesredaktor Diokles nach seinem Tode heroische Ehren und sogar einen Tempel erhielt.

Der Nomos soll nun vor allem nicht den vorübergehenden Interessen und Stimmungen der einzelnen oder der zufälligen Mehrheiten folgen; man rühmte wenigstens in der Theorie sehr das Beibehalten alter Gesetze, ja in dem, was vielleicht schon seit Gründung einer Stadt gegolten, in Brauch und Sitte erkannte man die Grundkraft, von welcher die Gesetze nur der Ausdruck seien. Und selbst mangelhafte Gesetze schienen, wenn sie nur streng beobachtet wurden, eher einen sicheren Zustand zu verbürgen als das Ändern. So meinte ja auch Alkibiades am Schluß seiner großen Rede, in welcher er den Zug nach Sizilien angepriesen. Ja, in einigen Staaten mußten schon die Knaben die Gesetze nach einer Melodie oder Kadenz auswendig lernen, nicht bloß um sich dieselben einzuprägen, sondern damit die Gesetze um so viel unabänderlicher würden. Nomos hat ja den Doppelsinn Gesetz und Melodie.

Anderseits jedoch erfährt man aus alter, nicht erst später anekdotischer Kunde, daß schon Solon, als er nach vollbrachtem Werke zehn Jahre außer Landes ging, die Athener hatte durch hohe Eide binden müssen, sie wollten in seiner Abwesenheit nichts an seiner Gesetzgebung ändern. Und bald nachher machten sie die stärksten politischen Krisen durch und veränderten endlich seine Verfassung in eine völlig demokratische. Ähnlich ging es in vielen anderen griechischen Poleis, und auch die meisten Kolonien hatten trotz aller anfänglichen Gesetzgebung eine unruhige, ja stürmische Ge-

schichte. In der vollendeten Demokratie ist dann die Revisionslust in Permanenz, und man kann dem Namen nach die Verfassung aufs höchste ehren und preisen, zugleich aber durch unaufhörliches Hervorbringen von Volksbeschlüssen (Psephismen) sie aufs stärkste verändern und durchlöchern. Es ist der Zustand, da nach dem Ausdruck des Aristoteles nicht mehr das Gesetz, sondern die Menge (πλῆθος) herrscht.

Die griechische Staatsidee nämlich, mit ihrer völligen Unterordnung des einzelnen unter das Allgemeine, hatte, wie sich zeigen wird, zugleich die Eigenschaft entwickelt, das Individuum auf das stärkste vorwärts zu treiben. Diese ungeheuren individuellen Kräfte hätten sich nun, laut der idealisierenden Anschauung, völlig im Sinne des Allgemeinen ausgebildet; sie wären dessen lebendigster Ausdruck geworden; Freiheit und Unterordnung wären harmonisch in eins verschmolzen gewesen. In Tat und Wahrheit ist vor allem die griechische Freiheit zunächst dahin zu modifizieren, daß die Polis, wie gesagt, unentrinnbar war; nicht einmal in die Religion konnte der einzelne vor ihr fliehen, denn auch diese gehörte dem Staat, und ohnehin war man nicht sicher, daß die Götter gut und barmherzig seien. Die Hochbegabten aber, weil sie dableiben und aushalten mußten, bemächtigten sich nach Kräften der Herrschaft im Staate. Im Namen der Polis regieren hierauf Individuen und Parteien. Die jedesmal herrschende Partei benimmt sich dann völlig so, als ob sie die ganze Polis wäre und deren ganzes Pathos auszuüben das Recht hätte.

Wer sich aber im Altertum zur Herrschaft berechtigt glaubt oder sie auch nur begehrt, der erlaubt sich gegen den Gegner oder Konkurrenten sogleich das Äußerste, die Vernichtung. Wie deutlich man einander das unter politischen Feinden gesagt hat, wird weiterhin zu erörtern sein, bisweilen hat aber die Poesie an scheinbar gleichgültiger Stelle diese Denkweise als eine selbstverständliche ausgeschwatzt. Man verfolge z. B. im „Ion" des Euripides die Reden des Pädagogen, welcher die Kreusa zur Ermordung des Xuthos und des Ion anzutreiben sucht, und frage sich, ob in einem neueren Drama ein verbrecherischer Charakter sich im Namen der Herrschaft prinzipiell so vor anderen aussprechen dürfte. Alle politischen Strafen, so schuldig der Unterlegene an sich gewesen sein mag, haben in diesen Poleis das Wesen der Rache und des unbedingten Fertigmachens an sich. Wir werden sie kennenlernen, wenn von Verbannten oder Getöteten nicht nur die Kinder mitgestraft werden, sondern gewissermaßen auch noch die Vorfahren, indem man die Gräber der betreffenden Familien verwüstet. Die Hellenen glaubten klar zu sein über die Alternative: entweder wir vernichten jene oder jene uns, und handelten dann unerbittlich demgemäß. Bezeichnend ist aber auch für sie das Feierliche an solchem Terrorismus. Daß z. B. Tyrannenmörder, wenn sie das Leben davon-

brachten, aufs höchste geehrt wurden und nach ihrem Tode Denkmäler und Kultus erhielten, gibt als etwas Allbekanntes nicht mehr viel zu denken. Die Folge davon aber war z. B., daß ganz unberufene und obskure Mörder eines Menschen, der nachträglich als Schurke und Verräter erkannt worden war, wie in Athen (411 v. Chr.) Phrynichos, als öffentliche Wohltäter die Aufnahme in das Bürgerrecht, die öffentliche Bekränzung an den großen Dionysien u. dgl. erhielten. Andere, die sich bei der Tat hilfreich beteiligt, bekamen wenigstens ehrenvolle Nennung ihres Namens auf dem errichteten Denkpfeiler und weitere Belohnungen. Die herrschende Partei will mit dergleichen lange nicht bloß etwa noch vorhandene Feinde einschüchtern, ihnen einen möglichsten Verdruß bereiten, sondern vor allem ihrem eigenen Triumph ein recht pathetisches Ansehen geben. Die Täter werden gefeiert, gleichviel welches ihre Motive und ihre Persönlichkeit gewesen.

Da die Polis das Höchste und die eigentliche Religion der Hellenen ist, so haben die Kämpfe um sie auch die volle Schrecklichkeit von Religionskriegen, und jeder Bruch mit ihr hebt das Individuum aus allen Fugen. Da wird denn der Bürgerkrieg bejammert als der scheußlichste, schlimmste, gottloseste und Göttern und Menschen verhaßteste aller Kriege, allein den Frieden brachte eine solche Erkenntnis nicht. In mancher Polis war und blieb die jedesmalige Verfassung eine mit allen Schreckensmitteln aufrechtgehaltene Orthodoxie. Daß man die Fiktion vom unbedingten Bürgertum höher gespannt hatte, als die menschliche Natur auf die Länge erträgt, durfte einstweilen niemand laut sagen, aber die heimliche, innerliche Abwendung der Fähigen, welche allmählich eintrat, war nicht zu beseitigen, und mit der Zeit fehlten auch diejenigen nicht, welche sich sehr laut und mit offenem Trotz dazu bekannten. Die philosophische Ethik folgte dann nach, indem sie ihre frühere Verflechtung mit dem Staat aufgab und eine allgemeinmenschliche wurde, und bei Epikur und seiner Schule ist die Polis, entblößt von aller fieberhaften Vergötterung, nur noch ein Sicherheitsvertrag aller mit allen. Die wirklichen Poleis aber, zerrüttet wie sie waren, fuhren nach Kräften fort auf dem Wege der Gewaltsamkeit. Eines konnte man nicht: die Autonomie an eine andere Stadt, an einen größeren Sammelstaat, an einen Fürsten aufgeben; es sollte sich weiterhin zeigen, unter welchen furchtbaren Leiden die Polis um jeden Preis weiterzuleben suchte. „Ein schuldiger, einzelner Mensch", sagt Isokrates, „stirbt vielleicht, bevor ihn die Vergeltung erreicht, die Poleis aber mit ihrem Nichtsterbenkönnen (ἀθανασία) müssen die Rache der Menschen und der Götter ausdulden."

II. Die Polis in ihrer historischen Entwicklung

1. Das Königtum

Wenn der griechische Mythus irgendeine Tatsache deutlich und auch für die Nachwelt überzeugend betont, so ist es die Urvielheit der Stämme. Griechenland ist niemals *ein* Staat gewesen und der König Pelasgos, Sohn des Palaichthon, des Erdgeborenen in den „Schutzflehenden" des Äschylos, der vom Peloponnes bis an den Strymon herrscht und Argos zur Residenz hat, ist ein völlig willkürliches Gebilde des großen Tragikers. Ein schwererer Eingriff in den echten Mythus ist kaum denkbar; schon die beständige Wanderung, womit die ganze Vorzeit angefüllt ist, verbietet jede Annahme eines größeren Staates, auch erhellt im Mythus die Urvielheit daraus, daß er von einer sehr großen Menge von Herrschern und Burgen weiß und für die allerkleinsten Nester und Inseln Dynastien bereit hat. Wenn Herakles und andere dergleichen einnehmen, so bilden sie daraus nicht etwa einen Großstaat, sondern geben das Eroberte weiter, etwa an vertrieben gewesene Legitime. Bei den Kriegen ergötzt sich der Mythus an der Vielheit der Kontingente, so, um von der „Ilias" abzusehen, bei der Schilderung der „Sieben gegen Theben", wie sie sich und ihre Scharen vor die sieben Tore lagern.

Aber bis dann von der Verfassung der einzelnen Stämme etwas Deutliches verlautet, dauert es lange Zeit; die ältesten Heroen sind wohl Könige, allein ihre Kämpfe und Abenteuer gehen meist noch ohne Heere durch sie allein vor sich und sind auch in der Regel derart, daß keine Mannschaft dabei helfen könnte. Endlich dämmern dann diejenigen Königtümer auf, an deren Waltung die älteren und die späteren Griechen haben einigermaßen bestimmte Bilder knüpfen können: das Athen des Theseus, das Theben der Labdakiden, das Argos-Lakedämon der Atriden. Da wir es nicht mit der Archäologie, sondern mit den Anschauungen der Griechen von ihrer politischen Vergangenheit zu tun haben, lassen wir die wirklich vorhandenen Baureste einer jedenfalls sehr alten Vorzeit, auch die Steinburgen von Tiryns, Mykenä und Ilion samt ihren erstaunlichen Fundstücken aus der neuesten Zeit gänzlich beiseite, fragen auch nicht, ob dieselben einem geknechteten, unter schwerem, heiligem Recht frondenden oder einem freiwillig mit vereinten Kräften arbeitenden Volke angehört haben. Daß die Königshäuser (Pelopiden usw.) zum Teil fremde sind, daß im ganzen Mythus sogar überall und sehr leicht Ausländer, ja Flüchtlinge Könige bei einem anderen Stamme werden — wie ja z. B. die heraklidischen Könige der Dorer mit ihrem Ahn Herakles selber Achäer sind —, ist in der Geschichte auch sonst nicht unerhört; in der Völkerwanderung hatten die Burgundionen ein fremdes Herrscherhaus, und die Langobarden ließen sich eine ganze Reihe bajuwarischer

Könige gefallen. Daß aber jedenfalls das Königtum die alleinige Staatsform der Urzeit gewesen, war eine allgemeine Annahme, und solange man sich die Stämme vollends in Bewegung und Wanderung begriffen denken muß, war es die einzig denkbare. War dann ein Stamm seßhaft geworden, so behauptete es sich vielleicht lange Zeit weiter.

Das Herrschertum, wie Homer es schildert, ist freilich bereits sehr eigentümlich zusammengesetzt aus wirklich uralten Erinnerungen, aus hoher Poesie und aus einzelnen Zügen der schon im Erlöschen begriffenen Königsherrschaft der nachdorischen, homerischen Zeit. Aber die alten, typischen, glänzenden Eigenschaften der epischen Könige sind dem Griechen völlig klar und vertraut; von Zeus abstammend, von ihm mit dem Zepter und den Rechten belehnt, als Feldherren, Richter und Opferer an der Spitze ihres Stammes, umgeben von einem festlichen Hof und einem Rat von Ältesten, begleitet von Wagenlenker, Herold und Sänger, gehören sie zu den unvergeßlichen Gestalten. Diesen Gestalten hat dann das politisch gewordene Griechentum allerdings ihre Existenz näher nachzurechnen gesucht, anzufangen mit Herodot, welcher der Meinung ist, daß es schmal hergegangen: „In der alten Zeit waren auch die Herrschaften schwach an Geldmitteln, nicht bloß das Volk." Weiter will dann Thukydides ausmitteln, welches die berechtigten Steuern und Einnahmen dieser Herren gewesen, vollends aber wagt sich Aristoteles an eine Konstruktion der Entstehung der Königstümer, wobei er freilich verrät, daß er sich keine Staatsform anders als durch Reflexion und durch Beiziehung des Willens vieler, ja als momentane Gründung (κτίσις) entstanden denken kann: das Volk habe solche zu seinen Königen erhoben, die sich ihm in den Lebensfördernissen (κατὰ τέχνας), im Kriege, durch Gebietsvereinigung und Gebietserweiterung als Wohltäter erwiesen; oder das Königtum sei entstanden zum Schutz der Stärkeren oder Höherstehenden gegen den Demos; dies Königtum habe das Recht über Leben und Tod nur auf Feldzügen gehabt; auch habe man ein solches nur, so lange man es wolle, zum Unterschied von der Tyrannis, welche auch über die herrsche, welche nicht wollen.

Daß sich dann bei der dorischen Wanderung auch neue Wanderkönigtümer, nämlich Kriegsanführerschaften, bildeten, ist namentlich in den Herakliden symbolisiert. In den nächsten Jahrhunderten, ja hie und da schon nach Jahrzehnten, erlöschen sie bis auf wenige, und eine längst vorhandene Aristokratie nimmt die Herrschaft in die Hände, als früheste Gestalt der eigentlichen Polis. Wie schwach Wanderkönigtümer werden können, sobald das Wandern aufgehört hat, lehrt die germanische Völkerwanderung, deren Einzelstaaten großenteils einem herrschenden Volke, den Franken, anheimfielen. Den Hergang in Griechenland genau ermitteln zu wollen, wäre eitle Mühe; doch verrät Homer, welcher altheroische sowohl als

nachdorische Königtümer sinken sah, wenigstens einige Züge. Sobald ein heldenmütiger Königssohn, wie Achill, im Kampfe gefallen ist, kann es dem alten Vater daheim schlecht gehen. Sodann sind die Freier der Penelope schon das rechte Bild einer vielköpfigen, genußliebenden Adelsherrschaft, wie man sie inzwischen mochte zu kosten bekommen haben.

Endlich bricht der offene Verfall und der Sturz herein. Uneinigkeit in der Familie, Untauglichkeit und Übermut der Königssöhne mögen öfter den Anlaß gegeben haben, wenn dieselben waren, wie Priamos von den Seinigen sagt, nach dem die besten davon umgekommen.

Wenn die Königswürde unter mehreren Verwandten streitig war und Adel oder Volk entschied, so konnte ebenfalls Mißachtung und baldiger Sturz kaum ausbleiben. Indes mögen die wahren Ursachen, welche in jedem einzelnen Fall verschieden gewesen sein können, hier auf sich beruhen und dafür die Anschauungen der Griechen hervorgehoben werden. Volkstümlich und echt sagenhaft ist es, wenn ein Volk seinen König tötet, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Auch wenn man dabei die übrige Dynastie hätte schonen wollen, so lief dies gegen den bekannten Spruch: „Ein Tor, wer den Vater tötet und die Söhne am Leben läßt." Arkadien hörte auf, Könige zu haben nach dem Frevel der beiden Aristokrates, welche gesteinigt worden waren, der Großvater wegen Notzucht an einer Priesterin, der Enkel wegen Verrates an den Messeniern. Man entschloß sich wohl nicht leicht dazu, es ist etwas Schreckliches, sagt bei Homer Amphinomos, der beste unter den Freiern, ein Königsgeschlecht zu töten. — Oder das Königtum hört durch eine andere Schreckenstat wie von selber auf: Nach dem Selbstmord des Aristodemos erhoben die Messenier keinen König mehr, sondern nur noch einen Strategen mit unbedingter Vollmacht im Kriege.

Auch Meuterei der Teilnehmer der Macht möge deren Untergang herbeigeführt haben. Das Molosserkönigtum in Epirus habe sich durch Mäßigung behauptet, das spartanische durch seine Zweiheit und den beschränkenden Einfluß der Ephoren. Ganz besonders unsicher mag das Königtum in jenen frühen Kolonien etabliert gewesen sein, welche infolge der dorischen Wanderung entstanden. In Milet stritten sich zwei Bewerber um die Herrschaft, beide königlichen, also athenischen Geblütes; nach verderblichen Wirren beschließt die „Gemeinde", derjenige solle König sein, welcher der Stadt größere Vorteile bringen würde. Man hatte damals zwei Kriege zu führen, gegen Karystos und Melos, und nun mußten jene beiden darum losen; da derjenige, welcher gegen Karystos ausfuhr, allein vollen und großen Erfolg hatte, wurde er bei seiner Rückkehr „dem Vertrag gemäß" König. Ein Herrschertum unter solchen Bedingungen konnte von jedem Winde hinweggeweht werden.

Die einzelnen Funktionen, welche das Königtum bisher verwaltet,

wurden jetzt auf Beamte verteilt; demjenigen, welcher die feierlichen Staatsopfer zu besorgen hatte, blieb nicht bloß in Athen, sondern auch anderswo der Name Basileus; auch die obersten Richter heißen hie und da so, und von dieser Art mögen jene Regenten von Askra in Böotien gewesen sein, welche der bedrängte Hesiod als „geschenkverzehrende Könige" anklagt, weil sie das Recht auf alle Weise verkehrten.

Wer aber die Sache von der bestmöglichen Seite wollte fassen lernen, mußte doch bei den Athenern in die Schule gehen. Isokrates in seinem „Panathenaikus" (p. 258 ff.) meint: Die alten athenischen Könige, trefflich und frei von den Hausgreueln anderer Dynastien, hätten das Volk so zur Tugend und Besonnenheit erzogen, daß hierauf die Einführung der Republik (die er freilich schon dem Theseus zuschreibt) in den vorzüglichsten Formen habe erfolgen können. Neben dem Erlöschen von Königtümern erfolgte etwa auch die Neugründung eines solchen: Das Aufkommen des temenidischen Königshauses in Makedonien, wovon Herodot (VIII, 137 ff.) so poetisch und volkstümlich erzählt. Was Griechenland von den gewaltigen Abkömmlingen desselben erleben würde, ahnte damals noch niemand.

Die Aristokratie, welche zunächst in den griechischen Staaten das Königtum ablöste, wird sich als eine relativ schwache, ja als eine bloße Übergangsform erweisen. Die meiste Aussicht hatte sie etwa in solchen Gegenden, wo durch die dorische Wanderung ein siegreicher Stamm von festem innerem Zusammenhang eine Herrschaft der relativ Wenigen über viele Unterworfene anderen Stammes hatte gründen und sich als Gesamtadel auftun können. Der bei weitem wichtigste Staat dieser Art wird vorweg zu betrachten sein.

2. Sparta

„Weh euch, ihr allen Sterblichen verhaßteste
Bewohner Lakedämons, falschen Rates voll,
Der Lügen Meister, Mißgeschick ersinnende,
Geschmeidige, unwahrhafte, doppelzüngige
Unholde! Fälschlich ehret euch das Griechenvolk.
Denn wessen seid ihr rein? Befleckt nicht Mord auf Mord,
Nicht schändlicher Gewinn euch? Sprach nicht anders stets
Die Zung' und anders dachte das Verräterherz?
Verderbet!"

So ruft die Andromache des Euripides (V, 446 ff.) ihren Jammer über Sparta in die Luft und attische Redner verbreiteten sich weiter in diesem Sinne. Es ist das unvermeidliche Schicksal des nichtschreibenden, kurzredenden Sparta gewesen, daß Athen, welches vorzugsweise in hellenischen Dingen die Feder führte, die

Reputation des Todfeindes im ganzen festgestellt hat. Schon dem ältesten umständlichen Zeugen über Sparta, dem Halikarnasser Herodot, wird ja vorgeworfen, daß er von seinem langen athenischen Aufenthalt her den Spartanern zu abgünstig geworden; dagegen hält sich Thukydides in einer hohen, fast unbegreiflichen Objektivität, und endlich hat es auch athenische Konvertiten gegeben, welche Sparta verherrlicht haben, im 7. Jahrhundert Tyrtäos, den frühesten, im 5. und 4. Jahrhundert Xenophon, den eifrigsten und einflußreichsten von allen.

Die Größe dieses merkwürdigen politisch-sozialen Gebildes ist eine doppelte: Sparta an sich war gewissermaßen die vollendetste Darstellung der griechischen Polis, zugleich aber bildete es das Gegengewicht zu dem ganzen übrigen, teils anders gearteten, teils anders entwickelten Griechenland, und da ihm in der großen Krisis alles griechischen Lebens zu Ende des 5. Jahrhunderts der Sieg geblieben, den es 30 Jahre hindurch schonungslos genoß, so war die Blendung eine große und allgemeine und überdauerte auch das nachherige Unglück. Je tiefer das wirkliche Sparta sank, desto mehr wurde das frühere dann verklärt. Dieser Staat war eben noch mehr beneidet als verabscheut gewesen und manche andere Polis wäre gern auch so geworden, hatte sich aber andere Kräfte, nämlich Demokratie und Individualismus, über den Kopf wachsen lassen.

Dasjenige Dorervolk, welches bei der großen Wanderung, etwa im 11. Jahrhundert, in das Eurotastal eindrang, scheint zuerst die vorgefundenen und besiegten Achäer, soweit dieselben nicht auswanderten, und andere Völkerreste (Leleger, Minyer usw.) glimpflich behandelt zu haben. In der Folge dann, unter sich in gefährlichem Zwist, von den Besiegten vielleicht bedroht, tut es im 9. Jahrhundert den mächtigen Ruck, der ihm selbst eine gewaltig feste Organisation, den Achäern eine dauernde Knechtschaft bereitete. Diese Bewegung wird personifiziert in Lykurg; in seine Gestalt, wie für Athen in die des Theseus, wird allerdings eine Reihe von Entwicklungen aufsummiert, wovon vieles schon handgreiflich erst in späte Zeiten fällt, weil es Änderung des Anfänglichen ist. Die antike Anschauung macht sich hierüber nicht die mindeste Sorge: ihr Lykurg ist Sparta selbst mit all seinen Einrichtungen und Lebensformen; vier Jahrhunderte hindurch tritt er handelnd und schaffend bei den verschiedensten Anlässen auf. Ja, es ist schon öfter gefragt worden, ob er überhaupt ein menschliches Individuum gewesen und nicht eher eine göttliche Gestalt. Daneben aber fehlt es nicht an einem umständlichen irdischen Lebenslauf, und die Politiker seit Xenophon und Plato haben sich namentlich gern in die Erfahrungen und Erwägungen des Gesetzgebers hineinversetzt. Man läßt ihn herumreisen bis Ägypten, ja bis Libyen und Indien, und verfolgt sein vergleichendes Studium; namentlich sollte Kreta sein Vorbild gewesen sein. Unleugbar fand sich hier einiges Wesent-

liche, das dann auch in Sparta wieder zutage tritt, weniger, weil in beiden Ländern die Herrschenden Dorer waren (denn der dorische Stamm hat anderswo ganz andere Verfassungen hervorgebracht), als weil beiderseits Wenige über zahlreiche Unterworfene herrschten.

Den entscheidenden Hergang wird man wohl nicht anders denn als einen einmaligen und plötzlichen auffassen können. Das Dorervolk war stark genug, um eine neue Landteilung, einen jener überall vorkommenden ἀναδασμοί (Aufteilungen) vorzunehmen und für sich das Meiste und Beste zu behalten, jene 9000 Lose, auf welchen alle Rechte und Pflichten haften und welche in vollständiger Zahl als unveräußerlich erhalten bleiben sollten. Die Unterworfenen — lauter Mithellenen — zerfielen in solche, die noch eigenes Land zum Bebauen bekamen (Periöken mit 30.000 Losen, tatsächlich einem schlechten Rest), und solche, welche das Land der Dorer bebauen mußten (Heloten, je zu sieben Familien auf einem Dorerlose angesiedelt). Es war keine geringe Aufgabe, diese Masse in gleichmäßiger Abhängigkeit zu erhalten während jener Jahrhunderte, da überall in Griechenland Tyrannis und Demokratie einrissen. Aber die Aufgabe wurde gelöst und der stärkste Beweis der unbedingten Gewalt der Dorer oder Spartiaten war, daß sie Periöken und Heloten in großer Masse in den Krieg nahmen, jene bis auf dreimal so zahlreich, als ihr eigener Auszug war, diese als Waffendiener und Träger der Vorräte, und zwar kamen wenigstens im Feldzug von Platää (479 v. Chr.) sieben Heloten auf jeden einzelnen Spartiaten. Gern brauchte man diese Bestandteile des Heeres zu besonders gefährlichen Detachierungen und setzte sie überhaupt ohne großes Bedenken sehr aus. Allerdings wäre es schon gefährlich gewesen, sie zu Hause zu lassen, wenn das herrschende Volk auszog, und insofern ist das Mitnehmen in den Krieg noch kein Beweis irgendeines Vertrauens. Die Periöken waren der gewerbetreibende Stand, den selbst Sparta nicht entbehren konnte, und durften außer ihrem Grund und Boden auch bewegliches Vermögen sammeln. Wenn aber ihr Verhältnis zu den Herrschenden so dargestellt wird, als hätten sie sich des Schutzes des mächtigen Kriegerstammes erfreut, so muß doch entgegnet werden, daß wenigstens laut athenischem Urteil kaum ein Unterschied zwischen ihnen und den Heloten obwaltete, und daß ihre Seelen nicht weniger geknechtet waren als die von Sklaven; ihre überall zerstreuten Wohnorte hießen wohl noch Poleis, waren es aber nur dem Namen nach. Und bei Anlaß der Verschwörung des Kinadon (397 v. Chr.) war es unter den Periöken so gut wie unter den Heloten und den übrigen geringen Nebenklassen eine zugestandene Sache, daß man die Spartiaden „gern roh fräße". — Auch in betreff der Heloten hat man schon einige gar zu herbe Züge der Überlieferung zu mildern gesucht und es kann ja wohl sein, daß sie auf den Ackerlosen der Spartiaten, deren Anbau ihnen oblag, unter Ablieferung

bestimmter Quoten des Ertrages reichlich zu leben hatten, auch hätte man schwächliche Leute schon im Kriege nicht brauchen können. Allein sie waren in einer vollkommenen Sklaverei, nur nicht in der von gekauften, sondern von Erbsklaven, und ihr oberster Eigentümer war nicht der spartanische Gutsherr, sondern der Staat. Wohl war ihnen Familienleben gegönnt, aber der Grieche hielt das Erzeugtsein in der Sklaverei für ein elendes Los. Die Spartiaten aber genossen nun den ökonomischen und moralischen Vorteil, daß der Sklavenkauf vermieden blieb, und überließen sich einer konsequenten, durch keine Gemütlichkeit unterbrochenen Härte gegen diese ehemaligen Mithellenen, wie sie die sonstigen Griechen gegen ihre gekauften Skythen und Asiaten wenigstens nicht regelmäßig übten. Dem Heloten wurde seine Ehrlosigkeit nicht nur durch eine kenntliche Tracht, sondern durch alljährliches regelmäßiges Durchprügeln ohne Ursache und durch Lächerlichmachen in der Trunkenheit immer von neuem eingeschärft. Wenn aber einer „das sklavenmäßige Aussehen überragte", so wurde er getötet und sein Gutsherr gestraft, weil er den Aufstrebenden nicht unten gehalten. Und wenn ihrer überhaupt zu viele wurden, ließ man die sogenannte Krypteia gegen sie los, nämlich den nächtlichen Mord gegen so viele, als zweckdienlich war. In einem kritischen Augenblick des Peloponnesischen Krieges (424 v. Chr.) wußte man die 2000 tüchtigsten und freiheitsbegierigsten durch eine Arglist auszumitteln und ließ sie alle verschwinden. Freilich waren sie in allen gefährlichen Zeiten unbequem, jeder Verräter, wie z. B. Pausanias, konnte ihnen Freiheit und Teilnahme am Staatsleben versprechen und sobald ein Feind in der Nähe erschien, liefen sie in Masse über, während die Dableibenden in die größte Gärung gerieten.

Auf dieser Grundlage hatte nun das Dorervolk sein neues Dasein aufgebaut, und zwar unter beständiger Beratung des delphischen Apoll. Da der spätere Verkehr Spartas mit dem Orakel in Verruf gekommen war, konnte sich die Sage bilden, schon Lykurg habe regelmäßig die Pythia bestochen, um ihre Gutheißung für seine Vorschläge zu erhalten — gewiß so irrig und frivol als möglich. Aber umsonst fragen wir: Ließ man das, was in Sparta beschlossen war, nur in Delphi bestätigen? Oder empfing man von Delphi selbständige Weisungen? Oder steckte hinter dieser Frömmigkeit wesentlich nur der Vorteil der jeweiligen Lenker, den übrigen Spartiaten und selbst den Geronten manche ungelegene Rechenschaft verweigern zu können? Wie dem auch sei, das Verhältnis behauptete sich; Jahrhunderte hindurch gingen die regelmäßigen Boten der Könige, die sogenannten Pythier, zwischen Sparta und Delphi hin und her, und am Ende behält man eher die Überzeugung, daß Sparta durchaus der verlangende Teil war, und daß Delphi sich nicht aufdrängte, sondern sich zu Sprüchen erbitten ließ. Was aber die Phantasie der übrigen Griechen sich von dieser

Intimität für ein Bild machte, war ganz gewiß beiden Teilen gleichgültig und blieb außer Rechnung.

Was man bei der großen Entscheidung, die wir, wie gesagt, glauben als eine einmalige auffassen und am ehesten ins 9. Jahrhundert versetzen zu müssen, von ererbten Einrichtungen beibehielt, und was damals Neues hinzukam, mag auf sich beruhen. Vor allem durfte hier weiterleben das heraklidische Doppelkönigtum, wie man es von der dorischen Wanderung her übernommen; politisch schwach schon durch seine Zweiheit, mit gesonderten Zeremonien, Begräbnissen, Annalen usw., ohne Erlaubnis gegenseitiger Verschwägerung, vielleicht weil diese sonst zur Regel geworden wäre und lauter Verwandtenehen mit Aussicht auf Entartung der Rasse würde herbeigeführt haben. Zugleich hielt das Königtum für den ganzen Staat das Prinzip der Erblichkeit aufrecht und machte es Ehrgeizigen schwer, nach der höchsten Gewalt zu streben. Unterstützt war es dabei von der Vorstellung einer erblichen kriegerischen Begabung, worüber man freilich mit der Zeit an verschiedenen Herakliden allerlei Erfahrungen machte. Die politischen Befugnisse der Könige, wenn sie nicht im Felde standen, waren zu Hause bekanntlich gering und später fast auf Ehrenrechte beschränkt; einiger Königspomp trat erst bei ihrem Begräbnis ein, wie sie denn im Tode als Heroen galten.

Neben den Königen stand eine Gerusie, ein Rat der Alten von 28 Mitgliedern, vielleicht früher die eigentliche Macht im Staate, aber seit Einführung der Ephoren (von welchen im weiteren die Rede sein wird) offenbar auf die sogenannten laufenden Geschäfte beschränkt. Ihre Wahlart ist nicht näher bekannt, und Aristoteles findet sie „kindisch" und tadelt, daß man sich um das Amt bewerben mußte. Andere Autoren, welche in Lykurg einen aus Reflexion schaffenden, unter verschiedenen Vorbildern auswählenden Staatsweisen sehen, sind voll Entzücken darüber, wie schön er die beschwichtigende Gerusie dem hitzigen Königstum beigemischt habe, als Hauptdamm gegen dieses wie gegen eine etwaige Demokratie; man fand es schon sublim, daß in der Zahl 28 eine Heptas und eine Tetras liege. Die periodische Volksversammlung endlich, an welcher sämtliche Dorer von 30 Jahren und darüber teilnahmen, billigte oder verwarf durch bloßen Zuruf, was Könige oder Gerusie vorbrachten; hatte der dorische Demos „das unrechte Teil" erwählt, so konnten jene sich dessen weigern und ihn heimschicken. Seines Gehorsams war man versichert durch die Komplizität des ganzen herrschenden Stammes gegenüber den Unterworfenen.

Dies Volk ist nun vor allem ein stets kriegsbereites Heer, welches den Peloponnes in Untertänigkeit oder in Belagerungszustand hält und nach außen droht, soweit es kann. Zur Deutung der folgenden Ereignisse wird man aber noch eine große physiologische Tatsache zu Hilfe nehmen müssen, nämlich die außerordentliche Frucht-

barkeit der griechischen Nation im 8. und wohl noch im 7. Jahrhundert, ohne welche die massenhafte Aussendung von Kolonien gar nicht zu erklären wäre. Sparta mag der Vermutung nach zur Zeit seiner politischen Neugestaltung 9000 erwachsene Dorer gehabt haben, so daß jeder ein Los erhielt, ja man hatte eine Kunde, wonach es einmal eine Polis von 10.000 (μυρίανδρος) gewesen wäre. Wahrscheinlich wurden ihrer aber jetzt sehr viel mehr, und die Familien mochten sich auf ihren Landlosen schon stark beengt fühlen. Warum sich nun nicht auf einen benachbarten Bruderstamm werfen, der sich nicht so kräftig konstituiert hatte und durch seine mildere Waltung gegen die vorgefundenen Bewohner ein beständiger Vorwurf, ja vielleicht eine Gefahr für Sparta war? Zwar gab es unter den verschiedenen Dorervölkern alte Friedensverpflichtungen, allein solche werden in der Regel nur erwähnt, wenn man ihrer spottet, und ist nicht Kreta, welches lauter dorische Poleis hatte, das Land der beständigen wilden Fehde und des Raubes gewesen? Nachdem man noch mit einigen unabhängigen Resten im Eurotastal (Amyklä usw.) aufgeräumt, wagte man den großen Schlag: während andere Hellenen Kolonien aussenden, überzieht Sparta Messenien.

Es sind die westlichen Nachbarn, ebenfalls Dorer, welche eine ältere Bevölkerung unterworfen haben, auf einem ungleich viel besseren, fruchtbareren Grund und Boden. Als beim Ausbruch des sogenannten ersten messenischen Krieges (743—724 v. Chr.) jemand den König Polydoros fragte, ob er in der Tat Krieg gegen Brüder führen wollte, sagte er: Wir wollen nur Land besetzen, das noch nicht verteilt, d. h. das noch nicht zu Ackerlosen für die Unseren geworden ist. Sparta hatte den Messeniern weder einen Herold noch sonst eine Kriegserklärung gesandt, aber heimlich hatten einander alle Spartiaten den Eid geleistet: Wie lange der Krieg auch dauere und welche Wechselfälle er auch mit sich führen möge, sich nicht abwendig machen zu lassen, bevor sie Messenien bezwungen hätten. In Pausen der Ermüdung, die der Brudermord im großen mit sich brachte, wurde dann scharf an diesen Eid erinnert. Natürlich wurden in Messenien weder Pflanzungen noch Gebäude nach sonstiger griechischer Art verwüstet, da die Eroberer das Land schon als das ihrige betrachteten. Es wurde in spartanische Ackerlose eingeteilt, und was von den Einwohnern nicht getötet, verkauft oder verjagt worden war, diente den neuen Herren in Gestalt von Ackerknechten. Der neue Besitz muß für den Überschuß spartiatischer Bevölkerung nicht einmal zugereicht haben, da man bald darauf doch eine große Schar besitzloser, junger Dorer, die sogenannten Parthenier, außer Landes senden mußte; sie nahmen Tarent. Das Orakel von Delphi war während des ganzen Krieges völlig auf der Seite der Eroberer.

Durch eine Erhebung der Messenier begann (685 v. Chr.?) der

zweite Krieg, und hier bemerkt man zum erstenmal ein Sinken der spartiatischen Fruchtbarkeit, indem die verringerten Scharen bereits mit Heloten ergänzt worden sein sollen, welche hier nicht bloß als Waffenträger, sondern als Teile der spartiatischen Mannschaft aufgetreten wären. Auch mußte schon von diplomatischen Mitteln Gebrauch gemacht werden: Sparta bestach einen arkadischen Verbündeten der Messenier, den König Aristokrates, und „machte damit zum erstenmal das Übergewicht in den Waffen zu einer um Geld käuflichen Sache". Doch gewann es endlich den Sieg (668 v. Chr.?) und alle Messenier, welche nicht aus dem Lande weichen konnten, wurden jetzt Heloten, d. h. es gab in Messenien keine Eigentümer mehr als Spartiaten. Zu Hause aber mußte man bereits die abnehmenden Spartiaten ergänzen, und zwar wie vorher im Heere bezeichnenderweise nicht aus Periöken, sondern aus Heloten, welche man später zu Vollbürgern erklärte.

Bei solcher Lage der Dinge konnte von Spartiatisierung und Helotisierung weiterer Striche des Peloponnes nicht mehr die Rede sein, und man mußte sich mit Oberherrschaft, Hegemonie, erzwungener Heeresfolge begnügen. Es beginnt ein künstliches, mit den merkwürdigsten Mitteln obengehaltenes Sparta und dieses ist es, mit dessen Schilderung die alten Autoren so stark beschäftigt sind. Eine Organisation, welche sich die schon weniger Gewordenen geben mußten, um sich gegen die Geknechteten zu behaupten, die Gefahren von außen abzuwehren und auf die übrigen Hellenen einen Eindruck des Erstaunens und der Furcht hervorzubringen. Wenn es wirklich noch zur Zeit der Perserkriege 8000 Spartiaten gab, wie Herodot (VII, 234) vielleicht schon etwas hoch annimmt, so waren dieselben bereits auf das Eurotastal und auf Messenien verteilt, auch kann Demaratos, welchem der Erzähler die Zahl in den Mund legt, den Xerxes, zu welchem er spricht, haben täuschen wollen, und jedenfalls nahm die Zahl bald darauf sehr schnell ab, wie sich weiter zeigen wird. Man wird kaum irregehen, wenn man die mit dieser Sachlage zusammenhängenden Einrichtungen in eine ursächliche Verbindung setzt mit der Erhebung der Ephoren.

Entstanden waren dieselben bekanntlich schon während des ersten messenischen Krieges, als Stellvertreter der abwesenden Könige, besonders für das Rechtsprechen. Aber zu Anfang des 6. Jahrhunderts muß eine eigentliche Staatsveränderung erfolgt sein, an welche sich dann das übrige anschloß. Die Ernennung der fünf Ephoren wird nämlich den Königen entzogen und zur Sache einer alljährlichen Volkswahl gemacht. Das Amt wurde mit einer religiösen Weihe umgeben, wie das Königtum sie nicht besaß, es wurden ihnen sogar Himmelsbeobachtungen gestattet zum Behufe der Königsanklage. Sie standen vor den Königen nicht auf; das einzige Ehrenvorrecht der letzteren vor den übrigen Bürgern bestand darin, daß sie, vorgeladen, erst auf die dritte Mahnung zu erscheinen brauchten,

während sonst jeder andere auf den ersten Wink eines Ephoren eiligst und eifrigst — δρόμῳ καὶ σπουδῇ — über die Agora gelaufen kam. Allmonatlich schwur man sich gegenseitige Eide, die Könige auf Beobachtung der Verfassung, die Ephoren im Namen des Staates auf Treue gegen ein Königtum, welches selber seinem Eide treu bleiben würde. Nach dem ersten Ephoren wurde das Jahr benannt. — Auf den ersten Blick ist man versucht zu glauben, die Veränderung sei eingeführt worden etwa gegen Gelüste eines Königs nach der Tyrannis, allein, wenn auch die Art und Weise ausdrücklich festgesetzt war, wie über einen fehlbaren König durch eine große Kommission, bestehend aus den Ephoren, der Gerusie und dem anderen König, Gericht zu halten sei, so erscheint sie bei näherer Betrachtung doch eher als Resultat eines allgemeinen Zustandes. Der heilsame Schrecken galt allen ehrgeizigen und besonders auch allen reichen Spartiaten, von den untergeordneten Klassen nicht zu reden, und das Ephorat ist, wenn es auch gegen Herrschergelüste einzelner Begabter und Begehrlicher, auch wohl gegen Revolutionsgelüste einzelner Heruntergekommener mag ins Leben gerufen worden sein, eines jener Damoklesschwerter, welche eine ganze herrschende Kaste über ihrem eigenen Haupte aufhängt; es mag tatsächlich vorzüglich gerade dem Neide der ärmer gewordenen Mehrzahl der Dorer gegen die durch Zusammenerben von Landlosen Reichgewordenen entsprochen haben. Daher das mächtige Treiben auf Gleichheit der Genüsse und der Lebensweise, auf Unmöglichmachung und Wertlosmachung von angehäufter beweglicher Habe. Aber nur fähige Kasten können dergleichen durchsetzen und nur, weil und solange ihr Herrscherwille gegen die Unterworfenen stärker ist als ihre Einzelfeindschaften unter sich. Wie armselig nimmt sich daneben das Sykophantenwesen der Demokratie aus!

Die Ephoren handelten nicht nach Statuten und Gesetzen, sondern nach eigener Ansicht, wie sie ihnen der Augenblick eingab; sie hießen den schuldigen Beamten nicht etwa sein Jahr ausmachen wie andere Griechenstaaten, sondern konnten augenblicklich jeden stillstellen, verhaften und töten. Sie konnten die Volksversammlung berufen und leiten und hörten die fremden Gesandten. Im Kriege war alle wesentliche Gewalt auf sie übergegangen; sie ordneten die Auszüge an, verkehrten mit den Anführern in der berühmten Chiffreschrift (Skytale) und beschränkten den dem Namen nach kommandierenden König durch mitgegebene „Beiräte", ja später zogen etwa zwei Ephoren selber mit. Das „Volk", d. h. die Kaste, verhielt sich hiebei völlig ruhig, weil sie die Wahl der Ephoren, und zwar alljährlich, in Händen hatte.

Die wahre Kraft dieser Behörde, ihre Popularität, lag ohne Zweifel darin, daß sie der Masse der Spartiaten alle erwünschte Sicherheit gab gegenüber dem Ehrgeiz und dem besonderen Willen und

Talent einzelner Hochbegabten, und daß sie zugleich im Geiste derselben spartiatischen Masse das ganze Leben neu gestaltete. Von ihr wird wohl das neue, raffinierte Sparta wesentlich ausgegangen sein, ein ganz besonderer Höhepunkt der vollendeten griechischen Polis, mit völliger Gleichheit aller Bürger in Sitte und Bildung, mit möglichster Aufhebung des individuellen Lebens, des κατ' ἰδίαν ζῆν, mit „Fülle der Muße", mit Verachtung des Erwerbes, mit ausschließlicher Betreibung „dessen, was den Staaten Freiheit bringt". Von allen Poleis erstrebte, heißt es, nur Sparta von Staats wegen das, was das allgemeine Ideal der Hellenen war, die Kalokagathie.

Dies hatte man zustande gebracht, indem schon das Familienleben, das Kind und seine Erziehung und dann der ganze weitere Lebenslauf des einzelnen weit strenger dem Allgemeinen untertänig gemacht wurde, als irgendwo sonst in Griechenland. Man bildete vor allem lauter solche Menschen, welche neben den übrigen Griechen abstachen und kaum mit ihnen verkehren konnten, schon weil man einander geistig fern stand, den spartiatischen Hochmut nicht einmal gerechnet. Die Unentrinnbarkeit, anderswo mit Gewalt gehandhabt, ergab sich hier von selbst, insofern ein Spartiate sich draußen überall schlecht befinden mußte, wenn er nicht etwa als siegreicher Krieger auftrat. Der Trost lautete nach dem bekannten Sprichwort: Dir ist Sparta als Heimat zugefallen, diesem mußt du Ehre machen! Spartam nactus es, hanc orna! Anderseits war es nicht schwer, die Fremden auch ohne Verbot fernzuhalten; sie gingen gewiß so bald als möglich wieder fort, und wer nicht mußte, kam nicht.

Nun ist im Interesse des Allgemeinen zunächst die Ehe mit den merkwürdigsten Maßregeln umgeben, scheinbar im Sinne einer höchst vollkommenen Rassezüchtung. Dahin gehört die körperliche Vorbildung der Mädchen zur möglichsten Kraft und Gesundheit. Bei näherer Prüfung aber scheint es, als sei bereits auf den Ehen ein Unsegen gewesen, welchem man durch Gesetze und Gebräuche aller Art hätte abhelfen wollen. Man wird sonst kaum die hohen Prämien auf das Kinderzeugen, die Strafen gegen Ehelose oder spät oder übel Vermählte und vollends das Zulassen anderer Spartiaten zur eigenen Frau erklären können. Lykurg, heißt es nämlich, habe verordnet, daß das Kinderzeugen eine für die „Würdigen" gemeinsame Sache sein solle und habe damit alle leere (!) Eifersucht abgeschnitten; die Rechnung sei gewesen, daß auf diese Weise die Bürger nicht vom ersten besten (d. h. vom zufälligen Gatten), sondern vom Trefflichsten erzeugt werden würden. Wahrscheinlich aber wurde viel eher gewünscht, daß überhaupt Bürger erzeugt werden möchten, und Andeutungen dieser Art liegen gar nicht selten in den Quellen zutage, sobald man sich über Gründe und Folgen des Gesagten Rechenschaft gibt.

Das Kind gehörte dann in der Tat der Kaste mehr als dem einzelnen, und schon früh begann jene unzähligemal geschilderte gemeinsame Erziehung, welche dann den Spartiaten durch das ganze Leben begleitete. Jede Altersstufe meisterte und beaufsichtigte die nächstjüngere, und gar nie waren die Leute ἔρημοι ἄρχοντος, ohne jemanden, der sie regierte. Abhärtung, Felddiebstahl, Leibesübungen, Wettkämpfe füllten die Zeit der Jugend aus, wobei eine absichtliche Verrohung kaum zu verkennen ist. Die blutigen Geißelungen vor dem Altar der Artemis Orthia, einer zu Wahnsinn und Mord treibenden Gottheit, die man nicht den Mut gehabt hatte ins Feuer zu werfen, waren eine Ausnahme in der ganzen griechischen Welt und eine wahre Schule der Ferozität und ebenso der mörderische Wettkampf der Epheben. Das Ziel der Erziehung war besonders, den künftigen Krieger und Aufseher der Geknechteten an die ihm nötigen Fertigkeiten und Entbehrungen zu gewöhnen, weshalb auch die Gymnastik, die sonst in ganz Griechenland sich so reich entwickelte, hier nur in einem bestimmt abgemessenen Umfang gepflegt wurde. Der Wetteifer, heißt es, sollte sich nicht auf die kunstmäßige Vollendung (Virtuosität), sondern auf die Tüchtigkeit (nämlich innerhalb des Vorgeschriebenen) beziehen. So kam es, daß Sparta trotz tatsächlicher Oberaufsicht über Olympia nur wenige Olympioniken und bis auf Herodot (VI, 70) nur einen einzigen Sieger im Viergespann, den König Demaratos, aufzuweisen hatte. Pindar besingt keinen einzigen Spartiaten; Lesen und Schreiben wurde nicht gelernt, alle Bildung war eine mündliche oder musikalische.

Der Spartiate genoß dann sein Leben lang in der Tat jene „Fülle von Muße", d. h. der Nichtarbeit, welche ein so teures Ideal auch aller übrigen Hellenen war, nur daß diese noch mit Volksversammlungen und Gerichtssitzungen beschäftigt waren, welche in Sparta wegfielen. Es war ein Leben ohne Erwerb, mit zeitweiliger Beaufsichtigung des Landloses der Familie und mit sehr freier Verfügung über den beweglichen Besitz (Tiere, Vorräte, Heloten usw.) des Nachbars. Gold und Silber waren außer Verkehr, Eisengeld mußte für das wirkliche Bedürfnis genügen, und wenn Periöken durch Absatz ihrer Geräte und Feldfrüchte nach außen Gold und Silber erwerben konnten, so wird dafür gesorgt gewesen sein, daß dies innerhalb ungefährlicher Schranken blieb. Für die Beurteilung dieser Dinge, für die Scheidung des Wahrscheinlichen vom Unwahrscheinlichen wird man immer einen leidlich sicheren Maßstab haben, wenn man davon ausgeht, daß im Sinne der Masse der Spartiaten regiert wurde, und diese wird jenen halben Kommunismus, jenes Verbot des Besitzes edler Metalle, jene gleiche Lebensweise aller, auch der Reicheren, sehr angenehm gefunden haben. Daß die übrigen Griechen sich die Sache hie und da ins

Abenteuerliche ausmalten, namentlich die späteren Bewunderer, versteht sich von selbst.

Alle Zeit der Spartiaten, wenn sie nicht im Kriege waren, ging nun laut Plutarch dahin mit Tänzen, Festlichkeiten, Genuß, Jagd, Leibesübung und Gesprächen. Hiebei ist nur eines vergessen, das unentbehrliche bewaffnete Streifen im eigenen Lande, ohne welches lakedämonische und messenische Heloten und Periöken schwerlich ruhig geblieben wären. Eine vielleicht bestimmte Quote der Spartiaten war wohl immer in der Hauptstadt am Eurotas anwesend, aber die übrigen waren ohne Zweifel in Bewegung, und dieses Stück permanenten Kriegszustandes könnte sehr viel wichtiger gewesen sein als die eigentlichen Kriege, welche Sparta geführt hat; zugleich aber war es eine beständige Kriegsvorübung, wie sie den übrigen Hellenen fehlte. Und auch diejenigen, welche in Sparta selbst verweilten, waren stets zum augenblicklichen Aufbruch gerüstet. Das berühmte Zusammenspeisen in Gesellschaft von fünfzehn, die Syssitien, hatte (wie auf Kreta die Andreia) keinen anderen Zweck. Die Geselligkeit, welche in anderen Städten ihre Gestalt vom Symposion und von der Agora empfing, war hier die einer mehr oder weniger geistreichen Wachtstube und eine Schule des Spottes, den man sich zwar verbitten konnte, aber eher klüglich wird geduldet haben. Außer der schwarzen Suppe, d. h. einer sehr derben und kräftigen Speise, die sogar in Athen für Feinschmecker nachgekocht wurde, kam auch die von den einzelnen gelieferte Jagdbeute auf den Tisch, und höchstwahrscheinlich speiste der Spartiate besser als z. B. der mittlere athenische Bürger. Nur in einer Beziehung wurde ein hartes Opfer gebracht: der Genuß des Weines war auf das sorglichste beschränkt, weil die Sicherheit des Staates von beständiger Nüchternheit abhing. Selbst an den Dionysien, da man in Athen Trunkene auf Wagen wegführen sah und in Tarent die ganze Stadt betrunken war, wurde keine Ausnahme gestattet, indem gerade bei Festen dieser Art die gefährlichsten Verschwörungen hätten ausbrechen können. Auch eine Räuberbande muß nüchtern sein. Zum vergnüglichen Ersatz ließ man sich trunkene Heloten in die Syssitien kommen und zeigte sie zur Abschreckung auch den Jüngeren.

Dieses Volk ist eben überhaupt ein Heer und sein Staat ist der eines Lagers, στρατοπέδου πολιτεία. Der pomphafte Aufzug, der Eintritt in die Schlacht, die Kriegszeremonien, der Ruf der völligen Unüberwindlichkeit füllten die Phantasie sämtlicher Griechen dergestalt an, daß die Spartiaten kein Wort dabei zu sprechen nötig gehabt hätten: tausend andere Stimmen rühmten sie des langen und breiten. Zu den Staatsgeheimnissen gehörte jeweilen die Zahl der Ausziehenden; die Zahl ihrer Gefallenen erfuhr man auch nach einem Siege nicht leicht und gar nicht nach einer Niederlage, wenn nicht ein Epaminondas da war, der die Zahl dennoch ermittelte.

Nach Leuktra befahl er nämlich, zuerst sollten die Bundesgenossen der Lakedämonier ihre Toten abholen und dann erst die Lakedämonier die ihrigen; erst als es sich zeigte, wie wenige jener waren, mußten die übrigen 1000 Leichen Spartiaten und Periöken sein. Ohne diesen Beweis würde man die Niederlage geleugnet oder vertuscht haben, so wie man z. B. fremde Hilfe, die Sparta genossen, wegleugnete, wenn es irgend anging.

Zum spartanischen Stil gehörten bekanntlich das Glücklichpreisen der Familien Gefallener und die heroischen Reden der Mütter, welche bei Plutarch in einer eigenen Sammlung (Apophthegmata Lacaenarum) zu lesen sind. Außerdem aber hatte man für nötig befunden, für diejenigen, welche „gezittert hatten", d. h. in der Schlacht geflohen waren, eine Ehrlosigkeit (Atimie) in Bereitschaft zu halten, welche mit komischer Fürchterlichkeit ausgemalt wird. Ein solcher unterlag keiner Strafe, aber die ganze Masse der Spartiaten durfte ihn nach Belieben mißhandeln, ja prügeln und zugleich seine Angehörigen zur Verzweiflung bringen. Aristodemos, der „gezittert hatte", der einzige, der die Thermopylenschlacht überlebte, legte dann bei Platää die höchsten Proben der Tapferkeit ab und fiel, konnte es aber den strengsten Kritikern, wenn man darüber sprach, doch nicht zu Danke machen, weil er eben „aus Gründen" den Tod gesucht habe. — Seit Sphakteria (425 v. Chr.) begann man jedoch in Sachen der Atimie etwas behutsamer zu werden. Bald darauf fand der Staat auch schon hohe Geldstrafen angenehm.

Höchst merkwürdig ist die Stellung Spartas im Reiche des hellenischen Schönen. Diese künstlich einseitig gemachten, auf völlige Gleichheit der Lebensweise und auf beständiges Niederhalten der unterworfenen Kasten gerichteten Menschen waren doch Griechen und bedurften schon für ihre Götterverehrung der Kunst in demselben weiten Umfang wie ihre Stammesgenossen überall. Der Staat war zu Zeiten reich genug, um die Heiligtümer aufs prachtvollste zu schmücken. Die bildenden Künstler wird man den Spartiaten erlassen und einen Gitiadas, Dorykleides, Theokles, Menon den Periöken zuweisen müssen; galten ja doch auch bei den übrigen Griechen die allergrößten Meister der Plastik als Banausen, bloß weil man sich keine körperliche Bemühung als edel vorstellen konnte, und wäre sie auch mit dem mächtigsten Aufschwung des Geistes verbunden gewesen. Für alles übrige ist eine Reihe von Kunden vorhanden, welche nicht schwer zu deuten sind.

Zunächst befremdet einiges Unschöne in der spartanischen Symbolik. Ihr Kriegsgott war gefesselt dargestellt, damit er ihnen treu bleibe, — während Athen denselben Sinn so viel schöner auszudrücken wußte, indem es einfach die Siegesgöttin flügellos (ἄπτερος) bildete. Auch Aphrodite war in Sparta gefesselt gebildet, als Andeutung der ehelichen Treue, von welcher man nach dem oben

Mitgeteilten besser getan hätte, kein Aufhebens zu machen. Ein paar ganz besonders häßliche Mythen waren in Sparta zu Hause, und nur hier wurde auch eine Hera Aigophagos verehrt; Ziegen opferte man überall verschiedenen Gottheiten, aber einzig die Spartaner ließen die Hera davon essen.

Indes könnte dergleichen reichlich aufgewogen erscheinen durch die vielen Nachrichten über den Betrieb von Poesie und Musik in Sparta. Freilich sind es gegenüber einer sonst völlig einheimischen Kultur lauter Fremde, welche man kommen ließ, — denn hätte man die betreffenden Kräfte daheim aufziehen wollen, so würde dies ein anderes Sparta vorausgesetzt oder sogar es geschaffen haben, allein die zahlreichen und sehr nachdrücklichen Erwähnungen erwecken doch zunächst das Bild einer schönheitsliebenden Bevölkerung. Wie einladend lautet es, wenn nicht nur in der Stadt ein Kultus und ein Heiligtum der Musen vorhanden waren, sondern sogar zu Anfang der Schlachten die Könige den Musen opferten. Man zog hier zum Kampfe aus nicht unter Trompetenschall, sondern unter dem Klang von Flöten, Lyren und Kitharen.

Dies alles aber beweist noch keineswegs, daß die Spartiaten eine stärkere musikalische Anlage oder Begeisterung gehabt hätten als andere Griechen. Die Musik hatte eben eine solche Macht im hellenischen Leben, einen solchen magischen Zwang und Zauber über den einzelnen, daß die Polis überall mit derselben sich irgendwie einlassen mußte; Sparta aber, die Polis im absolutesten Sinne des Wortes, sah vielleicht mit Sorgen auf dieses aufregende und zugleich besänftigende Element hin und durfte sich nicht etwa von seinen Periöken und Heloten im Gesang überflügeln lassen. Außerdem ging in jenen früheren Jahrhunderten bisweilen noch ein ganz besonderer Sturm durch die Luft, nämlich der dionysische, der besonders die Frauen ergriff, und so kam auch etwa einmal — die Zeit wird nicht näher angegeben — ein bakchischer Wahnsinn (οἶστρος) über die Lakedämonierinnen. Die Musik aber war damals noch eine Heilkunst, und nun faßt ein Späterer, der aber manche gute alte Kunde besaß, das ganze Phänomen in folgende Worte zusammen: „Die Spartaner verstanden nichts von der Musik, denn ihnen war mehr an Leibesübung und Waffen gelegen. Wenn sie aber der Hilfe der Musen bedurften gegen Krankheit oder Geistesstörung oder ein anderes allgemeines Ungemach, dann ließen sie auf delphischen Rat hin fremde Männer kommen, als Ärzte oder Sühnpriester“ — worauf die Musiker von Terpandros an aufgezählt werden. Wohl war die Stellung dieser Kunst eine mächtige und Alkman erkühnte sich zu sagen: „Treffliches Kitharspiel geht dem Schwert voran, aber an und für sich schätzten die Spartaner am allerwenigsten von allen Menschen die Poesie und den Ruhm, der von ihr zu gewinnen ist.“ Die Musik aber machten sie vor allem unschädlich und dann nützlich.

Statt aller Literatur hatte man die kurze Rede, die Brachylogie, für welche das Wort Lakonismus zum Gattungsnamen geworden ist. Die Sache wurde bereits frühe sehr absichtlich gepflegt und als Dressur von Jugend auf betrieben. Als man fühlte, daß gegenüber dem Redefluß anderer Griechen doch nicht mehr aufzukommen wäre, legte sich Sparta absichtlich auf die Kürze, vielleicht nicht ohne Ahnung, wohin es andere Poleis mit lauter Rhetorik und Wohlredenheit bringen würden. Im politischen Verkehr lernt man den lakonischen Redner nur durch nichtlakonische Berichterstatter kennen, unter welchen jedoch gerade der wichtigste, Thukydides, keine Belehrung gibt, weil er selbst durchgängig nach einer erstaunlichen Kürze strebt und diese auch den Rednern anderer Staaten angedeihen läßt.

Das einzige erhaltene Literaturdenkmal Spartas sind jene kurzen Reden, von welchen sich in den Moralien des Plutarch ganze Sammlungen vorfinden. Diese Apophthegmen haben im Grunde nur einen Ton und Inhalt: die einheitliche spartiatische Denkweise in ihrer Anwendung auf Staat und Leben, bald mehr im Ton eines schroffen Pathos, bald mehr in dem der allgemeinen Überlegenheit und des Hohnes, wie denn „Spotten und sich verspotten lassen" bei diesen nüchternen Menschen eine unentbehrliche Ergänzung des ganzen Umganges war. Manches ist nur der möglichst einfache und richtige Ausdruck für irgendeine Tatsache oder Wahrnehmung, manches unleugbar schön und voll spezifisch spartanischen Geistes. Die Sammlungen sind auch an sich bemerkenswert; sie können nur entstanden sein, wenn das glücklich gesprochene Wort sofort Hörer fand, welche dessen Wert innewurden, und manches Wort stammt aus so früher Zeit, daß eine lange, bloß mündliche Überlieferung dafür muß angenommen werden.

Von der besonderen Farbe, welche die griechische Religion in diesem Staate annahm, ist kaum nötig etwas zu sagen. Man hatte Delphi als beständige Autorität für die Kultussachen; die Götterfeste aber waren in diesem Staat ohne gewerbliches Tun und politisches Treiben, ohne Sympo̊sion und Agora, ohne Volksversammlung und Volksgericht ganz eigentlich ein Ausdruck des Lebens, wie vielleicht kaum irgendwo in Griechenland. Wegen Hyakinthien und Karneien und Mondphasen konnten die wichtigsten Kriegszüge verschoben werden, im Kriege selber wurde dann der dazugehörende Kultus mit größter Genauigkeit innegehalten. Aus der Beschreibung von Sparta bei Pausanias sieht man, daß die Stadt eine große Menge von einzelnen, wohl meist kleinen Heiligtümern und Heroengräbern besaß, und die letzteren müssen für den spartanischen Aberglauben sogar etwas Unheimliches gehabt haben.

Es bleibt noch übrig, in möglichster Kürze die Resultate dieses Staats- und Volkswesens zu betrachten, wie sie sich im Verlaufe der Zeit geoffenbart haben. Schon oben ist gezeigt worden, daß

auf weitere Helotisierung des Peloponnes verzichtet werden mußte; man nahm den Arkadern Tegea und den Argivern die Thyreatis, im übrigen aber mußte man sich mit der Hegemonie über möglichst viele Peloponnesier und mit deren Heeresfolge begnügen. Staaten des verschiedensten Umfanges und Herkommens und politischen Tuns stellten sich für Krieg und auswärtige Politik unter Sparta, welches ihnen nicht sowohl allen an Kriegsmacht als den einzelnen an innerer politischer Kraft und Geschlossenheit überlegen war. Eine Staatsform, welche den Spartiaten völlig unleidlich schien, ist im Laufe des 6. Jahrhunderts durch sie an vielen Stellen mit Gewalt verdrängt worden, die Tyrannis, und zwar nicht nur die peloponnesische (Kypseliden in Korinth, Äschines in Sikyon), sondern auch diejenige auf mehreren Inseln in Hellas und an der Küste von Ionien. Die Tyrannen bildeten unter sich eine Art von Kette, welche der spartanische Machtgeist durchbrechen mußte; das gelindere Schicksal des armen Volkes in den meisten Tyrannenstaaten im Vergleich mit den Periöken und Heloten war vielleicht ein unerwünschter Anblick; die Oligarchien, welche an die Stelle der gestürzten Tyrannen traten, hatten zunächst an Sparta ihre einzige Stütze, und wenn nicht Sparta den Tyrannen verdrängte, so stürzte ihn vielleicht schon eine Demokratie. Aber mit ihren Interventionen gegen die Peisistratiden in Athen mischten sich die Spartaner in eine Sache, von der sie nichts verstanden; alles, was sie bezweckten, schlug ins Gegenteil um, Athen wurde demokratisch und nahm an Macht und Größe zu. Da beklagten sie, sagt Herodot, ein doppeltes Mißgeschick: Sie hätten Leute, die ihre Gastfreunde gewesen (Hippias), aus Hab und Gut getrieben und dafür von den Athenern keinen Dank genossen; man sah jetzt ein, daß nur Tyrannen Athen in der gehörigen Schwäche und Ergebenheit gegen Sparta erhalten könnten. Um den Athenern wenigstens in der Nähe zu schaffen zu machen, wies man die Platäer absichtlich in deren Bundesgenossenschaft und lud damit Athen den Haß des ganzen übrigen Böotiens auf.

Das Verhalten Spartas in den Perserkriegen war dann blinder Egoismus und kaltes Preisgeben der übrigen Griechen, in der Meinung, den Peloponnes, etwa gar mit Willen der Perser, für sich behaupten zu können. Zum Kriege von Marathon kamen die Spartaner absichtlich zu spät; im Xerxeskriege wird die kleine Schar des Leonidas absichtlich aufgeopfert, damit Sparta ruhmvoll dastehe und doch seine Hauptmacht nicht der Niederlage auszusetzen brauche. Was es brauchte, damit gegen den spartanischen Willen nur die Schlacht von Salamis möglich wurde, ist aus Herodot bekannt. Beim Beginn des Mardonioskrieges glaubte man hinter der vollendeten Isthmosmauer in allem Ernst des Kampfes müßig gehen und Hellas im Stiche lassen zu können, bis der weise Chileos von Tegea den Spartanern begreiflich machte, es möchte doch noch

andere Eingangspforten in den Peloponnes geben, wenn etwa einmal Athen und Persien zusammenhielten. Und nun erfolgte in der letzten Stunde der wichtigste Entschluß der spartanischen Geschichte: die große Sendung der ganzen Heeresmacht. Mit dem Siege von Platää wurde die schon verlorene Handhabe der gesamtgriechischen Angelegenheiten wieder fest ergriffen. Einige besonders bornierte und unverschämte Forderungen, über deren Naivität man sich bis an das Ende der Tage wundern wird, gingen allerdings nicht in Erfüllung, z. B. daß die Mauern von Athen nicht wieder aufgebaut, die kleinasiatischen Griechen nach Europa versetzt, ja die Athener gezwungen werden sollten, die Mauern anderer außerpeloponnesischer Städte zerstören zu helfen.

Bis ins 6. Jahrhundert scheinen sich die Spartiaten, wie die alten Römer, alle geglichen zu haben; sie hatten alle nur einen Gedanken, ein Recht gekannt: Spartas Macht zu erhöhen (τὴν Σπάρτην αὔξειν). Seither aber lernt man einzelne mächtige Individuen kennen, alle in heimlicher Empörung gegen die gesetzlichen Einschränkungen und Entbehrungen der Heimat, ja in einer kaum verhaltenen Wut gegen alles und jedes.

Zunächst hatte trotz aller vorgeschriebenen Gleichheit die Gier nach Einzelbesitz alles unterfressen. In der ganzen übrigen Griechenwelt war das Geld schon sehr der Maßstab und die Bedingung der Genüsse und der Macht geworden, und dabei eine reiche, vielartige Regsamkeit des Geistes erlaubt; der Spartiate aber sollte arm und einseitig bleiben, während wenigstens den politisch Mächtigen von allen Seiten die Bestechung winkte. Die Ephoren passen zwar auf jedes Stück Geld, das ein König besitzt, aber sie selbst sind auch nicht immer unzugänglich, und beim Neubau der Mauern von Athen trotz dem Proteste Spartas fragt es sich nur, ob Themistokles sie bestach oder betrog.

Schon im 6. Jahrhundert tritt uns die furchtbare Persönlichkeit des Königs Kleomenes entgegen, welchem die Ephoren, wie es scheint, keinen rechten Widerstand mehr leisten konnten. Eigentliche Bestechung wies er wohl einmal ab, daß aber in seinem Hause doch täglich von solchen Dingen die Rede war, verrät uns bei einem anderen Anlaß sein achtjähriges Töchterchen Gorgo mit ihrer Warnung: Vater, der Fremde (es war Aristagoras) wird dich gewiß bestechen, wenn du ihn nicht stehen lässest und weggehst. Sein sonstiges Tun ist ein ganzer Haufen von Frevel gegen Götter und Menschen, vermischt mit abscheulichem Aberglauben; derselbe Mann, welcher die Pythia gegen seinen Mitkönig Demaratos bestach, konsultierte bei jedem Vorhaben den einbalsamierten Kopf eines ermordeten früheren Spießgesellen. Seine Flucht, die Aufhetzung der Arkader, seine Rückkehr und sein Wahnsinn und Selbstmord lauten in der Erzählung bei Herodot wie ein böser Traum. — Der Sieger von Mykale, Leotychides, der sich auf einem

Feldzug nach Thessalien hatte erkaufen und — auf einem Ärmel voll Geld sitzend — erwischen lassen, starb als Flüchtling in Tegea. Gleichwohl wurde in Sparta weiter bestochen, sobald etwas erreicht werden sollte; nur durfte man sich nicht auf die Könige beschränken, welche ohnehin zu sehr beobachtet waren und in der Regel zu wenig vermochten, wie denn später Perikles mit den zehn Talenten, die er jährlich nach Sparta fließen ließ, um den Ausbruch des großen Krieges hinauszuschieben, „alle Angesehenen zu berücksichtigen pflegte". Eines aber war den Spartiaten klar geworden: die große Versuchung, welcher ihre Leute bei langen und wichtigen Kommandos außer Landes zu unterliegen Gefahr liefen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich gaben sie ihre begonnene Hegemonie über die Griechen preis und ließen die Athener die ihrige vollenden. Der Ausdruck hiefür war jener Beschluß vom Jahre 473 v. Chr., es sei Sparta nicht zuträglich, sich zur See geltend zu machen, während jetzt in Athen alles Volk beständig zum Einsteigen bereit und für Sendungen bis nach Ägypten gestimmt und gerüstet war. Nun gab es auch wieder ruhige und gesittete Könige, wie Archidamos II., welcher bei dem großen Erdbeben des Jahres 464 und den zunächst folgenden Ereignissen die besten Dienste leistete. Die wirkliche Lage der Dinge verriet sich, als dabei viele Spartiaten umgekommen waren, durch einen allgemeinen Aufstand der Heloten von Lakedämon und Messenien, welcher nicht umsonst der dritte Messenische Krieg heißt. Mit Hilfe ihrer peloponnesischen Bundesgenossen wurden die Spartiaten nach neunjährigem Kampf wieder Meister. Daß sie auf Befehl des Orakels von Delphi die Gegner mußten „in Folge eines Vertrages" abziehen lassen, statt sie vernichten oder mindestens noch einmal knechten zu können, war für Spartas Macht schon ein deutlicher Schritt abwärts, allein man machte wenigstens noch selber fertig! Die größere Gefahr hatte am Anfang des Krieges auf Sparta gelastet, als es hatte die tiefbeleidigten Athener zu Hilfe bitten müssen. Diese waren gekommen, 4000 Mann stark, und hatten die Aufständischen belagern helfen, aber diese kecke, glänzende Schar, strahlend vom Geiste der Neuerung, hatte die spartanische Regierung bald mit tiefer Sorge erfüllt, so daß man sie verabschiedete, Sparta sollte weder angesteckt noch durchschaut werden.

Was Sparta in den nächstfolgenden Zeiten von Feldzügen außerhalb des Peloponnes unternahm, war etwa unvermeidliche Pietätssache, wie die Hilfeleistung an das stammverwandte Doris und später an Delphi gegen Phokis; in den böotischen Händeln (gegen 455) hätte es gerne Theben zur Gegenpolis von Athen erhoben; es half siegen bei Tanagra und führte sogar einmal seine Peloponnesier nach Attika, allein dies alles nur wie gelegentlich und ohne Eifer. Mit dem Abschluß des sogenannten dreißigjährigen Stillstandes (445) ließ Sparta die Meinung aufkommen, es wünsche nur

Athena Parthenos
Athen, Nationalmuseum

Athen, Olympieion

Tempel der Athena Nike auf der Akropolis, Athen

noch Behauptung des status quo (τὰ ὑπάρχοντα σώζειν) und fürchte denselben durch Kriege zu gefährden; Klagen seiner Verbündeten gegen Auswärtige überhöre es leicht und schenke ihnen keinen Glauben; wer noch auf seine Hilfe hoffe, der finde sich betrogen, denn Sparta sitze gerne zu Hause und zögere, bis die Gegner ihre Macht verdoppelt hätten; im Vergleich mit dem politischen Treiben Athens erschien die Art der Spartaner altväterisch. Sodann arbeitete die Zeit selber für Sparta, insofern fast überall in den demokratisierten Poleis von Hellas auch eine bedrückte aristokratische Partei vorhanden war, und zugleich Athen seine Bundesgenossen so hart unten hielt, daß von deren Mißstimmung sich vieles hoffen ließ. So konnte denn Sparta, als der Peloponnesische Krieg endlich ausbrach, förmlich erklären, es wolle Hellas befreien; es hatte entschieden die zahlreicheren Sympathien auf seiner Seite. „Die meisten zürnten den Athenern; es waren solche, die teils von ihnen loskommen wollten, teils in der Furcht lebten, erst unter ihre Herrschaft zu geraten." Was man sonst damals unter den feinen Leuten in Griechenland „Lakonizonten" nannte, waren nicht notwendig politische Parteigänger Spartas, sondern nur Bewunderer von dessen Lebensrichtung, aber wenn auch Sparta für sie nur eine Mode gewesen wäre, so lag auch darin ein Zeichen der Zeit.

In der ersten Hälfte des Krieges behielt man bereits gerne die Spartiaten im Peloponnes und sandte, wo möglich, Heere von Bundesgenossen mit spartanischen Anführern aus; daß sich im Jahre 425 auf Sphakteria 292 Mann, darunter nur 120 Mann von der herrschenden Kaste, an die Athener ergaben, konnte jetzt ein Ereignis von der größten Bedeutung sein, und die Athener wußten recht gut, weshalb sie den spartanischen Antrag auf Austausch der Gefangenen gegen ebensoviele Gefangene aus Athen zurückwiesen. Der Kredit Spartas erhob sich dann wieder durch die Führung des Brasidas, eine der wenigen sympathischen Gestalten seiner Kaste, deren Hauptpersonen ihn freilich nicht mochten und nicht genügend unterstützten, sonst würde er mit seiner „Hegemonie des Gewinnens" noch weiter gelangt sein. Während dieser ganzen Zeit kam Sparta aus der Sorge vor seinen stets zum Entlaufen bereiten Heloten, ja vor Messeniern, die sich in Pylos festgesetzt, nicht heraus, und wenn auch solchen Gefahren begegnet wurde, indem man jene 2000 Heloten durch heimlichen Mord verschwinden ließ, so war doch der sogenannte Friede des Nikias (421 v. Chr.) erwünscht, indem er wenigstens für den Augenblick diese innere Krisis stillzustellen gestattete. Immerhin erscheint Sparta in den Jahren dieses sogenannten Friedens eher im Nachteil und der athenische und demokratische Einfluß auf der Halbinsel im Wachsen, erst die sizilische Expedition der Athener und was sich daranhing, machte den Spartanern gründlich Luft. In der zweiten Hälfte des Krieges war ihnen zunächst der Peloponnes sicher, und sie konnten,

beraten von Alkibiades, wieder Attika schwer heimsuchen und durch ein Bündnis mit König Dareios Nothos sowohl Geld für ihre jetzt unentbehrlichen Flottenzüge als auch die Hilfe seiner Satrapen gewinnen, freilich, indem sie dem König die Griechenstädte von Kleinasien zusprachen. Mit dem Siege von Ägospotamoi und mit der Übergabe von Athen unter den kläglichsten Bedingungen schloß der Krieg, und Sparta genoß hinfort mehr als drei Jahrzehnte hindurch im ganzen genommen das Supremat in Griechenland.

Was aber die Kräfte des spezifisch spartanischen Lebens schon seit dem Peloponnesischen Kriege aufzuzehren begann, war der jetzt nicht mehr zu hemmende Privatbesitz und — in naher innerer Verbindung damit — die rasche und gefährliche Abnahme der herrschenden Kaste. Die künstliche Züchtung derselben zur „Trefflichkeit" sollte furchtbare Gefahren zur Folge haben.

Jener Krieg hatte die Spartiaten ganz anders unter den übrigen Griechen und in deren Sitten und Anschauungen herumgetrieben als je ein früherer, und vollends hatte die Verbindung mit Persien große Summen in spartanische Hände gebracht. Das alte geschlossene Wesen brach jetzt völlig auseinander, und der Staat ließ fortan die Bereicherung der einzelnen offenbar auf sich beruhen. Der Jammer darüber, daß die Ausartung mit dem hochverdienten Gylippos angefangen habe, welcher die Marke (Skytale) an den Säcken mit Staatsgeldern nicht bemerkte und 300 Talente entwendete, ist ganz unrichtig angebracht, denn Kassendiebe hatte es längst gegeben; das nunmehrige Dulden von angehäuftem Privatbesitz war das Entscheidende. Zugleich aber gingen auch mit dem alten Besitz, mit den Landlosen der Spartiaten, große Veränderungen vor. Das Landlos war hier eine sehr ernste Sache und hätte müssen in seiner Eigenschaft als Basis der herrschenden Bevölkerung auf alle Weise geschützt werden. Nun war schon das legale Zusammenerben der Lose ausgestorbener Familien bedenklich; dazu kam aber eine neulich eingedrungene Testierfreiheit, welche auch den eigenen Sohn vom Erbe auszuschließen gestattete. Die damalige Zerrüttung, Untreue und Feindschaft innerhalb vieler griechischen Familien lehrt uns Athen durch seine gerichtlichen Redner in weitem Umfange kennen; in Sparta insbesondere aber mochte sich jetzt die alte Tatsache rächen, daß die Vaterschaft — und zwar seit Generationen — in vielen Fällen zweifelhaft war. Mächtige ließen sich nunmehr von anderen Reichen ins Testament setzen und stießen die Verwandten der letzteren aus dem Erbe. „Dieselben verarmten und sanken in Unfreiheit und Unvermögen zu edlem Streben, in Neid und Haß gegen die Besitzenden." Es gab seither eine vornehme und eine geringe Schicht unter den Spartiaten selbst, neben einem abusiven höheren Stand einen geringeren. Und nun durften jene so übel reich Gewordenen ihren Besitz nicht einmal genießen, und vollends ihn edel zu genießen waren sie unfähig.

Wäre nun nur die Kaste selbst wenigstens noch zahlreich gewesen! Allein unmittelbar nach dem Peloponnesischen Kriege, bei Anlaß der Verschwörung des Kinadon (397 v. Chr.), wird dieselbe im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung schon nur als ein Hundertstel taxiert.

Ein Staat und eine Gesellschaft in solcher Lage können von heute auf morgen innerlich zusammenbrechen. Für Sparta lag bereits die Möglichkeit nahe, daß sich eine Tyrannis erhob, welche dann vielleicht sehr absonderliche Kräfte würde entwickelt haben. Daß dies nicht geschah, hing am Auftreten des Agesilaos.

Erwachsen ohne Aussicht auf den Thron inmitten der schrecklichsten Männer, ohne Zweifel Zeuge und Mitkämpfer in der ganzen späteren Zeit des Peloponnesischen Krieges, war er im Jahre 398, schon als reifer Mann, durch Lysander zum Königtum befördert worden, mit kaum berechtigter Umgehung seines Neffen Leotychides. Wenn letzterer, wie es hieß, nicht von Agis, sondern von Alkibiades erzeugt war, so würde er als König vielleicht an den Charakter dieses athenischen Vaters erinnert haben; Agesilaos dagegen, obwohl mangelhaft von Wuchs und hinkend, will Heraklide sein. Mit durchdringendem Scharfblick muß er seine und Spartas Lage beurteilt haben, ein eisenfester Wille ließ ihn auf Gier und Genüsse der losgebundenen Spartiaten verzichten; ihre Tyrannenmanieren war er entschlossen zu entbehren, um dafür wieder einmal ein König von Sparta zu sein, so echt und groß, als es der nunmehrige Zustand zuließe. Mit diesem, wie er war, beschloß er zu regieren — und nun fiel schon in sein erstes Königsjahr die Verschwörung jenes Kinadon, welche die innerste Schwäche des Spartanertums bloßlegte. Agesilaos mag das Gefühl gehabt haben, daß es sich nicht mehr um Heilung, nur noch um Verlängerung des allgemeinen Daseins handle, und diese konnte gelingen, wenn man die noch vorhandenen Kräfte möglichst in Bewegung hielt. Mit Wagemut ließ sich das Übel am besten verdecken, und Agesilaos ist einer der größten Vertuscher unter den Herrschern aller Zeiten gewesen. Da er aber selber kein Verschwörer war und sein Heil nicht in desperatem Wühlen unter den Heloten, auch nicht in Staatsstreichen auf Lysanders Art suchte, sondern eine heroische Gestalt zu sein begehrte, konnten auch die Schlimmeren unter den Mächtigen und Fähigen ihn einstweilen um der allgemeinen Blendung willen wünschbar finden, wie er war; dafür ließ er auch sie sein, wie sie waren, und übte oft bedenkliche Nachsicht; die Verfassung wollte, die Menschen konnte er nicht ändern. Für alle äußeren Formen, für das ganze Zeremoniell des Staates zeigte er die höchste Achtung und gegen die Ephoren legte er eine fast kindliche Demut an den Tag. Dazu seine Religiosität und die Sicherheit seines gegebenen Wortes — im ganzen ein so völlig

anderer Anblick als damalige attische Staatsmänner, Feldherren und Feldherrenprozesse.

Bald verschaffte ihm Lysander, der anfangs noch neben ihm stand und ihn zu beherrschen gedachte, den Heerbefehl gegen die Satrapen in Kleinasien. Mit demselben Persien, welchem man die Möglichkeit des endlichen Triumphes im Peloponnesischen Krieg verdankt hatte, wurde gebrochen, und zwei Jahre hindurch (396 bis 394 v. Chr.) mit einem Heere von nur 2000 Neodamoden (halbfrei erklärten Heloten) und 8000 Mann von den Bundesgenossen, freilich auch mit beliebig hinzugeworbenen Ergänzungen, zog Agesilaos hin und her bis tief nach Phrygien. Xenophon, welcher ein paar Jahre vorher unter ganz anderen Gefahren ein griechisches Heer im Osten angeführt hatte, war jetzt längere Zeit im Hauptquartier des Agesilaos und schilderte später in einer eigenen Schrift dieses Namens den Feldzug und den Feldherrn mit Bewunderung, weil er hier einen rechten spartanischen Typus preisen konnte. Andere, welche einen Überblick über diesen Zug gewonnen hatten, urteilten dann: Agesilaos und die Seinen hätten im Grunde nichts Ruhmvolles noch Großes verrichtet, und als sie zurückberufen wurden, seien ihnen beim Abzug aus den sich befreit glaubenden kleinasiatischen Griechenstädten die persischen Steuereinnehmer wieder auf dem Fuße gefolgt. Noch einmal war die Verrottung der persischen Dinge, die man längst kannte, klar zutage getreten; allein die griechischen Dinge waren ebenfalls verrottet, und König Artaxerxes Mnemon hatte jenen Krieg gegen Sparta kaufen können, welchen man den korinthischen nennt.

Daß nun Agesilaos, sowie die Skytale angelangt war, durch welche ihn die Ephoren heimberiefen, sofort gehorchte und seine asiatischen Pläne — angeblich selbst zum Vorrücken auf Ekbatana und Susa — ohne Widerrede preisgab, wird als ein wahres Wunderstück gepriesen, und in der Tat war Sparta einen solchen Gehorsam gar nicht mehr recht gewohnt. Allein es läßt sich fragen, ob Agesilaos nicht froh war, sich von einem Abenteuer loszumachen.

Sein Verhalten während des weiteren Verlaufes des Korinthischen Krieges, im Felde und zu Hause, war zum Teil offenbar durch Rücksichten und Gegenwirkungen bedingt. Eine böse Clique, welche noch der inzwischen umgekommene Lysander gegen ihn zusammengebracht hatte, wußte er mit Klugheit heimlich aufzulösen und die Skripturen, womit man das Andenken des Verschwörers hätte brandmarken können, ließ er „mit Lysander begraben sein". Sein noch junger Mitkönig, der gutmütige Agesipolis, wurde völlig fügsam gestimmt. Im Kriege aber mußte Agesilaos am besten wissen, daß auch Siege bei der Wenigkeit der Spartiaten ihre Schattenseite haben konnten; auf die glänzende Überwältigung von Korinth hin geschah es, daß einige hundert lakedämonische Schwerbewaffnete durch Iphikrates und dessen Söldner vernichtet wurden, und Age-

silaos, der die Reste dieser Schar heimzuführen hatte, brauchte alle mögliche Schlauheit, um den Zustand derselben den höhnischen Arkadern beim Durchzug zu verbergen. Und als Konon und Pharnabazos — als persische Admirale — die Küste von Lakonien heimsuchten, und mit persischem Gold Athen seine Befestigungen herstellte, bildete sich in Sparta eine solche Stimmung aus, daß man um jeden Preis wieder der Verbündete Persiens werden wollte. Antalkidas, der um den Frieden unterhandelte und denselben (387 v. Chr.) abschloß, soll wohl zu den Gegnern des Agesilaos gehört haben, allein letzterer mußte den Frieden doch billigen, weil derselbe durch Autonomerklärung aller, auch der böotischen Städte, die Thebaner zu schwächen versprach.

In diesen nämlich hatte der König des bürgerarmen Sparta von jeher den eigentlichen Todfeind erkannt, wahrscheinlich, weil sie eine besonders menschenreiche Bevölkerung waren. Diesen Todeshaß hätte er aber bemeistern oder besser verbergen sollen, statt dessen wollte er schon während des Krieges thebanische Gesandte niemals sehen noch hören, indem an diesem einen Punkte ihm alle Fassung ausging. Den Handstreich des Phöbidas, welcher (382) mit spartanischer Mannschaft die Burg von Theben einnahm, hat Agesilaos in einer Weise gebilligt, welche auf ihn als heimlichen Auftraggeber schließen ließ. Was Sparta mit der Gewaltherrschaft über Theben erreichte, war ein Auflodern des Grimmes, ein Drang nach Befreiung bei allen denen, welche von ihm zu leiden hatten, und als nach drei Jahren durch die Erhebung unter Pelopidas und Epaminondas Theben (379) frei wurde und mit Athen in Bund trat, war die Lage Spartas unvergleichlich viel ungünstiger, als wenn es die Kadmeia nie besetzt gehalten hätte. Es ist begreiflich, daß dem Herold des spartanischen Hauptquartiers, Xenophon, die Namen der beiden großen Thebaner gar nicht aus der Feder wollen; er hat mit ihrer Nennung gewartet bis volle drei Jahre nach Leuktra. Agesilaos aber schlägt um diese Zeit Feldzüge aus, auch wegen längerer Krankheit, und die, welche er führt, sind nicht mehr glänzend und bestehen mehr nur in Verwüstungen.

Nachdem in mehrjährigen Fehden Theben und seine Verbündeten immer kriegerischer, die Leute der spartanischen Hegemonie immer mißmutiger geworden, kam es (372) zu einem allgemeinen Friedenskongreß in Sparta, wo auch Epaminondas auftrat und den größten Eindruck hervorrief. Xenophon verschweigt die Hauptszene, wenn aber der Bericht des Plutarch auch nur in den wichtigsten Zügen wahr ist, so hat Agesilaos den Thebanern unter rohen Formen von neuem den Krieg erklärt, indem er zugleich mit den übrigen Griechen meinte, den Frieden geschlossen und Theben isoliert zu haben. Auf ihn fällt offenbar die ganze Verantwortlichkeit des Krieges von Leuktra (371), obgleich dann nicht er, sondern König Kleombrotos das spartanische Heer anführte.

Alles wurde auf *eine* Karte gesetzt, wie einst beim Krieg von Platää, aber jene Zeiten und Kräfte waren nicht mehr. Die Schlacht von Leuktra, derjenige Schlag, von welchem sich Sparta nie mehr erholt hat, war vor allem, wie man auch die Zahlenangaben rechne, ein furchtbarer Blutverlust für die herrschende Dorerkaste, auch wenn von den 1000 Lakedämoniern, welche umkamen, nur ein kleiner Teil Dorer waren — denn die 4000 Spartiaten, von welchen Diodor spricht, hätte man vollends längst nicht mehr zu verlieren gehabt. Ein zweites war, daß das vereinzelte Theben, welches mit seinen 6000 Kämpfern den vollständigen Sieg errungen, jetzt sofort an die Spitze eines großen Bundes gegen Sparta treten konnte, während die spartanische Hegemonie in ihren Grundfesten wankte.

Bei der Ankunft der Schreckensbotschaft in Sparta war übungsgemäß jene „Seelenstärke" in Szene gesetzt worden, wie es bei jedem in der Ferne geschehenen Unheil vorkam, das man noch nicht vor Augen hatte. Es war gerade das Fest der Gymnopädien; die Ephoren erlaubten kein Weggehen der Chöre, Schau- und Wettkampf mußten zu Ende geführt werden, während sie den Verwandten der Gefallenen die Sache ins Haus sagen ließen; diese Verwandten mußten einander fröhlich Glück wünschen, die der Geretteten aber voll Trauer zu Hause bei den Weibern bleiben, oder bei unvermeidlichen Ausgängen sich in Blick und Stimme ganz demütig halten usw.

Neben dieser vorgeschriebenen pathetischen Verlogenheit aber war die wirkliche Lage die, daß die Geretteten, richtiger Feldflüchtigen (τρέσαντες), zahlreich wie sie waren und zum Teil Leute von Einfluß, wohl hätten zu „Neuerungen" schreiten können, wenn man sie nach der Strenge behandelte, und Agesilaos, auf welchem jetzt alles lastete, mußte in öffentlicher Versammlung für diesmal alle Ehrloserklärung (Atimie) stillstellen, die sonst auf der Feldflucht lag. Die Gesetze wurden für einen Tag „schlafen gelassen", an welchem jene durch irgendeine Formalität rein gesprochen wurden.

Darauf vollzogen sich die weiteren Folgen der Niederlage. Sparta war gerichtet und der Hauptergebnisse seiner ganzen Geschichte beraubt, wenn Arkadien abfiel und vollends das vernichtet geglaubte Messenien wieder ein unabhängiger Staat wurde. Dies geschah (369), während Epaminondas und Pelopidas samt ihren nunmehrigen Verbündeten im Peloponnes standen und in der Nähe von Sparta erschienen. Diesem „Strom" wagte sich Agesilaos mit den Seinigen im offenen Felde nicht zu stellen; er verteidigte vor allem die Stadt und überhörte die höhnischen Herausforderungen der Feinde; dabei mußte er erleben, daß die lakonischen Greise, von deren Heldengesinnung so manche schöne kurze Sprüche erzählt wurden, jetzt schrien und durcheinanderliefen, und daß jene berühmten lakonischen Mütter und Frauen beim Wahrnehmen des Lärmes und der

Wachtfeuer der Feinde alle heroische Ruhe verloren und sich wie wahnsinnig gebärdeten; er mußte einen Verschwörerhaufen von 200 Männern, wahrscheinlich desperate Dorer, die einen festen Punkt beim Artemistempel besetzt, durch Geistesgegenwart zerstreuen und nachts mit Hinrichtungen nachhelfen, und dies geschah auch gegen weitere, nächtlich in einem Hause Versammelte; dies alles aber, während die zu den Waffen eingestellten Periöken und Heloten massenweise zum Feinde überliefen. Daß man im Augenblick der größten Not tausend Heloten frei erklärte, geschah wohl nur, damit sie nicht mit den übrigen davongehen möchten. Man atmete wieder auf, als das siegreiche Heer abzog, weil sich die Arkader zu verlaufen anfingen; Sparta aber verdankte dem König ganz unleugbar die Rettung, und im folgenden Jahre seinem Sohn Archidamos auch einen ersten neuen Erfolg gegen die Arkader (ἄδακρυς μάχη). Der heimkehrende Sieger wurde vom Vater und von den Spartanern mit der größten Rührung empfangen, nachdem man früher mit Siegern und Siegesbotschaften kaum irgendwelche Umstände gemacht hatte. Es will schon etwas heißen, daß damals und in den nächstfolgenden Zeiten die noch vorhandenen vornehmeren Spartiaten nicht von ihren eigenen unzufriedenen Standesgenossen und von den unteren Kasten ausgerottet worden sind. Hätte Sparta gar Volksversammlungen demokratischer Art, Volksgerichte, Redner und Sykophanten gehabt wie Athen, so wäre wohl der blutigste Staatsprozeß nicht ausgeblieben.

Agesilaos aber bekam es dann doch zu hören, daß unter seinem Königtum das herrliche Messenien verlorengegangen. Ein letzter Glanz ging über sein Leben, als er beim späteren Überfall des Epaminondas (362) nochmals Sparta rettete, und diesmal wehrten sich König und Stadt mit dem Mut der Verzweiflung, und es geschahen noch einzelne glänzende Taten. Mit dem Ende des Epaminondas bei Mantinea hörte dann die größte Bedrohung Spartas auf, und in der allgemeinen Verwirrung Griechenlands hätte dasselbe sich einige Sammlung und Erholung gönnen können. Aber jetzt war es gerade der völlig verbitterte, greise Agesilaos, welcher sich und Sparta von dem wenigstens nominellen allgemeinen Frieden (361) ausschloß; die übrigen hatten die Messenier zum Eide zugelassen, er behauptet, dies sei ungültig, „weil dieselben keine Polis hätten", und nun wandte sich Sparta ab, um allein weiter Krieg zu führen und Messenien wieder zu erobern. Da dies zunächst aber doch unmöglich war, erschien jetzt Agesilaos als unersättlich an Kriegen und wurde auch seinem Anhang lästig.

Seine Ausfahrt nach Ägypten (welches gegen die persische Herrschaft sich empört hatte) war noch ein Akt des spartanischen Staates und eine Vergeltung dafür, daß der Perserkönig sich für Unabhängigkeit Messeniens ausgesprochen hatte.

Mit ihm und seiner Herrschaft war aber auch das große spar-

tanische Pathos dahingegangen und ebenso die Blendung, womit bisher den sämtlichen Griechen so stark war zugesetzt worden, und der spartanische Mitredner in Platos Buch von den Gesetzen gibt zu, man sei jetzt der Gesänge des Tyrtäos „übersatt". — Wenn damals in ganz Griechenland bei den Fähigeren eine völlige Abwendung vom Staat einriß, so nahm dieselbe bei den Spartanern und ganz besonders bei ihren Königen die Form des Absentismus (φιλαποδημία) an; da sie es in dem elenden Staat nicht mehr aushalten mochten, gingen sie, sooft sie konnten, mit Geworbenen in auswärtige Dienste, wo sie sich bisweilen schmählich aufführten. Der Verdienstvollste dieser Reihe, Archidamos III. (Sohn des Agesilaos), hatte, bevor er in tarentinische Dienste ging, Bestechungen aus dem delphischen Tempelschatz angenommen und ebenso seine Gemahlin Deinicha. Von einem argivischen Anführer, welchen er seinerseits zum Verrat bestechen wollte durch Summen und eine frei zu wählende Lakonierin, bekam er den Bescheid zu hören: Er sei wohl kein Heraklide? — Philipps des Makedoniers Herrschaft über Griechenland mußten die Spartaner murrend über sich ergehen lassen und nach Chäronea die äußerste Demütigung im eigenen Gebiete erdulden. Ihr ganzer Trost bestand in der Folgezeit darin, in keinem Feldlager eines makedonischen Königs zu erscheinen, keinen Kongreß zu besuchen und nirgends etwas beizusteuern. Sonst aber war das alte Großtun auf keine Weise mehr zu behaupten, und als Antipatros (330 v. Chr.) die gegen Makedonien empörten Peloponnesier bei Megalopolis geschlagen, sprach Sparta die Seinigen, die dabei gewesen und geflohen waren, wie einst Agesilaos nach Leuktra getan, ausdrücklich von der Atimie los. Einzelnen mochte man die Ruhmredigkeit etwa gönnen; noch im 3. Jahrhundert meinten „die, welche noch auf hellenische Wohlgeborenheit Gewicht legten", der geringste Spartaner sollte eher Kriegsanführer werden als der erste jener Makedonier — welche doch damals den ganzen vorderen Orient unterworfen hatten. Gutes, wie z. B. einen Zuzug der Arkader zum Griechenheer gegen die Kelten (280/279 v. Chr.), durch drohende Haltung zu verhindern, waren die Lakedämonier etwa noch imstande.

Wie ein fremder Tropfen Blutes erscheint es in den Adern Spartas, daß man damals durch Vorlesungen auf den Patriotismus zu wirken meinte. Alljährlich einmal wurde nämlich jetzt laut Staatsbeschluß im Amtslokal der Ephoren eine Schrift des gelehrten Sikelioten Dikäarchos, die „Politie der Spartiaten", vorgelesen, wobei alle Erwachsenen zuhören mußten. Was würden die Männer der messenischen Kriege zu so etwas gesagt haben? Zugleich aber mochte der fortdauernde Werbeplatz am Tänaron die Kräftigsten und Verwegensten, welchen mit Vorlesungen nicht beizukommen war, Dorer und Periöken so gut wie viele andere Griechen, auf Kriegsabenteuer in die weite Welt hinaus entführen, und zwischen-

hinein fällt das Tun eines ruchlosen beleidigten Königssprossen, des Kleonymos. Seinen eigenen Sohn ließ er einen Eid auf Spartas Verderben ablegen. Er war es auch, welcher den Pyrrhos ins Land rief, und die damalige Rettung der Hauptstadt durch König Areus und dessen Sohn Akrotatos ist einer der letzten Augenblicke des Ruhmes für den verkommenen Staat gewesen. Die beiden Genannten erlagen hernach in erfolglosen Fehden gegen Makedonier und Megalopolitaner, und Jahrzehnte hindurch wird dann die Geschichte von Sparta undurchsichtig, bis sie noch einmal vor dem Ende des dorischen Heraklidenstaates in das Tragische umschlägt mit den Taten und Schicksalen der Könige Agis (240 v. Chr.) und Kleomenes (236 bis 222 v. Chr.).

Beide haben das Glück gehabt, von höchst sympathischer Seite, in Schriften, welche dem Plutarch vorlagen, umständlich geschildert zu werden samt ihrer Familie und Umgebung, und namentlich dem Kleomenes bleibt die Teilnahme der Nachwelt gesichert, auch wenn die dunkleren, bei Polybios und anderen hervorgehobenen Züge ihre Wahrheit behalten.

Es handelte sich um nichts Geringeres als um eine Revolution von oben, durch welche der spartanische Staat auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden sollte. Wenn man erfährt, daß es bereits nur noch 700 waffenfähige Spartiaten, d. h. Dorer gab und unter diesen nur noch 100 Besitzende, welche alles zusammengeerbt hatten, so staunt man, daß nach allen Niederlagen und Demütigungen die Herrschaft dieser Kaste über die Minderberechtigten so lange hatte behauptet werden können. Nun sollte durch starke Neumischung mit Periöken und neue Landverteilung ein mächtiges, tatfähiges Obervolk gebildet werden, welches durch unbedenkliche Eroberungen und Allianzen nach außen seine Weihe empfangen, ja vielleicht die Hegemonie über Griechenland wieder erreichen würde. An und für sich lag eine solche Revolution ziemlich nahe in einer Zeit, da anderswo in den demagogisch zerrütteten Griechenstädten Neuverteilung der Landmark, Annullierung der Schulden und Vernichtung der widerstrebenden Kräfte an der Tagesordnung waren, und was die Gefahren des Überganges betraf, so fehlte kräftigen Spätgriechen der erforderliche Frevelmut niemals.

Nach dem Projekt des Agis wären die Dorer, gemischt mit einer großen Überzahl solcher Periöken und auch Fremden, welche bereits an spartiatischer Lebensweise teilgehabt, Leuten von auserlesener Persönlichkeit, in einem bestimmt abgegrenzten Teile Lakedämons auf 4500 neue Lose verteilt worden; der Rest des Landes sollte in Gestalt von 15.000 Losen an die übrigen waffenfähigen Periöken gegeben werden. Jene 4500 wären offenbar die Inhaber der Staatsmacht geworden; die 15.000 aber würden ihnen wenig nachgestanden haben, nachdem aus ihren Reihen jene Ergänzung des herrschenden Standes geschehen. Der Staatsstreich

gedieh nur bis zur Verjagung der widerstrebenden Ephoren und des Mitkönigs und wurde dann gekreuzt durch einen tückischen Oheim des Agis, welcher seine großen Güter zu behalten gedachte; alles wurde rückgängig und Agis ging im Kerker unter. Seine Witwe aber wurde jetzt Gemahlin des Kleomenes, des Sohnes jenes feindlichen Mitkönigs, und gewann ihn heimlich für die Gedanken ihres ersten Gatten; das übrige tat Sphairos, einer jener Stoiker, welche seit dieser Zeit nicht selten als Lehrer und Beichtväter politischer Idealisten auftreten. Als Schattenkönig unter der Herrschaft der argwöhnischen Ephoren mußte nun Kleomenes Krieg erheben, um nur zu einiger Geltung zu gelangen, und zwar gegen den achäischen Bund, jenen Verein sehr geschwächter Poleis, welcher damals gegenüber von Makedoniern, Stadttyrannen und raubsüchtigen Ätoliern das offizielle Griechenland vorstellte; dabei aber war er kläglicherweise auf tarentinische und kretische Söldner angewiesen, während er die Spartiaten in kleine Scharen trennen und möglichst auswärts verteilen mußte, um sie ohnmächtig zu halten. Sein Staatsstreich (226 v. Chr.) konnte nur damit beginnen, daß er an der Spitze jener Söldner in Sparta einzog; es folgte Ermordung der Ephoren, Zerstörung ihrer Sitze, Verbannung von 80 Leuten und eine Rede des Kleomenes, worin er dem versammelten Volke Schuldentilgung, neue Landverteilung und Dotierung seiner Söldner ankündigte. Eine Auswahl der letzteren mußte zu Spartiaten erklärt werden, „damit Stadt und Gebiet nicht mehr wegen Wenigkeit der Verteidiger Gefahr liefen, eine Beute von Ätoliern und Illyriern zu werden". Eine falschere politische Stellung als die, welche in diesem Augenblick der heraklidische König einnahm, ist schwer zu erdenken.

Hierauf gaben er und sein näherer Anhang und endlich alle Bürger ihren Besitz her und das Land wurde wirklich neu verteilt. Die einzige Zahl, welche diesmal überliefert wird, ist die, daß es wieder „viertausend Schwerbewaffnete" gegeben habe, indem Kleomenes die Bürgerschaft (πολίτευμα) aus den fähigsten Periöken ergänzte, welche, wie im Projekt des Agis, die Dorer an Zahl sehr weit überholten. Der letzte König des anderen Hauses war ermordet worden; um nun nicht Alleinherrscher zu heißen, nahm Kleomenes seinen eigenen Bruder Eukleidas zum Mitkönig an. Was von der Herstellung der lykurgischen Sitte und Lebensweise gerühmt wird, kann bei der kurzen und unruhigen Regierung, die ihm hinfort noch gegönnt war, kaum sehr erheblich gewesen sein; er mußte eilen, sich durch einen neuen Krieg zu befestigen und brach gegen die Achäer los. Aber seine rauschenden anfänglichen Erfolge trieben jetzt bisherige Gegner, den achäischen Bund und die Makedonier unter Antigonos Doson, in ein sonst für unmöglich gehaltenes Bündnis zusammen. Kleomenes seinerseits war der tatsächliche Verbündete der Ätolier und hoffte (zuletzt umsonst) auch auf Hilfe

des Ptolemäos Euergetes von Ägypten; außerdem wird er die bedenkliche Sympathie des Demos mancher Achäerstädte genossen haben, welcher auf das spartanische Beispiel hin neue Landverteilung und Repudiation der Schulden hoffte, was damals das übliche Losungswort zu allen Umwälzungen war. Nach längeren Kriegsbewegungen (223 bis 222), welche bei Polybios sehr umständlich behandelt sind, unterlag Kleomenes vollständig bei Sellasia und fuhr, nach kurzem Abschied von Sparta, gen Ägypten. Sein und der Seinigen Ende in Alexandrien, in der Schilderung bei Polyb (V, 35 ff.) und Plutarch, sichern dieser letzten Schar echter spartiatischer Dorer ein ewiges Andenken.

Sparta genoß später wie Athen eine ganz besondere Gunst des römischen Philhellenismus, welchem ja durch griechische Lehrer und Schriftwerke unablässig das Lob des lykurgischen Staates und Lebens ins Ohr geträufelt wurde. Und wenn Römer unter den Kaisern nach Sparta kamen, fanden sie Ephoren und Gerusie in ihren Lokalen beratend vor, und die Jugend lag dem ganzen alten gymnastischen Kursus ob, versetzte sich im Platonistas die furchtbarsten Stöße und Schläge und ließ sich am Altar der Artemis Orthia blutig geißeln wie vor Zeiten. Auch das Kampieren im Freien, die einfach dürftige Bekleidung konnte man noch beobachten „und sonst manches, was anderen hart und sauer erscheinen würde" — und was vielleicht auch Folge der Armut war. Einen ganz besonders altertümlichen Eindruck mochte auch die Fülle von Gottesdiensten in den sehr zahlreichen größeren und kleineren Heiligtümern hervorbringen. In Eifer und Gedankenlosigkeit erzählt etwa damals ein Autor im Präsens, was in eine weit entlegene Zeit gehört. „Das erste Signal zur Schlacht gibt dem Lakedämonier die Flöte" — lautet es noch in einer lucianischen Schrift. Jedermann scheint in der tröstlichen Gewißheit zu urteilen, daß man es mit den Abkömmlingen des alten herrschenden Volkes, der Dorer, zu tun habe, und nicht nur in Rom, sondern auch in Griechenland mochte man wirklich keine nähere Kunde von dem haben, was über Sparta ergangen war, und viel eher glauben, daß noch ein tüchtiger Rest der alten Volkssubstanz am Leben sei.

In Tat und Wahrheit aber muß das dorische Geblüt, zumal seit dem Aderlaß durch Nabis, soviel als völlig verschwunden gewesen sein. Schon unter all den Leuten, welche z. B. bei Livius (XXXVIII, 30—34) in den Händeln zur Zeit des Philopömen auftreten, war wohl kaum mehr ein einziger echter Dorer und auch die „exules" sind keine solchen. Dafür hatten alle achäischen Nichtdorer und Halbkasten, welche seither im Eurotastal wohl oder übel lebten, sich der dorischen Lebensweise nach Kräften bemächtigt und ahmten wenigstens das Äußerliche vom Tun ihrer untergegangenen Herrscher soviel als möglich nach. Das Dorische war das Vornehme gewesen, zu welchem man einst mit Neid und Haß emporgestaunt

hatte; jetzt hinderte niemand mehr die Bevölkerung, sich dasselbe anzueignen, und die Fremden nahmen es ja so gerne für echt und ursprünglich. Die Ruhmlust ist eines derjenigen Mysterien der griechischen Nation, welche diese am meisten von anderen Völkern unterscheidet. Als Staat und Besitz den Dorern aus den Händen schwand, war das Glanzbild des alten Lakonentums längst eine Macht im griechischen Leben überhaupt und hatte sich der ganzen Nation, Freund und Feind, in unzähligen einzelnen Zügen lebendig eingeprägt; dieses Erbe, vom Mythus abwärts bis auf das Andenken des letzten Kleomenes, betrachten nun die späteren Inhaber von Grund und Boden, als wäre es von jeher nicht nur ihr Eigentum, sondern ihr Werk gewesen.

3. Untertänige Bevölkerungen anderer Poleis

Sparta hatte seine eigentliche Lebensaufgabe in Gestalt des Niederhaltens seiner Geknechteten: der Nichtspartiaten im Eurotastale und der Messenier; auf diesen Zweck wurde das ganze Dasein im Innern gestimmt und auch die auswärtige Politik hing sehr wesentlich davon ab. Nun hatte die dorische Wanderung ohne Zweifel eine Menge ähnlicher Gewaltverhältnisse überall begründet; viele kräftige Poleis mögen ihre nächsten Umwohner — unterworfene Griechen oder Halbfremde — in Knechtschaft gebracht haben, aber keine einzige vermochte wie Sparta ihr ganzes inneres und äußeres Leben auf die Behauptung dieser Lage dauernd zu orientieren. An Härte gegen die Unterworfenen hätte es nicht gefehlt, wohl aber an der nötigen Konsequenz im eigenen Kreise und an der nötigen Eintracht und Lebenseinheit. In den Zeiten, aus welchen unsere sehr unvollkommenen Kunden hierüber stammen, waren diese Zustände ohnehin meist im Aufhören begriffen oder schon erloschen und wurden kaum mehr verstanden. Beharrlich und einigermaßen deutlich erweisen sie sich nur auf Kreta und in Thessalien, während man anderswo nur Vermutungen darüber hat, wieweit jene Unterworfenen halbfrei oder unfrei, Teilbesitzer, Erbpächter oder nur fronpflichtige Knechte oder Taglöhner auf dem den Bürgern gehörigen Landgebiet gewesen. Ohne bürgerliche Rechte und beliebig von der Polis aus beherrscht, waren sie nicht imstande, das Interesse der Schreibenden rechtzeitig auf sich zu lenken. Wir lassen dahingestellt, wie es sich des näheren verhalten habe mit den Orneaten und Gymneten um Argos, den Kynophalen in Korinth, den Kitteträgern (Katonakophoren) um Sikyon, den Staubfüßlern (Konipoden) um Epidauros. In betreff Kretas glaubt man die verschiedenen Abstufungen der Knechtschaft noch in den einzelnen überlieferten Bezeichnungen zu erkennen; jedenfalls hatte die Insel, als sie dorisiert wurde, Lebensformen angenommen, welche mit denjenigen von Lakedämon viele Ähnlichkeit hatten,

und wenn auch eine politische Vielheit entstand, und die kretischen Städte sich befehdeten, so rief doch keine die Hörigen der anderen zum Abfall auf, im allgemeinen aber schien der Gehorsam derselben schon dadurch gesichert, daß die Insel keine unmittelbaren Nachbarn hatte. In Thessalien sind die sogenannten Penesten die alte perrhäbische und magnetische Bevölkerung, die sich beim Einbruch der Thessaler zur Dienstbarkeit hergab, nur um auf der altgewohnten Scholle bleiben zu dürfen; gegen eine Quote des Landertrages versprach man ihnen, sie weder wegzuführen noch zu töten. Manche waren, wie hie und da Leibeigene im neueren Rußland, reicher als ihre Herren, indem die herrschende Kaste ihr Leben in Saus und Braus hinbrachte. Immerhin übten die Herren von Thessalien und Kreta wenigstens keinen Druck nach außen, wie Sparta, welches ringsum alles zur Heeresfolge und zu oligarchischen Einrichtungen zu zwingen suchte.

Die Kolonien seit dem 8. Jahrhundert sind wohl zum Teil entstanden, weil unterworfene oder gedrückte griechische Bevölkerungen ihren Poleis zu entrinnen entschlossen genug waren. Angelangt am fremden Strande aber, machten sie es oft nicht anders als ihre heimischen Unterdrücker — freilich gegen Nichtgriechen oder Halbfremde, welche zu einem rechtlosen, wenn auch nicht besitzlosen Untertanenvolk wurden. Hie und da soll dies sich in Güte entschieden haben: Als das pontische Heraklea entstand, begaben sich die umwohnenden Mariandynen freiwillig unter die Herrschaft der Herakleoten als der „Gescheitern" (συνετωτέρων) gegen Garantie des Lebensunterhaltes und des Nichtverkaufes in die Fremde. Byzanz dagegen behandelte seine Bithynier wie Sparta die Heloten, und um Syrakus lebten die Kallikyrier oder Killikyrier in einer ähnlichen Dienstbarkeit.

Aristoteles verwirft das ganze Verhältnis: Es sei nicht möglich, mit solchen Untergebenen auf einen richtigen Fuß zu kommen; bei gelinder Behandlung werden sie übermütig und begehren gleiche Stellung mit den Herren, bei harter sind sie voll Verrat und Haß und verbinden sich gelegentlich mit zurückgesetzten Klassen in der Stadt selbst. So hielten einst die Kallikyrier mit dem syrakusischen Demos zusammen zur Austreibung der Geomoren, bis Gelon diesen half, die Kallikyrier unterwarf und bei diesem Anlaß Herr von Syrakus wurde; selbst die so glimpflich behandelten Penesten erhoben sich öfter, wenn ihre thessalischen Herren durch Kriege mit Nachbarn in Anspruch genommen waren. Aristoteles findet wenigstens wünschbar, daß solche Untertanen Volksfremde und nicht geknechtete Menschen griechischen Stammes seien; daneben aber deutet er auch schon die Auskunft an, durch welche inzwischen Ersatz geschafft worden war: die gekauften Sklaven, welche jetzt mehr und mehr im Gebiet einer Stadt den Feldbau besorgten und zudem fast lauter Nichtgriechen waren.

4. Sklaverei

Dasjenige goldene Alter, in welchem es laut den späteren Komikern noch durchaus keine Sklaven gab, müßte in eine sehr frühe Zeit verlegt werden, denn so weit die Überlieferung, auch die poetische, reicht, haben immer Sklaven existiert in den Ländern dieses Archipels, wo Menschenraub und Menschenhandel so leicht und Phönizier als Lehrer und Vorgänger tätig waren. In zwei unvergänglichen Gestalten hat Homer das Sklaventum mit einer ganz eigenen Größe bekleidet: Eumäos, das persönlich gewordene Eigentum, das sich gegen die Räuber und Frevler wehrt, und die herrliche Eurykleia. Allein Homer beweist nur für Königshöfe und große Anführer, und in Hesiods „Werken und Tagen" bleibt es zweifelhaft, wieweit die Bauernknechte wirklich als Sklaven zu denken sind, unzweifelhaft aber, daß der Dichter die ehrliche Landarbeit noch nicht als Banausie, sondern als das einzige Heil betrachtet. Abgesehen von den soeben betrachteten unterdrückten Bevölkerungen, könnte im 9. Jahrhundert noch fast der ganze Landbau von Freien betrieben worden sein.

Aber der freie Bauernknecht (δής) muß sich schon damals für unglücklich gehalten haben. Der Schatten Achills, welcher dem Königtum über die Toten selbst die traurigste Lage auf Erden vorziehen würde, nennt als solche das θητεύειν, das Dienen um Lohn auf dem Lande. Man braucht dabei nicht einmal an Taglohn zu denken, das Verhältnis könnte ein festeres und günstigeres gewesen sein und wäre doch nur mit wachsendem Unwillen ertragen worden. Denn am anderen Pol, bei den vornehmen Besitzenden, wuchs ebenso die Verachtung der Arbeit und der Arbeiter, jene antibanausische Gesinnung, welche als allein würdigen Zweck des Lebens die edlen Wettkämpfe anerkannte. Es ist dieselbe Aristokratie, welche zugleich den besten (ja wohl hie und da den ganzen) Grundbesitz in der Feldmark der Polis irgendwie für sich gewonnen hatte und denselben seither durch diese besitzlosen Freien anbauen ließ; in diesen aber mochte noch eine Erinnerung lebendig sein, daß es einst ihre Väter besser gehabt hätten, als man noch „dorfweise" lebte, vor der Gründung der erbarmungslosen Polis. Als vollends die große Bewegung nach den Kolonien hin in Fluß kam, werden viele mitgezogen sein, um nicht mehr Bauernknechte (θῆτες) bleiben zu müssen, die Lücken aber wird man um so leichter mit Gekauften ausgefüllt haben, als gerade die Kolonien bereitwillig die nötige Menschenware schafften; lagen sie doch zum nicht geringen Teil an Küsten, wo Menschen aus dem Binnenland verhandelt wurden. Kriegsgefangene kamen neben den Angekauften kaum in Betracht.

In einzelnen Landschaften, wo man noch vorherrschend „dorfweise" lebte, hielt sich die freie Arbeit noch lange; bei Lokrern

und Phokiern dienten die Jüngeren dem Älteren oder Erstgeborenen; erst kurz vor dem heiligen Krieg des 4. Jahrhunderts wurden Sklaven angenommen, und noch die Gattin des phokischen Häuptlings Philomelos hatte nur zwei Sklavinnen. Als Mnason, ein Freund der Aristoteles, tausend Sklaven einstellte, nahmen dies die Phokier sehr übel, weil er ebensovielen „Bürgern" damit die Nahrung entziehe. Wo dagegen die Polis alle ihre Konsequenzen hatte entwickeln können, herrschte überall die Sklavenarbeit. Wer hier als Freier um Lohn arbeiten mußte, beim Landbau oder in der Stadt, hätte die so hoch gesteigerte Idee des Bürgertums doch nicht mehr verwirklichen können; Sklaven und Metöken füllten das Bedürfnis aus. Der arme Freie seinerseits war hinwiederum als Diener nicht mehr zu brauchen; ein solcher zog einen zufälligen, täglich wechselnden Verdienst jeder gesicherten Verpflichtung vor, denn diese war schon Knechtschaft (δουλεία) und man fühlte sich dabei als einen Abhängigen (ὑπαίτιος).

Eines der frühesten Geschäfte, womit die Sklaverei im Volke Umfang gewann, möchte aller Wahrscheinlichkeit nach die Handmühle gewesen sein. Bisher mahlten die Bauernweiber selbst morgens früh das Korn, so daß das ganze Dorf von Handmühlen tönte, während an den Fürstenhöfen die Mühlensklavinnen schon längst im Gebrauch waren. Auch eine bestimmte Gegend, die Insel Chios, wird als diejenige genannt, wo zuerst um Geld gekaufte volksfremde Sklaven durchgehend gebraucht wurden, und Chios spielt auch später in der Geschichte des Sklaventums eine auffallende Rolle. Allein es gibt keine Antwort auf die entscheidenden Fragen: Wann und in welchen Staaten hat zuerst der gewöhnliche Bauer für seine Landarbeit, der Stadtbürger für die Bedienung im Hause, der Handwerker für sein Gewerbe regelmäßig Sklaven eingestellt? Wann und wo sind die Ruderer zuerst aus Sklaven genommen worden? Großer Unternehmungen mit Sklavenmassen, wie z. B. der Bergwerke, nicht zu gedenken, wo vermutlich immer nur mit Sklaven war begonnen worden.

Die Herkunft war eine bunte; Skythen, Geten, Lyder, Phryger, Paphlagonier, Karer, Syrer füllten Haus oder Landgut der Griechen an, und vorsichtige Käufer mischten ihre Sklavenschaft gerne aus lauter verschiedenen Nationen, was bei einer Zahl von dreien oder vieren leicht zu erreichen war. Ob die Fremden, von welchen man kaufte, mehr ihre eigenen Leute oder mehr Kriegsgefangene oder die Beute von Menschenjagden auf die Märkte brachten, ist ungewiß. Aber auch der hochgebildete Grieche der Blütezeit konnte Sklave eines anderen Griechen werden: es genügte, mächtigen Feinden oder Seeräubern in die Gewalt zu fallen — war man dann einmal in zweiter Hand, so half keine freie Geburt und kein Bürgerrecht. Phädon und Platon, welche beide dies Schicksal hatten, jener in seiner Jugend, dieser als bereits ruhmvoller Philosoph, wurden

losgekauft, und auf den Loskauf mochte hie und da der zweite Besitzer spekulieren; Diogenes aber blieb bei seinem Käufer Xeniades zu Korinth, später offenbar freiwillig.

Über die großen Gefahren, welche das Sklaventum mit sich brachte, ist man niemals verblendet gewesen. Allerdings waren diejenigen Scharen, welche sich tatsächlich zeitweise zu Herren von ganzen Städten machten, nicht, wie man auf den Wortlaut (δοῦλοι) hin annahm, Sklaven, sondern unterdrückte alte Landbevölkerungen; so die oben erwähnten syrakusischen Kallikyrier — die Periöken von Argos, welche die Frauen der bürgerarm gewordenen Stadt sich zugesellten — und ebenso die vermeintlichen Sklaven des etruskischen Vulsinii; die großen sizilischen Sklavenkriege aber fallen erst unter die römische Herrschaft, als das Latifundienwesen eine nochmalige Steigerung der Sklavenzahl bis ins Ungeheure verursacht hatte. Gleichzeitig mit dem zweiten dieser sizilischen Aufstände (um 100 v. Chr.) erfolgte auch in Attika ein Aufruhr der bis zu „vielen Myriaden" gediehenen Bergwerkssklaven, welche ihre Wächter ermordeten, die Akropolis von Sunion besetzten und lange Zeit das Land verwüsteten.

Die tatsächliche Behandlung der Sklaven wird von vornherein dadurch bestimmt, daß dieselben fast ausschließlich Volksfremde oder Halbfremde sind. Schon ihre niedrige theoretische Taxierung, wie sie uns bei Plato und Aristoteles entgegentritt, geht offenbar von diesem Gesichtspunkt aus, obwohl dies nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, und wenn Aristoteles in der Praxis milde und menschenfreundlich war, wie sein Testament beweist, so gereicht ihm dies zu um so größerer Ehre. Die bekannte Frage, ob und welche Trefflichkeit (ἀρετή) der Sklave besitzen könne, die Ansicht, daß er von Haus aus von geringerer Qualität sei und so tief unter dem Freien stehe als der Leib unter der Seele, das Tier unter dem Menschen, daß ihm der auf Reflexion beruhende Entschluß (τὸ βουλευτικόν) fehle — dies alles mag hier übergangen werden; es ist, als ob das Wort des Eumäos, daß Zeus mit dem Tage der Knechtschaft einem Mann die Hälfte seines Wertes nehme, in späterer Zeit noch als viel zu milde gegolten hätte. Nichts, sagt Plato, ist gesund an einer Sklavenseele. Man verhärtete sich völlig dagegen, von einer gewaltigen Menschenmasse umgeben und bedient zu sein, deren Leben schlimmer sei als der Tod. Rechtlich war der Sklave gegen willkürliche Tötung und gegen Notzucht gesichert (wahrscheinlich nicht um seinetwillen, sondern um der Verwilderung der Besitzer zu steuern), sonst aber jeder Züchtigung und Mißhandlung preisgegeben. Es war schon ein Unglück für alle Sklaven, daß in Gestalt der Bergwerksarbeiter eine allerunglücklichste Klasse vorhanden war, an welcher Jahrhunderte hindurch dargetan wurde, was man sich überhaupt gegen menschliche Wesen erlauben dürfe; ihnen wurde gewiß nur gegönnt, was

nötig war, um sie am Leben und einigermaßen bei Kräften zu erhalten, und die Fesselung wird außer der Arbeitszeit eine permanente gewesen sein. Auch bei den gewöhnlichen Sklaven kam sie sehr häufig vor, und zwar nicht als Strafe, sondern um nach Kräften die Flucht zu verhindern; der eine Herr, sagt Xenophon, fesselt sie sozusagen alle, und doch laufen sie ihm häufig davon; der andere hält sie ungefesselt, und doch arbeiten sie und bleiben. Xenophon, der hier nur von Landsklaven spricht, vertritt überhaupt die menschenfreundlichste Seite der griechischen Denkweise, welche die besseren Sklaven nicht nur durch bessere Kleidung belohnt, sondern auch durch gerechte Behandlung zum Gerechtigkeitssinn, durch Lob zur Ehrliebe angeleitet wissen will und ihnen als letztes Ziel die Freilassung in Sicht hält. Daß der Sklave überhaupt lieber auf dem Lande als im städtischen Hause diente, hing wohl mit seiner meist ländlichen Herkunft zusammen, und unter einem vernünftigen Herrn konnte sein Los hier mindestens so leidlich sein wie dasjenige, welches ihn bei der Rückkehr nach der Heimat erwartete.

Im großen und ganzen jedoch wird es auf dem Land wie in der Stadt bei jenem völligen Mißtrauen und jener Verachtung geblieben sein, welche Plato als die richtigen Gefühle gegenüber den Sklaven bezeichnet; nach seiner Ansicht sollte der Herr ihnen ja nicht Unrecht tun, wohl aber, wo sie im Unrecht seien, sogleich Züchtigung eintreten lassen, indem gütliches Zureden sie nur übermütig mache; nie und nimmer dürfe man mit ihnen scherzen, indem man damit nur sich das Gebieten und ihnen das Gehorchen erschwere; jedes Wort an sie müsse ein Befehl sein; der Besitz von Menschen habe eben überhaupt seine schwierigen Seiten. Und das durchschnittliche Verhalten schildert Xenophon kurz dahin: Die Herren bändigen die Üppigkeit der Sklaven durch Hunger, das Stehlen durch Verschluß alles Verschließbaren, das Davonlaufen durch Fesseln, die Trägheit durch Schläge. Solchen Mißhandlungen sind aber auch Sklavinnen ausgesetzt. Vor Züchtigung der Sklaven im Zorn wird gewarnt, allein nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Sorge von ihrer Rache. Altreiche Herrschaften galten für milder, unverhofft reich gewordene dagegen als grausam, und zwar über das Maß.

In Athen, seit der Zeit des Peloponnesischen Krieges, benahmen sich die Sklaven, obenhin besehen, sehr frei und keck. Ihr Kittel war eine Tracht, wie sie der ärmere Bürger und Metöke auch trug, so daß man sie von diesen, die ohnehin nicht besser aussahen, kaum unterscheiden konnte; vermittels ihres Peculiums, das — wenigstens nach der neueren Komödie zu schließen — oft sehr beträchtlich gewesen sein muß, müssen sie sogar oft besser gestellt gewesen sein. Öfter nahm man sie in den Krieg mit, wenn auch nur als Waffenträger, und diejenigen, welche fielen, erhielten ihr

besonders ehrenvolles Begräbnis von Staats wegen. Die Überlebenden aber scheinen wenigstens in gewissen Fällen frei geworden zu sein, sei es durch ihre Herren oder durch den Staat, und in Athen war nach dem Schlage von Chäronea der Demos im Begriff, die Sklaven zu Freien, die Fremden (Metöken) zu Bürgern, die ehrlos Gewordenen wieder für ehrlich zu erklären. Die Sprache scheint kein Hindernis des Verkehrs gewesen zu sein, indem die Sklaven rasch Griechisch gelernt haben mögen, wenn auch die Skythen damit eher einige Mühe haben konnten als die Asiaten. Von da an war es ganz unmöglich, daß in einer Stadt wie Athen, wo so wenige Leute ihrer Rede Schranken auferlegten, nicht auch die Sklaven sehr keck zu reden begonnen hätten; zur Zeit des Demosthenes führten sie das Wort lauter als in manchen Städten die Bürger, ja sie scheinen auch das Theater besucht und hie und da an den attischen Mysterien teilgenommen zu haben, bis man in Augenblicken heftigsten Faktionswesens sie sogar in die Volksversammlung eindringen sah. Wie werden sie sich im Theater gefreut haben, wenn z. B. im Ion des Euripides (V. 581) der Pädagog — ein Sklave — seine Tirade losließ: nur eines bringe dem Sklaven Schmach, nämlich der Name, sonst stehe keiner den Freien nach, sobald er ein Edler sei.

Allein der Sklave konnte in diesem hochgebildeten Athen jeden Augenblick an seinen wahren Stand aufs bitterste erinnert werden. „Einige", sagt Plato, „trauen ihren Sklaven gar nicht und traktieren sie mit Stacheln und Geißeln oft und viel, wodurch sie deren Seelen erst recht knechten." Außerdem aber gab es eine gerichtliche Folterung der Sklaven, von welcher man nur nicht glauben darf, sie sei nicht häufig vorgekommen. In Prozessen, sogar in privatrechtlichen, durfte der Herr seine Sklaven dazu anbieten oder die des Gegners dazu verlangen, jenes zur eigenen Entlastung, dieses zu des Gegners Belastung. Was der aristophanische Xanthias von Gattungen der Qualen aufzählt: das Aufspannen an einer Leiter, das Aufhängen (an den Armen), das Knebeln, das Eingießen von Essig in die Nase, das Auflegen von Ziegelsteinen — ist lange nicht alles; schon sein Mitredner Aeakos stellt die schwere Körperverletzung (πηροῦν) in Aussicht, und das Hauptmittel zur Erkundung der Wahrheit war in der Tat das Rad (τροχός), auf welchem der Körper ausgerenkt wurde. Daß man die eigenen Sklaven dazu anbot, welche doch im ganzen den Herrn haßten und gegen ihn auszusagen versucht waren, galt als höchster Beweis eines guten Gewissens, und der Gegner, wenn er sie zurückwies, mußte sich verdeuten lassen, er habe ein schlechtes, sonst hätte er sie eher begehren als der andere sie anbieten müssen. Der Redner Lykurgos, dessen rohes Pathos so manches aus der Praxis des späteren 4. Jahrhunderts ausschwatzt, nennt die Sklavenfolter weit das gerechteste und dem Demos gemäßeste Mittel zur Erforschung eines strittigen

Tatbestandes, indem er die Sklaven seines Opfers Leokrates zur Folterung verlangt; letzterer verweigert sie und soll damit wiederum sein „böses Gewissen" verraten haben, ganz als hätte Menschlichkeit und Anhänglichkeit an die Sklaven unmöglich ein Wort mitreden können.

Von den Freigelassenen hatte man im ganzen keine gute Meinung. Zunächst verstand sich von selbst, daß böse und undankbare Sklaven, wenn sie frei geworden, ihren Herrn „am meisten von allen Menschen haßten", weil dieser sie in der Knechtschaft gekannt hatte. In der neueren attischen Komödie trat aber der Freigelassene überhaupt leicht als Ankläger (ohne Zweifel seines Herrn) auf, „als bestände der Genuß der freien Rede in der Anklage", und was die Poesie als Typus zu brauchen wagt, das muß im Leben häufig vorgekommen sein. Eher könnte man annehmen, daß in der neueren Komödie der noch seinem Herrn gehörende Sklave etwas zu gut weggekommen sei, indem der Dichter dieser seiner Hauptperson, dem Träger der Intrige, dem kecken Erfinder aller Auswege, eine gewisse Gunst habe erweisen müssen; doch fehlte es auch hier an schlimmeren Sklaven nicht. — Den ganz fatalen Freigelassenen in Lucians Timon (Kap. 22 f.) wird man wohl der römischen Kaiserzeit völlig zu überlassen haben, so gut als den petronischen Trimalchio.

Übrigens gab es Fälle im Leben, da ein spezifisches Talent alle Schranken zu beseitigen wußte, wenn nämlich ein bestimmtes Geschäft Fähigkeiten verlangte, welche in der freien griechischen Familie nur vereinzelt vorhanden und nicht erblich waren. Aus den demosthenischen Gerichtsreden für Apollodor lernt man ein solches Geschäft kennen, das von Sklaven auf Sklaven überging wie die Herrschaft der Mameluken in Ägypten. Im Dienste eines athenischen Wechslers Archestratos zeichnete sich der Sklave Pasion durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit so sehr aus, daß jener ihm die Freiheit schenkte und, als er sich aus dem Geschäfte zog, ihm die Fortsetzung desselben auf eigene Rechnung überließ. Wohl nahm er dabei offenbar sein Hauptvermögen mit sich heraus, unterstützte aber den Pasion weiter mit seinem Kredit. Dieser erwarb nun große Reichtümer und wurde der erste Bankier von Athen; er erfüllte seine Pflichten gegen den Staat so redlich und freigebig, daß das Volk ihm für sich und seine Nachkommen das Bürgerrecht schenkte. In seinem Alter übertrug Pasion sein Geschäft samt einer großen Schildfabrik (wenn auch nur durch eine Art von Pacht) an Phormion, welcher erst sein Sklave, dann als Freigelassener sein Buchhalter und Kassier gewesen war, und als er mit Hinterlassung einer Witwe und zweier Söhne starb, verfügte sein Testament u. a., Phormion solle die Witwe heiraten und Vormund des einen Sohnes werden. Es wäre sehr interessant zu erfahren, aus welchem Land und Volk Pasion und Phormion stammten.

Endlich versteht sich von selbst, daß für jede spezielle und regelmäßige, also unfreie Tätigkeit, die der Staat, und ganz besonders der so ausgebildete athenische, nicht entbehren konnte, Sklaven gebraucht wurden. Ihnen fielen regelmäßig die unteren Beamtungen, das Schreiberwesen, die Polizei usw. zu. Der freie Streber begehrte nicht ein Ämtchen, sondern er wurde entweder Demagoge oder hungerte. Nur solche Ämter, wobei etwas Tüchtiges zu profitieren war (ἀρχάς), nahm der Demos mit Begier an.

5. Die griechische Aristokratie

Über diejenigen Formen, welche die griechischen Staaten beim Zusammenbrechen des Königtums annahmen, weiß man nur wenig Genaues, und die spätere Zeit scheint das, was sie noch davon wußte, kaum mehr recht verstanden zu haben; was sie aber hie und da vor sich sah, die unsicheren Oligarchien in einzelnen Staaten des 4. Jahrhunderts, das konnte sie eher irremachen an der Erkenntnis der alten Aristokratie. Mit den verschiedenen politischen Ausgestaltungen dieser letzteren haben wir es hier auch nicht zu tun. Am einfachsten entschied sich die Sache da, wo infolge der dorischen Wanderung ein ganzer siegreicher Stamm sich unmittelbar als alleinherrschender Adel und Hauptbesitzer des Landes konstituierte (Sparta). Wie sich anderswo aus der früheren adeligen Umgebung der Könige oder aus solchen, die reich genug geworden, um Rosse zu halten, oder aus den besonders Kriegsfähigen, ja aus einer einzigen ehemals königlichen Familie (Korinth) der alleinherrschende Adel gebildet, wie er den meisten und besten Grundbesitz entweder schon innehatte oder ihn den übrigen Freien abdrückte, wie ferner die Kaste wichtige Priestertümer und das Privilegium der Rechtskunde besaß und das des Rechtsprechens mißbrauchte bis zum Verkauf der Schuldner als Sklaven in die Fremde (Athen), dies alles mag als bekannt vorausgesetzt werden. Mächtig war diese Aristokratie, solange sie sehr zahlreich und der Grundbesitz das einzig Entscheidende war; den beweglichen Besitz zu erwerben und für sich allein nutzbar zu behaupten, verstanden und bezweckten die Aristokraten nicht, zum Unterschiede von den herrschenden Klassen in den phönizischen Städten, welche dies wohl verstanden zu haben scheinen. Daß die besitzlos gewordenen Freien die Hauptmassen der Auswanderer nach den Kolonien gebildet, daß gekaufte Sklaven die entstandenen Lücken ausgefüllt haben mögen, ist schon oben angedeutet worden. Die Form des aristokratischen Staates ist noch eine von selbst entstandene, die Autorität eine eigenwüchsige; nur in den kleinasiatischen und großgriechischen Städten, welche bereits Kolonien waren, wird wohl bei Errichtung der Herrschaft der Reichsten (Timokratie) auch schon die Reflexion mitgewirkt und irgendeine Art von Vertrag stattgefunden haben.

Die Dauer der Aristokratie und der (wie sich zeigen wird) mit ihr alternierenden Tyrannis war verschieden, je nachdem die ihr entgegenwirkenden Kräfte früher oder später sich ausbildeten, im ganzen hat sie drei oder vier Jahrhunderte hindurch die Gewalt in Händen gehabt. Diese Zeit erscheint trotz mancher Fehden auf beiden Ufern des Archipels im Vergleich mit der nachfolgenden wie lauter Frieden und Eintracht; der Adel fühlte sich wie einen gemeinsamen höheren Stand der Nation; das gegenseitige Emporschrauben und Vernichten war noch nicht an der Tagesordnung, und dies darf jener Periode nie vergessen werden.

Dieser Adel aber war nicht bloß eine politische, sondern eine soziale Macht, und dies wirkte noch lange nach im späteren Griechentum, als von dem Adelsstaat längst kein Stein mehr auf dem anderen stand. Das große Vermächtnis der aristokratischen Periode an die Nation war die Kalokagathie, jene ganz untrennbare Verschmelzung einer moralischen, einer ästhetischen und einer materiellen Überzeugung zu einem Begriff, den wir nicht genau wiedergeben, nur umschreiben können; und zwar liegt der moralisch-ästhetische Akzent eher auf dem καλός, der materielle eher auf dem ἀγαθός, indem schon bei Homer die ἀγαθοί die Vornehmen sind im Gegensatz zu Geringeren (χείρονες, χέρηες). Jene Verschmelzung, vollzogen in einer noch jugendlichen Entwicklungsperiode des Volkes, hat sich dann in der Anschauung behaupten können, solange es Hellenen gab; auch die Philosophen bemühten sich umsonst, der Kalokagathie einen neuen Sinn unterzulegen, und die stärkste Demokratisierung des Staatswesens war nicht imstande, dieser Anschauung ein Ende zu machen. Alle schönen Reden von einer Wohlgeborenheit durch bloßen inneren Wert schlugen nicht durch. Der Glaube an das Geblüt behauptete sein Recht.

Das Leben der Aristokraten war wie eine Weiterführung des heroischen; Waffen, Leibesübungen und Gelage füllten das Dasein der „Edeltrefflichen" aus, soweit es nicht durch Staat, Rechtsprechen und Gottesdienste im voraus in Anspruch genommen war. Ein Höhepunkt desselben war das Auftreten an den berühmten Stätten der Wettkämpfe, ganz besonders zum Wettreiten und zum Wagenrennen. Der edle Mensch hatte sich das edle Tier, das Roß, beigesellt, welches zum Kriege wie zum Kampfspiel sein Begleiter war und, in so viele menschliche Eigennamen aufgenommen, sich ganz deutlich als der geliebteste Besitz zu erkennen gab. Das Pferdehalten (ἱπποτροφεῖν) galt als das eigentliche Kennzeichen adeligen Daseins, und wer es vollends vermochte und Rennwagen für die Feste hielt, „dessen Streben war das schönste und stolzeste von allen". Der ganze Ton dieses Lebens wird anschaulich gemacht durch die köstliche herodoteische Erzählung von der Werbung um Agariste, deren Vater Kleisthenes von Sikyon nach einem Viergespannsiege in Olympia hatte ausrufen lassen, er werde seine

Tochter dem Trefflichsten der Griechen zum Weibe geben; an den Dreizehn, welche sich einfanden, lernt man nun die damalige Trefflichkeit in verschiedenen Schattierungen kennen. Ein Viergespannsieger wurde in jenen Zeiten von der ganzen Nation angestaunt und durfte sich jedes Pathos erlauben, nur mußte er nicht Untertan eines Tyrannenstaates sein, weil ihm dann sein Sieg üble Schicksale zuziehen konnte.

Wieweit das damalige Geistesleben der Nation von diesem Adel gepflegt wurde, ist im einzelnen nur unvollständig nachzuweisen, und die Überlieferung ist hier den Tyrannen günstiger, deren Höfen Kunst und Dichtung eher nachgezogen sind. Dafür aber boten die aristokratischen Staaten eine reiche Fülle von bevorzugten Einzelmenschen dar, welche zusammen das Ideal des griechischen Lebens im Sinne ihrer Jahrhunderte verwirklichten: Gemeinsame Waltung im Staat, Kriegstüchtigkeit, Glanz in den Wettkämpfen und edle Muße für dies alles. Mit ihnen beginnt im großen dasjenige agonale Wesen, derjenige Wettstreit unter Gleichen, welcher dann in zahllosen Gestaltungen das ganze Tun und Denken der Hellenen durchzieht.

In kleinasiatischen und großgriechischen Städten war die Aristokratie wohl von Anfang an nie rein durchgeführt worden; daß sich — wenn auch erst nach Verlauf längerer Zeit — eine Timokratie etwa der tausend Reichsten bilden konnte, ist schon nur verständlich, wenn man dabei den beweglichen Besitz als mitberechnet und mitwirkend annimmt, welcher auf Handelsgeschäften beruht haben wird und das adelige Leben im streng griechischen Sinne ausschloß; neben den Vorzug des Geblüts und der edlen Beschäftigung trat schon der wandelbare Reichtum und der Erwerb. Auch möchte z. B. für Kolophon die Zeit, da es in allen Fehden mit seinem Reiterheer den Entscheid gab, bereits vorbei gewesen sein, als seine „Tausend" in Purpur zur Versammlung zu schreiten pflegten. Der bloße Vermögensunterschied aber war dann eine schwache Stütze der politischen Alleinberechtigung.

Ähnlich wie wir vom Königtum das meiste erst erfahren bei Anlaß seines Unterganges, so auch in betreff der Aristokratie bei Anlaß der verschiedenen Gründe und Wege ihrer Auflösung. Sie entartet, sobald sie nicht mehr imstande ist, sich selber zu disziplinieren; sie wird zur Oligarchie, indem sich in ihrem Inneren eine engere, alleinherrschende Clique bildet, welche aber nicht bloß die Macht, sondern den größten Reichtum, auch wohl die wichtigsten Ämter an sich reißt und auch nicht bloß gewalttätig, sondern habsüchtig zu regieren anfängt. Man hat es, wie in Sparta, versäumt, die alten Landlose aufrechtzuerhalten, wie dies einzelne alte Gesetzgebungen vorgeschrieben hatten; jüngere Zweige der Familien wurden ein gleich bedenkliches Element im Staate, ob sie besitzlos blieben oder ob das Erbgut sich in sehr viele Teile zersplitterte;

unter heftigem Hader ist innerhalb der Kaste eine gefährliche Zahl von besitzlosen Aristokraten entstanden, welche zwar noch das Bewußtsein ihres edlen Geblütes, aber nicht mehr die Mittel zum edlen Leben haben; daß aber dieses letztere möglichst vielen gegönnt sei, war die erste Lebensbedingung der Kaste gewesen, denn ein Vorrecht gedeiht nur bei sehr zahlreichen Verteidigern.

Inzwischen hat etwa die Zahl der freien, aber von politischen Rechten ausgeschlossenen Bürger stark zugenommen und Markt und Hafen mit ihrem Leben angefüllt. Aus was für Bestandteilen war dieses beherrschte Volk im wesentlichen hervorgegangen, in dessen Namen der Tyrann dann aufzutreten pflegt? Aus Geschlechtern (γένη), welche zu schwach geworden, um sich zu behaupten? Aus jüngeren Zweigen von Geschlechtern? Aus freien Bauernknechten (θῆτες), die von Anfang an vorhanden gewesen waren? Aus solchen, die bei einer Eroberung oder Kolonisation zu spät gekommen oder zu schwach gewesen waren, um bei der Verteilung des Bodens berücksichtigt zu werden? Aus Verarmten, welche ehemals Grundstücke besessen hatten? Endlich aus (ursprünglich dem betreffenden Stamme angehörenden) Vorstädtern, welche sich außerhalb des heiligen Bezirks der Polis als Banausen angesiedelt hatten? Welches Element immer überwogen haben mag, das Geld und der bewegliche Besitz, Industrie und Handel werden eher in den Händen der Nichtadeligen gediehen sein. Aus Handwerkern und Seeleuten werden industrielle Unternehmer, Reeder und Kaufleute emporgestiegen sein. Und wenn diese unteren Klassen — neben den adeligen Hippeis — jetzt große Hoplitenscharen im Kriege zu bilden anfingen und, stets bereit zum Ausfahren, die Ruderer der Flotten stellten, so mußten sie Inhaber der Polis werden. Durch Pietät fanden sie sich gewiß nicht mehr an die Herrschenden gebunden, sind sie doch alle desselben politischen Räsonierens fähig geworden, welches damals in hundert Kolonien gute oder schlechte Verfassung schaffte. Auch das Aussenden von zahlreichen Kolonien hat erweislich mehr als eine Aristokratie nicht vor dem Untergange bewahren können, ja denselben vielleicht mittelbar beschleunigt, indem sich mit den Kolonien auch der Handel, das heißt das bewegliche Vermögen und die Bevölkerung der Mutterstadt, aber auch der damit verbundene Trotz vermehrten.

Diejenigen Aristokratien, welche Aristoteles noch lebendig sah, waren nicht altüberlieferte, sondern temporäre Oligarchien, wie sie hauptsächlich als Reaktion gegen die Demokratie, auch als Stützpunkte Spartas in manchen Städten entstanden waren. Es sind im ganzen nicht mehr Altadelige, sondern Besitzende (εὔποροι), welche sich zu ihrer Selbstverteidigung der Polis bemächtigt haben. „Meist nehmen die Reichen, dünkt mich, die Stelle der Edeltrefflichen ein." Diese Art von Oligarchen ist es, welche dann die Lasten des Staates auf andere wälzt und zu den Staatswürden noch den Gewinn sucht.

Zwischen ihnen, zu ihrem Verderben, meldet sich, wie damals überall, der verarmte Wüstling, der Katilinarier, welcher entweder den Staat so bestiehlt, daß darob Unruhe gegen die Regierenden entstehen muß, oder aber den Sturz des ganzen Zustandes plant, um selber Tyrann zu werden, auch wohl einen solchen vorzuschieben. Gute Ratschläge, wie man auch einer so späten Oligarchie einige Dauer verleihen könne, finden sich in der zweiten aristotelischen Rhetorik; wir wissen aber nicht, ob dieselben näher befolgt worden sind, und ob, wenn dies geschah, es auf die Länge geholfen hat gegenüber der stets von neuem andringenden Demokratie.

Jene frühere, ursprüngliche Aristokratie hatte wenigstens nicht bloß Rechte oder gar nur Interessen vertreten, sondern eine Weltanschauung und eine Sitte. Pindar, der sie besang, als sie in den meisten Poleis das Steuerruder verloren hatte oder nahe daran war, es zu verlieren, ist in gewissem Sinne eine fortlaufende Urkunde ihrer Denkweise.

6. Die Tyrannis

Aristoteles, bei welchem die Tyrannis als üble Seitenform (παρέκβασις) der Monarchie figuriert, will (IV, 8) nur das Notwendigste darüber sagen, indem kein Grund vorhanden sei, sie umständlich abzuhandeln. Er hätte aber gar nicht nötig gehabt, so spröde zu tun, denn die Tyrannis ist eine der ganz unvermeidlichen Formen der griechischen Staatsidee und in jedem begabten und ehrgeizigen Griechen wohnte ein Tyrann und ein Demagog.

Vor allem sind die Tyrannien nicht als entsprungen zu denken aus den Königtümern, und auch Aristoteles will dies nicht sagen; von den sehr wenigen Beispielen, die dafür zu sprechen scheinen, bleiben, wie sich zeigen wird, nicht einmal Pheidon von Argos und Arkesilaos III. von Kyrene wirklich bestehen. Die Tyrannis ist vielmehr eine Todeskrankheit der Aristokratie. Diese mag zunächst bedroht sein durch Wirren in ihrem eigenen Innern; hat sie noch die Kraft, von sich aus einen zeitweiligen „Rechtsverteiler" (αἰσυμνήτης) aufzustellen, wie z. B. das (adelige) Volk von Lesbos den Pittakos und wie der patrizische Populus von Rom seine Diktatoren, so kann sie sich noch retten. Gefährlicher ist diejenige Tyrannis, welche sich im Namen der Beherrschten, der Massen, erhebt. Diese ist in ihrem Ursprung geradezu eine antezipierte, durch einen einzigen vertretene Demokratie; da aber die Polis eine unbedingte Macht über die Bürger hat, so besitzt sie dieselbe auch in dieser Gestalt; der Tyrann tut nicht mehr, als sich die Polis jederzeit erlaubt, und der einzelne hat es unter ihm eigentlich nicht schlimmer. Öfter ist die Polis ganz vollkommen in einem solchen Manne repräsentiert gewesen, und die große Verbreitung des Phänomens über die ganze hellenische Welt im 7. und 6. Jahrhundert beweist, daß es einer relativen Notwendig-

keit muß entsprochen haben. Daß nach einiger Zeit überall ein Mißverhältnis eintrat zwischen der oft sehr persönlich gewordenen Herrschaft des Tyrannen und den Wünschen und Gelüsten der verschiedenen Bevölkerungsklassen, versteht sich von selbst; auch war alles Gelingen sehr an die persönliche Begabung des einzelnen geknüpft; man darf aber das Ganze nicht beurteilen von den Deklamationen der späteren Zeit aus, da durchschnittlich die völlige Demokratie gesiegt hatte und gerade daneben hie und da die verruchteste Spätgestalt der Tyrannis florierte, wie bei Alexander von Pherä, Klearch von Heraklea und den beiden Dionysen.

Der erste Urheber ist in der alten Zeit fast überall ein Aristokrat, etwa ein zurückgesetzter Halbbürtiger, wie Kypselos, oder ein olympischer Sieger im Vollgefühl seines Wertes, wie Kylon; auch vornehme Priesterschaft konnte dazu helfen, wie beim Hause Gelons, ebenso Anführerschaft in einem glücklichen Kriege und andere Ämter mit einer verführerischen Machtfülle. Irgendwie mußte man sich bei der Masse als ihr künftiger Helfer bekannt und womöglich beliebt gemacht haben, „denn nur durch Volksmassen oder durch Bestechung ist die Tyrannis zu erlangen". Letzteres konnte in ganz gelinder Art geschehen. Peisistratos, der schon populär geworden durch die Anführung im megarischen Kriege, zeigte sich freigebig und öffnete seine Güter und Gärten; damit geriet er an die Spitze der Diakrier gegen die Pediäer. Auch die Mithilfe der Religion wird nicht verschmäht; man verschafft oder fingiert sich einen delphischen Spruch, ja Peisistratos bei seiner zweiten Usurpation brachte bekanntlich die Stadtgöttin leibhaft auf seinem Wagen mit.

Der eigentliche Staatsstreich der Machtergreifung erfolgte auf die verschiedensten Arten, je nachdem eine Gelegenheit benützt werden mußte. Weit die umständlichste Schilderung eines solchen Herganges und einer darauf folgenden Tyrannis der schlimmsten Art fände sich in der Geschichte des italischen Cumä um 500 v. Chr., wäre nicht in der Erzählung des Dionysios von Halikarnaß handgreiflich um eine nur dünne Tradition von dem verruchten Aristodemos ein ganzer später Roman gewoben, der alle Farben fälscht und namentlich Züge der Spättyrannis einmischt. Die späteren Griechen liebten die Schilderung von Staatsstreichen, Verschwörungen u. dgl. über die Maßen und überließen sich dabei oft vollständig ihrer Phantasie. Dazu aber kam noch, daß die Ereignisse oft erst aufgezeichnet wurden, nachdem sie lange nur im Volksmunde gelebt und eine mehr oder weniger typische Umbildung erfahren hatten. Im Durchschnitt wird der Hergang eher blutig gewesen sein, indem es sich nicht bloß um Änderung des Zustandes, sondern um Rache für Erlittenes und Abschneiden jeder Reaktion handelte. Was der Tyrann dem Volk dann unvermeidlich wird haben gewähren müssen, war die Aufhebung der Schulden,

indem er sich hier unmöglich als Rechtsnachfolger der von ihm teils vernichteten, teils verjagten Aristokraten hätte gebärden können. Schon zweifelhafter steht es mit der Frage, wieweit er die Äcker neu verteilt haben möge; unvermeidlich war nur die Konfiskation des adeligen Grundbesitzes, und daß hie und da ein gelinder Tyrann denselben innebehielt und ihn später wieder den einst von ihm Verbannten verkaufte, wird ausdrücklich gemeldet. Ganz von selber aber wird sich die Sache gemacht haben, wenn der Usurpator der Repräsentant eines bisher unterdrückten Volksstammes war, wie z. B. die Tyrannen von Sikyon, welche den dortigen Ioniern wieder über die Dorer emporhalfen und ihnen den Alleinbesitz von Rat, Gericht und Ämtern sicherten, als dem „Herrschervolk" (ἀρχέλαοι); wer aber dies alles erhielt, der bekam wohl faktisch auch im Grundbesitz den Vorrang, obschon nicht gemeldet wird und auch nicht wahrscheinlich ist, daß die Dorer völlig depossediert worden seien. Auch Theagenes, welcher (625 v. Chr.) in Megara nicht sowohl unzufriedenen Städtern als besitzlos gewordenen ursprünglich ionischen Bauern seine Herrschaft verdankte, wird letzteren den Grundbesitz des bisherigen (dorischen) Adels kaum vorenthalten haben.

Welches aber im einzelnen Fall die Vorteile von bisher bedrückt gewesenen Volksbestandteilen sein mochten — der Tyrann hatte in den Augen der letzteren eigentlich seine Bestimmung erfüllt, sobald jene Vorteile gesichert waren; hinfort frei zu leben, schien wohl auch ohne ihn möglich. Und nun muß er die Erfahrung machen, wieviel leichter es ist, die Gewalt zu ergreifen als zu behaupten. Die Masse der bedrückten Freien, die ihm mit der Tat geholfen oder durch ihr Geschehenlassen sein Tun möglich gemacht hat, erwartet oder verlangt wohl eine allgemeine Glückseligkeit, wie sie überhaupt nie und nirgends zu finden ist, er aber kann selbst den scheinbar billigsten Erwartungen nicht genügen. Nur durch Gewalt kann er sich oben halten, und der sichtbare Ausdruck hievon ist die Leibwache der „Speerträger", anfangs wohl errichtet zum Schutz gegen Attentate der Gestürzten, aber fortgeführt zum Schutz gegen das Volk. Kypselos regierte in Korinth noch ohne Wache, aber schon sein Sohn Periander stellte 300 Doryphoren ein, auch Theagenes hielt solche, Peisistratos aber, der gleich anfangs durch Beschluß einer Volksversammlung seine „Keulenträger" erhalten hatte, kam dann bei seiner dritten Usurpation geradezu mit Geworbenen wieder. Auf Aristodemos von Cumä wird auch in dieser Beziehung alles dasjenige romanhaft zusammengehäuft, was in verschiedenen Tyrannien und Jahrhunderten vereinzelt vorgekommen sein mag, aber unter diesem Vorbehalt ist die Sage immer beachtenswert: gleich in der ersten Nacht hätte er eine Leibwache improvisiert aus den vielen, welche in Kerkern auf den Tod saßen und die er freiließ, sowie aus seinen übrigen An-

hängern und den von seinem Kriegszuge mitgebrachten Gefangenen (es waren Etrusker); nach der allgemeinen Entwaffnung der Einwohner sei dann eine dreifache Garde gebildet worden aus den lumpigsten und bösesten Bürgern, aus den Sklaven, die ihren Herrn ermordet, und aus 2000 der wildesten Fremdlinge, welche geworben wurden; diese letzteren seien viel kriegstüchtiger gewesen als die anderen, was an und für sich ganz glaubhaft lautet.

In Griechenland aber werden die Geworbenen auch wohl griechischen Stammes gewesen sein, ja vielleicht tritt uns hier in der hellenischen Geschichte zum erstenmal kriegerische Kraft, abgelöst von jeder Polis, als frei verwendbares Element entgegen; diese Doryphoren sind die Vorgänger jener gewaltigen Söldnermassen des 4. Jahrhunderts. — Die Werbung aber war schon in der alten Zeit sehr kostspielig und mußte daher für kleinere, ärmere Tyrannien bald die Ursache eines wachsenden Steuerdrucks werden, und damit beginnt jener circulus vitiosus, da die möglichste Sicherung der Person des Tyrannen die Unsicherheit seiner Stellung steigert.

Die große und allgemeine Gefahr, in welcher jede Tyrannis schwebte, lag, wie gesagt, in dem Drang entweder aller Freien oder der aristokratisch Gesinnten, selber die Polis sein zu wollen. Mochte das Privatleben mit all seinen Genüssen noch so frei sein, die politische und polizeiliche Waltung noch so gelinde — man wollte nicht von oben gelenkt werden und verübelte es wohl den Tyrannen ganz besonders, wenn sie die nützliche Tätigkeit zu fördern suchten. Griechenland hatte eine andere Bestimmung als in Gestalt von lauter kleinen Karthagos auszuleben oder vollends Stadt um Stadt persisch zu werden, was namentlich den Staaten ohne Bürgerheere unvermeidlich bevorstand. Einstweilen bildeten die Tyrannen, offenbar im Bewußtsein ihrer bedrohten Lage, eine Art von Bündnis untereinander und wünschten, daß auch anderswo die Staaten in die Hände von ihresgleichen kommen möchten. Vertriebenen Tyrannen half man wieder zur Herrschaft, wie Polykrates, als er dem Arkesilaos von Kyrene Werbung gestattete, und daß etwa einmal ein Kleiner durch einen Größeren absorbiert wurde, wie Prokles von Epidauros durch seinen Schwiegersohn Periander, hing an sehr besonderen Umständen. Aber zunächst war Sparta manchem von ihnen aus oben angegebenen Gründen schon frühe feindselig und verderblich, und dazu kam eine innere Garantielosigkeit ihrer Herrschaft. Hier verflochten sich zwei Dinge: die Willkür innerhalb des fürstlichen Hauses, welche eine Schule jeglicher Willkür wird, und die zunehmende Schärfe des Regiments samt dem steigenden Haß des Volkes.

Was die Gewalttaten innerhalb des Palastes betrifft, so wird man eine Übertreibung den duldenden Zeitgenossen, anderes der späteren demokratischen Phantasie zugute halten, einiges wird selbst der novellistischen Dichtung zuzuschreiben sein, welche sich mit Vor-

liebe den Sturz von Tyrannen zum Thema nahm; es fehlte aber in Tat und Wahrheit gewiß nicht an Ausschweifung und Hybris aller Art, an Verwandtenmord aus Leidenschaft oder aus Zweckmäßigkeit, und zwar schon in den frühen Dynastien. Und auch im Staat erlaubte sich der Tyrann wohl jede nützlich scheinende Gewalttat, da er ja in sich die Polis konzentrierte, die ebenfalls alles durfte, nur wird man auch hier mit mancher Übertreibung zu rechnen haben. Statt aller Untersuchungen über Einzeltatsachen vergegenwärtige man sich das hochtragische Bild, welches Herodot (III, 48—53) vom Leben Perianders entwirft, namentlich von dessen Verhältnis zur Gemahlin und zu seinem Sohn Lykophron, welcher ein hellenischer Mensch bleiben und nicht in die reine Zweckmäßigkeit aufgehen will. Dann erwäge man das Äußerste, was dort von dem völlig verdüsterten Herrscher ausgesagt wird: er sendet dreihundert Söhne der vornehmsten Kerkyräer nach Sardes zum König Alyattes zur Kastration, d. h. um selbst eine bloße korinthische Kolonie, wie Kerkyra war, gewaltsam zu sichern, wird der Fürst von Lydien um eine Gefälligkeit angegangen, welche in Griechenland selbst wohl niemand besorgen kann; jene kerkyräischen Familien konnten dann aussterben, und doch hatte Periander keinen Mord begangen und konnte vielleicht noch mit den Verschnittenen ein frommes Geschenk an einen Tempel machen. (Bekanntlich wurden die Kinder durch die Samier gerettet.) — Was ist nun aber am ganzen herodoteischen Periander wirklich historisch? Zunächst hat wohl eine lange bloß mündlich gebliebene Überlieferung die Sache zurechtgelegt und geschärft — von wem aber stammte dieselbe her? Doch hauptsächlich von den Korinthern; was aber diese verrufene Stadt von wüsten Phantasien aufbringen konnte, wird sie ihrem Gewaltherrscher angehängt haben. Keine Kritik mehr wird hier Wahres und Ersonnenes zu scheiden vermögen. — Schon bei weitem geschichtlicher sind die Aussagen über Polykrates, und hier würde ja das eine genügen, daß er die Verdächtigen unter seinen Samiern dem Kambyses zum Kampf gegen Psammenit (den Sohn seines Freundes Amasis!) mitgeben wollte, in der Absicht, daß dieselben nie mehr heimkehrten.

Höchst merkwürdig war der Hergang auf Samos, als Polykrates (522 v. Chr.) in Magnesia untergegangen war. Sein Geheimschreiber Mäandrios, den er mit großen Vollmachten zurückgelassen, begehrt nicht die Herrschaft, sondern Rettung für seine sehr kompromittierte Person durch Übernahme eines Priestertums. Es war nichts Ungewohntes, daß das früher mit dem heroischen Königtum verbundene priesterliche Amt unter der Aristokratie für sich allein fortlebte, z. B. im Archon Basileus der Athener, ja vor wenigen Jahren (um 530 v. Chr.) war ein kolonialer Erbkönig in Person, Battos II. von Kyrene, auf bloß priesterliche Stellung beschränkt worden. Allein Samos, beim plötzlichen Aufhören einer Herrschaft, wie

die des Polykrates gewesen, war in großer Aufregung, und als Mäandrios einen Altar des befreienden Zeus errichtete, einen geweihten Raum ringsum abgrenzte, in der Volksversammlung die Herrschaft niederlegte, Gleichheit der Rechte proklamierte und für sich nichts als sechs Talente und das erbliche Priestertum seiner Stiftung verlangte, da bekam er wilde Drohungen auf Rechenschaft wegen des Vergangenen zu hören. Und jetzt erwog er, daß statt seiner doch nur ein anderer Tyrann sich erheben würde und ergriff die Gewaltherrschaft ganz rücksichtslos.

Die Erbschaft der Tyrannis kam entweder, wie in diesem Fall, an eine neue Tyrannis, oder, wie in Athen, an eine längst vorbereitete Demokratie, sonst aber im 6. Jahrhundert meist an irgendeine Art von Aristokratie. Wenn nach einem der frühesten Tyrannenstürze von Milet der Demos einen αἰσυμνήτης oder Diktator wählt, mit Vollmacht nachträglich zu töten, wen er wolle, so möchte dies ein aristokratischer Demos gewesen sein, denn ein demokratischer hätte sich das betreffende Vergnügen wohl selbst vorbehalten. — Mehr als einem Tyrannen kann das verderblich geworden sein, was die neuere Zeit als eine „nützliche" Seite anerkennen würde. Dieser Regelung und Steigerung der Tätigkeit hatten sich die Aristokraten entzogen durch seinen Sturz.

Die sizilischen Tyrannen bilden eine besondere Gruppe. Leider sind wir über diejenigen, welche vor dem 5. Jahrhundert auftraten, nur sehr unvollständig unterrichtet; bei Diodor, welcher zur Zeit des Augustus in seinem großen Geschichtswerk die Schicksale seiner schönen und unglücklichen Heimatinsel nach zum Teil höchst vorzüglichen Quellen ganz besonders umständlich behandelt hat, fällt in jene Frühzeit die große Lücke vom sechsten bis zum zehnten Buche. Die Griechen hatten seit dem 8. Jahrhundert das Land mit einer Menge von Kolonien besetzt und konnten sich gegenüber den vorgefundenen Völkern (Sikanern, Sikelern usw.) völlig als die Herren betrachten; nur in drei Städten des Nordwestens behaupteten sich noch Phönizier. Nun erhoben sich in einigen griechischen Poleis fast von Anfang an Tyrannen, wie Panaitios in Leontinoi (um 608 v. Chr.), welcher im Bürgerheer das Fußvolk gegen die „Reichen und Berittenen" gewann und nach Niedermetzelung derselben die Herrschaft ergriff. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts aber nimmt die Tyrannis wie etwas Selbstverständliches rasch an Umfang zu, und zwar als noch keine karthagische Macht auf der Insel stand, ohne allen Vorwand kräftigerer Nationalverteidigung. Die inneren Wirren, deren sie sich dabei bediente, hingen wohl an der Ungleichheit der freien Einwohner, indem die Abkömmlinge der ursprünglichen Kolonisten einer Polis (gleichviel ob dorischen, ionischen oder anderen Stammes) allen oder den meisten Grundbesitz und vielleicht noch das Alleinrecht im Staate besaßen gegenüber den seitherigen Angesiedelten und vollends etwa gegenüber

vorgefundenen Umwohnern, welche man zu Knechten gemacht hatte: Verhältnisse, welche sich behaupten mochten, bis es für irgendeinen Frevler zu einladend wurde, einzugreifen; auch der tödliche Haß von Stadt gegen Stadt mochte ihm dabei zum Mittel dienen. Einen und vielleicht einen zweiten Tyrannen wurde man wieder los, wie z. B. Selinunt, wo Peithagoras mit Hilfe eines spartanischen Abenteurers Euryleon gestürzt und dann auch dieser, als er sich zum Tyrannen erhoben, bald am Altar des Zeus auf der Agora ermordet wurde, aber dieselben Kräfte kehrten immer wieder. Man hat es auf einmal mit einer ausgelernten Ruchlosigkeit zu tun; die Art wie z. B. die unglücklichen Zankläer von ihrem Feinde Anaxilaos von Rhegion und vollends von ihrem bisherigen Verbündeten, dem Tyrannen Hippokrates von Gela behandelt werden, hat etwas Teuflisch-Höhnisches. Auch verrät gerade dieser Hippokrates (der in Gela bereits auf einen Vater und einen gewaltsam umgekommenen Bruder gefolgt war), weshalb hier das Äußerste zu einem Alltäglichen werden mußte: er suchte nämlich einen größeren Staat zu bilden und unterwarf sich eine ganze Anzahl anderer Poleis, dies aber war nur möglich bei teilweiser Vernichtung ihrer Bürgerschaften. Syrakus wurde noch einmal durch korinthische und kerkyräische Hilfe vor ihm gerettet; als er aber in einer Fehde gegen Sikeler umgekommen war, trat ein Hauptmann seiner Scharen, offenbar einer der kühnsten und begabtesten Tyrannen, die es je gegeben, in die Lücke, zuerst indem er für die beiden Söhne seines Herrn die empörten Geloër in einer Schlacht besiegte, dann indem er jene verdrängte, derselbe Gelon, in dessen Familie das Priestertum der chthonischen Gottheiten erblich war. Und nun kam ihm auch eine Revolution von Syrakus zustatten: das Volk in Verbindung mit den geknechteten Umwohnern (den Kallikyriern) hatte die Grundbesitzenden (Gamoren) vertrieben, und als Gelon diese nach Syrakus zurückführte, ergab sich ihm auch eben dieses dortige Volk (485 v. Chr.), worauf er dann jene erstaunlichen Übersiedlungen nach Syrakus begann, von welchen bereits die Rede gewesen ist. Welchen Grad dabei Jammer und Wut der so behandelten Hellenen erreicht haben mag, wird nicht gemeldet; die hybläischen Megarer soll er durch Bedrohung mit erdrückenden Steuern dahin gebracht haben, sich in die Verpflanzung zu fügen. Gelon ging mit Menschen und Städten wie mit leblosen Stoffen um und verkaufte mitunterworfenen Demos als Ausschuß in die Fremde. Wenn durchaus ein größerer Staat mit Syrakus als Hauptstadt gegründet werden sollte, so war dies allerdings die einzig mögliche Weise, denn niemals würden die einzelnen Städte gutwillig gehuldigt haben; sie wären Republiken oder Tyrannien auf eigene Hand geblieben, und schon nahte für solche, die sich um jeden Preis zu behaupten gedachten, ein furchtbarer Verbündeter: Karthago. Gegenüber dem neuen Gewaltherrscher von Agrigent,

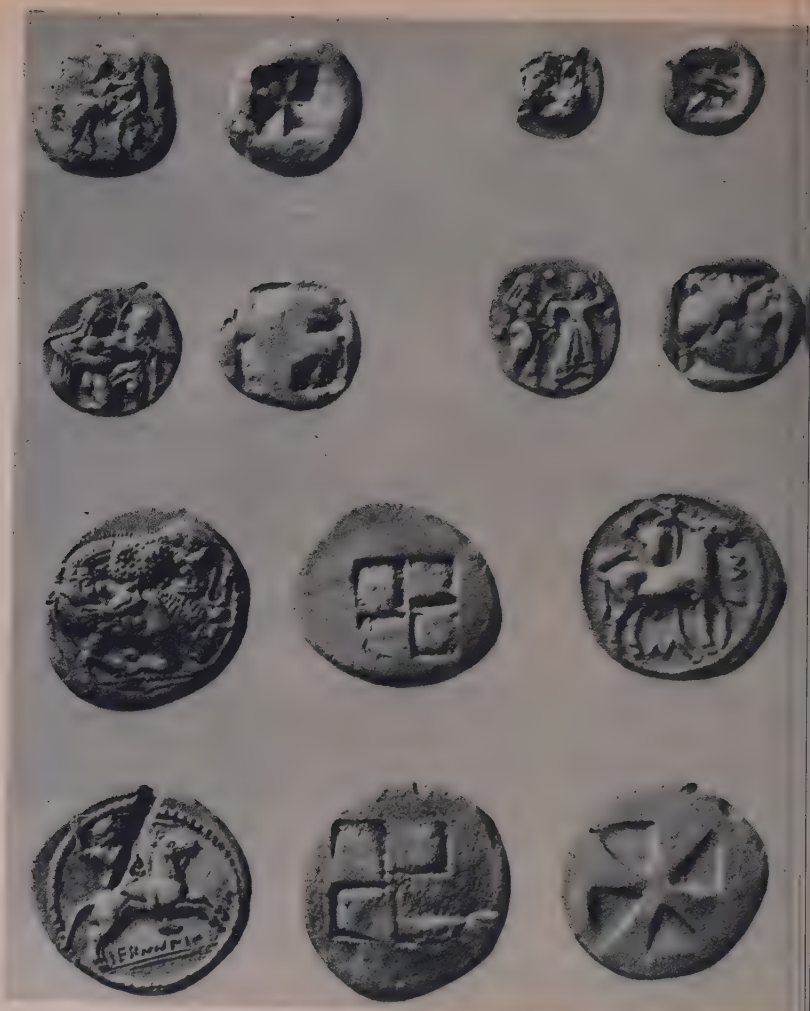
Theron (seit 488 v. Chr.), riefen der aus Himera vertriebene Tyrann Terillos und sein Schwiegervater, jener schreckliche Anaxilaos von Rhegion, den Stamm Cham zu Hilfe, und jetzt erst, durch den siegreichen Kampf gegen dreißig Myriaden karthagischer Söldner, hauptsächlich durch den gewaltigen Schlachttag am Flusse Himera (480 v. Chr.), gewann Gelon diejenige Stellung eines Retters der hellenischen Nation, welche es ihm hernach möglich machte, in der Volksversammlung zu Syrakus Rechenschaft und Abdankung anzubieten und unter lauter Begeisterung damit abgewiesen zu werden. Im Sterben konnte er (476 v. Chr.) seinen Bruder Hieron zum Nachfolger einsetzen, dieser aber fuhr mit der betäubenden Mischung und Verpflanzung von Bevölkerungen auf das gewaltsamste fort, und Theron von Agrigent, mit welchem er den Frieden sorgsam aufrechthielt, machte es in seinem kleineren Gebiet nicht viel anders. Das Gefühl der Sicherheit glaubten sich aber beide Dynastien doch nur durch mächtige Werbung von Söldnern verschaffen zu können, die in Syrakus, Agrigent und den einverleibten Städten garnisonierten oder geradezu als Bürger eingesetzt wurden, auch war Hierons Regierung eine geldsüchtige und harte, und daß geistiges Leben Glanz verleihen könne, mag ihm nur von außen klar geworden sein. Er mußte es noch erleben, daß der Krieg mit dem völlig ausgearteten Sohn des Theron, Thrasydäos, unvermeidlich wurde; wohl überwand er denselben, aber in der Schlacht fielen auf beiden Seiten 6000 Griechen, und daß die Agrigentiner den geschlagenen Thrasydäos vertrieben und eine Demokratie einrichteten, war für den Sieger kaum sehr angenehm. Er selbst hinterließ (466 v. Chr.) die Herrschaft einem für grausam geltendm Bruder, welcher sie schon nach kurzer Zeit durch eine Empörung der Hauptstadt verlor und frei nach Italien abziehen durfte.

Bei der erstaunlichen Lebenszähigkeit hellenischer Bürgerschaften wurde es nun stellenweise möglich, in dem von Tyrannen befreiten Sizilien das Gemischte wieder zu entmischen, die gewaltsam Angesiedelten wieder aus den Städten zu treiben und viele Poleis, jetzt als Demokratien, irgendwie neu zu konstruieren. Besondere Mühe hatte man mit den eingebürgerten Söldnern; hatte doch schon Gelon deren zehntausend in Syrakus zu Bürgern erklärt. Das materielle Gedeihen soll zunächst sehr groß gewesen sein; in diese Zeit fallen die Aussagen über das erstaunliche Wohlleben von Agrigent; aber ein böses Erbe der Tyrannis ließ sich nicht mehr ausrotten: die Meinung der Syrakusier, daß ihnen die Herrschaft über die Insel gebühre. Auch gestaltete sich das politische Leben auf den neu verteilten Feldmarken zwischen so vielen mit Haß und Elend Heimgekehrten und den Dagebliebenen überaus unbeständig; die Städte wimmelten von Leuten, aber es war wiederum eine sehr gemischte Masse, und Verfassungsänderungen und Bürgeraufnahmen wurden sehr leicht, das Heimatgefühl unsicher und daher der Eifer für

Verteidigung in den Waffen nur gering; dafür war Sizilien die Geburtsstätte einer öffentlichen Beredsamkeit geworden, und mit dieser und mit Parteiung gewann der einzelne dem Staat ab, was er konnte; wem es nicht geriet, der versuchte es in einer anderen Polis. Die Unruhe der Demokratie, welche zumal in Syrakus schon die schärfsten Formen annahm, oszillierte dann unvermeidlich in eine Städtefehde hinüber, deren Folge die berühmte sizilische Intervention der Athener war (415 bis 413 v. Chr.). Der Sieg der Syrakusier, wenn auch mit spartanischer Hilfe erkämpft, befreite sie von dem ihnen durch die Athener zugedachten Verkauf in die Sklavenschaft; allein das große Ereignis hatte das von Athen mitbedrohte Karthago aufgeregt und dieses beschloß jetzt, bei Athens tödlicher Schwächung, die Eroberung der Insel mit allen Mitteln. Nachdem (seit 408) Selinunt, Himera und Agrigent aufs jammervollste gefallen, erhob sich in dem zerwühlten Syrakus (405) Dionysios, in seiner inneren Waltung der vollständigste Typus des neueren, aus der Demokratie entstandenen Tyrannen; das äußere Schicksal der Insel aber nahm einstweilen folgenden Gang: Nach allem, was geschehen, war ein freies Bündnis freier Städte gegen Karthago nicht mehr möglich; Dionys gab sich nun als allgemeinen Hort des Hellenentums gegenüber den chamitischen Fremdlingen und imponierte damit anfangs auch den Großgriechen des Festlandes und den übrigen Hellenen, bis man innewurde, daß er es gar nicht auf Vertilgung der Karthager absah, sondern dieselben absichtlich schonte, um notwendig zu bleiben für diejenigen, welche das Entsetzen vor karthagischer Knechtschaft ihm in die Arme trieb. Er trat in Verträgen den Karthagern große alte Städte ab, erklärte andere ihnen zinspflichtig und unterwarf sich mit den ruchlosesten Mitteln die noch übrigen. Einige von diesen überließ er gefährlichen Söldnern zum Ausmorden und zur Ansiedlung in der Feldmark; aus anderen wurden die Einwohner entweder als Sklaven verkauft oder nach Syrakus übergesiedelt, der einzigen großen Zwangsstadt, welche sich nach mehrmaligem, völlig terroristischem Besitzwechsel in den letzten Jahrzehnten des Dionys (er starb 367 v. Chr.) ganz ruhig verhielt. So herrschte er wenigstens über eine Anzahl von Feldmarken, nachdem er deren ehemalige Poleis vernichtet hatte, weil sie als solche nicht zu bändigen gewesen waren. Seine Finanzen mußten ihm nötigenfalls Plünderungsfahrten nach Unteritalien und Etrurien und großartige Tempelräubereien, besonders auch an Chryselephantinstatuen, aufbessern helfen, wobei er es an frivolem Hohne nicht fehlen ließ, und jede Erhebung des Stadtvolkes wurde durch eine wohleingerichtete, spionierende Geheimpolizei verhütet.

Als Dionysios starb, glaubte er, die Tyrannis seinem Sohne mit ehernen Banden gefestigt zu hinterlassen, und sie war es auch, wenn lediglich die finanziellen und militärischen Garantien in Be-

Attisches Mischgefäß mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie
Florenz, Museo archeologico



1—14. Griechische Münzen (700—480 v. Chr.)

tracht gekommen wären; vierhundert Trieren, 10.000 Geworbene zu Fuß, 10.000 Reiter und mehrere Myriaden von Hopliten waren ihre Stützen. Dagegen durften die von ihm hinterlassenen Familienverhältnisse schon Besorgnis erregen. Nachdem seine erste Frau in einem syrakusanischen Aufstand auf schauerliche Weise zugrunde gegangen war, hatte er an einem Tage eine Doppelehe mit der Lokrerin Doris und mit Aristomache, der Tochter des Syrakusiers Hipparinos, geschlossen; von jener hatte er drei, von dieser vier Kinder, die ohne alle Scheu vor der Blutsverwandtschaft mit den nächsten Angehörigen verheiratet wurden, so daß Dionysios, sein Sohn von der Doris, mit Aristomaches Tochter Sophrosyne, sein jüngerer Schwager Dion, der Bruder der Aristomache, mit der eigenen Schwestertochter vermählt und somit zugleich sein Schwiegersohn war. Daß diese Verhältnisse zu Rivalitäten führen mußten, ist einleuchtend. Und nun sollte die Tyrannis auf den Sohn übergehen, der noch sehr jung war und dem Dionys trotz sorgfältiger Abschließung vom Umgang mit allen für den künftigen Tyrannen ungeeigneten Personen die für einen solchen notwendigen Eigenschaften nicht hatte geben können. Neben diesem aber stand die merkwürdige, mitten in die Tyrannenumgebung geratene Gestalt des Doktrinärs Dion, in der sich doch immer eine eigentümliche Kraft des hellenischen Wesens zeigt, die sie näherer Betrachtung wert macht.

Als Schwager des älteren Dionys und als Augenzeuge des mörderischen Schicksals der sizilischen Städte hätte er völlig hoffnungslos bleiben, fliehen oder sich töten müssen; denn die wirkliche Lage war so, daß jede Losspannung oder auch nur Lockerung der syrakusanischen Tyrannis das Übereinanderherfallen der Geknechteten herbeiführen mußte; aber Plato, von dem eine Tradition schon frühe zu ihm gedrungen war und der dann freilich, nachdem es gelungen war, ihn von Tarent nach Syrakus zu laden und dem Tyrannen zu präsentieren, kaum wieder lebend hatte heimkehren können, hatte ihn mit seinen politischen Idealen und mit blinder Hoffnung erfüllt; es schwebte ihm ein unklares Bild von einem aristokratischen, in lakonisch-kretischer Weise eingerichteten Staatswesen vor; was er der Einzelstädte wegen für Absichten hatte, erfährt man nicht; wohl aber sieht man aus seinem ganzen Tun, daß er von der Meinung beherrscht war, auch die Schlimmsten bessern zu können. So hielt er denn wohl in der Hoffnung aus, die Tyrannis einst zu erben, um sie dann aufzuheben. Bei Lebzeiten seines Schwagers hatte er nun aber doch dessen Gebote auszuführen, und dabei war weder Mildes noch Gerechtes, und wenn er dessen Tochter heiratete, so gab er ihm damit eine Garantie mehr für sein Wohlverhalten. Als dann der jüngere Dionys zur Herrschaft gekommen war, erhielt derselbe von ihm die trefflichsten Ratschläge und war deshalb anfangs für ihn begeistert; bald aber ließ er sich

durch Höflinge gegen ihn einnehmen, die ihn vor der Begünstigung des Zweiges der Aristomache und dem Aufkommenlassen einer Vormundschaft Dions warnten, wobei ihnen dessen auch von Plato gerügte schroffe und rechthaberische Art zu Hilfe kam. Immerhin brachte Dion es dazu, daß Plato dringend zu einer zweiten Reise nach Syrakus eingeladen wurde; seine geheime Hoffnung soll gewesen sein, daß dieser dem Tyrannen, indem er sich seiner annähme, die maßlose Despotenart benehmen und ihn zu einem die Gesetze achtenden Regenten machen würde, sollte dies aber nicht gelingen, so gedachte er, ihn zu stürzen und die Stadt den Syrakusiern zu übergeben; die ihm wenig sympathische städtische Demokratie, die ein solcher Schritt ans Ruder bringen mußte, sah er wenigstens der Tyrannis gegenüber als das geringere Übel an. Plato kam und schien in kurzer Zeit den Tyrannen und dessen Hof ganz für sich begeistert zu haben; aber gerade jetzt war auch die Gegenpartei tätig. Diese setzte durch, daß der Geschichtschreiber Philistos, der theoretische und praktische Vertreter tyrannischer Realpolitik, aus dem Exil, wohin er durch den verstorbenen Tyrannen eines Zerwürfnisses wegen gekommen war, zurückberufen wurde; auch gelang es ihr, Dionys einen höchst kompromittierenden Brief Dions an die karthagische Regierung in die Hände zu spielen, worin er den Karthagern einen günstigen Frieden zu verschaffen versprach, wenn sie sich an ihn wendeten. Der Tyrann überführte ihn und ließ ihn dann sofort auf einem Boote nach Italien schaffen, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen; doch sollte offiziell nur von einer Landesabwesenheit, nicht von seiner Verbannung die Rede sein, und man durfte ihm seine Gelder nachsenden, so daß er groß auftreten konnte, ein Verfahren, das Dionys im Grunde alle Ehre macht.

In Athen, wohin er nun ging und wohin ihm Plato auf einige Zeit folgte, verkehrte Dion zumeist in der Akademie; indem Plato ihm besonders die Gesellschaft seines Neffen Speusippos empfahl, verfolgte er den Zweck, seinen Charakter nach der heiteren und angenehmen Seite hin umzubilden. Auch in andere Städte ging er und verkehrte überall mit den „Besten und politisch Einsichtsvollsten", d. h. mit den Gegnern der damaligen Demokraten; an verschiedenen Orten wurden ihm Ehren zudekretiert, und die Spartaner gaben ihm, obwohl sie im Kampfe mit Theben syrakusanische Hilfe genossen, das Bürgerrecht, was freilich nach Leuktra nicht mehr viel bedeuten wollte; auch in die eleusinischen Mysterien wurde er eingeweiht, und sein Mysterienpate war Kallippos, sein athenischer Gastfreund und späterer Mörder.

Dies alles reizte das Mißtrauen und die Eifersucht des Dionys, der ihm nun vor allem die weiteren Geldsendungen vorenthielt. Der nämliche wollte aber durchaus Plato wieder bei sich sehen und suchte zu diesem Zwecke sogar die Verwendung der italischen Pythagoreer nach. Da er auch brieflich jede Konzession an Dion

von Platos Erscheinen abhängig machte, so entschloß sich dieser (361 v. Chr.) zur dritten Reise nach Syrakus. Aber hier war seine Verwendung fruchtlos, und nach Jahresfrist war sein Verhältnis zum Tyrannen so gespannt, daß er Mühe hatte, ohne weitere Beeinträchtigung wieder nach Athen zu gelangen, und man den Eindruck gewinnt, es sei Dionys bei der ganzen Einladung einzig um ein Pfand für Dions Wohlverhalten zu tun gewesen. Rücksichtslos wurden jetzt aber dessen Güter verkauft, seine Frau wider ihren Willen mit einem anderen verheiratet, sein junger Sohn mit Absicht liederlich gemacht, so daß ihm nun kaum etwas anderes übrigblieb als der Versuch, die Tyrannis mit Gewalt zu stürzen. Speusippos und die meisten übrigen Freunde von der Akademie ermunterten ihn hierzu, während Plato selbst sich zurückhielt; auch in Sizilien muß die Parole, man erwarte Dion, ausgegeben worden sein. Und nun konnte auch der tugendhafte Dion die Anwerbung eines Söldnerheeres nicht vermeiden, denn von den über tausend geflüchteten Syrakusiern hatten nur fünfundzwanzig den Mut mitzuhalten. Die Werbung fand erst heimlich auf Zakynthos durch andere statt, wobei ihm viele „Politiker und Philosophen" behilflich waren und ihm z. B. in dem Thessalier Miltas einen Seher verschafften, der an den Lehren der Akademie teilgehabt hatte. Als den Geworbenen dann das Ziel des Zuges genannt wurde, waren sie verblüfft, wurden aber durch die Aussicht, mehr zu Anführern der Syrakusier als zu gewöhnlichen Soldaten bestimmt zu sein und durch die Schaustellung von Dions Reichtum bei einem großen Apollonopfer davon abgehalten, sich zu verlaufen, und bestiegen die Schiffe, die sie nach einer anfänglichen Irrfahrt glücklich bei Eknomos ans Land brachten. Dionys befand sich in diesem Augenblick in Italien, und so konnte Dion, dem sich verpflanzte oder ausgewichene Agrigentiner, Geloer, Kamarinäer und Bewohner des syrakusischen Gebietes anschlossen, unbehelligt mit einigen tausend Mann vor Syrakus erscheinen, und da sich die Garnison von Epipolä durch einen falschen Bericht zum Abzuge hatte verleiten lassen, ohne Blutvergießen seinen Einzug halten. Die angesehenen Bürger kamen ihm in feierlicher Prozession entgegen, und seine Herolde verkündeten, er komme zum Sturze der Tyrannis und zur Befreiung der Syrakusier und der übrigen Sikelioten, aber auf der Burg hielt sich die Gegenpartei, zu der am achten Tage der Tyrann selbst stieß, und unvermeidlich, wenn es auch Plutarch zu sagen vergißt, muß sich damals, so wie man sich in und um Syrakus stritt, die Auflösung des syrakusischen Staates angebahnt haben, so daß allmählich jener schreckliche Zustand eintreten konnte, den später Timoleon antraf.

Während nun aber die Akropolis belagert wurde, sah sich Dion beständig von Demagogen im Kommando gestört, wobei eine ganz enorme Petulanz des verruchten und unglücklichen syrakusischen

Mischvolkes zutage trat. Sein Mann war ein gewisser Herakleides, ein syrakusischer Flüchtling, der schon im Peloponnes gegen Dion operiert hatte. Als nach der glücklichen Zurückweisung eines Ausfalls der dionysischen Besatzung, wobei Dion im Handgemenge selber das beste getan hatte und verwundet worden war, ein Brief öffentlich vorgelesen wurde, worin der Tyrann diesen durch Drohungen und Versprechungen nach Kräften zu kompromittieren suchte, war derselbe mit sieben Trieren und einigen anderen Schiffen gerade im Hafen von Syrakus eingelaufen, hatte die Situation sofort erkannt und beschlossen, Dionys auf eigene Rechnung zu stürzen, und brachte es durch seine Demagogenkünste und durch die Verdächtigungen, die er gegen jeden Schritt Dions bereit hatte, sofort dazu, daß er gegen dessen Willen von der Menge zum Nauarchen gewählt wurde, welche Stellung ihm dieser auch nicht mehr zu nehmen für geraten fand, als das Volk auf seinen Protest hin die eigenmächtige Wahl zurückgenommen hatte. Als dann vollends von der Flotte ein Vorteil erfochten war, indem es gelungen war, den aus Japygien dem Dionys Verstärkung bringenden Philistos vor der Stadt zu vernichten, fing das Volk an, Dions Söldner überflüssig zu finden und von Herakleides alles zu hoffen. Diesem gelang nun freilich, was die Menge am allerliebsten gehabt hätte, nämlich die Gefangennehmung des Tyrannen, auch nicht; vielmehr konnte dieser, nachdem eine angebotene Kapitulation von den nach seinem Tode lüsternen Syrakusiern zurückgewiesen war, mit seiner besten Habe und den wichtigsten Personen mit Hilfe eines günstigen Windes, indem er seinen Sohn Apollokrates auf der Burg zurückließ, unbemerkt nach Italien absegeln; aber eben der Umstand, daß ihn dieser Mißerfolg mit dem Verluste seiner Popularität bedrohte, bewog Herakleides nun erst recht, der Masse die Erfüllung der äußersten Wünsche zu bieten, und so stiftete er denn einen anderen Streber, Hippon, an, den Demos zur Verteilung des Grundbesitzes aufzurufen, da die (Besitz)gleichheit aller Freiheit Anfang, die Armut der Besitzlosen aber der Anfang aller Knechtschaft sei. Dions Proteste gegen diese Vorschläge scheiterten am Widerstande der Intriganten, und Herakleides bewog das Volk, seinen Söldnern den Sold zu versagen und neue, ihm feindliche Strategen zu wählen; als dann gar der Versuch gemacht wurde, die Söldner durch das Anerbieten des syrakusischen Bürgerrechts von ihm abspenstig zu machen, beschloß er, mit diesen die Stadt zu verlassen und nach Leontinoi zu gehen. Aber noch beim Abzuge wurde er von der frechen Masse angegriffen und konnte es, nachdem sein Hinweis auf die von den Feinden besetzte Akropolis und eine unblutige Demonstration seiner Truppen erfolglos geblieben waren, schließlich nicht vermeiden, scharf einhauen zu lassen.

Die Syrakusier wurden nun immer übermütiger und als sie über eine Schiffssendung des Dionysios unter Nypsios gesiegt hatten,

gab es lauter Gelage bis tief in die Nacht, und die Strategen wagten keinen Zwang gegen trunkene Menschen. Plötzlich aber drang der nämliche Nypsios an der Spitze fremdvölkischer Söldner mordend und raubend bis zur Achradina vor, so daß jetzt alle Hoffnung nur noch auf Dion und dessen Söldnern beruhte, und endlich, nachdem man sich lange geschämt hatte, es zu bekennen, ging von den Bundesgenossen und Reitern auch das Wort aus, man solle ihn von Leontinoi zurückrufen. Die Deputation, die Dion von dem allgemeinen Umschwung der Stimmung unter Tränen Kenntnis gab, wurde von diesem vor die Volksversammlung ins Theater geführt, und auf seine empfehlende Rede hin wurde allgemeiner Aufbruch nach Syrakus beschlossen. Aber schon war es inzwischen dort den Demagogen, die durch den Rückzug des Nypsios in die Akropolis wieder etwas Luft bekommen hatten, gelungen, die Menge von neuem gegen ihn umzustimmen, er wurde nicht eingelassen, und es bedurfte eines neuen, noch viel furchtbareren Ausfalls des Nypsios, um ihnen seine Unentbehrlichkeit klarzumachen. Dionys, von welchem Nypsios neuen Auftrag gehabt haben muß, muß nämlich diesmal gewünscht haben, daß die Tyrannis, an deren Behauptung er jetzt verzweifelte, in und mit der Stadt begraben werde und ließ daher allgemeine Brandstiftung anbefehlen, und so konnte auch Herakleides jetzt nicht umhin, Dion flehentlich um Beschleunigung seines Marsches bitten zu lassen. Dieser erschien den Bürgern als „Retter und Gott" und seine Söldner als „Brüder und Mitbürger", und nach hartem Kampfe glückte es ihm auch, die Gegner in die Akropolis zurückzutreiben und das Feuer zu löschen.

Aber wie wenig gesichert seine Stellung darum war, sollte sich bald zeigen. Während nämlich die übrigen Demagogen bei seinem Siege geflohen waren, hatte Herakleides sich mit beweglichen Worten seiner Großmut empfohlen und es dazu gebracht, daß er ihn gegen den Rat seiner Freunde begnadigte, welche fanden, er sollte den bösen und neidischen Menschen den Soldaten preisgeben. Herakleides schlug ihn dafür in der Volksversammlung zum Alleinfeldherrn zu Land und Wasser vor und die „Besten" waren dafür; aber der Beschluß konnte schon nicht durchgesetzt werden, weil die Masse des geringeren Volkes von dem ihr genehmeren Nauarchen nicht lassen wollte, und Dion mußte sich damit zufrieden geben, daß wenigstens der frühere Beschluß der Verteilung des Grundbesitzes aufgehoben wurde; Herakleides aber beutete nun wieder die Unpopularität dieser Aufhebung aus, indem er in Messana, wohin er gefahren war, seine Soldaten und Schiffsleute gegen Dion hetzte, als ob dieser nach der Tyrannis strebte, während er selber in der gleichen Zeit mit dem Lakedämonier Pharax, einem in der agrigentinischen Gegend stehenden Söldnerführer des Dionys, geheime Abmachungen traf. Dion wurde darauf zunächst durch die verräterische Insinuation, als sei es ihm nur um Verlängerung

seines Kommandos zu tun, zu einem Kampf unter ungünstigen Umständen gezwungen und mußte es dann, als er zum zweiten Male angreifen wollte, erleben, daß Herakleides mit der Flotte nach Syrakus fuhr, um ihn von neuem von dort auszusperren. Zwar konnte er mit seiner Reiterei noch rechtzeitig in die Stadt gelangen; aber er war nicht stark genug, eine neue Versöhnung mit Herakleides ablehnen zu können, die der inzwischen in Syrakus aufgetauchte spartanische Abenteurer Gaisylos vermittelte. Herakleides mußte feierliche Eide schwören, bei deren Bruch Gaisylos als Rächer auftreten wollte; eine bessere Garantie für seine Subordination aber war es, daß die Syrakusier beschlossen, ihre Flotte aufzulösen, weil sie unnütz, kostspielig und für die Nauarchen eine Verführung zur Empörung sei, und jetzt kam endlich auch der Augenblick, da Apollokrates, durch Hunger und Mißstimmung seiner Söldner genötigt, mit seiner Mutter, seiner Schwester und fünf vollen Trieren seinem Vater Dionys nachfuhr und die Akropolis kapitulierte.

In der Stadt herrschte allgemeiner Jubel und Dion war nun wieder mit seiner Schwester Aristomache, seinem Sohne und seiner Gemahlin Arete vereinigt, die er trotz ihrer gezwungenen Vermählung mit einem anderen wieder gerührt zu sich nahm. Er beschenkte seine Freunde und Helfer reichlich, für sich richtete er sich einfach ein; denn während ihm Plato schrieb, die ganze Welt schaue auf ihn, schaute er, wie es heißt, nur auf ein Quartier einer Stadt, nämlich die Akademie, und wollte nur von dieser die Anerkennung, daß er seine Lage besonnen und maßvoll trage, gab aber doch anderseits trotz Platos Warnung von seiner würdevollen Zurückhaltung nichts ab. Es galt nun eine Verfassung einzuführen, und hiefür schwebte ihm als Ideal eine Monarchie nach Art der lakedämonischen vor, d. h. eine Mischung aus Demokratie und Monarchie mit einer in den wichtigsten Dingen den Ausschlag gebenden Aristokratie. Dieses Ziel mit einem Herakleides als Mitbürger zu erreichen, schien unmöglich; denn dieser hatte bereits wieder intrigiert, indem er sich weigerte, an einer Sitzung teilzunehmen, weil er als Privatmann mit den anderen Bürgern in der Volksversammlung sei, auch darüber klagte, daß Dion die Akropolis nicht zerstört habe und das Grab des älteren Dionys nicht schänden wolle, und endlich begehrte, daß derselbe aus Korinth Mitberater und Mitregenten solle kommen lassen. Dions früher geäußerte Meinung, die Bosheit eines Menschen sei doch nicht so völlig schlimm, daß sie sich nicht durch häufige Güte überwinden lasse, ließ sich diesem Treiben gegenüber nicht mehr behaupten. So gab er denjenigen, die er längst von seiner Tötung hatte zurückhalten müssen, den Auftrag, ihn in seinem Hause zu töten, gewährte ihm aber dann eine prächtige Bestattung, wobei er dem Bürgerheere in einer Rede auseinandersetzte, daß die Stadt nie

aus den Wirren würde herausgekommen sein, wenn sie beide zugleich darin tätig geblieben wären.

Da nun der Demos ohne Führer war, tauchte in Gestalt des Atheners Kallippos in Dions nächster Nähe ein neuer Streber auf, der da meinte, nach Sizilien als Kampfpreis greifen zu müssen. Dieser bedenkliche Freund, der von den (karthagischen) Landesfeinden zwanzig Talente für den Mord am Gastfreund erhalten haben soll, gewann einige von Dions Söldnern für sich, machte dann selber bei Dion den Zuträger dessen, was die Soldaten gesagt hatten oder gesagt haben sollen und bekam von Dion den Auftrag, über ihn keck zu reden, damit die Übelgesinnten ausgeholt würden. So fand er die für ihn verwendbaren schlechten Elemente heraus, und wenn jemand Dion von seinen Reden Nachricht gab, so blieb dieser ruhig, weil er ja selbst den Befehl dazu erteilt hatte. Als freilich Kallippos ausstreute, Dion, der seinen Sohn Hipparinos durch den Tod verloren hatte, gedenke des Dionys' Sohn Apollokrates zu seinem Nachfolger zu ernennen, wurde der Verdacht gegen ihn ein allgemeiner; aber Dion, dessen Gemüt seit dem Morde des Herakleides verdüstert war, den er als den Fleck seines Lebens betrachtete, sagte, er sei vielmal zu sterben bereit und werde dem Mörder geduldig hinhalten, wenn er doch nur nicht bloß in Sorgen vor Feinden, sondern auch vor Freunden leben sollte, und schließlich ließen sich auch die Frauen der Familie, die besonders gewarnt hatten, durch einen ganz fürchterlichen Eid des Kallippos beruhigen. Dieser aber sah sich nun zu schneller Tat genötigt. Als Dion mit mehreren Freunden in einem Saale schmauste, umgaben die Verschworenen diesen und besetzten die Türen und Fenster; dann drangen die zum Morde bestimmten Zakynthier, offenbar Söldner Dions, ein, stürzten sich auf ihn und suchten ihn, weil sie unbewaffnet waren — denn man wurde offenbar beim Eintritt in die Residenz visitiert — mit den Händen zu erwürgen. Dion wehrte sich, und der Kampf dauerte lange, weil weder Dions Freunde noch die draußen Stehenden den Mut einzugreifen fanden und jedermann abwarten wollte, wie es ginge. Endlich aber reichte doch ein Syrakusier einem der Zakynthier durch das Fenster einen Dolch und mit diesem wurde Dion wie ein Opfertier umgebracht. Aristomache und Arete kamen ins Gefängnis, und Kallippos ergriff die Regierung.

Übrigens rührte sich nach vollbrachter Tat Dions Anhang auch. Leute, die man mit Unrecht für die Mörder hielt, wurden umgebracht und dasselbe Volk, das ihn für einen Tyrannen erklärt hatte, pries ihn jetzt als Retter und Befreier; auch konnte Kallippos nicht hindern, daß er prachtvoll bestattet und durch ein Denkmal geehrt wurde. Aber derselben Nepos, der uns (c. 10) diese seine nachträgliche Popularität meldet, berichtet doch auch, was von den enthusiastisch für Dion eingenommenen Quellen offenbar

absichtlich verschwiegen wird, daß er nämlich nach Beseitigung des Herakleides unbedenklicher das Vermögen solcher, die er als seine Gegner kannte, den Soldaten verteilt und bei weiterem Mangel auch seine Anhänger gebrandschatzt und so, während er die Söldner an sich fesselte, die angesehenen Bürger sich entfremdet habe; obschon er kein Tyrann sein wollte, konnte doch auch er, wenn er überhaupt die Regierung nicht verlieren wollte, die tyrannischen Regierungsmittel nicht entbehren, und während ihn die Masse deshalb als unerträglichen Tyrannen beurteilte, wurde er zu seinem großen Leidwesen auch von denjenigen strenge kritisiert, auf deren Urteil ihm etwas ankam.

Kallippos hatte seine Regierung, wie es heißt, mit Glanz begonnen, verlor aber Syrakus schon nach zehn Monaten, als er ausgezogen war, um Katana zu nehmen. In Sizilien konnte er sich darauf nicht halten, und in Rhegion, das er endlich besetzte, mangelte es ihm an Geld für den Unterhalt seiner Truppen; er soll daselbst mit demselben Dolche ermordet worden sein, dem Dion erlegen war. Syrakus aber kam erst an Hipparinos, des Dionysios Halbbruder von der Aristomache, und nach dessen baldiger Ermordung an seinen Bruder Nysäos, bis Dionysios selbst von Lokroi, wo er inzwischen Tyrann gewesen war, in seine alte Hauptstadt zurückkehrte (346 v. Chr.). Zugleich erhoben sich wieder in mehreren Städten Nebentyrannen, und zwar wiederum als Verbündete der jetzt so nahen Karthager. Noch einmal wurden zwar alle Tyrannen, auch Dionys, vertrieben und die Karthager in die westliche Ecke der Insel gedrängt durch Timoleon (seit 343 v. Chr.) und den Zustrom von Griechen und Flüchtlingfamilien, welche er anführte; noch einmal wurden Städtebevölkerungen hergestellt und Demokratien ausgerufen. Allein ähnliche Wirren wie einst nach dem Ausgang der alten Tyrannenhäuser traten nicht lange nach Timoleons Tode (337 v. Chr.) ein, und nach zwanzig Jahren erhob sich Agathokles, in welchem die Macht eines neueren Tyrannen, wie der ältere Dionys es gewesen, mit der großartigsten Kühnheit des Feldherrn und Abenteurers verbunden schien. Diese grauenvolle, aber ergreifende Gestalt macht den Eindruck, als hätte sich alle geistige und moralische Kraft und aller Frevel und Eidbruch der Späthellenen in einem einzigen Menschen verdichtet; kaum ein Charakter in der Weltgeschichte hält das Urteil so zwischen Bewunderung und Abscheu in der Schwebe, bis er (289 v. Chr.), durch Anstiften eines Enkels vergiftet, zweiundsiebzigjährig, den Scheiterhaufen besteigt, um zu enden wie Herakles. Allein bei der Betrachtung der Schicksale Siziliens in dieser Zeit steigt man wie in Dantes Hölle von Bulge zu Bulge nieder; noch gegen Agathokles hatten sich Poleis aufs wütendste für ihre Autonomie gewehrt, ihr Lebenswille hatte auch jetzt noch nicht völlig ausgeblutet, nur daß sie dann im 3. Jahrhundert zwischen raubenden Söldnern, Einzel-

tyrannen und Karthagern sich wie im Wahnsinn herumstießen und z. B. ihr mögliches Heil in Pyrrhos nicht erkannten. Was dann Hieron II. auf die Länge vermocht haben würde, welchen (274 v. Chr.) tatsächlich die Soldaten in Syrakus erhoben, mag ungewiß bleiben; es war Zeit, daß die Römer nach anfänglicher Feindschaft sich seiner und der Insel annahmen, so hart auch hernach das Schicksal derselben als römische Provinz war. Das spezifisch Griechische, die Polis, war untergegangen, aber das Hellenische, der Rest der Nationalität, vor den Afrikanern gerettet worden.

Bei den übrigen Griechen des 4. Jahrhunderts gab es zwar tyrannische Menschen und Parteien in Fülle, aber die eigentliche Tyrannis bildete sich nur an den Rändern, in den Außenlanden des Griechentums hie und da. Die erblichen Dynasten von Zypern, Halikarnaß usw. muß man abrechnen, und Euagoras, der Herr des zyprischen Salamis, bleibt hochachtbar, auch wenn man neben der Lobrede des Isokrates noch auf andere Quellen hört; die Tyrannen des pontischen Heraklea, welche gegenüber von Besitzenden durch Ackerverteilung emporgekommen, waren zu entfernt und zu machtlos, um auf die griechischen Schicksale einzuwirken, und so blieb als nahes Schreckensbeispiel nur das Haus von Pherä in Thessalien übrig, wo nach dem fähigen, vielverheißenden Jason (bis 370 v. Chr.) der abscheuliche Alexander (bis 359 v. Chr.) durch eine Kette von Verbrechen innerhalb der regierenden Familie zur Herrschaft kam. Die meisten Greuel geschahen hier wie bei Klearch von Heraklea, weil man aus Furcht grausam war und zudem immer von neuem Menschen töten oder verkaufen mußte, um mit deren Habe oder aus deren Erlös die Söldner zu bezahlen, welche sich noch außerdem durch jede Art von Missetat schadlos hielten. Die eigentliche Fatalität für Alexander aber war die Nähe Thebens, von dem die unter der Tyrannenherrschaft stehenden oder von ihr bedrohten Thessalier beständig Befreiung oder Intervention erwarteten. Auf ihre Klagen hin kam Pelopidas zweimal nach Thessalien, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen, mußte aber das erstemal die Erfahrung machen, daß Alexander seine Vorwürfe nicht zu Ende anhörte, sondern ihm mit seinen Söldnern den Rücken kehrte, und das zweitemal, daß er ihn, weil er nicht an der Spitze eines Heeres stand, nebst Ismenias ohne weiteres in Pherä gefangensetzte. Diese Beleidigung des mächtigen Theben flößte allen Thessaliern den allergrößten Schreck ein; man sagte sich, wer dies gewagt, der werde keinen mehr schonen, sondern Menschen und Dinge wie ein Verzweifelter behandeln. Und wirklich müssen nun die äußersten Missetaten erfolgt sein, wenn auch dahingestellt bleiben mag, wieviel daran buchstäblich wahr ist, daß er Menschen lebendig begraben oder in die Felle von Wildschweinen und Bären stecken ließ, um sie dann mit Jagdhunden zu hetzen und mit dem Speere zu erlegen. Es ist schon genug, daß er die beiden Städte Melisäa

und Skotussa mitten im Frieden, während die sich ihm verbündet wähnenden Bürger in ihren Volksversammlungen waren, von seinen Söldnern überfallen und ausmorden ließ. Und dieser nämliche Mensch, der die Lanze, die ihm zur Ermordung seines Oheims Polyphron gedient, weihte und bekränzte und als „Tychon" (Trefferin) mit Opfern göttlich verehrte, konnte dann wieder bei einer Vorstellung der Euripideischen „Troerinnen" so gerührt werden, daß er das Theater verließ, um seine Bewegung dem Publikum zu verbergen.

Pelopidas, der sich in der Gefangenschaft durch Drohungen und Trotz gegen Alexander eine härtere Behandlung zugezogen hatte, als ursprünglich beabsichtigt war, mußte nun doch von seinen Landsleuten befreit werden, und so rückte denn, nachdem andere kein Glück gehabt hatten, Epaminondas selbst in Thessalien ein. Durch diskrete Kriegführung, weil er bei völliger Verzweiflung des Tyrannen den Tod des Freundes hätte befürchten müssen, brachte er es schließlich dahin, daß der Feind einen Waffenstillstand schließen und die Gefangenen herausgeben mußte; dieser aber wurde nach dem Abzug des thebanischen Heeres erst recht kühn und war offenbar im Begriffe, sich ganz Thessalien zu unterwerfen, wo seine Garnisonen weit und breit lagen. Selbst den Athenern scheint es damals trotz aller Verehrung für Tyrannentöter möglich gewesen zu sein, von ihm Subsidien zu beziehen und ihm als einem Wohltäter eine eherne Statue zu setzen. Die thessalischen Städte aber flehten nun von neuem in Theben um Hilfe, und diese konnte nicht versagt werden. So kam Pelopidas zum drittenmal, an der Spitze eines freiwilligen Reiterkorps, herbei, voll von Hochgefühl darüber, daß allein die Thebaner jetzt für Tyrannisierte, zur Vernichtung gesetzwidriger und gewalttätiger Dynastien zu Felde zögen; bei Kynoskephalä aber verlor er in einem sonst siegreichen Kampfe das Leben, und erst dem Gesamtaufgebot des thebanischen Heeres gelang es, Alexander so zu Paaren zu treiben, daß er seine thessalischen Eroberungen sämtlich aufgeben und in Thebens Bundesgenossenschaft eintreten mußte. Nicht lange hernach erfolgte die Katastrophe des Tyrannen, indem seine von ihm durch Mißtrauen und Roheit zur Verzweiflung gebrachte Gattin Thebe ihm mit Hilfe ihrer Brüder durch nächtliche Ermordung einen „unverdient schnellen und sanften" Tod brachte; die Leiche wurde auf die Gasse geworfen und von den Pheräern mit Füßen getreten.

So gewalttätig Alexanders Herrschaft nun auch war, im Grunde interessierten sich die Griechen doch am meisten für die beiden Dionyse; diesen eiferte auch Klearch von Heraklea nach, und noch später folgte Apollodor von Kassandrea einem erfahrenen sizilischen Ratgeber, Kalliphon; denn diese Insel war nun einmal die Heimat der neueren Tyrannis, der methodischen Beredsamkeit und der

feineren Kochkunst. Xenophon in seinem Dialog „Hieron" hat offenbar weniger diesen als vielmehr den älteren Dionys im Auge und entwickelt dabei die völlige innere Freudlosigkeit des Tyrannenlebens; Plato aber ist dreimal in Person am Hofe von Syrakus erschienen, ohne irgend etwas auf die Dauer bessern zu können. Der jüngere Dionys als Flüchtling wurde vollends eine der Merkwürdigkeiten desselben Korinth, das noch kurz vorher durch Timophanes mit Tyrannis bedroht gewesen war; er führte vielleicht absichtlich ein unwürdiges Leben, um unverdächtig zu sein und mit seinem Schicksal zufrieden zu scheinen. Hier konnten die neugierigen Griechen einen veritablen Tyrannen in der Nähe besehen, der sich einst jede Gewalttat und Üppigkeit gestattet, aber auch das Schrecklichste (den Tod erwachsener Söhne, Schändung und Mord der Seinigen durch siegreiche Gegner) erlebt hatte; und daneben konnte man auf den großen Zyniker in seinem Fasse hinweisen, welcher nichts bedurfte und schon mit seiner bösen Zunge glücklich war. Inzwischen hatten die Griechen auch ein wirkliches Königtum kennengelernt, nachdem sie es lange für eine Tyrannis gehalten: Alexander von Makedonien erschien und redet selber mit Diogenes; ob er von Dionys Notiz genommen, wird nicht gemeldet. — Sein großer Lehrer Aristoteles aber hatte sich in seiner Politik dem allgemeinen Phänomen der Tyrannis gegenübergestellt und zuerst den üblichen Weg, den die meisten gehen, dann den besseren geschildert, welcher sich dem echten Königtum nähere, und einiges wirklich leiste, anderes wenigstens zu leisten scheine. Mehreres hiervon hat Machiavelli in seinen „Principe" herübernehmen können. Aber Aristoteles weissagt auch seinem „halbguten" oder doch nur „halbbösen" Herrscher trotz allem, daß Tyrannis und Oligarchie von allen Staatsformen die kurzlebigsten seien.

Dies hatte indes nicht nur seinen politischen und moralischen, sondern auch seinen äußerlichen Grund: der Tyrannenmord blieb nämlich nicht etwa nur der Rache des bedrohten oder mißhandelten einzelnen überlassen, sondern er wurde zum allgemeinen Pathos aller demokratisch Gesinnten der ganzen Nation erhoben und die dabei vorausgesetzte Verachtung der eigenen Rettung auf das höchste gepriesen. Seit in Athen die Mörder des Hipparch ihre ehernen Gruppen auf dem Kerameikos erhalten hatten, saß ein Stachel des Ruhmes in unzähligen Gemütern, und nur die Tyrannen waren zu rar; wo aber einer auch nur Miene machte, grimmiges armes Volk an sich zu ziehen und Waffen zu sammeln, da konnte es geschehen, daß ihn der eigene Bruder erstach, wie in Korinth Timoleon den Timophanes. Den tüchtigsten Tyrannen, Jason von Pherä, ermordeten (370 v. Chr.) sieben Jünglinge „des Ruhmes wegen" und wurden dann geehrt, wo sie hinkamen, mochten auch Zeitgenossen in der Tötung noch eine besondere göttliche Strafe sehen wegen Jasons Absichten auf den Schatz von Delphi; und in demselben

Athen, welches mit Alexander von Pherä gut Freund gewesen war, fanden dann die Mörder des Kotys von Thrakien, Python und Herakleides, eine herrliche Aufnahme. Auch die Philosophie redete bereits ihr Wort mit: Klearch von Heraklea, welcher einst selber den Plato gehört hatte und noch als Tyrann eine große Bibliothek anlegte, wurde später von zwei anderen Schülern Platos ermordet; umsonst hatten ihn Traumgesichte vor der Philosophie gewarnt. In Athen aber, welchem Plato selber so deutlich die Tyrannis prophezeit hatte, kam sie doch im 4. Jahrhundert nicht mehr zustande, schon weil viel zu viele Leute fähig und entschlossen genug waren, das öffentliche Leben selber und gefahrloser auszubeuten und davon zu leben. Bis zur Schlacht von Leuktra hätte sich ohnehin Sparta jeder Tyrannis im eigentlichen Griechenland widersetzen müssen, während es den sonstigen Kämpfen in den Poleis eher zusehen konnte; nachher aber folgten die Prinzipate Thebens und Philipps, welche ebenfalls keine Tyrannis dulden oder gar fördern mochten. Bei den gewissenhaft demokratischen Thebanern durfte ja ihr großer Epaminondas auf den Tod angeklagt werden, weil er seine Böotarchie zum größten Heil der Gesamtheit willkürlich verlängert hatte; freilich wollten dann die ausgelosten Richter nicht über ihn abstimmen, worauf er die Kloakeninspektion bekam und sogar eine Zeitlang als Gemeiner diente.

Durch Alexanders Diadochen kamen alle östlichen Außenlande des Griechentums an größere Reiche, Griechenland aber unter den Einfluß Makedoniens, welches jedoch selbst beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch von einem an den anderen überging, bis es fest in den Händen der Antigoniden war.

7. Die Demokratie und ihre Ausgestaltung in Athen

Alle Herrschaft der Reflexion im Staatswesen drängt über kurz oder lang auf Gleichheit der Bürger im weitesten Umfange; auf wie viele Lebensbeziehungen sich diese Gleichheit ausdehnen werde, hängt von den Umständen ab. Von den früheren Staatsformen hatten das alte Königtum und die Aristokratie auf ursprünglicher Eroberung und selbstverständlicher Autorität beruht, die Tyrannis auf tatsächlichem Zugreifen, schon mit dem Anspruch, das Interesse aller zu vertreten gegen die wenigeren. Nun wird man sich umzusehen haben nach solchen griechischen Staaten, bei deren Gründung bereits die Reflexion nicht nur tätig, sondern unvermeidlich das Bestimmende gewesen ist.

Dies waren die Kolonien. Hier erscheint zum erstenmal als eine Naturgabe des Hellenen das Vermögen zu bewußten, auf Berücksichtigung verschiedener Elemente und Kräfte beruhenden Neugründungen und Einrichtungen. Es geht nicht elementarisch und

mit bloßer Gewaltsamkeit zu, sondern die oft so verschiedenen Bestandteile, aus welchen eine Kolonie entsteht, verlangen rechtliche Rücksicht. Hier erhält auch das Amt des „Gesetzgebers" einen neuen Sinn; wenn Theseus und Lykurg noch mythisch, d. h. Verdichtungen ganzer Zustände zu Personen gewesen waren, so treten jetzt einzelne, von ihrem Staat damit betraute Redaktoren von Verfassung und Gesetz auf, wie bei den Großgriechen Charondas und Zaleukos, oder das Orakel von Delphi sendet in eine zerrüttete Kolonie einen Einrichter (καταρτιστήρ), wie z. B. nach Kyrene den Mantineer Demonax. Und zwar ist die Gesetzgebung jedesmal ein freier Akt, nicht bloße Übertragung einer gegebenen Schablone von anderswoher, mochte auch freiwillige Annahme des auswärts als richtig Erkannten vorkommen. Selbst wenn man nun die anfänglichen Verfassungen der Kolonien als bloße Notwerke und deren veränderte Gestalten als in Wirklichkeit vorwiegend unglückliche Schöpfungen preisgeben müßte, was nicht notwendig ist, so wären doch alle diese so zahlreichen Versuche Ausstrahlungen eines höchst merkwürdigen und mächtigen Willens. Die Religion, welche wohl anderswo bei Gründung von Staaten so kräftig mithilft, erscheint bei diesen völlig laienhaften Gründungen höchstens in zweiter Linie, mag auch der delphische Apoll die Stätte der Kolonie zuvor angedeutet haben. Was man auf das Panier schrieb, war „das Recht", τὸ δίκαιον und Puteoli hieß ja Dikaiarchia.

Im Mutterlande aber wirkte dieselbe Kraft und Lust, jedoch hier im Sinne der Umgestaltung, und wandte sich unvermeidlich gegen die Aristokratien und Tyrannien. Auf der Grenzscheide der Zeiten steht hier Athen mit Solon; er vermochte (seit 594 v. Chr.) dem ganzen Volke das Wahlrecht für den Rat, den Grundbesitzenden (welche tatsächlich noch weitmeist bisherige Adelige waren) die alleinige Wahlfähigkeit zu sichern, den beweglichen Besitz aber einstweilen von der Gleichberechtigung auszuschließen; der Volksversammlung sollten alle höchsten Entscheide bleiben. Athens Ruhm ist, daß es nicht nur einen solchen Mann hervorgebracht, sondern ihm Zutrauen und wenigstens für die Zeit des Überganges Gehorsam geschenkt hat, und dies ist nur erklärlich, wenn man etwas voraussetzt, das sich unseren Blicken entzieht: die innerliche Ausreifung, welche dieses hochbegabte Volk schon während der Eupatridenzeit, ja in dieser Kaste selbst muß durchgemacht haben. Allerdings folgt jetzt erst mit Peisistratos und seinen Söhnen die Tyrannis, dann aber seit Kleisthenes eine Reihe rascher Umbildungen bis zur vollendeten Demokratie. Und nun wird es wohlgetan sein, die Betrachtung vorderhand auf Athen zu beschränken und die Demokratie des übrigen Griechenlands erst hernach folgen zu lassen.

Eines scheint in Athen ganz unmöglich gewesen zu sein, nämlich die Einführung eines Systems, das Regierung durch wenige mit Freiheit für alle verband, einer die Gleichberechtigung der

Regierten voraussetzenden Oligarchie, der ὀλιγαρχία ἰσόνομος des Thukydides. Denn der Mißbrauch der Gewalt wäre zu unvermeidlich gewesen, und Thukydides selber sagt: es bedürfe des demokratischen Regiments, damit die Armen eine Zuflucht und die Reichen einen Zügel hätten. Die Griechen haben nie bürgerliche Gleichheit mit politischer Ungleichheit zu verbinden gewußt. Der Arme mußte zu seinem Schutz gegen Unbill Mitstimmer, Richter und Magistrat sein können. Und bei der enormen Macht der Polis über das ganze Dasein mußte auch der Geringste um so viel dringender verlangen, mit dabei zu sein. So gerät denn die ganze Macht, welche früher Könige, Aristokraten oder Tyrannen besessen, jetzt in die Hände des Demos und wurde von diesem nun zu einem weit größeren Umfang, zu einem weit stärkeren Druck auf Leib und Seele des Individuums getrieben, denn der Demos ist unruhiger und eifersüchtiger im Herrschen, und hier sind nun vor allem die Maßregeln zu betrachten, wodurch er sich des Einflusses talentvoller Individuen erwehrte, das Verfahren bei der Feldherrnwahl und der Ostrakismos.

Die Anführung im Kriege wurde bekanntlich, um ja keinen einzelnen übermächtig werden zu lassen, an zehn jährlich gewählte Strategen gegeben, deren jeder die Mannschaft seiner Phyle kommandierte und welche täglich mit dem Oberbefehl wechselten. Glücklicherweise gab dann bei Marathon Aristides das gute Beispiel, dem Miltiades allein die Anführerschaft zu überlassen; drei Menschenalter später aber, vor der Niederlage bei Ägospotamoi, warnte Alkibiades umsonst: die Spartaner seien ein Heer unter Anführung eines einzigen. — Ferner wurde, dem Vorgeben nach zu ewiger Verhinderung der Tyrannis, der Ostrakismos eingeführt, indem jeden Winter der Rat das Volk befragte, ob Grund zur Verbannung eines Bürgers vorhanden sei; wer über 6000 Stimmen gegen sich hatte, mußte auf zehn, wenigstens auf fünf Jahre das Land meiden, in Zeiten, da der Aufenthalt außerhalb der Vaterstadt gar nicht ohne Gefahren und die Verbannung der Todesstrafe gleichgesetzt war.

Sehr zur rechten Zeit, zumal noch früh genug, kamen die Perserkriege. Die athenische Demokratie schien ihre Probe abgelegt, ihre unzerstörbare Weihe erhalten zu haben, indem bei Marathon ihre Hopliten, bei Salamis ihre Seeleute über die Perser gesiegt hatten, und vollends, als an diese Siege sich eine Hegemonie über andere Griechenstaaten anschloß. Vor allem schien die Macht zur See wesentlich mit der Demokratie verschwistert, und im Piräus war man noch demotischer gesinnt als in der Stadt.

Aber nicht bloß der Demos war zu einem glänzenden Gefühl seiner Macht gekommen; die reiche athenische Naturanlage und die außerordentlichen Zeiten trieben trotz aller Einrichtungen des Mißtrauens auch mächtige Individuen empor. „Oberhäupter kann die demokratische Republik noch weniger entbehren als die olig-

archische, aber ebensowenig ertragen." Miltiades starb im Kerker, Themistokles aber, nachdem er mit Athen ein Spiel gespielt, das noch heute den Leser seiner Geschichte mit Schwindel erfüllt, endete als Gast des persischen Großkönigs. Allein die Ausweitung und Befestigung der Hegemonie und die kühnsten Flottenzüge bis nach dem gegen Persien empörten Ägypten gingen ihren Gang weiter. Und dies alles lag auf den Schultern von 20.000 bis höchstens 30.000 Bürgern, welche sich mehr und mehr dem öffentlichen Leben mußten hingeben können, während die Arbeit den Metöken und den (300.000 bis 400.000) Sklaven oblag. Daher die Einführung des Kriegssoldes, indem ja Heer und Flotte nicht bloß die Hegemoniestaaten (welche ihr Kontingent in Geld bezahlten) zu decken, sondern Athen als Macht überall und zu jeder Stunde zu vertreten hatten; — der Richtersold, indem man nicht die Vermögenden zu Richtern haben wollte, und Athen jetzt das Tribunal auch für die Rechtsfälle der Bundesgenossen wurde, so daß manchen Tag beinahe ein Drittel der Bürger zu Gerichte saß; — der Volksversammlungssold, denn das ganze innere Getriebe, wie die auswärtige Politik dieser Macht war Sache eines öffentlich beratenden Volkes geworden; wenngleich etwa ein populärer Staatsmann auf Geheimnisse hindeuten und von gewissen Geldern sagen durfte, man habe sie „für notwendige Zwecke" (Bestechungen in Sparta u. dgl.) verwandt. — Der schädlichste Sold aber war das Theorikon (Schaugeld), welches an die Bürger verteilt wurde teils zur Feier der Feste und Spiele, teils um ihnen das Eintrittsgeld in das Theater zu erstatten, teils für Opfer und öffentliche Speisungen. Die Verschwendung war dabei verhältnismäßig nicht geringer als die der üppigsten Höfe, und später sind Kriege aus Geldmangel verlorengegangen, weil dieses Heiligtum unangetastet bleiben mußte. „Das athenische Volk ist ein Tyrann und die Theorikenkasse sein Privatschatz, der immer gefüllt sein soll, um daraus seine Lüste zu befriedigen." — Außerdem gab es für viele Tausende von athenischen Bürgern (auch wohl für solche der Hegemoniestaaten) neue Landlose, wie anfangs auf Euböa, so nun in einer Anzahl von sonstigen Kleruchien, das heißt auserlesenen Außenposten der athenischen Macht, ähnlich den römischen Militärkolonien, in welchen man ebenfalls römischer Bürger blieb. Dazu kam noch, daß Athen mit den herrlichsten Bauten und Kunstwerken geschmückt und zugleich das Zentrum eines sehr großen Geschäftes wurde.

Perikles, welcher schon das meiste von dem Angeführten zu verantworten hat, schildert in der weltberühmten Leichenrede auf die ersten Opfer des Peloponnesischen Krieges das athenische Dasein so, als wären hier Macht und Lebensschönheit wie eine Blume von selber gewachsen, als würde, was anderen Sterblichen Beschwerde macht, hier leicht und wie selbstverständlich erledigt. Dieser Optimismus übt, zumal aus der Ferne von Jahrtausenden gesehen, eine

um so größere Täuschung, als er klug und diskret auftritt. Jene so kurzen Jahrzehnte der vollen athenischen Herrlichkeit haben ja zum Frommen aller späteren Zeiten einmal erlebt werden müssen, nicht nur damit das Edelste diesmal geschaffen, sondern noch mehr, damit ein Maßstab gewonnen würde für das, was der griechische Geist überhaupt vermöge, aber die nachträglichen frommen Wünsche, daß es noch recht lange hätte so bleiben sollen, sind völlig eitel, denn der allgemeine Zustand war ins Unmögliche geschraubt, und jede Veränderung konnte kaum anderes als Verderben bringen. Sodann war es ein Widersinn von derjenigen Art, welche sich immer rächt, daß eine Demokratie über andere Poleis herrschen wollte, wie Athen über seine Hegemoniestaaten; denn diese empfanden mit der Zeit ihr Abhängigkeit und Ausbeutung schon deshalb auf das bitterste, weil Athen mit ihrem Gelde nicht nur mächtig war — denn dies hätten sie sich müssen gefallen lassen —, sondern sich prächtig schmückte und dabei sich so erstaunlich laut machte, während sie zu schweigen hatten. Man braucht nur Perikles selber in seiner zweiten Rede anzuhören: ja wir sind verhaßt wie alle, die je sich unterfangen haben, über andere zu herrschen, und um großer Ziele willen muß man sich entschließen können, beneidet zu sein; unsere Herrschaft ist tatsächlich eine Tyrannis, aber wenn es unrecht scheint, eine solche ergriffen zu haben, so steht es jetzt gar nicht mehr bei euch, darauf zu verzichten, denn dann käme über euch die Rache. Wie drückend diese Herrschaft auf den Untergebenen lastete, berichtet mit erschreckender Deutlichkeit die Schrift vom Staate der Athener. Auch in der Hegemoniefrage war eben, wie im ganzen athenischen Treiben, mit dem Allesdürfen begonnen worden; dann erzog man das Volk zum Glauben, daß es durch Kraft und Talent alles könne, und zuletzt war man dabei angelangt, zu müssen. Wenn man aber bei den eigenen Hegemoniestaaten so angeschrieben war, dann konnte auch aus dem panhellenischen Projekt des Perikles nichts werden, in welchem man den sonst so klugen Realpolitiker gar nicht wiedererkennt. Ein Kongreß aller europäischen und asiatischen Griechenstaaten in Athen „zum Zwecke des Friedens und gemeinschaftlichen Handelns" lautet schön und ist angenehm näher auszumalen, blieb aber unvermeidlich ein frommer Wunsch, weil Sparta, wie vorauszusehen war, sich widersetzte. Und Sparta mußte bereits Jahr um Jahr bestochen werden, wenn man nur überhaupt einen offenen Kampf verzögern wollte; daß es dann beim Ausbruch des Krieges die größten Sympathien bei den Hellenen für sich hatte, wird offen zugestanden.

In diesem Kriege hat Athen unendliche Schätze ausgegeben, nicht bloß an Geld, sondern an fähigen, aufopfernden, tapferen Menschen, indem die einzelnen mit voller persönlicher Leidenschaft gekämpft haben müssen. Aber nach eben dieser Leidenschaft erkor sich Athen auch seine Demagogen, wie z. B. Kleon, der den Richtersold ver-

dreifachte, um das arme Volk davon leben zu lassen und es für sich zu haben, daneben aber aus tiefer Verschuldung zu einem Privatvermögen von 50 Talenten gedieh. Der gute Geschmack hatte aufgehört, über das Emporkommen dieser Leute im mindesten zu entscheiden. In der Folge wird dann freilich Athen verzaubert durch seinen glänzenden Alkibiades; in ihm und in seiner sizilischen Expedition kommt erst das ganze innere Fieber dieses hochbevorzugten Volksorganismus zum Ausbruch, pathologisch eines der merkwürdigsten Schauspiele der ganzen Weltgeschichte. Den Ausgang des Krieges bildete dann jene entsetzliche Episode der Unterwerfung durch Sparta und der dreißig Tyrannen.

Das formale Leben im athenischen Staat bietet nach dieser Krisis in den meisten Beziehungen denselben Anblick wie vorher, so daß auch die Betrachtung desselben kaum eine Trennung nach Zeiten verträgt; die großen Unterschiede liegen mehr in der inneren Beschaffenheit und in der äußeren Position der Athener vor und nach diesem Zeitpunkt. Daß Athen im Kriege völlig unterlegen war, erscheint noch wie ein kleineres Unheil daneben, daß die klaffenden Lücken, welche derselbe allmählich in der Bürgerschaft hervorgebracht, mit viel geringerem Stoffe wieder ausgefüllt wurden. Und nun schlotterte der Königsmantel, welcher dem vormaligen, über eine ganze Hegemonie herrschenden Demos gepaßt hatte, um eine magere und eingesunkene Figur, und weil man keine Bundesgenossenprozesse mehr zu entscheiden hatte und doch an das ewige Richten gewöhnt und nach Art Geschlagener voll von Verdacht war, so richtete man jetzt um so viel mehr Athener; eines der ersten Opfer aber hieß Sokrates.

Die einzelnen Einrichtungen und Behörden des attischen Staates dürfen hier übergangen werden. Bei der Muße, die man genoß, war es leicht, Stellen, Kollegien und Kommissionen, sowohl vorübergehende als bleibende, für alles mögliche zu schaffen. Aber die alten Ägypter und Phönizier möchten wohl besser und genauer funktioniert haben! Denn die Menge der Geschäfte, welche die Folge des grenzenlosen Akkaparierens aller und jeder Entscheide war, mußte zu einer ebenso großen Unordnung führen; und nun gewann unvermeidlich neben den stets wechselnden, ausgelosten Mitgliedern solcher Behörden der einzige ständige und geübte Beamte, der Sekretär (γραμματεύς, ὑπογραμματεύς) mit dem wirklichen Geschäft auch den größten Einfluß; dieser war aber oft nur ein Staatssklave. In solche Abhängigkeit von seinen Schreibern ist das alte Venedig nie geraten. Natürlich erließen die Athener, die in späten Korrektiven des unrichtig Angefangenen sehr geübt waren, ein Verbot: Nie mehr solle das nämliche Individuum zwei Jahre nacheinander bei der nämlichen Behörde als Schreiber gebraucht werden. Allein man kann hier gar zu oft nicht wissen, ob ein Gesetz auch ausgeführt worden ist, wegen des unglaublichen

Gehenlassens in allen denjenigen Angelegenheiten, die nicht durch einen bestimmten Treiber in Fluß gehalten, und vollends in solchen, die durch Intriganten verzögert wurden. Es lohnt der Mühe zu erfahren, wie es bei der hochwichtigen Kodifikation der Gesetze zuging, der solonischen und der äußerst zahlreichen, zum Teil in ihrer Geltung strittigen, welche seither erlassen worden.

Bekanntlich fehlte es in Athen nicht an weisen alten Gesetzen, welche rühmend zitiert werden; allein gerade an Übertretungen zweier der wichtigsten, nämlich daß kein Gesetz gegen einen einzelnen dürfe erlassen werden, wenn es nicht zugleich für alle Athener Geltung habe, und daß kein bloßer Beschluß, weder des Rates noch des Volkes, den Vorrang vor einem Gesetze haben dürfe, ist die athenische Geschichte reich. Noch Antiphon wagt zu sagen: Bei uns sind die Gesetze sehr alt, stets dieselben über dieselben Dinge, was ein Hauptzeichen von trefflich beschaffenen Gesetzen ist, indem ja sonst Zeit und Erfahrung lehren, was ungeeignet ist. Aber wenn man die Gesetze nicht aufhob, so setzte man doch allmählich neue daneben und ließ es auf den Widerspruch ankommen. Vor Gericht wurden völlig widersprechende geltend gemacht, und zuletzt wurde der Übelstand so schreiend, daß eine Kodifikation unerläßlich schien. Aber gerade dieses Geschäft geriet von Kommission zu Kommission (411 v. Chr.) an einen jener Routiniers, den im Sklavenstand geborenen Nikomachos, der die Sache nicht nur Jahr um Jahr verschleppte, sondern wirkliche Gesetze ausstrich und falsche fingierte, beides um Geld. Bevor man ihn zur Rechenschaft ziehen konnte, brach mit Ägospotamoi das Unglück über Athen herein. Nach der Herstellung des Staates wurde wiederum ein größeres Kollegium und ein Ausschuß für die Kodifikation ernannt, und durch starke Protektoren kam alles noch einmal wesentlich in die Hände des Nikomachos, welcher abermals vier Jahre zögerte und in seinem besonderen Fache, den Kultussachen, sich durch ersonnene Gesetze über neue prächtige Opfer populär zu machen suchte, so daß hernach der Ankläger sich noch sehr verwahren mußte, damit ihm jener nicht einen Vorwurf auf Asebie an den Kopf werfe. Der Ankläger schließt: „Alle, welche Staatsdiebstahl vorhaben, warten auf den Ausgang des Prozesses; straft ihr diesen nicht, so werden jene sehr frech werden." Der Ausgang freilich wird nicht gemeldet; welches derselbe aber auch gewesen sein möge, der bisherige Verlauf genügt zu einem Urteil über athenische Geschäftsbehandlung.

Um so genauer war Athen in bestimmten Ansprüchen an bestimmte Bürger, nämlich an die Reichen oder für reich Geltenden. Über die Idee der griechischen Polis, welche, wie oben dargetan wurde, ein festgeschlossenes Ganzes bildete mit unbedingtem Recht über den einzelnen, wäre gar nicht zu rechten, wenn nicht damit der menschlichen und auch der griechischen Natur zu viele Gewalt

wäre angetan worden. Der Mensch unserer Rasse wenigstens verlangt neben dem Staatswesen und der Öffentlichkeit noch ein besonderes Dasein, ein ungestörtes Heim und einen unabhängigen Kreis von Gedanken und Gefühlen. Den Spartanern war es bis zu einem gewissen Grade gelungen, den Menschen der herrschenden Kaste zu einem bloß politischen Wesen zu machen, anderswo dagegen und ganz besonders in Athen hatte die Polis, indem sie den einzelnen vorwärts trieb, zugleich die stärkste Entwicklung des Individuellen gefördert und die Erwerbung von Privatbesitz und die davon bedingte Anschauung auf jede Weise begünstigt. Nun verlangte der Demos in hohem Grade den Mitgenuß dieses Reichtums in Gestalt von Leistungen der verschiedensten Art, und bis gegen den Peloponnesischen Krieg hin war es eine Sache teils der wirklichen Hingebung, teils der Ambition, sich liberal zu zeigen. Kimon machte sich seinen Reichtum auf alle Weise verzeihen; Kleinias, der Vater des Alkibiades, kämpfte bei Artemision auf eigenem Schiffe mit, das er mit 200 Mann in seinen Kosten bemannt hatte. Allein mit den schlimmeren Zeiten begann eine eigentliche Ausbeutung, die als solche empfunden wurde, wie wir aus einer Menge von Aussagen erfahren, und die nur deshalb möglich war, weil der Besitzende die Polis nicht verlassen konnte, und weil auch, wenn er entrann, draußen dieselben oder noch größere Gefahren auf ihn warteten.

Hätte es sich nun bei solchen Leistungen (Leiturgien) nur um Bedürfnisse des Staates gehandelt, so wäre darüber im Sinne des Altertums kein Wort zu verlieren, allein abgesehen von den eigentlichen, oft sehr hohen Steuern gehörte hieher bloß die Trierarchie (die je nach den Zeiten sehr verschiedene Verpflichtung zur Ausrüstung von Schiffen); alles übrige war entweder eine nicht immer ganz freie Benefizenz: Ausstattung ärmerer Bürger im Kriege und ihrer Töchter zur Ehe, Übernahme von Begräbniskosten usw., oder es diente rein zur Ergötzlichkeit des Volkes: vor allem die Choregie, d. h. die vollständige Übernahme des Chores für Schauspiele und der lyrischen Chöre für die Gottesdienste und Feste samt Tänzern, Flötenspielern usw.; ferner die sogenannte Gymnasiarchie und deren kostspieligste Gattung, die Lampadarchie, ja aller Aufwand für Agone jeder Art; sodann Festgesandtschaften nach fernen Heiligtümern; endlich die Bewirtung zahlreicher Genossen der Phyle oder des betreffenden Demos. Auf Freiwilligkeit ließ man es hierbei durchaus nicht ankommen und diesmal auch nicht auf das Los, vielmehr wählten die zehn Phylen die betreffenden Mitbürger aus, und diese mußten in einer bestimmten Reihenfolge sowohl die alljährlich wiederkehrenden als auch die außerordentlichen Leistungen übernehmen.

Man kann nun sagen: das Geld, welches die Betreffenden sonst doch nur für ihr Privatwohlleben würden aufgewandt haben, sei großenteils in Gestalt hoher Kunstgenüsse des ganzen Volkes aus-

gegeben worden, und dies mache den Athenern große Ehre; allein der Zwang nahm den Dingen die Weihe. Der athenische Staat hatte die Macht, den einzelnen Besitzenden und Erwerbenden für die (immerhin nur sehr bedingte) Sicherheit, die er ihm gewährte, nach Belieben zu taxieren, allein dieser Staat war in die Hände eines sehr launenhaften und begehrlichen Demos gefallen, welcher mit der Zeit auch die Bezahler der höheren Steuern einfach bezeichnete und sogar unmittelbare Geldverteilungen ans Volk sehr demokratisch fand. Mit der Verschwendung für das Vergnügen ging ohnehin der Staat voran, und zur Zeit des Eubulos (seit etwa 353 bis 339 v. Chr.) wurden die Festgelder zum Hauptposten des ganzen Budgets und als solcher gesichert durch Todesandrohung gegen den ersten, welcher deren Verwendung zu Kriegszwecken beantragen würde. Und selbst in Athen wird dabei der Masse mehr an einem bestimmten Grade des Pompes als an der edlen Kunstform solcher Genüsse gelegen gewesen sein. Doch wir kehren zu den Privatleistungen zurück.

Um die „armen reichen Leute" und deren Heimsuchung im einzelnen kennenzulernen, würde es genügen, das ironische Mitleid des Sokrates mit Kritobulos anzuhören. Nachdem alles aufgezählt ist, was dieser duldet, heißt es: „Und wenn nur etwas ungenügend geleistet scheint, so strafen dich die Athener, als hättest du ihnen das Ihrige gestohlen." Den köstlichsten Humor des durch Verarmung frei und glücklich Gewordenen atmet die Rede des Charmides in Xenophons Gastmahl (IV, 29 f.). Aber von der sehr ernsten Seite lernt man diesen ganzen Zustand bei den Rednern kennen. Was für Menschen die Untersuchung und den Entscheid über die Leistungen in die Hände bekamen, wird weiter zu erörtern sein; hinter dem Prozeß aber lauerte die Konfiskation des ganzen Vermögens, welches teils an den Staat, teils an die Denunzianten kam und — unabhängig von allem Recht — bereits als wünschenswerte öffentliche Einnahme galt.

Die Herrschaft der dreißig Tyrannen war im Prinzip und in den Hergängen schrecklich gewesen, aber die Manieren des früheren Athen, wie sie sich sofort nach ihrem Sturze herstellten, waren derart, daß für die Tyrannen doch noch ein Schimmer von Rechtfertigung herauskommt. Der einzige Lysias beleuchtet diesen scheußlichen Zustand zur Genüge. „Dies war's (konnten die überlebenden Anhänger der Tyrannen sagen), was wir auf ewig unmöglich machen wollten, und jetzt ist es wieder da." Dinge wie diese Ausbeutung gehen aber eine Zeitlang ungestraft ihren Gang, bis man eines Tages innewird, daß man einen Boden gefunden hat. Vielleicht von der makedonischen Zeit an werden selbst die Panathenäen sich wieder der Einfachheit befleißigt haben. Später war Athen offenbar arm und lebte von den Fremden. Der Grund aber davon, daß der Demos sich dieses Treiben gestattete, liegt nicht weitab.

Nämlich dasjenige Volk in Athen, welches von der ehrlichen Arbeit abgewandt und an lauter Volksversammlungen und Gerichthalten gewöhnt war, unterlag einer völlig verdrehten und lüsternen Phantasie, so wie ein Tagedieb immer an das Essen denkt; es malte sich die Habe der Opfer, die mögliche Beute nach seiner Gier aus. Daß andere sich den Steuern und Lasten oft auf ungerechte Weise entzogen und von sich abwälzten, was sie konnten, versteht sich von selbst; sie waren ebenfalls Athener und wagten bei ihrem Betrug und ihren falschen Zeugen auch etwas; im großen und ganzen aber wird man die Schuldigen in den Verfolgern erkennen und daher zunächst das so gerne zur Strenge neigende Volksgericht (die in zehn Abteilungen sitzende Heliäa) ins Auge zu fassen haben. Die Athener lagen demselben mit um so viel größerem Eifer ob, seit Kleon den Richtersold verdreifacht hatte, was überhaupt einer der stärksten Schritte abwärts gewesen war. „Die Grillen singen einen oder zwei Monate auf den Zweigen, die Athener aber zirpen ihre ganze Lebenszeit über den Prozessen."

Statt aller Antiquitäten könnte es hier hinreichen, den aristophanischen Philokleon reden zu lassen, welcher die annehmlichen Seiten seines Richteramtes so vergnüglich hervorhebt. Hier haben wir die Gewißheit, daß jeder einzelne Zug aus dem wirklichen Tun entnommen ist und daß dieser entsetzliche Philister in Tausenden von Exemplaren vorhanden war: glücklich, sich gefürchtet und von jammernden Verklagten und deren Angehörigen umgeben zu finden; von der Verhandlung wie von einem kunstreichen Schauspiel unterhalten, da ihm die Unglücklichen und Bedrohten schmeicheln und sogar Possen vormachen müssen; sich weidend an der verantwortungslosen Willkür und dem Schrecken, welchen er verbreiten kann. In der Tat war es noch nicht das Schlimmste, wenn statt des bloßen Vorteils in der Heliäa wenigstens Zorn oder Mitleid entschied, oder die Beredsamkeit der Parteien (welche in Person plädieren mußten), oder die des Redenschreibers, der ihnen das Plädoyer verfaßt hatte. Diesem letzteren Gebrauche verdanken wir die Kunde von diesen Dingen, und Lysias vor allem, der sich mit einem erstaunlichen Genie in die Lage und Persönlichkeit seiner Redenbesteller hineinversetzt, zeigt, bis zu welchem geistigen Aufwande das ganze Treiben gedeihen konnte. Der attische Gerechtigkeitssinn war gering, die Wahrheit ohne Wirkung, das Überredenkönnen (τὸ πιθανόν) alles, das Sturmlaufen auf die Richter durch Vorführen von trauernden Familiengliedern und durch Fürbitte einflußreicher Parteigenossen kam häufig vor. Auch durfte man dem Gerichte selber Dinge sagen, die sich keine heutige Jury gefallen ließe: Lysias legt einem jungen, unerfahrenen Verklagten folgende scheinbar ganz naive Reden in den Mund: „Es ist schon oft vorgekommen, daß falsche Ankläger zu spät entlarvt wurden, wenn ihre Opfer schon dahin waren und es den Leidenden nicht

mehr half ... Wenn mehrere in einer Sache gerichtet werden, so haben es die zuerst Beurteilten am schlimmsten, während die letzten meist begnadigt werden; denn da euer Zorn dann vorüber ist, höret ihr die Beweise williger an." Als kurzes Gesamturteil aber mag das des Hermogenes bei Xenophon gelten: „Die athenischen Richter haben, durch Reden herumgebracht, viele, die nichts verbrochen, hingerichtet und viele Verbrecher freigesprochen." Fortan wurden im ganzen Altertum vielleicht nicht die höchsten, aber die meisten Kräfte der Redekunst auf den Erfolg vor den Tribunalen hin ausgebildet; mit Prozessen hatte ja diese Kunst auf Sizilien begonnen, und neben dieser ihrer beständigen und überall vorkommenden Betätigung wirkte mehr nur auf Augenblicke mächtig die Staatsberedsamkeit.

Der Schauplatz dieser letzteren ist in Athen die berühmte Volksversammlung, welche, wie in allen Demokratien, wesentlich die Geschäfte des Rates (hier der βουλή der Fünfhundert) usurpiert hatte und in hohem Grade zur Regierung geworden war. Sie hat zu Zeiten viele Einsicht der Lage, auch Momente großer Aufwallung gehabt, wenn auch nicht mehr im richtigen Verhältnis zu den vorhandenen Mitteln; Demosthenes konnte sie zum Bruch mit Philipp und zum Kriege von Chäronea fortreißen. Das Urteil über sie ist in umfassendem Sinne zugleich das über die Geschichte von Athen, und dieses ist im Vergleich zu anderen Poleis ein relativ günstiges. Sie war und blieb auch seit der Restauration nach den dreißig Tyrannen das zwar unendlich ungleiche, aber ausdauernd lebendige Organ dieses Staatswesens, und während in anderen Städten später die blutigsten Krisen sich wiederholten, blieb durch sie Athen auf dem Weg der Beratungen und Beschlüsse, welche es auch sein mochten.

Was nun den Ton der entscheidenden Versammlungen betrifft, so wußten sie sich vor allem höchst feierlich zu geben. Wendungen, wie „das Volk der Athener, das die höchste Verfügung über alles in der Stadt und das Recht hat, zu tun, was es immer will", sind zahlreich, und im Gebäude des Rates war eine Kapelle des Zeus Bulaios und der Athene Bulaia, wo die Mitglieder des Rates beim Eintritt beteten; ja sie opferten zum Heile der Demokratie. Sodann glaubte man in einem Volke, dem der Meineid völlig geläufig war, durch einen Eid zu wirken, welchen alle Athener regelmäßig vor den Dionysien gegen die Feinde der Demokratie schwören mußten, solche überhaupt zu töten, dann insbesondere solche, die unter einer nichtdemokratischen Verfassung eine Stelle annähmen, sowie die Tyrannen und alle Helfer derselben; die Vollstrecker solcher Tötungen für schuldlos zu erklären, Beihilfe zu leisten zum Verkaufe der Habe der Getöteten und zur Ablieferung der Hälfte derselben an den Töter, die Nachkommen des Töters wie derjenigen des Harmodios und Aristogeiton zu dotieren. Für den redlich Schwörenden

erfleht man alles Heil, für den Meineidigen aber Verderben auf ihn und sein Geschlecht. War dann wirklich gegen einen Verhaßten der für nützlich und löblich erachtete Mord vollzogen worden, so ließ die Polis ihr ganzes Pathos an den Tag und bekränzte die Anstifter, sie mochten sonst sein, wie sie wollten.

Daß nun die Zwecke Athens, namentlich die Herrschaft weit und breit, auf verschiedene andere Weisen unendlich leichter und sicherer als durch die Volksversammlung zu erreichen gewesen wären, liegt so ziemlich auf der Hand. Ewig lächerlich ist, daß man in ihr hier wie auch anderwärts die auswärtige Politik an die große Glocke hängen mußte. Demosthenes politisiert seinen Athenern u. a. folgendes vor: „Ihr wisset, daß es dem Staate zuträglich ist, daß weder Thebaner noch Lakedämonier mächtig seien, sondern daß jene (NB. im Heiligen Kriege) die Phokier, diese wieder andere zu Gegnern haben; bei solche Sachlage nämlich ist euch, als den Stärksten, vergönnt, in Sicherheit zu wohnen." — Weiterhin (p. 656) schwatzt er sogar aus, daß die Athener den Tod Philipps lieber sehen würden als alle anderen Menschen. Allein die Demokratie ist nun einmal die gewollte Lebensform und nur, weil man in Masse beisammen, weil man ein leidenschaftlicher Gesamtwille war, hatten auch jene Zwecke entstehen und mächtig bewußt werden können. Auch war um die Zeit des Peloponnesischen Krieges die Demokratie schon so alt, daß sich alle wirklich lebendigen Erinnerungen bereits auf Menschen und Dinge derselben bezogen; sie war völlig zur Praxis geworden und dauerte später auch unter allem zeitweiligen Druck von außen fort. Schlimme Erfahrungen leitete man nicht von der Verfassung, sondern von den sie Mißbrauchenden her.

Es wird nun zu erörtern sein, unter welche Einflüsse tatsächlich dieses öffentliche Wesen geraten war. Bis zu Ende des Peloponnesischen Krieges kann man stellenweise die heimlich schürende Bosheit von Oligarchen anklagen, welchen an demjenigen allgemeinen Umsturz gelegen war, der dann wirklich eintrat; seit der Herstellung des Staates aber sind es lauter Demokraten, welche in Gestalt von zwei Physiognomien sowohl die Volksversammlung als das Volksgericht zu bestimmen suchen: der Staatsredner (Rhetor, Demagog) und der Sykophant. Beide können in einer Person vereinigt sein. Ihr Gefolge von Klatschern, Auspochern und falschen Zeugen versteht sich von selbst.

Zwar tönten die alten großen Worte lange fort, und Andokides wagte noch zu sagen: „Nicht die, welche ihren Privatsachen nachgehen, machen die Poleis größer, sondern letztere werden groß und frei durch solche, welche sich um das Allgemeine bekümmern." Aber leider weiß man, wer damals sich vorwiegend um das Allgemeine bekümmerte und weshalb. Bei allem Patriotismus nämlich und bei allem sehr geweckten Mißtrauen des unberechenbaren

Demos mußten sich die Athener — und nicht bloß von den Komikern — schon frühe nachsagen lassen, daß viele irgendwie am Staate reich zu werden suchten (κλέπτειν τὰ δημόσια), und wenn bereits der kecke Themistokles bisweilen ein wahres Grauen vor dem Besteigen der Rednerbühne (des βῆμα) äußerte, so kam dies gewiß nicht bloß davon her, daß er die Athener als wandelbar kannte, sondern von dem Bewußtsein, daß ihm sein, seit er Ämter bekleidet hatte, enorm gewachsenes Vermögen plötzlich von Wissenden vorgerückt werden könnte. Erwägt man ferner die Abwendung so vieler vom sonstigen Erwerb, die Anforderungen, welche durch Steuern und Leiturgien an den einzelnen gestellt wurden, die Tötung des Ehrgefühls durch das allgemeine Mißtrauen von allem Anfang an, endlich den bekannten Wagemut der Athener, so wird das bekannte Wort nicht mehr befremden: eine goldene Ernte ist die Rednerbühne (χρυσοῦν θέρος τὸ βῆμα). Und zwar in Beziehung auf das Reden wie auf das Schweigen, durch Ausbeutung von Ämtern im Staat, Kriegsstellen und Gesandtschaften, die man als Redner und Demagog erwarb, durch Geschenke von Bundesgenossen, solange die Hegemonie groß war, durch Bestechung von seiten der Parteien vor Gericht, endlich durch unmittelbaren Eingriff in die Staatsgelder konnte der einzelne zu Reichtum kommen — nur wird sich die Meinung der übrigen, welche ohnmächtig, meist erwerbslos und ebenfalls gierig waren, diesen Gewinn oft zu glänzend ausgemalt haben, das Verbrechen aber vielleicht zu schwarz: „Wer am Staatsgute reich werde", heißt es, „der beraube auch Tempel, Gräber und Freunde, er übe Verrat und falsches Zeugnis und sei ein meineidiger Richter und bestechlicher Beamter usw." Aber immerhin war die Korruption einträglich und stark verbreitet. Das beweist schon der enorme Ruhm von Finanzbeamten, welche nicht stahlen, z. B. der des Lykurgos, und statt alles anderen die große und lange Jahre hindurch mächtige Clique, welche Philipp von Makedonien gekauft hatte.

Für den ganzen Betrieb dieses Systems war nun die große, bewegliche Schar der Sykophanten entstanden, d. h. die Angeberei war als ein förmliches Gewerbe anerkannt worden. Ganz gewiß konnte dieser Staat eine solche Hilfe nicht entbehren, sowenig als die spanische Inquisition ihre Kundschafter; die Polis war ja hier, wie das Königtum in Spanien, etwas Vergöttertes, eine Religion geworden, welche gegen jede Abweichung die äußersten Mittel ergreift. Bald kann dann freilich nur noch mit solchen weiterregiert werden; ohne die Furcht vor den Sykophanten wären viele der Polis davongegangen oder hätten sich den hochgesteigerten Pflichten entzogen, oder sie hätten das öffentliche Wesen noch schamloser ausgebeutet, als sie ohnehin schon taten. Wenn aber irgend etwas beweist, daß hier die Staatsidee über das Vermögen der normalen Menschennatur weit hinausgeschraubt war, so ist es die öffentliche

Anerkennung einer solchen sozialen Pest, dieser öffentliche Terrorismus, den wir hundert Jahre nach dem Beginn des Peloponnesischen Krieges in derselben Macht und Blüte finden wie vor demselben und dann noch weiter existierend zur Diadochenzeit bis auf die Römer. Zwar, wenn ein Staat zugibt, daß ein solches Gewerbe keine Schande oder Unbequemlichkeit bringe, so wird sich in allen Zeiten und Völkern das betreffende Personal finden und zu Gebote stellen, aber nur die griechische und vollständig nur die athenische Demokratie hat dies eben deutlich zugegeben und damit alle Bürger von einiger Bedeutung und Habe unter eine solche Aufsicht gestellt. Der Pöbel aber fand natürlich keinen Anstoß an Dingen, welche ihm völlig kongenial und begreiflich waren.

Diesem Tun gegenüber findet man nun gerade die Schuldlosen, zumal wenn sie etwas besaßen, in einem beständigen Belagerungszustand. Nikias zitterte vor den Sykophanten sein Leben lang, und wie dies wesentlich über sein und seines Heeres Schicksal entschied, ist schon erwähnt worden. Der xenophonteische Ischomachos, das Musterbild eines trefflichen Mannes, wird beharrlich denunziert. Das Lehrreichste aber ist der gute Rat, welchen Sokrates seinem ebenso verfolgten Kriton gab: einen Gegensykophanten zu kaufen; man war so glücklich, ein höchst geeignetes Individuum zu finden, den Archedemos, welcher den Sykophanten Schrecken einjagte und dann auch von allen Freunden des Kriton benützt und geehrt wurde, d. h. die braven Leute müssen den nützlichen Schurken an ihren Tisch nehmen. Die dreißig Tyrannen ließen dann viele Sykophanten packen und töten, allein die Sorte wuchs rasch nach.

Es wäre irrig zu glauben, daß die im Laufe der Zeit so völlig durchschauten, durch entschlossene Redner gewiß hundertmal entlarvten Sykophanten hätten unmöglich oder doch machtloser werden müssen. Noch bei Demosthenes erfahren wir von Stephanos, dem Zuhälter der Neära, der da auflauerte, ob er nicht jemand bei einem Sittlichkeitsvergehen gegen seine Frau oder Tochter als angebliche Bürgerinnen ertappen und dafür brandschatzen könne, also den Sykophanten im eigenen Hause spielte. Interessant ist, daß dazu bemerkt wird, er sei damals arm gewesen, weil er nur als Sykophant mit Anklagen, Anzeigen und politischen Diensten sein Leben gefristet habe und noch keine Einnahmen von seiner Tätigkeit im Staat als Rhetor gehabt habe; man rückte also unter Umständen vom Sykophanten zum Rhetor vor. Demosthenes sagt den Richtern: „Ihr habt noch keinen der Sykophanten bestraft, wie es seine Schlechtigkeit verdient, sondern laßt es euch forwährend gefallen, sie anzuhören, ganz als bestände die Rettung des Demos in (recht vielen) Angeklagten und Sykophanten."

Athen hat nun allerdings trotz dieser Art von Helfern als Staatswesen weitergelebt, und es ist dies sogar ein Zeichen sehr großer Lebenskraft. Wenn man aber das stille Unheil deutlich beisammen

wahrnehmen könnte, welches dieser Zustand mit sich geführt hat, so würde man doch wohl sehr erstaunen.

Dieses Athen aber mit seiner so zweifelhaften Gerechtigkeit liebte schwere, pathetische gerichtliche Strafen, wie auch andere Poleis taten. Alle Billigkeit und Objektivität des Strafmaßes, alle Richtigkeit des Verhältnisses zwischen Vergehen und Strafe, also die ersten Forderungen, die wir an ein Strafrecht stellen, welches Prinzip demselben immer zugrunde liegen möge, wurden nämlich durch die Idee getrübt, welche sich die Polis von sich selber machte. Jedes Vergehen wurde hier, abgesehen von seinem sonstigen Belang, als Bedrohung des Staates, als Minderung seiner Sicherheit betrachtet; demnach hatte jeder Prozeß die Neigung, in das Politische überzuschlagen, und die Strafen erhielten so, weil die Polis die eigentliche Religion des Griechen war oder sein sollte, völlig das Aussehen einer Rache wegen Verletzung eines Heiligsten. Hieraus erklärt sich ihre außerordentliche Schwere, indem zumal die Todesstrafe, die neben Geldstrafen und Atimie in diesem Strafrecht die hauptsächlichste Rolle spielte, auch für ganz untergeordnete Vergehen in Anwendung kam. Auch mit den anderen Strafen war man sehr freigebig, zumal mit den verschiedenen Graden der Atimie, die sich bald auf eine beschränkte, bald auf eine unbeschränkte Zeitdauer erstreckte, bald mit Konfiskation verbunden war, bald nicht, und bei der unter Umständen dem ersten besten aus dem Publikum gestattet war, das betreffende Individuum zu malträtieren. Da jedoch die Polis in der Wut damit oft sehr blind um sich warf, wird sich die Meinung von dieser Strafe in dem ihr Verfallenen selbst, wie in den Augen des Volkes, stark modifiziert haben. Denn daß es nicht ein billiger Richter ist, von dem sie ausgeht, zeigt sich darin, daß sie oft auch auf die Kinder, eheliche wie uneheliche, ausgedehnt wurde; die Polis glaubte, nachdem sie den einzelnen maßlos mißhandelt, die Nachkommen mitverfolgen zu müssen, weil diese das Recht zur Rache in sich fühlen würden, und dies hatte dann noch die bekannte Seitenwirkung, daß die Beklagten ihre Kinder dem Gericht zur Rührung vorführten. Hochfeierlich fuhr der Staat, der im Grunde ehrlos gegen seine Bürger war und sie vermöge des geduldeten Sykophantenterrorismus der Ehrlosigkeit zutrieb, gerne zumal dann gegen die wirklichen und angeblichen Verbrecher daher, wenn der Fall als klares Vergehen gegen ihn selbst geltend gemacht werden konnte, wobei je nach Umständen Beliebiges als Verrat (προδοσία) heimgesucht wurde. Wer den ganzen Fanatismus einer Prodosieklage will tosen und rollen hören, kann in der Rede des Lykurgos gegen Leokrates sein Genüge finden, welchem letzteren ein sehr zweifelhaftes Vergehen als Hochverrat ausgelegt werden und zum Tode gereichen soll. Auch der Asebieprozeß nimmt denselben Charakter der unsinnigen Heftigkeit an, weil es eben auch die Polis ist, welche ihn erhebt. Nie und nirgends

hat ein so lächerliches Mißverhältnis existiert zwischen der Rache für beleidigte und bezweifelte Götter und der ethischen und theologischen Geringfügigkeit eben dieser Götter. Auch das Furchtbarste, das Unbegrabenbleiben, durfte in den Strafparagraphen dieses Staatswesens für den Staatsverbrecher unmöglich fehlen.

Hierher gehören auch die vielen im Namen der Poleis erlassenen Verfluchungen, wobei der im tiefsten Grunde laienhafte Staat sich kirchlich gebärdet, sobald er in Wut gerät. Einen tiefen Schrecken vor Flüchen, zumal von seiten der Eltern, weist uns schon der Mythus und dann auch die Denkweise der historischen Zeit. Einmal ausgesprochen, sind sie eine objektive Macht. Das Lächerliche lag nun aber darin, daß man dieses Gefühl auch für die Verfluchungen einer Polis glaubte in Anspruch nehmen und durch Flüche gegen irgendeinen Feind dieselbe objektive Wirkung hervorbringen zu können wie im Mythus; es war aber lauter schlechte Nachahmung. Diese Flüche hatten häufig konditionellen Charakter und sollten zur künstlichen Hervorbringung eines Schreckens dienen; der Staat erlaubte sich, solchen im Vorrat zu fluchen, die einem bestimmten Beschluß jemals zuwiderhandeln würden. So fluchten die Amphiktyonen denen, welche jemals das Feld von Kirrha bebauen würden, die Athener am Beginne jeder Rats-, Volks- und Gerichtsversammlung denen, welche die Versammlung hintergehen würden, bei bei Sanktionierung von Gesetzen den eventuellen Übertretern.

Besser läßt es sich hören, wenn man nur einen gefährlichen Augenblick binden will, wie dies der nämliche Aristides tat, als er während des Mardonioskrieges den Antrag stellte, die Priester sollten Flüche erlassen gegen solche, die mit den Persern verhandeln oder das Bündnis der Hellenen verlassen würden; aber auch hier konnte man sehr fehlgehen. In dem von Lysander belagerten Athen wurde gleichfalls durch einen feierlichen Beschluß die Verhandlung darüber verboten, ob man auf die damaligen spartanischen Bedingungen eingehen wolle, und nachher mußte man doch das Schlimmste annehmen.

Neben dem konditionellen Fluche kommt sodann der gegen bestimmte vorhandene, aber flüchtige Personen in contumaciam verhängte vor. „Priester und Priesterinnen standen fluchend nach Westen gewandt und schwangen purpurne Gewänder in die Luft nach dem uralten Brauche." So erging man sich gegen Alkibiades, nachdem man ihn zu Tod und Konfiskation verurteilt hatte; nur Theano, die Priesterin der Agraulos, protestierte gegen das Psephisma, indem sie sagte, sie sei Priesterin zum Beten und nicht zum Fluchen.

Das Gegenstück zu den vielen Strafen sind dann die Ehren und Belohnungen, welche dieser Staat austeilte, während er sich im größten Maße von Strebern ausbeuten ließ und die Redlichen weder schützen konnte noch wollte. Man glaubte, daß sich die für Athen

allgemein vorausgesetzte liberale und edle Gesinnung hierin betätige. Zwar tat Athen, wie übrigens auch andere Poleis, mit der Gestattung der wichtigsten Gunst, nämlich der Erteilung des Bürgerrechts im großen Stile, nach der Zeit des Kleisthenes höchst kostbar, und die Einbürgerung der mit dem Leben davongekommenen Platäer und der Sklaven, die sich in der Arginusenschlacht gut gehalten, werden die einzigen Fälle von Aufnahme größerer Massen in das Bürgerrecht sein. — Jedenfalls teilte man sehr reichlich Kränze, den Titel „Wohltäter (εὐεργέτης) des Volkes", das Recht, in Behörden und bei Festen auf den vordersten Bänken zu sitzen (προεδρία) und seine Sache vor Gericht vor anderen anhängig machen zu dürfen (προδικία), aus; es waren dies Ehrungen, die nicht viel kosteten und die man einfach nach den Sympathien des Augenblicks bis auf Sänger, Kithara-, Ball- und Taschenspieler vergab; auch Statuen wurden je später desto häufiger und dann oft für ganz futile Menschen beschlossen. Eine eigentümliche Ehrenbezeigung war die Speisung im Prytaneion, die oft für die ganze Dauer des Lebens dekretiert wurde und bisweilen erblich war. Lebenslänglich hatten sie vor allem die athenischen Olympioniken (mit ihrem ohne Zweifel gesegneten Appetit), ferner verdiente Staatsmänner, siegreiche Feldherren, Wohltäter, wie der Arzt Hippokrates, und andere verdiente Personen. Im 4. Jahrhundert scheint man damit verschwenderisch umgegangen zu sein, damals mag auch der Enkelin des Aristides „so reichliche Speisung als den Olympioniken" gewährt worden sein. Auch die Nachkommen des Harmodios und Aristogeiton und Mordanstifter gegen sonstige Tyrannen gehörten zu dieser offenbar recht bunt gewordenen Gesellschaft. Freiwillig verschmähte die Ehre einst Dikaiogenes, ein Abkömmling des Harmodios, übrigens ein notorischer Schurke gegen Familie, Freunde und Tempel.

Mehr aber beschäftigten den Demos doch die Strafen. Unter denjenigen, die ihn führen, hat man es eben überall mit dem nämlichen Typus von Strebern zu tun, welche teils in wirklicher Wut sind (wie alles geringe Volk, wenn es zur Macht gelangt), teils fürchten, die wirkliche Besonnenheit möchte wieder einmal zu Macht und Recht gelangen; diese treiben absichtlich das öffentliche Pathos zur Verrücktheit. Innerhalb der Bürgerschaft aber hat sich längst ein eigentlicher Pöbel gebildet, der nur noch Nutzbarkeit und Genüsse kennenlernen will. Die Folge ist die völlige Unsicherheit der Justiz, indem einmal über das andere die Leute nur schuldig befunden werden, weil man die Konfiskation ihrer Habe für die Finanzen wünschbar erachtet. Beispiele hievon wurden bereits angeführt und notorischerweise bekam der Staat nicht einmal die ganze Frucht seiner Missetat. „Die Führer", sagt Plato, „wenn sie die Reichen ausplündern, teilen dem Volk davon aus, behalten aber das meiste für sich." Lysias läßt einen seiner Klienten den Richtern folgendes

sagen: „Käme die eingezogene Habe noch an die Stadt, so könnte man Nachsicht üben, aber sie verschwindet, wie ihr wißt, in den Händen von diesen da, und Wertvolleres wird um ein Geringes veräußert." Es wäre wahrlich offener und konsequenter im Sinne der Polis gehandelt gewesen, wenn der Staat einfach erklärt hätte, dieser und jener Bürger müsse sterben, weil man seine Habe brauche. Statt dessen wird allen denjenigen, die in öffentlichen Geschäften sind, mit dem Vorwurf der Veruntreuung und den übrigen, die etwas zu verlieren haben, mit dem Verdacht der ungenügenden Leistung zugesetzt, und die unsaubersten Individuen bekommen den größten Einfluß auf die Schicksale dieser aller; die Forderungen aber sind so gestellt, daß mit Ausnahme der Lumpen jedermann in Kontravention ist oder doch dafür bedroht und verklagt werden kann. Unschuldige und Schuldige geraten dann in der Gegenwehr auf Mittel, die solchen Angriffen gemäß sind. „Wer aber das Böse hindern will", sagt Sokrates seinen Richtern, „indem er öffentlich dagegen auftritt, der geht zugrunde. Glaubt ihr denn, ich wäre so alt geworden, wenn ich mich mit dem Staat eingelassen und den Gerechten hätte beispringen wollen? So wenig als irgendeiner." Die Folge dieser Zustände aber ist das Mißtrauen aller gegen alle, dessen sprechendstes Symptom die Feldherrnprozesse des 4. Jahrhunderts sind. Überhaupt ist nunmehr das attische Staatswesen trotz der fieberhaften Tätigkeit der Psephismenfabrik ein großer, jedoch schon ziemlich ruinöser Bau, durch welchen Steinwürfe und höhnische Zurufe schwirren. Den Demos aber vergleicht ein Epigramm in Trochäen mit einem unsteten, zwischen Stille und Sturmesbrausen wechselnden Meer, welches, wenn sich ein Anlaß gibt, den Bürger hinunterschlingt, τὸν πολίτην κατέπιεν.

Es kam wenigstens in Athen (und wohl fast hier allein) nie zur Schuldaufhebung und Landverteilung. Noch um 400 v. Chr. soll es in dem kleinen Attika über 10.000 grundbesitzende Bürger neben bloß 5000 Nichtbesitzenden gegeben haben. Neben den Bürgern aber saßen die fleißig arbeitenden Metöken und zahlten gewiß so genau als möglich ihr Metökengeld und jede ihnen sonst auferlegte Steuer; beim Ausbleiben des ersteren konnten sie nämlich als Sklaven verkauft werden. Sie waren ohne Zweifel sehr für die Dauer der Demokratie bei dem über sie herrschenden Volke gestimmt, seitdem die reichen unter ihnen zur Zeit der dreißig Tyrannen waren getötet worden. Vielleicht war dies geschehen nicht bloß um ihres Reichtums willen, sondern weil die Oligarchie diese ganze Kaste unten halten mußte, wenn ihr Ideal, das geschäftslose, von der See abgewandte Athen, zur Wirklichkeit werden sollte. Wie vorhin bemerkt, stand es ihnen in wichtigen Krisen nahe, sämtlich zu Bürgern zu werden; auch ist nicht zu übersehen, daß außer den Gewerbsleuten auch die bedeutendsten sonstigen Fremden, die in Athen lebten, zu ihnen gehörten.

8. Die Demokratie außerhalb Athens

Gleichberechtigung aller Freien, die letzte mögliche Staatsform, über welche dann das Altertum, abgesehen von den Monarchien, nicht mehr hinaus konnte, wird seit Ende des 6. Jahrhunderts ein allgemein herrschendes, selbstverständliches Ziel des griechischen Lebens. Die Polis war von Anfang an mit einer unbedingten Machtfülle gegenüber jedem einzelnen bekleidet gewesen, nur hatte es Gebietende und Gehorchende gegeben; gerade die hochgesteigerte Staatsidee aber beförderte am meisten den Drang der Nichtherrschenden, an diesem Staate vollen Anteil zu erhalten, und das Heiligtum wurde erstürmt. Wie die innere Entartung mancher Aristokratien, das Ungenügende des bloßen bevorrechteten Reichtums in den Timokratien hiezu halfen, wurde schon oben ausgeführt; die Tyrannis aber war schon insofern eine Vorschule der Demokratie, als sie die Menschen an gewaltsamen Bruch mit irgendeiner Vergangenheit, an Herrschaft des bloß Tatsächlichen gewöhnte, und überdies in manchen Fällen bereits das Recht der vielen zu vertreten vorgab. Auch die Zunahme des Sklaventums wirkte ohne Zweifel mit; soweit die Sklaven in Abstand gerieten, soviel gewannen die Ansprüche der bisher untergeordneten Freien, auch wenn dieselben Banausen und Schiffsleute waren, ja die Vielheit der Sklaven mußte die Herrschaft sämtlicher Freien zur Folge haben. Endlich hatte, wie schon gesagt, die Schöpfung zahlreicher Verfassungen für die Kolonien die Griechen mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie ihr Staatswesen neu schaffen oder ein vorhandenes frei umbilden könnten; sie genossen dabei das eigentümliche Gefühl, dasjenige selber hervorzubringen, was ihre Religion, ihre Gottheit werden sollte. Früher, in den beginnenden Wirren der Aristokratien und Timokratien, hatte man noch eines einzelnen, hoch beauftragten Menschen bedurft, des „Gesetzgebers", wie noch Solon einer gewesen war, ja auch einer Mehrzahl von „Einrichtern" (καταρτιστῆρες), die man sich aus einer achtbaren, befreundeten Stadt erbat; das zerrüttete Milet um die Mitte des 6. Jahrhunderts wählte hierzu die Parier, deren trefflichste Männer nun erschienen, nicht sowohl um eine Verfassung zu entwerfen, als um diejenigen Milesier zu bezeichnen, welche fortan die Stadt verwalten und welchen die übrigen sich fügen sollten. Die Demokratie dagegen tritt spontan und ohne solchen Rat auf, oft in Gestalt einer blutigen Revolution, sei es gegen Aristokraten oder gegen Tyrannen, und ihre Formen verstehen sich von selbst. Wenn sie dennoch später sogenannte Gesetzgeber gebrauchte, so waren dies nur Redaktoren von Kriminal- und Zivilgesetzen, und wenn man diese sogar nach ihrem Tode mit heroischen Ehren und Heiligtümern feierte, so lag dabei der Wunsch eher als die Hoffnung zugrunde, der betreffenden Legislation einige Ehrfurcht zu verschaffen.

Jene Revolution aber war eine nicht bloß politische, sondern eine ökonomische. Selbst wenn man von den zahlreichen Fällen absieht, da die Aristokraten ermordet, ihre Töchter an Leute aus dem Volk gegeben, ihr Grundbesitz unter den Demos verteilt, ihre Schuldbriefe annulliert wurden, — wenn man nur diejenigen Staaten in Betracht zieht, wo sie als Bürger sollten existieren dürfen, so wurden sie nunmehr auch hier, in ihrem Weiterleben als Reiche, εὔποροι, auf alle Weise heimgesucht und gebrandschatzt, während alle Vorteile und Ehren wegfielen, die früher mit ihrer Herrschaft verbunden waren. Allmählich sind es dann überhaupt die Reichen, ob sie vom Adel abstammen oder nicht, welche als der mißliebige, oligarchischer Gesinnungen und Absichten verdächtige Stand periodisch verfolgt werden. Auf die politische Ansicht kam dann nichts mehr an; es gab z. B. in Milet reiche Demokraten, und ihrer 300 sanken durch die Oligarchen in Blut, als Lysander in der Nähe stand, anderswo wurde man als Besitzender von den Demokraten vertilgt, auch wenn nicht ein Schatten von antidemokratischer Meinung vorhanden war.

Als Regierungsprinzip galt jetzt nirgends mehr das Altüberlieferte oder gar die Religion, welche dasselbe hatte befestigen helfen, sondern der sogenannte öffentliche Nutzen, welcher notwendig wandelbar ist oder so aufgefaßt wird; dieser öffentliche Nutzen und die Gleichheit aber sind jetzt Wechselbegriffe. Das große Regierungsmittel aber, die Quelle nicht bloß der einzelnen Maßregeln, sondern des Rechts, der eigentliche Souverän ist die allgemeine Abstimmung, tatsächlich am Gängelbande von Demagogen. Und dieses Wesen hatte sich breit an die Stelle hingedrängt, welche einst einnahm, was heilig war: die Stadtgötter, der geweihte Boden, die Gräber der Ahnen, die ganze alte Gesellschaft und ihr Besitz. In der Seele des einzelnen, je nach seiner Stellung, mußte es sich nun entscheiden, ob er diesen Zustand noch für seine Polis anerkenne oder nicht. Die äußere Abwendung trat ein bei vielen, die innere bei weit den meisten, welche etwas zu verlieren hatten. Die demokratisch Gesinnten ihrerseits „liebten" ihre Polis gerade nur soweit, als sie demokratisch war und ließen gewiß alle Antiquitäten auf sich beruhen. Auf beiden Seiten gewöhnte man sich an den Gedanken, die Vaterstadt mit fremder Hilfe von außen zu bekämpfen und zu unterwerfen; es herrscht eine deutliche Wechselwirkung zwischen Städtefehden und inneren Umwälzungen.

Der ganze Unterschied zwischen Rom und den Griechenstädten läge schon darin, daß dort die Besitzenden (εὔποροι) eine ganz andere Widerstandskraft entwickelten als hier. In Griechenland aber begann, als die Gleichheit da war und man nicht mehr um Prinzipien und Rechte zu kämpfen hatte, der Krieg zwischen reich und arm, in manchen Städten schon sogleich mit Eintritt der Demokratie,

anderswo nach einer längeren oder kürzeren Zwischenzeit der Mäßigung.

In der alten Zeit der Geschlechterherrschaft nämlich hatte man die Misere kaum gekannt. Erst die Gleichheit der Rechte machte die Ungleichheit der Lage recht fühlbar. Ein Ausgleich durch Arbeit aber (welcher der Reiche bedurft und der Arme gegen Lohn geleistet hätte) war unmöglich wegen der allgemeinen Antibanausie. Jetzt wurde der Arme inne, daß er als Herr der Stimmen auch Herr des Besitzes werden könne. In Athen und wohl auch sonst ließ er sich zunächst honorieren für seine Anwesenheit in Volksversammlung und Gericht, dann verkaufte er seine Stimme, besonders als Richter, lud den Reichen alle Arten von Leiturgien auf und verfügte Konfiskationen (samt Exil) ohne alles Recht — außerhalb Athens dann erfolgte Annullierung der Schulden und allgemeiner Umsturz. Denn bei den ersten Mitteln war das Gefühl der Misere, nämlich das Gelüste, immer nur weiter gewachsen. Der Besitz hatte alle Weihe verloren und jeder maß sein Recht nur nach seinem sogenannten Bedürfnis (das heißt Gelüste). Und für all dies genügte eine momentane Stimmenmehrheit. Überall sieht man nur Revolution und Gegenrevolution, nur Faktionen am Ruder, alle Fügsamkeit ist nur erzwungen und voll Hintergedanken an Umschwung.

Allein die Menschen sind, auch wenn sie das Gute haben, im allgemeinen nicht dazu fähig, es lange zu behaupten, und die Gier, welcher die meisten nachleben, ist von Natur grenzenlos. Am besten gediehe eine volle Demokratie noch unter Bauern, welche zu arm sind, um oft als Volksversammlung zu sitzen und sich mit Wahlen und Rechenschaften begnügen, so daß die Vermögenden die Ämter führen können, tadellos und ohne Druck. Nützlich wären jene alten Gesetze, wonach keiner Land über ein bestimmtes Maß hinaus erwerben und jedes einzelne Landlos unveräußerlich bleiben sollte. Wo ein Marktpöbel ist, sollte man wenigstens die Volksversammlung nie ohne das Landvolk halten. Zunächst käme dann ein Volk von Hirten, welche namentlich im Kriege viel aushalten können. Die übrigen „Arten der Menge" sind sämtlich viel schlechter, und hier nimmt nun die Volksherrschaft diejenige Gestalt an, welche die herrschende wird.

Freiheit und Gleichheit bestehen nun darin, zu tun, was jedem beliebt; alle drei Gewalten, die über das Allgemeine beratende, die regierende und die richtende, sind in der Hand der Menge; diese herrscht und nicht das Gesetz, sobald Volksbeschlüsse an die Stelle der Gesetze treten; der Demos wird ein aus den vielen zusammengesetzter despotischer Monarch und gleicht der Tyrannis darin, daß beide mit Gewalt über Bessere herrschen. Was beim Tyrannen die Befehle, das sind hier die Psephismen, was dort der Schmeichler, das ist hier der Demagoge; dieser ist's, welcher das Volk dahin treibt, seine Beschlüsse über die Gesetze zu erheben, und indem

Wagenlenker
Delphi, Museum

Athen, Parthenon, nach einer Zeichnung von Stuarts (1751)

Arkadien, Stymphalischer See

er alle Dinge vor den Demos bringt, wird er selber groß. Das wahrste Kennzeichen dieser Demokratie ist die Besetzung der Ämter durch das Los, neben welchem alles Wählen für aristokratisch gilt.

Damals tobten durch die meisten Gegenden Griechenlands die furchtbarsten Kämpfe zwischen den Demokraten und den noch vorhandenen Mächtigen (δυνατοί), Aristokraten und Reichen, wobei jene als athenische, diese als lakedämonische Partei galten. Vor allem darf man nicht aus dem Worte „Oligarchen" schließen, daß diese Klasse nur aus wenigen bestanden hätte, offenbar hat man es oft mit Tausenden, mit dem ganzen besitzenden Stande zu tun. Dies wird vorzüglich klar bei den schrecklichen Hergängen von Kerkyra (seit 425 v. Chr.). Hier kommt man schon mit den Zahlen bei Thukydides bis gegen 1000, und Diodor rechnet die umgekommenen Vornehmen sogar zu 1500, und doch war der siegreiche Demos noch nach 14 Jahren vor den überlebenden Flüchtlingen in Sorge und erklärte deshalb Sklaven zu Freien und Fremde zu Bürgern. In Argos konnten (416 v. Chr.) tausend junge Leute aus den Wohlhabenden, da sie auch kriegsgeübt waren, die Demokratie abschaffen und (wenn auch nur auf kurze Zeit) eine Aristokratie bilden.

In weit überwiegendem Maße aber siegte oder behauptete sich in den griechischen Städten die Demokratie, namentlich seit Leuktra (371 v. Chr.), als Sparta sich selbst nicht mehr decken konnte, geschweige denn die auswärtigen Oligarchien. Das Hauptmittel des Erfolges waren wiederholte Massenmorde. In Korinth waren schon im Jahre 392 über hundert des Lakonismus verdächtige Aristokraten getötet worden, an einem Feste — weil man da die Leute am ehesten beisammen fand — im Theater, auf der Agora, an den Götteraltären, auf dem Richtersitz. Um die Zeit von Leuktra erschlug in Argos die Menge zwölfhundert Bürger mit Stöcken (Skytalismos) und tötete auch die Volksführer, als diese zur Ruhe mahnen wollten, worauf der entsetzlichste Zustand erst recht eintrat: beständiger Krieg mit stärkeren Nachbarn, jährliche Verwüstung des Gebietes und dann regelmäßige Hinrichtung reicher und angesehener Bürger „mit solcher Freude, wie man sonst kaum Feinde tötet". Ausgewichene Oligarchen wissen sich etwa durch einen augenblicklichen, wenn auch hoffnungslosen Überfall der Heimat furchtbar zu rächen (Phigalia); andere (Phlius) siegen zwar entschieden, aber nur mit Hilfe von Söldnern, von welchen sie dann verräterisch an ihre Stadt ausgeliefert und dort zu vielen Hunderten getötet werden; wieder andere (Korinth), welchen die Rückkehr mißlingt, töten sich lieber gegenseitig, als sich in die Hand der Feinde zu geben. Auch das tugendhafte Theben, als es nach dem Tode des Epaminondas in ein zielloses Fehdewesen hineingeraten, pflegte seine angesehensten und für das Vaterland opferbereitesten Bürger zu töten, weil sie verdächtig waren, oder einfach,

weil man Geld brauchte. Überhaupt gehen Städtekriege und städtische Unruhen häufig durcheinander. Wie wenig man bei den nur des Geldes willen unternommenen Verfolgungen auf die etwaigen politischen Meinungen der Opfer sah, ist schon oben am Beispiele Milets gezeigt worden.

Welches aber auch die Leiden und Wirren sein mochten, tatsächlich behauptet sich immer die Demokratie als das jetzt einzig Mögliche, und auch wenn sie gelegentlich in jene Tyrannis der späteren Art umschlägt, so stellt sie sich stets wieder irgendwie her. Als Timoleon in Sizilien auftrat, schauderten die Sikelioten vor allem, was Rednerbühne und Agora hieß, weil von daher alle Tyrannien über sie gekommen waren, aber auch Timoleon konnte nichts als überall Demokratien herstellen. Auf diesem Boden wächst nichts anderes mehr, bis die großen Monarchien kommen. Schon daß so viele griechische Städte und fast alle Kolonien Seestädte waren und die gegenseitige Einwirkung in betreff von Staatswesen, Denkweise und Verkehr so leicht, hielt einen beständigen Geist der Neuerung aufrecht. „Die See ist eine Lehrerin des Bösen (Θάλασσα πονηροδιδάσκαλος)", seufzt schon Plato, und Cicero in einer langen und beredten Auseinandersetzung führt dies weiter aus. Die Lust an der Bewegung und Parteiung als solcher bekommt selbst einmal vom Teilnehmer eines Parteisieges die Warnung zu hören: Treibet nicht alle Gegner fort, sondern laßt einige übrig, damit wir nicht, von allen Feinden befreit, Händel unter Freunden beginnen.

Die wichtigste, wenn auch nicht sogleich beachtete Folge des ganzen Treibens, die Abwendung vieler Redlichen und namentlich vieler Hochbegabten vom Staat mag der inneren Entwicklungsgeschichte des griechischen Geistes vorbehalten bleiben. Die frühesten Marksteine, schon im 5. Jahrhundert, sind Heraklit von Ephesos und Timon von Athen; jener überhaupt voll Verachtung gegen alles, was ihn umgab, gegen alte Dichter wie gegen zeitgenössische Philosophen, absichtlich dunkel in seinem Hauptwerk, höhnisch gegen die Ephesier, zumal als sie für ihre schon so üble Politeia von ihm Gesetze wünschten, stillschweigend, „damit ihr sprechen könnt!" — dieser eine stadtbekannte athenische Figur, welche in dem kulturgeschichtlichen Bilde Athens im 5. Jahrhundert nicht wird fehlen dürfen. Dann verrät bereits Euripides in seiner Gesprächigkeit, daß „Brave und Einsichtige schweigen und sich nicht zu den Geschäften drängen". Für Syrakus trat diese Abwendung gleich mit dem Petalismos um die Mitte des 5. Jahrhunderts ein. „Die Gebildeten (χαριέστατοι), welche vermocht haben würden, das öffentliche Wesen durch ihre Tüchtigkeit zu stützen, hielten sich vom Staat zurück und legten sich aus Furcht auf das Privatleben, während die Staatssachen den bösesten und frechsten Bürgern anheimfielen." — Das Klagen hierüber hat jedoch schon im Altertum nichts geholfen, und vom 4. Jahrhundert an wird diese Flucht

vor dem Staat bei einer gewissen Bildung und Denkweise beinahe zur Regel. Viele mögen ohnehin bei den Stürmen ihrer Poleis als Oligarchen der Brandschatzung, Verbannung, Ermordung unterlegen sein, und jedenfalls war der Nachwuchs bedroht und beschränkt. Nun sind aber damals die wichtigen Menschen für die Welt und ihre Kultur nicht mehr die Staatsmänner und was sich sich als solche gab, sondern die Leute von Geist im weitesten Umfang des Wortes.

Von der späteren Zeit der demokratischen Polis, seit der Schlacht von Chäronea, wendet sich der Blick bekanntlich gerne ab, es ist aber alles eine Kette von Ursachen und Wirkungen bis zur gegenseitigen Ausrottung, bis zur Verödung desjenigen Griechenlands, das die Römer übernahmen, und dieser Krankheitsgeschichte wird sich die Darstellung, sobald sie objektiv verfahren soll, nie entziehen können. Der Prozeß der teils innerlichen, teils gegenseitigen Aufzehrung der Poleis ist ein logischer, aus deren Wesen unvermeidlich hervorgehender; der unbedingte Lebensdrang war in seinen Konsequenzen zur inneren und äußeren Todesursache geworden. Das Hauptübel war, daß sich die Demokratie mit der starken antibanausischen Gesinnung gekreuzt hatte, daß die Gleichheit der Rechte mit der Abneigung gegen die Arbeit zusammengetroffen war, worauf die Nichtstuer die Mittel des Stimmrechts und des Gerichtswesens auf permanente Bedrohung der Besitzenden wandten. Es ist wahnsinniger Mißbrauch der Majorität in einer Sache, welche unvermeidlich auch diese wieder in eine Majorität und Minorität spalten muß; eigentliche Oligarchen gibt es längst nicht mehr, man nennt nur jederzeit die Opfer so. Den Ausgang nahmen diese Dinge, wie man aus Polybios ersieht, in städtischen Katastrophen ohne Ende und auch noch in Fehden von Polis gegen Polis, wobei die wachsende Verarmung auch den Bezug von Sklaven sehr eingeschränkt haben kann. Deshalb haben später Strabo, Plutarch, Dio Chrysostomos und Pausanias auf ihren Reisen in Griechenland so viele weite Einöden mit Städteruinen durchwandern müssen.

9. Lebenszähigkeit der Stadtbevölkerungen

Griechische Bürgerschaften aber starben nicht leicht. Erinnern wir uns wieder an jenes Wort des Isokrates: „Ein schuldiger einzelner Mensch stirbt vielleicht, bevor ihn die Vergeltung erreicht, die Poleis aber, mit ihrem Nichtsterbenkönnen (ἀθανασία), müssen die Rache der Menschen und der Götter ausdulden." Erst aus der furchtbaren Lebenszähigkeit dieser Wesen vervollständigt sich ihr Bild zu jener Erscheinung, die in der Weltgeschichte nur einmal dagewesen ist.

Aufs äußerste um das Dasein zu kämpfen und dann in den letzten Untergang freiwillig hineinzugehen, mit Familie und Habe, in den

Flammen und Trümmern der Volksburg, das haben im Altertum auch Karthager und Juden, Lykier, Numantier und so viele Völker vermocht. Was den Griechen unterscheidet, ist, daß er eine Polis bleibt, auch wenn er aus den Mauern vertrieben oder ausgewandert ist, ja daß auch einzelne Bruchteile und Parteien sich noch als lebendiges politisches Ganzes fühlen, so wie es im Grunde jede Kolonie vermochte. Der Mensch gilt hier jederzeit mehr als seine Stätte und seine Habe; die Polis besteht aus den Menschen und nicht aus den Gebäulichkeiten, und man verzichtet auf Tempel, Erinnerungen und Gräber der Ahnen, um anderswo weiterzuleben, im Herzen Wut und den Willen der Rückkehr. Diese Eigenschaft ist schon zu begreifen aus dem Ursprung der Polis durch jene Synoikismen oder Zusammensiedlungen aus Dörfern und Landstädten; mochten diese zerstört, ihre Feldmarken, falls sie zu ferne lagen, verödet werden — wenn es gelang, ihre hergeholte Einwohnerschaft zu einem wehrfähigen, sich selbst genügenden Staatswesen zu verschmelzen, so mußte dieses eine andere Art von Lebensgefühl entwickeln als ein zufällig und allmählich zur größeren Stadt gewordener Markt oder Hafen. Freilich lag in diesem Gefühl eine Resignation mit aufgespart, welche in die heftigste Leidenschaft umschlagen konnte.

Es sind drei Eigenschaften, welche damalige Stadtbevölkerungen von allen neueren unterscheiden: der feste innere Zusammenhalt wenigstens der entscheidenden Volksquote, der Abscheu gegen jede Unterordnung nach außen und die Verpflanzbarkeit. Kein neueres Stadtvolk hätte sagen dürfen, was das von Xerxes bedrohte Athen durch den Mund des Themistokles (VIII, 61) vor der Schlacht von Salamis sagen durfte: es besitze eine Polis und eine mächtigere als die Widerredner (die Korinther), solange es zweihundert Schiffe voller Leute habe, welche nötigenfalls nach dem großgriechischen Siris fahren könnten. Nur im Hinblick auf diese große Beweglichkeit begreift man auch, wie die Peloponnesier nach dem Siege von Mykale (IX, 106) den Vorschlag machen konnten, die Leute aus den ionischen Städten nach denjenigen Städten von Hellas überzusiedeln, deren Einwohner mit den Persern gehalten hatten.

Griechenland war übel heimgesucht von ausgetriebenen oder geflüchteten Einzelteilen und Parteien von Bürgerschaften, welche auswärts nach Kräften beisammen blieben und auf den Augenblick einer Rückkehr um jeden Preis lauerten. Der Flüchtling ist schon eine der bekanntesten Gestalten des griechischen Mythus; man wird vertrieben oder flüchtet hauptsächlich um freiwilligen oder unfreiwilligen Mordes willen, und an den gastlichen Fürstenhöfen der heroischen Zeit fehlt nirgends ein solcher Schützling.

Man will die Heimat nicht nur wiedergewinnen, sondern man weiß in der Regel, daß dies nur mit der äußersten Gewalt möglich sein wird, nur indem die jetzt dort Herrschenden unschädlich ge-

macht werden. Es sind Griechen, die sich gegen Griechen behaupten wollen, und damit ist genug gesagt. Womöglich taten sich Flüchtlinge verschiedener Städte zusammen, um diese letzteren eine nach der anderen zu bezwingen, so wie dies im mittelalterlichen Italien vorkam; auch wurde die Polis, in der man Zuflucht gefunden, nach Kräften zur Mithilfe bewogen. Das gewaltige Anwachsen des Söldnertums seit Anfang des 4. Jahrhunderts steht mit dem Flüchtlingswesen gewiß in engster Verbindung; unter den Waffen lebte der einzelne vielleicht sicherer denn als schutzloser Fremder in irgendeiner Stadt, wo er beim geringsten Anlaß zum Sklaven gemacht werden konnte. Aber daneben und in den Pausen der Kriege irrte eine gewaltige Menge vaterlandslos gewordener Griechen im Elend herum — πλανώμενοι —, „verderblich für jeden, auf den sie trafen, vielleicht in Bälde zahlreich genug, um den Fremden so furchtbar zu sein als den Hellenen; eine Masse, aus der man leicht ein größeres und besseres Heer zusammenbringen kann, als aus allen denjenigen, welche noch als Bürger in den Städten leben". Dies war die Lage kurz vor Chäronea; Alexanders Kolonien in Asien mögen dann einen großen Teil dieser „Herumirrenden" an sich gezogen haben. Es war wohl besser so, als wenn diese Unglücklichen ihre Heimat wieder betraten. Die unselige dämonische Macht zurückgekehrter Flüchtlinge hatte sich z. B. vor kurzem in Theben geoffenbart, bei der Nachricht von König Philipps Tode. Die Flüchtlinge waren nachts angelangt und hatten die vor 43 Jahren geschehene Befreiung der Kadmeia von der spartanischen Besatzung parodiert, indem sie die makedonischen Kommandanten dieser Burg töteten; nun konnten sie in der Volksversammlung alles mit sich reißen durch den Ruf „Freiheit!" — alte und schöne Worte, wie Arrian sagt; — mit dem leichtsinnigsten Trotz wurde dann Alexanders Gnadenanerbieten abgewiesen und sogleich auf seine Leute geschossen; da unter den Flüchtlingen solche waren, die von ihm keine Schonung zu erwarten hatten, trieben sie das Volk zum Kampfe. Schon beim Sturm brauchte er dann die Thebaner bloß der Wut ihrer platäischen, phokischen und anderen Nachbarn zu überlassen, und ebenso die Stadt, als es an deren Zerstörung ging. Der makedonische König hatte kaum nötig, sich selbst mit der Zerstörung zu beladen, er ließ Griechen gegen Griechen machen. — Als Herr von Asien hat dann Alexander nicht lange vor seinem Tode jenen Machtbefehl nach Griechenland gesandt, welchen der Herold zu Olympia in Gegenwart von 20.000 Flüchtlingen aller Städte ausrief: allen Verbannten, nur Tempelräuber und Mörder ausgenommen, sei die Rückkehr in die Heimat gestattet; welche Polis sich widersetzen würde, sollte dazu gezwungen werden. Vielleicht lag hierin ein sehr hohes Gefühl von der Erhabenheit eines Königtums, vor welchem die Parteiungen bloßer Poleis zu erlöschen hätten; vielleicht aber wünschte der König nur in jeder Stadt eine

Partei zu haben gegen den Geist der Neuerung und des Abfalles, ja es ist nicht undenkbar, daß er geradezu Zwietracht und mittels dieser möglichste Schwäche habe stiften wollen. Und selbst die beste Absicht vorausgesetzt — es gehört zu düsteren Wahrheiten der Völkergeschichte, daß gewaltsames Gutmachen begangenen, aber schon etwas verjährten Unrechts Verderben bringt. Dieser Art war oft die Restitution von Flüchtlingen in Verbindung mit dem Wiederaufrühren alter Händel und Kassation alter Prozesse, ja Cicero erkennt darin den Anfang des Endes einer Polis: Perditae civitates, desperatis omnibus rebus, hos solent exitus exitiales habere, ut damnati in integrum restituantur, vincti solvantur, exules reducantur, res judicatae rescindantur. Haec quum accidunt nemo est quin intellegat, ruere illam rem publicam. Haec ubi eveniunt nemo est qui ullam spem salutis reliquam esse arbitretur. — Aber Griechenstädte starben furchtbar schwer, und die Zähigkeit des Flüchtlingswesens war auch nichts anderes als eine Teilkraft vom Lebenswillen der Polis, welcher so heftig pulsiert hatte, als sie entstand, so unerbittlich und ausschließlich herrschte, als sie kräftig war, und jetzt sich in langen Konvulsionen dahinwand, bis der Untergang oder die Römermacht Ruhe und Stille schuf.

III. Objektive Betrachtung der Staatsformen

Es war eines der teuer erkauften Resultate des Lebens und Leidens der Polis, daß der griechische Geist die Staatsformen objektiv und vergleichend anschauen und schildern lernte. Der Orientale war durch heiliges Recht und tatsächliche Despotie innerhalb des Gesichtskreises seines Staates festgehalten, und wenn bei den Hebräern die Kritik des jedesmaligen Staatswesens durch die Propheten geübt wurde, so geschah dies durchaus nur vom theokratischen Gesichtspunkte, hauptsächlich von der Frage aus: ob Jehova im Glauben und Leben geehrt werde oder nicht. Erst ionische Griechen haben den Achämenidenhof mit der Beratung über die beste Staatsform (bei der Erhebung des Darius) belebt, und erst Herodot hat die politischen und anderen Räsonnements im Stabe des Xerxes gedichtet.

Bei den Hellenen ist schon die einmalige Entstehung der Polis ohne Beratung nicht denkbar, und sofort entsteht die Agora und entwickelt ihre unvermeidlichen Konsequenzen: Besprechung über das Ganze des Staates und über alle einzelnen Fragen des täglichen politischen Lebens. Die frühesten Dichter, Hesiod in seinen Mahnungen, Tyrtäos in seinen Aufrufen, streifen durch den Ton der Paränese noch hie und da an die Propheten; bei Solon spricht schon die freie Betrachtung. Nachdem dann Zunge und Sinn vollständig gelöst waren, haben nicht nur die Dichter die Polis auf alle Weise apostrophiert, verherrlicht und verspottet, sondern die Staatsmänner

redeten in weitem und lichtvollem Zusammenhang über die Lage des Augenblicks, und die Geschichtschreiber durchdrangen sich völlig mit politischen Anschauungen; die Philosophen aber gönnten dem Staat nicht bloß ihre Betrachtungen, sondern erhoben ihn auch zum Objekt dichtender Spekulation, während sie sich der konkreten Polis bereits zu entziehen pflegten. Und nicht nur der hellenische Staat wurde betrachtet, von den Griechen allein rührte auch fast alles das her, was bis zu den Entdeckungen unseres Jahrhunderts über die Staatseinrichtungen der übrigen alten Völker, von Ägypten bis zu Persien und Karthago gewußt wurde, und noch der späte Polyb hat das bündigste gesagt, was über den römischen Staat der Blütezeit jemals im Zusammenhang gesagt worden ist. Die Griechen allein schauen und vergleichen alles.

Vielleicht aus demselben Jahre, in welchem Aristophanes seine Wolken aufführte (424 v. Chr.), stammt das früheste vorhandene politische Memoire der Welt, die dem Xenophon fälschlich beigelegte Schrift „Über den Staat der Athener". Ein attischer Oligarch — Kritias oder wer sonst — hat sich die nötige eiskalte Objektivität auferlegt, um im einzelnen darzutun, daß die Demokratie, böse wie sie sei, in ihrem Interesse durchaus zweckmäßig handle, so wie sie handle. Er bringt auf diese Weise im Leser eine völlige Überzeugung über die vorgebrachten Tatsachen hervor, obwohl er sich dazwischen auch etwa einen offenen Hohn gestattet. In der Zeichnung politischer Situationen, in der Begründung von Vorschlägen erreichen zugleich die Reden und die Debatten bei Thukydides eine vollendete, sichere Meisterschaft, mögen sie nun eher ihm oder dem sprechend Eingeführten angehören, und noch in den Hellenika des Xenophon findet sich jener unvergleichliche Redekampf auf Leben und Tod zwischen Kritias und Theramenes. Bald beginnen dann die erhaltenen attischen Staats- und Gerichtsreden.

Inzwischen hatte sich auch die Philosophie aufgemacht, nicht nur um über den Staat im allgemeinen und besonderen zu reden und zu schreiben, so daß mit der Zeit jeder angesehene Philosoph eine Schrift περὶ πολιτείας (vom Staat) hinterließ, sondern sie entwarf, wie schon angedeutet, Idealbilder, Utopien vom Staate, wie er sein sollte — an und für sich ein Unternehmen, welches der Phantasie der Griechen vollkommen angemessen war. Plato, ebenfalls vom wirklichen attischen Staatswesen früh abgestoßen und demselben in der Folge völlig entfremdet, hat zunächst doch lange Zeit sich von dem Drange nach politischer Wirkung nicht freimachen können; er war der Meinung, daß nur aus der wahren Philosophie das Rechte im Staat und Privatleben zu erkennen sei und daß daher die Menschengeschlechter nicht aus dem Jammer herauskämen, bis das Geschlecht der wahren und richtigen Philosophen zu den bestimmenden Ämtern gelangte, oder aber die in den Poleis Mächtigen zu wahren Philosophen würden. Plato hat

sogar die Verwirklichung seiner eigenen Utopien für möglich gehalten! Außer der idealisierenden Schilderung eines wesentlich ägyptisch eingerichteten Ur-Athen, 9000 Jahre vor dem jetzigen, wie sie im Timäos und im Kritias vorkommt, hat er in zwei umfangreichen Werken das Bild eines unbedingten und dasjenige eines gemäßigten Staates, wie er sein sollte, entworfen.

Das erstere Buch, die Politeia, hat zunächst neben seiner Formvollendung einen unvergänglichen historischen Wert durch die reichen Aufschlüsse über den damaligen Zustand des wirklichen Griechenland. Sodann lernt man hier, wie nirgends anderswo, die griechische Polis in ihren verborgensten Wünschen und ursprünglichen Intentionen kennen und wird inne, welche Konsequenzen eigentlich hätten gezogen werden müssen. Die völlige Abdikation des Individuums und sein absoluter Heimfall ans Allgemeine sind hier ausgedrückt durch Abwesenheit des Privatbesitzes und Weiber- und Kindergemeinschaft bei den zwei oberen Ständen, nämlich den Regierenden und den Wächtern oder Helfern; diese leben und speisen auch gemeinsam, und die Kinder, die ihre Eltern nicht kennen, werden von Geburt an öffentlich erzogen. Hier zeigt es sich am deutlichsten, welche Verhärtung das Polis-Ideal auch über einen auserwählten Geist bringen konnte. Der ganze erwerbende Stand aber — Landbauern wie Gewerbetreibende —, also die Masse, sind vom aktiven Staatsleben ausgeschlossen und zu völligem Dienen angehalten. Nur hatte gerade die Masse im damaligen Griechenland das Heft in den Händen, und es gehörte ein hoher Grad von Hoffnungsseligkeit dazu, um zu glauben, sie würde dasselbe wieder loslassen. Die Gütergemeinschaft sodann ist zunächst ein Bestandteil fast jeder Utopie und kurz vor Plato wird sie gepredigt von der Praxagora in den Ekklesiazusen, sie jedoch in die Wirklichkeit einzuführen wäre aus zwei besonderen Gründen unmöglich gewesen: der Privatbesitz und Privatgenuß war nämlich ein Hauptstreben fast aller damaligen Griechen und hatte sich auch tief eingefressen in dasselbe Sparta, das der platonischen Politeia sonst soviel näher steht und soviel mehr Farben leiht, als alle übrigen Staaten; ferner hatte man gelernt, durch periodische Beraubung der Besitzenden den Vermögensungleichheiten einigermaßen zu begegnen. Weiterhin machen die in ein Lager gewiesenen „Wächter" mit ihrer als selbstverständlich angenommenen Pflichttreue eine gar zu unmögliche Figur neben den gewaltigen Söldnerrotten, welche damals die Poleis ausbeuteten. Das Ganze der Politeia endlich mit ihrer Absperrung nach Kasten, ihrem vorgeschriebenen Tun, ihrer Abwehr gegen jede Neuerung kontrastiert auf das stärkste mit dem reich und schrankenlos entwickelten Individualismus des damaligen Griechen. Das Allerfraglichste ist jedoch die Leitung des Ganzen. Laut Plato sollte durch frühe Auswahl und sorgfältige Erziehung ein oberster Stand der „Regierenden" (ἄρχοντες) gebildet werden, welche man

schon Mühe hat, sich einträchtig vorzustellen, weil es doch Griechen sind, es sollten aber zugleich Philosophen sein, und hier kann dem Leser der Ernst ausgehen.

In seinen spätesten Jahren entwarf dann Plato das Bild einer bedingten Utopie in seinem Buch „Von den Gesetzen", welches wenigstens schon bei Aristoteles als sein Werk anerkannt wird und den Hauptbestandteilen nach von keinem anderen sein kann. Das gemäßigte Ideal, welches hier in der Hoffnung auf leichtere Verwirklichung entwickelt wird, ist im Grunde ebenso unmöglich wie jenes erste, weil es ebenso gegen das Wesen des Griechen und des Menschen geht. Diesmal wird auf Gemeinschaft der Weiber und der Habe verzichtet; es handelt sich um eine Ackerstadt von 5400 stets vollzählig zu haltenden Landlosen, möglichst abseits vom Meere (nach welchem doch das ganze Griechentum lechzte). In den einzelnen Einrichtungen, welche hier bis ins genaueste hinein geschildert werden, verrät sich auch diesmal wieder die Polis mit ihrem Wunsch, das ganze äußere und innere Leben des Menschen sich absolut dienstbar zu machen; nicht nur vom Meere, welches so viele bunte und böse Sitten mit sich bringe, soll derselbe abgesperrt werden, sondern namentlich von der eigenen Phantasie, so daß die ganze Einwohnerschaft ihr Leben lang eines und dasselbe „singen und sagen" müßte; auch die Dichtung (welche sonst so vorherrschend das griechische Volk erzog) sollte hier wie in der Politeia in sehr bestimmte Grenzen gebannt und die Kunst und die Religion hieratisch stillgelegt werden. Die Lenkung dieses Staates fällt aber bedeutsamerweise hier nicht mehr einer Auswahl von Herrscher-Philosophen, sondern einem einzigen „Gesetzgeber" zu, einem permanenten Allerweltsaufpasser, Belohner, Tadler, Moralisten, Kontrolleur aller Habe, Ausgaben und Geschäfte der einzelnen, welcher natürlich ein Beamtenheer für seine Obliegenheiten nicht entbehren kann. Den Schlußstein des Ganzen bildet ein aufgezwungener Optimismus: in der berechtigten Ahnung, daß sich Unzufriedenheit regen möchte, wird das Reisen nach Kräften verboten und denjenigen, welche auswärts gewesen sind, befohlen, daheim auszusagen, es sei draußen alles weniger gut. Endlich soll man fleißig in Delphi fragen lassen — in einer Zeit, da vielleicht Pythia bereits „philippizte".

Platos Zeitgenossen und spätere Philosophen entwarfen nach seinem Vorgang noch eine Anzahl von Utopien, und schon Aristoteles zählte einige derselben auf. Von diesem ganzen Vorrat würden für uns jene Utopien der Stoiker den meisten Wert haben, nicht weil sie hätten ausführbarer sein müssen als die platonischen, sondern weil wir darin die Denkweise der Stoa durch ein Schlußkapitel vervollständigt finden würden, das uns jetzt fehlt. — Übrigens sollte ja in der spätesten Zeit des Altertums noch mit dem Staate Platos selbst ein Versuch gemacht werden: im Jahre 263 n. Chr.

wollte Plotin, das Haupt der neuplatonischen Schule, an der Stelle einer wüst liegenden kampanischen Stadt eine Platonopolis im vollen Sinne des Wortes gründen und dort seine Freunde um sich versammeln; auch nahm der Kaiser Gallienus den Plan nicht ungünstig auf, allein das Übelwollen einiger Hofleute hintertrieb die Ausführung. (Oder vielleicht das Übelvermögen der kaiserlichen Kasse.)

Wenn Plato mit der Erwartung, seine Utopien verwirklicht zu sehen, sollte allein gestanden haben, so wird doch bei allen Utopisten ein gewisses Verlangen vorauszusetzen sein, auf ihre Zeitgenossen praktisch einzuwirken, ihnen eine bestimmte politisch-soziale Richtung mitzuteilen. In einsamer Höhe steht ihnen allen gegenüber Aristoteles. Er wußte zunächst mehr vom wirklichen Staat als alle übrigen, und sein großes, nur noch in armen Bruchstücken vorhandenes Buch von den „Politien" enthielt eine Rechenschaft über 158 (nach anderen sogar 250) verschiedene Verfassungen. Erhalten aber ist seine „Politik" oder Lehre vom Staat, deren Wert nicht nur in den allgemeinen Definitionen oder in den herrschenden griechischen Ansichten von dessen Natur und Zweck oder in der Fülle von Mitteilungen über wirklich Vorhandenes, sondern in der Erkenntnis liegt, daß überhaupt mehrere Grundformen berechtigt seien, Typen bildeten, deren Ausartung er dann in Parallele bis heute stellt. Die Folge ist gewesen, daß die Welt das Politische bis heute zum Teil mit den Augen des Aristoteles sieht und in seinen Ausdrücken davon spricht, wobei man immerhin voraussetzen mag, daß seine Schule und andere spätere Philosophen, deren so zahlreiche Schriften „vom Staate" nur aus den Titeln bekannt sind, zur Verbreitung seiner und ähnlicher Anschauungen noch vieles werden beigetragen haben.

Es sind alte Weltgesetze, daß die Kräfte nur im Gegensatz, nur im Ringen gegeneinander sich vollständig entwickeln und bewußt werden und daß eine stark entwickelte politische Kraft die große Grundbedingung ist für alles äußere und geistige Gedeihen, die unentbehrliche Stütze der nur an ihr emporwachsenden Kultur. In letzterer Beziehung haben die griechischen Poleis lange Zeit hindurch Großes geleistet. Sodann ist vielleicht das äußere Schicksal der Menschheit im ganzen einmal von den Griechen in ihrer Glanzzeit bestimmt worden, als sie der persischen Weltmacht das Vordringen nach Westen wehrten; die Eroberung Persiens aber vollbrachten dann nicht mehr die Poleis, sondern Alexander, während sie gegen ihn verschworen waren. Es bliebe nun übrig, ihr sonstiges Glück und Unglück, soweit sie es sich selber bereiteten, zu beurteilen, und hier dürfen wir wohl sagen, daß die Polis, soweit sie sich nach innen und nach außen entwickelte, ihre Menschen mit der Zeit überwiegend unglücklich gemacht haben muß. Sie bildete das Individuum nicht nur zur Persönlichkeit aus, sondern trieb es auf das heftigste vorwärts und verlangte doch völlige Entsagung;

endlich spricht dann statt der Polis die jedesmalige Masse, und nun nicht mehr im Sinne eines höheren Allgemeinen, sondern je nach ihrer Gier; diese letztere aber hat die Eigenschaft, daß sie nie zu stillen ist. Schon die Bedrohung des Daseins mußte nun die äußerste Erbitterung erzeugen; da aber von früher her die Polis das eins und alles, ja die Religion der Griechen gewesen war, so hatten die Kämpfe um sie überdies, wie schon früher gesagt, die Wut, die man sonst an Religionskämpfen beobachtet. Man kann daher auf die Anschauung kommen, daß in der ganzen Weltgeschichte kaum eine andere Potenz ihr Leben und Streben so furchtbar teuer bezahlt haben möchte wie die griechische Polis. Denn in gleichem Maße mit der hohen geistigen Entwicklung der Hellenen muß auch die Empfindung für die Leiden gewachsen sein, die sie einander zufügten. Und auch die Nachwelt hat bei diesem Hergang gewiß unendlich viel eingebüßt, so reiche Blüten auch der griechische Geist, zumal in der bildenden Kunst, noch später getrieben hat. Wir würden laut klagen, wenn wir uns die Summe dessen vorstellen könnten, was verlorengegangen sein muß durch die Ausrottung originaler Menschen, durch die Verschüchterung anderer und ihr Verstummen im Privatleben, durch Verschwinden der Rassefamilien und der edleren Geselligkeit und durch das einseitige Vorherrschen und den Mißbrauch der öffentlichen Rede. Wie vieles, das nur Griechen leisten konnten, wäre noch zur Blüte gelangt ohne das rasche und schreckliche Vorwärtsleben der Polis!

IV. Die Einheit der griechischen Nation

1. Der gegenseitige Kampf und die Kräfte der nationalen Einigung

Daß die Griechen eine so mächtige einheitliche Kultur haben entwickeln können, ist besonders deshalb ein starker Beweis ihrer ursprünglichen nationalen Einheit, weil sie politisch stets eine Vielheit gewesen und es später solange als möglich geblieben sind. Unter einzelnen Staaten aber, mögen sie groß oder klein sein, waltet im Altertum Feindschaft. In einem großen Kontinent wie Asien ringt ein besonders kräftiges Volk die anderen zu Boden und es entstehen Weltmonarchien, welche solange dauern, bis eines der unterworfenen Völker sich erhebt und seinerseits das Prinzipat an sich reißt. Eine eudämonistische Geschichtsanschauung mag die mit jeder Bildung einer solchen Weltmonarchie verbundene Kulturausgleichung rühmen; andere mögen finden, daß die von fremder Knechtung unzertrennliche Entwürdigung vieler Einzelvölker ein etwas teurer Preis hiefür gewesen. Bisweilen befiehlt ein Gott einem erobernden Volke die Vernichtung der Vorgefundenen und ergrimmt, sobald irgendeine Schonung geübt wird. Entschlossene See-

fahrer wie die Phönizier erlauben sich das Äußerste, um Alleinherren ferner Außenposten und Alleinkenner ferner Wasserpfade zu bleiben, und vollends die Karthager sind dann Meister im Lahmlegen der Unterworfenen und im vorsorglichen Vernichten dessen, was andere Kräfte anlocken könnte. Die Griechen aber bieten das besondere Schauspiel einer alten und dauernden Feindschaft zwischen vielen kleinen Einzelteilen einer und derselben Nation, so daß dieser Anblick, im ganzen genommen, schon gewissermaßen wieder einheitlich wirkt und für das Auge eine Gruppe bildet.

Zwar hat das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des dorischen oder ionischen Stammes bei großen Stürmen, wie der Perserkrieg und der Peloponnesische Krieg, noch teilweise darüber entschieden, zu welcher Gruppe eine Polis sich schlagen sollte, aber in der nächsten Nähe und zwischen den nächsten Stammesgenossen kannte man von jeher keine Rücksicht. Die lakedämonischen Dorer haben die messenischen nach Kräften vertilgt, bloß weil sie deren Landgebiet wünschbar fanden. Den Göttern und Heroen aber einer anzugreifenden Stadt machte man etwa ein Kompliment, indem man sie einzuwilligen bat, daß die, welche zuerst Unrecht begangen, bestraft würden und die gesetzlichen Angreifer ihre Genugtuung erhielten.

Inzwischen aber hatte die Polis ihre Lebenszüge und Konsequenzen zu entwickeln Zeit gehabt. Wir sprechen nicht von der Schutzlosigkeit des einzelnen in einer Stadt, wo er nur als Fremder verweilte, denn dies mag sich überall nicht viel anders verhalten haben, und wer möchte sich mit Kleinigkeiten dieser Art aufhalten neben dem großen und furchtbaren Hauptphänomen, welches sich im Verhalten von Staat gegen Staat kundgibt?

Wer die Polis in ihrem Innern, in ihrer Härte gegen unterdrückte Parteien, dann in ihrem nächsten Umkreise als Unterdrückerin alter griechischer Landbevölkerungen kennengelernt hat, der wird in ihrem Benehmen nach außen nichts als eine Fortsetzung derselben Logik erkennen. Je fieberhafter aber mit dem 5. Jahrhundert das Leben innerhalb der Poleis sich gestaltete, desto häufiger wurden auch ihre Fehden nach außen, desto kürzer die Friedenspausen, desto unsicherer die Verträge; mehr und mehr wurde der einzelne Staat sich bewußt, daß alle anderen seine Lebenskonkurrenten seien, und benahm sich jetzt erst recht darnach, so daß die Zeit der höchsten Kulturblüte auch die der greulichsten Exekutionen ist.

Zwar, wenn man die Griechen hört, hätte es heilige Gesetze der Milde im Sieg gegeben: die Städte nicht von Grund aus zu zerstören, solche, die sich mit ausgestreckten Händen ergeben, nicht zu töten, die Gefangenen um bestimmten Loskauf freizugeben, die Leichen der Gefallenen auszuliefern, gefangene Jungfrauen nicht zu schwächen usw. Ja die Nation bildete sich zuletzt wirklich ein, hellenisch und menschenfreundlich seien gleichbedeutend, und schon

bei der Einnahme von Ilion hätten die Sieger ganz in hellenischer Art (πάνυ Ἑλληνικῶς) ausrufen lassen: Jeder dürfe sein Liebstes mitnehmen, worauf Äneas die Hausgötter und den Vater forttrug.

Im Kriege galt es zwar bei allen alten Völkern als ein ewiges Gesetz, daß Menschen und Habe, σώματα καὶ χρήματα, dem Sieger irgendwie gehörten. Aber bei den Griechen kam hinzu, daß eine Menge kleiner Staaten nebeneinander lebten, jeder in unbedingtem Egoismus von dem Wunsche und der Absicht beseelt, alles zu tun, nicht nur, was zu seiner Erhaltung notwendig wäre, sondern auch, was in weiterem Bezug wünschbar und bequem erscheinen würde. Sparta sagt es sehr deutlich durch den Mund seines furchtbaren Königs Kleomenes, als er ohne irgendeinen Grund Argos angriff: „Was einer dem Gegner irgend Böses zufügen kann, gilt bei Göttern und Menschen als allem Recht vorangehend." Auch die übrigen Poleis begehen dann die entsetzlichsten Dinge, nicht einmal in sonderlicher Leidenschaft, sondern wohlerwogenermaßen, aus sogenannter Notwendigkeit, und gar nicht bloß gegen eigentliche Feinde, sondern gegen solche, welche zu opfern irgendwie zweckdienlich erscheint, überhaupt nicht aus zwingenden Gründen der Kriegführung, sondern aus politischem Hasse.

Die bei den Siegern vorherrschend übliche Handlungsweise geht auf völlige Zerstörung (κατασκάπτειν) einer bezwungenen Stadt, wobei auch die Tempel und die Gräber nicht geschont werden; Götterstatuen nimmt der Sieger bisweilen mit sich. Oder die Tempel — alte oder einzelne — bleiben stehen, wie zu Theben nach der Eroberung durch Alexander. Aus dem brauchbaren Material des gänzlich zerstörten Platää bauten die Thebaner einen neuen Heratempel und eine große Karawanserei von 200 Fuß im Geviert und verpachteten die Feldmark. Ließ man aber die Stadt bestehen, so half nur eine vollständige Neubevölkerung, und auch wenn die Stadt zerstört wurde, so durften die alten Einwohner nicht weiter existieren, damit sie nicht dereinst wiederkämen. Man mußte sie töten oder verkaufen. Die Regel war: Tötung sämtlicher Männer vom Jünglingsalter an und Verkauf der Weiber und Kinder in die Sklaverei; die Sklaven wurden entweder ebenfalls verkauft oder in die siegreiche Stadt herübergenommen. Mordete man auch Weiber und Kinder, wie z. B. die Byzantier und Chalkedonier, als sie im Jahre 415 v. Chr. Bithynien durchzogen, so geschah dies wohl, weil man nicht hoffen konnte, sie mit Vorteil als Sklaven zu verkaufen, während man etwa zu Hause schon Sklaven genug hatte. Von Platää und Melos war schon die Rede; auf Beschluß des athenischen Demos wurde bei der Einnahme von Skione (auf Pallene) die erwachsene männliche Bevölkerung ermordet und Stadt und Feldmark an die nach Athen geflüchteten Platäer gegeben. Bei der Eroberung von Mytilene auf Lesbos begnügte sich derselbe Demos mit der Ermordung der nach Athen gesandten tausend „Schuldigsten" und einer

Verteilung fast der ganzen Insel an attische Kleruchen; Schleifung der Mauern, Wegnahme aller Schiffe ging daneben mit.

Bei der geringsten Verlegenheit konnte es vorkommen, daß man Kriegsgefangene tötete, nur um sie nicht länger mitführen und speisen zu müssen; ein peloponnesischer Flottenführer, Alkidas, verfuhr so mit wehrlos überraschten Zwangsverbündeten der Athener, die keine Hand gegen ihn erhoben hatten; waren ja doch gleich von Anfang des Krieges an friedlich daherfahrende Kaufleute neutraler Staaten sowohl als athenischer Verbündeter; kurz, wen man zur See antraf, von den Spartanern ermordet worden. Und wer will von Griechen Besseres erwarten? Etwa von Sparta, das tausend seiner eigenen tüchtigsten Heloten in den Krieg sandte, damit sie aufgerieben würden, und dann erst daheim die bekannten Zweitausend heimlich morden ließ aus bloßer Zweckmäßigkeit? — Oder von Staaten überhaupt, welche in Vertilgung von Parteien im Innern jedes Maß zu verlieren im Begriffe waren? Wie hätten sie gegen äußere Feinde auch nur vernünftig, geschweige denn menschlich verfahren sollen? Wohl mag hie und da in Abrechnung zu bringen sein, daß die absolute Wortlosigkeit, welche man im Kriege noch zu den „Stratagemen" rechnete, den Gegner, wenn er siegte, zu schrecklicher Vergeltung reizte und zu berechtigen schien; es geschah aber gar zu vieles durch Überfall gegen völlig Wehrlose. Im Verlauf des Peloponnesischen Krieges sandten einst die Athener aus Geldmangel 1300 thrakische Söldner fort mit dem allgemeinen Auftrag, die Feinde Athens zu schädigen; sie überfielen das völlig ungerüstete böotische Mykalessos, plünderten Häuser und Tempel und mordeten alt und jung, auch Weiber und Kinder und eine ganze Knabenschule, sogar die Zugtiere und alles Lebende; freilich waren es blutgierige Thraker, aber der sie führte, war der Athener Diitrephes, welcher sehr wohl wissen mußte, wohin er seine Leute lenkte.

Die Vergeltung kam denn mit Ägospotamoi; die Athener hatten für den Fall des Sieges beschlossen gehabt, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen; sie hatten noch neulich die Mannschaft zweier Trieren zu Tode gestürzt, und Lysander, der das Gericht der siegreichen Bundesgenossen präsidierte, tötete eigenhändig den athenischen Strategen, der die letztere Maßregel befohlen hatte, dann wurden alle 3000 gefangenen Athener ermordet. Daß man Athen hernach nicht vernichtete, wie die Korinther, Thebaner und andere verlangten, hing nicht an dem edelmütigen Grund, welchen die Spartaner vorbrachten: eine Hellenenstadt, welche in Gefahren der Nation so große Dienste erwiesen, dürfe nicht in Knechtschaft gebracht werden, sondern an der Erwägung, daß man besser tue, einen letzten Verzweiflungskampf nicht hervorzurufen und daß man mit der Vernichtung Athens nur Theben groß machen würde.

Statt des Abhauens der rechten Hand der Überwundenen gab es

auch attische Volksbeschlüsse auf bloßes Abhauen des Daumens derselben, damit die Hand später wohl noch das Ruder, aber nicht mehr den Speer führen könne; dabei ist, wie man denken sollte, vorausgesetzt, der Besiegte — sei er Äginet oder Verbündeter der Spartaner — werde als Rudersklave eingestellt. Wenn das Wappen oder Abzeichen einer siegenden Stadt den Gefangenen mit glühendem Eisen ins Gesicht gebrannt wurde, so mag dies geschehen sein teils zur Kontrolle beim Nachzählen der Leute, teils um das Entlaufen zu erschweren, ganz gewiß aber um auch den wieder frei Gewordenen eine Schmach auf Lebenszeit anzuhängen. Es kommen noch verschiedene Degradationen vor; die Mytilenäer straften abgefallene und wieder unterworfene Bundesgenossen damit, daß bei denselben der Jugendunterricht im Lesen und Schreiben und in der Musik verboten wurde.

Zu den bekannten Druckmitteln im Kriege gehörte, daß man einem Gegner die Leichen der Seinigen nur herausgab, wenn sein Verlangen darnach zugleich ein Bekenntnis der Niederlage sein sollte, und dies hing dann z. B. bei unentschiedenen Schlachten einzig von dem höheren oder geringeren Grade von Pietät ab. Sonst ließ man die feindlichen Leichen wohl meist unbestattet, obwohl dies ein Greuel auch für die oberen Götter und überhaupt vom Entsetzlichsten war, was man tun konnte. Es wollte viel heißen, wenn der Athener Kineas, dessen Bruder gefallen war, erklärte: lieber möge derselbe unbestattet bleiben, als daß den Feinden eine Niederlage zugestanden werde.

Eine besondere Beachtung verdienen die planmäßigen Verwüstungen im Feindesland. Soweit sie zur Schädigung des Feindes als Kriegsmittel dienen, kommen sie bei allen Völkern und in den verschiedensten Zeiten vor; in unserem Mittelalter vernichtet man z. B. offene Dörfer, um deren Herrn arm zu machen und dadurch zum Nachgeben zu bringen; zu diesem Zwecke werden die Häuser verbrannt, die Bauern ermordet oder verscheucht, das Vieh — wenn es die Eigentümer nicht vorher selber getötet haben — geraubt und ebenso alle übrige Habe. Deshalb wäre auch bei den Griechen das Verwüsten und Brandschatzen, δηοῖν und πυρπολεῖν, nichts Besonderes. Anders verhält es sich mit dem Fällen der Bäume, τέμνειν δενδροτομεῖν, dessen Zweck über den gegenwärtigen Krieg weit hinausreicht und einem ganz unversöhnlichen und alten Haß entstammt.

Gab es denn unter den geistig hochstehenden, weitere Schicksale überblickenden Denkern und Patrioten niemand, der über diese Art des Kriegführens der Nation ein deutliches Wort zugerufen hätte? Wohl gab es solche Leute, und wenn man hätte hören wollen, so fehlten die Warnungen nie. Wir meinen nicht die Festredner, welche sich seit Gorgias mit gutgemeinten, aber wohlfeilen allgemeinen Vermahnungen zur Eintracht unter Hellenen und zum Kampf gegen die Fremden hören ließen — auch nicht die oft sehr

schönen Ausdrücke der allgemeinen Friedenssehnsucht, z. B. in den Worten des Chores an die Friedensgöttin bei Aristophanes —, sondern nur die Mahnungen zur Menschlichkeit. Im großen Kriegsrat des Xerxes legt Herodot dem Mardonios die Worte in den Mund: „In den Kämpfen der Griechen untereinander werden die Unterlegenen völlig vernichtet, und doch sollten die Griechen, schon weil sie die gleiche Sprache reden, die Streitigkeiten vorher beseitigen durch Herolde und Boten und auf jede andere Weise als durch Schlachten." Auch Aristophanes läßt seine Lysistrata zu Athenern und Lakonen sagen: „Aus demselben Weihwasser, als Stammesgenossen benetzt ihr die Altäre in Olympia, (Thermo-)Pylä, Pytho, und wieviele andere ich noch nennen könnte, wenn Umständlichkeit vonnöten wäre, — und dabei vernichtet ihr hellenische Männer und Städte, während fremde Völker als Feinde in der Nähe stehen." Am deutlichsten aber redet zu seiner ewigen Ehre Plato in seinem Werke vom Staat. Sollten Hellenen, fragt er, hellenische Bürgerschaften zu Sklaven machen dürfen und nicht viel eher auch andere hindern, dies zu tun? Sollten sie es nicht überhaupt zur Sitte machen, daß man des hellenischen Geblütes schone, τοῦ Ἑλληνικοῦ γένους φείδεσθαι aus Besorgnis unter die Knechtschaft der fremdländischen Völker zu fallen? Sollte man nicht überhaupt keine Hellenen zu Sklaven haben dürfen? Man müßte auch die Gefallenen nicht plündern, sondern den Feinden erlauben, die Leichen der Ihrigen wegzutragen; keine Waffen besiegter Griechen dürften in Tempeln aufgehängt werden; in Feindesland sollte man bloß die Ernte des Jahres wegnehmen und auf Baumfällen und Brandlegung verzichten; Kampf zwischen Hellenen und Hellenen ist kein Krieg, da sie von Natur Freunde sind, sondern eine Krankheit, ein Aufruhr; den Namen Krieg verdient nur der Kampf zwischen Hellenen und Fremden, weil nur hier ein Geschlecht dem anderen fremd und entgegengeartet ist; gegen die Fremden mag man sich benehmen, wie jetzt leider Hellenen gegen Hellenen tun. — Wo einzelne so dachten, redeten und schrieben, wird sich die Nachwelt es nicht nehmen lassen, das Volk, welches beharrlich anders handelte, um so schwerer zu verurteilen, zumal da es doch auch Ausnahmen gab; „Epaminondas und Pelopidas", sagt Plutarch, „haben nach Siegen nie Mord geübt und nie die Bevölkerung von Städten zu Sklaven gemacht."

Nun gab es zwischen den Städten längere und kürzere, oft auf Verträgen beruhende Friedenspausen, in welchen ein reger Verkehr herrschte; dieser aber verlangte, daß dem Nichtbürger in gewöhnlichen Zeiten einige Sicherheit gewährt werde. Bei den gegenseitigen Besuchen, mochten der Handel, die Festfeiern oder die Wanderungen zu Heiligtümern sie veranlaßt haben, bildete sich das Verhältnis der Gastfreundschaft, durch welches die griechische Nation in den Ruf einer ganz besonderen Gastlichkeit gekommen ist. Wir

überlassen diesen ganzen Gegenstand der Altertumskunde und begnügen uns mit einigen unentbehrlichen Bemerkungen. Schön und weihevoll erscheint die Gastlichkeit des früheren heroischen Zeitalters, als ein Bedürfnis der einfachen Menschennatur zwischen ihre Kämpfe hinein; es tönt, als sehnte sich diese Heldenwelt nach einem Verhältnis der reinen Güte, sei es gegen Leute aus der Ferne oder gegen Schutzflehende. Bei Homer lebt in diesen Dingen ein untrügliches Zartgefühl; zwischen Diomed und Glaukos stellt ein Gastrecht von den Großeltern her den Kampf still, sie wollen einander fortan in der Schlacht vermeiden und tauschen die Waffen; es wird sogar davor gewarnt, mit einem Gastfreund sich im bloßen Wettkampf zu versuchen. Und auch der Arme ist geschützt; denn Zeus, sagen Nausikaa und Eumäos, gehören alle Fremden und Darbenden an. Noch in der Frühzeit der Polis weissagt dann Hesiod denjenigen Städten Blüte und Gedeihen, welche Fremden sowohl als Einheimischen „gerade" Rechtssprüche gewähren; später verstand sich dies nicht mehr so von selbst, und der Grieche außerhalb der Heimatstadt bedurfte vor Gericht und für seine Sicherheit überhaupt einer sehr besonderen Vertretung durch einen Bürger des Ortes, wo er sich befand, was hier samt allen übrigen Antiquitäten der sogenannten „Proxenie" unerörtert bleiben mag. Sind es ja doch nur Notbehelfe, die man z. B. in dem weiten persischen Reiche gar nicht gekannt zu haben scheint, indem hier, unter dem Königsdespotismus, jedermann sicher reisen und Geschäfte machen konnte, soweit einer seine Sache verstand und Geld hatte. Nur bei den Griechen, wo die Entwicklung der Polis eine Antipathie gegen alle anderen Poleis hatte ausbilden können, bedurfte der Grieche einer anderen Stadt jenes aparten Schutzes, den man dann mit anmutiger Sitte und Geist verbrämte. Wenn nun der Schein entsteht, als wären die Griechen vorzugsweise gastlich gewesen, so ist die Täuschung eine ähnliche, wie z. B. bei der spartanischen Musikpflege; es ist von einer Sache viel die Rede, die sich anderswo einfach von selbst verstand.

Wenn man nun die Einheit der griechischen Nation nicht eben in dem gegenseitigen Verhältnis der Poleis erkennen kann, so wird man sie zunächst doch in der gemeinsamen Religion zu finden erwarten. Und als gemeinsames Kulturelement ersten Ranges hatte dieselbe gewiß eine einigende Kraft; sie führte eine Welt von mächtigen Anschauungen mit sich, welche das ganze Volk teilte. Dazu kamen die großen gemeinsamen Heiligtümer, Festorte und Orakel, wo sich, zumal in geweihten Zeiten, Hellenen und Kolonialhellenen zusammenfanden, wo man innewurde, „wie groß die Nation war"; solche Stätten erschienen dann wie ein gesteigertes Griechenland. Auch knüpfte sich an die großen Festzeiten ein Gottesstillstand für die Kriege, und hie und da bei solchen Anlässen wurde sogar eine Fehde gänzlich abgestellt. Der Gottesfriede von Olympia, die heilige

Neutralität von ganz Elis haben ihre eigene Geschichte. Wirkliche Kriege jedoch sind durch die Feste nicht verhindert und kaum momentan unterbrochen worden; man wollte nur von alters her die Vereinigung zu Opfer, Wettkampf und Markt nicht entbehren, und ohne das olympische Fest wäre keine Ordnung in die Chronologie gekommen, indem überall daneben örtliche Zeitrechnungen mit besonderen Jahren und Monaten fortdauerten. Der Apoll von Delphi aber beriet auch Griechen im Kampf gegen Griechen, und seine Orakelstätte war, wie gesagt, mit Denkmälern des gegenseitigen Hasses reichlich versehen. Ja die griechische Religion konnte ihrer inneren Natur nach unmöglich das eigentliche Band der Nation sein; in ihrer Hauptstärke, nämlich als Religion der einzelnen Polis, ihrer Tempel und Gräber, steigerte sie eher das Vermögen des Hasses gegen andere Städte; ihre Götter sind im Streit unter sich und spiegeln das hadernde hellenische Menschenleben wider; auch gehen Polytheismen gerne auf Fusion aus und scheiden ihre Völker nicht von anderen Völkern. Sobald der griechische Götterglaube sich irgendwo in der Fremde umsieht, fühlt er sich mit allen anderen Religionen verwandt, welche eine Mehrheit von Göttern haben, und erzwingt z. B. eine enge Verbindung mit der ihm so fremden ägyptischen Götterwelt.

Viel eher als die Religion verknüpfte der Heldenmythus durch sein großes Organ, die epische Poesie, das ganze Volk, indem er den Charakter eines gemeinsamen Besitzes hatte. Wie viele Blüten von allen Seiten her zusammengeweht sein mochten, bis dieser Wunderwald von Sagen erwuchs, kam nicht in Betracht, sobald sich der epische Mythus zum großen Abbild der Nation und ihres gesamten Fühlens, Sinnens und Strebens gestaltete. Mochten die Hauptzüge der Ödipodie, der Agamemnonie usw. auch bei anderen Völkern vorkommen, so trat eben dies allgemein Sagenhafte hier in rein griechischer Auffassung und reichster Ausbildung zutage. Der Mythus hatte aber auch eine unmittelbare Anwendung auf die Einheit des Volkes in sich, insofern seine Heroen außer ihren sonstigen Taten sich zu gemeinsamen Unternehmungen versammelt hatten, welche bereits ein ideales Gesamtgriechenland darstellten. Bei der Argofahrt, bei der kalydonischen Jagd sind es in der anfänglichen Gestalt der Sage die Helden einer oder weniger Landschaften, in den späteren Erweiterungen aber gesellen sich solche aus allen Stämmen zusammen, bis endlich die gemeinsame Tat von Völkern und von Helden, der Zug gegen Ilion, zustande kommt. Thukydides faßt denselben ganz ernsthaft als die erste große gesamthellenische Unternehmung, als Willensakt der ganzen Nation auf. Und so wie die Helden die frühesten ruhmvollen Persönlichkeiten überhaupt sind, ist dann ihr Herold Homer die früheste geistige Zelebrität allgemein hellenischer Geltung, Homer aber wurde dann zugestandenermaßen das Hauptbildungsmittel von Jugend auf. Seit

ihm ist die Griechenwelt erst recht eins; es gibt Griechen, soweit es eine Erinnerung an Heroen gibt; für die Außenlande (das südliche Kleinasien, Großgriechenland usw.) stellte sich eine Verbindung mit dem Mythus her hauptsächlich durch die Irrfahrten der von Troja Heimkehrenden (νόστοι); Diomed wurde der Herr des Adriatischen Meeres, Achill der des Pontus; dem Herakles gehörten längst alle Ufer des Mittelmeeres, mochte auch nur ein phönizischer Sonnengott von den Griechen als Sohn des Zeus und der Alkmene in Anspruch genommen werden. Auch die uralten Verwandten im Westen, die Italier, wurden von der Schönheit der griechischen Heldensage berührt und überwältigt, und selbst die dumpfen Etrusker empfingen auf den Fittichen der griechischen Kunst und vielleicht selbst der Dichtung eine reichliche Mitteilung davon.

War nun schon mit der Einheit des Mythus ein hoher Grad von Einheit der Bildung gegeben, so verstärkte sich dieselbe allmählich durch eine ganze Kultur, welche den Griechen als solchen kenntlich machte, durch eine Fülle gemeinsamer Lebensformen aller Art, ohne welche zu existieren für ein Unglück gegolten haben muß, und welche den Griechen trotz allem Haß immer wieder mit dem Griechen zusammenführte. Dies Ganze war dann stark genug, um daheim zurückgebliebene Elemente — was man pelasgische usw. Reste nannte — zu assimilieren oder auszustoßen und zugleich in den Außenlanden und in den Binnenländern der Kolonien halbgriechische Bevölkerungen hervorzubringen, welche wenigstens eifrig alles Griechische zu verstehen wünschten. Vor allem hatte die griechische Sprache wahrhaft wundersame nationale Eigenschaften; aus verschiedenen Dialekten war früh eine Sprache des epischen Gesanges emporgetaucht, überall verständlich und überall ersehnt, das edelste Gefäß für die Sagen und Anschauungen von Göttern, Welt und Heroen; wer überhaupt nur Griechisch konnte, wurde ein anderer Mensch, als was sonst auf der Erde lebte, und wer gut Griechisch sprach, der wurde ein Hellene, weil er fähig war, es zu sein. Endlich war das ganze griechische Wesen von derjenigen Kraft belebt, welche wir als agonale im weitesten Sinne des Wortes werden kennenlernen. Auf dies alles gründete sich dann mit der Zeit eine bewußte Erziehung, παίδευσις, und als einmal Grammatik, Kitharspiel und Gymnastik die ganze Jugend der Städte beherrschte, verstand jeder von früh an, um was es sich in diesem griechischen Leben handle.

2. Griechen und Barbaren

Der Gegensatz, durch welchen sich das griechische Bewußtsein erst vervollständigte, der Nichtgrieche, heißt Barbar. Dieser merkwürdige, vielseitige Begriff verdient eine aufmerksame Betrachtung. Wir dürfen dabei nicht ausgehen von Voraussetzungen der späteren Griechen, Dichter sowohl als Rhetoren, welche den Nichtgriechen

neben anderen Eigenschaften ganz besonders Grausamkeit, Treulosigkeit, Meineid zuschrieben, in naiver Verblendung darüber, daß sie selber es in diesen Dingen den Barbaren völlig gleich taten. Auch müssen wir absehen von einem Tatbestand, welcher seit Jahrhunderten das Urteil der Griechen noch ganz besonders färbte: daß nämlich bei ihnen der Fremde vorzugsweise als Sklave, und zwar massenhaft vorhanden war; Aristoteles will schon absichtlich zwischen beiden gar nicht mehr unterscheiden, um nicht von seiner feststehenden Meinung vom Sklaventum abgehen zu müssen. Endlich darf der Begriff des Barbaren nicht mitbestimmt werden von der Aversion; denn diese war eine gegenseitige. Alle Völker des heiligen Rechtes verachteten alle anderen Völker, und unter sich mieden die höheren Kasten, wo sie existierten, die niederen. Die Ägypter insbesondere hielten die Griechen sämtlich für unrein, und gewiß nicht bloß, wie Herodot (II, 41) meint, wegen des Kuhfleischessens; die Griechen aber gaben es den Ägyptern zurück, indem sie sich schon als Weintrinker etwas anderes dünkten als diese mit ihrem Bier. Der Grieche war im Vorteil, insofern er wenigstens keine physische Scheu und keine darauf bezüglichen Reinlichkeitsgesetze gegen den Nichtgriechen hatte und sich frei fühlte in der Beobachtung der fremden Welt.

Nach Wegräumung dieser Vorurteile wird man inne, daß nicht einmal das Geblüt entschied, sondern daß der Unterschied im Grunde ein Kulturunterschied war und daher schon innerhalb der griechischen Nation begann. Nicht nur jene pelasgischen Reste galten als barbarisch, sondern auch entschiedene, nur zurückgebliebene Griechenvölker, sobald sie wenig oder kein städtisches Leben, keine Agora, keine freie Gymnastik, keinen Anteil an den Agonen, keine individuellen Physiognomien hatten und ihr Räuberleben fortsetzten. Man glaubte, das Hellenische habe sich erst aus dem Nichtgriechischen wie durch eine Erhebung herausgebildet. „Manches beweist, daß die alte hellenische Lebensweise der fremdländischen ähnlich gewesen", sagt Thukydides bei Anlaß des Landraubes, welcher eben „die alte Weise" sei, wie sie noch bei Ozolern, Akarnanen und Ätolern sich weiterfriste. Die Epiroten galten als Nichtgriechen, obwohl bei ihnen Dodona und „das älteste Hellas" zu finden waren; den ätolischen Eurytanen traute man zu, sie äßen rohes Fleisch, und ihre Sprache, obwohl gewiß eine griechische, erschien völlig unverständlich, — von Makedonien und vollends vom thrakischen Odrysenreich nicht zu reden. Wie sich allmählich der Begriff des Hellenischen zusammenzog, ist am besten zu erläutern an den Ansichten über die Trojaner. Bei Homer waltet bekanntlich nicht der leiseste Unterschied der Sitte und Religion zwischen ihnen und den Achäern; schon auf ziemlich alten Vasenbildern tragen sie jedoch asiatische Tracht und in den Äginetengruppen ist Paris bereits daran kenntlich; Thukydides hält sie dann entschieden für Fremde;

Euripides insultiert sie gelegentlich als solche; Strabo will bei troischen Ortsnamen keine griechische Etymologie mehr wagen, und bei Lucian nennt sich Paris einen Fremdling in einer Zeit, da seine Kunstform bereits von der des phrygischen Atys und des Mithras nicht mehr zu unterscheiden war.

Nach außen aber fanden sich die Griechen im Gegensatz, ja nach einer berühmten Stelle des Aristoteles in der Mitte von zweierlei Nichtgriechen, den mutigen und freien, aber des Denkens, der Künste, des Staatenbildens und Herrschens unfähigen Völkern des Nordens, der europäischen Seite, — und den denkenden und gebildeten, aber mutlosen und deshalb geknechteten Asiaten.

Die ersteren, vor allem die große, waffendröhnende Skythenwelt lehrt uns das vierte Buch des Herodot kennen, wo mit dem feinsten Ahnungsvermögen die Sitte solcher und ähnlicher Halbkulturvölker überhaupt in deutliche Umrisse gebracht wird. Die Skythen nahmen es (IV, 128) sehr übel, wenn man von ihrer Knechtschaft sprach, und kriegerisch daherstürmende Völker dieser Art, vollends wenn sie andere zur Gefolgschaft hinreißen konnten, empfanden gewiß ein großes Hochgefühl und ein mächtiges Leben. Allein ihre Dienstbarkeit war innerlicher Art, nämlich eine rassenhafte Gebundenheit. So frei sich auch der einzelne auf seinem Sattel fühlen mag, so haben sie alle doch nur einen Gesamtwillen, ähnlich wie die Tierstaaten; in allem Tun, auch in Sitte und Religion wird ein und dasselbe Niveau (unter Umständen mit Gewalt) festgehalten, denn sobald die ganze Nation nicht mehr völlig gleichartig handelt und empfindet, ist sie schwach und vielleicht bald nichts mehr; sie hat eine richtige Ahnung, nur als Kollektivkraft etwas zu bedeuten. Daher ist Anacharsis (IV, 76), als er im Skythenland griechische Dienste der Göttermutter vollzog, von seinem Bruder, einem Skythenkönig, getötet worden, und noch zu Herodots Zeit (IV, 78 ff.) ist eine ähnliche Neigung zu hellenischer Religion und Sitte dem König Skyles ebenso übel bekommen. Wenn aber dem Geten Zamolxis bei seinem Volk die Stiftung jener merkwürdigen Jenseitsreligion (IV, 94 ff.) gelungen sein soll, so wird dies nicht geschehen sein, weil er früher Sklave und Schüler des Pythagoras gewesen wäre, wie die weisen Pontusgriechen fabelten; viel eher ist sein Name der einer einheimischen Gottheit und jener Glaube vielleicht bei den Geten uralt gewesen. — Noch in anderen Dingen offenbart sich die Gleichförmigkeit des Tuns bei solchen Fremden: während bei den Griechen die Entwicklung des Individuums an Wettkämpfen jeder Art emporwächst, fehlt diesen Völkern das Agonale; ihre Reiterspiele usw. sind Gesamtexhibitionen der Volkskraft, oder es gibt ganze Scheingefechte, auch sehr blutige, wie z. B. bei den bewaffneten Gelagen der Gallier. — Während die griechische Nation schnell und immer schneller zu leben und sich zu verändern anfängt, scheint hier ein Jahrhundert dem anderen zu gleichen, wie

ja auch Vergangenheit und Zukunft solche Völker wenig beschäftigen, und der Augenblick und sein Antrieb alles ist. Die höhere Stimmung des Nichtgriechen ist der Krieg, der vielleicht in den meisten Fällen zwecklos und nur aus innerem Drang geführt wird; schon die Zahl des Volkes wird bei den Skythen des Herodot aus gesammelten Pfeilspitzen ermittelt (IV, 81); die, welche Feinde erlegt haben, feiern eine große jährliche Kommunion, und zwar bezirksweise (IV, 66); bei den Sauromaten vermählt sich auch die Jungfrau erst, wenn sie einen Feind erlegt hat (IV, 117); Heiligtümer des Kriegsgottes stehen überall, und hier werden jährlich gewaltige Opfer von Tieren gebracht und auch von Kriegsgefangenen, nur daß diese nicht alle gemordert wurden, wie so oft bei den Griechen, sondern bloß der hundertste Mann (IV, 62). Mit dem Kriege hängt dann der eigentümliche Royalismus dieser Völker enge zusammen; sie werden ihres Königs als sichtbarer Gestalt der aktiven Nation erst im Kriege recht froh, und die fremden Könige ihrerseits hatten hievon ebenfalls ein lebendiges Gefühl. König Theres von Thrakien, der Vater des Sitalkes, pflegte zu sagen: In Muße und Frieden glaube er sich von Roßknechten nicht zu unterscheiden. Aber auch im Frieden sind Volk und König magisch verbunden; die Skythenkönige werden krank, wenn einer aus ihrem Volk den höchsten Eid — beim Herd des Königs — falsch schwört, und Herodot schildert umständlich (IV, 68 f.) das wundersame Verfahren, welches hierauf zur Ermittlung der Wahrheit eingeschlagen wird. Ein sehr starker und naiver Glaube ans Jenseits leuchtet dann hervor aus dem Mitsterben der Diener, ja ganzer großer Gefolgschaften, welche dem toten König offenbar als glänzendes Geleite in der anderen Welt dienen sollen (IV, 71 f.); um das Königsgrab herum wird eine ganze ausgestopfte equitatio von Männern zu Roß aufgestellt. Ganz wüste Barbareien in unserem Sinne des Wortes werden nicht von den Skythen im allgemeinen, sondern von einzelnen Völkern ausgesagt, der unheimlichste Aberglaube endlich von den Neuren, deren jeder einmal im Jahr auf kurze Zeit ein Wolf wird (IV, 105). — Bei dem Reichtum und dem Geist herodoteischer Beobachtung, welche den Leser immer unzufrieden macht in Beziehung auf dasjenige, was der Mann von Halikarnaß nicht gesehen und nicht besprochen hat, ist man versucht, es zu beklagen, daß er nicht auch die damaligen Kelten und Germanen kennengelernt hat.

Die andere Art von Fremden, von welchen die Griechen sich geschieden wissen, sind die hochzivilisierten Asiaten, deren Kultur viel älter und in Technik und altem Wissen viel vollständiger ist als die ihrige. Auch hier liegt der tiefste Unterschied darin, daß der Grieche individuell entwickelt, der Asiate gebunden ist, diesmal aber nicht durch gemeinsames Tun der Rasse, sondern künstlich durch das Kastenwesen und durch den absoluten Despotismus. Den

Charakter der Ägypter kennen wir zwar nur aus der Auffassung der Griechen, aber diese möchte keine völlig ungerechte gewesen sein. Bei all den ungeheuren Leistungen, welche die Weltkultur diesem Volke verdankt, bei einem enormen Nationalstolz scheint es doch, daß der einzelne durch die Knechtschaft moralisch zugrunde gerichtet wurde. Schon die Gebräuche und Symbole, die Frucht uralter religiöser Bangigkeit, machten das Dasein des Ägypters zu einem „harten Dienst", dazu kam, daß das ganze übrige Leben, das gewerbliche wie das politische, lauter Müssen war. Aus den Geschichten bei Herodot tönt als allgemeine Stimmung die des verbitterten Sklaven heraus, der sich durch scheußliche Nachrede über die Mächtigen schadlos hält; das Ideal des Lebens ist die Durchtriebenheit, welche z. B. in der Sage des Rhampsinit mit so hohen Ehren davonkommt. Das unter König Asychis notwendig gewordene Gesetz vom Verpfänden der Leichen (II, 136) läßt auf eine landesübliche Trölerei schließen, welche ohne dies letzte, furchtbare Mittel gar keine Schulden mehr würde bezahlt haben. Denn der Ägypter war völlig verhärtet und sogar folterfest; er starb eher, als daß er gestand.

Von den Reichen Babylon und Assur haben die Griechen bekanntlich auffallend wenig Notiz genommen, während aus der Kultur derselben so manches unvermerkt auf sie überging. Das nächste nichtgriechische Volk und Reich war das der Lyder, und dieses war ihnen genau bekannt und entweder durch frühe Verwandtschaft oder durch teilweises Einmünden in die griechische Lebensweise und Religion eher sympathisch. Dagegen konnte das persische Reich sie nur mit Besorgnis und Widerwillen erfüllen: eine schon ganz späte Staatsbildung, welche eine Schar von Völkern, die einst selbständig und dann von Assur oder nachher von Medien unterworfen worden waren, noch einmal unterwarf; mit einer Dynastie, welche außer Kyros und Darius Hystaspis keinen bedeutenden Regenten mehr, wohl aber wüste Sultane und einen gefährlichen Verräter (den jüngeren Kyros) lieferte, zwischen alle Eroberungen hinein beständig beschäftigt mit Neuunterwerfung abgefallener Außenlande, deren Habe und Heiligtümer man verletzt hatte. Im offenen und ruhmvollen Kampfe mit diesem Persien wurden sich hierauf die Griechen erst recht des Gegensatzes zu dem Nichtgriechen bewußt; um so tiefer war dann auch die Schmach, als seit dem Peloponnesischen Kriege der Perserkönig seine Hände wieder in den griechischen Sachen haben durfte, vollends jener Artaxerxes Mnemon, an dessen Hof es so greulich zuging. Aber viele Griechen hatten inzwischen auch die tiefe Schwäche dieses Reichskolosses kennengelernt und auch die des herrschenden Volkes; Xenophon in dem wichtigen Schlußkapitel der Kyropädie zeigt, wie hier Schein und Sein in Widerspruch geraten, wie die alten Lebensformen äußerlich beibehalten, von innen völlig ausgehöhlt waren. Das Pathos und Zeremoniell, womit der von Ormuzd geliebte Groß-

könig sich umgab, konnte u. a. nicht mehr über die Tatsache täuschen, daß dessen Sicherheit schon wesentlich von griechischen Söldnern abhing. Und diese allein waren dann, als Alexander erschien, die wahrhaft gefährlichen Gegner, die ganze übrige Verteidigung war müde und willenlos und die oberste Leitung derselben sichtbarlich kopflos, sonst hätte man nicht nach Issos dem Makedonier die lange freie Zeit zur Belagerung von Tyrus und zum Zug nach Ägypten gelassen; wo sich Städte verzweifelt gegen ihn wehren, ist es nicht das Heer des Königs, sondern lokaler Widerstand. Nach Arbela gab es keine persische Regierung mehr, sowie aber Alexander es mit Turan zu tun hat, findet er kräftige Naturvölker vor, sogenannte Skythen, welche über den Jaxartes ihre Pfeile gegen ihn senden und ihm sagen lassen, er wage sich wohl nicht über den Fluß, weil er innegeworden, was für ein Unterschied sei zwischen ihnen und Asiaten. Wenn dann noch die östlichen Satrapien Widerstand leisteten, so geschah dies nicht mehr um des persischen Reiches willen, sondern weil es stolze Völker waren, wie z. B. die Baktrier, welche sich auch Persien nur freiwillig angeschlossen hatten.

Der Gegensatz zwischen Griechen und fremden Völkern wurde in der glänzenden Zeit sehr hoch genommen. Die Bedeutung des Herodot, der für seine Person bei den Nichtgriechen so viel Großes anerkennt und so objektiv erzählt, ist für die Kunde hierüber um so viel sprechender, da er noch schrieb, bevor die Dinge zu rhetorischen Zwecken zurechtgemacht waren. Euripides dagegen mißbraucht bereits die Vorurteile seiner athenischen Zuschauer auf eine wahrhaft widerliche Weise. Sein Odysseus wirft den Fremden vor, sie ehrten ihre Freunde nicht und hätten keine Bewunderung für die im Kampf Gefallenen; namentlich aber wird in seiner Tragödie „Orestes" ein wohlfeiles griechisches Hochgefühl losgelassen gegen ein Gedankenbild des Nichtgriechen, das aus lauter Feigheit, Knechtsinn und Todesfurcht konstruiert und dabei speziell für phrygisch ausgegeben wird. Um so lieber hört man dann auf einen ruhigen Sachkenner, der schon im Kampf gegen Fremde gestanden hat und nun ihre Kriegsweise schildert: Brasidas, in dem Augenblick, da er seine Leute gegen Illyrier in die Schlacht führen soll; man wird Stärke und Schwäche solcher Naturvölker kaum wieder so treffend in Kürze gezeichnet finden wie es in dieser Rede geschieht. Im ganzen hielt sich die griechische Kriegsübung den Nichtgriechen von vornherein für überlegen, sobald letztere nicht eine erdrückende Überzahl auf ihrer Seite hatten.

Für eine Polis galt es als das größte denkbare Unglück, in die Abhängigkeit fremder Völker zu geraten, ἐκβαρβαρωθῆναι, sei es durch plötzliche Überwältigung oder durch allmähliches Eindringen der Fremden. In den letzteren Fall konnten etwa griechische Untertanenstädte des persischen Reiches geraten, wie z. B. um 408 v. Chr. Ephesos, durch die Zuwanderung aus Lydien und die häufige An-

wesenheit eines persischen Hauptquartiers, bis Lysander dort auftrat und durch veränderten Verkehr, Bau von Schiffswerften usw. dem griechischen Leben wieder den Vorrang sicherte. Bedrohte Städte im fremden Land, wie z. B. die Euesperiten in Libyen, ließen Aufrufe ergehen, worin „jeder Hellene" zur Ansiedlung eingeladen wurde, und damals kamen besonders viele Messenier, welche im Verlauf des Peloponnesischen Krieges auch ihre bisherige Zuflucht, Naupaktos, verloren hatten. Manche Kolonie wurde aber überwältigt, wie denn in den Schicksalen griechischer Bevölkerungen ein beständiges Auf und Nieder zu erkennen ist. Als eine Anzahl jener herrlichen großgriechischen Städte unwiederbringlich an Samniter, Lukaner, Bruttier verlorengingen, wurden auch die Einwohner von Poseidonia, dem späteren Pästum, unterworfen; „sie haben", heißt es, „ihre Sprache und ihre sonstigen Bestrebungen verändert, doch feiern sie noch bis heute eines der hellenischen Feste, an welchem sie sich versammeln und jener alten Namen und Einrichtungen gedenken; dann klagen und weinen sie miteinander und gehen ihrer Wege."

Das persische Reich hatte bei seinen großen Kriegen gegen die Hellenen manche derselben auf seiner Seite gehabt und wurde auch später wieder mächtig in den hellenischen Händeln, so sauer auch den Besseren das Aufwarten bei persischen Großen vorkam; immerhin waren die Perser wenigstens asiatische Kulturfremdlinge. Aufs äußerste aber hätte man sich in den Fehden gegen Griechen scheuen sollen vor Bündnissen mit wilden Völkern des Binnenlandes; der Peloponnesische Krieg brachte jedoch auch diese Scheu zum Schweigen, und zwar von Anfang an. Was die Unterliegenden dabei empfanden, erfährt man aus dem Verhalten der Amprakioten von Idomene gegenüber den Athenern und deren Verbündeten, den nichtgriechischen Amphilochiern: sie flohen gegen das nahe Meer, und als sie die gerade vorbeifahrenden athenischen Schiffe erblickten, schwammen sie denselben zu, „indem sie vorzogen, durch die Mannschaft dieser Schiffe zu sterben und nicht durch die fremden und tief verhaßten Amphilochier".

Mit dem 4. Jahrhundert ist dann von dem Gegensatz zwischen Hellenen und Fremdvölkern auf einmal wenig mehr die Rede, vielleicht schon, weil inzwischen Griechen gar zu vieles vom Schrecklichsten durch Griechen erduldet hatten, und weil das frühere nationale Hochgefühl überhaupt gebrochen war. Von den Philosophen ist es bezeichnenderweise der Stifter der Kyniker, jener unerbittlichen Verächter der Polis, welcher sich hier zuerst über die alten Anschauungen hinwegsetzt: Antisthenes — freilich selbst nur ein halbbürtiger Hellene, von einer thrakischen Mutter. Bei seiner Beweisführung, daß die Anstrengung (πόνος) kein Übel sei, nahm er als hellenisches Beispiel den Herakles, als nichtgriechisches den Kyros, denselben, welchen um diese Zeit auch Xenophon als Ideal-

bild eines richtig erzogenen Königs schilderte. Es wollte außerordentlich viel sagen, daß bei ethischen Fragen ein Fremdländer als Beleg, ja als Vorbild gebraucht wurde. Für Plato ist Ägypten eine uralte Quelle des Geistes und in mehr als einer Beziehung ein Ideal. Seit Alexander vollends änderte sich in diesen Dingen der ganze Gesichtskreis, schon weil große Länder des Ostens sich ganz oder teilweise der griechischen Sprache anschlossen. Es mag eine starke Übertreibung sein, daß die Söhne der Perser, Baktrier und Gedrosier die Tragödien des Sophokles und Euripides rezitiert hätten, aber schon der hellenisierte vordere Orient bis an und über den Euphrat wurde ein wirklicher Zuwachs, wenn nicht für die griechische Nation, so doch für den Herrschaftsumfang der griechischen Kultur. Mochten auch die in den Hellenismus „Hineingeführten" noch nach Jahrhunderten sich mancher „üblen fremdländischen Redeweise" schuldig machen, in der griechischen Geisteswelt lebten jetzt sehr viel fremdes Geblüt und fremde Intelligenz mit, welche sich bald nicht nur in griechisch geschriebener Rechenschaft über Orientalisches, sondern auch durch inniges Anschmiegen an den griechischen Gedanken und an das Wort in seinen feinsten attischen Formen kundgeben sollte.

Eine wahre Invasion erlitt, wie bei anderem Anlaß zu erörtern sein wird, besonders die Philosophie. Dieselbe sollte einst schon in ihren Anfängen den Skythen Anacharsis an sich gezogen haben, und zu Platos Verehrern hatte bereits ein vornehmer Perser gehört, Mithridates, Sohn des Rhodobates. Jetzt aber sinken für die hellenische Weisheit die Schranken der Nationalität, sowie die des Geschlechts (durch die Pythagoreerinnen) und die des bürgerlichen Standes (durch Erziehung von Sklaven zu Philosophen) bereits gesunken waren. Laut der Lehre der Stoa sind dann Hellenen und Fremde gleich, nämlich beide Gotteskinder. Hundert Jahre nach Alexander durfte Eratosthenes sagen: Diejenigen hätten unrecht, welche das ganze Menschengeschlecht in Hellenen und Nichthellenen einteilten; besser, man unterscheide nach Trefflichkeit und Schlechtigkeit, denn viele Hellenen seien schlecht und viele Fremde gesittet (ἀστεῖοι), wie die Inder und Arianer, auch die Römer und Karthager mit ihrem bewundernswerten Staatswesen.

Von da war der Weg nicht mehr weit bis zur Verehrung der Fremdländer. Hiebei wirkte schon mit jene Sehnsucht, welche zeitweise jede sehr abgeleitete und späte Kultur befällt, nach urtümlichen Zuständen, und diese sucht man am ehesten in der Ferne. Damals knüpfte man dergleichen etwa an homerische und äschyleische Epitheta von Völkern an, wie z. B. die herrlichen Hippemolgen, die gesetzliebenden Skythen, die Abier, die gerechtesten der Menschen, denn schon das frühere Altertum hatte das Glück und die Güte hauptsächlich an den Rändern der Welt gesucht, weil man deren Mitte zu genau kannte. Allmählich wandelten sich dann

solche Anschauungen in Räsonnements um; während z. B. in die Philosophie bereits orientalische Gedanken eindrangen, legte man im Leben der früheren Weisen seit Pythagoras ein wachsendes Gewicht auf ihr Wandern und ihre angebliche Lehrzeit im Orient, bis es eines Tages hieß: Die Philosophie habe überhaupt ihren Urquell bei den Nichtgriechen, und dabei nannte man indische Gymnosophisten, Druiden, Chaldäer, ägyptische Priester, Magier usw. Auch in der Religion durften die Fremden eine höhere Einsicht in Anspruch nehmen, und ein Sidonier behauptete im Asklepiostempel von Aigion dem Pausanias ins Gesicht: Die Phönizier erkennten das Göttliche besser als die Griechen; ja es beginnt auch ein pathetisches Rühmen der Frömmigkeit der Fremdländer, und zwar im Gegensatz zu der wachsenden Gottlosigkeit der Griechen, nachdem früher nur etwa von der fabelhaften Frömmigkeit der Hyperboreer die Rede gewesen. Und endlich sind die Barbaren sittlich besser; der Spätgrieche denkt nämlich von seiner eigenen Nation wie Machiavelli von den Italienern, und die letzte Konsequenz hievon ist: Wo die Fremdländer schlecht seien, da hätten erst die Griechen sie verderbt. Diese ganze Reihe von Anschauungen, beginnend mit jenen homerischen Preisworten auf ferne Völker, findet sich bei Strabo in eine bewegte Deklamation zusammengefaßt, welche mit den Worten anhebt: Was Wunder, wenn Homer gerecht und herrlich nennt solche, die nicht in lauter Schuldkontrakten und Gelderwerb und der damit verbundenen Ungerechtigkeit dahinleben wie wir? — Im weiteren wird ausgeführt, daß alle Nichtgriechen teils besser, gerechter, einfacher seien als die Griechen, teils aber von diesen angesteckt zu Genußsucht, Gier und schlimmen Künsten. Inzwischen waren aber auch die Götter der Fremden mehr und mehr zu Ansehen bei Griechen und Römern gekommen; gegenüber der notorischen Machtlosigkeit des ganzen Olymps vor dem Schicksal schienen sie eher noch wirklich kräftig und hilfreich. Unsere griechischen Götter, mochte die gesunkene Nation urteilen, hätten uns besser schützen müssen.

3. Das hellenische Pathos

Nach allem bisher Gesagten wird es nun vielleicht möglich sein, den Wert des gesamthellenischen Pathos, welches sich bisweilen hören läßt, einigermaßen zu beurteilen als einen je nach Momenten und Menschen sehr verschiedenen. Sehr deutlich und groß reden die Athener zur Zeit der Perserkriege und sie hatten das Recht dazu. Ihre Antwort an den spartanischen Gesandten, nachdem sie die Anträge des Mardonios abgewiesen, die Rede des athenischen Boten vor den Ephoren, der Eid des griechischen Heeres auf dem Isthmos vor der Schlacht bei Platää, sind hierfür wahre Denkmäler: Geblüt und Sprache, Heiligtümer, Gottesdienste und Lebensweise

sind den Hellenen gemeinsam; auch die Ehrfurcht vor dem Zeus Hellenios, das Grauen vor jedem Verrat an Hellas, der Vorzug der Freiheit vor dem Leben, das Versprechen, von den Städten, welche mitkämpfen, keine mehr zu zerstören, tönen wie lauter Zeugnisse der höchsten Stimmung. Selbst die Gelübde, welche damals von den korinthischen Hetären für das Heil der Hellenen getan wurden, sind ja nicht als ein Scherz Späterer aufzufassen, sondern als eine ernste Stimme des erhabenen Augenblicks; ihre Aphrodite war nächst Poseidon die große Gottheit von Korinth, und die Stadt hatte von alters her diese Schar bei feierlichen Gelübden mit auftreten lassen. Nach dem Siege von Platää stimmte dann der delphische Gott selber in das große Pathos ein: Er befahl, dem befreienden Zeus einen Altar zu errichten, aber nicht früher zu opfern, als bis alles Feuer im Lande, als von den Fremden befleckt, ausgelöscht und neues von seinem delphischen Herd geholt sein würde.

Es folgten die Zeiten, da die Interessen auseinandergingen und Griechenland sich in die Hegemonien von Athen und Sparta teilte. Zu spät wollte dann Perikles an die vergangenen Gefühle appellieren und jenen Kongreß aller Griechenstaaten nach Athen entbieten „zum Frieden und zu gemeinsamer Aktion der Hellenen", auch für Herstellung der von den Persern verwüsteten Tempel und Vollziehung gemeinsam gelobter Opfer; derselbe unterblieb auf einen Wink von Sparta hin. Da aber die Athener einmal ihre ganze Geschichte so zurechtgemacht hatten, daß sie von allem Anfang an als Wohltäter von ganz Hellas erschienen, so ergriffen Dichter und Redner immer wieder das Wort in diesem Sinne, und der Ausgang des Peloponnesischen Krieges änderte an diesen Ansprüchen nichts. Auch im Namen der Griechen überhaupt läßt die attische Tragödie hie und da eine gesamtpatriotische Gesinnung erschallen; Herakles darf von sich sagen: „Argiver oder Thebaner? Nicht einer Stadt rühme ich mich, jede Burg der Hellenen ist meine Heimat." — Im 4. Jahrhundert tritt dann eine gesamthellenische Gesinnung in der Gestalt des Epaminondas kurze Zeit hindurch in den Vordergrund der griechischen Dinge, und zwar mit mächtigen Taten; auch ist er, wie sich weiter zeigen wird, nicht der einzige, der so empfindet, aber die Zukunftsaussichten dieser Männer konnten nicht groß sein, und eine allgemein herrschende Gesinnung vermochten sie nicht zu schaffen. In Worten waren noch viele gesamthellenisch gesinnt, und sogar der schreckliche ältere Dionysios wollte als Retter des Hellenentums gelten, man wird aber jedesmal genau zusehen müssen, ob nicht diese Gesinnung nur aufgetischt wird, um bei diesem Anlaß einen Feind zu kränken oder zu verderben. Bei jener völlig berechtigten Erhebung der Griechen nach Alexanders Tode, welche als lamischer Krieg benannt wird, hat der athenische Demos in seinem Aufruf an die anderen Städte die Worte gewagt: Athen habe stets dafür gehalten, daß ganz Hellas

ein gemeinsames Vaterland für alle Hellenen sei, und nun müsse man Gut und Blut aufwenden für die gemeinsame Rettung derselben. Allein dieser Krieg hatte in Athen selbst viele Gegner; es fehlte dann jene äußerste Anstrengung, deren es bedurft hätte, und der Ausgang war der jammervollste: Besetzung und Verfassungsveränderung durch die Makedonier. — Mit dem Eintritt des Hellenismus in die Weltgeschichte verliert dann der Begriff des Griechentums seine ethisch-politische Bedeutung, um dafür ein Weltinteresse der Kultur zu vertreten; im Mutterlande haben jedoch noch Aratos und Philopömen — diese als die letzten — für Wohltäter aller Hellenen gegolten.

Dritter Abschnitt

RELIGION UND KULTUS

I. Die Metamorphosen

Im 7. und 6. Jahrhundert vor Christus suchte bekanntlich der Seelenwanderungsglaube in die griechische Anschauung einzudringen. Diese Metempsychose wurde dann, sosehr sich Plato dafür bemühte, von der Nation mit der Zeit völlig abgelehnt; dieselbe verharrte beim Glauben an ein bleibendes Jenseits irgendwelcher Art.

Aber aus den ältesten Zeiten dämmert uns etwas wesentlich anderes, nämlich die Metamorphose, entgegen. Bei manchen Völkern findet sich die Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen dauernd in gewissen Tieren weilen, und im Bewußtsein der Griechen muß einst die Beschäftigung mit solchen Wandlungen oder Metamorphosen einen gewaltigen Umfang gehabt haben, sonst hätte sie nicht noch spät eine ganze Reihe von Sammlern und Dichtern begeistern können.

Die ursprünglichen Umrisse mögen etwa folgende gewesen sein: Die ganze Natur, nicht bloß Menschen und Tiere, sondern auch Pflanzen, Gestein und Gewässer, ist belebt, ja bewußt gedacht, wie dies noch hie und da bei wilden Völkern nachgewiesen ist; der Mensch hat „seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" kennengelernt, und darüber waltend denkt man sich die Götter, welche vielleicht nichts vernichten, ja kaum etwas schaffen, wohl aber das Einzelleben aus einer Form in die andere magisch überleiten können. Was Mensch, Individuum gewesen, wird dann (sei es aus Rache oder aus Mitleid und Gunst), der Fülle der Natur, dem Konstanten, dem Nichtindividuellen zurückgegeben, und nun ahnt das Volk in Tieren, Bäumen, Quellen und absonderlich gebildeten Felsblöcken überall alte Verwandte.

Wie geläufig den Griechen schon der Gedanke an Verwandlung überhaupt war, zeigt die Sage von den Göttern selbst. Es ist soviel wie gewiß, daß einst in alter Zeit dieselben in Tiergestalt verehrt wurden wie in Ägypten, ja laut der späteren Sage sollten die vor Typhon flüchtenden Griechengötter, mit einziger Ausnahme des Zeus und der Athene, sich sogar nach Ägypten geflüchtet und erst dort Tiergestalt angenommen haben. Man glaubte zu wissen, Apoll sei dort ein Habicht geworden, Hermes ein Ibis, Ares ein großer Fisch, Artemis eine Katze, Dionysos ein Bock, Herakles ein Hirsch, Hephästos ein Rind, Leto eine Spitzmaus. Daß man in Athen noch zur Zeit der Perserkriege die Burgschlange im stillen für Pallas

Athene selber hielt, verrät Herodot (VIII, 41) ganz deutlich, und ähnlich war es mit den Schlangen in den Heiligtümern des Asklepios. Noch viel später galt in dem berühmten Heiligtum am sizilischen Eryx die dunkelfarbige Taube, welche alljährlich aus Afrika dem übrigen Schwarm vorangeflogen kam, offenbar als Aphrodite selbst. Die bloß zeitweiligen Verwandlungen der Götter sind im Mythus vollends zahllos, wobei freilich letzterer in allen Farben spielt und zumal die elementarische Bedeutung des Herganges noch oft erraten läßt. Die Götter treten auf in Gestalt bestimmter Menschen, als Tiere, ja als Wolke und goldener Regen, insbesondere aber als Vögel; in merkwürdig schillernden Ausdrücken läßt Homer sie erscheinen und verschwinden, man kann kaum genau sagen: wie solche, oder: als solche. — Daß die Wassergottheiten im höchsten Grade von den Verwandlungen Gebrauch machen, nämlich in einer ganzen Reihe von Gestalten, ist der sinnbildliche Ausdruck für den ewig wechselnden Anblick des wallenden oder strömenden Wassers; diese Wandelbarkeit aber können sie auch ihren Günstlingen mitteilen, wie Poseidon seinem Enkel Periklymenos. Außerdem können die Götter auch bloße Scheingestalten schaffen: Zeus bildet aus einer Wolke diejenige der Hera, durch welche dann Ixion betört wird; nach anderen hätte Hera selber die Gestalt hervorgebracht.

Indes kommen die Metamorphosen derjenigen Wesen, welche sich bei Anlässen des Augenblicks stets von neuem verwandeln können, für die Metamorphose, von der wir hier sprechen, nicht in Betracht; auch sind hier auszuschließen die bloß zeitweiligen Verwandlungen, welche von Göttern zu bestimmten Zwecken über Menschen verhängt werden; wir haben uns vielmehr auf definitive und totale Wesensverwandlungen von nichtgöttlichen Wesen zu beschränken.

Für die Verwandlungen von Menschen in andere Wesen wird zunächst in mehreren Fällen ein Motiv zugestanden, welches der griechischen Religion in ihrer echten alten Gestalt vorzüglich eigen ist: Da nicht die Götter, sondern die Schicksalsmächte über die Lebensdauer des Menschen entscheiden, so ist die Verwandlung oft das einzige Mittel der Rache oder Strafe, über welches die Götter verfügen. Konsequente Anschauungen sind übrigens hier so wenig zu erwarten wie auf irgendeinem Gebiet dieser herrenlosen, von keiner Theologie gehüteten griechischen Religion. Phantasien der verschiedensten Herkunft geben dem Glauben an die Metamorphosen diese oder jene Richtung und eine bald mehr schöne, bald mehr düstere und schreckliche Ausdrucksweise. Die erhaltenen Aufzeichnungen sind großenteils aus sehr später Zeit, und das Ursprüngliche kann darin mannigfach mißverstanden sein. Namentlich erwecken bei einem so dunklen, ahnungsbedürftigen Hergang gerade die präzisesten Aussagen eher Mißtrauen. Nachdem Diomeds Gefährten auf jener Insel des Adriatischen Meeres durch illyrische

Fremdlinge getötet worden, verschwanden durch Zeus' Ratschluß ihre Leiber, ihre Seelen aber verwandelten sich in Vögel — so Antoninus Liberalis (c. 37) im 2. Jahrhundert n. Chr., während die echten Sagen das Schicksal des bisherigen Leibes zu verschweigen pflegen.

In der Regel sind es die Götter, welche die Verwandlung bewirken durch Berührung mit dem Stab, und damit offenbart sich auch die Zauberin Kirke als ehemalige Göttin. Auch untergeordnete Gottheiten üben diese Macht gerne, selbst die Musen, wenn jemand mit ihnen im Gesang wetteifern will, und die Nymphen, welche doch selber jeden Augenblick in Quellen und Bäume übergehen. Häufig aber wird nur die Metamorphose ohne den Urheber erwähnt, als hätte die Natur aus eigenen Kräften das Individuellgewesene wieder in eine ihrer Gattungsformen zurückgenommen. — In einzelnen Fällen wird deutlich der natürliche Tod abgewartet, meist aber das Leben durch einen plötzlichen Eingriff in ein anderes umgestaltet.

Die Mehrheit der Verwandlungen erfolgt wohl als Strafe, ja als Rache; andere Male aber ist es eine hohe Gunst oder ein Mitleid der Götter, ja eine einzig mögliche Rettung. Myrrha, die von ihrem Vater geschwängert worden, erfleht von den Göttern die Verwandlung in ein anderes Wesen und wird zu dem Baum dieses Namens. Mehr als einmal geschieht die Metamorphose ausdrücklich, um den Menschen vor noch schlimmerem Schicksal zu bewahren.

Bei der Verwandlung von Menschen in organische Wesen ist vorweg der weitverbreitete Wahn von den Werwölfen zu erwähnen. Die Arkader z. B. hatten den Aberglauben, daß beim Opfer (wahrscheinlich beim Jahresopfer) des lykäischen Zeus jedesmal ein Mensch — offenbar einer der Anwesenden — in einen Wolf verwandelt werde, wenn er sich dabei des Menschenfleisches enthielt, nur auf zehn Jahre, wo nicht, auf immer. Man nannte einen Athleten Damarchos, der solche zehn Jahre durchgemacht. Noch unter Mark Aurel handelte der letzte Marcellus von Side in seinem großen medizinischen Lehrgedicht von der Lykanthropie. Hatte doch der Wolf auch Göttern zur Hülle gedient und Leto die Gestalt einer Wölfin getragen, als sie den Apoll gebar.

Die übrigen Verwandlungen in Tiere erhalten ihre vollständige Bedeutung erst, wenn man sich gewisse griechische Volksmeinungen über das Tierleben im allgemeinen vergegenwärtigt, welche sich freilich niemals deutlich an den Tag gewagt haben. Eine vermutlich ziemlich allgemeine Anschauung ließ die Menschenseelen ohne Unterschied in Gestalt von Vögeln weiterleben, welche ja auch für die Götter eine häufige Erscheinungshülle waren. Noch in den frühesten christlichen Katakombenmalereien bedeutet der Vogel oft die Seele. Dieser Vorzug der Vögel vor allen übrigen Tiergattungen hing offenbar an der Meinung, daß sie klüger seien als andere Tiere

Marsyas
London, Britisches Museum

Sitzende Götter, vom Ostfries des Parthenon

Reiter, vom Nordfries des Parthenon

und daß sie miteinander sprechen könnten. An einzelne Vögel knüpfte sich aber eine Anzahl berühmter Mythen, und zwar wird dann der verwandelte Mensch in allen Exemplaren der betreffenden Gattung weiterlebend gedacht, als stammten diese von ihm ab: Prokne lebt in allen Schwalben, Philomela in allen Nachtigallen fort. Die Verwandlung gilt als eine zum Glück oder zum Unglück, aus Gnade oder aus Rache geschehene, je nachdem der betreffende Vogel bei den Menschen in Gunst ist, je nachdem er für fröhlich gilt oder nicht. Hie und da mischt sich der Scherz ein: Alektryon war ein von Ares im Hause des Hephästos aufgestellter Wächter, welcher warnen sollte, wenn dieser käme; als er es einst verschlief und Hephästos seine Gemahlin bei dem Kriegsgott überraschte, verwandelte dieser den Alektryon zur Strafe in einen Hahn, und seither stimmt derselbe immer seinen Gesang an zu der Stunde vor Sonnenaufgang, da Hephästos heimzukehren pflegte. Immerhin gab es noch spät gewissenhafte Leute, welche das Fleisch solcher Vögel, die von verwandelten Menschen abstammten, wie z. B. das des Perlhuhns (der Meleagris), nicht genossen, sowie man auch gewisse Tiere, die als bestimmten Göttern heilig oder als Ergötzlichkeit (ἀθύρματα) derselben galten, weder zu fangen noch zu essen pflegte, wohl aber dieselben, wenn sie tot gefunden wurden, förmlich bestattete, wie es die Ägypter mit manchen Tieren machten.

Es ist nicht zu verwundern, daß auch die Verwandlung besonders tugendhafter Tiere in Menschen wenigstens denkbar war. Die Störche galten als ehrfurchtsvolle Pfleger ihrer Eltern und als höchst liebevoll gegen ihre Jungen, und deshalb kommen sie, wenn sie selber alt geworden, auf die Inseln des Ozeans und werden dort zu Menschen.

Auch die in Pflanzen verwandelten Menschen leben eigentlich in allen Bäumen oder Blumen der betreffenden Art weiter, nur sind Motiv und Hergang der Metamorphose hier bisweilen sehr wandelbar. Von den Varianten des Mythus der Daphne ist besonders auffallend die folgende: Die von Apoll verfolgte und bereits ergriffene Jungfrau fleht zu ihrer Mutter, der Gäa, sie aufzunehmen, und es öffnet sich ein Erdspalt, in welchem sie verschwindet, dann läßt Gäa, um Apoll zu trösten, eine Lorbeerpflanze emporsprießen. Im Mythus von Narkissos ist es, nachdem der Jüngling ertrunken, ebenfalls die Erdgöttin, welche die Blume wachsen läßt, die dessen Namen trägt. In beiden Fällen tritt an die Stelle der Identität des verschwundenen Menschen mit dem Gewächse eher ein Ersatz jenes durch dieses, indem sich das Gefühl geltend macht, daß eine Verwandlung aus Mensch in Pflanze schon keine Wohltat und vollends keine Verklärung mehr sei; daher sie nur noch als Strafe und Rache deutlich festgehalten wird; so z. B. gegen die messapischen Hirten, die zu Bäumen wurden bei dem Heiligtum derselben epimelischen (herdenbeschützenden) Nymphen, mit welchen sie um die

Wette getanzt hatten, indem sie dieselben für sterbliche Weiber hielten. Aus jenen Bäumen um das Nymphenheiligtum tönte es noch in der Römerzeit nachts hervor wie ein Weinen. Die Baumnymphen selbst, wie sie der homerische Hymnus auf die Göttin Aphrodite darstellt, gehören freilich einer Vorstellung an, welche zum Verwandlungsglauben einen völligen Gegensatz bildet, indem gleichzeitig mit der Geburt jeder derselben eine Fichte oder Eiche erwächst, welche also neben und außer ihr existiert, und deren Abdorren das Zeichen ist, daß dem zwar sehr langen, aber nicht ewigen Leben der Nymphe durch die Moira ein Ziel gesetzt sei. Wo sich dann diese Anschauung mit der Metamorphose kombiniert, wie z. B. in dem Mythus der Dryope, geschieht es so, daß die Nymphen die Jungfrau aus Wohlwollen „entführen" und im Walde verbergen, jetzt als eine der ihrigen, statt ihrer aber (oder als ihren Lebensbaum?) eine Pappel aus der Erde wachsen und eine Quelle dabei entspringen lassen. Und in ähnlicher Weise machen sie aus Mitleid die verzweifelnde Byblis, während sie dieselbe in Schlaf versenken, zu ihrer Genossin, zur göttlichen Hamadryade. Daß sie aber auch eigentliche Verwandlungen ausüben können, wurde bereits gesagt, wie denn zwei Mädchen, welche jene Entführung der Dryope den Leuten des Ortes gemeldet hatten, von ihnen in Fichten verwandelt wurden. — Neben diesem allem jedoch findet sich noch eine Meinung, wonach die Baumnymphe nicht von ihrem Baume getrennt, sondern in demselben lebe.

Im Echo erkannte die alte Welt irgendein verschwundenes und in einen bloßen Hall verwandeltes Wesen, nach der gewöhnlichen Meinung eine Nymphe als Geliebte des lärmenden Pan, laut einer Variante aber den Knaben Hylas. Die Nymphen, die ihn entführt, fürchteten, Herakles möchte ihn bei ihnen finden und verwandelten ihn in das Echo; nun tönt dem „Hyla!" rufenden Helden jedesmal ein „Hyla!" zurück; noch in späten Zeiten, wenn dort am Bache Askanios die Umwohner opferten, rief der Priester ihn dreimal, und dreimal antwortete der Widerhall.

Auch Verwandlungen von Mensch zu Mensch hat der alte Seelenwanderungsglaube hie und da gelten lassen. Auf vieles Flehen einer Mutter hin, zur Vermeidung drohenden Unglücks, verwandelte Leto ein Mädchen in einen Jüngling.

Ausdrücklich von der Metamorphose geschieden ist die Substitution, wodurch die Gottheit einen Menschen aus Gefahren rettet; statt Iphigeniens erscheint eine Hindin, statt der Helena ein Scheinbild, sowie einst Zeus dem Ixion statt der Hera eine Wolke überließ. Um der Vorstellung den Hergang zu erleichtern, wird z. B. beim Opfer Iphigeniens erzählt, die achäischen Anführer hätten dabei ihre Augen abgewendet.

Das Gottwerden eines Menschen tritt bisweilen bei seinem natürlichen oder gewaltsamen, aber freiwilligen Tod ein; Ktesylla, von

der sonst nichts Außergewöhnliches überliefert ist, wird beim Austragen auf der Bahre zur Taube, und ihre Landsleute werden durch ein Orakel angewiesen, sie als Aphrodite zu verehren. Die junge Aspalis aus dem thessalischen Melite hat sich einem Tyrannen durch Selbstmord entzogen; indem man sie aber herrlich bestatten will, findet sich statt der Leiche ein Xoanon oder Holzbild vor neben einem (bereits vorhandenen) der Artemis, und jenes erhält nun seine Verehrung unter dem Namen Aspalis Ameiletos Hekaerge. Wahrscheinlich gilt sie fortan wie eine Schwester der Artemis. Lebend verschwand Britomartis, indem sie auf Ägina vor ihrem zudringlichen Schiffsmann in einen Hain entwich; seither wurde sie göttlich verehrt als Aphae, die Unsichtbare. Laut anderen sprang sie ins Meer, und beide Sagen mögen wohl ursprünglich Sinnbilder des untergehenden Mondes gewesen sein. Eine deutliche Beförderung eines Menschen zum Gotte ist die des Fischers Glaukos von Anthedon, der, nachdem er von einem gewissen Kraut gegessen, zum weissagenden Dämon des Meeres wird. Auch Ino und Melikertes gehören hierher, die, nachdem sie ins Meer gesprungen, zu den Gottheiten Leukothea und Palämon geworden sind und den Seefahrern im Sturme helfen, und ebenso der zum Gott gewordene Amphiaraos. Wir haben es hier mit einer frühen Art von Euhemerismus zu tun.

Die Versetzung unter die Gestirne des Fixsternhimmels dürfte hier übergangen werden, da sie erst in einer verhältnismäßig späten Zeit vorkommt, die des rein mythischen Ausdrucks schon nicht mehr fähig war, daher denn auch gerade die eigentliche Verwandlung in das betreffende Sternbild zweifelhaft ist oder völlig ausbleibt. Wenn die Götter, um z. B. den Sieg des Herakles über den nemeischen Löwen zu feiern, die Gestalt eines Löwen an den Himmel malen oder wenn sie den Asklepios als Schlangenhalter (Ophiuchos) am Himmel „weihen“ (ἀνιέρωσαν), so ist damit kaum mehr als eine Ehrenbezeigung gemeint. Über Orion und seine ganze Gruppe verweisen wir auf die treffliche Darstellung in Prellers „Mythologie“; der Grad wirklicher Gegenwart dieser mythologischen Wesen am Himmel bleibt eben doch der schwankenden Ahnung überlassen. Eine Metamorphose findet sich aber in der Sage der Aonen im böotischen Orchomenos, und diese scheint volkstümlich überliefert zu sein. Zwei Jungfrauen hatten sich bei einer Pest auf Spruch eines Orakels hin freiwillig mit ihren Haarnadeln erstochen; Persephone und Aïdes ließen aus Mitleid ihre Leichen verschwinden und dafür zwei Sterne — und zwar Kometen — aus der Erde aufsteigen.

Die Göttlichkeit der größeren Himmelskörper, Sonne und Mond, versteht sich von selbst und hat mit den Metamorphosen nichts gemein; auch Morgenstern und Abendstern sind nicht Verwandlungen der Dioskuren, sondern vielleicht ihre ursprünglichsten Gestalten.

II. Die Griechen und ihre Götter

Andere Polytheismen sind in großen geistigen Krisen der betreffenden Völker einer Systematisierung, einer theologischen Vereinfachung anheimgefallen. Ein starkes, zusammenhängendes Priestertum, wie es die Griechen in keiner Periode ihres Daseins besaßen (sowenig wie ein gemeinsames Staatswesen), hat sich erhoben und die Religion mehr oder weniger der Reflexion und Spekulation untertan gemacht. Wo eine solche Kraft Meister wird, macht sie der Mythenbildung ein Ende und stellt an die Spitze der Religion ein Götterpaar mit einem jährlich neu erzeugten und früh gestorbenen Göttersohn oder eine Trimurti oder zwei Weltprinzipien mit dämonischem Gefolge usw.; das übrige reduziert sie auf Lokalgötter, Nebendämonen und Märchengestalten. Der griechische Polytheismus hat sich dieser Systematisierung erwehrt und seine alte, aller Reflexion vorangehende Gestalt behauptet; der Theogonie blieb es unbenommen, in die gewaltige Vielheit des Götterlebens einen Zusammenhang zu bringen, aber auch sie war nicht das Werk von Theologen, sondern von volkstümlichen Sängern und änderte nichts am Wesen der Götter. Die religiöse Spekulation der Orphiker und des Pythagoras kam viel zu spät, und sie konnten dem Homer und dem Hesiod nur einen ohnmächtigen Haß widmen. Die Philosophen der Folgezeit aber, so vieles sie auch über Götter und Gottheit vorbrachten — bis zum Monotheismus und anderseits bis zur völligen Leugnung der Götter —, haben auch nicht einen kleinen Gott oder Heros von seiner Stelle im Volkskultus entfernen können.

Zunächst wird allgemein zugegeben, daß die griechischen Anschauungen zu dem großen Grundkapital des Glaubens der arischen Völker gehören. Weit über viele Länder hinaus hat man in dem Götterwesen der Vedas nicht nur alte Verwandte von Griechengöttern erkannt, sondern sogar eine Anzahl von Namensanklängen verfolgen können; nicht zu gedenken einer großen Menge von Sagen und mythischen Anschauungen, welche die Griechen mit anderen Ariern teilen. Im Grunde läge also die Forschung über den Ursprung der Griechengötter um eine große Stufe höher rückwärts. Immerhin bescheiden wir uns, in diesen bestrittenen Fragen keine eigene Ansicht zu haben.

Allein in den alten Stämmen, aus welchen die Hellenen hervorgegangen sind, lebte noch eine solche Bildkraft, daß auf dem Boden Griechenlands und des vorderen und südlichen Kleinasiens die ganze Gestaltenwelt der Götter und göttlichen Kräfte neu umgeschaffen oder geschaffen werden konnte. Und nun knüpfen sich an den Orakelsitz von Dodona zweierlei Ansichten, welche scheinbar ein Anrecht auf hohes Alter und Ursprünglichkeit haben.

Die eine, von Herodot (II, 52 ff.) vertretene geht dahin, daß die als Vorfahren der Griechen geltenden Pelasger die Götter verehrt

hätten, ohne deren Namen zu kennen, welche ihnen erst später aus Ägypten zugekommen seien.

Dies wäre unrichtig schon wegen derjenigen namentlich bekannten Götterwesen der Vedas, welche mit griechischen verwandt sind, ja deren Namen mit griechischen zusammenklingen sollen. Sodann mußte man Einzelnamen der Götterwesen haben, sobald eine Anzahl von solchen unterschieden und verehrt wurde; auch wenn die Pelasger sie nicht einmal mit Namen laut angerufen hätten, mußten sie doch unter sich von denselben sprechen und sie einzeln deutlich bezeichnen können. Auch möge man erwägen, wie unglaublich fruchtbar die Griechen schon nach den frühesten vorhandenen Zeugnissen im Erschaffen von bestimmten Einzelgestalten und deren Namen gewesen sind. Die Übertragung ägyptischer Namen endlich ist ein Irrtum, den niemand verficht.

Die zweite Lehre von Dodona, wie sie uns aus dem Gesang der Priesterinnen, der sogenannten Peleiaden, entgegentönt, scheidet das Göttliche und die Welt in zwei große Mächte:

„Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, o gewaltiger Zeus du!
Ge bringt Früchte hervor, drum preiset als Mutter die Erde!"

Also vermutlich ein Zeugendes und ein Empfangendes; noch Pausanias kannte (I, 24, 3) ein Bildwerk: Gäa, den Zeus um Regen flehend. In erweiterter Auffassung mag Zeus den Äther, die großen und kleinen Himmelslichter und alles Meteorische umfaßt haben, Gäa die Herrin der unterirdischen Kräfte und der in den Gräbern noch lebend gedachten Menschen, auch der Orakel geworden sein. Wahrscheinlich eine jener in sehr alter Zeit mit gewaltiger Mühe gewonnenen Abstraktionen, welche doch nicht ein ganz Ursprüngliches sind. Solche können dann nahe und ferne großen Eindruck auf das Volk machen, ohne doch dessen sonstigen Glauben aus den Angeln zu heben. Dieser aber wird bei den Griechen (soweit wir überhaupt mit unseren Ahnungen reichen) doch eher ein Polytheismus gewesen sein; Naturreligionen, wie es die arischen im Grunde sind, werden wohl am ehesten begonnen haben mit Sonne und Mond, mit Wetterdämonen schrecklicher und günstiger Art, mit Gottheiten des Krieges und der Entbindung, mit der Verehrung von Quellen und Flüssen, und wo man an einem Strande lebte, mit den Gestalten der Meeresflut. Diese alle mögen vorhanden gewesen sein vor und neben jener Weltteilung zwischen Zeus und Gäa.

Immerhin hat die neuere Forschung wenigstens an jenes Wort des Herodot wieder anzuknüpfen gesucht: „Zeus war für jene Zeit nicht bloß der oberste Gott, sondern er war auch der einzige, dem dieser Name zukommt." Denn die namenlosen Götter, von welchen Herodot berichtet, was konnten sie anderes sein als eine Schar pandämonischer Vorstellungen zweiten Grades? Und als sie dann Namen erhielten, da waren es Hermes, Poseidon und die Dioskuren,

Hera, Hestia und Themis, die Chariten und Nereiden — elementare Gestalten und Gattungswesen. Allein namenlose höhere Einzelmächte sind wohl, wie gesagt, überhaupt für keine Zeit anzunehmen, und selbst, wenn diese Einzelmächte, welche später Hermes, Poseidon usw. genannt worden sein sollen, keine Namen gehabt hätten, wer will beweisen, daß sie nicht bereits ihre Kulte der Verehrung oder der Angst genossen, d. h. wer kann ihnen das Prädikat der Göttlichkeit streitig machen und überhaupt „Grade" unterscheiden? Mit Unrecht aber sind hier in der nämlichen Reihe auch Chariten und Nereiden mitgenannt, denn diese, samt unzähligen anderen Wesen meist elementarischer Bedeutung, lebten in der griechischen wie in anderen Religionen als ganze Kategorien, und auf diese Kollektivwesen pflegt man auch wohl den Namen „Dämonen" zu beschränken. Diese haben dann allerdings entweder nie oder erst beträchtlich später, und nicht durch den Glauben, sondern durch Poesie und Kunst Namen, d. h. Individualität erhalten, bis zuletzt die Vasenmaler sogar den einzelnen Satyrn Eigennamen beischrieben.

Höchstwahrscheinlich lebten und bestanden in jenen Urzeiten der noch nicht völlig ausgeglichenen griechischen Nationalität sehr verschiedene Gestalten von Götterglauben und Götterdienst je nach Gegenden und Bevölkerungsschichten nebeneinander, ein Vorbehalt, welchen man nie wird aus den Augen lassen dürfen. Und nun wird zuzugeben sein, daß Zeus in alter Zeit wirklich ein Primat anderer Art besessen habe als später. Es ist möglich, daß dieser Glaube in Dodona zuerst eine Art von abstrakter theologischer Fassung annahm und jenes Bild eines Weltgötterpaares hervorbrachte, während vielleicht anderswo andere Verherrlichungen Geltung erlangten. Zu einer „reineren Urreligion" aber, womit man die ältesten Griechen hat beehren wollen, reicht jene wesentlich höhere Stellung des Zeus noch bei weitem nicht hin. Neben allen sonstigen Ungewißheiten wird man überdies durch eine konkurrierende Gestalt beständig irregemacht. Derjenige Zeus nämlich, dessen Geburt und Jugend (seit der Höhle auf Kreta und ihren Wundern) erzählt und an mehreren Orten lokalisiert wurde, ist offenbar von Haus aus ein ganz anderes Wesen als der Himmels- und Äthergott. Noch Späteren dämmerte etwas hievon, und es hieß, der Zeus von Kreta sei nur der Großonkel des Weltherrschers Zeus gewesen.

Die älteste zusammenhängende Überlieferung griechischer Religiosität, welche wir überhaupt besitzen, ist wichtig für Zeus sowohl als für den Glauben an dämonische Kollektivwesen. Auch was wir hier erfahren, braucht keineswegs eine allgemeine Ansicht gewesen zu sein; sicher ist nur, daß in alter Zeit böotische Landleute so glaubten und daß Hesiod in seinen „Werken und Tagen" der Dolmetsch dieser Lehre ist.

Zwar sind bei ihm schon große andere Götter vorhanden; der

Wein ist (V, 612) das Geschenk des freudenvollen Dionysos, und der Dorfschmied heißt (429) der Knecht der Athene; Poseidon kann die Schiffe verderben (665), auch ist von der Gesamtheit der Götter die Rede, „welche den Olymp innehaben". Allein Zeus ist der große allgemeine Gott, der Führer des Jahres, besonders der Regenspender, der Herr des Menschenlebens und aller seiner Schicksale und Mühen, wenn auch dazwischen die Unsterblichen, die Glückseligen, die Ewigen insgesamt als Lebensherrscher genannt werden. Neben Zeus ist dann die Erde, die ehemalige Gäa, bereits zur Demeter geworden, und ihnen beiden gilt das Gebet um Gedeihen der Saatfrucht; Demeter, die Schönbekränzte, füllt dem Fleißigen die Scheune. Gott des Rechtes auf Erden ist Zeus nicht von sich aus, sondern er bedarf dazu (256 ff.) seiner Tochter Dike, welche, wenn irgendwo gefrevelt wird, sich erst neben ihn setzt und klagt. Jedenfalls ist die Aufsicht, welche Zeus und die übrigen Unsterblichen üben, in den „Werken und Tagen" eine viel größere und die Scheu vor derselben bei weitem ernster als bei den späteren Griechen.

Außerdem aber atmet das Gedicht noch einen besonderen „Polydämonismus", einen Glauben an die Allgegenwart zahlloser übermenschlicher Wesen, mögen sie auch im Bewußtsein nicht völlig ausgeschieden sein von den Unsterblichen oder Glückseligen. Das sind unter anderem die dreißigtausend Wächter der sterblichen Menschen (250), mit welchen Hesiod besonders den ungerechten Richtern bange macht; in Duft gehüllt schreiten sie über das Land dahin und beobachten sowohl das Rechte als das Unrechte; vielleicht sind es dieselben, welche vorher (122) genannt werden als die Gestorbenen des goldenen Zeitalters, „geweihte, auf der Erde verkehrende Dämonen, edle, das Übel abwehrende Hüter der sterblichen Menschen"; auch das übrige lautet wie bei jenen, nur daß sie dann noch mit einer freundlichen Wendung Reichtumspender heißen, ein Königsrecht, welches sie schon (bei Lebzeiten) gehabt. Auch sonst überall aber lehrt der Dichter die Scheu vor unsichtbar anwesenden Mächten; auf Weg und Steg, an Fluß und Quelle, bei jedem Tun denkt er an ihre Gegenwart (722, 734, 740, 754 f.); vor allem aber (728) „die Nächte gehören den Seligen".

Der spätere griechische Dämonenglaube hat zwar vielerlei reiche Gestaltungen hervorgetrieben, aber von einer solchen beständigen Aufsicht unsichtbarer Wesen, welche bis heute in den Religionen anderer Rassen eine so große Rolle spielen, ist bei den Griechen kaum mehr eine Spur vorhanden. Eine Vermutung mag hier noch Platz finden: Wenn in der Folge der Pantheismus bei den Griechen trotz der Anläufe mehrere Philosophen gar nie zu Kräften hat kommen können, so hing dies vielleicht mit an der einstigen Herrschaft jenes Polydämonismus, welcher der ausschließende Gegensatz davon ist. Es konnte nicht alles voll von Gott sein, denn alles war voll von Göttern, und die Welt war nicht deren Ausdruck, sondern

deren Wohnsitz. Als sich dann die Einzelkulte eng mit dem jeweiligen Staatswesen der einzelnen Polis verflochten, war ohnehin für den Pantheismus jede Aussicht verloren. Gerade die hie und da vorkommenden Pantheen oder Tempel aller Götter haben mit Pantheismus am wenigsten zu schaffen: sie entstanden, und zwar einzeln schon früh, wenn man etwa bei Sicherung einer Stadt oder Landschaft keinen Gott vergessen oder übergehen wollte und sie doch nicht alle kannte, oder auch dem Zwölfgötterkreise zu Ehren.

Für die weitere Geschichte des Zeus hier nur einige Andeutungen. Sooft sich bei den Griechen die Reflexion erhebt, sehnt man sich nach einer Einheit des göttlichen Wesens, welches dabei oft nur als Gottheit, meist aber geradezu als Zeus benannt wird. Es war gar nicht schwer, einen Monotheismus zu postulieren, wohl aber ihn geltend zu machen. Aus Lyrikern und Tragikern hat man schon öfter erhabene Worte zusammengestellt, welche eine verklärte Auffassung des Zeus als Weltherrn atmen. Die „Schutzflehenden" des Äschylos scheinen ganz eigentlich zum Preise des Gewaltigen gedichtet, des Königs der Könige, des Seligsten der Seligen, dem der Balken der Waage (der Entscheid aller Schicksale) gehört, dessen Tat so schnell ist wie ein Wort, dessen Weisheitspfade dicht verwachsen, schattig, unsichtbar laufen, bis er die Übermütigen von hohen Türmen herunterstürzt, ja der auch in der Unterwelt als „anderer Zeus" richtet und herrscht. Immerhin ist schon hier daran zu erinnern, daß Äschylos und seine Athener sich ein anderesmal, im Prometheus, auch einen ganz anderen Zeus gefallen ließen, welcher den übrigen Handelnden als böse, nur aber als sehr mächtig erscheint, so daß, wer zu Prometheus spricht, dies im Sinne einer klugen Fügsamkeit tut. Keine Ausgleichung in der dazugehörenden, verlorenen Tragödie vom „gelösten Prometheus" kann diesen furchtbaren Eindruck wieder verwischt und in eine besondere Verherrlichung des Zeus umgewandelt haben.

Auch bei den Philosophen, von Xenophanes und Empedokles an, bringt das Verlangen nach einer sittlichen und allmächtigen Gottheit, nach einer einheitlichen und weltbildenden Kraft monotheistische Erklärungen hervor, mit oder ohne Nennung des Zeus, mehr oder weniger verbunden mit Kautelen wegen der Volksreligion, und fast ohne solche bei der stoischen Schule und ihrem Welt-Zeus.

Sodann hat man in der so gewalttätigen Polis oft laut nach dem Recht geschrien und dann dem Zeus als Hort dieses Rechtes die allerhöchsten Ehren gegeben. Überhaupt ist er im gewöhnlichen Leben der allgemeine Supplementargott und Wunschgott, wofür u. a. Theognis belehrend ist.

Im Volksglauben jedoch war Zeus mit der Zeit kaum mehr der Himmelsgott, eher nur noch der Wettergott, welcher regnet, donnert, blitzt und hagelt. Beim Blitzen ruft man: O großer Äther! O Zeus! Selbst bei einem von der Stoa angewehten Dichter wie

Aratos sind alle die großen Prädikate, womit Zeus am Eingang der Phänomena und der Diosemeia verherrlicht wird, im Grunde verträglich mit einem bloßen Äthergott und Gestirngott. Zu der ersteren Qualität gehört auch, daß hohe Berggipfel, als dem Äther am nächsten, Zeusaltäre trugen, und es ist bemerkenswert, daß die christlichen Zerstörer sich am spätesten an diese wagten.

Das griechische Bewußtsein aber war inzwischen längst in die stärkste Abhängigkeit von den Sängern geraten, welche das Wesen der Götterwelt in mächtigen Gebilden dargestellt hatten. In Hesiods Theogonie lebt Zeus mitten in einer höchst unruhigen Genossenschaft von Wesen, die mit ihm durch ihre Herkunft gleichen Ranges sind, als noch nicht ganz sicherer Usurpator, und hiegegen hat in der Folge der griechische Geist wohl noch, wie wir sahen, stellenweise sich auflehnen, aber nicht mehr dem Zeus eine dauernde Alleinhoheit schaffen können. Von Homer vollends haben sich Zeus und die übrigen Götter gar nicht mehr erholt, wozu der achte Gesang der „Ilias" allein schon genügen würde. Zeus bleibt nun wohl der König und Vater eines Hofes, des Olymp, aber nicht mehr. Wohl werden ihm hie und da, wenn eine Polis schon eine große Anzahl von Tempeln hat, nachträglich noch Heiligtümer, bisweilen riesig große, errichtet, wie in Athen, Megara, Selinunt, Agrigent, Korinth, Sparta; aber schon der Name derselben: „Olympieion", deutet nur auf den König und nicht mehr auf den Alleingott.

Sodann hatten offenbar schon in sehr früher Zeit ganze Landschaften andere Haupt- und Schutzgötter als Zeus, und diese hießen dann in jenen Gegenden „groß". „Athen und das ganze attische Land", sagt Pausanias (I, 26, 7), „sind der Athene heilig; so vielen Göttern auch in den Demen Verehrung widerfährt, verehren sie gleichwohl auch die Athene"; das erste, was man vom Meere her sah, war ihr Tempel am Vorgebirge von Sunion. Und dies in einem Gau, wo doch die meisten hohen Berggipfel Altäre des Zeus trugen. Und im attischen Gau der Kephalier hinwiederum hießen die Dioskuren „groß". Vom Peloponnes glaubte man seit alters her, er gehöre gänzlich dem Poseidon, als sein urspünglicher Wohnsitz. Die Sikelioten hatten von ihren Vorfahren gehört, es sei von unvordenklicher Zeit her unter den Einwohnern überliefert, daß die Insel der Demeter und der Kore heilig sei; allerdings gab es bei Dichtern einen Ausgleich, dahin lautend, daß bei der Hochzeit des Pluton und der Persephone Sikelien von Zeus der letzteren als Brautgeschenk sei gegeben worden. Allein auch dies wird wiederum aufgewogen durch übermächtige Lokalkulte, wie den der Paliken, und die Gegend um Himera war der Athene heilig, und die Insel Ortygia vor Syrakus war von den Göttern der Artemis geschenkt worden. An der trojanischen und äolischen Küste erwähnt Strabo lauter Apolltempel und hier wird Apollon „groß" gewesen sein; in Lykien war er der eigentliche Nationalgott. Allerdings zwischen-

hinein in Karien herrschen dann die Zeustempel, und auch die beiden Bundestempel aller Karer waren dem Zeus geweiht, während z. B. der Bundestempel der Ionier, das Panionion von Mykale, dem helikonischen Poseidon gehörte, und drei Städte von Achaia einen gemeinsamen Tempel der „dreilosigen Artemis" besaßen. — In Arkadien und Messenien scheint der mächtige Kult der „großen Göttinnen" alles andere, selbst Zeus und Poseidon, in den Schatten gestellt zu haben. Daß in einzelnen Ortschaften ein Lokalkult eine ganze sonstige Religion übertönen kann, ist auch in anderen Zeiten und Ländern vorgekommen. „Groß ist die Artemis der Ephesier!" Dieser Ruf galt wenigstens einer Gottheit, welche „ganz Asien und der Erdkreis" verehrte, aber „groß" hießen auch in kleinen Städtchen einzelne Götter, in einem Sinne, wobei im Grunde jede andere Andacht nichts mehr bedeutete.

Dies alles wäre unmöglich eingetreten, wenn Zeus in irgendeiner Zeit der griechischen Geschichte wirklich durchgängig als der alleinige Gott wäre verehrt worden. Und so hat ihm auch der monotheistische Aufschwung einzelner Dichter und Philosophen nicht mehr emporgeholfen. Zur Zeit der Römerherrschaft besaß er seinen obligaten Kult als Reichs-Jupiter und wurde etwa auch in feierlicher Deklamation von einem Dion Chrysostomos, einem Aristides Rhetor als Weltgott gepriesen. Wenn wir aber dem Lucian glauben wollen, war damals Zeus zufrieden, wenn außer dem olympischen Feste ihm noch sonst jemand in der Zwischenzeit opfern mochte.

Wenn der Polytheismus eine solche Kraft und Fülle zeigt wie bei den Griechen, so ist die stärkste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß er das Ursprüngliche gewesen. Man wird die größte Mühe haben, sich einen entgegengesetzten Hergang konkret vorstellig zu machen, und ungemessener Zeiten würde es bedürfen, bis neben einem früheren Alleingott Zeus die reiche und große Ausbildung so vieler anderer Götter möglich erschiene.

Die Griechen besaßen nichts schriftlich Geoffenbartes, nichts irgend von außen Auferlegtes über ihre Götter und ebensowenig eine auferlegte Lehre über die Religion. Diese beiden Hauptstücke der Theologie fehlten von alters her vollständig. Auch die Götter selbst offenbarten eine solche nicht; dasselbe Delphi, welches so zahlreiche Bescheide über Verehrung einzelner Gottheiten gab, hat niemals eine religiöse Wahrheit von allgemeiner Bedeutung ausgesprochen, auch setzt, wenigstens in der rein griechischen Zeit, kein Fragender voraus, daß der Gott auf dergleichen eingehen würde. Wenn er gestattete, daß die in Sprüche gebrachte Lebenserfahrung der sieben Weisen mit goldenen Buchstaben in seinem Tempel angebracht wurde, so geschah dies in einer Zeit, da sich überhaupt alles, was die Nation bewegte, nach Delphi drängte; daß aber in späteren, reflektierenden Jahrhunderten hie und da Fragen

allgemein religiöser Art mögen an die Orakelstätten gerichtet worden sein, ist nicht undenkbar.

Der griechische Glaube ist reine Schöpfung der Nation als solcher, und in zweierlei Sinn vielgestaltig wie diese: durch den enormen Gestaltenreichtum an sich und durch die Verschiedenheit der Sage über die nämlichen Gestalten und Hergänge. Er ist Polytheismus von vornherein, wogegen jene einzelnen Versuche zur Einheit des göttlichen Wesens kaum in Betracht kommen.

Die fremden Zutaten werden von der neueren Forschung mehr und mehr beschränkt, abgesehen natürlich von jenen Gottheiten, deren Grundform die Griechen mit anderen arischen Völkern gemeinsam haben könnten. Die „allein Fremde", welche als solche in Griechenland Eingang gefunden, ist die phönizische oder überhaupt semitische Astarte-Aphrodite, welche wohl schon über griechische Meerbusen ihre Heiligtümer besaß, als das Volk noch in sehr urtümlichem Zustande lebte. Vermutlich hatte sie auch ihren Adonai schon mit sich.

Während nun die Götter fast ausschließlich national und Schöpfungen des griechischen Volkes sind, gelten sie doch naiverweise für Herren der ganzen Welt, indem man in der Zeit der Fixierung der Religion von dieser Welt noch nicht viel mehr als die eigenen Wohnsitze kannte. Die Götter baden in dem weit entfernt gedachten Okeanos, sie schmausen bei den Äthiopen, und Apollon fährt periodisch zu den Hyperboreern, während Proteus in Ägypten haust. Mit der Zeit lernte man dann die Götter weiterer Nationen kennen, und zwischen den ägyptischen und den griechischen wurde bald nach Verwandtschaft gesucht, während sich anderseits auch in die so schwach gehütete griechische Religion Fremdes und namentlich Halbfremdes hie und da eindrängte, nämlich halbgriechische Seitengestalten der Gottheiten, wie Bendis, die thrakische Gestalt der Artemis, Kotytto die phrygische, Sabazios als kleinasiatischer Verwandter des Dionysos usw., welche aus den Kulten der Sklaven und Metöken auch in den Kult der Griechen hineingerieten, wenigstens in den größeren Städten. Gar nicht zu entschuldigen war das Eindringen der phrygischen Göttermutter (Kybele), welche bei den Griechen schon reichlich ersetzt gewesen wäre durch Gäa, Demeter und Rhea. Der erste, welcher nach Attika kam und die Weiber die Weihen der Göttermutter lehrte, wurde zwar getötet und in die „Schlucht", das Barathron, geworfen, aber infolge einer Pest mahnte das Orakel, den Getöteten zu versöhnen, und wahrscheinlich schon unter den Peisistratiden erhob sich der Tempel dieser Göttin, das Metroon. Sie suchte sich freilich als Demeter zu geben und auch Euripides ging auf diese Fiktion ein, die Athener aber mußten sich sagen lassen: so wie sie in anderen Dingen das Fremde liebten, so auch in betreff der Götter; überhaupt fand man, diejenigen Staaten, welche am leichtesten das Bürgerrecht an Fremde gäben, ließen

auch am leichtesten fremde Götter zu. Nicht jedermann war so entschlossen wie die Kaunier, welche einst mit vollständigem Aufgebot auszogen und bis an die Landesgrenze mit Speeren in der Luft fuchtelten, in der Meinung, damit die fremden Götter auszutreiben. Der Form nach behielt sich wohl der Staat die Verfügung über fremde Kulte vor, allein die Praxis war eine ungleiche. Wenn vollends eine Hauptklage gegen Sokrates auf Einführung neuer Götter lautete, womit sein unschuldiges Daimonion gemeint war, so weiß man ja, daß der Haß gegen ihn von einer ganz anderen Seite stammte. Die spätere allgemeine Göttermischung seit Diadochen und Römern mag hier einstweilen nur erwähnt werden.

Wie die große nationale Schöpfung der griechischen Religion im einzelnen zustande kam, darüber wird es stets nur Vermutungen geben, und diese werden noch lange miteinander streiten. Auch die Kunde der jetzigen Naturvölker und Halbkulturvölker und ihrer Götterwelt lehrt uns nicht viel über den Hergang bei diesem ganz einzig begabten Griechenvolk, welches dieser seiner Hervorbringung viele Jahrhunderte hindurch die hingebendste Teilnahme widmete. Was wir ahnen dürfen, ist ein Doppelprozeß: während einzelne Stämme gewisse Götter und Götterpaare besonders verehrt und sich nachher gegenseitig vervollständigt haben mögen, kann sich dies von der anderen Seite ausgeglichen haben, indem ursprünglich verschiedene Gestalten in eine Göttergestalt zusammenflossen, auf welche sich die verschiedenen Mythen häuften. Genug, daß alles national war und daß die Götter, welches auch ihre Herkunft sein mochte, für autochthon galten, Griechen wurden, wie das Volk selbst. Ihr Mythus ist an zahllosen Stellen lokalisiert, ja von mehreren wollte man die heilige Geburtsstätte kennen, sogar an verschiedenen Orten. Diese Religion ist, wie gesagt, nicht durch eine Kraft von außen dem Volke vorgeschrieben oder als eine heilige Satzung auferlegt, sondern sie ist ein Produkt der höchsten Bildkraft desselben.

Ihre Ausbildung ist nicht geschehen durch Priester. Wohl gab es solche von frühe an bis in die spätesten griechischen Zeiten, aber es gab niemals einen Priesterstand und vollends kein Priestertum, und erst mit einem solchen beginnt auch eine Theologie, ein geistliches Gesamtwissen, ein heiliges Recht und eine schriftliche Aufzeichnung von Offenbarungen. Die griechische Religion würde vom Anfang bis zum Ende anders lauten, wenn ein Priestertum Einfluß darauf gehabt hätte. Die urtümlichsten, bisweilen fratzenhaft schrecklichen Auffassungen der Persönlichkeit und des Mythus der Götter würden festgehalten worden sein und mit denselben die Bangigkeit, nicht aus Politik und Herrschsucht der Priester, sondern weil solche sich an die Auffassung früherer Vorgänger in der Regel gebunden glauben; die ganze epische Poesie wäre unmöglich geworden. Auf einem weiteren Stadium würde, wie oben bemerkt,

ein allgemeines Priestertum in irgendeiner großen Krisis die Religion verändert, umgedeutet, vereinfacht, bestimmten Konsequenzen untertan gemacht haben, und vor allem würde die mit jeder Theologie unverträgliche Idee des Schicksals haben weichen müssen. Diese einzige mächtige Anschauung von der Notwendigkeit, vermöge welcher alles geschieht und welcher auch die Götter untertan sind, besaßen die Griechen durch eigenes Nachdenken und ursprüngliche Anlage und ließen sich dieselbe niemals nehmen. Den Kultus würden Priester für das ganze Volk gleichgemacht und er würde nicht die tausendfaltige freie Blüte gebildet haben, die uns aus der Überlieferung so wunderbar und oft so narkotisch entgegenduftet. Auch würden mächtige Priester, wenn sich die Kulte auf bange Weise anhäuften, selber an Ort und Stelle Rat gewußt haben; Athen z. B. hätte nicht nötig gehabt, den Weihekünstler Epimenides aus Kreta kommen zu lassen, und der delphische Apoll wäre nicht für unzählige Kultusfragen von allen Seiten her die große Instanz geworden. Endlich würde höchstwahrscheinlich eine Anzahl bestimmter Heiligtümer einen festen Vorzug genossen haben, schon weil sich bei solchen ein höherstehendes Personal gesammelt hätte. Das Umgekehrte aber geschah: Weil einzelne Tempel als Orakel oder als Mysterienheiligtümer besondere Wichtigkeit erlangt hatten, sammelte sich um dieselben mit der Zeit eine immer noch sehr mäßige Zahl von priesterlichen Personen, allerdings umgeben von zahlreichen untergeordneten Opfergehilfen.

Es fehlt im griechischen Mythus, zumal in der Theogonie, nicht an Zügen, welche Resultate des Denkens und bewußt allegorischer Art sind und bei welchen man von Theologie reden kann, allein es ist nicht Theologie von Priestern, wie sich zeigen wird.

Die ganze griechische Religion mit all ihren Gestalten und Mythen macht vielmehr den Eindruck, daß sie laienhaft sowohl entstanden wie überliefert sei. Man unterscheidet mehr oder weniger deutlich zwei Stufen: Dem Volksbewußtsein gehören die früheren Bilder, da jene Gestalten und Mythen noch ihrer Naturbedeutung (Flüsse, Gebirge, Meere, Himmelslichter, Gewitter, Regen, Wolken, Stürme, Vegetation, Herdfeuer usw.) näher waren, ja ihr noch genau entsprachen — und die spätere Stufe, da aus diesem allem eine persönliche und episch bewegte Welt geworden und der ursprüngliche Sinn verändert ist.

Jenen ersten Zustand können wir uns nur noch ahnungsweise vergegenwärtigen. Die Griechen fühlten sich umgeben von einer Zahl gewaltiger elementarer Mächte, welche zum Teil schon eine bestimmte, meist furchtbare, aus menschlichen und tierischen Teilen gemischte Persönlichkeit gewonnen hatten, auch bereits durch ihr Tun einen Anfang von Mythus besaßen, und dieser mochte teils dem allgemeinen Stammgut arischen Glaubens, teils der ursprünglichen griechischen Volksphantasie angehören und dann örtlich sehr

eigen und verschieden lauten. Was für Bilder gewährten schon die Vorgänge in der Luft, wo die Naturmächte in schrecklichem Kampf aneinandergeraten: die Gewitterwolken des Südens als geflügelte Ungeheuer, der Blitz als entsetzlicher Dämon sie spaltend und aus ihnen hervordringend! — Daneben herrschten gewiß auch gabenspendende Gottheiten, und das Feuer, zumal das des Herdes, wird Verehrung genossen haben von Anfang an. Die Gestalten des Meeres, welche später eine so reiche und schöne Gesamtheit bilden, werden schon in dieser alten Volksanschauung allmählich, und anfangs wohl schreckhaft genug, hervorgetreten sein; vielleicht hatte die Nation früher binnenländisch gelebt, und das Meer war ihr dann ein neuer, höchst mächtiger Anblick gewesen. Der Kultus wird, wie noch viel später, im ganzen der des Hausvaters am Herd, des Hirten auf dem Felde, des Schiffers am Gestade, des Anführers an der Spitze seiner Scharen gewesen sein. Daneben aber gab es vermutlich schon manche heilige Stätten, welche teils jenen göttlichen und dämonischen Wesen, teils aber der unterirdischen Welt gehört haben können, wie vielleicht die ursprünglichen Orakel samt und sonders.

Von der Veränderung, welche hierauf eintrat, hatte Herodot (II, 53) folgende Anschauung: „Homer und Hesiod, welche ich nur für vierhundert Jahre älter als meine Zeit halte, sind es, welche den Hellenen ihre Theogonie geschaffen und den Göttern ihre Beinamen und Ehren und Fächer zuerteilt, auch ihre Gestalten beschrieben haben." Es stört uns in alten Zeiten nicht, wenn mächtige Hergänge, auch solche, die sich auf Jahrhunderte verteilten, an einen oder zwei Namen gehängt werden, — genug, daß hier Sänger namhaft gemacht sind als Urheber einer großen Veränderung in der Religion. Gewiß sind Homer und Hesiod bei weitem nicht die frühesten, sondern schon sehr ausgebildete Stimmen des Epos gewesen, aber richtig betont ist die nunmehrige Herrschaft der Poesie über alle Götterauffassung.

Die Anlage zur Götterdichtung war gewiß schon längst vorhanden, denn die Seele suchte sich von frühe an über die Bangigkeit vor dem Übernatürlichen zu erheben, indem sie den Anrufungen eine höhere Gestalt und Weihe gab, und so wird man bei den Heiligtümern Anfänge von Hymnengesang vermuten dürfen. Im Volk aber werden jene Lieder schon vorhanden gewesen sein, die es noch später sang zur Feier bestimmter Augenblicke des Lebens überhaupt und der Jahreszeiten im besonderen: der Linosgesang und seine Varianten, womit überall in der Gestalt eines früh gestorbenen Königssohnes usw. die hingegangene Blüte des Jahres beklagt wurde; die ermutigenden Päane, die Frühlingslieder, die Hymenäen, die Totenklage usw. Noch in der geschichtlichen Zeit waren uralte Reste dieser Art vorhanden, und Herodot (IV, 35) erwähnt sowohl den Hymnus, den die Weiber auf Delos beim Almosensammeln

singen, als auch „die übrigen alten Hymnen, welche auf der Insel gesungen werden", lauter Schöpfungen des mythischen Dichters Olen aus Lykien.

Irgendwann ist dann der Welttag des erlösenden epischen Gesanges angebrochen, vielleicht plötzlich durch eine unerwartete Hebung. Hochbegabte Menschen, im Vollbesitz der bisherigen Volksphantasie und religiösen Tradition, wurden sich des Vermögens bewußt, dies alles in einen größeren Zusammenhang zu bringen und im Sinne des Volkes daran weiterzudichten. Sie waren es, welche vor allem die Götter zu menschenähnlichen und dabei doch völlig wunderbaren Wesen umbildeten und sie von dem fratzenhaften Aussehen, das zuhörende Volk aber von der Bangigkeit befreiten; ihnen zuerst gestaltete sich das Auftreten der Götter sowohl in ihrem besonderen Leben als unter den Menschen zu einer Welt der erstaunlichsten Bilder, und in diese Welt wurden die bisherigen Sagen von Kämpfen und Wanderungen der Nation von selbst mit hineingezogen und zum Heldenmythus verklärt — alles gemäß dem innersten Sinnen und Sehnen des Volkes, aber nur das Werk seiner höchsten und feinsten Kräfte. Es genügt, eine einzige göttliche Gestalt, wie z. B. Helios, in der reichen Überlieferung von seinem wunderbaren Dasein und Erscheinen zu verfolgen, um überall den Sänger zu ahnen, welcher allein diese Welt von schöner Bildlichkeit hat aus dem Volksglauben heraus entwickeln können. Vielleicht erhob sich das Epos an mehreren Orten fast zugleich; das übrige tat dann jene dem hellenischen Leben eigene Art des Wettkampfes, der Agon, welcher auf allen Gebieten später sich als eine der stärksten Mächte erweisen sollte. Die Bevölkerungen aber, welche den Aöden zuhörten, waren gewiß schon überwiegend städtische und geistig geweckte, und die Aneignung des Gesungenen eine eifrigere als auf dem Lande.

Diese Sänger sind es auch wohl gewesen, welche als Wandernde die Einheit des hellenischen Schauens und Denkens gefördert, ja geschaffen haben, denn die Nation bestand aus vielen kleinen Stämmen und Staaten, deren bisheriger geistiger Austausch nur gering gewesen sein kann. Und nur die Sänger suchten das Volk von Ort zu Ort auf; denn Herumreisende anderer Art sind damals schwer denkbar.

Sie waren nicht zugleich Weissager und Heilkundige oder gar Priester, wie man schon geglaubt hat. Homer scheidet die Stände ganz ausdrücklich, indem er als Leute, die man zu sich bescheidet, den Weissager, den Arzt, den Baumann und den Sänger besonders aufzählt. Erst die Orphiker seit dem 6. Jahrhundert haben ihren Helden, der ursprünglich nur ein mythisches Bild des Gesanges war, mit jenen Anhängseln von Weihen, Reinigungen, Heilungen, Abwendungen des Götterzorns usw. beladen, freilich aber damit allgemeinen Glauben gefunden, so daß z. B. Aristophanes wie selbst-

verständlich dem Orpheus und auch dem Musäos Weihestiftungen, Heilungen und Weissagungen zuteilen konnte. Statt dessen sind die Sänger wahrscheinlich die ersten großen Entdecker und Meister der griechischen Sprache und ganz gewiß die Schöpfer der epischen Mundart gewesen, welche bei Griechen aller Mundarten verständlich wurde. Ihren Stil freilich und die äußere Form, den Hexameter, lernen wir erst aus dem reifsten Beispiel, aus Homer, kennen. Ihre mächtige Aufgabe als Sänger füllte wahrlich ein Leben aus, und sie hätten nicht noch nebenbei Mantik, Krankenheilung oder vollends ein priesterliches Amt auf sich nehmen können.

Und für ihren Gesang, soviel Götterwelt und Götterglauben derselbe auch enthält, bedurften sie keiner priesterlichen Vermittlung. Es sind die Genien des Gesanges, die Musen, von welchen der Hirtenknabe Hesiod seine Bestallung und Weihe unmittelbar erhält, und seine Erzählung hierüber leuchtet von urtümlicher Naivität. Ton und Dichtung haben hier sehr viel höhere Patrone, als irgendein Priester hätte sein können, nämlich Götter selbst, Apollon und Hermes und jene Musen; auf dem Olymp ist Sang und Klang beständig zu Hause. Außer diesen Göttern werden für den Aöden auch seine irdischen Vorgänger zu Wundergestalten mit eigenen, meist tragischen Mythen.

Wenn wir aber für sein Verhältnis zu den Zuhörenden den richtigen Gesichtspunkt gewinnen sollen, müssen wir von gar allem abstrahieren, was uns jetzt umgibt. Nichts ist für uns fremder als ein Volk, das nicht nach Tagesneuigkeiten frägt, sondern dringend und eifrig nach umständlichem Bericht verlangt über die von ihm selbst geschaffenen, aber unfertig oder schreckhaft gebliebenen Götter und Heroen, welche ihm jetzt in solcher Schönheit und Lebensfülle entgegengebracht werden. Es ist sein eigenes Wesen, nur in erhöhtem Ausdruck, und dazu das Bild des Weltganzen: Olymp, Erde und Unterwelt in mächtigem Zusammenhang. Ein dringenderes Bedürfnis ist die Poesie auf Erden nie wieder gewesen; denn nur die Sänger wissen Auskunft über dies alles und vervollständigen diese Auskunft von Geschlecht zu Geschlecht.

Ihre völlige Herrschaft über die Phantasie der Nation bildet ein Ganzes mit ihrem eigenen naiven Glauben an ihre Erzählungen, welche doch im Grunde ihr eigenes Werk sind und untereinander stark abweichen können. Das zuhörende Volk glaubte gewiß jedesmal, was es hörte, und sehnte sich nur nach mehrerem. In diesem großen Idealbilde seines eigenen, dauernden Seins genoß es gewissermaßen lauter Ewigungen, während wir heute von lauter Zeitungen umgeben sind.

Nicht bei allen Völkern, welche epischen Gesang gehabt haben, sind Sänger und Hörer so völlig in ihrem Stoffe aufgegangen. Bei den Germanen war die Überlieferung von den Göttern die Sache einer laienhaften Poesie wie bei den Griechen, allein es wal-

tete ein wichtiger Unterschied ob: „In der germanischen Göttersage läßt sich der dichtende Geist, der sie geschaffen hat, niemals ganz gefangennehmen von dem Wahn ihrer Wirklichkeit. Wie wundersam er auch träume, beständig wach im Hintergrund bleibt sein Bewußtsein, daß dies alles seine Schöpfung sei, die er nicht handgreiflich zu nehmen habe, sondern als bildlichen Ausdruck für Naturverhältnisse und sittliche Gebote; daß er bei aller Tiefe, allem Ernst mit seinen Göttern und Helden dennoch ein freies und heiteres Spiel treibe." In den Griechen dagegen scheint lange Zeit ein fester Wille gelebt zu haben, jeden möglichen ursprünglichen Sinn ihrer Mythen zu vergessen und alles durchaus episch zu fassen, daher sie denn auch eine viel größere epische Schönheit erreicht haben; es fehlt — abgesehen von der Theogonie — jede Ahnung, als ob der Mythus nur eine Hülle, ein symbolischer Ausdruck für etwas jenseits davon Liegendes sein könnte; Gestalt und Bedeutung scheinen sich vollkommen zu decken, indem eine hohe Kunst sie in eins geschmolzen. Jeder Versuch einer spekulativen Umgestaltung der Religion, ja jede Neigung zu einer abstrakten Auffassung des Göttlichen mußte dann lange Jahrhunderte hindurch ohnmächtig bleiben gegenüber der schönen Bildlichkeit.

Wenn man nun den Wert einer Religion ausschließlich schätzt nach ihrem größeren oder geringeren Vermögen, die Grundlage für die Sittlichkeit zu bilden, so stehen hierin selbst die schönsten Polytheismen zurück, und auch der griechische. Seine Götter, auch als sie frei geworden von der früheren düster dämonischen Gestalt, bleiben doch ihrem Ursprung nach Naturkräfte, und da ihrer viele sind, herrscht nur ein sehr bedingtes Vertrauen auf die Macht der einzelnen Gottheit — denn die allgemeine Weltgewalt, das Schicksal, liegt außerhalb von ihnen —, und vollends nur ein höchst ungleiches Vertrauen auf ihre Güte. Der endlos reiche Götterdienst darf hieran nicht irremachen. Unsere anfängliche Frage: was die Griechen an ihren Göttern hatten, rückt der Beantwortung schon etwas näher: unaussprechlich vieles, indem dieselben aus der Anschauung des gesamten Volkes hervorgegangen und dann von den höchsten geistigen Kräften desselben menschlich ausgebildet und zum verklärten Spiegel der Nation gestaltet worden waren, — aber nur sehr Mäßiges, sobald es sich um moralische Vorbildlichkeit und um Trost handelte.

Wenn man das Verhalten der Völker zu ihrer Götterwelt näher prüft, so finden sich große Unterschiede nicht nur zwischen Monotheisten und Polytheisten, sondern schon innerhalb des Polytheismus, je nachdem er durch Priestertum und heilige Vorschriften und Urkunden beherrscht oder völlig dem Volk, dem populären Aberglauben und den Sängern überlassen geblieben ist. Hierher gehört, wie schon gesagt, die soviel als völlig ungehütete Religion der Griechen.

Wir haben es hier nicht mit ihren Göttern im einzelnen zu tun, sondern nur mit den allgemeinen Beziehungen, welche sich bilden zwischen den Göttern und der Nation, welche sie geschaffen und beständig umgeschaffen hat. Wie emsig auch andere Polytheismen gewesen sein mögen, eine so gewaltig vielartige Masse mythischen Stoffes wie der griechische hat außer dem indischen wohl keiner mehr zutage gefördert. Nur eine beständige, durch keine Abweichung in den Aussagen irrezumachende Beschäftigung von Volk und Sängern mit Göttern und Heroen — wenigstens in der früheren und hiefür dauernd entscheidenden Zeit — hat dies vollbringen können. Auf Tempelhymnus, Epos und Theogonien mochten dann Lyriker, Dramatiker, Mythographen, Antiquare, Philosophen und zugleich eine mächtig ausgedehnte bildende Kunst folgen.

Es wächst empor wie ein dichter Urwald und spottet aller Einteilungen, wie sie später versucht worden sind. Man glaubte z. B., etwas Uraltes und Weises zu sagen, wenn man unterschied zwischen ewigen, ungezeugten Göttern (z. B. Apollon), erzeugten, welche erst durch Verwandlung zu Göttern geworden, endlich Wesen wie Herakles und Dionysos, welche vermöge ihrer Tugend das Sterbliche und Leidensfähige abgelegt hätten. Der späte Traumdeuter Artemidor sondert die Götter in olympisch-ätherische, himmlische, irdische, Wassergötter, chthonische Götter und „was sonst für welche vorhanden sind", und scheidet wieder innerhalb dieser Kategorien solche, die den Sinnen, und solche, die nur dem Gedanken sich offenbaren (αἰσθητούς, νοητούς). Weit anders als solche Gelehrtenarbeit lautet der wirklich sehr alte Versuch einer höchsten Trinität von Zeus, Athene und Apollon, welche öfter bei Homer feierlich zusammen genannt werden, aber zu einem abgesonderten höchsten Kultus, wie etwa Jupiter, Juno und Minerva in Rom, brachte es diese Zusammenstellung nicht.

Was man Glauben nennt, war bei den Griechen notwendig von ganz anderer Art als bei den Völkern mit Theologie und heiligen Urkunden, wo eine wörtliche Verpflichtung herrscht, das Göttliche so und nicht anders aufzufassen. Bei den Griechen war es vielmehr ein Schauen; das Dasein der Götter stand fest, aber ihr ganzes Tun und Leben war ein überaus freies Produkt des schauenden Geistes, und weil derselbe in jener idealen Welt völlig heimisch war, konnte er nicht irregehen, auch indem er unbefangen weiterdichtete. Geben wir auch schon vorläufig zu, daß es sich leben ließ mit Göttern, welche dem Schicksal nicht weniger untertan waren und nicht sittlicher zu sein begehrten als die Menschen, und diese nicht zum Ungehorsam reizten durch jene Heiligkeit, welche dem Gott der monotheistischen Religionen angehört.

Zahllose Abweichungen nicht bloß in den äußeren Tatsachen der Geschichte der Götter, sondern auch in den Motiven ihres Handelns und in ihrem Charakter brachten nicht die mindeste Störung mit

sich. Mochten Tempel und Tempel, Stadtsage und Stadtsage, Sänger und Sänger noch so Verschiedenes berichten — man sieht nicht, daß es darob Hader gegeben hätte, und auch hier scheint jener „alte Spruch" gegolten zu haben: Jenes mag deine Meinung sein und dieses die meinige. Alles wohl erwogen, darf man sich ohnehin viel eher über den hohen Grad von Übereinstimmung wundern, welche die Anschauung von den Göttern trotz ihrer so sehr verschiedenen Ursprünge erreicht hat, und zum höchsten Ruhm gereicht es den Griechen, daß dies meist eine Übereinstimmung im Sinne der Schönheit war.

Die Deutung der griechischen Mythen durch die neuere Wissenschaft, hauptsächlich seit Creuzer und den „Prolegomena" Otfried Müllers, macht ein eigenes Gebiet aus, in welches einzudringen wir nicht berufen sind. Schwierig bleibt sie bei einem Volke, welches die Urbedeutungen der Gestalten offenbar hat vergessen wollen, dessen Symbolik also eine naiv unbewußte geworden oder von jeher gewesen ist, und das die tausendjährige Wirkung eines unendlich opferlustigen Kultus und einer grenzenlos reichen bildenden Kunst über dies alles hat ergehen lassen.

Die höheren Wesen waren anfangs (wenn die herrschende Annahme richtig ist) Naturgegenstände und Naturkräfte, und dieser Art sind bereits diejenigen, welche die griechische Religion mit der alt-arischen gemein hat. Durch eine Reihe von Entwicklungen erhalten sie tierisch-menschliche und endlich menschliche Gestalt und Persönlichkeit. Nun bilden sich zwei Reihen: Naturgottheiten, welche trotz ihrer Vermenschlichung im Volksbewußtsein noch irgendwie an ihr Element gebunden sind: Gäa, Helios, Selene, Eos und alle Wassergottheiten — und solche, die von ihrem ursprünglichen Element völlig abgelöst auftreten, als freie Persönlichkeiten. Sie sind meist mit Bedeutungen und Beziehungen beladen, deren üppiges Rankenwerk den eigentlichen Ursprung völlig überspinnen kann, während derselbe in lokalen und geheimen Kulten doch noch irgendwie bewußt bleiben mochte.

Außer der allmählichen Entwicklung dieser Dinge darf man vielleicht auch an einzelne plötzliche Hebungen im Innern der Religion denken; die Vermenschlichung einer Gottheit kann in einem bestimmten Gau und Augenblick einen großen Schritt getan haben, und sogleich wirkte dann die Furcht, ein mächtig gewordenes, rachsüchtiges Wesen zu vernachlässigen, wie eine Propaganda weiter, und Heiligtümer und Altäre des anders gewordenen Gottes erhoben sich in der Nähe und bald auch in der Ferne. Gleich darauf mochte eine zweite, dritte Gottheit wie im Wetteifer dieselbe neue Höhe erreichen. Jetzt gewannen deren Mythen — sie mögen früher gelautet haben wie sie wollen — vermenschlichte Gestalt: sie redeten von den Eltern der betreffenden Gottheit, von schwerer Eifersucht, welche schon die Geburt zu verhindern suchte, von Kämpfen und

Feindschaften gegen andere Mächte und von hilfeleistenden Gottheiten. Aber die Ausdrucksweise geht auf Pfaden, da wir ihr kaum noch folgen können; es sind oft die der Ideenassoziation oder, um das zu einseitige und präzise Wort zu vermeiden, des Bilderzusammenklingens, und hier soll dann unsere späte Ahnung wetteifern mit einer Zeit und einer Menschheit, welche in diesen Dingen lebte und webte, schon lange bevor das Epos dies alles in seine mächtige Rotation aufgenommen hatte. Morgenrot und Jagd stimmen zusammen, und Eos raubt den Kephalos; die Wanderungen der Mondgöttin, z. B. der Helena, sind Entführungen; die Vielheit von Steinen gemahnt an ein Volk, jedes sanfte Wehen an höhere Beseelung; von den Wolken des Himmels sind zwar die großen und gewaltigen geradezu dämonische Mächte, die Schafwölkchen dagegen werden zu Herden von Kühen, Lämmern und Ziegen, welche Göttern gehören im Sinne einer Zeit, da Herden der Hauptreichtum waren; zwischen dem Stier und dem Fluß oder Strom waltet eine Verbindung, welche nicht bloß durch Brausen und Toben zu erklären sein wird; die Meereswogen Poseidons, wie sie dahinlaufen und zugleich tragen können, werden zu Rossen, und die Griechen haben dann beides überall „zusammengedacht"; die zwischen Felsen und Klippen brandenden Wellen aber riefen dem Bilde springender Ziegen, und eine ganze Anzahl poseidonischer Örtlichkeiten tragen dann Namen, welche von αἴξ, Ziege, stammen. Auch die den einzelnen Göttern heiligen Tiere, welche später gerne in den Tempeln derselben gehalten wurden, mögen zum Teil durch solche, für uns jetzt kaum mehr erreichbare Bilderverbindungen in deren Nähe gelangt sein, zum Teil freilich durch Eigenschaften, welche einen unmittelbaren Bezug zum Wesen der betreffenden Gottheit hatten, und beides möchte auch von den heiligen Pflanzen gelten. Natürlich wird dies alles durch erzählende Mythen in die Geschichte der Gottheiten verflochten, wobei der ursprüngliche Sinn verständlich oder auch erst recht unverständlich wird.

Es vereinigt sich eben sehr vieles, um uns dieselben Götter, welche bei den Dichtern so lebendig in den Vordergrund treten, wieder in dunkle Ferne zu rücken, sobald es sich um den eigentlichen Grund ihres Wesens handelt, vor allem die Menge von Bedeutungen und Beziehungen, womit sie beladen wurden. Die Elementargottheiten sprechen klar und deutlich aus, was sie sind, von den übrigen großen Göttern dagegen haben mit der Zeit einige eine solche Vielseitigkeit erlangt, daß Zeus, Apollon, Athene, Hermes, jedes für sich, schon fast alles darstellt und überwacht, was dem Erdenmenschen angelegen ist.

Zunächst kommt hier schon die uralte Doppelseitigkeit der Götter als Schützer und zugleich als Zerstörer in Betracht. Diese milde und diese furchtbare Seite haben sie schon als Naturgötter, aber indem sich in der Folge nach beiden Richtungen Züge aller Art an-

schließen, wird ihr Wesen immer vieldeutiger. Apollon ist der reine Lichtgott, aber zugleich der furchtbare Sender von Seuchen und schnellem Tode; er vorzüglich tötet unglückliche Jugend, wie die Kinder der Niobe und der Iphimedeia; Artemis ist Schützerin der Tiere, aber zugleich Jägerin; Poseidon ist Befestiger der Erde, aber zugleich Erderschütterer. Sodann konnte eine und dieselbe Gottheit bei nahe verwandten oder weit voneinander entfernten, bei hochentwickelten oder zurückgebliebenen Stämmen eine stark verschiedene Ausbildung erfahren haben; auch lokale Kulte mit ihren Mythen schafften sich Raum und begehrten namentlich die Geburtsstätten von Göttern in ihrer Gegend zu besitzen. „Auch mit dem besten Willen ist es unmöglich, alle die aufzuzählen, welche verlangen, daß Zeus bei ihnen geboren und erzogen worden sei." Solche Kulte aber waren eine mächtige, sorgfältig fortgepflanzte tägliche Tatsache. Nicht zu gedenken der Einwirkungen von halbverwandten Göttern der Nachbarvölker her, welche ja auch ihrerseits der griechischen Auffassung werden nachgegeben haben; die Könige von Lydien glaubten offenbar, im delphischen Apollon ihren Sandon wiederzuerkennen.

Neben allen Beziehungen zum Menschenleben wirkt dann begreiflicherweise die alte Naturbedeutung noch immer nach; derselbe Apollon, dessen Bild auf Delos in der Rechten den Bogen, auf der Linken die Chariten mit Lyra, Flöte und Syrinx hielt, hatte zu Töchtern Oino, Spermo und Elaio — Wein, Korn und Öl. Im ganzen aber ist er doch ein sprechendes Beispiel davon, wie große alte Naturbedeutungen fast völlig verlorengehen konnten durch das Übergewicht der nicht elementarischen Bestandteile einer Göttergestalt.

Daß er und seine Schwester Artemis ursprünglich Sonne und Mond waren, wird kaum mehr bezweifelt, allein an ihre Stelle ist ein Helios und eine Selene geraten; auch der Vater dieses Helios, Hyperion, sowie sein Sohn Phaethon, sind im Grunde ebenfalls Sonnengötter, und selbst die Sonnenrosse (eines heißt ebenfalls Phaethon, das andere Lampon) sind Duplikate des Gottes selbst. In anderen Auffassungen aber schwindet auch diese zweite Personifikation und die Sonne wird auf sich selber beschränkt, auf das Goldgefäß (χρυσοῦν δέπας), welches die ehemaligen Sonnengötter zur Fahrt über den Okeanos besteigen und dann wieder weitergeben; Apollon leiht es einmal an Herakles und bekommt es nachher von diesem zurück. Allein dies alles waren halbverstandene Altertümer geworden neben Apollons Macht im Menschenleben, zu dessen Beherrschung er allein genügt haben würde. Besaß er doch schon die drei großen Patronate der Musik, Weissagung und Heilung des Leibes und der Seele, und in ersterer Eigenschaft zog er auch die Musen an sich, welche früher zu ihrem Vater Zeus gehört hatten; die Sänger aber verklärten ihn auf das höchste, schon weil er einer der ihrigen geworden war. Eine weitere, kaum übersehbare Fülle

von Machtäußerungen schließt sich an. Mit der Zeit freilich ging seine Heilungskraft völlig auf Asklepios über, welcher dann sein Sohn hieß und mit seinem Gefolge (Hygieia, Panakeia, Jaso, Telesphoros oder Euamerion) eine der mächtigsten Stellen in der Andacht der späteren Griechen einnahm, bis in der Kaiserzeit die Asklepieia geradezu die besuchtesten Heiligtümer wurden.

Wie völlig ist auch bei Athene die reich ausgestattete Naturgottheit über der Herrschaft im Menschenleben vergessen worden! Sie war eine Gottheit des hellen Äthers, wie des Sturmes und des Blitzes; sie war der Mond und die Göttin der Saaten und Pflanzungen, zumal des Ölbaumes. Aber nur aus ihren Festen hat man z. B. die Saatgöttin erraten müssen, indem u. a. die Waschung ihres großen Gewandes, des Peplos, an den Plynterien, auf die Befruchtung des Saatenteppichs bezogen wird. Der Übergang in ihre spätere Bedeutung erfolgte wie überall in dieser mythischen Welt; Vorstellungen aller Art hängen sich aneinander, quellen auseinander hervor und leben dann sogleich in reicher Verbildlichung weiter. Aus der lanzenschwingenden Blitzgöttin wird die Herrin des Krieges und des Sieges, aus der Donnerwolke die Ägis, aus der Mondgöttin — nach einer mehrmals vorkommenden Symbolik — die Entbindungsgöttin und damit die Schützerin des Gedeihens der Kinder (κουροτρόφος); von dieser Eigenschaft oder auch vom Schutz der Saaten aus geschieht der große Schritt zum Schutz des Staates, und nun heißt sie Polias, Poliuchos; von der Bereitung von Wehr und Waffen aus wird sie dann Herrin einer ganzen Anzahl von Tätigkeiten und Erfindungen, anzufangen mit der Weberei und kunstvollen Wirkerei der Frauen, aber auch der Schiffsbau gehört ihr, vom ersten Schiffe an, welches auf den Fluten ging, der Argo. Als Leiterin und wohltätige Fee des Urbildes aller tüchtigen Hellenen, des Odysseus, erreichte sie einen Grad von allbekannter Persönlichkeit wie gar kein anderes göttliches Wesen. Endlich gewann sie, wie alle Götter, eine allerhöchste Auffassung erst durch die bildende Kunst.

Auf diese und ähnliche Weise geraten immer mehr Lebenssphären in den Bereich und Schutz einer und derselben Gottheit, sei es mehr durch eine Art von Konsequenz oder durch eine leise Bilderverknüpfung. Und diese Gestaltungen, welche uns hie und da so zufällig und subjektiv erscheinen, fanden dann doch eine große, oft ganz allgemeine Verbreitung, und man muß sie als naturrichtig empfunden haben.

Mit Bedeutungen von scheinbar weit auseinandergehendem Inhalt ist dann besonders Hermes überhäuft, und schon bei Aristophanes wird darüber gescherzt; der Gott hat seine Dienste in einer Anzahl von Eigenschaften angeboten, worauf der kecke Karion meint: Wie gut ist es doch, viele Benennungen zu führen! Die spätere Zeit suchte aus so vielem gerne einen Hauptcharakter zu

ermitteln, auf welchem man ein Fach (τέχνη) und ein besonderes Patronat gründen konnte; handelte es sich dabei um Künste und Fähigkeiten, so glaubte man, daß die betreffende Gottheit dieselben den Menschen beigebracht oder verliehen habe. Allein fortwährend regiert einstweilen jeder Gott in das Fach des anderen hinein, bis in der Zeit der inneren Auflösung des Heidentums dem Tadelsgott Momos die Geduld darüber ausgeht. Jeder, heißt es in seinem Vorschlag eines Götterbeschlusses, sollte bei seinem Fache bleiben, Athene nicht mehr heilen, Asklepios nicht mehr weissagen und Apollon sich endlich entscheiden, ob er Mantis oder Kitharöde oder Arzt sein wolle. Auch gab es bei scheinbar sehr ausschließlichen Attributen merkwürdige Ausnahmen; Hera, welche das Ehepatronat in vorzugsweisem Sinne besitzt, badet sich jährlich einmal zur Jungfrau, während die jungfräuliche Athene in Elis einen Kultus als Athene Mutter genießt.

Bei dieser Götterbereicherung muß man sich immer gegenwärtig halten, daß der Vorgang ein religiöser und poetischer zugleich gewesen ist. Schon die ursprüngliche Gestalt der Götter und ihrer Mythen war ja im Volke das Ergebnis von beidem, und dann ist sie von den Sängern weitergebildet worden bis zur größten Fülle und Schönheit. Hie und da scheint dann die poetische Phantasie eine göttliche Gestalt völlig in ihren Bereich ziehen zu wollen. Aphrodite, mit weit herrschendem altem Kult von Paphos bis zum sizilischen Eryx, mit zahlreichen besonderen Bedeutungen und einer wichtigen Stellung in der frühesten Theogonie und in vielen alten Mythen, wird später eine Figur der spielenden Phantasie, seitdem ihr Verhältnis zu Eros sich entwickelt, welcher meist, doch nicht immer, als ihr Sohn gilt. Dieser kommt schon bei Hesiod in zweierlei Sinn vor, zunächst unter den allerfrühesten Urmächten, als Sohn des Chaos, als „der lebendige Geist, das Prinzip aller Fortpflanzung und Entwicklung", wie Neuere zu erklären pflegen, — und dann wieder mit Himeros (dem Sehnen) als bloßes Gefolge der Aphrodite. Er erwächst zu einer zwar immer sehr jugendlichen, aber furchtbaren Idealgestalt im echten Anakreon, bei Sophokles; im Hippolytos des Euripides kommt es dann zum Versuche einer Verrechnung zwischen ihm und Aphrodite, wobei doch der Mutter die Herrschaft bleibt; ihr gehört das Geschoß, und Eros versendet es nur, und nachdem der Chor die Macht des Eros über Natur und Menschenleben geschildert, schließt er doch, zu Aphrodite gewandt: τῶνδε μόνα κρατύνεις, über dies alles bist du allein Herrin. Bald hernach aber meldete sich der Scherz, schon in einigen platonischen Epigrammen, wo Aphrodite den Musen droht, das — offenbar jetzt stark verjüngte — Büblein gegen sie zu bewaffnen, dann beim Komiker Aristophon, laut welchem die Götter dem unruhigen Störenfried die Flügel abgeschnitten und ihn auf die Erde hinabgescheucht haben. Es bildet sich eine ganze Reihe schalkhafter

Szenen aus, zwischen einem trotzigen Knäblein und einer nachgiebigen und oft ratlosen Mutter, dei den Bukolikern (Bion und Moschos) sowohl als im alexandrinischen Epos. Vielleicht von der bildenden Kunst her gesellt sich eine Schar anderer kleiner Eroten hinzu — doch gibt es ja auch eine Vielheit von Aphroditen, wie in der ägyptischen Religion von Hathoren und in der römischen von Veneres. Im Pseudo-Anakreon wird dann die Art dieses kleinen mutwilligen Eros weiter ausgesponnen. Der frühere Eros, mit welchem der echte Anakreon noch den Faustkampf hatte wagen müssen, war längst vergessen.

Neben den großen, kultusreichen Gottheiten mochten dämonische Naturwesen ebenfalls eine Menge von Beziehungen in sich vereinigen. Über den Glaukos z. B. besitzen wir noch eine Zusammenstellung aller Varianten aus dem Altertum. Wohl ist er vorzugsweise lokalisiert in dem böotischen Küstenort Anthedon, wo man ihn als gewandten Fischer und Taucher gekannt hatte, bis er einst von dem Götterkraut (das vor Zeiten Kronos ausgesät) zu essen bekam; hierauf habe er sich, hieß es, durch Willen des Zeus in einem Sturme ins Meer gestürzt und seitdem sich als weissagender Meerdämon geoffenbart. Aber nicht nur die böotische Küste, sondern alle Küsten weit und breit bis nach Sizilien waren seines Namens voll und liehen ihm eine ganze Anzahl verschiedener Abstammungen; je nach der Wendung der Sage wurde er identisch mit dem Seegott Melikertes oder dessen Liebhaber, sowie er anderseits der Geliebte des weissagenden Meergreises Nereus heißt, und von diesem, wie von Proteus, ist er vielleicht nur eine Umgestaltung ins Jugendliche. Und nun taucht er auch im großen Mythus auf: Er liebt Ariadne auf Naxos und wird dafür von Dionysos mit Reben gefesselt; an der Ätnaküste erscheint er in der Höhle der Skylla und will sie durch Geschenke gewinnen; bei den Argonauten fährt er entweder als Steuermann mit und versinkt nun erst ins Meer, oder er begleitet die Fahrenden von Anfang an als weissagender Dämon, nur dem Jason sichtbar; auf Delos wohnt er bei den Nereiden und sagt die Zukunft, wenn man ihn fragt; ja Apollon soll von ihm die Mantik gelernt haben. Das Schiffervolk aber glaubte ihn noch spät zu hören und zu sehen und redete von seinen Liebschaften, u. a. mit der schönen Tochter eines Tauchers von Skione.

Neben diesem immerhin nur untergeordneten Meerdämon erscheint jedoch der große Gott der ganzen Wasserwelt, Poseidon, noch in viel fraglicherer Weise mehrdeutig. Hier kann nämlich das bloße Zusammenklingen der Bilder von Wagen und Roß, welche beide „galoppieren und zugleich tragen", ganz unmöglich genügen, um den gewaltigen Herrscher der Fluten, auf welchen man die Erde ruhend dachte, zugleich zum Poseidon Hippios zu machen, und man wird sich vielleicht in das Unergründliche des Doppelsinnes fügen müssen. Zunächst ist Poseidon keine rein griechische

Gottheit, so wie die Thalassa noch an andere Ufer brandet als an die hellenischen, u. a. auch an die von Libyen, und seine düstere Gestalt kann Züge haben, welche aus dem griechischen Schauen und Ahnen allein nicht mehr zu erklären sind. Einst hatte schon Rhea den die Kinder verzehrenden Gemahl Kronos getäuscht, indem sie ihm statt des Kindes Poseidon ein Füllen zur Speise darbot, in der Folge aber ist Poseidon zeitweise das Roß selber und bespringt in dieser Gestalt eine Stute, welche Demeter ist und dann das Zauberpferd Arion gebiert, der übrigen von dem Gott geschaffenen oder erzeugten, aus der Erde oder dem Fels geschlagenen Rosse nicht zu gedenken. Damit wurde er der Schutzherr des ganzen rossenährenden Volkes, zumal der Edlen und ihrer Rennkämpfe; zugleich aber wurden Rosse für ihn „mit Zügeln geschmückt" in die Flut versenkt, und dies waren offenbar kostbare Opfer der Angst und Furcht, bei welchen es nichts zu schmausen gab, denn Pferde wurden überhaupt nicht gegessen und konnten vollends nicht zu volkstümlichen Hekatomben dienen. Daß dem großen Meeresgott Heiligtümer an allen Ufern, besonders auf den Vorgebirgen, errichtet waren, daß er der besondere Schützer ganzer Küstenbevölkerungen und ihrer Bündnisse werden konnte, erklärt sich von selbst, auch daß die vom Meere eingedrungenen, zu Herrschern gewordenen Piraten Poseidonssöhne heißen. Schon schwieriger ist zu deuten, wie er auch der Gott von Flüssen und Quellen (χρηνοῦχος usw.) werden konnte, denn diese hatten daneben erweislich von jeher ihre besonderen göttlichen Wesen gehabt, und vollends unklar wird er uns als der Herr eines ganzen kleinen Kontinents, des ihm (als Wohnsitz, οἰκητήριον) geweihten Peloponnes, wo bis ins innerste Arkadien hinein sein Dienst blühte, mehr als der irgendeiner anderen Gottheit. Seine ganze Einreihung in das Geschlecht des Kronos, seine Drittelherrschaft über die Welt und die prachtvolle Ausmalung seiner submarinen Wohnung, seines Gespannes und Gefolges gehört wohl erst dem Epos an. Im ganzen bleibt der unversöhnliche Feind des Odysseus doch ein riesiger Unhold; er hatte (mit Ausnahme etwa des Fischfanges) nichts zu geben, und man mußte froh sein, wenn er schonte; von ihm kamen alle Stürme und Schiffbrüche, und dazu die Erdbeben in dem so oft und stark davon heimgesuchten Griechenland, denn der Erdbefestiger war zugleich der Erderschütterer, und wo Felsgebirge auseinandergegangen schienen, wie zu den Seiten des Tales des Peneios, da erkannte man das Werk des Poseidon.

Gegenüber dieser Vielbedeutung von göttlichen und dämonischen Wesen mit ihren schrankenlos übergreifenden Tätigkeiten haben dann spätere Griechen auf uralte Winke zu achten geglaubt, indem sie gewisse Götter für ursprünglich identisch erklärten, und die neuere Anschauung ist ihnen dabei hie und da entgegengekommen. Prometheus und Hephästos sind einmal in der Hauptsache eines

und dasselbe gewesen; außer Apollon und Helios gelten u. a. auch Perseus und in gewissem Sinne Herakles als ehemalige Sonnengötter; zuletzt aber verrät uns noch Plutarch eine ursprüngliche Identität des Apollon und des Dionysos, mit welchem er ja, nach den Jahreszeiten, in der Herrschaft über Delphi abwechselte. Anderswo freilich wird sogar Zeus mit Dionysos für ein und dasselbe erklärt. — Dann möge noch eine Stelle bei Plutarch erwähnt werden, laut welcher Apollon und Ares, sowie Leto und Hera, Artemis und Eileithyia identisch gewesen wären. Als ursprüngliche Mondgöttinnen haben sich außer Artemis und Selene auch eine Anzahl von mythischen Frauen erwiesen: Helena, Kirke, Medea, Auge, Pasiphae, Atalante, Iphigeneia u. a. Nur durch Übergänge von der alten Gäa verschieden sind Hestia, Themis, Rhea, Demeter, und auch Pandora ist im Grunde die Mutter Erde. Und was soll man vollends denken von jenem Zenoposeidon, welcher laut Athenäus in Karien ein Heiligtum hatte?

Bei so starkem Schwanken der Anschauung, beim Mangel an jeder festen Lehre, bei der Konkurrenz verschiedener Götter um wichtige Patronate ist es kein Wunder, daß bei ernsten Anliegen der hellenische Mensch sich der Hilfe einer bestimmten Gottheit zu versichern suchte durch einen deutlichen Beinamen, den er zu seiner Anrufung hinzufügte. Tempel und Altäre, welche den Göttern unter solchen Beinamen geweiht wurden, waren dann Lösungen bezüglicher Gelübde oder ein allgemeiner Ausdruck des Dankes. Dies ist allerdings nur eine von den verschiedenen Quellen dieser ἐπικλήσεις (Beinamen) und wir müssen hier auch der übrigen in einigen Beispielen gedenken.

Die allgemein ehrenden stabilen Beinamen, welche die Götter bei den Dichtern führen, kommen hier nicht in Betracht, und Lucian mag für manche Fälle recht haben, wenn er sagt, die Auswahl falle danach aus, wie es gerade für das Metrum passe. Andere bezogen sich auf eine Örtlichkeit, zunächst auf die, wo sich der Tempel oder Altar eines Gottes befand, „an den Wassern", „am Vorgebirge", „auf der Agora", „in den Gärten" usw., zum Unterschiede von anderen Heiligtümern derselben Gottheit in der nämlichen Stadt, wie denn z. B. Sparta nicht weniger als sechs Artemistempel hatte; in dem berühmten Marmorbruche bei Karystos auf Euböa stand ein Tempel des Apollon Marmarinos. Sodann gibt es lokale Beinamen, welche an eine Kultusübertragung (ἀφίδρυσις) von anderswoher erinnern, etwa wie bei den Lorettokirchen in der ganzen katholischen Welt. So verehrte man an mehreren Orten eine Demeter von Eleusis, in Elis eine Athene Kydonia (aus Kreta übertragen), in Milet, Teos usw. einen helikonischen Poseidon, welcher seinen Namen von Helike am Busen von Korinth hatte; in Böotien stand ein Apollontempel, das Delion, dessen Dienst von Delos her übertragen war; unweit Koroneia in Böotien erinnerte der Tempel

der Athene Itonia an die frühere Heimat des nunmehr hier herrschenden Volkes, und ein Flußname war mit von dort herübergenommen worden.

Außerdem konnte der Beiname sich auch auf eine besondere Gestalt des Kultbildes beziehen: Die Artemis Orthia hieß so von ihrem pfeilerartigen Aussehen; Dionysos hieß in Trözen Melanaigis, weil das Bild mit einem schwarzen Ziegenfell bekleidet war; ein Asklepios Agnitas war vom Stoffe des Bildes (ἄγνος, vitex) so benannt. Auch der bloße Name des Stifters kommt als Beiname vor. Andere Male wird mit der Epiklesis die Erinnerung an einen besonderen Mythus festgehalten; ein Tempel der Aphrodite Nympha war von Theseus gestiftet, als er um Helena freite; Athene Apaturia hieß so von einem täuschenden Traum, welchen sie der Aethra gesandt hatte; der Tempel der niederspähenden Aphrodite über dem Stadion von Trözen bezeichnete die Stelle, von wo aus Phädra den Übungen des Hippolytos zugesehen. In Beinamen wie Apollon Delphinios, Apollon Lykeios, Pallas Tritogeneia liegen uralte Anschauungen, bei welchen die Andacht der Griechen selber der eigentlichen Bedeutung nicht mehr sicher war, auch gab es überhaupt manche Epiklesis, über deren Sinn man später stritt, und einzelne etymologische Versuche, wie z. B. über den Dionysos Psilax, fielen äußerst ungenügend aus.

Viele Beinamen jedoch sind sehr ernst gemeint gewesen; Tempel und Altäre, welche dieselben trugen, sollten die Gottheit in eine besonders nahe Beziehung zu dem Volk einer ganzen Stadt, ja eines Stammes, zu einer Korporation, einer Familie bringen, sie für eine bestimmte Hilfe haftbar erklären, und manche solche Stiftungen mögen bei sehr dringenden Anlässen erfolgt sein. Mit dem Dienste des Apollon Patroos stellte sich der ganze ionische Stamm unter den besonderen Schutz des großen Gottes und Ahnherrn; Apollon Archegetes konnte der Schutzherr bei Gründung einer Stadt gewesen sein; Athene als Polias, als Promachos schirmte ihr Athen anders als ohne diese Anrufungen; ja es gab Tempel und Kulte von göttlichen „Erhaltern" und „Erhalterinnen" (σωτῆρες, σώτειραι), bald mit, bald ohne Nennung olympischer Götter, und wir dürfen annehmen, daß hier die stärkste Andacht des betreffenden Ortes lebendig war. Als allgemeiner Hilfsgott hatte besonders Apollon seine Kulte unter den Anrufungen Akesios, Alexikakos, und als Helfer bei Seuchen: Apollon Epikurios. Für das Schlachtenglück wurde er verehrt als Boedromios und in Sparta seine Schwester als Artemis Hegemache. In Theben stand ein Tempel des Dionysos Lysias als Befreier von Gefangenen wie im Mittelalter St. Leonhard. Im täglichen Dasein werden zunächst Geburt und Aufziehung des Kindes einer Artemis Locheia, einer Aphrodite Kurotrophos sehr eifrige Opfer eingebracht haben; für Genesung und Gesundheit überhaupt wurde außer der Hygieia auch noch Athene Hygieia

angerufen. Im Stymphalos standen drei alte Heiligtümer der Schützerin des weiblichen Lebens beisammen, der Hera als Jungfrau, als Frau und als Witwe. Auch für die weiteren Verrichtungen des täglichen Tuns, sobald man sich ernstlich um Schutz und Hilfe umsah, gab es ein sicheres Fachpatronat der einzelnen Götter nur noch, wenn man ihrem Namen eine Epiklesis beifügte, und nun verehrte der Hirt einen Apollon Nomios, der Jäger eine Artemis Agrotera, der Seefahrer eine Aphrodite Euploia usw. Vollends aber mußten bei Anliegen sittlicher Art die Götter gleichsam zu ihrer Pflicht aufgerufen werden durch Beinamen, und dieser Art war zunächst eine Anzahl von Kulten des Zeus, als Eidhüter (Horkios), Schuldreiniger (Katharsios), Sühnender (Meilichios) usw. Aphrodite wurde u. a. verehrt als Wenderin der Neigung (Epistrophia), Athene als Schützerin der Ratschläge und Entschlüsse (Mechanitis), mancher sonstiger Beispiele nicht zu gedenken. Für die leidenschaftlichen Stoßgebete der Wettkämpfe im Hippodrom von Olympia gab es an der Stelle, wo die Rosse losgelassen wurden, Altäre des Zeus, der Hera, des Ares, der Athene, sämtlich mit dem Beinamen Hippios oder Hippia. Glaubte man einer Gottheit die Abwendung eines Naturschadens zu verdanken oder von ihr erhoffen zu können, so wurde dies in einem Beinamen ausgedrückt, und Götterdienste dieser Art mögen oft sehr eifrig begangen worden sein. Poseidon hatte in Trözen ein Heiligtum als Phytalmios, damit das in die Flur hineinspritzende Meerwasser (ἅλμη) den Pflanzen nicht mehr verderblich werde. In anderen Fällen handelte es sich um die Vertilgung schädlichen Ungeziefers; so gab es einen Herakles und einen Apollon der Heuschrecken, einen Herakles der Weinrebenwürmer, einen Mückenzeus, einen Apollon der Mäuse. Außer diesen feststehenden, meist an bestimmte Heiligtümer geknüpften Beinamen finden sich endlich solche, mit welchen eine Gottheit — wo es auch sei — um einer besonderen Angelegenheit willen angerufen wird, in einem besonderen Augenblick. Der Fischer, welchem nur an seinem Fange gelegen ist, ruft: Poseidon Fischer! und ähnliches wird täglich in tausend Fällen gerufen worden sein. Weit das Bezeichnendste aber sind jene Anrufungen an Zeus, welche Herodot (I, 44) dem Krösos nach dem unglücklichen Tode seines Sohnes in den Mund legt: Zeus Reiniger! (weil Krösos selber vorher den Adrestos, welcher dann seinen Sohn tötete, von früherer Blutschuld gereinigt hatte) — Zeus des Herdes! Zeus der Genossenschaft! (weil der künftige Mörder am Herd aufgenommen und dem Sohn als Jagdgenosse beigegeben worden war). Hier ist jeder der drei Invokationen ein besonderer Vorwurf an Zeus, welcher denselben so wenig entsprochen hat. — Endlich befremdet es bei einem Volke wie die Griechen nicht, wenn etwa der Stifter eines Heiligtums seiner Gottheit einen Beinamen im Sinn des persönlichen Ehrgeizes gibt. Themistokles ärgerte die Menge, indem er einen Tempel der

Artemis erbaute, die er „Aristobule", vom besten Rat, zubenannte, sintemal er der eigenen Polis sowohl als den Hellenen den besten Rat erteilt habe.

Hie und da kam es vor, daß im Laufe der Zeit, wenn man lange nur den Beinamen gebraucht hatte, der Hauptname in Vergessenheit geriet. In Platää war man ungewiß darüber, ob die Eukleia, welche dort einen Tempel hatte, die Artemis Eukleia gewesen sei; bei der Akademie von Athen war ein heiliger Bezirk der Artemis mit den Holzbildern der Ariste und Kalliste, und Pausanias bedarf eigener Vermutung und einer Erinnerung aus Sappho, um in beidem bloße Beinamen der Artemis selbst zu erkennen.

Neben all diesem unendlich vielen, in welches die Kraft von Göttern und Dämonen örtlich und sachlich auseinandergeht, haben dann wesentlich die Dichter den leuchtenden Mittelpunkt, den Olymp, geschaffen. Die großen ehemaligen Elementargewalten, welche sich hier versammeln, bilden ja nicht etwa ein Natursystem, sondern in ihrer Vermenschlichung eine Polis, und ihre ehemalige Naturbedeutung verrät sich nur noch in den zeitweiligen Empörungsversuchen gegen Zeus und in dessen Gegenwehr. Man kann das konstitutionelle Bild dieses Staates mit seinem engeren Götterrat und mit der weiteren Versammlung, zu welcher auch Flußgötter und Nymphen geladen werden, hier völlig auf sich beruhen lassen, mit Ausnahme einer wichtigen Rebellenrede des Poseidon, auf welche wir später werden zurückweisen müssen: „Wir sind unser drei Brüder, die Rheia dem Kronos gebar, Zeus, ich und Aïdes, der König der Unterirdischen. Alles wurde in drei Teile geteilt und jeder empfing seine Würde. Mich traf's, als wir losten," — denn sie losen wie später die Herakliden um den Peloponnes — „stets das graue Meere zu bewohnen, dem Aïdes fiel die duftige Finsternis zu, Zeus bekam den weiten Himmel im Äther und in den Wolken, die Erde aber und der weite Olympos sind allen gemeinsam, und Zeus soll, so stark er sei, nur gutwillig in seinem Dritteil bleiben; mit Worten mag er etwa seinen Söhnen und Töchtern drohen." Mit der Erde gehört aber auch die Herrschaft über das Menschenleben allen Göttern zusammen, und, wie sich zeigen wird, in den wichtigsten Beziehungen nicht einmal ihnen, sondern dem Schicksal.

Der Olymp, im Grunde schon ein verhältnismäßig spätes Gebilde, umfaßt jedoch das Götterwesen bei weitem nicht ganz, auch abgesehen von den Unterweltsgöttern. Nicht nur ist Dionysos nahezu ein Gott und eine Religion für sich, sondern ehemalige Genossinnen der größten Götter, wie Hekate, Dione, Nemesis und andere, sind in ein verhältnismäßiges Dunkel gesunken, vielleicht weil die Sänger, welche sosehr über die Geltung der Götter verfügten, ihrer nicht mehr (oder, wie bei Nemesis, nur noch in einem abstrakten Sinne) zu gedenken pflegten. Sodann gibt es eine ansehnliche Zahl gött-

licher Wesen von meist adjektivischen Namen und völlig ungewisser Persönlichkeit, aber höchstem Ansehen am Orte ihrer Verehrung, was mehrmals dadurch ausgedrückt wird, daß sie dort die höchsten Eidgötter sind. Einige dieser Namen können von jener Epiklesis gewesen sein, deren Hauptname nur vergessen worden war, und schon das Altertum hat sich die Sache hie und da so erklärt; im ganzen jedoch führen die betreffenden Angaben des Strabo, Diodor, Pausanias u. a. auf eine andere Spur, nämlich auf absichtliches Geheimhalten von Götternamen, so fremdartig uns dies vorkommen mag. Es ist ein frühester Zustand der Polis denkbar, da sich eine stadtschützende Gottheit erhob, welche man den Einwirkungen von draußen, von Feindesseite zu entziehen glaubte, indem man einen als den wahren geltenden Namen von Anfang an verbarg und einen Scheinnamen walten ließ. Eine Behörde und der jeweilige Priester des Tempels werden das Geheimnis traditionell besessen haben, wie dies bei manchen geheimen Zeremonien notorisch der Fall gewesen ist, während das Volk sich ehrfürchtig in das Nichtwissen fügte. Bei der Wenigkeit der Wissenden aber konnte die Kunde einmal aussterben, allmählich oder plötzlich bei mörderischen Stadtkrisen oder bei Seuchen, und nun blieb nur noch jener adjektivische Name übrig. Umsonst fragen wir nun: Wer waren eigentlich der Sosipolis von Olympia und Elis, der Epidotes von Mantinea, die Eurynome von Phigalia, die „Reinen" von Pallantion, der Megistos im phokischen Bulis, die „königlichen Knaben" in Amphissa, die Parthenos zu Bubastos in Karien, der Adranos in der gleichnamigen sizilischen Stadt u. a. m.? Die in Arkadien verehrte Despoina wird jetzt als Persephone gedeutet, unerklärt aber bleibt wohl die Heilgöttin Hemithea, deren Tempel zu Kastabos in Karien voller Weihgeschenke und ohne Wächter und Schutzmauern war und doch selbst von Persern und Seeräubern verschont wurde. Welches Herumraten in solchen Fällen bisweilen eintrat, lehrt dann etwa Plutarch bei Anlaß der Pasiphae, welche im lakonischen Thalamiai einen wichtigen alten Kult und ein Traumorakel besaß. — Das Dasein von unbekannten Göttern gab übrigens auch der offizielle Glaube zu, indem wohl jener alte Polydämonismus, welcher überall unsichtbare Wesen vorausgesetzt hatte, noch nicht völlig erloschen war. Eine der Funktionen, durch welche im Jahre 596 v. Chr. Epimenides die Sühnung von Athen, und zwar zunächst die Stillung der Pest bewirkte, wird folgendermaßen geschildert: „Er nahm schwarze und weiße Schafe und führte sie nach dem Areopag; von da ließ er sie laufen, wohin sie wollten, und befahl den Begleitern, da, wo jedes Tier sich niederlegen würde, dem betreffenden Gotte (τῷ προσήκοντι θεῷ) zu opfern, und damit hörte das Übel auf. Weshalb man denn noch heute in den Demen Altäre ohne Namen findet, ein Andenken der damaligen Sühne." Wo sich also ein Tier unter bestimmten Umständen niederlegt, kann irgendein Gott berechtigt oder wohnhaft sein, den man

nicht kennt. Einen jener Altäre aber kann noch der Apostel Paulus angetroffen haben, mit der Inschrift: Einem unbekannten Gotte. Unzählige Male im griechischen Leben, wenn irgendeine nicht erklärliche Wirkung sich fühlbar macht, denkt man an ein θεῖον, etwas Göttliches. Die Altäre „unbekannter Götter" im Piräus können von Seefahrern gelobt worden sein, welche im Sturm zu bekannten Göttern kein Vertrauen mehr hatten.

Nur sehr oberflächlich kann hier noch der großen Schar dämonischer Wesen gedacht werden, welche man früher als Halbgötter zu bezeichnen pflegte. Nach Ursprung und Natur sind sie höchst verschieden; sie bleiben zum Teil namenlose Pluralien oder Gattungswesen, zum Teil erreichen sie eine durchgebildete Persönlichkeit; viele beschäftigen den Menschen nur als Märchengebilde, während andere einen vollständigen Kultus genießen. Im wirklichen Leben ist man ihnen kaum je als sichtbaren Wesen begegnet; Poesie und bildende Kunst haben sie gerne in die Nähe derjenigen großen Götter gebracht, welchen sie gerade in ihrem Wesen am nächsten standen; wenn man sie aber insgesamt als Diener oder Gefolgsgötter derselben (θεοὶ πρόπολοι) auffaßte, so war dieser Begriff viel zu eng und paßte auf manche und wichtige davon gar nicht. Die großen Götter in ihrem leichten Dasein (ῥεῖα ζώοντες) bedürfen bei Homer nur weniger Dienerschaft. — Hebe, Ganymedes, Iris genügen — und lassen dem Ormuzd und Ahriman die Ehre jener enormen Dämonengeleite. Auf dem Olymp geht es höchst einfach zu. Leto selber nimmt ihrem herrlichen Sohn den Bogen von den Schultern und hängt ihn an den goldenen Nagel des Pfeilers, wo sein Vater Zeus sitzt. Zur Ausfahrt bringt Hebe die Räder herbei, und Hera spannt die Rosse an; die Götter fahren selber und brauchen keinen Wagenlenker; bei der Rückfahrt selber schirren die Horen die Rosse ab, binden sie an ambrosische Krippen und lehnen die Wagen an die leuchtenden Wände; ja dem ankommenden Zeus löst Poseidon die Rosse und hebt den Wagen auf das Gestelle und spannt eine Decke darüber; die Horen aber öffnen und schließen die Wolkenpforte. Eine Gottheit tritt auch bei ihrer mächtigsten Epiphanie unbegleitet auf, und wir sehen uns dabei vergebens um nach den ihr sonst von der Mythologie zugeteilten Gefolgsgöttern, höchstens die Wasserwesen ausgenommen, welche als Geleit des Poseidon, der Thetis usw. mit erscheinen, und die Wesen, welche den Dionysos umgeben.

Aus jener alten Zeit des Polydämonismus leben zunächst weiter viele in Mehrzahl, in fester Zahl, auch wohl in unbegrenzter Zahl gedachte Gattungswesen, Naturgeister, Elementargeister, wenn man das Wort nicht zu bewußt nehmen will. Wir lernen sie freilich am nächsten kennen aus ihrer reifen Kunstform, hauptsächlich im Gefolge des Dionysos, der doch jünger ist als sie, allein die jetzige Forschung führt uns allmählich in eine Welt von Dämonen zurück,

da z. B. Satyrn und Silene sich noch nicht von den Kentauren abgelöst haben, da die Sturmwolken sich als Harpyien und daneben als Erinnyen gestalten usw. Einiges davon ist nur einzelnen Gegenden eigen: Telchinen und idäische Daktylen gehören nach Rhodos und Kreta in die dortigen Kosmogonien, anderes dagegen kann überall auftauchen. Wie die Götter, so werden auch diese Wesen, in der Art unserer Zwerge, Erdmännchen, Elben usw., eine milde und hilfreiche und eine unheimliche, ja schreckliche Seite gehabt haben, und im täglichen Leben fürchtete man sie etwa als unsichtbare Kobolde und kannte dann sogar ihre Einzelnamen. Aus dem angeblich homerischen Gedichte von der Töpferwerkstatt lernen wir fünf Wesen kennen, welche den Tongebilden gefährlich werden, und vier davon sind mehr oder weniger deutungsfähig: der Zerbrecher, der Polterer, der, welcher nicht zu löschen gestattet, wenn es brennt, und der, welcher die noch ungebrannten Tonsachen zerstört (? Omodamos). In der Regel aber werden wir uns darein fügen müssen, Grund und Ursprung solcher Naturgeister nicht mehr ermitteln zu können, weil sie in den uns erreichbaren Nachrichten schon zu sehr mit dem inzwischen mächtig ausgebildeten Götterwesen verflochten sind. Die Kureten z. B. können ursprünglich etwas ganz anderes gewesen sein als die Pfleger des Zeus und Begleiter der Rhea-Kybele, und bereits Strabo gesteht die große theologische Unsicherheit über diese Wesen, wie über Korybanten, Daktylen, Telchinen und Kabeiren offen zu, und dabei verdankt man ihm noch die einzige umständliche und zusammenhängende Aussage. Bald herrscht mehr der Waffentanz und der festliche Lärm, bald mehr die Erfindungsgabe und Metallarbeit, verbunden mit Zwerggestalt, bald die Zauberwirkung auf das Menschenleben, auch durch Tränke. Noch zur Zeit des Plutarch war es z. B. ein Stoßgebet in der Not, die Namen aller idäischen Daktylen herzusagen, welche man deshalb auch beizeiten auswendig lernte. Die Kabeiren auf Lemnos sind ebenfalls Dämonen der Feueresse mit Hammer, Amboß und Zangen, und man wird sie (mit Welcker) zu trennen haben von den mächtigen und geheimnisvollen Gottheiten desselben Namens, welche ihren Hauptsitz auf Samothrake hatten. Diejenigen Wesen, welche in der Folge das Geleit des Dionysos bilden, scheinen sich, wie gesagt, erst in der Folge aus einer Urform ausgeschieden zu haben; nun erst wurden die Satyrn und die Kentauren zu Berg- und Waldgeistern, die Selene zu Quelldämonen; mehr und mehr erhalten sie eigene Mythen und sogar Eigennamen, so selbst unter den Kentauren Eurytion, Pholos, Nessos und der ruhmvolle Cheiron. Außer ihnen hat sich aber noch eine aus Mensch und Tier gemischte Gestalt sogar als mächtige Gottheit behauptet, welche nur in der bildenden Kunst zu einem der Begleiter des Dionysos wird und viel älter sein mag als dieser: Pan. Wahrscheinlich ließen sich die griechischen Hirtenbevölkerungen diesen Gott weder nehmen noch

Amphora. Theseus entführt Korone
München, Museum antiker Kleinkunst

Bogenschütze (Bronze)
London, Britisches Museum

Frühgriechische Statuetten
Athen, Nationalmuseum

verschönern, denn sie glaubten noch spät an seine nahe Gegenwart. Die weiblichen Fluß- und Quellgeister und Waldgeister, die Nymphen, geliebt von Sterblichen und Unsterblichen, Pflegerinnen junger Götter, müssen wir fast völlig der Poesie und der Kunst überlassen; diese haben uns eine Fülle der lieblichsten Anschauungen überliefert bis auf jenen Gesang vom Leben der Waldnymphen, welches an das von hohen Fichten und Eichen geknüpft ist und mit deren Absterben ebenfalls erlischt. Aber auch aus diesen schönen Gestalten schaut etwa das furchtbare Antlitz der elementaren Natur hervor, indem diese den Menschen, der ihr genaht, frühen Todes sterben läßt, verwandelt oder entführt, d. h. das Individuum wieder in ihr mächtiges Ganzes zurücknimmt. Ein ganz besonders reiches Spiel hatte die griechische Phantasie gewiß schon seit der frühesten Zeit mit den Meerwesen und Meerwundern getrieben, welche dem Poseidon als Geleit vielleicht erst anheimfielen, als er entschieden einer der drei Weltherren geworden war. Die Theogonie ist hier unermüdlich in Erteilung von Eigennamen, auch wenn sie diesen Gestalten sonst noch keine Individualität des Auftretens verleihen kann, und es ist ein anmutiger poetisch-philologischer Übermut der Griechen, daß uns alle Nereiden und Okeaniden mit meist schönen und sinnvollen Namen genannt werden. Alt und wichtig sind die Personifikationen der Winde, welche oft einen ernsthaften Kultus genossen.

Nicht mehr aus jenem dunklen Grunde des Dämonentums, sondern aus der Empfindung und teilweise aus der Reflexion sind die Gottheiten von geistiger und seelischer Bedeutung hervorgegangen. Sie ordnen sich von selber den großen Göttern zu, aber frei und zwanglos und öfter nicht nur einem einzelnen. Auf der Grenze des Elementaren stehen noch die Horen, deren verschieden angegebene Einzelnamen teils Blüte und Frucht, teils sittliche Eigenschaften (Gesetzlichkeit, Recht und Frieden) bedeuten, also den Jahressegen und zugleich die Ordnung auf Erden; ihres Dienstes auf dem Olymp ist schon gedacht worden. Ebenfalls uralt und doch schon Schöpfung einer geistig hochstehenden Nation sind die Chariten, die Genien des Reizes und der Anmut, welche auch das Dasein der mächtigsten Götter erst verklären müssen und daher nicht nur ihrem Vater Zeus, der Aphrodite und dem Dionysos, sondern auch der Hera und dem Apollon als Gott der Töne zur Seite sind, ja der Athene und dem Hermes. Offenbar berühren sie sich mit den Musen, den Töchtern des Zeus und der Mnemosyne (Erinnerung), den Göttinnen des Gesanges im feierlichsten Sinne, Gestalten, um welche alle übrigen Nationen den Geist der Griechen beneiden dürfen. Sie können nur entstanden sein zugleich mit einer mächtigen Hebung des Gesanges selbst.

Bei den übrigen Gefolgschaftsgottheiten findet sich wohl ein eigentliches Dienen in dem Sinne, daß z. B. die Göttin der Ent-

bindung zur Dienerin oder Tochter der großen Ehegöttin Hera wird, und daß dann aus einer Eileithyia bisweilen mehrere werden, indem die vollständige Persönlichkeit beim Dienen wieder einem Plural, einer Gattung, Platz macht. Andere dieser Wesen dagegen sind, wie schon ihre Namen besagen, den großen Gottheiten zugesellt als Eigenschaften und Prädikate, als Wirkungen, als weitere Beziehungen derselben, mit Hilfe einer Sprache und einer Volksphantasie, welche nicht nur des Abstrahierens, sondern auch der wirklichen Anschauung abstrakter Gestalten schon frühe in hohem Grade mächtig war. Der Begriff eines Dieners, Propolos, wird im allgemeinen ziemlich verflüchtigt gewesen sein und sich kaum genau theologisch fixieren lassen; wir werden uns an den einen mächtigen Dichter wenden müssen, um innezuwerden, welcher erhabene Sinn doch auch in jenem Namen liegen konnte. Elektra, zum Grabe ihres Vaters gewendet, beklagt ihn, daß er nicht habe vor Ilion im Kampfe fallen können: „Dann würdest du glänzen in der Unterwelt, ein Freund unter den anderen tapfer gefallenen Freunden, ein erhabener König, ein Propolos der hohen Unterirdischen, welche dort gewaltig sind."

Die Schicksalsgöttinnen (Moiren) endlich, welche man bald zu Zeus, bald zu Apollon hat gesellen wollen, gehören zu keiner Gottheit und stehen über allen.

Außer diesem allem hat die Götterwelt der Griechen noch eine besondere Ergänzung erfahren durch die Beihilfe jenes soeben erwähnten Vermögens der Abstraktion. Es muß hier völlig außer Betracht bleiben, wie Sprache und Vorstellung der Griechen überhaupt eine Welt von abstrakten Wesen schufen, und vollends, wie Poesie und bildende Kunst manchen derselben eine erhöhte Persönlichkeit verliehen; nur derjenigen muß in Kürze gedacht werden, welche Rang und Kultus von Gottheiten erreichten. Ob andere alte Völker ein ähnliches Vermögen der Abstraktion und dann ein ebensolches Bedürfnis nach Vergöttlichung eines Allgemeinen an den Tag gelegt haben?

Bei den Griechen bedurfte es hiezu weiter nichts, als daß einem solchen Wesen eine dauernde Macht zugetraut wurde. Hesiod sagt dies deutlich bei Anlaß der Pheme, der unter den Menschen herumgehenden Rede: „Sie erhält sich lange und wird zur Gottheit." Immerhin mag dieses und noch manches andere Beispiel nur der Poesie angehören, während eine Anzahl von abstrakten Wesen wirkliche Altäre hatte, auf welchen öffentlich geopfert wurde, wenigstens in einzelnen Städten. Die olympischen und übrigen Götter hatten wohl ihre Fachpatronate, zugleich aber eine große Vieldeutigkeit, und nun glaubte man in bestimmten Lagen und Augenblicken des Lebens etwas Göttliches als besonders mächtig oder tätig zu erkennen und wußte es doch auf keine sonst bekannte Gottheit sicher zu deuten; die Götterwelt bei all ihrer Ausdehnung war

gerade an dem Punkte unvollständig, wo man ihrer am ernstlichsten bedurft hätte. Ein Abstraktum gewährt die ersehnte Auskunft; es bedeutete nur, was sein Name besagte, dies aber sicher und klar; es erhielt einen Kultus des Dankes, mit Wunsch nach fortdauernder Gewogenheit, oder einen Kultus der Furcht, mit Wunsch ferneren Unbehelligtlassens. Öfter sind es ihrer zwei, weil man sich nicht getraut mit einem Worte den ganzen Begriff zu erschöpfen und sicher gehen will.

Öffentlichen Kultus haben — namentlich in Athen — die Gottheiten des Rechtes genossen: Themis, Dike, Eunomia; die der Sitte und Milde: Aidos, Eleos; die des Friedens: Eirene; dann die Gottheit der Beredung, Peitho, in doppeltem Sinn, sowohl was die Volksversammlung als was das Privatleben betraf. Nach dem Frevel gegen die Partei des Kylon errichteten die Athener Altäre der „Gewalttat" und des „Mangels an Scheu". In Korinth gab es ein unbetretbares Heiligtum des „Zwanges" und der „Gewalt", und noch ein spätmakedonischer Korsar pflegte, wo er anlegte, Altäre der „Gottlosigkeit" und „Ruchlosigkeit" zu errichten. Öfter befahl ein Orakel einen solchen Kult bei bestimmtem Anlaß, in Korinth den des Grauens (Δεῖμα), in Sparta den der „Furcht", des „Todes", des „Lachens". In Olympia, der Stätte der heftigsten Gemütsspannungen, hatte der „günstige Moment" (Καιρός) seinen Altar am Eingang des Stadions. Timoleon, nach seinem Siege über die sizilischen Tyrannen, baute einen Tempel der Automatia, und in seinem eigenen Bewußtsein mochte der Sinn dieser Gestalt schwanken zwischen „Zufall" und „innerem Antrieb".

Daß nun aber auch die Römer abstrakten Wesen einen förmlichen Dienst samt Tempeln gewidmet haben, könnte selbst für unsere Betrachtung der griechischen Religion in Beziehung auf das Alter der letzteren belehrend sein. Ist vielleicht die Fähigkeit, Abstrakta zu bilden und zu verehren, bereits in uralter Zeit der noch ungeschiedenen Nation der Gräko-Italiker eigen gewesen? Von den in Rom vorkommenden Beispielen gehören mehrere in eine relativ frühe Zeit, für welche wenigstens von demjenigen Einfluß der gereiften griechischen Kultur, welcher später so vieles erklärt, noch nicht die Rede sein kann, und gerade diese Beispiele sind von äußerst ernster Art. Der Tempel von „Furcht und Erblassen" (Pavor et Pallor) ist von König Tullus Hostilius in äußerster Kriegsgefahr gelobt worden, der der „Bellona" in heißer Etruskerschlacht von einem Konsul, der der „Concordia" bei Beschwichtigung schwerer innerer Wirren von Camillus, in der Folge der von Honos und Virtus in furchtbarem Punierkampf von dem großen M. Marcellus. Daß hernach solche Stiftungen für abstrakte Wesen gerade dem prosaischen Sinne der Römer etwas leicht, und daß ihrer ziemlich viele wurden, gewiß bei nur mäßiger Andacht, soll nicht geleugnet werden. Doch hat noch Vespasian einen der

allerglänzendsten Tempel von Rom dem holdesten dieser Wesen, der Pax, geweiht, in einem Augenblick, da gewiß die ganze römische Welt den Sinn der Weihung mit empfand, nämlich nach dem furchtbaren Reichskriege, welcher auf Neros Tod gefolgt war.

Nach diesen Gattungen höher waltender Wesen ist nun noch der schwer zu deutenden Gestalt des Dämons in besonderem Sinne zu gedenken. Eine völlig unbeaufsichtigte Religion, eine unendliche Freiheit im Sprachgebrauch und ein sehr eigenmächtiges Zugreifen der Philosophie sind hier zusammengetroffen, um die Betrachtung des Gegenstandes auf das äußerste zu erschweren. Beseitigen wir zunächst den letztgenannten Punkt: die philosophische, zumal platonische Schöpfung einer Kategorie von Dämonen als bestimmter Rangklasse neben Göttern und Heroen ist niemals Volksglaube geworden; auf diese Dämonen als Klasse schieben dann in der Folge gute Leute, wie z. B. die Mitredner in Plutarchs Schrift „Von der Abnahme der Orakel" alles, was der Mythus von den Göttern Böses meldet. — Der Sprachgebrauch aber hatte schon zweierlei alte Präzedentien seit Homer und Hesiod: Dämon bedeutete jeden Gott, jedoch auch jene große Menge geistiger Kräfte, welche das Menschenleben überwachten, und dieser alte Polydämonismus konnte in seiner Zerstückelung die verschiedensten Gestalten annehmen bis zum sorgenvollen Kult eines einzelnen, adjektivisch benannten Wesens. Als die Spartaner den Zorn des „Zeus der Schutzflehenden" wegen der Tötung des Pausanias von sich abwenden wollten, stifteten sie den Dienst eines „Dämon Epidotes", welchen man als den „Besänftigenden" erklärt. Die Bedeutung von Dämon als Gott aber nahm eine ganz besondere Wendung: Wenn man nämlich statt eines bestimmten Gottes die oberen Mächte überhaupt ohne Unterschied nennen wollte, hieß es wohl: „die Götter" oder „die Gottheit" (οἱ θεοί, ὁ θεός, τὸ θεῖον), vorzugsweise aber „der Dämon" (ὁ δαίμων). Und nun darf es nicht befremden, daß dies besonders leicht in denjenigen Fällen geschah, da man glaubte, der Gottheit Ungünstiges, namentlich eine Betörung des Menschen zum Bösen, sogar in satanischer Weise zutrauen zu dürfen; es war vielleicht weniger bedenklich, als wenn man einen bestimmten einzelnen Gott nannte. In der düsteren Aussage des Theognis (V. 401) ist der „Dämon", welcher den Edelstrebenden in Irrtum und Vergehen treibt, niemand anderer als die Gottheit selbst. Daneben jedoch verblaßt in der Redeweise des täglichen Lebens der Dämon auch zu einer bloßen Bezeichnung des Schicksals, des Verhängnisses, besonders im schlimmen Sinne, ja des einfachen Zufalls, ähnlich wie im gewöhnlichen Gespräch der Römer die Bedeutung von genius, genii sich bis auf das äußerste verflüchtigt hat.

Wie die Mythen entstanden, wie aus den Göttergestalten — zugleich mit diesen oder erst in der Folge — Göttergeschichten hervorgingen, läßt sich höchstens hie und da ahnen. Um einiger-

maßen sicher zu gehen, müßten wir den Ursprung der einzelnen Gestalten selber besser kennen, ferner müßten wir jener traumartigen Kombinationen fähig sein, wie das hiefür unvergleichlich begabte Griechenvolk in seiner Jugend. Daß die Überlieferung wesentlich durch die Sänger geschah, verrät sich schon dadurch, daß sie sich wesentlich im Sinne des Schönen vollzog, welches allein das Volk ergreifen konnte. Es fehlt wahrlich nicht an furchtbaren und herben Zügen, aber eine Ausnahme bildet doch z. B. die noch heute so verschieden gedeutete Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus. Wo eigentlich häßliche Mythen weiterleben, empfindet man sie als etwas Uraltes oder kennt sie als etwas Fremdes, wie z. B. die Geschichte des Attes und der Agdistis. Wieviele wüste alte Mythen mögen allgemach totgeschwiegen oder höchstens in mystischen Kulten beibehalten worden sein? Es versteht sich aber von selbst, daß alles Erzählen, Schildern und Fabulieren, je episch schöner und menschlicher es lautete, um so viel weiter von der urspünglichen Gestalt einer Gottheit, eines Mythus abseits lenkte. Dies gilt wohl besonders von denjenigen Mythen, welche in den größeren, allgemein hellenischen Zyklus hineingerieten und weit und breit verständlich sein mußten, während das Lokale, welches sich daneben massenweise behauptete, eher die herben, alten, unausgeglichenen Züge beibehielt, wie man besonders aus Pausanias deutlich innewerden kann. In der Folge hat dann die bildende Kunst vollends alles getan, um uns in betreff der ursprünglichen Bedeutungen irrezuführen; sie erweist uns zwar den gewaltigen Dienst, eine vorherrschend gewordene Auffassung einer Gottheit (oder einige wenige) mit einer höchsten Idealität sichtbar erfüllt zu haben; denn wie wäre es ohne sie? Wenn unsere Anschauung bloß auf Gedankenbilder aus Homer beschränkt bliebe? Allein sie belebt doch nur einen oder wenige Typen einer Gottheit, wird nur einer Bedeutung vollkommen gerecht, und diese wird viel eher eine sehr abgeleitete als eine ursprüngliche gewesen sein. Von dieser Kunstform aber ist unsere Auffassung beherrscht, wenn wir die Götter in ihren Mythen einherschreiten und handeln sehen.

Es ist schon etwas gewonnen, wenn wir uns Rechenschaft geben über die natürlichen Schranken, welche unserer Mythendeutung gezogen sind. Daß wir es nicht mit einem herrenlosen Hin- und Herwogen zufälliger Phantasien zu tun haben, daß der alte Mythus etwas sagen will, hat von jeher eingeleuchtet; unsere Unfähigkeit beginnt an dem Punkte, da wir uns das gleichzeitige Entstehen und Zusammenleben von Sache und Bild, das uralte Ineinander von beiden vorstellen sollen. Alle unsere Ausdrücke, wie: Sinn, Bedeutung usw., versagen dabei den Dienst wie abgenützte Werkzeuge. Und je präziser wir verfahren wollen, desto gewisser gehen wir in die Irre.

Astrale Mythen z. B. mögen, was man nennt, durchsichtig sein,

und wenn Hyakinthos getötet wird durch den Diskos des Apollon, so spricht sich der übertragene Naturprozeß, nämlich der Untergang der Frühlingsvegetation durch die Sonnenscheibe des glühenden Hochsommers, hinlänglich deutlich aus. Die Erzeugung von Geschlechtern und Völkern durch Flußgötter symbolisiert die belebende und nährende Kraft des fließenden Wassers, der Strom ist das älteste und vorzüglichste lebende Wesen seiner Talschaft. In Hephästos wird das Feuer vom Element an (sei es auf dem Herd oder in Vulkanen) verklärt bis zur Hervorbringung der höchsten Kunstgebilde. Bei den Lichtgottheiten werden die Strahlen zu Pfeilen und die Kinder der Leto zu Todesgottheiten, Artemis auch zur Jägerin. Pan ist sehr deutlich der Ziegenhirte selbst, der Pfeifer und Tänzer usw. Neben diesen einleuchtenden Erklärungen aber wallt ein großes Meer von streitigen Vermutungen, sobald die anthropomorphistische Erzählung von den Göttern, welche einen Lebenslauf mit Geburt, Zeugungen, Kämpfen usw. darstellt, auf elementarische, meteorische, tellurische Tatsachen und deren kausales Verhalten zueinander mit einiger Sicherheit zurückgeführt werden soll. Und ein deutlicher Zug im Leben einer Gottheit erläutert doch nur eine Bedeutung derselben und vielleicht gerade nicht die ursprüngliche, sondern eine zufällige, und dieselbe Gestalt kann vorherrschend etwas ganz anderes gewesen sein. Uralte, undeutsam gewordene Gestalten können mit der Zeit eine aufgedrungene Bedeutung bekommen haben, so wie etwa Fremdwörter in einer anderen Sprache eine heimische Etymologie.

Die Griechen aber, in ihrer kräftigsten Zeit, wollten ihren Mythus gar nicht deuten, sondern schützen, verherrlichen, vermehren; noch im weiteren Verlauf der Jahrhunderte mögen in dieser und jener Stadt, um diesen und jenen Tempel herum immer neue Mythen entstanden sein, zur Ergänzung und Erläuterung des Vorhandenen, und man wird sie bald mit demselben Eifer verteidigt haben wie die älteren; sie fielen, wie alles übrige, später den Küstern und Fremdenführern anheim, aber sie sind nicht von solchen erfunden.

Es kam die Periode, da die Philosophen, als Feinde und Konkurrenten des Mythus, selber eigene neue Mythen erfanden. Plato, besonders im Symposion, gab gleichsam das Zeichen dazu, und spätere folgten ihm mit nur zu großem Eifer und schufen holprige Mythen, wie z. B. Plutarch und Dio Chrysostomos, der die gehabte Mühe verrät, durch seinen Ausdruck „einen Mythus ausarbeiten", μῦθον ἐκπονεῖν. Der Inhalt ist natürlich überall ein lehrhafter, eine Zeit aber, die dieses wagt, wird unvermeidlich auch versuchen, die echten alten Mythen lehrhaft zu deuten. Es verbreitet sich jene Ansicht, deren Niederschlag sich in den Worten des späten Pausanias ausdrückt: die alten Griechen hätten in ihren Mythen irgendeine Weisheit niedergelegt.

Nun boten sich zwei Wege dar: die allegorische und die rationalistische Erklärung. Die erstere faßt die Götter als Abstrakta, als elementarische oder ethische Kräfte; der Gott und sein Mythus werden zu einer bewußten, absichtlich gesuchten Hülle eines Gedankens, welcher präexistent wäre, also dauernd hinter dem Bilde stehen bliebe und es daher auch als postexistent gleichsam überleben würde. Die Unmöglichkeit dieses Herganges leuchtet ein, sobald man sich denselben konkret vorstellen will: „Eine kleine Minorität überlegener Geister hätte müssen eine nur ihr zugängliche Erkenntnis in eine für das Verständnis der unmündigen Menge äußerlich faßbare Form gebracht, und diese Menge hätte müssen die Schale für den Kern genommen und darin eine Befriedigung ihres Glaubensbedürfnisses gefunden haben" (Friedländer). So wichtig die Allegorie in literarischen Zeitaltern, so unentbehrlich sie schon der antiken und der ganzen seitherigen Kunst geworden ist, so gewiß ist sie zur Deutung des Ursprünglichen nicht zu brauchen. Gleichwohl hat diese Methode vielen Anhang gefunden, besonders unter den Römern, und schon im Altertum ist Homer allegorisch moralisch erklärt worden; man legte ihm anfangs einen vermeintlich tieferen ethischen oder physikalischen Sinn unter, um ihn gegen den Vorwurf der unmoralischen Göttergeschichten in Schutz zu nehmen. Es tönt uns merkwürdig modern, wenn Kronos definiert wird als der Lauf und die Entwicklung von Raum und Zeit oder Hermes als das Bewegungsprinzip des Weltganzen (? mundi velocior sensus bei Ammianus Marcellinus). Aber auch Perseus ist wenigstens die schnelle Himmelsbewegung, und Herakles vollends soll der „Logos" im Weltganzen sein, laut welchem „die Natur fest und kräftig ist". Athene gilt bei Artemidor (V, 18) als der Verstand, φρόνησις. Ganz spät sind dann solche Erklärungen, welche die Götter nach ihr Bedeutung als Planeten oder gar als Metalle behandeln, wenn z. B. Hephästos den Ares und die Aphrodite fesselt, weil nur Feuer das Eisen und das Erz zwingen kann.

Das Wesen der griechischen Götter soll hier rein als geschichtliches Phänomen betrachtet werden; es hat eine Nation gegeben, welche diese und keine anderen höheren Wesen hat haben müssen und wollen.

Aller Vermutung nach erschienen dieselben von Anfang an als überwiegend furchtbar, als wilder, dämonischer Wille, sei es, daß sie wogende Naturmächte waren oder Herren des Menschenlebens. Noch Homer und die Theogonie verraten uns einen früheren Zustand, da diese Mächte unter sich auf das schrecklichste kämpften, und auch nachher wäre ohne den beständigen Schrecken vor der Versenkung in den Tartaros (κατατάρταρωθῆναι) das Personal nicht in Ordnung zu halten gewesen. Die Menschen scheinen sich gefreut zu haben, wenn der Sturz eines solchen Dämons berichtet wurde, oder wenn man wenigstens heimlich wußte, daß ein Gott durch

einen von ihm erzeugten Stärkeren könne gestürzt werden. Das hatte schon der entmannte Uranos und seine Gäa dem Kronos geweissagt, welcher deshalb seine Kinder verzehrte; später drohte Metis dem Zeus, daß sie ihm einen solchen Sohn gebären werde, und mit einem ähnlichen Geheimnis hatte Prometheus den Zeus in der Gewalt; Gäa hat dann gegen den usurpatorischen Enkel Zeus noch weitere rebellische Kräfte vorrätig, wie die Giganten und den Typhon. Da jedoch Zeus in der Folge Herr blieb, so beginnt das Licht und die Schönheit mit ihm, mit seiner Geschichte von der Wiege an, zumal in der Auffassung der Sage von Kreta.

Es folgte der völlige Anthropomorphismus der Götter, und den späteren erschien derselbe selbstverständlich und wurde bei allen Völkern vorausgesetzt. „Denn von Natur", sagt Cicero, „kennen wir alle, von allen Nationen, keine andere Gestalt der Götter als die menschliche; welche andere Form derselben ist je einem im Wachen oder im Schlaf vorgekommen? Und welche Gestalt kann schöner sein als die menschliche?" In der Tat kennt die reif gewordene hellenische Anschauung an ihren Göttern „weder Unformen noch Überformen, keinen einäugigen Odin, keinen einhändigen Tyr", der vielgliedrigen indischen Götter zu geschweigen.

Sobald es dem — außerordentlich freien — Mythus dient, sind die Götter nicht einmal größer gestaltet als die Menschen; sie sitzen mit diesen, besonders gerne mit den Phäaken, zu Tische; sie kommen zu den Hochzeiten des Kadmos und des Peleus, und Athene fährt mit Diomedes auf einem Wagen. Auch wo sie, in bestimmte Menschen verwandelt, auftreten, können deshalb die anwesenden Helden recht wohl ahnen, daß es eine Gottheit sei; Helden aber sehen sogar den Göttern gleich, wie Agamemnon.

Die Nahrung der Götter ist Ambrosia (Unsterblichkeit) und Nektar; schon frühe aber leben sie auch von den Opfern, deren Entbehrung ihnen bereits schmerzlich war, als Demeter über die Erde Hunger und Sterben verhängte, und diese Anschauung kann gerade die älteste gewesen sein. Ihr Wesen ist ewige Frische (ἀγήραοι) auch bei denjenigen Gottheiten, welche nicht als jung gedacht werden. Sie leben und handeln „leicht", und es ist nur ihre Schuld, wenn sie sich durch eigene olympische Händel und die damit zusammenhängende Parteinahme im Menschenleben der Heroenzeit ihr Dasein erschweren.

Ihr Wohnen ist räumlich denkbar; zu Zeiten weilen sie bei den fernen Äthiopen zum Opferschmaus oder in den von den Menschen errichteten Heiligtümern, offenbar um den Opfern näher zu sein. Erst später war eine Rede möglich, welche an ein berühmtes Wort Salomos bei der Tempelweihe erinnert: „Welches Haus, von Bauleuten errichtet, würde die göttliche Gestalt mit seinen Wänden und Mauern umfassen?" — Und erst als eine Skulptur vorhanden war, kann der Volksglaube im Kultbild selber die Gottheit erkannt

haben. Deutlich ist hierüber nie herausgeredet worden, aber z. B. die Fesselung der Statue des Kriegsgottes in dessen Tempel zu Sparta, ist ohne einen solchen Glauben nicht zu erklären. — Sonst wohnen die Götter im Himmel, im Äther oder auf dem Olymp, wo ihnen Hephästos herrliche Häuser gebaut hat, nebst jener wundersamen Werkstatt für seinen eigenen Gebrauch. Wo immer aber Götter weilen, da verklärt sich die Umgebung, wie etwa der Gargaros, der höchste Gipfel des Ida, als Zeus dort der Hera beiwohnte: unter ihnen erzeugte die Erde frisches Grün, Lotos, Krokos, Hyakinthos, dicht und weich, welches sie emporschwellend trug; um sie als Hülle die goldene Wolke, „und es tauete nieder mit Glanzduft". — Die Seegötter haben eine submarine Heimat, wobei der spätere Leser sich umsonst Sorge macht über das Atemholen unter und in dem Wasser; dieser Art ist die herrliche Wohnung des Poseidon zu Ägä, die goldene, unvergängliche, und ebenso die weite Grotte zwischen Tenedos und Imbros, wo er nachher die in Ägä eingespannten Rosse einstellt. Nach der „wölbenden Grotte" der Thetis und ihrer Genossinnen gelangt die Götterbotin Iris, indem sie einem Netzbleigewicht ähnlich in die Tiefen des Meeres fährt. Iris kennt aber auch die Wohnung der Winde, und zwar als festes Haus mit steinerner Schwelle; dort sind sie bei Zephyros zum Gelage versammelt und möchten umsonst die reizende Botin bewegen, sich zu ihnen zu setzen. Auf Erden aber waren den Göttern herrliche Haine und Wälder entweder geradezu geweiht oder wurden ihrer Gegenwart würdig gehalten; Berg und Wald dröhnen von Poseidons Schritten.

Die Bewegung der Götter muß von gewaltiger Schnelligkeit, ja rasch wie der Gedanke sein, weil sie nach der ältesten Anschauung nicht durch bloßen Willen und Machtgebot in die Ferne wirken, sondern sich persönlich an Ort und Stelle verfügen müssen. In vier Sätzen schwingt sich Poseidon von Samothrake bis nach seinem Ägä im Peloponnes; das Schreiten, Schweben, Dahersausen der Götter geht in stets wechselndem Schimmer an unserem Auge vorbei; doch nie als eigentliches Fliegen, denn auch dem Hermes verleihen seine Flügelschuhe nicht dies, sondern nur das schnelle Dahingleiten über Land und Meer. Hören können die Götter natürlich schon aus weitester Ferne, und der Anrufende muß sich darauf verlassen können. Auch eine besondere Sprache wird ihnen zugetraut, und die Griechen glaubten einiges davon zu wissen: das Zauberkraut, welches Hermes dem Odysseus auf der Insel der Kirke gab, hieß in der Göttersprache Moly, der Nachtaar (Kymindis) hieß bei den Göttern Chalkis, und noch spät wußte eine Anzahl von Inseln und Städten, wie sie mit ihrem früheren, göttlichen Namen geheißen hatten.

Theoretisch sind die Götter allwissend und auch für die Zukunft wissen sie das Geschick voraus, ohne es abwenden zu können. In Tat und Wahrheit aber wissen sie bisweilen nichts von Dingen,

welche sie sehr nahe angehen, und halten einander stark zum besten. Proteus, welcher dem Menelaos alles in der Ferne Geschehene erzählt und Künftiges kündet, ist unmittelbar vorher von seiner Tochter Eidothea betrogen und verraten worden. Hera hat ein Kind gesäugt und nicht gewußt, daß es der verhaßte kleine Herakles war, und daß er damit unsterblich wurde. Auch die höchste Idealität, insofern sie doch nur das Menschliche und Leibliche zur Grundlage nehmen kann, hat Schranken sowohl im Wissen als im Erkennen; nun sind mehrere der vornehmsten Götter ohnehin personifizierte Triebe, wie z. B. der „unsinnige" Ares und — in ihrer hellenischen Ausbildung — auch Aphrodite; andere sind Vermenschlichungen von Naturgewalten — woher sollte da eine höhere Weisheit kommen? — Von Allmacht des einzelnen kann im Polytheismus von vornherein keine Rede sein; dieselbe ist aufgehoben durch die Konkurrenz der Götter unter sich, und überdies steht über allen das Schicksal, von dessen Sprüchen sie auf alle Weise abhängig sind. Aber sogar diejenige Macht, welche eine Gottheit wenigstens in ihrem Kreise besitzen sollte, ist eine bedingte, und die Götter sind lange nicht bloß auf die unverweigerlichen Dienste, sondern öfter auf den guten Willen untergeordneter dämonischer Wesen angewiesen. Erst von drei Kyklopen Arges, Steropes und Brontes müssen Zeus den Blitzstrahl, Pluton den unsichtbar machenden Helm, Poseidon den Dreizack erhalten; nur durch lange und höchst bedenkliche Verhandlungen mit dem Schlafgott erreicht Hera das, was sie mit Zeus vorhat. Wenn etwa eingewendet werden sollte, daß solche homerische Scherze nicht den ganzen Glauben der Griechen enthielten oder darstellten, so wird einstweilen zu entgegnen sein, daß die Phantasie des Volkes von diesem und ähnlichem völlig gefangen war und trotz aller Aufklärer blieb. Wie oft im Mythus sind die Götter sogar von Menschen abhängig, welche sie sich, wie bald zu erwähnen, in ihren Streitigkeiten als Richter gefallen lassen, auch wohl auf Weg und Steg um Auskunft fragen müssen, wie Hermes den Hirten Battos, Demeter die arkadischen Pheneaten. Als letztere ihr den Ort verrieten, wo Pluton mit ihrer Tochter unter die Erde gefahren war, versprach sie ihnen unter anderem Lohn auch den, daß nie in einem Kriege mehr als hundert von ihnen fallen sollten.

Die Götter können nun durch eine magische Kraft, die ihnen innewohnt, vieles vollbringen, sich groß, schrecklich, hilfreich, anmutig erweisen, und auch wohl über Leben und Tod von einzelnen Menschen verfügen; denn der Schicksalsglaube ist, wie sich zeigen wird, voll von den naivsten Inkonsequenzen. Der rechte Zauberer und Hypnotiker ist vor allem Hermes, welcher mit seinem Stabe den Menschen einschläfert und aufweckt und auch den Rossen und Maultieren „edlen Mut" (μένος ἠΰ) einflößt. Es handelt sich nicht sowohl um eine allgemeine Herrschaft oder gar eine Lenkung der

Natur, womit man ja die homerischen Götter unmöglich bemühen dürfte, sondern um eine Reihe von Eingriffen: Verzögerung des Sonnenaufganges, plötzliche Nacht, plötzliches Gewölke, Einhüllung von Schützlingen in ein Dunkel, Bewahrung von Leichen, Emporsprießen bestimmter Pflanzen, Hervorbringung von Scheinbildern (εἴδωλα) bestimmter Menschen, Lenkung der Träume und das Schönste: die Verklärung bevorzugter Menschen in wichtigen Augenblicken. Was endlich die Verfügung der Götter über die Verwandlungen bedeutet, ist früher erörtert worden; sie selber verwandeln sich nach Gefallen in beliebige Wesen, auch in bestimmte Menschen.

Ebensowenig wie von einer durchgehenden Herrschaft über die Natur kann bei diesen Göttern von einer allgemeinen Weltregierung die Rede sein, wozu sie ja Herren des Schicksals sein müßten. Sie ordnen zwar z. B. den Trojanischen Krieg an, und bald da, bald dort ist von einem Ratschluß des Zeus die Rede, aber man beobachte, was bei Homer für kindliche Varianten hierüber vorkommen. So zum Beispiel, daß Zeus den Untergang von Ilion nur vorausweiß, weil es der Ratschluß der Athene ist und weil er einst der Thetis — mit dem feierlichen Zuwinken seines Hauptes — versprochen hat, daß Achill ein Städteverwüster werden solle; er weiß jedoch auch, daß sein eigener Sohn Sarpedon vorher durch Patroklos fallen muß, und kann es nicht ändern; wenn aber ein Schlachtgemetzel anhebt, dann nimmt er freudig (χύδεϊ γαίων) seinen Platz beiseite, um bequem zuzusehen. Die ganze Parteinahme der Götter vor Ilion ist zufällige, kaum näher motivierte Leidenschaft; dafür lautet freilich alles episch schön, und wir werden nicht behelligt mit jener tendenziösen Deklamation und kalt ausgesonnenen Göttermaschinerie, welche späteren Nachfolgern bis über Silius Italicus hinaus eigen ist. Dem Homer genügt der schöne und furchtbare Gedanke: die Götter haben den Menschen Verderben bestimmt (zugesponnen), damit dasselbe zum Gesange werde für künftige Geschlechter. Die Schicksale des einzelnen werden bald mehr von den Göttern, bald mehr von der Moira entschieden, das Todesschicksal fast ausschließlich von der letzteren. Dagegen herrscht völlig die Anschauung, daß die Antriebe zu wichtigen Handlungen — ob guten oder bösen — dem Menschen von den Göttern eingegeben werden, und auch die dauernde Anlage, der Beruf, wird etwa als göttliche Gabe bezeichnet. Ich liebte, sagt Odysseus, Schiffe, Ruder, Kampf, Speer und Pfeil, was andere verabscheuen; mir aber war lieb, was ein Gott mir in die Seele gab.

Was hatten jedoch die Götter überhaupt für ein Recht zur Herrschaft über die Menschen? Das altertümliche Wort über das Verhältnis beider: Götter und Menschen sind desselben „Ursprunges" findet sich in Hesiods Werken und Tagen, aber freilich gleich darauf „schaffen" die Götter das erste der bekannten fünf Geschlechter und dann das folgende, während das dritte und vierte nicht mehr

von ihnen überhaupt, sondern von Zeus geschaffen wird, und vom fünften Hesiod offenbar nicht gerne sagen mag, wo es her ist. Anderswo sendet Gäa den ersten Menschen aus ihrem Schoß empor, damit ein Geschlecht von Sterblichen vorhanden sei. Oder man denkt, die ersten Menschen seien aus Felsen und Eichen hervorgegangen, oder aus jenen Steinen, welche Deukalion und Pyrrha nach der großen Flut hinter sich warfen. Erst eine spätere Gestalt ist Prometheus als Menschenbildner; von dem Lehm, welchen er gebrauchte, lagen noch bei Panopeus in Phokis zu Pausanias Zeit Stücke zutage; ob er selber oder Athene den Menschen belebte, war streitig. Und nun wird in der Theogonie wie über ein allbekanntes Ereignis das für uns so überaus rätselhafte Wort hingeworfen: „Damals, als in Mekone (dem späteren Sikyon) Götter und sterbliche Menschen sich auseinandersetzten, sich verglichen . . .“ Es lautet zwar, als ob dieser merkwürdige Kongreß nur ein Abkommen über die Opferanteile zum Zweck gehabt hätte, aber es könnte noch ein mehreres verhandelt worden sein, wo ein Prometheus als Wortführer für die Menschen auftrat. Auch ließen sich ja Gottheiten öfter in ihren eigenen Angelegenheiten Menschen als Richter gefallen; Äakos schlichtete den Göttern ihre Streitigkeiten; zwischen Poseidon und Athene entschieden den Streit über das attische Land nach den einen wohl die zwölf Götter, vor welchen Kekrops nur als Zeuge aufgetreten wäre, nach anderen aber Kekrops und Kranaos selbst, oder auch Erechtheus; später plädieren Apollon und die Erinnyen gegeneinander vor dem athenischen Areopag, worauf erst Athene den lossprechenden Stein zu Orestes Gunsten in die Urne legt. Bisweilen rächt sich die unterlegene Gottheit am Richter: Poseidon läßt die Quellen von Argos vertrocknen, weil der dortige König Inachos durch sein Zeugnis entschieden hatte, daß das Land der Athene gehöre, und an die Folgen von Paris' Richterspruch ist nicht nötig zu erinnern.

Außer diesen einzelnen richterlichen Entscheiden aber haben in dieser Religion ohne Priestertum und heilige Urkunden die Menschen überhaupt das Urteil über den Charakter der Götter in ihren Händen, und zwar zu allen Zeiten, wahrscheinlich vom uralten Angstkult an durch die Jahrhunderte des epischen Gesanges, der Tragödie und der Philosophie. Und diese Freiheit wird auf das unbefangenste gehandhabt. Mit Opfern und Bitten sucht man zwar von den Göttern alles mögliche Wünschbare zu erreichen, aber die Meinung über sie wird hievon nicht beeinflußt. Bis auf die Stoa, welche eine weltschaffende Gottheit annahm, glaubten die Griechen vor allem nicht, daß man von den Göttern das Dasein habe, und vollends nicht, daß man ihnen für dies — vom griechischen Pessimismus ziemlich gering taxierte — Dasein irgendwelchen Dank schuldig sei. Auch der Glückliche ist es nicht sowohl deshalb, weil ihn die Götter lieben, sondern diese lieben den Glücklichen und

sind dem Unglücklichen gram. Alle Freiheit im Schildern der Götter und im Erzählen von ihnen hatte diese Vorbedingung. Und nun verlieh ihnen der epische Gesang jene so völlig unbedenkliche Bildlichkeit; leugnen wollte man sie nie, und an Kultus und an Andacht zu ihnen ließ man es nicht fehlen, aber man war völlig außer Sorge darüber, daß sie es für ungut aufnehmen würden, wenn man das Erstaunlichste von ihnen erzählte.

Polytheistische Götter können möglicherweise dasjenige haben, was man Heiligkeit nennt, wenn sie als ruhige Schutzgötter des irdischen und sittlichen Daseins aufgefaßt werden; die griechischen Götter haben diese Eigenschaft nie besessen, auch nicht, als ihnen Philosophen dieselbe auferlegen wollten. Es ist in neuerer Zeit gleichsam als Entschuldigung geltend gemacht worden, daß ursprünglich formlose Naturbedeutungen nur eben durch Mythus und Epos in menschliche, bisweilen schreckliche und komische Hergänge gekleidet worden seien; man habe übrigens an den Liebschaften des Zeus, der Aphrodite usw. nicht mehr Anstoß genommen, als heute z. B. an den Verbindungen des Sauerstoffs, welchen man ja deshalb auch nicht für ein liederliches Wesen halte (Ménard). Es könnte dann aber die Gegenfrage aufgestellt werden, warum dann vorzugsweise bei den Griechen jene Naturbedeutungen in solche Geschichten umschlagen mußten und welche Naturbedeutung denn z. B. den Meineiden des Zeus zugrunde liege. — Wir würden indes Anklage und Beschönigung gleich übel angebracht finden, wenn nicht lange vor uns tiefer denkende Griechen verschiedener Zeiten, wie sich zeigen wird, die Unheiligkeit der Götter so laut beklagt und deren Einfluß auf die Sittlichkeit mit so düsteren Farben geschildert hätten.

Über den allbekannten Charakter dieser merkwürdigen Wesen mögen hier nur wenige Andeutungen folgen. Höchstwahrscheinlich hatten die Aöden allen möglichen Grund, im Leben der Götter dasjenige hervorzuheben oder neu zu erfinden, was den Hörern das größte Vergnügen machte. Die Volksanschauung hatte die Götter ursprünglich geschaffen; jetzt bekam der Volksgeschmack Einfluß auf den Mythus derselben. Ihr Tun durchzieht sich mit menschlicher Leidenschaft und komischen Szenen, und Demodokos mit seinem Gesang von Ares und Aphrodite mag gerade das allergrößte Entzücken erregt haben. Den Ernst und das Schreckliche mochte die Theogonie pflegen, in welcher es wahrlich nichts zu lachen gibt; ernst und tragisch ist durchgängig auch der Heroenmythus, die homerischen Götter dagegen machen einen komischen Effekt, auch wo sie Schreckliches tun und dulden, und wenn von der Hera erzählt wurde, wie sie mit Ambossen an den Füßen in Äther und Wolken hing, so wird das Volk nicht an eine mystische Bedeutung dieses Herganges gedacht, sondern gelacht haben. Kein Wunder, wenn sich dann eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Göttern und

Menschen einstellt, wie z. B. zwischen Athene und Odysseus, und wenn auch der Sänger selbst von diesem Gefühl ergriffen wird; in dem (noch sehr alten) Hymnus auf Hermes bricht die lauteste Freude hervor über die frühe Nichtsnutzigkeit des kindlichen Gottes. Daneben aber denken Volk und Sänger, die Götter lebten „leicht", und die Menschen hätten es schlecht, und besonders Zeus ist es, der es den letzteren sauer macht. Dafür ist dann Homer nirgends munterer als bei seinen Zeusgeschichten, anzufangen von der erstaunlichen Verlogenheit des Vaters der Götter und Menschen. In der Theogonie wird es mit Lüge und Meineid auf dem Olymp noch ernst genommen und der betreffende Gott hart bestraft; in den Werken und Tagen gehen wenigstens unter den Menschen je am Fünften des Monats die Erinnyen herum und rächen den Eidgott, „welchen Eris gebar als Heimsuchung für Meineidige", — im Epos dagegen sind die Dinge soweit gediehen, daß Gottheiten wie Hera um geringer Sachen willen den furchtbaren Eid beim Styx schwören müssen, um nur irgend Glauben zu finden. Was immer ursprünglich den einzelnen Göttergestalten zugrunde gelegen haben mag, — der Olymp wird zum Spiegel der widerspruchsvollen Menschennatur, und zu der Vergötterung von Eigenschaften gesellt sich die der Leidenschaften. Hermes ist, neben allem, was er sonst sein mag, der Dieb im vorzugsweisen Sinne und wird noch am Ende der Ilias von den Göttern wie selbstverständlich designiert, die Leiche Hektors zu stehlen. Ares ist der wilde wütende Kampf als solcher und wechselt blindlings die Partei. Aphrodite ist einfach der Trieb und Helena ihr unfreiwilliges Opfer und wahrlich ein viel edleres Wesen als die Göttin, sowohl in der Ilias als in der Odyssee; die Verbindung mit Paris ist nur ein Unheil (ἄτη), welches die Göttin ihr gesandt hat. Viele Male auch im übrigen Mythus kommt Verderben „durch den Zorn der Aphrodite", weil jemand nicht hat frevelhafte Liebe üben wollen, worauf ihm dann eine völlig verbrecherische auferlegt wird, und Myrrha sich in ihren Vater verlieben muß.

Der Wahnsinn, welcher von den Göttern über Menschen verhängt wird, ist in der Regel eine Rache an denselben, ein Haß wie der der Hera gegen Herakles, auch eine Strafe für versäumte Verehrung und für jede Mißachtung des Göttlichen, denn der Verächter ist schon als solcher wahnsinnig; manchmal dagegen handelt es sich um eine Art von Ansteckung: Ein Gott des gewaltigen Einherstürmens reißt die Menschen in besinnungslosem Taumel mit. Der Anhang sowohl als die Opfer des Dionysos sind im Wahnsinn, und die letzteren gehen darin unter.

Dionysos hat eine andere Art von Persönlichkeit als die übrigen Götter, namentlich scheint er von einem ganz anderen Geschlecht zu sein als die übrigen Zeussöhne, wie Hermes und Apollon, mit welchem letzteren ihn noch Spätere für ursprünglich identisch hielten. Umrisse und Kolorit sind anders als bei den Olympiern, in

deren Mythus er kaum irgendwie verflochten erscheint, obwohl sie doch ursprünglich Kräfte der Natur, zum Teil sogar der Erdfruchtbarkeit zu sein scheinen wie er. Allerdings ist ihm insbesondere der Weinstock eigen, und Kultus und Feste, die sich hierauf bezogen, mögen schon früher ungleich volkstümlicher und anders geartet gewesen sein als die aller übrigen Götter. Allein mit Weinwonne und Rausch ist seine Bedeutung noch lange nicht erschöpft; er führt noch ganz andere Aufregungen mit sich und entspricht dabei einem großen, dunklen Gebiet des antiken Lebens, ja der Menschennatur überhaupt, über welches die Alten nie deutlich herausgeredet haben. Unter den Urtypen der Götterverehrung finden wir neben dem gewöhnlichen Bitt-, Dank- und Sühnopfer, neben der rituellen Anrufung, der Beschwörung usw. auch den Kultus einer leidenden, sterbenden und wiederbelebten Gottheit, welcher mit Klagen und Jubel begangen wird und dabei die ganze Bevölkerung aufregen und mit sich reißen kann. Man mag dies auffassen als ein Sinnbild der Jahresvegetation, welche — je nach dem Klima von der sengenden Hitze des Sommers oder von der Winterkälte — dahingerafft wird, um dann neu aufzuleben; doch könnte auch die Anschauung von einer Buße des Gottes für einen begangenen Sündenfall mit hineinspielen. Wahrscheinlich von chamitischer Seite her drang nun dies Wesen in das griechische Leben ein, und hier ist es nun Dionysos, welcher leidet, stirbt und wieder auflebt und die Völker zur Teilnahme an diesem Erlebten (πάθη) mit sich zwingt. Als ein Gestorbener wird er zu einem der unterirdischen Herren und seine mystische Verehrung gewinnt nach dieser Seite hin noch eine besondere Gestalt, wovon hier nicht weiter zu reden ist; es muß genügen, sein Tun auf Erden in den entscheidenden Zügen festzustellen.

In der Maske des hellenischen Gottes der Erdfruchtbarkeit gebärdet sich nämlich ein halbfremdes Wesen. Eine der Personifikationen des (wie wir glauben chamitischen) leidenden Gottes hatte im vorderen Kleinasien, bei den Phrygiern, außerdem auch bei den Thrakiern ein besonders wildes, rauschendes Treiben angenommen und in wiederholten Stößen auf Hellas sich dem griechischen Dionysos gleichsam substituiert. Symbolisch drückt sich dies darin aus, daß der — laut dem einheimischen Mythus — in Theben von Semele geborene, von Zeus in seiner Hüfte reif getragene Gott jetzt als ein Fremder, von draußen gewaltsam Eindringender geschildert wird. Jetzt ist er Sohn oder Begleiter der phrygischen Göttermutter, welche sich ja ebenfalls in Griechenland eingedrängt hatte. „Ihr gefällt der Lärm der Schellen und der Handpauken und der Schall der Flöten und das Heulen der Wölfe und der glanzblickenden Löwen und hallende Gebirge und waldige Schluchten“ — und mit einem ähnlichen wilden Heere zieht nun auch dieser Dionysos einher, und wie die Göttin, so verhängt auch er Wahnsinn. Verrückt wird nicht

nur, wer die Diener der Göttermutter beleidigt, sondern auch, wer die Begehung ihrer Mysterien zu Gesichte bekommt oder (unberufen) in ihr Heiligtum eintritt. Dionysos aber wird auch einmal selber wahnsinnig, freilich laut dem griechischen Mythus durch Verfügung der Hera, und zieht dann über Land und Meer, um sein Leiden los zu werden. Dieser Physiognomie des Gottes entsprechen dann die sogenannten trieterischen Weihen, welche für uns merkwürdig sind weniger wegen des fraglichen religiösen Inhaltes, als weil sie in der Seele der Griechen und Griechinnen jenen Sturm erregen konnten, von welchem noch weiter die Rede sein wird.

Und nun kann der Schwarm (κῶμος, θίασος) des Weingottes, welchem sich das Volk einer ganzen Stadt anschließt, in der wonnevollsten Stimmung sein, die Feste desselben können die reichste Gestaltung annehmen, die Darstellung seines Mythus kann der Anlaß werden zu Komödie und Tragödie, die zu ihm gehörenden Wesen und Symbole können die bildende und die ausschmückende Kunst im weitesten Umfang durchdringen — dahinter steht ein unheimlicher Geist, welcher nicht nur im Mythus seine verblendeten Mänaden zu allen Greueln treibt, sondern auch in historischer Zeit hie und da Menschenopfer verlangt und Wahnsinn und tödliche Krankheiten sendet, wenn man ihm nicht gehuldigt hat. Man erzählte sich, wie einst in Kalydon der Tod im Wahnsinn das ganze Volk hinzuraffen begonnen habe, weil die Liebe eines Dionysospriesters nicht erhört worden war.

Von allen anderen Göttern unterscheidet sich dieser nur halbgriechische Dionysos nicht bloß darin, daß er als ein Kommender, als ein Fremder auftritt, sondern daß er in fanatischer Weise Huldigung und Bekenntnis verlangt; er allein verrät Besorgnis und Wut, wenn ihm nicht überall gedient wird. Die griechische Religion verlangte sonst das Bekenntnis nicht, weil sie nicht durch Reaktion gegen eine vorhergegangene emporgekommen war, gegen die sie hätte Front machen müssen; sie verstand sich von selbst. Die übrigen Götter zürnen, wenn ein Opfer versäumt worden ist, dieser aber begehrt sofort völligen enthusiastischen Anschluß. Es ist recht wohl denkbar, daß sich nach kleinasiatischer Weise auf griechischem Boden wilde Schwärme (κῶμοι) bildeten, welche wirklich Mord übten gegen solche, die nicht mithalten wollten. Im Mythus leiden alle, die diesem Gotte trotzen, die entsetzlichsten Strafen: Lykurgos in Raserei tötet seinen Sohn mit dem Beil, indem er ihn für einen Rebenzweig hält, und sein Volk, die Edonen, läßt ihn von Pferden tottreten; Pentheus kommt in grauenvoller Weise durch seine rasende Mutter um; Labdakos von Theben erleidet ein ähnliches Schicksal; die Frauen von Argos, wo Dionysos keine Verehrung gefunden, werden rasend und verzehren in den Gebirgen ihre eigenen Kinder; auch die drei Minyaden fallen in einen mörderischen Wahnsinn. Wir werden nun zwar dahin aufgeklärt, daß Lykurgos,

Zeus. Bronzestatue
London, Britisches Museum

Apollo

Aphrodite mit Cestus

Apollo

Aphrodite

Bronzen. London, Britisches Museum

Hermes
London, Britisches Museum

Sterbender Gallier
Rom, Thermenmuseum

Schlafender Faun
München, Glyptothek

Pentheus usw. nur Symbole des Winters seien; allein auch denjenigen, welche dem Gott sofort gehuldigt haben, dem attischen Ikarios und seiner Tochter Erigone, geht es am Ende schlecht, als müßte die furchtbare Seite des Dionysos immer wieder vorschlagen.

Der homerische Zeus beklagt sich einmal darüber, daß die Menschen meinten, das Unglück komme von den Göttern, während sie doch selber durch ihre Frevel sich das Leid zuzögen, und sogar gegen die Absicht des Schicksals (ὑπέρ μορον). Der Tatbestand im Epos aber ist, daß die Götter über die Menschen neben vielem Guten alles mögliche Unheil kommen lassen, selbst bei geringen Gelegenheiten, außerdem aber auch sehr oft zum Bösen anreizen. Das Beispiel, welches ihr olympisches Leben, zumal ihre Feindschaften untereinander, den Zuhörern der Aöden gaben, mag ganz außer Rechnung bleiben, indem ja niemand von den Menschen ausdrücklich verlangte, daß sie sich hierin nach den Göttern zu richten hätten; es handelt sich um das, was sie — laut der Sage — selbst sehr bevorzugten Menschen willentlich eingeben. Einige von ihnen sind nun, wie oben gesagt, geradezu Personifikationen von Leidenschaften; andere erregen Hader und Zwist, wie z. B. Athene und Zeus zwischen den Atriden usw. Leicht und unbedenklich erlaubt sich das Epos Motivierungen dieser Art; tiefsinniger verfährt es, wenn eine Gottheit den strafbaren und der Bestrafung nahen Menschen noch böser macht. Athene will noch entschiedener als Odysseus das Verderben der Freier und treibt dieselben in den letzten Stunden durch Betörung zum äußersten Hohn, damit der Schmerz hierob aufs tiefste in die Seele des Helden dringe.

Fragt man nach den Beweggründen, aus welchen die Götter so handeln, so tritt einer ganz besonders deutlich in den Vordergrund: Der Götterneid war ein stark und allgemein verbreiteter Glaube, welcher den ganzen Mythus durchdringt und in der historischen Zeit neben aller Religiosität sich auf das lauteste Bahn macht. Ein hochbegabtes Volk, da sich der einzelne zum Glück berechtigt glauben mochte, während ihm doch fast alles gegen den Willen ging, erklärte sich die Welt, wie sie war, nicht durch den bloßen Zufall, sondern durch den Neid der Gottheit, und dies ist eine der vielen Besonderheiten des griechischen Pessimismus. Daß das Schicksal auf Erden eine Prüfung sein möchte in bezug auf irgendein anderes Dasein, dämmert wohl dem Pythagoras und anderen Frommen, konnte aber niemals ein irgend verbreiteter Glaube werden, solange die allgemeine Ansicht von den Göttern blieb, wie sie war.

Im Mythus beruhen schon die Feindseligkeiten der Götter unter sich zum nicht geringen Teile auf dem Neid, und auch die Eifersucht der Göttinnen ist nichts anderes. Paris auf dem Ida ist gewiß eine der ältesten Erzählungen der Aöden; der Haß gegen diejenigen Göttinnen, welche Sterbliche liebten und ihre Söhne unsterblich machen wollten, Eos, Demeter, Kalypso, ist wahrer Neid. Gegen

die Menschen aber sind die Götter schon überhaupt hart; die furchtbarste Strafe für Beleidigungen und schon für Opferversäumnisse versteht sich von selbst und hat oft den Charakter einer gemeinen Rache; sie holen die ältesten Beleidigungen nach; eine Sühnung ist etwa möglich, aber an kaum erfüllbare Bedingungen gebunden; weit in den meisten Fällen aber handeln sie aus Neid. Jedes Erdenglück, jede große Eigenschaft ist gleichsam ein Eingriff in das Glücksprivilegium und in die Vollkommenheit der Götter, wobei dem betreffenden Menschen meist schuld gegeben wird, er habe den Göttern „Trotz" bieten wollen oder sich wenigstens unpassend gerühmt.

Zu jenen Götterprivilegien gehört vor allem die Schönheit; Kassiopeia hatte sich vermessen, darin mit den Nereiden zu wetteifern; hierüber der Ingrimm aller Meergötter und die Sendung einer Überschwemmung und eines Seeungeheuers. Von Niobe weiß der Mythus schlechterdings keine schwerere Schuld zu melden, als daß sie sich im Stolz auf ihre Kinder (oder auf deren große Zahl) der Leto gleichgestellt habe, der Mutter des Apollon und der Artemis; da sanken die Niobiden durch die Geschosse dieser beiden und blieben dann neun Tage in ihrem Blute liegen, weil niemand sie begrub, denn Zeus hatte die Menschen zu Steinen gemacht; die Mutter aber vergaß Speise und Trank und ward zu Stein. Da sitzt das Gebilde noch, am Sipylos unweit Magnesia. Auch hier wird wohl ein Naturmythus zugrunde liegen, aber warum hat derselbe gerade bei den Griechen in eine so entsetzliche Geschichte umschlagen müssen? Und kann man leugnen, daß er in dieser Gestalt auf das griechische Bewußtsein wird weitergewirkt haben?

Andere Male ist es irgendeine Kunst oder Kraft, worin ein Mensch habe mit den Göttern wetteifern, ihnen trotzen wollen, worauf entweder der Tod oder eine andere furchtbare Strafe folgt. Dahin gehören zunächst Künstlermythen, wie die von Marsyas, Linos, Thamyris usw. in ihren verschiedenen Redaktionen; dann der todbringende Neid des Apollon auf Eurytos, der Artemis auf Aktäon, welche ebenso gute Bogenschützen oder Jäger sein wollten wie das göttliche Geschwisterpaar. Die Mantik wird zwar von Göttern verliehen, aber auch beneidet, und die Gabe wird erkauft durch Erblindung oder, wie bei Kassandra, dadurch, daß die Weissagung keinen Glauben findet. Auch das Fliegen und Schweben ist Eingriff in ein Göttervorrecht und wird bei Ikaros mit dem Untergang bezahlt; bei Bellerophon ist das Emporschweben auf dem Pegasos, bei Phaethon das Besteigen des Sonnenwagens wenigstens in der Volksanschauung wohl die Hauptursache ihres Sturzes gewesen.

Bei einer Nation, welche ihren Glauben so völlig selbständig ausgebildet hatte wie die Griechen, wäre es nichts Unerwartetes, wenn sie dann auch in rasche Wandlungen desselben gewilligt hätte. Allein die alte Religion, wie der Kultus und das Epos sie fest-

gestellt, behauptete sich im weitesten Sinne; Wesen, Machtumfang und Moralität der Götter gewährten im Volksglauben dasselbe Bild wie früher, sogar als daneben eine Philosophie und eine Sophistik erwachsen waren, deren Gottesbegriffe oft sehr weit davon abwichen. Auch eine in einzelnen Kreisen stark vertretene Nebenreligion, die der sogenannten Orphiker seit dem 6. Jahrhundert, hat auf das Volk gar nicht gewirkt und beinahe nur in der Poesie einzelne Spuren hinterlassen.

Diese Poesie, und zwar die der großen Zeit, läßt uns nun ein merkwürdiges Janushaupt sehen. Wenn sie fromm und erbaulich gestimmt ist, leuchtet uns eine ideale Gestalt der Götterwelt aus ihr entgegen. Die Götter werden zunächst mächtiger und regieren mehr; das Schicksal des einzelnen wird als beständig von ihnen abhängig gedacht; in welchem Sinne besonders das Ansehen des Zeus steigt, wurde schon früher erörtert. Ärgerliche Mythen, impiae fabulae, wie Cicero sagt, werden hie und da geleugnet oder umgedeutet; Pindar glaubt nicht mehr, daß Demeter von der Schulter des Pelops gegessen habe; bei ihm hat Zeus die Titanen aus dem Tartaros befreit, wo sie bei Homer noch saßen. Sodann wird in solchen frömmeren Stimmungen mehr als früher die Gerechtigkeit der Götter, namentlich die strafende, betont, und bei der Sage von Orestes pflegen Neuere sogar von der „Gnade" zu sprechen, welche die Strenge des Strafgesetzes gebrochen haben. Aus der anfänglichen Gewaltherrschaft des Zeus sei eine sittliche Weltordnung geworden.

Aber zunächst brauchte Orestes, der unter Eingebung der Götter gehandelt hat, durchaus nicht begnadigt zu werden, und was für ihn geschieht, ist Pflicht und Schuldigkeit. Und nun lassen dieselben Dichter die nämlichen Götter andere Male mit dem schlimmsten Neid den Menschen ins Verderben stürzen und ihn zum Bösen anstiften, und wenn man dies nur als „Reste" der älteren Anschauung gelten läßt, so sind es wenigstens sehr massive Reste gewesen. Die Mythen, welche man behandelte, machten schon oft jede weitere Götterverklärung ganz unmöglich.

Bei Äschylos möge man zuerst, wenn man kann, den hochverklärten Zeus der „Schutzflehenden" mit dem furchtbar gehässig geschilderten Zeus des „Prometheus" reimen; ja nur innerhalb des einen „Agamemnon" gehen die Ansichten über die Götter wunderlich hin und her. Zuerst (V. 49, 135) sind dieselben freundliche Schützer gegen die Tiere und üben auch im Tierreich Strafgerechtigkeit; dann folgt (V. 160) ein auf Schrauben stehender Preisgesang auf Zeus, welcher allerdings die Sterblichen zur Besinnung weise und dem Leiden die Belehrung (dem πάθος das μάθος) hinzufüge; doch ist er in der Herrschaft erst der dritte, nach Uranos und Kronos, und ihm vorsichtig ein Siegeslied anzustimmen, ist im Grund nur das klügste, was einer tun kann; diese Art von Klugheit aber finden wir schon bei den Mithandelnden im „Prometheus".

Weiter heißt es, daß in der Lenkung der Widerwilligen zur Vernunft eine gewisse Gunst der Götter liege, der „gewaltsam" thronenden, und zu diesen gehört eben vor allem Zeus. In einem weiteren Chorlied (V. 355 ff.) wird mit dunklen Worten (deren Lesung und Erklärung streitig bleibt) wenig anderes gesagt, als daß Übermut und Gewalttat mit Unheil endigen; später aber, in dem Wechselgesang zwischen dem Chor und Klytämnestra, in Worten, aus welchen doch wohl der Dichter spricht, in Gegenwart der Leichen Agamemnons und Kassandras, ist (V. 1485 ff.) alles Geschehene das Werk des Zeus, des Allursächers und Allvollbringers: „Denn was geschieht den Sterblichen ohne ihn und was von all diesem ist nicht Götterverfügung?"

Dem Sophokles wird ein Gottesglaube nachgerühmt, so rein als dies auf dem Boden des Polytheismus möglich sei (Zeller); die Götter seien mitsamt ihrer Vielheit doch immer Repräsentanten des Göttlichen. Aber im Aias rühmt sich Athene (V. 59), sie habe den Mann in Wahnsinnskrankheit hineingestoßen, und laut jener Rede des Teukros (vgl. 1026) stiften die Götter Verderben, wenn Menschen einander Gutes gönnen. Auch der Schluß der Trachinierinnen lautet höchst bedenklich für die Götter überhaupt. Ödipus folgt, wie dies der rauhe Mythus gar nicht anders gestattete, buchstäblich den Orakeln und gerät in die Tiefe des Jammers.

Der lehrreichste dieser Dichter ist in gewissem Sinne Euripides, indem sein Modegeist uns so vieles und verschiedenes verrät, was in der Konversation von Athen über Götter und Welt räsoniert wurde, Zieraten, welche er am tragischen Mythus anbringt, wo es paßt oder nicht paßt. Scheinbar im Sinne einer ausgleichenden, versöhnenden Weltregierung tritt bekanntlich häufig am Ende seiner Stücke der Deus ex machina (θεὸς ἀπὸ μηχανῆς) auf: Irgendeine Gottheit muß das in Jammer und Leidenschaft aus den Fugen gegangene Heroenleben wieder in Ordnung bringen. Mit dem Trost ist es freilich oft nicht weit her; im Grunde soll sich nur niemand getrauen, weiter zu klagen; in den Bakchen z. B. hinterläßt der Gott den Kadmos in einem solchen Unglück, daß es wenig austrägt, wenn demselben noch weitere Herrschaft in fernen Landen und ein Ende im Lande der Seligen in Aussicht gestellt wird. Der Prolog am Anfang der Stücke, wie der Deus ex machina am Ende, sind öfter nur gewaltsame Notizen darüber, wie das Drama mit dem sonstigen Mythus zusammenhänge.

Die mächtige Voraussetzung vom Schicksal, welche in ihrem weiten Umfang die ganze Frage der menschlichen Willensfreiheit mit sich führt, besitzt bei den Griechen eine alte populäre Gestalt, und vollends so, wie das Epos dieselbe ausgeprägt, haben sie sich ihr nie mehr ganz entziehen können oder wollen. Auf die größten Inkonsequenzen aber müssen wir hier von allem Anfang an gefaßt sein: Die Götter waren vorhanden und ließen sich vielleicht erbitten,

das Schicksal dagegen war unerbittlich. Wie aber, wenn die Götter selber dem Schicksal unterworfen waren?

Aller Polytheismus hat schon von Haus aus leicht einen Fatalismus zur Seite. Seine Einzelgötter, wie reich auch das Bild ihrer Macht ausgestattet sei, können doch ihre Waltung nicht über das Ganze der Erdendinge ausbreiten, und es werden zwischen ihren Machtsphären große Lücken bleiben für eine allgemeinere Gewalt, möge sie Verhängnis oder Zufall heißen. Ganz besonders aber gilt dies von den Göttern Homers, deren Tun ja immer nur gelegentlich vor sich geht; diese nur ihrem Glück und ihren Leidenschaften lebenden Wesen konnte man unmöglich für eine eingehende Weltregierung in Anspruch nehmen, und wenn eine spätere Anschauung ihnen eine etwas allgemeinere Herrschaft zuschrieb, so blieb daneben die alte Meinung in voller Kraft.

Auch die schönste Idealität der Götter des Epos ist und bleibt untrennbar verknüpft mit ihrer Menschlichkeit, und diese mit einer menschlichen Beschränktheit. Ihr einziges großes Hauptprivileg ist im Grunde ihr Nichtaltern und ihr Nichtsterben. Ihre Einsicht und ihr Wille reichen nicht hin, um die Welt — sei es in Stücke oder in Wirkungskreise verteilt — wahrhaft zu leiten. Sie können in der Regel tun, was ihnen gelüstet und erfreuen sich zahlloser Eingriffe in die Natur und das Menschenleben; man möge sie aber alle zusammen konkret vorstellen mit ihren Wesensgegensätzen und persönlichen Feindschaften, und man wird ihnen nur eine sehr zweifelhafte Gesamtmacht zutrauen. Das Recht der Weltregierung maßen sie sich allerdings an; nach jener Theorie Poseidons gehörten ihm die Gewässer, dem Aïdes die Unterwelt, dem Zeus der Äther, die Erde aber und der Olympos sind allen, nämlich allen Göttern überhaupt gemeinsam, und damit auch das allseitige und bunte Hineinregieren in das Leben der Sterblichen.

Von derselben anthropomorphistischen Ausbildung ist es dann nur eine weitere Konsequenz, daß die Götter selber vom Schicksal abhängen und demselben in ihren eigenen Angelegenheiten nicht entrinnen können. Die Frage, welche wir hierbei gerne beantwortet sähen, geht nur auf das Alter dieser Meinung: Ist dieselbe eine ursprüngliche? Oder erst eine späte, mit Bewußtsein gezogene Folgerung, als die Götter den Menschen bereits so ähnlich sahen, daß sie auch deren Schicksalsvoraussetzungen schienen teilen zu müssen? Aus der Theogonie, und zwar gewiß schon lange vor Hesiod, wußte man überdies, daß ganze Generationen von Göttern hatten gestürzt werden können, und daß auch dem Zeus noch zeitweise furchtbare Gefahren drohten.

Der Ausdruck für diese Abhängigkeit der Götter von einem Willen, der außer ihnen liegt und nach welchem sie ihr Verhalten einzurichten haben, ist kurz dieser: Es sei ihnen dieses und dieses bestimmt, auch geweissagt gewesen, von wem, erfährt man in der

Regel nicht: das Schicksal bleibt hier anonym. Das deutlichste Beispiel ist die Bedrohung, unter welcher Zeus lebt: Aus einem bestimmten Ehebündnis (mit Metis, mit Thetis) würde er einen Stärkeren erzeugen und von diesem gestürzt werden. Sodann können die Götter zu ihrem bitteren Leidwesen ihre Günstlinge nicht vor dem Todeslos retten; Zeus muß seinen Sohn Sarpedon untergehen sehen und Aphrodite den geliebten Daphnis. Unrettbar gewordene Schützlinge, wie z. B. Hektor, werden schmachvoll aufgegeben, und Athene darf dann noch den Untergang der Priamiden mit Hilfe niederträchtiger Täuschung befördern. Dann hat sich noch in völlig historischer Zeit Pythia gegenüber den Vorwürfen des gestürzten Krösos dahin ausgesprochen: dem vorbestimmten Verhängnis zu entgehen, sei selbst für einen Gott unmöglich, und für Krösos habe Apollon bei den Schicksalsschwestern wenigstens das möglichste getan, um dessen Sturz zu verzögern.

Über die Moira des Menschenlebens sind bei Anlaß der Tragödie von Neueren sehr hohe Worte gemacht worden: Dieselbe sei eine sittliche Macht, welche die Widersprüche und Gegensätze in den menschlichen Dingen mit erhabener Gerechtigkeit ausgleiche, Freiheit und Notwendigkeit versöhne und dem anspruchsvollen Einzelwillen gegenüber das allgemeine Gesetz geltend mache. Von diesem allem haben die Griechen nichts gewußt. Daß sich auf der tragischen Szene das Schicksal mit dem Tun des Menschen verflicht, versteht sich von selbst, aber sittlich gespriesen oder verklärt hat man dieses Schicksal niemals. Es ist nichts anderes als eine von allem bewußten Willen unabhängige Notwendigkeit der Dinge, möge sie als vereinzelte Tatsache oder als ein Nexus vom Beginn der Welt an aufgefaßt sein, je nachdem Volk oder Weiterdenkende davon reden. Diese Moira ist keine Persönlichkeit, wohl aber ist sie eine absolute Macht, und Zeus ist keine — wenn er nicht durch einen späteren monotheistischen Aufschwung dazu umgebildet wird.

Die Götter sind nun für die Menschen wohl Geber der Gaben, die man hiefür zu erbitten hofft, allein sie sind nicht Abwender des Schicksals. Freilich vor der furchtbaren erkannten Wahrheit flüchten weiche Gemüter immer wieder zu den Altären und zuletzt sogar zu den Beschwörern; man hofft, bei bestimmtem Anlaß die einzelne Fachgottheit oder irgendein göttliches Wesen so zu stimmen, daß sogar dem Schicksal Einhalt getan werde. Allein dies sind nur sehr erklärliche Inkonsequenzen. — Daß nach einem schon alten Sprachgebrauch das Schicksal selber oft Dämon heißt, verleiht ihm tatsächlich noch keine Persönlichkeit und keine Göttlichkeit.

Es ist zu vermuten, daß ursprünglich mit der Moira nur das Geburtsschicksal und das Todesschicksal des einzelnen Menschen gemeint war, letzteres sogar nur in bezug auf Zeit und Stunde; dann erst möchte hinzugekommen sein Ursache und Art des Todes, und erst bei weiterer Entwicklung des Denkens das ganze Schicksal

des einzelnen von der Geburt an, ja auch sein Handeln, bis endlich der ganze Lauf der Welt überhaupt als vom Schicksal gegeben betrachtet wurde, freilich nur soweit, als jedesmal die Konsequenz reichte. In der Volksanschauung ist der menschliche Wille bald mehr frei, bald mehr gebunden, wobei außer dem Schicksal auch Einwirkungen und Eingebungen von Göttern und Dämonen vorausgesetzt werden. Indes haben die Griechen sich nie einen Augenblick besonnen, jeden für sein Tun verantwortlich zu machen und darnach zu behandeln. Der klassische Ausdruck hiefür ist die bekannte Anekdote vom diebischen Sklaven, welcher geltend machen wollte, ihm sei vom Schicksal bestimmt gewesen zu stehlen, und zum Bescheide erhielt: ja, aber auch Schläge zu bekommen! — Das Strafrecht mag sich umwandeln in ein Straffatum. Die Tragödie spricht dasselbe auf ihre Weise aus: Klytämnestra, vom Sohn mit dem Tode bedroht, sagt über ihren Gattenmord: die Moira hat es so verhängt! — aber Orestes antwortet: die Moira bereitete auch diese deine Tötung! — Doch wissen die Dichter, daß sich auch etwa der verbrecherische Wille für das Schicksal ausgibt.

In einer großen Reihe von Schattierungen zeigt sich nun die Herrschaft der Moira über das Erdenleben teils rein, teils durch Göttereinmischungen bedingt. Die allgemeinere Voraussetzung ist das erstere. In der Argonautenfahrt (bei Apollodor) ist alles einzelne vorbestimmt (χρεών), so z. B., daß entweder Harpyien oder Boreaden untergehen müssen, daß die Symplegadenfelsen stillestehen, sobald das erste Schiff glücklich hindurchgefahren usw. Den Mauern des früheren Ilion war bestimmt, dereinst im Feuer unterzugehen, wenn ein Sterblicher daran mitbaue, weshalb denn die göttlichen Bauleute Poseidon und Apollon sich den Äakos beigesellen. Auch Orakel, wo sie bei solchen Anlässen vorkommen, künden eigentlich den Willen des Schicksals, nicht den der Götter, und wenn Apollon „des Zeus untrüglichen Ratschluß" ausspricht, so ist dies, wenigstens für die Zeit des Epos, nicht viel mehr als eine wertlose Redensart, indem die damalige wirkliche Hilflosigkeit des Zeus vor dem Schicksal viel zu gut bekannt ist. Auch wird merkwürdigerweise im homerischen Hymnus auf Apollon zweimal (V. 252 und 292) nur der Ratschluß genannt und Zeus weggelassen. — Von den Schicksalsbescheiden des Orakels von Delphi sind die meisten konditionell, und zwar in so dunkler Weise, daß ihr Sinn erst nach der Erfüllung klar wird, nachdem der Gewarnte das Verderbliche dennoch getan hat; mag es nun auch ein Gott sein, welcher spricht, so gleichen solche Sprüche doch eher einem bloßen Schicksal.

Der konsequenten Ansicht zufolge können die Götter nicht töten, nur verwandeln, und dies kann eine Strafe oder Rache, aber auch eine Gunst und Rettung sein. In einer unvergleichlich merkwürdigen Sage (u. a. bei Apollodor) ist Zeus gerade stark genug, um dem Schicksale, welches sich wegen zweier Tiere völlig verfahren

hat, aus der Verlegenheit zu helfen: dem thebanischen Fuchs war vorherbestimmt, daß ihn niemand fangen könne, dem Hunde des Atheners Kephalos aber, daß er alles fange, was er verfolge, und als der Hund den Fuchs verfolgte, verwandelte Zeus beide in Stein. Ferner können die Götter den Entscheid geben helfen, wenn vom Schicksal bestimmt ist, daß von zweien eines sterbe: Apollon verhandelt mit den Moiren, damit der dem Tode verfallene Admetos jemand statt seiner stellen dürfe, und die Gemahlin weiht sich für ihn dem Tode, wobei einbedungen wird, daß nun Admetos noch ebensolange zu leben habe, wie sein bisheriges Leben gedauert hat. Den reinsten Ausdruck der echten Ansicht gewährt dann die Erzählung von der Waage des Zeus im achten Gesang der Ilias, wo gegenüber vom Treiben der Götter das Schicksal überhaupt entschieden als Gebieter hingestellt wird; der einzige Vorteil des Zeus ist, daß er es mit seiner Waage erkunden kann; in ihre Schalen legt er zwei Todeslose, sieht zu, welche sinkt — es ist die der Achäer — und muß dann diesem Entscheid u. a. durch ein besonderes Wunder (eine Schwefelflamme gegen den Wagen Diomeds und Nestors) Nachachtung verschaffen. Sodann vermögen die Götter das, was — ohne ihr Zutun — verhängt und bestimmt, wohl aber ihnen bekannt ist, den Menschen voraus zu verkünden (προσημαίνειν) durch Vorzeichen aller Art, wobei die Sterblichen, gerade wie bei der Orakelbefragung, nicht hoffen, das Schicksal zu bestimmen, sondern nur es zu erfahren wünschen, wenn auch nicht ohne den geheimen oder unbewußten Vorbehalt, sich irgendwie darauf einzurichten.

Die Hauptfrage, welche sich unabweislich aufdrängt, wird sein: wie es gekommen, daß Götter von so zweifelhafter Macht und Vollkommenheit sich bei einem zu jeglichem Räsonnement aufgelegten Volke, wie das griechische, so lange und so mächtig haben behaupten können.

Vorläufig darf man antworten: Die große Kraft dieser Religion lag offenbar in der Natur und Massenhaftigkeit ihres Kultus, welcher eine objektive Macht im Leben und eine Sitte war; derselbe hatte überdies allmählich fast alle Lebensfreude in seinen Dienst genommen, zugleich aber war er in seinen vornehmsten Verrichtungen eine Sache der unerbittlichen Polis geworden und schon damit gegen Neuerungen gefeit. Sodann durfte auch, wer gar nichts glaubte, den Wahn des Volkes fürchten, welches jegliches Landesunglück auf vernachlässigten Götterdienst zurückzuführen pflegte. Den festen Unterbau von allem bildete aber der Hauskultus, die ursprüngliche Grundlage und ewig neue Quelle des öffentlichen, und dieser lebte bis in die späteste Zeit mit einer außerordentlichen Kraft und Fülle weiter. Endlich würden die Griechen mit einer lehrenden Religion schon frühe Streit angefangen haben, die ihrige aber war lauter Dienst, lehrte nichts und war deshalb auch nicht

zu widerlegen. Noch in der Zeit ihres Unterganges sagt es ein Christ: Deorum cultus non habet sapientiam, quia nihil ibi discitur, quod proficiat ad mores excolendos vitamque formandam; nec habet inquisitionem aliquam veritatis, sed tantummodo ritum colendi, qui ministerio corporis constat. So konnte auch eine stürmisch demokratische Polis mit ihrer Religion nicht in Konflikt kommen, und vollends stritten sich beide nicht um den Schulunterricht.

Wenn nun die große Erscheinung nach ihren einzelnen Seiten betrachtet werden soll, so möchte am ehesten mit jenem Grundgefühl anzuheben sein, wonach alle Andacht ein Besitz derer war, welche sie stifteten und übten. Diese Religion besteht im Grunde aus lauter einzelnen Kulten, welche ihre Besitzer haben; was aber als Eigentum aufgefaßt wird, pflegt man anders zu schätzen und zu verteidigen als etwa bloße „Einrichtungen", welche mit der Zeit als Last gelten und beliebiger Veränderung und Abschaffung unterliegen können. Wie gerne hätte man den Gesetzen und Verfassungsartikeln (νόμοι) ein ebensolches Gefühl zu Schutz und Unterlage verschaffen mögen! Allein diese fielen einer schrankenlosen Neuerung anheim. Mit den Göttern war es anders. Man besaß sie und ihren Kult wie ein ausschließliches Recht, auch alle Ortsmythen waren ein Reichtum für die betreffende Stadt oder Gegend, und gegenüber von diesem Gefühl waren alle Aufklärer und Götterleugner einfach lächerlich. Es verstand sich z. B. keineswegs von selbst, daß — abgesehen vor großen Orakelstätten und Festorten — der Grieche in einer anderen Griechenstadt an einem Gottesdienst teilnehmen, ja auch nur den betreffenden Tempel betreten durfte. Folgerichtigerweise fand man es dann auch völlig in der Ordnung, daß auswärtige Bevölkerungsschichten, die man in den Staatsverband aufgenommen, wie z. B. die Gephyräer in Attika, ihren eigenen Kult griechischer Götter behielten, und ebenso, daß die Sklaven ihren fremden Göttern ihre Andacht erwiesen, welche ja auch deren Eigentum sein mochten. Roh gebliebene, in üblen Ruf gekommene Splitter alter Griechenstämme, zu welchen man sich sonst nicht mehr gerne bekannte, leben doch weiter, wenn ihnen ein alter Götterdienst am Herzen liegt; die Dryoper im messenischen Asine waren stolz darauf, Dryoper zu sein, weil sie noch ihren vom Parnaß mitgebrachten Apollskult samt Weihen und Wandersagen besaßen. Auch die Opfer, Feste und Weihen der Frauen wurden ohne Zweifel aufgefaßt als etwas, das ihnen eigen gehöre. Vollends aber war der ganze Hauskult ein heiliger Besitz der Familie, an welchem teilnehmen zu dürfen der Gastfreund oder der Schützling als edles Geschenk empfand; und hier gab es dann noch ein ganz Geheimes, welches, wie ein sorglich zurückgehaltenes Erbkleinod, der Vater nur dem ältesten Sohn, die Mutter der Tochter mitteilte, und bisweilen erst in der Stunde des Todes. Und alles dies war nicht durch Psephismen oder geistliche Synoden zustande gekommen, son-

dern uralte, lebendig weitergewachsene Überzeugung und Sitte und als solche völlig selbstverständlich.

Diese Religion gehörte vor allem nicht den Priestern, und es war eine Hauptursache ihrer Kraft und Dauer, daß es keinen Priesterstand und kein Priestertum gab, indem der Grieche und die Griechin von uralten Zeiten her selber höchst eifrige Opferer waren. Wo man den Homer irgend aufschlägt, opfern die Helden selbst und haben dabei alle erdenkliche Übung. Wie bezeichnend ist es sodann, daß in der heroischen Zeit die Reinigung von begangenem Totschlag nicht durch Priester, auch nicht einmal durch die Seher, von welchen sonst die Fürsten beraten wurden, auch nicht bei Heiligtümern und Orakeln, sondern durch einen Helden und König geschieht, dessen Gastlichkeit der Täter angerufen hat. Im Hause selbst hatte vielleicht der griechische Götterdienst überhaupt seinen Anfang genommen, geübt am Herd, vom Haupt der Familie, mit höchster Regelmäßigkeit, daher man denn in der Folge, wenn Altäre und Tempel der allgemeinen Gottheiten entstanden, um Einzelpriester nicht verlegen war; „Priestertum war Sache jedes Mannes", denn jeder Grieche war von Haus aus gewöhnt, Heiligtümer zu verwalten oder verwalten zu sehen. Leicht und einfach erklärt sich sogar die Entstehung erblicher Priestertümer an einzelnen Tempeln, und dieselben sind ja nicht als Reste einer alten Priesterkaste aufzufassen; das Vorbild, der Hauskult, war von selber erblich, und nun traf der griechische Glaube an Erblichkeit von Fähigkeiten etwa zusammen mit der Tatsache, daß diese oder jene Familie in ihrem Hauskult besonders fähig, eifrig und glücklich war. Eine solche konnte einer ganzen Einwohnerschaft eine Wohltat erweisen, indem sie — allmählich oder auf einmal — gestattete, daß an ihrem Gottesdienst jedermann teilnahm. Wenn aber die Stadt einem solchen Hause auch einen von ihr selbst neu gestifteten Dienst einer größeren Gottheit auf alle Zeiten übertrug, so war dies im Grunde nicht schwieriger als eine jährliche oder sonst periodische oder der Lebenszeit entsprechende Einzelernennung.

Es wird der jetzigen Zeit nicht ganz leicht, sich Priester vorzustellen, welche mit Erbauung einer „Gemeinde", mit Predigen, Lehren und Jugendunterricht nichts zu tun haben, sondern nur Opferer sind. An einzelnen Heiligtümern hatte es solche wohl seit uralter Zeit gegeben, wenn der überlieferte Ritus eine besondere Übung verlangte, ohne Zweifel auch an Orakelstätten, aber häufiger wurden sie wahrscheinlich erst, als die Polis, teils schon bei ihrer Gründung, teils allmählich eine Anzahl von Tempeln stiftete. Die Regelmäßigkeit des Dienstes erforderte einen besonders damit betrauten Menschen; man hatte Priester, weil man den Kultus besaß, und nicht umgekehrt; geeignet aber war im Grunde jeder dazu, welcher schon in seinem Hause richtig zu opfern und zu beten wußte. Wohl meldete der Mythus von der besonderen Betkraft eines

Begnadeten, wie Äakos, und später bildeten sich die Athener ein, Pythia habe einmal bei einer Kalamität das athenische Volk in corpore beauftragt, Gebete und Gelübde für alle Hellenen und Barbaren emporzusenden, allein im ganzen genügte das richtig vollzogene Ritual, und der Priester gehörte außer seinen Verrichtungen dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben an. Er hatte etwa einen Ehrenplatz im Theater und in der Volksversammlung, genoß aber durchaus keinen weiteren Respekt als den, welchen die Vorbedingung seiner Stelle, nämlich die Unbescholtenheit und seine persönliche Würde, mit sich brachte. Nur in Sizilien scheint ein etwas stärkerer Akzent auf dem Amte gelegen zu haben.

Bei der Bestellung der Priestertümer kam, wo nicht die Erblichkeit Gebrauch war, besonders die Volkswahl vor; eine Konsequenz der äußersten Demokratie war es bereits, wenn auch Verlosung eintrat, und in den Zeiten des Verfalls wird sogar Verkauf, und zwar im Wege der Versteigerung, beklagt. Dies geschah nicht, weil die Priestertümer irgendwie gewinnbringend geworden wären, sondern der munizipale Ehrgeiz, welchem andere Wege verschlossen waren, hatte sich darauf geworfen; auch eine andere späte Unsitte, die Vereinigung mehrerer Priestertümer in einer Hand, hatte die nämliche Quelle. Manche Priestertümer wurden von alters her — je nach dem Brauch eines Tempels — nur auf Zeit verliehen, bisweilen an junge Knaben oder Mädchen, oder mit bestimmten Verpflichtungen, wie Ehelosigkeit u. dgl. Bei Kulten der Angst wird es auch mit dem Priestertum ängstlicher genommen worden sein.

In der echt griechischen Zeit war man nur Priester eines bestimmten Tempels, einer Gottheit, und jeder Tempel hatte nur einen Priester, eine Priesterin, zum großen Unterschied von jenen Priesterscharen der ägyptischen und orientalischen Heiligtümer. Für die Verwaltung des Tempels und seines Besitzes und für Besorgung der Feste waren Beamte, und für die äußerlichen Dienste die genügenden Gehilfen, Opferdiener, Küster usw. angestellt. Was es aber bei den Griechen nie gab, waren Priester schlechthin, deren Dasein dem Volke völlig unverständlich gewesen wäre.

Jeder Priester hatte nur mit seinem Tempel zu tun und war für das Ganze der Religion weder verantwortlich noch zu irgendeinem Handeln befähigt. In einer gewiß schon tempelreichen Stadt, wie Athen am Schluß des 7. Jahrhunderts, war man denn auch mit allem geistlichen Trost am Ende, als der an Kylons Anhängern begangene Mordfrevel nicht nur schwere Wirren, sondern auch alle Schrecken des Aberglaubens geweckt hatte, und gespenstische Gestalten herumgingen; die Opferschauer (μάντεις) wußten nur auszusagen, es walteten noch Flüche, welche der Reinigung bedürften; von den eigentlichen Priestern ist gar nicht die Rede. Nun berief man (wie es heißt, auf einen Wink von Delphi) aus Kreta den Weihemeister Epimenides, welcher durch Anordnung neuer Kulte

und Vereinfachung anderer, zumal der bisher sehr maßlosen Totenklagen, sowie durch Reinigungszeremonien verschiedener Art die Stadt beruhigte und einträchtig machte. Epimenides aber war kein Priester irgendwelches Gottes, sondern selber ein halbgöttliches Wesen und galt als Sohn einer Nymphe, als (vielleicht letzter) Kuret, als von den Göttern geliebt.

Oberpriester lernte Herodot (II, 37) in Ägypten kennen; in Griechenland kam zuerst Plato auf den Gedanken, indem er einen solchen ἀρχιερεύς postulierte als Präsidenten des aus lauter Priestern des Apollon und Helios bestehenden Oberkontrollkollegiums, womit er seine Utopie (im Buche „von den Gesetzen") beglücken wollte. Wo in der wirklichen Polis scheinbar etwas der Art vorkommt, handelt es sich nur um einen obersten Staatsbeamten, welcher, wie früher der König, die feierlichen allgemeinen Opfer für das Volk vollzieht, und nicht um einen obersten Geistlichen.

Die Priester sind hier gar nichts als Bürger einer Stadt, welche damit betraut sind, jeder an seinem Tempel die Opfergaben in Empfang zu nehmen und die Bitten der Andächtigen, unter Umständen der ganzen Bevölkerung, den Göttern nach richtigem Ritual zu übermachen. Sie sind weit entfernt, einen Klerus ihrer Stadt zu bilden und brauchen untereinander nicht im mindesten zusammenzuhängen. Sehr selten sind die Fälle, da sie in corpore auftreten, so z. B. wenn Priester und Priesterinnen einer Stadt entboten werden, um besonders kräftige politische Verfluchungen auszurufen. Eine mutige Priesterin hat sich dessen einmal geweigert. Da alle einmal gestiftete Andacht ein Besitz der Stiftenden ist, mochte es die Polis oder irgendeine Vereinigung oder ein einzelner sein, und da alle öffentliche Dotation und private Beschenkung dem Kultus und seiner Ausstattung, nicht aber den Priestern gilt, so ist für letztere durchaus kein Anlaß zu korporativer Vereinigung vorhanden, und zu einer Priesterschaft finden sich nirgends auch nur die Ansätze. Wenn sich irgendwo eine solche hätte bilden können, so wäre es z. B. in Olympia gewesen; statt dessen ist hier einfach den Eliern der laufende Kult überlassen, und da wechseln unter angesehenen Bürgern und Beamten (welche selber nur Jahresbeamte sind) allmonatlich die Verpflichtungen; der ganze Rest ist mehr oder weniger feierliches Küstertum bis auf den „Holzsklaven", der gegen bestimmte Taxen das Holz zu den Opfern lieferte, und den Nachkommen des Fischers aus Eretria, welcher das im Meer untergegangene Schulterblatt des Pelops wiedergefunden hatte; dieselben waren jetzt als Wächter der Reliquien bestellt.

Vollends aber wäre die Entstehung eines gesamtgriechischen Klerus, einer Hierarchie undenkbar gewesen, schon wegen der Natur der Polis. Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß letztere schon für sich an ihre Bürger Anforderungen stellte, wie sie etwa eine sehr fanatische Religion ihren Gläubigen zumutet,

und daß die stärksten Gefühle überhaupt nicht für die Götter, sondern für das öffentliche Wesen in Anspruch genommen wurden. Nun enthielt die Polis außerdem durch ihre Tempel und Kulte den größeren Teil dessen, was man sonst Kirche nennt, in sich und hatte damit ein eifersüchtiges Besitzrecht auf die Religion ihrer Bürger. Bei der Abschließung von Polis gegen Polis würde daher jeder Zusammenhang von Priestern mit Priestern anderer Städte tatsächlich als Hochverrat gegolten oder doch den stärksten Verdacht dieser Art erregt haben. Die Religion, welche in anderen Gegenden der Weltgeschichte, im Katholizismus, im Islam, Völker der weitesten Ferne miteinander irgendwie verbindet, hielt die Griechen im Gegenteil getrennt, nicht nur weil jede Stadt ihre besonderen Riten samt Festen und im Zusammenhang damit ihren besonderen Kalender hatte, sondern weil die örtliche Andacht auf das stärkste in den Dienst des Staates, d. h. eines in der Regel mit allen Nachbarn verfeindeten Wesens, geraten war. Alle Religion ist hier in erster Linie auf Schutz und Rettung des betreffenden Gemeinwesens verpflichtet. Allerdings war sie die des ganzen Griechenvolkes und dessen gemeinsame Hervorbringung, und die großen nationalen Feste mit ihren Wettspielen und die großen Orakelstätten hielten dies Bewußtsein aufrecht. Aber so wie die Polis den Gedanken des Gesamtvolkes weit überragte, so genossen auch die Götter weit die größte und ernsteste Verehrung als Schützer des einzelnen Staates. Von der jeweiligen großen Ortsgottheit verstand sich dies von selbst; über Athen hielt Pallas Athene die Hände, und schon die Kinder lernten singen „Pallas, gewaltige Städtezerstörerin", auch wurden in die Schlachten Götterbilder (das heißt die Götter selbst) samt einem tragbaren Herd mitgenommen. Aber aller Götterdienst einer Polis überhaupt galt zunächst ihrer Rettung und Sicherheit, und die Götter waren vor allem Nothelfer, dabei jedoch eifersüchtige Wesen. Da man sich das nämliche Bild von den Göttern anderer Städte machte, scheute man sich öfter nicht, bei Zerstörung derselben auch die Tempel und die Bilder der nämlichen Götter zu vernichten, die man daheim verehrte, indem vorausgesetzt wurde, daß man die kräftigste Hilfe der Gegner mit zerstöre. In solchen Fällen wurde angenommen, die Götter hätten die feindliche Stadt vor der Einnahme verlassen, und sie hierzu zu vermögen, war eines der Mittel der Kriegführung. Man lenkte sie zu diesem Zwecke beizeiten durch Opfer zu sich herüber, wie Solon mit den Heroen von Salamis tat, oder man raubte aus einer belagerten Stadt heimlich ihre Bilder, was offenbar der Sinn des Mythus vom Raube des trojanischen Palladiums ist, oder man rief sie auch offen um Erlaubnis zur Einnahme an. So zweifelhaft es mit der wirklichen Hilfe der Götter, mit dem Erhören der Gebete aussah, so volkstümlich war und blieb der Glaube an ein enges Verhältnis zwischen einer Stadt und ihren Göttern. Gottlosigkeit in

Worten war wohlfeil, und ruchlose Späße liefen gewiß auf allen Gassen herum, aber einen wirklichen Angriff auf Götter und Kultus des Ortes übten nur Tempelräuber.

Bei all diesem gehen die Priester nur als Werkzeuge mit. Sie sind, jeder für sich genommen, in hohem Grade entbehrlich, und der einzelne Bürger konnte sogar sehr fromm sein, ohne einen Priester zu kennen oder einen Tempel zu betreten, oder an einer Mysterienweihe teilzunehmen; ihm mochte sein Hauskult und die Teilnahme an solchen öffentlichen Opfern genügen, welche von Staatsbeamten vollzogen wurden. Neben dem Auslauf des Kultus in Opferschmaus und Agonenschau verschwinden die Priester vollends.

Selber Besitzer von Land und Leuten im Sinne der Herrschaft ist ein Kultus bei den Griechen nie geworden mit Ausnahme des kleinen Tempelstaates von Delphi, welchem damit eine heilige Neutralität gesichert werden sollte. Wohl hatte sich einst in der mythischen Zeit Melampus für sich und seinen Bruder von den Argivern zwei Dritteile des Landes ausbedungen als Lohn für die Heilung ihrer rasend gewordenen Frauen, allein er bekam das Gebiet nicht als Priester, sondern als Heilzauberer, und die betreffende Dynastie erlosch schon in den nächsten Generationen wieder. Wenn dann Tempel, wie der der Hera Lakinia am Golf von Tarent oder der des Sonnengottes im illyrischen Apollonia, bedeutende Striche von Grund und Boden besaßen, so waren dies nur übergroße Dotationen für das Unterbringen mächtiger Herden heiliger Tiere. Solche Bezirke hatten ihre mythischen Urbilder in den „waldschattigen Bergen, wo die unsterblichen Rinder der seligen Götter ihre Gehöfte haben und auf den unberührten köstlichen Wiesen weiden".

Die einst vorhandene Meinung von einem mächtigen Priestertum der griechischen Urzeit bedarf heute keiner Widerlegung mehr. Ein solches müßte doch im Mythus und im Epos seine Spuren hinterlassen haben, die epischen Helden und Könige aber werden nicht von Priestern, sondern von Sehern beraten, welche etwa die Opferzeichen deuten sowie den Vögelflug und andere Vorzeichen, aber mit keinem Tempeldienst zu tun haben. Dasjenige priesterliche Personal aber, welches damals wirklich in einiger Anzahl vorhanden gewesen sein muß, nämlich das der früher in ziemlicher Menge vorhandenen Orakelstätten, tritt nirgends aus dem Dunkel hervor und kann in keinem Falle eine Gesamtheit gebildet haben. Zu einem mächtigen Priestertum würde auch eine — wenigstens ursprünglich einmal vorhandene — staatliche Einheit des Volkes gehören, und diese ist unverträglich schon mit der geographischen Gestaltung Griechenlands. Große Priestermacht mit Alleinbesitz des heiligen und profanen Wissens und Abschluß der Kaste entspricht nur größeren Reichen; dort mochte sie walten, verbündet mit den Schrecken der Natur und des Menschenlebens und mit früher Versteinerung alles Symbolischen.

In Griechenland dagegen hat es, wie gesagt, niemals Priester schlechthin und also auch keinen Priesterstand und kein Priestertum gegeben; daher denn auch keine allgültige Theologie, kein geistliches Gesamtwissen und keine heiligen Schriften im Sinne des Orients. Die ganze Religion verrät ein laienhaftes Entstehen und Heranwachsen.

Dem Kultus liegt die allgemeine Absicht zugrunde, die Götter sich geneigt zu erhalten, indem man sie mindestens fürchtete; ihre älteste Gestalt war sehr schreckhaft gewesen, und noch das Wort eines Römers: Primus in orbe deos fecit timor (bei Petronius) behält seine Wahrheit; aus derselben Spätzeit, da die Schönheit der göttlichen Gestalten und Mythen die Menschen nicht mehr recht ergriff und tröstete, stammt auch eine wichtige Schrift des Plutarch, aus welcher erhellt, wie die Furcht das Alleinige war, das zuletzt bei vielen übrigblieb. Die Philosophie hatte inzwischen positiv in Verklärung des Gottesbegriffes, negativ in Atheismus und epikureischer Lehre von Götteruntätigkeit sich ergangen, und beim Volke war es, als ob sie nie dagewesen wäre. Wohl erhofft man in der ganzen griechischen Zeit von den Göttern auch Gutes und hält sie für Geber der Gaben: die Besseren betrachten sie auch hie und da als Schutzherren des Sittlichen; es war immer eine Religion, aber eine schwache, so groß auch ihre materielle Stärke war.

Das regelmäßige Opfer der Griechen mag wohl für den Gebrauch unserer Betrachtung, wenn wir die Umstände genau erfahren, in Bitt-, Dank- und Sühnopfer usw. geschieden werden, sein eigentlicher Ursprung und Sinn aber liegt in Zeiten, in welche keine Ahnung mehr hinaufreicht. Schon das Wort εὐχή umfaßt jegliches Gebet, dann den Wunsch und das Bittopfer, nach Umständen aber auch das Gelübde, d. h. das Versprechen eines weiteren Opfers oder eines Anathems; letzteres ist im Grunde die bleibende Gestalt eines Opfers, welche die Gottheit dauernd an den Opfernden erinnern soll. Was waren aber jene kleinen Tierfiguren aus Erz oder aus Ton, welche man massenhaft an Opferstätten zu finden pflegt? Gaben von Ärmeren, welche kein Tieropfer vermochten und dem guten Willen durch ein Symbol genügten? Oder Anatheme des Dankes? Oder nur Sinnesbilder vorläufiger Opfergelübde? Überall in der Vergangenheit trifft man auf Dinge, welche nur deshalb unerklärt bleiben, weil sie sich zu ihrer Zeit völlig von selbst verstanden und wie alles Alltägliche zu keiner Aufzeichnung Anlaß gaben.

Vor allem wurde es mit dem Ritus sehr genau genommen, und in jeder Beziehung, sowohl was die Formeln als was Opfergegenstand, Zeit und Ort betraf; waltete ja doch beim Hauskultus, welcher die Grundlage von allem war und blieb, der heiligste Eifer. Abgesehen von den Jahresfesten mit dramatischen Begehungen und von den geheimen Weihen, blieb zunächst für den regelmäßigen

Tempeldienst ein Ritual übrig, je nach dem Brauche des einzelnen Heiligtums, und Priester oder Priesterin hatten sich dasselbe genau anzueignen. Das Wörtliche davon ist uns nicht überliefert, wenn aber in den sogenannten orphischen Hymnen noch eine alte Grundlage und hie und da ein alter Bestandteil weiterlebt, und wenn der siebente homerische Hymnus (auf Ares) mit hierhergezogen werden darf, so waren es Reihen von Anrufungen, teils von adjektivischer Art, teils Erinnerungen an den betreffenden Mythus, welche an die Gottheit gerichtet wurden; an dies schloß sich dann die besondere Bitte an. Die feierliche Genauigkeit des ganzen Opferaktes entsprach, wie gesagt, weniger der Hoffnung auf Gewährung der Bitten als der Sorge vor dem Unwillen der Götter bei lässigem oder völlig eingestelltem Dienst, und irgendwie glaubte man doch an ihre Gegenwart. Daher das „εὐφημεῖν" der übrigen Anwesenden, welches sowohl das andächtige Schweigen als das Aussprechen von bloß Gutes bedeutenden Worten in sich begreift; auf ein lästerliches oder unglückliches Wort hin, welches jemand hören ließ, begann man lieber das Opfer von neuem. War ja doch schon im täglichen Gespräch die Vermeidung eines bedenklichen Wortes nicht bloß ein Gesetz des Anstandes; vielmehr fürchtete man dasselbe als Vorbedeutung eines schlimmen Ereignisses, ja als Kraft, welche ein solches herbeizöge.

Daß dem Opfer im allgemeinen irgendeine Zwangsmacht auf die Götter zugetraut worden sei, ist für die rein griechische Zeit unmöglich anzunehmen; die tausendmalige Nichterhörung der Wünsche mußte hierüber jedermann ins Klare setzen, auch wäre die Furcht vor einer Rache der Götter für solche Zumutungen beim Volke wohl zu groß gewesen. Doch gibt es hier Übergänge, welche zu beachten sind. Zunächst wagte man etwas mehr als sonst bei Elementargöttern, und jener Kult der Winde zu Titane, von welchem Pausanias berichtet, war ein wirklicher Götterzwang, und an die Stelle des Rituals tritt die Beschwörung (ἐπῳδή), wobei man noch glaubte, die Formel stamme von der großen Zauberin Medea. Außerdem aber wird sich auch bei den großen Göttern an deren Menschlichkeit die Anschauung von einer stärkeren Bestimmbarkeit geknüpft haben, und in drohenden, wichtigen Augenblicken mochten Anrufung und Gelübde einen Ausdruck annehmen, der von der Absicht eines Zwanges nicht mehr sehr ferne war. Das Stieropfer der sieben Helden vor Theben, wobei sie, die Hände getränkt mit dem Blute des Opfertieres, die Kriegsgötter rufen und das Gelübde aussprechen, Untergang zu bringen oder zu erdulden, setzt mindestens voraus, daß diese furchtbaren Götter sie hören müssen, mit Willen oder nicht. Jene seltenen hochfeierlichen Offenbarungen von Geheimnissen, welche durch ein Stieropfer vor dem „Zeus des Gehöftes" jemandem abverlangt werden, sind wohl nur ein Zwang auf Menschen, setzen aber doch schon eine magische Kraft eines

Hochzeit des Dionysos und der Ariadne, Vase
Neapel, Nationalmuseum

Poseidon

Dionysos

Apollo von Paramythia

Hermes

Bronzen. London, Britisches Museum

bestimmten Rituals voraus. Bei Anlässen solcher Art kann sich eine Symbolik entwickeln, welcher zu folgen wir außerstande sind. In Syrakus konnte ein sogenannter „großer Eid" im unterirdischen Heiligtum der Demeter und der Kore abgelegt werden, wobei der Schwörende das Purpurgewand der Demeter anlegte und ihre Fackel in die Hand nahm! Außerordentlichen Menschen, Sühnpriestern (Katharten), wie Epimenides, traute man eine Macht zu, welche man sich als eine stärkere Wirkung auf die von ihnen angerufenen Götter verbildlicht haben wird, nur verschwimmen solche Persönlichkeiten mit all ihrem Tun ins Fabelhafte. Das gewöhnliche Volk hat jedenfalls von Götterzwang nichts gewußt, während ihm sonst so mancherlei Zauber, namentlich in verzweifelter Liebe, sehr geläufig war. Götterzwang ist nur in Verbindung zu denken mit einem besonderen, schwierigen, auch furchtbaren Ritual, und der gewöhnliche Grieche war sich bewußt, daß er ein solches nicht besaß; der gewöhnliche Priester aber wird sich vor so etwas gescheut haben.

Im stillen jedoch schlich ein solcher Glaube schon zur rein griechischen Zeit allerdings herum und einmal, sogar auf der tragischen Szene, tönt es laut durch, daß man durch bestimmte Opfer selbst den Apollon in Delphi nötigen könnte, seine eigene Schmach zu bezeugen, doch sei auf solchem Gewinn kein Segen. Es war gut, daß im ganzen Homer nur ein Gott wie Proteus dem Zwang unterlegen war, und dies nur in der anmutigen Erzählung des Menelaos. Unsere Bewunderung für den epischen Gesang sowohl als für dessen Zuhörer würde überhaupt noch steigen, wenn wir ermessen könnten, wieviel Grelles, Schreckliches, Wüstes, das noch in den Anschauungen vorhanden gewesen sein muß, vermieden und ausgeschlossen wurde, und dieses stille Eingeständnis zwischen dem Aöden und dem lauschenden Volk kann zum Edelsten der ganzen hellenischen Frühzeit gehört haben. Was bei Homer den Göttern nachgesagt wird, das lesen wir. Allein wir wissen nicht, was es den Sänger kostete, damit ihnen die schrecklichste Schmach, die Abhängigkeit vom menschlichen Beschwörungszwang, erspart blieb.

Zur Zeit der Zerrüttung Griechenlands lernt man dann, u. a. aus Plato, allerdings Beschwörer kennen, welche sich jedoch nicht an die olympischen, sondern an geheime Götter (σλύιοι θεοί usw.) wenden und offenbar nicht dem Volk, sondern geängstigten Vornehmen, auch wohl Stadtbehörden ihre Dienste widmen; dieser Art waren besonders die völlig Verdorbenen unter den sogenannten Orpheotelesten, Karikaturen der früheren großen Sühnpriester. Als man auch in betreff der Mysterien so weit war, daß angstvolle Geheimweihen für kräftiger galten als selbst die Eleusinien, als der Aberglaube des Orients in den griechischen einzumünden begann, wird die Beschwörung geheimer Götter nie mehr ganz aufgehört haben, doch bleiben im eigentlichen Griechenland Spuren dieser Art selten, und das Volk war der Sache dauernd fremd.

Erst in der Kaiserzeit wurde die sogenannte Theurgie mächtig, welche sich prinzipiell des Umganges auch mit den großen Göttern rühmte und sie herbeirufen zu können glaubte. Am Eingang dieser Epoche, zur Zeit Hadrians, wird vor uns das Traumbuch des Artemidor aufgeschlagen, welches uns so viele Wünsche und Meinungen damaliger Menschen offenbart. Der Verfasser gibt u. a. zu, daß von den Göttern durch Weihrauch und Aussprechen geheimer Namen Träume als Offenbarungen für Angelegenheiten des Augenblicks erlangt werden könnten, allein er warnt vor solchen Zeremonien und weist auf bloßes Gebet hin: „Es wäre ja lächerlich, wenn rechte Leute, von denen man etwas mit Zwang oder Gewalt begehrt, nichts gewähren, den freundlich Bittenden dagegen gefällig sind, Götter aber Zwangsbegehren erhören müßten. Nachdem dir aber das Schauen (ἰδεῖν, nämlich die Traumwahrnehmung nicht der Götter, sondern der Lösung jener Angelegenheiten) gewährt worden, dann opfere und danke und lache derer, die den Göttern Gesetze vorschreiben wollen."

Wer will endlich genau sagen, wo schon vor alters die geheime oder halb zugestandene Absicht des Götterzwanges anfing oder aufhörte bei besonders kostbaren oder schrecklichen Opfern? Das Versenken edler Rosse in die Flut, mochte es das Meer oder ein Fluß sein, könnte hierher gehören, vor allem aber das Menschenopfer, welches den Mythus mit seinen Schrecken erfüllt, bekanntlich aber auch in der historischen Zeit bisweilen vorkommt. Es ist eine Art von Tausch (do ut des), welcher der Gottheit vorgeschlagen wird und sie gewissermaßen binden soll. Der Untergang, welcher von ihrer Seite einer Vielheit, ja einer ganzen Bevölkerung droht, wird auf ein einziges Haupt abgeleitet; der Zorn der Gottheit, welcher sich durch schweres allgemeines Unglück irgendwelcher Art kundgegeben hat, soll ihr gleichsam abgekauft werden, indem ein kostbares Leben geopfert wird; bei Stadtgründungen glaubt man auf diese Weise schon vorläufig den Götterneid abzuwenden. Andere Tötungen mögen gestorbenen Menschen zu Ehren geschehen: Am Scheiterhaufen des Patroklos werden zwölf gefangene troische Jünglinge geschlachtet, offenbar, damit sie demselben im Jenseits zum Geleite dienen, nicht zu gedenken des freiwilligen Mitsterbens von Gattinnen und ganzen Gefolgschaften bei anderen alten Völkern. — Das echte Menschenopfer aber ist das einer bestimmten Gottheit dargebrachte, und bei der furchtbaren Persönlichkeit der ältesten Götter könnte es ziemlich häufig gewesen sein. Um so jammervoller, wenn es etwa umsonst geschehen war! Dem Aristodemos sagte hernach der Seher, er habe seine Tochter getötet, nicht geopfert. Hier ist der ganze Hergang, wie ihn Pausanias berichtet, wild altertümlich über die Maßen; leider hat aber die hellenische Polis später in der gebildetsten Zeit ihre wichtigsten Bürger oft in großer Zahl, nur in ganz anderer Manier aufgeopfert, woneben die Tötung aller

Männer bei Eroberung anderer Griechenstädte in den Kauf geht. Scheinheiligerweise verwies der spätere Grieche die Menschenopfer freilich an den taurischen, kolchischen und ägyptischen Strand, als eine Übung von Barbaren.

Wenn dann aber in Rom bei Entfesselung aller Leidenschaften gegen Ende der Republik das Menschenopfer in greulichster Gestalt wieder auftritt, wenn über den Eingeweiden geschlachteter Knaben Gelübde geleistet werden u. dgl., wie bei Catilina und Vatinius, so geht dies hoffentlich die griechische Religion nichts mehr an und auch den angeblichen Pythagoreismus des Vatinius nicht. Die römischen Gladiatorenkämpfe aber, gegen welche Griechenland einen dauernden Abscheu behielt, waren aus Etrurien gekommen, zuerst als Leichenfeier vornehmer Verstorbener. Daß sie hierauf, ins Massenhafte ausgebildet, das größte Volksvergnügen werden konnten, bleibt als ewige Schmach auf Rom liegen.

Von den Örtlichkeiten und Gebäuden des Kultus soll hier nur das Allgemeine berührt werden. Eine Religion wie die griechische konnte von den frühesten Zeiten an ihre Andacht an jede bevorzugte Stelle knüpfen, wo man sich irgendeiner Gottheit näher fühlte; und wo einmal auf Berghöhen, bei mächtigen Bäumen und Quellen, in Grotten geopfert worden war, mochte sich leicht eine dauerde Opferstätte bilden und allmählich reicheren Schmuck gewinnen. Das Ursprüngliche und Unentbehrliche ist der Altar (βωμός); denn Opfer hat es jederzeit gegeben, und noch spät, vor vollständigen Tempeln, mochte der oft gewaltig große Brandopferaltar im Grunde als die Hauptsache gelten. Auch auf steilen Berggipfeln fanden sich Altäre des Zeus und anderer Götter; hie und da scheint auch eine Felsstirn zum (gewiß riesigen) Thron ausgemeißelt gewesen zu sein, oder man hielt die Naturgestalt der Klippe für einen Thron — welcher Gottheit? Das konnte in ehrfürchtigem Dunkel bleiben. An Wasserbecken, welche für unergründlich tief galten, mochten sich seit uralter Zeit Sagen und Weihen knüpfen.

Der eigentliche Tempel als ναός, Wohnung des Gottes, ist nicht notwendig das Früheste gewesen; alte Heiligtümer heißen vorzugsweise (u. a. bei Strabo) Orakelstätten, μαντεῖα, in welchen vielleicht die Gottheit auf andere Weise anwesend gedacht wurde als in einem Bilde; auch der Bau wird sich der jedesmaligen Ortsbedingung, welches z. B. eine Erdspalte sein konnte, angeschlossen und wesentlich den Charakter einer sicheren Einfassung getragen haben. Wo aber ein Kultbild im Tempel wohnte, glaubte man in demselben irgendwie die Gottheit gegenwärtig, wenn auch ein klarer Ausspruch hierüber nicht zu erwarten ist. Als die Kunst zwar längst menschliche und göttliche Gebilde in Menge geschaffen hatte, aber noch nicht imstande war, auch nur annähernd ein Kultbild hervorzubringen, das der bereits vorhandenen Schönheit der Götteranschauung entsprochen hätte, vertrat etwa ein Steinblock, eine

Pyramide, ein Pfeiler die Gottheit und man würde sehr unrecht tun, wenn man diese einfachen Gebilde für bloße Fetische hielte. Als aber eine vollendete Kunst die Götter schuf und das Volk und am besten der Künstler selbst die irdische Entstehung des Bildes kannte, war es eben doch die Gottheit, und das Schikanieren über diesen Widerspruch mochte man in der späteren Zeit den Spöttern und den Kirchenvätern überlassen.

Für den Urtypus des eigentlichen Tempels glauben wir den Peripteros halten zu müssen: Die verhältnismäßig kleine, langgestreckte Zella mit Hallen ringsum, ursprünglich völlig von Holz ausgeführt in einer Zeit, da Hellas noch ein waldreiches Land und die Kunst des Steinmetzen noch selten sein mochte. Durch irgendeine uns unbekannte religiöse Hebung wird diese Gestalt für alle Griechen zur normalen geworden sein; nachher in Stein umgedeutet, wurde sie die Mutter aller Nebenformen nach der Seite der Vereinfachung wie der Bereicherung. Gestiftet wurde etwa eine Mehrzahl von Tempeln zugleich, bei der Gründung einer Stadt; andere kamen mit der Zeit hinzu, auf Gelübde der Gefahr, auf Kalamitäten, auf Orakelbescheide hin; irgendeine Vollständigkeit in betreff der Zahl, so daß man z. B. Tempel für alle olympischen Götter errichtet hätte, wurde nicht erstrebt, und die größten Städte haben dieselbe schwerlich aufzuweisen gehabt, während sie recht wohl mehrere Tempel einer und derselben Gottheit, nur mit verschiedenen Beinamen, besitzen mochten, wie denn z. B. Sparta sechs Artemistempel hatte. Wenn man später aller Götter gedenken und keinen übergehen wollte, wurden Pantheen erbaut; immerhin kannte Pausanias auch solche, die man für „alt" hielt.

Die bisweilen sehr große Zahl der Heiligtümer in einer Stadt wie z. B. Sparta läßt schließen, daß weit die meisten derselben Privatstiftungen gewesen; auch darf man sich viele davon als klein und mäßig ausgestattet vorstellen. Die Stiftung war verhältnismäßig leicht, da es sich nur um einen Raum für das Bild mit einem Altar davor im Freien handelte, ohne Priester und wohl beinahe ohne Dotation, etwa mit bescheidenen Festen der betreffenden Gottheit zu gewissen Zeiten des Jahres. Ferner war die Wahl der Gottheit eine freie, von keiner geistlichen Behörde eingegebene; Konon nach seinem Seesiege bei Knidos stiftete im Piräus einen Tempel der Aphrodite, weil die Knidier besonders diese Göttin verehrten, d. h. man wählte etwa die Schutzgottheit derjenigen Gegend, wo man Glück und Erfolg gehabt hatte. Am Altar des Eros beim Eingang in die Akademie von Athen rühmte sich inschriftlich der Stifter Charmos, er zuerst von allen Athenern habe diesem Gotte einen Altar gesetzt; den Altar des Anteros (des Rachedämons unglücklich Liebender) dagegen hatten mitten in der Stadt die Metöken (Einsassen) setzen dürfen, und fortan verehrten sie den Anteros, d. h. dieser Kult galt als unangefochtenes Eigentum ihres Standes.

Die Ausstattung der Tempel war in jeder Beziehung sehr verschieden und reichte hie und da bis zu sehr reicher Dotation an Grundbesitz, Renten und Bedienung. In sehr alter Zeit sandten Bevölkerungen sogar „Erstlinge", d. h. Menschenquoten als Geschenk an große Heiligtümer, wie z. B. (laut Aristoteles) die Kreter nach Delphi. Eine nicht seltene Art von Schenkung waren unter anderem einmalige sowohl als fortlaufende Zehnten von gewissen Einnahmen und Gewinsten, als Gelübde von Poleis sowohl als von reichen und andächtigen Kaufleuten. Zu den festen Renten konnte jede Art von Nutzbarkeiten gehören und wäre es auch die an einen Tempel geschenkte Fischereipacht in bestimmten Gewässern gewesen.

Oft war der Bau umgeben von einem geweihten Bezirk (περίβολος), welcher mächtige, durch kräftige Verwünschungen geschützte Bäume, Hallen, Nebenbauten für Priester und Tempelsklaven, auch für Schutzflehende enthielt. Das Asylrecht für letztere und die Asylpflicht des Tempels wurde sachlich und örtlich in ungleicher Ausdehnung verstanden, so daß es für das bloße Innere des Heiligtums oder auch für den Brandopferaltar oder für den ganzen Peribolos oder sogar, als durch wollene Schnüre mitteilbar, für alle galt, die sich daran hielten. Die verfolgende Macht von draußen konnte durch Aushungerung den Tod des Flüchtlings oder seine endliche Übergabe erzielen; einen eigentlichen Einbruch scheute man auch, als sonst die Polis jede andere Scheu abgelegt hatte. Häufig mißbrauchten gewöhnliche Verbrecher, auch böse Schuldner das Asyl; nachdem Antonius das Asylrecht des ephesischen Artemisions gar zu weit, bis an die Anfänge der Stadt ausgedehnt hatte, mußte Augustus dies wieder aufheben, weil die Verbrecher in der Stadt Meister zu werden drohten.

Außer den oft materiell sehr kostbaren Götterbildern und Weihgeschenken beherbergte mancher Tempel auch anvertraute Gelder, welche gegen gewisse Bedingungen ausgeliehen wurden und hie und da selbst zu Bankgeschäften Anlaß geben konnten; ferner war die heilige Stätte ein Archiv für öffentliche und private Urkunden. Nun wirkte zwar für die Sicherheit gegen Raub eine starke Superstition; dem Tempelräuber folgten die schwersten göttlichen Strafen, oder man dichtete ihm solche wenigstens an, und in menschlichen Strafen erreichte man das Äußerste. Das Haupt einer Bande, die sich einst an den Anathemen von Olympia und an einem Artemistempel vergriffen, wurde ein volles Jahr hindurch gefoltert und über jeden einzelnen Mitgenossen verhört und starb darauf. Allein in dem ruchlosen 4. Jahrhundert wagte ein Tyrann wie der ältere Dionysios, außer jedem Eingriff in den Besitz der Menschen, auch die Beraubung von Tempeln nahe und ferne, und der „Heilige Krieg", in welchem die phokischen Usurpatoren von Delphi die Schätze Apollons an ihre Söldner ausgaben, gewöhnte die Welt an eine Gedankenverbindung von Söldnertum und Tempelraub über-

haupt. Wir dürfen uns wohl darüber wundern, daß Pausanias noch unter den Antoninen so vieles von kostbarem Stoff in den Tempeln vorgefunden hat nach allem, was über Griechenland ergangen war.

Außer den Tempeln mit regelmäßigem Kultus gab es mit der Zeit noch eine unglaubliche Menge von Heiligtümern (ἱερά) bis ins Kleinere und Kleinste, zum Teil zufällige, persönliche Stiftungen, welche etwa auf Traumgesichte hin erfolgt waren, in den Städten wie auf dem Lande bei den Bauern und Hirten. Sie waren der öffentlichen Pietät anvertraut, wie heute noch die Feldkapellen; hie und da besaß ein solches Heiligtum eine Stiftung zum Unterhalt und zu regelmäßigen Opfern, wie das der Artemis auf dem Landgute des Xenophon zu Skillus, sonst waren sie wohl der Andacht der Umwohnenden und Vorübergehenden überlassen bei einem Volke, da jedermann ein Opferer war.

Fragt man zunächst nach dem gewöhnlichen Dienste der einzelnen Tempel, so scheint ein solcher stattgefunden zu haben, sobald jemand kam, um dem Priester ein Anliegen an die betreffende Gottheit zu melden und zugleich eine Gabe für das Opfer zu überbringen; was sonst der Priester rein von sich aus etwa täglich vollzog, ist nicht bekannt. Der euripideische Ion, welcher (V. 82 ff.) sich so eifrig um seinen Tempel bemüht, ist kein Priester, sondern Tempeldiener und Schatzhüter, und sein Heiligtum ist nicht eines wie viele andere, sondern das von Delphi. Wenden wir uns jedoch zu den Festen, so zeigt es sich, daß größere Städte mit solchen auf das reichlichste versehen waren, und daß vor allem Athen einen Festkalender besaß, welcher neben dem römischen — wie ihn Ovid in seinen Fasti besungen hat — in betreff der Masse schwerlich zurückstand.

Zunächst hatten die meisten Tempel, vorzüglich die der besonderen Schutzgottheiten einer Polis, ihre größeren Jahresfeste oder sonstigen periodischen Feiern, und an diese knüpften sich, wo man es irgend vermochte, nicht nur große Aufzüge und Bewirtungen, sondern auch musische und gymnastische Kampfspiele, deren Pausanias selbst in kleineren Städten noch eine ganze Anzahl am Leben gefunden hat. Diese waren das Späteste, wie sie vielleicht das Älteste gewesen waren; erst eine genauere Vergleichung mit den Sitten anderer Völker bis in die Urzeiten wird klarmachen können, welchen Polytheismen sie wesentlich eigen sind und in welchem Grade und Sinne der Ausbildung. Bei den Griechen brachte sie offenbar jede größere und feierlichere Vereinigung von selbst hervor, nicht nur die bei größeren Opfern, sondern auch bei vornehmen Bestattungen, wie die des Patroklos und die des Amphidamas zu Chalkis; damals hat Hesiod nach seiner eigenen Aussage den Dichterpreis gewonnen, jenen Dreifuß, den er dann den helikonischen Musen weihte. Das leibliche und geistige Sichmessen stellt sich im Leben der Griechen ein, sobald ihrer viele bei größerem Anlaß beisammen

sind. In der Folge wiederholt sich dieser Wettkampf in immer größeren Verhältnissen, er wird zum festlichen Wetteifer von Stadt zu Stadt, und das Vorbild der inzwischen emporgekommenen großen Nationalfeste wirkt wieder auf die einzelnen Orte zurück.

Schon die Vorbereitungen auf das Tempelfest mochten die Bevölkerungen in Atem halten, nicht nur die Männer, welche sich für die Kampfspiele zu üben hatten, sondern auch die Frauen: Spartanerinnen wirkten alljährlich dem Apollon von Amyklä ein kostbares Gewand; sechzehn Elierinnen, jede aus einem der sechzehn Gaue des Landes, weihten alle vier Jahre der Hera einen Mantel, und berühmt ist der mit Historien gewirkte Peplos der Athene, welcher an den Panathenäen auf einem als Schiff gestalteten Wagen dahergefahren wurde.

Uralte Feste waren sodann gewiß diejenigen, welche sich auf die Jahreszeiten bezogen, namentlich auf Aussaat, Kornernte und Weinernte, bisweilen auf ganze Wochen ausgedehnt; auch auf dem Lande, wo sie so eifrig begangen wurden wie in den Städten, gingen sie gewöhnlich in Spiele aus. Weiter kamen Sühnfeste, hauptsächlich der chthonischen Gottheiten, mit Totenopfern, wie denn das Altertum mit solchen und anderen Reinigungszeremonien sehr freigebig gewesen ist. Sodann wurden mythische, historische, politische Erinnerungen, namentlich wichtige Siege mit Jahresfesten begangen, wie z. B. die mächtigen Opfer von Hyampolis zum Andenken an eine heldenmütige Verteidigung der Frauen von Phokis. Manches entstand im Laufe der Zeit von selbst, anderes wurde von Orakeln verordnet, und der Gott von Delphi hat oft und viel über die Verehrung seiner Mitgötter verfügt. Übertragungen von Kulten aus der Ferne, Entlehnungen von anderswo heilskräftig befundenen Götterdiensten (ἀφιδρύσεις) werden außer dem Bau eines Tempels und der Nachahmung des dortigen Götterbildes nicht nur das Ritual, sondern auch wohl die Feste des Vorbildes mit umfaßt haben. Außer diesen allgemeinen Begehungen feierten aber auch noch die einzelnen Bestandteile der Polis ihre Götter und Heroen mit besonderen Festen: die Demen, die Phylen, die Phratrien, die Geschlechtsverbände (γένη), überhaupt Korporationen jeder Art, so daß man sich wundern mag, wie für die festliche Vergnüglichkeit des Privatlebens noch Mittel und Stimmung übriggeblieben. Anderseits ging über die Polis hinaus das, was noch hie und da ganze Volksstämme und Gegenden ihren Schutzgottheiten an Feiern erwiesen.

Dieser Kultus aber war vor allem kurzweilig, wie es schon der Mythus war. Das Volk und besonders die Jugend waren hier voran, und von Kindheit an und auch bei den Ärmsten war der Götterdienst das Schönste, was es gab. Gesang, Musik und Tanz, soweit die Kunde davon reichte, enthielten ungeschieden die irdische Stimmung und die Feier göttlicher oder mythischer Gestalten. Im Verzeichnis der ältesten Volksgesänge findet sich eine Anzahl solcher

zum Preise der Götter. Dann erhob sich die feierliche Gestalt des Hymnus, des Päan, des Dithyrambus, und auch alle Hochzeitsgesänge und Totenklagen werden einen religiösen Gehalt nicht verleugnet haben, denn irgendeine allgemeinere Begehung ohne solchen ist überhaupt hier nicht denkbar. Der Chor (χορός) als Tanz, und von Gesang begleitet, war schon frühe so ausgebildet, wie es sich nur durch die regelmäßige Verbindung mit dem Götterdienst erklärt; schon Homer aber gibt einzelnen Städten den Beinamen: mit weitem, mit schönem Tanzplatz (εὐρύχορος, καλλίχορος). In den Bewegungen vieler Tänze lebte traditionell eine Pantomimik, welche Mythen darstellen sollte: Den Waffentanz der Kureten als Pfleger des Zeus, den Ausgang der geretteten Kinder aus dem Labyrinth und dergleichen, und Plato nimmt überhaupt an, die Nachahmung eines Herganges sei der Entstehungsgrund jeglichen Tanzes gewesen. Die tragischen Chöre der Sikyonier zu Ehren des Adrastos, dessen „Leiden" sie feierten, waren Tanzchöre, welche mimisch darstellten, was der Gesang klagend erzählte, und ähnlich war es wohl überall. Ganze Bevölkerungen waren, offenbar von Jugend an, auf Chorgesänge und Chortänze eingeübt; den gewaltigen populären Betrieb beider noch in später Zeit lehrt uns eine umständliche Aussage des Polybios kennen, und zwar für das damalige Arkadien, wo neben dem sehr Vervollkommneten auch das Urtümliche seine Stelle behauptet haben muß. Das ganze Griechenvolk überhaupt aber war von Jugend auf musikalisch und tanzliebend und auch gegenüber von allen Virtuosen ein geborenes Volk von Kennern. Und von all diesem Tun und Können war der Götterdienst weit der Hauptinhalt, oder dasselbe hatte sich wenigstens nur in der engen Verbindung mit diesem entwickelt. Mit einer selbstverständlichen Leichtigkeit wußte jeder bei den Festen einzustehen, wo und wie man ihn brauchte, und auch das Hauptopfer selbst hätte ja mancher vollziehen können. Für alles Symbolische hatte man Empfänglichkeit, und wo man es nicht selber verstand, wird man es doch dem anderen gegönnt und keinen Anstoß daran genommen haben.

Den Anfang jedes Festes machte der Aufzug, die Prozession, πομπή. Sie findet sich irgendwie bei allen alten Völkern, auch bei denjenigen der gelben Rasse, und es bedurfte für die Griechen gewiß nicht der Kunde von Ägypten und Assur, welche so massenhafte Abbildungen ihrer Opfer und Prozessionen hinterlassen haben. Zunächst waren gewiß so alt als die Polis die festlichen Umzüge mit Götterbildern, Heiligtümern und Opfertieren um die Feldmark oder um die Mauern einer Stadt zu bestimmten heiligen Zeiten. Der regelmäßigste Anlaß, damit sich ein Zug bilde, ist sodann das Herbeiführen der Opfertiere, das Herbeibringen von Gaben und Weihgeschenken zu einem Heiligtum; oder von einem Tempel geht ein Zug aus, um an einer anderen Stelle eine heilige Handlung, ein Opfer zu vollbringen und dann nach dem Tempel zurückzu-

kehren; oder eine Gottheit besucht eine andere, wobei ihr hölzernes Kultbild mitgetragen wird usw. Hier am ehesten wird, wenn das Bild zu schwer und zu groß war, ein Element in die Prozession mit aufgenommen worden sein, welches später zu einer Hauptsache werden konnte: der Wagen. Derselbe trug dann auch andere große Symbole, wie z. B. die der betreffenden Gottheit heiligen Pflanzen, so für Apollon einen Lorbeerbaum, endlich thronten oder standen auch wohl Priester oder Priesterin in der Tracht ihrer Gottheit auf dem Wagen, und mehr und mehr wird derselbe zum Zweck der besseren Sichtbarkeit angewandt und endlich zum Schaustück geworden sein. In der verschiedensten Weise erweiterte sich der Zug durch die Gehilfen des Kultus, die auserlesenen Diener und Dienerinnen, den Chor, dessen Gesang die Gottheit verherrlichte, die Kithar- und Flötenspieler, die Träger heiliger Geräte und Symbole in prächtigen Behältern oder Körben. Ein solcher Zug, welcher die weißen Opferrinder durch die mit Schattentüchern überdeckte Hauptgasse eines Städtchens unter Flötenklang und Jubelruf nach dem Haupttempel geleitete, konnte schon ein ganz beneidenswerter Anblick sein.

Inzwischen aber hatte Dionysos die griechische Nation zu einer Art von Aufzügen begeistert, welche das ganze Prozessionswesen in eine Art von Mitleidenschaft zog. Sein Schwarm (κῶμος, θίασος) vereinigte alle Schönheit und allen Mutwillen; als Geleit von Satyrn und Mänaden, ja zuletzt als Triumphzug des Siegers von Indien gedacht, nahm er von selber die bunteste Maskierung an und wurde ein Stück Karneval. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die ausgelassenen Possen, womit in der Folge das Festwesen auch der übrigen Götter behaftet war, sich vom dionysischen Thiasos aus verbreitet hatten; wenn dann solche Schwärme von Ort zu Ort auf Wagen fuhren, tönte von diesen im Chorgesang herab, was Spott und Hohn den Leuten eingaben. Und wenn Männer und Weiber einander dabei schandbar verhöhnten, wußte man in der Regel irgendeinen Vorgang aus uralter Mythenzeit dafür geltend zu machen; Medea und ihre Frauen, Jason und seine Genossen sollten es bereits so getrieben haben. Auch die Nachtfeste mit ihrer ganzen Freiheit gehörten vorwiegend dem Dionysos oder seiner Gevatterin, der Göttermutter. Ein äußerer Saum des Komischen und Burlesken setzte sich an die größten Zeremonien an.

Was aber die Prozession im ganzen doch oben hielt, muß der Wille der Polis gewesen sein, das große Fest der Stadtgottheit, in welcher die Polis sich eigentlich selber verehrte, mit größter Feierlichkeit zu begehen. Dieses Jahresfest der Hauptgottheit, ein Zug nach deren Tempel auf der Akropolis, war nach der Meinung der Bürger einer Stadt fast so alt wie die Stadt selber, wie schon das Beispiel von Athen zeigt. Daß man hie und da neben einem mäßigeren alljährlichen Fest die ganz große Feier etwa nur alle vier

Jahre abhielt, geschah wahrscheinlich wegen der Kampfspiele, welche sich darangehängt hatten, und diese bedurften einer längeren Zeit der Vorbereitung, weil sie mit den großen Nationalfesten in eine tatsächliche Konkurrenz geraten waren. Die großen Panathenäen von Athen waren mit Wettkämpfen verbunden, deren Ruhm sich bis zu den Etruskern verbreitete, so daß in halb Italien bemalte Vasen verfertigt wurden, als Nachahmungen der Ölkrüge, welche in Athen als Preise dienten, mit der Aufschrift: Wettpreis von Athen.

Am vierten Tage dieses gewaltigen Festes fand nun die berühmte Prozession statt, deren ursprünglicher Anlaß vielleicht der war, daß der Stadtgöttin auf der Akropolis ein neuer Mantel dargebracht werden mußte; jetzt wurde derselbe ausgespannt und, vollkommen sichtbar, auf einem Wagen gefahren, welcher die Gestalt eines Schiffes hatte; der Zug aber war eine Vorführung des besten lebendigen Besitzes der Stadt, zum Teil gewiß Auserlesene: es waren Reiter, Bewaffnete mit Schild und Speer; die Sieger der soeben vollendeten Wettkämpfe; schöne Jungfrauen als Dienerinnen der Göttin, welche die verschiedenen zum Kultus gehörenden Behälter und Gefäße trugen; ehrwürdige Greise mit Ölzweigen; bekränzte Jünglinge, zum Teil wieder als Träger von Opfergeräten; Flöten- und Kitharspieler. Auch die Opfertiere werden von den ausgewähltesten und prächtig geschmückt gewesen sein. Von dieser Auswahl hat dann Phidias noch eine überaus freie Auswahl getroffen für seinen parthenonischen Fries. Ein ähnlicher edler Sinn kann auch in den großen Festzügen anderer Städte gewaltet haben, und vielleicht auf dieses Vorbild hin, denn die Panathenäen zogen einen Besuch aus der ganzen griechischen Welt herbei. Man verließ sich überall bei den Griechen auf den Anblick der Rasse, welche mit der physischen Schönheit den Ausdruck des Geistes verband, auf die Anmut von Gang und Bewegung bei einem Personal, welches von keiner schweren Arbeit wußte, auf die edle Bekränzung des Hauptes, auf welche die neuere Welt so fast vollständig verzichtet hat.

Beschreibungen von Festzügen sind sehr wenige erhalten, wie dies von allem für die Zeitgenossen Selbstverständlichen und Allbekannten gilt, und von der sehr genau geschilderten korinthischen Isisprozession bei Apulejus machen wir keinen Gebrauch, schon weil es sich hier um einen Fremdkultus in später Kaiserzeit handelt.

Außer dem öffentlichen Götterdienst gab es viele geheime oder doch der Allgemeinheit bis zu irgendeinem Grade entzogene Begehungen, über deren Hergang und Bedeutung man sich schwerlich je ganz wird einigen können. Jedenfalls aber sind sie so verschiedener Natur gewesen, daß die üblichen allgemeinen Namen Weihen, Mysterien nichts mehr zur Erklärung beitragen konnten.

Vorweg sind hier auszuscheiden die trieterischen, d. h. in jedes zweite Jahr fallenden Feiern des Dionysos, welche vorläufig schon erwähnt worden sind. Ein Rätsel auf alle Zeiten, bei dessen Anblick

es einstweilen gerade noch erlaubt sein mag, auf einen möglichen Weg zur Deutung hinzuweisen.

Es wird dabei auszugehen sein von einer physiologischen Tatsache, welche in zahlreichen Einzelbeispielen von der mythischen bis tief in die historische Zeit vorliegt: von dem zeitweiligen epidemischen Rasen (μαίνεσθαι) weiblicher Bevölkerungen in Griechenland. Nachdem Jahrtausende der Bändigung über das Menschengeschlecht ergangen sind, können wir nicht verlangen, solche Zustände zu verstehen, werden aber auch nicht leugnen, daß sie dagewesen sein müssen. Wahnsinn wird im Altertum über einzelne oder viele verhängt von verschiedenen Gottheiten, nur ist derselbe meist eine furchtbare Strafe, hier dagegen die höchste Wonne; man rast „einem Gotte". Ein heftiger, anfangs wohl noch mit der Schrecklichkeit der Götter zusammenhängender Kultus kann nun die Ursache sein, welche den Ausbruch hervorbringt; jedenfalls aber wird man nicht an geflissentliche Stiftung in bestimmter Zeit denken können, wo es sich so sichtbar um Pathologisches handelt. Das Ansteckende eines als gottesdienstlich geltenden Taumels liegt auf der Hand und meldet sich in allen urtümlichen Religionen; noch die St.-Veits- und St.-Johannis-Tänze unseres Mittelalters sind vielleicht Nachklänge alter heidnischer Götterfeste gewesen. Bei den Griechen mußte es nun vor allem der gewaltsame, von Kleinasien her verstärkte Schwarm des Dionysos sein, welcher das weibliche Wesen in Aufregung brachte; der Mittelpunkt des ganzen Treibens aber war jene Feier des leidenden Gottes, in welchem die vom Sommer versengte oder vom Winter getötete und dann von neuem auflebende Pflanzenwelt versinnbildlicht gewesen sein mag. Da erhob sich dann neben und aus dem allgemeinen und öffentlichen Klagen und Jubeln der vielleicht recht furchtbare Ruf ekstatischer Frauen: Zur Sammlung!

Von irgendwie regelrecht erteilten Weihen kann hier nicht die Rede gewesen sein, der Prozeß ist von elementarer Natur; es scheint genügt zu haben, daß man alle zwei Jahre an die Epiphanie des Gottes unter den Menschen glaubte. Da haben weibliche Bevölkerungen, von deren geistigem Zustand wir uns keinen Begriff machen können, alles, was sie umgab, vergessen oder in ihre Phantasie umgesetzt. Es ist nicht bekannt, wie groß unter den Frauen einer Gegend die Quote der Empfänglichen und Mitgerissenen war, welche sich plötzlich als Thyiaden oder Rasende (Mänaden), in Makedonien und Thrakien als Klodonen und Mimallonen zusammentaten; vielleicht war ihnen auf einmal, als riefe sie jemand. Und nun wichen sie auf mehrere Tage in die Gebirge, und zwar mitten im Winter, opferten, tanzten, tobten, hantierten mit Schlangen und schwärmten — des Nachts mit geschwungenen Fackeln — zu Ehren des nunmehr als „Zagreus" benannten Dionysos. Sie glaubten einen Stier zu zerreißen, dessen Fleisch sie roh genossen haben sollen, und es

bleibt ungewiß, ob dies eine wilde Darstellung vom „Leiden" des Gottes selbst war; nach anderen Sagen wurde Dionysos von den Giganten oder auch von den Titanen zerrissen. Dann suchten die Mänaden den Gott wieder, aber umsonst; sein Wiederaufleben erfolgte erst, indem er als ein Kind in der Getreideschwinge, als Dionysos Liknites aufgefunden und geweckt wurde. Von den Männern waren die Mänaden über diese Zeit getrennt, und jene mochten währenddessen ihren besonderen Lärm machen, wie er in einem prachtvoll tosenden Fragment aus den „Edonen" des Äschylos geschildert wird.

Jahrhunderte hindurch nahm das griechische Volk einen periodischen Hergang wie diesen, welchen die moderne Gesellschaft nie dulden würde, als selbstverständlich an. Man wußte, was auf den Bergen weit und breit, namentlich auf dem Kithäron, dem Taygetos und dem Gipfel des Parnaß vorging und ließ es als etwas Heiliges gewähren; Delphi samt seinem Gebirge gehörte ja zur Winterszeit überhaupt dem Dionysos und nicht dem Apollon, und oben über den Wolken rasten die Weiber „beiden Göttern". In der mythischen Zeit einmal hatte der Heilkünstler Melampus zu helfen gewußt durch einen Gegenschwarm von Jünglingen, welcher mit Lärm und Tanz die rasenden argivischen Mädchen und Weiber von dannen scheuchte; sonst blieb die Sache auf sich beruhen. Und dies ganze Wesen, statt zu beliebiger Zeit loszubrechen, hielt seine zweijährigen Termine ein, wahrscheinlich, weil es des großen trieterischen Festes in den Städten bedurfte, um den Frauenschwarm zum heiligen Wahnsinn und zum Auszug zu bringen.

Mit der Zeit wurden ihrer gewiß weniger, und unter den Kaisern scheint nur noch der Parnaß regelmäßig von solchen Scharen besucht worden zu sein. Für die attischen Thyiaden gab es damals noch unterwegs zwischen Athen und Delphi Tanzstationen, wo sie vorläufig ihre heiligen Reigen übten, bis sie, angelangt, mit Delphierinnen vereinigt ihre große Feier vollziehen konnten. Zu Plutarchs Zeit mußte man bisweilen den auf der Höhe in Sturm und Schnee verlorenen Thyiaden von Delphi aus Leute zu Hilfe schicken. Aber Ehrfurcht genossen sie wohl noch immer, und ihr Stand war ein Stand der Gnade. Prellers Ansicht: „die geistig und sittlich zurückgesetzten Frauen seien solcher Entartung des religiösen Gefühls am leichtesten bloßgestellt gewesen", mag unserer jetzigen Denkweise entsprechen, ist aber der griechischen Anschauung völlig fremd. Wenn es im allgemeinen ein Glück und eine Ehre für die Griechinnen war, daß sie bis in die Spätzeit eine Fülle besonderer unabhängiger Gottesdienste behaupteten, so wird man diese wilden Feiern nicht als eine Entartung, sondern als eine noch ungebändigte Urgestalt des religiösen Empfindens mitnehmen müssen. Zur Zeit des Heiligen Krieges, im 4. Jahrhundert, als Delphi in den Händen der phokischen Gewalthaber und ihrer Söldner war,

kam einst eine Schar von Thyiaden durch das nahe Amphissa und lagerte sich zum Schlafen auf der Agora. Damit ihnen nun von den Söldnern keine Ungebühr geschehe, kamen alle Einwohner und umstanden sie rings in weitem Kreise; den Erwachenden brachte man Pflege und Nahrung und gab ihnen nachher sicheres Geleit.

Aus der hohen Kunst aber (vielleicht u. a. aus Wiederholungen eines berühmten Gebildes des Skopas) lernen wir die Mänade kennen, leicht schreitend auf dem Vorderballen, als wäre sie beim Gehen in die Luft gehoben; dann freudig tanzend, auch erschöpft hinsinkend; andere Male ist es die sich in ekstatischem Taumel erschöpft Zurückwerfende, eine der heftigsten Bewegungen innerhalb des Schönen. Schon von den Giebeln des Tempels von Delphi gehörte nur der eine dem Apollon und den Seinigen, der andere enthielt Dionysos und die Thyiaden. In der Poesie ist uns das erstaunliche Drama des Euripides, die Bakchen, erhalten, und hier schauen wir, wie wonnevoll sich in der Phantasie der Mänaden selbst das Erlebte spiegelte, mochte auch der mythische Hergang, welcher hier den Anlaß bot, an sich noch so entsetzlich gewesen sein. Historisch beweist das Stück, daß die Zeitgenossen des Dichters das bakchische Rasen noch für etwas völlig Berechtigtes und Selbstverständliches hielten, denn um einer bloß ästhetischen oder antiqarischen Billigung entgegenzukommen, wäre die gewaltig feurige Dichtung nicht entstanden. Diese Verherrlichung einer für uns elementar erscheinenden Raserei durch ein ganzes Stück hindurch, unter mehrfacher Abweichung vom sonstigen Gebrauch der Tragödie, verrät eine allgemeine Denkweise.

Es ist für die Betrachtung wesentlich, diese ganze Erscheinung getrennt zu halten von allem, was sonst von dionysischem Treiben berichtet wird: Von den Feiern der mit Dionysos zusammenhängenden Göttermutter (Kybele), welche schon nicht völlig griechischer Art waren, von dem bald zu erwähnenden Dionysosdienst der Orphiker, und endlich von denjenigen Weihen, welche in einzelnen bestimmten Tempeln des Gottes begangen wurden. Der trieterische Taumel unterschied sich von den zwei letzteren Gattungen schon, indem er keine besondere, vorausgehende Weihe voraussetzte und an keine einzelne Örtlichkeit gebunden war.

Ebendies gilt auch von einem anderen, viel gemäßigteren Klagekult der Frauen, den Thesmophorien zu Ehren der Demeter. Auch diese waren über weite Gegenden von Hellas und Peloponnes, über Ionien und Sizilien verbreitet, doch ist einiges Nähere nur von der Begehung in Attika bekannt und auch hier die Hauptsache nicht. Von den fünf Tagen des Festes, die zum Teil mit etwas lärmenden Wallfahrten in der Umgegend von Athen hingingen, war der vierte der düstere, der des Fastens, und man wird kaum zweifeln dürfen, daß derselbe dem Mitmachen der „Leiden" der großen Fruchtgöttin gewidmet war. Herodot (II, 171) läßt diesen Dienst aus Ägypten

stammen, durch die Töchter des Danaos, und kommt darauf zu sprechen bei Anlaß ägyptischer Mysterien, von welchen noch weiter die Rede sein wird. So unwahrscheinlich dies bleibt, so wird man doch die allgemeine Möglichkeit einer Einwirkung von außen nicht völlig ablehnen können. Aufregungen der Frauen mochten wie durch Ansteckung sich von Land zu Land verbreiten, und wenn sie irgendwo in die Grenzen des Griechenlebens eingebrochen waren, tat die Nachahmung das übrige.

Von den Adonien der Griechinnen ist es sogar völlig gewiß, daß sie nur ein Wellenschlag einer großen Feier des ganzen vorderen Orients und besonders Phöniziens gewesen sind. Adonis war eine der verbreitetsten Gestalten jenes „leidenden Gottes" und wohl von Anfang an der Begleiter der Astarte, welche zur griechischen Aphrodite geworden war. In der griechischen Ausprägung seines Mythus bedeutet der todbringende Eber die Gluthitze des Sommers, welche alles Grün und alle Blüten hinwegrafft; die Adonisgärtlein, d. h. Gefäße mit schnell hervortreibenden Pflanzen (wie z. B. bei uns die Kresse), können die Hinfälligkeit dieser Vegetation oder auch das rasche Wiederemporschießen versinnbildlicht haben. Am ersten Tage beklagten die Frauen das „Verschwinden" des Gottes; da mögen in der ganzen Stadt jene Bildchen (εἴδωλα), von der Andeutung eines Grabes umgeben, aufgestellt gewesen sein, wobei sich die Frauen auf die Brust schlugen; der zweite Tag war der des „Wiederauffindens". Adonis muß sich zwischen den beiden Göttinnen, die seiner begehren, teilen und bringt die eine Hälfte des Jahres bei Aphrodite, die andere bei Persephone zu. Als er, beiläufig gesagt, das erstemal in die Unterwelt kam, wurde er gefragt, was das Herrlichste sei, das er auf Erden zurückgelassen, und antwortete als rechter Hirtenknabe: Sonne, Mond, Melonen und Äpfel.

Von diesen Seitenbildern der Trieterien kehren wir nochmals zur Hauptgestalt alles Weihewesens, zu Dionysos, zurück.

Man wird dem Altertum, wenn es den Gott der Naturfreude feierte, noch manches als religiöse Begehung zugestehen, was in anderen Zeiten nicht mehr als religiös und kaum mehr als erlaubt gegolten hat. Soweit die Dinge öffentlich vor sich gingen, auch bei den Nachtfeiern, wird immerhin noch ein gewisses Maß innegehalten worden sein; verdächtig aber waren offenbar schon dem Altertum die Geheimvereine, die sich in dieser ungehüteten Religion an den Dienst dieses Gottes anknüpften. Ob die bakchischen Konventikel (θίασοι), welche sich z. B. für Athen schon zur Zeit des Peloponnesischen Krieges nachweisen lassen, eine wirklich ernsthafte Weihe enthielten oder nicht vielmehr bedenklichen Genüssen, auch wohl Verabredungen und Verschwörungen dienten, ist nicht näher auszumitteln. Diejenigen, welche auf den Namen des Sabazios lauteten, einer asiatischen Seitengestalt des Dionysos, begingen die Erzeugung und Verherrlichung ihres Gottes heimlich und bei

Nacht zur Vermeidung des Ärgernisses. Solche im Dunkel schleichende Dienste mochten oft die Gestalt wechseln, bis die verrufenen italischen Bakchanalien daraus wurden, gegen welche (186 v. Chr.) der römische Senat mit aller Strenge einschreiten mußte.

Im Grunde hätte die römische Regierung eine Sache wie diese schon längst merken sollen, denn was in den letzten Jahren nur an Verbrechen vorgekommen war, stammte aus diesem Winkel; diese Jahre aber waren die der großen Siege über Karthago und die Könige Philipp und Antiochos gewesen mit ihrer Wandlung des ganzen römischen Horizonts. Währenddessen hatte sich in einen anfangs harmlosen Kult unter dem Schutz von Geheimfeiern ein Verbrecherklub einnisten können, welcher außer der wildesten Wollust Betrug aller Art, falsches Zeugnis, Fälschung von Testamenten und Mord übte und jeden unsicheren Genossen unter den furchtbarsten Drohungen festhielt oder beiseite schaffte. Von den Teilnehmern, welche man ermittelte (es sollen mehr als 7000 gewesen sein), wurden nun mehr als die Hälfte hingerichtet und Bakchanalien auf der ganzen Halbinsel verboten. Von diesem abscheuwürdigen Beispiel einer Fälschung des Religiösen kehren wir wieder nach Griechenland und in eine frühere Zeit zurück.

Wahre Geheimweihen erteilte jedenfalls die im 6. Jahrhundert vor Christus in Griechenland aufgekommene orphische Religion. Dieselbe hat scheinbar eine vornehme Verwandtschaft laut dem so rätselhaften Wort des Herodot (II, 81): „Man sagt: Orphische und bakchische Weihen, es sind aber ägyptische und pythagoreische" — und mit den beiden letzteren Religionen hatte die orphische wenigstens die Lehre von der Seelenwanderung gemein, welche damals, ohne Zweifel auf einen orientalischen Antrieb hin, in verschiedenen Strömungen durch die griechische Welt ging. Allein die orphische Religion begann gleich mit einem Falsum, indem sie sich gewaltsam an den größten mythischen Sänger heftete, und so viel hat sie wirklich erreicht, daß bei den Griechen später Orpheus als Urvater aller Weihen und Mysterien überhaupt galt. Dazu kam aber noch eine ganze, dem Orpheus zugeschriebene Literatur, beginnend mit Arbeiten des bekannten Fälschers Onomakritos, welcher vielleicht der Haupterfinder der ganzen Lehre war.

Immerhin ein höchst merkwürdiger Versuch, in die aus lauter Göttergestalten und Götterdiensten zusammengekommene griechische Andacht einzudringen mit einer lehrenden Religion, einem System. Natürlich mußte dasselbe zum Schein auch den Volksglauben teilweise in sich aufnehmen und sich als dessen wahre Deutung gebärden. Die Übung des orphischen Kultus kann keine Schwierigkeit gemacht haben, da jeder Grieche Opferer sein konnte; das Ungewohnte und wahrhaft Schwere begann damit, daß eine zusammenhängende Lehre vorgetragen und nicht bloß Andächtige, sondern Zuhörer und sogar fleißige Leser dafür gewonnen werden

mußten. Unter Eröffnung sehr großer Aussichten konnte indes auch dieses gelingen, nur fehlte offenbar von Anfang an die mächtige, ergreifende Persönlichkeit. Bei dem Zeitgenossen Pythagoras war die Metempsychose großartig, als öffentliche Lehre aufgetreten, in Verbindung mit echtem asketischem Leben und einer ausgedehnten wissenschaftlichen Beschäftigung; bei den Orphikern dagegen findet sie sich vermischt mit einer mehr scheinbar als wirklich tiefsinnigen Kosmogonie, mit sonderbaren Zeremonien und mit einem wahrscheinlich von Anfang an schwindelhaften, auf Ausbeutung gerichteten Betrieb. Der „Orpheotelest" wandte sich nämlich vorzugsweise an solche Gemüter, welche wegen des Schicksals nach dem Tode schwer beunruhigt waren, und hier konnte auch von Buße und deren praktischer Gestalt, nämlich von irgendeiner Askese, die Rede sein, während sonst das unbußfertige und pessimistische Griechenvolk der Meinung war, man habe es auf der Welt ohnehin schlecht genug. Der Kultus aber war wesentlich der des Dionysos in einer besonderen Auffassung, als eines Hauptgottes der Unterwelt, von welchem man jetzt Läuterung der Seelen und endliche Beseeligung hoffen sollte.

Hier ist nun in Kürze des hellenischen Jenseits zu gedenken, schon weil dasselbe in Beziehung steht zu einigen der weiterhin zu betrachtenden Mysterien. Der Verstorbene bedarf eigener Götter; die oberen, olympischen Götter wenden sich nämlich schon von dem Sterbenden und vollends von der Leiche ab, „auch wenn der Verstorbene ihnen sehr wert gewesen", und dies nicht etwa aus bloßer Herzlosigkeit, und weil sie überhaupt nicht weinen, sondern weil es ihnen „nicht ziemt", beim Tode von Sterblichen zugegen zu sein, oder weil sie „kein Recht" auf die Toten haben, welches einzig den „Göttern unten" zusteht; vollends handelt ein Mensch wie Kreon sehr übel, indem er den letzteren die Leiche des Polyneikes vorenthält. Im täglichen Leben drückte sich diese Überzeugung darin aus, daß z. B. Kranke, welche dem Tode nahe waren, schon nicht mehr in die Asklepiostempel zugelassen wurden.

Eine eigentliche Autorität in betreff der Fortdauer nach dem Tode gab es bei den Griechen nicht; der elfte Gesang der Odyssee mit dem bekannten Schattendasein unter der Obhut der Persephone mochte noch lange über Unzählige seine Herrschaft ausüben, und außerdem war gewiß auch noch die Meinung in Kraft vom Fortleben des Toten in seinem Grabe.

Nach dem Tode vor gnädige Götter treten zu können, war nun, je nach dem Glauben und je nach dem Grade von Furcht und Sorge, eine Sehnsucht vieler oder weniger, und zwar schließen sich diese Anschauungen und der Seelenwanderungsglaube nicht aus, indem die Götter ebensogut eine neue irdische Geburt der einzelnen Seele verfügen als deren endliches Schicksal sofort bestimmen können. Allein der Gedanke an Metempsychose ist den Griechen im ganzen

antipathisch gewesen und geblieben, trotz Pythagoras, Pindar, Empedokles und Plato. Bei ihrem so stark betonten Pessimismus war es ein schlechter Trost, sich angeblich von alten Sehern und Weihestiftern sagen zu lassen, man sei auf die Welt gekommen zur Strafe für das in einem früheren Leben begangene Böse; was aber die Zukunft nach dem Tode betraf, so mußte das weit vorwiegende Gefühl einen definitiven Schicksalsentscheid — welcher es auch war — allem weiteren „Kreislauf der Zeugung" vorziehen. Es bedurfte schon einer sublimen Ethik, um durch strenge Lebensführung den Übergang in ein bevorzugtes neues Wesen vorzubereiten.

Die Orphiker, zu welchen wir uns wieder zu wenden haben, übten und verordneten nun Askese — wieweit jedesmal mit innerem Ernst, mag unentschieden bleiben. Die Askese war wiederum etwas Ungriechisches wie die Metempsychose, und wo sich gleichwohl bei den Griechen das eine findet, wird auch das andere in der Nähe sein. Die Weihe, welche wie eine Aufnahme in einen Orden erfolgt sein mag, wird geheime Privatweihe gewesen sein, wie denn der ganze orphische Kultus, scheint es, nicht in Tempeln vollzogen wurde und nicht verbunden war mit Aufführungen eines Mythus (δρώμενα); sein chthonischer Dionysos ist eine ganz andere Gestalt als der brausende und tosende Gott der städtischen Feste. Mit dieser Askese und Weihe hing nun wenigstens stellenweise eine eigene orphische Denkart und Sitte zusammen. Manche hielten, wie oben gesagt, mit, aus peinigender Sorge wegen des Jenseits, hauptsächlich wohl um böser begangener Taten willen; bei anderen dagegen, freilich wohl nur bei einer kleinen Anzahl, scheint sich das völlig ungriechische Gefühl einer allgemein menschlichen Sündhaftigkeit ausgebildet zu haben, gegen welche der einzelne durch Frömmigkeit und Sittenstrenge ankämpfen könne.

Eine genau abgeschlossene orphische Disziplin ist schon deshalb nicht mehr auszumitteln, weil die Sekte es niemand wehren konnte, beliebige Geheimzeremonien, welche man Weihen nannte, ebenfalls an den Namen des Orpheus zu knüpfen, nicht mehr und nicht minder willkürlich, als sie ihrerseits tat. So gab sich z. B. der Pantheismus als orphisch, wenn er sich in das griechische Bewußtsein einzudrängen versuchte, aber auch jeder mit Geheimnis umgebene, sich priesterlich gebärdende Schwindel bezog sich gerne auf Orpheus. Doch scheint sich ein Stamm ernsthafter Orphiker behauptet zu haben, welcher sich in der Folge mit den späteren Pythagoreern verschmolz, bis endlich alle diese Richtungen in den Neuplatonismus einmündeten.

Der Staat, auch der attische, welcher mit Asebieprozessen rasch bei der Hand war, ließ Geheimdienste aller und auch dieser Art gewähren, sobald sie nicht als neue Verehrung fremder Götter eingeklagt werden konnten oder den Verdacht von Verbrechen wie Pharmakeia auf sich liegen hatten, ein Begriff, welcher Zauber und

Giftmischerei zusammen umfaßt. Auch bestand der Staat, d. h. die herrschende Schicht von Politikern, mit der Zeit selber zu sehr aus Leuten, welche es erwünscht fanden, „zu opfern und dabei nach Belieben Unrecht zu tun" — denn es hieß, mit Opfern, besänftigenden Gelübden und Geschenken seien Götter ja „herumzubringen", so daß sie die Ungerechten straflos ließen; wenn aber mit Strafen und Hades gedroht werde, so vermöchten ja Geheimweihen und lösende Götter (λύσιοι θεοί) so vieles! — Und so behaupteten sich (abgesehen von den anerkannten Geheimdiensten mancher Tempel, von welchen hernach die Rede sein soll) neben den Orpheotelesten auch Winkelweihen verschiedener Art. Ihr Hauptvorzug mochte darin bestehen, daß sie einer persönlichen Angst und Sorge entsprachen, und zwar in dem Augenblick, da man ihrer bedurfte, ja vielleicht, wenn es sein mußte, ohne andere Mitwisser als den Weihepriester. Im 4. Jahrhundert wagten sich in Athen Vereine solcher Geweihten in förmlichem Aufzug auf die Straße, wie es das Interesse der Reklame erheischen mochte.

Bevölkerungen, welche an riesige dionysische Schwärme und Nachtfeste gewöhnt waren, mochten solch einen Auftritt auf der Gasse übersehen, die Griechen wurden nicht nervös, wenn irgend etwas, das an eine Religion erinnerte, öffentlich im Kostüm auftrat. Abermals ein halbes Jahrhundert später finden wir bei Theophrast als einen in Athen kenntlichen Typus jenen „Abergläubigen" samt denjenigen Gattungen von Leuten, welche von ihm lebten: dem Vorzeichendeuter, dem Traumdeuter, dem Seher, dem Vogelschauer, endlich dem Orpheotelesten, von welchem er sich allmonatlich samt Familie weihen läßt. Hier sind wir schon in der Nähe der gewöhnlichen Lustrationen angelangt, welche in prophylaktischer Weise tagtäglich von Griechen und Römern vorgenommen wurden, um gegen irgend etwas Mißliches, und wäre es auch nur ein böser Blick, gefeit zu sein; der Weihekünstler wird die Leute mit keiner Lehre bemüht, sondern gegen ein Billiges seine Zeremonien vollzogen haben.

Bisher ist von ekstatischen oder asketischen Götterdiensten und Weihen die Rede gewesen, welche an keinen einzelnen Ort gebunden, sondern einer freien Ausbreitung fähig waren. Mit Samothrake betreten wir ein bestimmtes Heiligtum, dessen Weihen altberühmt, freilich aber in ihrem Wesen so dunkel und fraglich sind, wie die dortigen Götter, die Kabeiren. Nicht, daß es über diese Mysterien an Mythen und Sagen gefehlt hätte, welche sich ja überall massenhaft um alle heiligen Stätten Griechenlands spinnen, aber man erfuhr nichts Sicheres von Göttern und Weihen. Der Hauptgewinn den man davon zu haben glaubte, war Sicherheit in Seestürmen und anderen Gefahren, und von geretteten Seefahrern fand sich im Heiligtum eine Menge von Exvotos, seit den goldenen Schalen, welche einst von den dankbaren Argonauten hierher geweiht wor-

den waren. Es war ganz angemessen, daß man Fürstenkinder nach der Insel führte, damit sie künftig gegen Gefahren zur See gefeit sein möchten; hier haben Philipp und Olympias in früher Jugend ihre erste Bekanntschaft gemacht. Nachher haben Diadochen hier herrliche Bauten errichtet, auf demselben hochragenden Felseneiland, wo vor alters schon Kadmos die Weihen empfangen haben sollte vor jener berühmten Hochzeit mit Harmonia, welcher die großen Götter beiwohnten; und auch Iason, die Dioskuren, Herakles und Orpheus sollten hier die Weihen begehrt und erhalten haben. Das Ritual, welches gegen Schiffbruch sicherte, kann ein besonders feierliches und ergreifendes gewesen sein, denn es hieß, daß die Eingeweihten sich hernach frömmer, gerechter und in allen Beziehungen besser als nach ihrer bisherigen Weise erwiesen.

Was war es nun, das so spontan überall zu Geheimdiensten gestaltet werden konnte? Und woher kam das Ähnliche in diesen Begehungen, welches die Entstehung von gemeinsamen Begriffen und Namen (τελεταί, ὄργια, μυστήρια) möglich machte? Man wird kaum irregehen, wenn man anknüpft an die Jahresfeste und anderen Feiern der öffentlichen Kulte, deren Mittelpunkt außer dem Opfer ein heiliges Drama war, welches den Mythus der betreffenden Gottheit mimisch darstellte. Ist nun ein Teil hievon gleich von Anfang an heimlich gefeiert worden oder erst mit der Zeit ins Geheimnis getreten? Und dann aus welchem Grunde? Mit großem Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß die betreffenden Mythen in einer uralten Gestalt mögen vorgeführt worden sein, aus der Zeit, da das Epos noch nicht über Götter und Heroen seine Schönheit verbreitet hatte, und daß das Rauhe und Wunderliche — sowohl in der Gestalt als im Mythus der Gottheit — sich ins Innere des Heiligtums zurückgezogen haben kann, weil es nicht mehr ganz verständlich war. Das einmal Eingeführte abzuschaffen, lief jedoch gegen die griechische Art; man behielt es bei für eine beschränkte, durch besondere Einweihung abgegrenzte Zahl von Anwesenden, für welche diese Teilnahme sogar eher eine Pflicht als ein Vergnügen gewesen sein kann. Diese Zahl konnte bei der Kleinheit des Inneren der meisten Tempel keine sehr große sein. Glücklicherweise hat die deutsche Sprache für Hergang und Stimmung hier noch das gemeinsame Wort „Weihe"; von besonders heftiger Aufregung (wie bei den dionysischen Schwärmen) oder von stummer Betäubung wird wenigstens nichts gemeldet, und jede Erklärung durch Hypnose usw. wird man völlig aus dem Spiele lassen müssen.

Die wörtliche Mitteilung an die Mysten ist nirgends überliefert. Hie und da muß sie von einigem Umfang gewesen sein, indem man für nötig fand, sie schriftlich aufzubewahren. Im Demetertempel zu Pheneos lag die betreffende Schrift zwischen zwei großen Steinplatten verschlossen; bei den größeren Mysterien des Tempels

wurden dieselben geöffnet, die Schrift den Eingeweihten vorgelesen und des Nachts wieder eingeschlossen. Wahrscheinlich glaubte man, nur so die ganz genaue Beobachtung des Rituals von Eleusis zu sichern, dessen Nachahmung das von Pheneos war. Bei der Neugründung von Messene unter Epaminondas war die sofortige Herstellung der uralten, einst von Eleusis entnommenen Weihen der großen Göttinnen eine der allerwichtigsten Angelegenheiten, und nun „fand" man die einst von Aristomenes verborgene zusammengerollte Zinnplatte, welche das Ritual enthielt; der Inhalt wurde dann in Bücher umgeschrieben.

Am ängstlichsten scheint man verfahren zu sein mit gewissen symbolischen Gegenständen, welche in Körben und sogenannten cistae aufbewahrt wurden. Die Geschichte von Miltiades und der Tempeldienerin der chthonischen Götter auf Paros zeigt, daß solchen (uns völlig unbekannten) Dingen eine große magische Kraft zugetraut werden konnte. Immerhin wurden bei öffentlichen Prozessionen solche cistae, freilich verschlossen, mitgetragen.

Die Weihen von Eleusis, von welchen nun zu handeln ist, sind oft (und bereits im Altertum) viel zu sehr als Norm für alle Geheimdienste angenommen worden, während sie sich von den Mysterien anderer Heiligtümer schon ganz äußerlich auf das stärkste unterschieden als Massenweihen. Sodann haben die Ambitionen des ganzen vorzeitlichen und historischen Athen, die Phantasien des ganzen griechischen Volkes eine Überlieferung von Ehrfurcht und Entzücken hinterlassen, welche noch heute forttönt, wobei uns der wahre Hergang und Inhalt vorenthalten geblieben ist, während sich Bergeslasten von Antiquitäten darüber aufgetürmt haben. Es ist zu beklagen, daß von den zahllosen Christen, die noch als Heiden diese Weihen mitgemacht haben müssen, keiner das aus Scham und Verachtung gemischte Gefühl hat überwinden mögen, welches einer genauen Aufzeichnung des Geschehenen entgegenstand.

Mit den Jahrhunderten wurde aus diesen Weihen ein gewaltiges periodisches Ereignis, über dessen Äußerlichkeiten wir sehr vielseitig unterrichtet sind: über die dazugehörenden Bauten schon in Athen selbst, dann an der heiligen Straße und endlich über das mächtige Anaktoron oder Megaron in Eleusis, den Wunderbau des Iktinos, welcher so viele Menschen fassen konnte wie ein Theater; sodann über die priesterlichen Verrichtungen und deren Erblichkeit in athenischen Familien, über das Zeremoniell des Zuges und der Vorbereitungen, über die Verteilung der Funktionen auf die verschiedenen Tage usw. Jede Einzelheit hat hier ihre Motivierung, ihre stützenden Seitenmythen. Im Verlauf der Zeit hatten sich die Feste in ein größeres mehrtägiges und ein kleineres, die Weihen aber in zwei vorbereitende und einen vollendeten Grad geschieden, womit eine Steigerung des Verlangens bewirkt worden sein soll.

Eleusis servat, quod ostendat revisentibus, heißt es bei Seneca. Bei den Griechen verbreitete sich die Überzeugung, daß dieser Geheimdienst hoch über all denjenigen stehe, welche anderswo begangen wurden; miteinander waren gewachsen die prächtige und feierliche Ausstattung und die Meinung der Griechen von einem tröstlichen, beglückenden Inhalt: das Wiederemporsteigen der Kore, wahrscheinlich auch das Wiederaufleben des Iakchos waren Sinnbilder eines seligen Jenseits für die Menschen geworden. Was Athen und Attika sonst in der Hellenenwelt vorstellten, mochte schon seit Peisistratos für die übrigen ein Gegenstand von Sorge und Feindseligkeit sein, und seine Handelsmacht wurde gewiß mit Neid angesehen, die Eleusinien dagegen waren eine ganz große geistige Einwirkung Attikas auf Gesamthellas, und dies wußte man an Ort und Stelle und pflegte dies Gefühl. Schon vor den Perserkriegen konnte jeder Hellene eingeweiht werden, der einen athenischen Weihepaten (Mystagogen) hatte, und später sogar Leute von allen Völkern, gentes orarum ultimae, wie Cicero sagt; wer dann dennoch als Ungeweihter sich eindrängen wollte, konnte allerdings des Todes sein, und um 200 v. Chr. richteten die Athener einige Akarnanen hin, welche ungeweiht den Eleusinien beigewohnt hatten. Sodann muß auch der Myste des gewöhnlichen Grades nicht nur einige Darstellungen des Mythus, sondern den großen Haupteffekt — das „Licht“ von Eleusis — zu genießen bekommen haben, indem sonst keine so allgemeine Begeisterung geherrscht hätte; der Vorzug des höchsten Grades, desjenigen der Epopten, bestand vielleicht nur darin, daß diesen ältere, geheimere Symbole vorgezeigt wurden. Ferner war an den Weihen ein großes glänzendes Fest, sogar mit Wettkämpfen, für jedermann herangewachsen, ungerechnet, was mitlief zum Zuschauen und zum Markte. Wenn man erwägt, daß der ganze Mythus von Triptolemos, von der Getreidefrucht und der frühesten Gesittung, sich auf Eleusis und seine Gefilde, das früheste Kornfeld der Welt, bezieht, so wird kaum mehr zu sagen sein, wo in Wort und Zeremonie die eigentlichen Eleusinien begannen.

Die griechische Religion zog offenbar eine ungemeine Stärke und Dauerkraft aus ihrem Kultus. Wie die geheimen Feiern verehrt und völlig unangefochten blieben, wurde soeben dargestellt; außerdem aber hatte die Götterverehrung alle Lebensfreude in den Dienst ihrer Feste genommen: Alles, was bei jedem Tempel teils alljährlich, teils in größeren Zeitabständen vor sich ging, und was sich daran anschloß in Gestalt von musischen, gymnastischen und hippischen Wettkämpfen, von Fackelläufen und prachtvollen Aufzügen sowie von gewaltigen Volksspeisungen. Endlich war ja auch das ganze Drama vom Boden auf eine gottesdienstliche Veranstaltung wenigstens gewesen.

Man würde nun unrecht tun, den Götterdienst nur noch als Vorwand von all diesem zu betrachten; diese Dinge wuchsen von

selber an ihm empor, bis sie dann allerdings die Hauptsache und der Anlaß zu stets neuen Erfindungen wurden. Die volkstümlich entstandene Religion behauptet sich als eine volkstümliche durch diese Art von Kultus und hatte nie den Haß und den Abfall der großen Menge zu befürchten. Diese, auch wenn sie verwilderte bis zum periodischen Mord der Besitzenden, hielt dennoch fest an einem Glauben, der ihr so viele Anlässe des Genusses und einer zum Teil sehr wilden Freude bot und so überwiegend auf allgemeine Unkosten, wenigstens auf Unkosten anderer vor sich ging.

Freilich schon im Altertum empfand man recht wohl, daß diese Dinge ihre zweite Seite hatten. In Sparta, wo man sehr auf genaue Beobachtung der Feste hielt, wurden sie doch mit mäßigem Aufwand und — solange der Spartiatenstaat sich aufrecht behauptete — gewiß gleichmäßig und ohne Neuerungen begangen. Lykurg, sagt Plutarch, richtete die Opfer absichtlich einfach ein, damit man sie immer aus den bereit vorliegenden Mitteln vollziehen könne.

Um in den einzelnen Poleis den Punkt zu ermitteln, da die Absicht auf Genuß das entschiedene Übergewicht über den Kultus bekam, müßte man jedesmal erkunden können, wann und in welchen Übergängen die Polis den Tempeln die Oberleitung der größeren Feste abgenommen und irgendwelchen politischen Organen übertragen hat. Von da an würde man in der Regel finden, daß vor allem für das Volksvergnügen gesorgt wurde. Über die Idee des griechischen Staates und über das, was er sich dieser Idee gemäß gegenüber von seinen Bürgern erlauben konnte, ist hier nicht der Ort zu rechten; es mochte ihm freistehen, wirkliche oder angebliche Steuerüberschüsse für das Vergnügen der Menge aufzuwenden; schon bedenklicher war, wenn er etwa die Kassen- oder Vermögensbestände der Tempel vereinigte, und in Athen gab es (wahrscheinlich schon unter Perikles) außer den „Verwaltern der Stadtgöttin" auch gemeinsame „Verwalter der übrigen Götter", ohne Zweifel zum Zweck einer unbedingten Verfügung über das Götterfestwesen. Außerdem aber waren beträchtliche Teile dieses Wesens die Sache einer kunstreichen Brandschatzung der Besitzenden geworden, ganz wie andere politische Verpflichtungen, die man ihnen auferlegte. Die Choregie, welche mit reinen Staatslasten, wie z. B. die Trierarchie, völlig in einer Reihe geht, war eine vollständige Übernahme des Chores für ein Schauspiel oder eines lyrischen Chores für einen feierlichen Götterdienst samt dem ganzen dazugehörenden Personal, und dazu wurden die Zahlenden von ihrer Phyle durch Wahl designiert und hatten die betreffenden Chöre in einer bestimmten Reihenfolge zu leisten. Daß dabei noch Wetteifer verlangt und Siegesprämien und Belobungen erteilt wurden, lautete tatsächlich für viele schon wie Hohn, wenn sie sich dabei ruinieren mußten. Es ist wahr, daß auch das ganze Drama, die große Blüte des Dionysosdienstes, mit all seiner Herrlichkeit ohne diesen Betrieb

nicht zustande gekommen wäre: der Dichter bekam durch den Archon einen auf die genannte Weise bezahlten Chor angewiesen und hatte diesem die Tänze und Gesänge einzuüben oder einüben zu lassen. Auch sonst aber galt es, für eine ganze Reihe anderer Feste Chöre von Männern und Knaben, Tänzern und Flötenspielern zu stellen, und jeder Leister einer Choregie mußte seine Schar anwerben, bezahlen, ernähren und kostümieren; vor allem aber hatte er sich nach einem Chordichter und Chorlehrer umzusehen. Gewiß kam noch in späterer Zeit viel Schönes und Geistvolles vor Auge und Ohr des Volkes; aber, wie früher gesagt, der Zwang muß diesen Dingen doch etwas von der Weihe genommen haben. Auch kostspieligen Festgesandtschaften nach fernen Heiligtümern konnte der für wohlhabend Geltende sich nicht entziehen. Und wer will noch entscheiden, wieweit ein heiliges Fest das Bestimmende oder nur der oberflächliche Anlaß war bei so mancher anderen auferlegten Last, wie Wettspiele, Gymnasiarchien, Lampadarchien usw.? Am athenischen Hephästosfest und am Prometheusfest z. B. wollte man außer den musischen Agonen vor allem Fackelläufer sehen, und zu deren Ausrüstung, d. h. Bezahlung, wurden die Gymnasiarchen einfach durch Wahl bestimmt. In demselben Fund von Inschriften, wo diese Kunde vorkommt, werden wir freilich auch schon belehrt, daß die Festordner der großen Hephästosprozession die Vollmacht hatten, Störer derselben (ἄν τις ἀκοσμῇ) mit bis zu fünfzig Drachmen und Ausschluß von der Feier zu bestrafen und noch schärfer bei gröberem Unfug. Athen mochte eben schon Leute enthalten, welche „über gar alles hinaus" waren.

Am Ende konnte man auch an Chören zuviel bekommen, zumal wenn z. B. in der Musik das Sentimentale überhandnahm und etwa gar für besonders religiös galt. Plato klagt in betreff der größeren Staatsopfer: Da trete nicht ein Chor auf, sondern eine Menge von Chören, auch stellten sie sich nicht ferne von den Altären, sondern nahe daran auf, ihr Gesang aber sei eine wahre Blasphemie, indem sie mit Worten, Rhythmen und wehmütigen Harmonien die Seelen der Hörer in Anspruch nehmen; ja, wer die opfernde Stadt am meisten zum Weinen bringe, der trage den Wettpreis davon. Dergleichen möchte höchstens für Unglückstage taugen; da möchten etwa von draußen gemietete Sängerchöre sich einstellen, wie jene Gemieteten, welche die Leichenzüge mit karischer Melodie zu geleiten pflegten.

Das verhältnismäßige Dunkel, welches seit der Diadochenzeit über der inneren Geschichte der Städte von Griechenland, namentlich auch Athens, lagert, macht es unmöglich, zu sagen, wie vieles von dem großen Festbetrieb sich damals behauptete und wie lange z. B. das System der athenischen Choregien vollständig aufrecht blieb. Doch scheint, wenn es die Lage nur irgend erlaubte, das Mögliche geschehen zu sein, und in der ruhigeren römischen Epoche

gehörte es erweislich zur Euergesie oder Munifizenz der reicheren Bürger der hellenischen Städte, durch Spenden an Feste und durch Übernahme von Gymnasiarchien und Lampadarchien usw. sich im Sinne der Griechen beliebt und verdient zu machen. Daß Pausanias noch an vielen Orten wenigstens Jahresfeste mit Agonen am Leben fand, wurde schon bemerkt. Je nach den Bevölkerungen widmeten die Reichen den Festen ihre eifrige persönliche Teilnahme. An der West- und Nordküste von Kleinasien gab es noch zu Lucians Zeit bei bakchischen Festen große Tanzaufführungen; der ganze vornehme Stand gab sich mit dem größten Eifer dazu her, als Titanen, Korybanten, Satyrn und Hirten maskiert zu tanzen, und das Volk saß den ganzen Tag und sah zu; alles andere war über diese Zeit vergessen.

Wenn aber auch der öffentliche Götterdienst mit seinen Festen, Weihen und Agonen bei verringertem Wohlstand abgenommen hätte, so blieb doch der Hauskult in voller Kraft, und bei den Landleuten war dieser ohnehin der vorherrschende und gewiß oft der einzige, wenn kein eigentlicher Tempel in der Nähe lag. Kein Zweifel, daß die im griechischen Hause verehrten Götter der Familie, des Besitzes, des Geschäftes, der Liebe weit stärkere Gefühle und weit häufiger in Bewegung setzten als der ganze öffentliche Tempeldienst, und wo die Herrin gerade nicht zusah, übte die verliebte Magd ihre Andacht zur Aphrodite „mit Opfern, Beten, Flehen und Fragen bei Tag und Nacht und zündete auch ihr Lichtchen an". Vor allem war schon der Herd eine Gottheit, und über dem ganzen Gehöfte waltete der Zeus Herkeios. Geopfert wurde im Hause in Stadt und Land täglich des Morgens und des Abends, und bei jeder Mahlzeit ertönte der Päan; der besonderen Gelegenheiten, wie Hochzeit, Ephebie, Heimkehr von Reisen usw., nicht zu gedenken. Für den Landmann waren ferner gegebene Feste alle diejenigen, welche sich auf die Jahreszeiten bezogen, und Demeter und Dionysos standen an der Spitze seiner Berufsgötter; dazu noch die besonderen Geschlechts- und Familiengötter. Außerdem aber kamen im Verlauf der Generationen gewiß auch noch die tönernen und ehernen Bildchen mancher Götter des allgemeinen Kultus in das Haus des Griechen, je nach den Erlebnissen, da man ihre Hilfe genossen, oder auf Traumgesichte hin, und auch außerhalb des Hauses stiftete die Andacht des einzelnen ungehemmt kleine Heiligtümer auf Feld und Flur.

Der Hausvater opferte und war beflissen, das Reisig auf dem Altar kunstgerecht zu ordnen; die Angehörigen aber durften ihm dabei helfen, und man wird nicht ohne Teilnahme — an unerwarteter Stelle, nämlich in einer athenischen Gerichtsrede — eine Schilderung davon anhören, wie eifrig schon die Kinder mitmachten: „Unser Großvater", heißt es, „opferte nie ohne uns; mochte das Opfer groß oder klein sein, immer waren wir dabei

und nahmen teil daran. Zu den Dionysien nahm er uns jedesmal mit sich aufs Land; neben ihm sitzend schauten wir (bei den Aufzügen, Spielen usw.) zu; mit einem Worte wir feierten alle Feste mit ihm, und auch wenn er dem Zeus der Habe (κτήσιος) opferte, ein Opfer, welches er sehr hoch hielt und wozu er weder Sklaven noch Freie außer seinen nächsten Verwandten zuließ, sondern alles selbst besorgte, nahmen wir auch hieran teil und taten mit ihm beim Opfer Handreichung, legten es mit ihm auf den Altar und verrichteten alles übrige mit ihm gemeinschaftlich; und er betete für uns um Gesundheit und Wohlstand, wie es ihm damals als Großvater zukam."

Es gab also im Hause auch geheimere Opfer, von welchen u. a. die Sklaven ausgeschlossen waren; wenn aber diese letzteren innerlich durch irgend etwas an Haus und Familie des Herrn gebunden waren, so geschah dies durch die Opfer und Feste des Hauses, an welchen man sie — abgesehen von jenen Ausnahmen — immer teilnehmen ließ und lassen mußte.

Auch mit dem Hauskult konnte man es, wenn etwa die Frauen zu sehr das Wort führten, übertreiben; wie jene Worte eines Ehemannes bei Menander verraten: „Uns Verheiratete plagen die Götter am meisten, immer soll man irgendein Fest begehen; wir haben fünfmal an einem Tage geopfert, sieben Dienerinnen im Kreise schlugen die Pauken, die übrigen schrien dazu (ὠλόλυζον)."

Außer der Götterverehrung im Hause war auch die Andacht des einzelnen in Feld und Wald, an den Strömen und Quellen und am Meeresufer, welche sich ja dem geschichtlichen Urteil von Homer abwärts völlig entzieht, gewiß oft inniger als diejenige in den Tempeln. Es waren wohl Gebete um Schutz und Gedeihen, angstvolle Anrufungen, aber auch das Wort und der Gesang der weihevollen Stimmung, welche die Nähe einer Gottheit empfand. Was für ein wunderbares Verhältnis der Jünglinge einer Gegend zur Gottheit ihres Stromes, welchem sie das bis zum Beginn des Ephebenalters geschonte lange Haar zu opfern pflegten?

Und wenn das Interesse der Kunst hier neben dem der Religion hervorgehoben werden dürfte, so wäre der herrlichen griechischen Kleinkunst in Ton und Erz zu gedenken, welche — höchstwahrscheinlich doch von der Beschaffung der Hausgötter ausgegangen — eine Welt von schönen Gebilden hervorgebracht hat. Zum Hausbesitz des Reichen mochten auch jene sitzenden Silene mit Panpfeifen oder Flöten gehören, welche man aufklappen konnte; das Innere enthielt dann ein „wunderbares" goldenes Götterbildchen. Auch die Opfergeräte, Schalen, Rauchgefäße usw. können oft ein wertes altes Erbe des Hauses gewesen sein.

Abgesehen vom Kultus als materielle Stütze der griechischen Religion mag hier auch der allgemeinen Kräfte gedacht werden, durch welche sich dieselbe auch noch in der späteren Zeit behaup-

tete. Ihre Mängel und Übelstände wurden zwar von vielen erkannt, namentlich ihre Untauglichkeit als Stütze der Moral. Die Klage über die unsittlichen Mythen beginnt schon mit Pythagoras, und zu ändern war es nicht, daß gewisse Götter persönlich gewordene menschliche Leidenschaften waren. Der Mensch, um seiner irdischen Schwäche willen, durfte vielleicht sich entschuldigen, wenn er noch etwas schlechter war als die betreffende Gottheit; „Übermut" aber sei es, wenn er gar besser sein wolle als die Götter — so sagt eine euripideische Amme bei Anlaß von Liebschaften und Entführungen der Olympier. Nun ist ganz gewiß die Moralität unzähliger Griechen aller Zeiten in der Tat eine bessere gewesen als die ihrer Götter, und ein hohes ungeschriebenes Sittengesetz war und blieb in allen reineren Gemütern lebendig. Auch war es ja jedem unbenommen geblieben, die Götter zu idealisieren, und vielfach wurden sie als gütig, gerecht und heilig in Anspruch genommen. Gleichwohl bleibt zwischen dieser Götterwelt und der griechischen Menschenwelt eine Verrechnung übrig, nicht völlig zugunsten der ersteren.

Gedenken wir zum Schlusse auch noch des Verhältnisses der bildenden Kunst zur Religion; hat doch die Stunde der entschiedenen Erkrankung beider im 2. Jahrhundert fast zu gleicher Zeit geschlagen. Allerdings wird mehr unsere Ahnung als irgend ein schriftliches Zeugnis darüber entscheiden, was die Kunst, während der sechs Jahrhunderte ihrer höchsten Ausbildung, für die Religion wert gewesen war.

Sie war einst nicht das Früheste; lange vor ihrer Blüte war das Epos offenbar schon ganz erfüllt gewesen von der Schönheit der Olympier. Auch ist die Kunst überhaupt nicht eine Grundkraft der Religionen; das Heiligtum, in welchem sie heranzuwachsen pflegt, muß schon vor ihr vorhanden sein, und mehr als einmal in der Geschichte hat sie ihre volle Höhe erst in Zeiten erreicht, da die Religion in den oberen Schichten des Volkes bereits im Wanken war. Nun aber kann sie allerdings eine Stütze der Religion werden, und der olympische Zeus des Phidias erhöhte noch einmal die Andacht der Griechen. Überhaupt sind die griechischen Götter ihren Künstlern den allergrößten Dank schuldig, denn diese gaben ihnen nicht nur eine im Grunde unverdiente Idealität an sich, sondern auch eine solche, über welche sich ein Übereinkommen unter vielen Künstlern und ein völliges Einstimmen der Nation ergeben konnte. Diese Nation muß dann ihren großen Meistern im stillen zugetraut haben, daß dieselben das Vermögen hätten, Götter nicht bloß überhaupt zu schauen, sondern stets von neuem und in Wandlungen zu schauen. Und im 4. Jahrhundert, als Skopas und Praxiteles die Götterwelt des Phidias und Polyklet in der wundervollsten Weise umgeschaffen hatten, trat eine Kraft zutage, über welche schon die griechischen Zeitgenossen hätten erstaunen dürfen: Diese

Meister hatten sich können innerlich unberührt erhalten nicht nur von den politischen und sozialen Katastrophen, von welchen sie umgeben waren, sondern sogar von all dem zersetzenden Gerede, welches damals die Luft erfüllte; die Dichtung aber hatte dies nicht vermocht. Die Kunstgeschichte hat sich dann unnötige Sorgen darüber gemacht, ob nicht seit Praxiteles das Neuschauen von Göttern aufgehört habe: Wir wissen jetzt, daß noch um den Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. ein Gewaltiger lebte, dessen Namen wir nicht kennen, derjenige, welcher den Altar von Pergamon schuf. Und dieser muß auch noch die Gabe gehabt haben, Kunstgenossen zu finden und zu bilden, welche ihm das Werk in einem Zuge ausführen halfen.

Tritt man noch weiter zurück, um das gesamte Phänomen der idealen griechischen Kunst mit einem Blick zu übersehen, so wird dasselbe zunächst beweisen, daß die Religion, deren Gebilde hier verherrlicht sind, noch einen anderen Anhalt hatte als die bloße Furcht, sowie ja unsere gotischen Dome nicht aus reiner Höllenfurcht entstanden sind. Sodann ist nicht zu bezweifeln, daß die Nation diese hohe Kunst als einen Besitz betrachtet haben wird wie ihren Kultus, daß ferner die Kunde von der gewaltigen Überlegenheit der griechischen Götterbilder über die aller Völker ringsum weit verbreitet gewesen sein muß, und daß auch hier das Hochgefühl des Hellenen gegenüber von allen Fremden und Halbfremden seine reichliche Nahrung fand. Innerhalb der Nation selber aber muß ein Bewußtsein davon gelebt haben, daß jene Grundkraft aller griechischen Dinge, der Wettstreit (ἀγών) von Stadt und Stadt, Tempel und Tempel, Meister und Meister auch die Götterbildung auf seine Schwingen genommen und so hoch emporgetragen hatte, wie auf Erden überhaupt denkbar war. Und als die Neuschöpfung von Göttertypen wirklich stillzustehen begann, starb deshalb die Kunst noch nicht ab, sondern behauptete sich durch lebendige Wiederholung des Vorzüglichen.

Dies schöne Göttervolk stand in Tempeln, in heiligen Bezirken, auf den Gassen und Plätzen der Städte und auch draußen im Freien bis in die Waldeseinsamkeit. Von ihrer Empfindung all diesem gegenüber haben die Griechen keine Worte gemacht, und inwieweit auch das feierlichste Kultbild eines Tempels die Gottheit selbst sei, hat etwa einmal ein Zweifler, aber nie das Volk selbst erörtert. Als dann die Kunst sank, wurde dies noch lange nicht fühlbar, weil die Fülle des bisher Geschaffenen noch danebenstand.

Auch dem Mythus, dem bewegten Leben der Götter und Heroen hatten Plastik und Malerei ein Dasein verliehen, welches über alle gemeine irdische Glaubhaftigkeit weit hinausging und in seiner Idealität für alle Jahrhunderte der griechischen Kultur gleichmäßig verständlich war. Soweit nun Religion und Kunst sich stützten, so auch Mythus und Kunst, ein Verhältnis, welches man auch hier

schwer schätzen kann, aber doch nicht geringschätzen darf. Dem Mythus mit Erklärungen zusetzen konnte jeder Sophist; das Volk aber wird wenigstens geahnt haben, daß diese Bilderwelt seine eigene Geschichte im größeren Sinn enthalte. Und gerade diese so völlig griechische Schöpfung ist dann mit unendlichem Eifer von Italiern und Römern, von den lezteren auch in der Poesie, herübergenommen worden; — wie lebenskräftig muß sie in der Heimat gewesen sein!

Noch in einer weiteren Beziehung blieben Religion und Kunst bei den Griechen lange verbündet. Das Weihgeschenk an ein Heiligtum, ein alter Brauch bei manchen Religionen, mochte es die dankbare Lösung eines Gelübdes sein oder die ins Dauernde und Ewige umgesetzte Gestalt eines Opfers, welche den Opfernden im Gedächtnis der Gottheit erhalten sollte, hatte sich bei den Griechen vom materiellen Werte befreit; an die Stelle der Goldschätze gallischer Tempel, der Goldbarren des Lyderkönigs war hier mehr und mehr das Kunstwerk getreten. Und nun vergegenwärtige man sich neben der künstlerischen die religiöse Wirkung jener unermeßlichen Menge der Anatheme, von der bescheidenen Exvototafel in einem kleinen Tempel, einer Heroenkapelle bis zu den oft gewaltigen Gruppen mythologischen, allegorischen, historisch-politischen Inhalts, welche den heiligen Bezirk von Olympia und die Terrassen von Delphi füllten. Aus diesen Weihgeschenken sprach vor allem nicht mehr die Angst, welche die Gottheit durch Stoffwert gewinnen will, denn hievon hatte eine hohe Kunst die Gemüter losgesprochen. Wenn etwas den Eindruck trübte, so war es, daß manches dieser Werke einen Sieg von Griechen über Griechen verewigte, das übrige aber war eine endlose Reihe von Zeugnissen der Frömmigkeit, der städtischen Kraft und eines Kunstvermögens von Jahrhunderten zugleich. Aber auch das einfachste Votivrelief konnte an die Nähe großer Meister mahnen und zeugte zugleich von der Pietät derer, welche vorher gelebt hatten. Gegenüber von großen religiösen Stürmen wird auch diese Welt von Schöpfungen ohnmächtig sein, aber solange eine alte Religion überhaupt noch lebt, werden solche Weihgeschenke für die alten Götter ein Gefühl der schätzbarsten Art lebendig erhalten: Die Rührung, welche man für die Stiftenden empfindet, wird auch den Göttern zugute kommen.

III. Der griechische Heroenkultus

So weit griechisches Leben sich über Städte und Landschaften ausbreitete, sah man überall außer den Tempeln auch Heroengräber, welche einen regelmäßigen, alljährlichen, nicht selten mit Furcht verknüpften, von phantastischem Aberglauben begleiteten Dienst genossen, bisweilen auch außerordentliche Sühnungen verlangten. Es konnten bloße Grabmäler von einer der gewöhnlichen Formen sein, aber auch eigentliche Gebäude (ἡρῷα) mit säulen-

geschmücktem Oberbau, umgeben von Pflanzungen, alten Bäumen und sogar einer Halle rings um das Ganze. Bisweilen standen sie in Tempelhöfen oder auf der Agora, oder sie befanden sich in der Mitte des Stadthauses, des Prytaneion oder Buleuterion. Andere sah man auf dem Lande, oft weit von den Städten entfernt, bis in einsame Waldtäler. Die wenigen erhaltenen Reste, das sogenannte Harpagosdenkmal von Xanthos (im Britischen Museum) und das Heiligtum auf dem Hügel über Mylasa in Karien geben eine ungefähre Vorstellung. In manchen Tragödien sah man die Thymele der Orchestra zum Heroengrab umgestaltet, und dies ohne Zweifel in einer sehr schönen Weise. Asylrecht und Orakel schlossen sich nicht selten an diese Grabmäler an. Von den allerwichtigsten Heroengräbern aber waren manche nicht sichtbar; in einer Krypta unter dem Erechtheion lagen die Gebeine des Kekrops und des Erechtheus, und oft wurde die Stätte überhaupt geheimgehalten.

Für die Kunde vom Anblick der Heroen selbst sorgte die bildende Kunst, teils in Einzeldarstellungen, teils in jenen oft sehr ausgedehnten anathematischen Gruppen, deren einzelne Gestalten Pausanias aufzuzählen pflegt, nicht zu reden von den vielen sonstigen Bildwerken, in welchen Heroen vorkommen konnten. In der Malerei sollen sie durch eine Aureola ausgezeichnet gewesen sein.

Welche wundersame Wandlungen der Begriff Heros durchmachte, und wie eine und dieselbe Gattung von Zeremonien urzeitlichen, nur der Poesie angehörenden Wesen und für hochverdient geltenden Leuten der spätesten Zeit des verkommenen Griechentums dargebracht werden konnte, wird weiterhin zu erörtern sein. Für diese Verehrung gab es ein eigenes Ritual, verschieden von dem des Götterdienstes (welcher vor allem das Brandopfer voraus hatte). Dies Ritual war hervorgegangen aus dem gewöhnlichen Grabdienst und offenbar nur eine feierlichere Gestalt des letzteren. Schon die Namen lauteten anders: Statt Heiligtum (ἱερόν) hieß es Heroon oder σηκός (Einfriedung), statt der Altäre (βωμοί) hatte man niedrige, ja vertiefte Herde (ἐσχάραι), statt opfern (θύειν) sagte man mit einem besonderen Ausdruck ἐναγίζειν. Der Dienst geschah in der Abenddämmerung, auch bei Nacht. Man grub eine Grube an der Westseite des Grabmals und sprach die Formeln gegen Westen gewandt; die Opfer, welche man in die Grube goß, waren Wein, Milch, wohlriechende Salben und Tierblut, letzteres ohne Zweifel, weil man den Verstorbenen durch dessen Genuß wieder belebt dachte, wie die Schatten im elften Gesang der Odyssee; die Opferflammen, von welchen die Rede ist, stiegen nicht auf von einem Tierbrandopfer, sondern wohl nur von Weihrauch. Im phokischen Tronis genoß ein Heros, über dessen wahren Namen man stritt, unter der Bezeichnung Archegetes sogar einen täglichen Kult; die Phokier gossen das Blut durch eine Öffnung in das Grab. Am Harpyiendenkmal von Xanthos ist eine Öffnung zu solchem Zwecke noch

sichtbar; am Grabe des Hyakinthos, welches sich zu Amyklä in der altarähnlichen Basis des riesigen Apollon befand, war links eine eherne Tür angebracht. Eine weitere Andacht war das Bekränzen der Heroengräber, auch das Hinlegen abgeschnittener Locken; wichtigeren Heroen aber wurden oft sehr große Aufzüge gehalten und prächtige Kampfspiele kriegerischer wie musischer Art gestiftet, wie einst in der alten Zeit allen vornehmen Toten, dem homerischen Patroklos wie dem Amphidamas von Chalkis. Dieser Art waren die „glänzenden Opfer" der Ätolier zu Ehren des Geschlechts des Oineus, also Tydeus und Diomedes, von welchen Pindar singt; der Dichter wußte aber sogar persönlich mit Heroen umzugehen: bei seiner Wohnung in Theben hatte er einen „Nachbar und Hüter seiner Habe" am Heros Alkmäon, welcher ihm vor einer Reise nach Delphi erschienen war (wenn auch wohl nur im Traume) und ihm eine Weissagung gegönnt hatte; „ich schwinge Blumengewinde an ihn und netze ihn mit Gesang".

Den Ursprung aller dieser Übungen darf man in den frühesten Zeiten suchen, da die Toten des Hauses nächst dem Feuer des Herdes als göttliche Wesen galten. Was hievon sich weiter bis in die späteste historische Zeit rettete, war noch immer eine Art von religiösem Dienst, der an das Grab gebunden war, und zwar im Zusamenhang mit einem besonderen Glauben in betreff der Seele. In der von keiner lehrenden Autorität geleiteten griechischen Religion behauptete sich neben der homerischen Schattenwelt und den davon abgeleiteten Gedankenbildern eine ältere Anschauung, wonach der bestattete Tote — gleichviel ob seine Leiche begraben oder verbrannt worden — noch mit irgendeinem Teil seines geistigen Wesens im Grabe weiterlebte. Er konnte hören, was man ihm zurief oder zuflüsterte, und für die Getränke, die man ihm in sein Grab goß, für die Speisen, die man in dessen Nähe hinstellte oder begrub, wurde ihm noch ein Genuß zugetraut, ja ein Bedürfnis. Er konnte, auch wenn seine Seele weit entfernt gedacht wurde, zum Genuß der Opfer herbeikommen. Die weiteren Schattierungen dieses Glaubens, wonach die Seelen bei den Gräbern weilten oder dieselben besuchten oder im Gefolge der Hekate herumschwebten, mögen hier außer Betracht bleiben.

Nun hat das Wort Heros neben seinem bekannten, sehr auszeichnenden Sinn im täglichen Leben auch noch einen bescheideneren, als Ehrenbezeichnung für jeden irgendwie angesehenen Verstorbenen, etwa wie heute „der Selige", und dieser Gebrauch des Wortes kann der alte und ursprüngliche gewesen sein. Der ältere und vornehme Tote aber, auch wenn man wenig mehr von ihm wußte und wenn z. B. sein Geschlecht, das ihm früher die Totenehren erwies, ausgestorben sein mochte, war schon durch sein größeres Grabmal über die gewöhnlichen Toten erhaben; und nun hatte die ältere Bevölkerung von Griechenland eine Masse auffallender Grabmäler

hinterlassen, besonders Erdhügel, eingefaßt von steinernen Rundmauern. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Volksmeinung den auf diese Weise Bestatteten eine höhere Würde beilegte.

Fragt man aber, wie sich jener auszeichnende, poetische Sinn des Namens Heros habe bilden und es zu einer allgemeinen Anerkennung bringen können, so wird kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß der Anschauungskreis, in welchen der epische Gesang das Griechenvolk hineinführte, das Wesentliche dabei getan hat. Man lernte ein Geschlecht kennen, das zwar dem Schicksal tragisch untertan, aber von idealer Herrlichkeit gewesen, anders „als wie jetzt die Sterblichen sind“. Sogar bis zur Konstruktion einer Reihe von Geschlechtern urmenschlicher Art brachte es Hesiod in seinen „Werken und Tagen“ (V. 106 ff.), und sein viertes Geschlecht sind eben die Heroen des Epos; nach ihrem Untergang vor Theben und Ilion beginnt das fünfte, eiserne, unter welchem leben zu müssen der Dichter so ergreifend beklagt. Andere ließen das Heroenzeitalter noch bis zur dorischen Wanderung währen, aber die letzten persönlich berühmten Heroen blieben doch diejenigen, welche nach der Einnahme von Ilion ein unglückliches Ende unterwegs oder zu Hause, oder, wie Diomed und Äneas, Herrschaft in weiter Ferne gefunden hatten. Einige Heroen des Trojanischen Krieges liegen noch in den Hünengräbern vor Ilion, welche bereits die Verehrung des ganzen Altertums genossen haben.

Vielleicht wesentlich von der Trojasage ausgehend, dehnte sich dann im griechischen Bewußtsein das Bild des Heroentums aufwärts aus, in die früheren Generationen hinein. Mythische Gestalten von verschiedener Schicht und Herkunft, wenn und weil sie episch wurden, ordneten sich in die Heroen ein: Gebilde der älteren Sage von Theben, von Argos, von Kreta, vom Stamme der Minyer, von Kalydon, ferner Stammeshelden wie der Ionier Theseus; endlich, auch göttliche Gestalten, deren Tradition ein völlig epischer Lebenslauf geworden war, wie die ehemaligen Sonnengötter Herakles und Perseus; die Dioskuren und ihre erlauchte Schwester Helena, deren wandelbares Antlitz bisweilen Züge der Jägerin Artemis, der Selene und der Aphrodite verrät, bis sie am Ende wieder ganz deutlich zur Göttin wird. — Von einer Menge dieser epischen Heroen, deren Ruhm ganz Griechenland durch das Epos kannte, wurden noch die Gräber gewiesen, oder bisher namenlose Gräber einer uralten Zeit wurden ihnen zugeeignet.

Außer diesen der ganzen Nation bekannten Gestalten hatten die meisten Städte noch aus der dunklen Frühzeit voller Gewalt und Gefahren die Erinnerung an örtliche Heroen. Oft freilich waren nur noch deren Namen übrig; die Lokalmythen, welche ihren Ruhm verkündet hatten, waren untergegangen, oder Gesamthellas erfuhr nichts davon, weil die epischen Sänger und später die attischen Tragiker sie unberührt gelassen. Daher in allen Städten jene Heroa,

oft mit eingefaßtem heiligem Bezirk (τέμενος), von auswärts ganz unbekannten Lokalheroen; auch an Ort und Stelle wußte man meist wenig oder nichts von ihnen, rief sie aber vor den Schlachten gerne zur Hilfe an. Die Platäer hatten sieben solche „Anführer", welche vor der berühmten dortigen Schlacht angerufen wurden. Der Kultus, welchen man solchen Gräbern erwies, wurde sehr ernst genommen, und wenn es sich dabei um prächtige Verherrlichung durch Kampfspiele handelte, wirkte ohne Zweifel jener Wetteifer von Stadt gegen Stadt mit, der in Griechenland so Großes zu vollbringen vermochte.

Im Verlaufe der Zeit endlich wurde — es ist schwer zu sagen, wann und wo zum erstenmal — die Erklärung eines zeitgenössischen Menschen zum kultwürdigen Heros die Sache eines Volksbeschlusses, eines Psephismas, d. h. einer Stimmung, und von deren Dauer und vom Weiterherrschen der dekretierenden Partei wird auch die Dauer der Verehrung abgehangen haben. Die Syrakusier stifteten gegen Ende des 5. Jahrhunderts ihrem Gesetzesredaktor Diokles von Staats wegen ein Heiligtum, aber bald darauf zerstörte der ältere Dionysios dasselbe, seinen Befestigungen zuliebe, offenbar ohne die mindeste Sorge vor der Rache eines so neuen Heros. Am ehesten werden den im Siege (oder wenigstens während eines Krieges) umgekommenen Feldherren die heroischen Ehren öffentlich zuerkannt worden sein. Den sterbend in die Stadt Amphipolis getragenen Brasidas bestattete zunächst seine spartanische Mannschaft, dann umbauten die Bürger das Grab und feierten ihn fortan als einen Heros mit Kampfspielen und jährlichen Opfern, ja sie zerstörten den Gedächtnisbau ihres bisher geltenden Stadtheros und Neugründers, des Atheners Hagnon, und vernichteten jede Erinnerung an dessen Gründerschaft; fortan war Brasidas ihr Stadtheros. Noch im lamischen Kriege (322 v. Chr.) begruben die Athener ihren infolge eines Steinschusses gestorbenen Feldherrn Leosthenes „auf heroische Weise wegen seines Ruhmes im Kriege". Es ist merkwürdig, daß der tote Timoleon unter gewiß allgemeiner und tiefer Rührung des syrakusischen Volkes zwar feierliche Wettkämpfe, sowohl musische als gymnische, und einen offenbar sehr prächtigen Grabbau, aber nicht den Rang eines Heros erhielt, da dies sonst in dem bei Plutarch aufbewahrten Staatsbeschluß sicher erwähnt sein würde. — Dagegen erhielt anderthalb Jahrhunderte später in Messene der ältere Aithidas, ein siegreicher Anführer gegen die Makedonier, eigentlichen Heroenkult. Und da mit der Zeit der Ton in solchen Dingen zu steigen pflegt, weil man für das Übliche allmählich abgestumpft worden ist, so darf man sich nicht wundern, daß die hochverdienten Anführer des achäischen Bundes, Aratos und Philopömen, nach ihrem Tode soviel als zu Göttern erklärt wurden, in einer Zeit, da schon Lebende unter den Diadochen sich Götter nennen ließen. Eine weitere Entwertung

Kybele, die große Göttermutter
Athen, Nationalmuseum

1. Grabstein aus Thasos. 2. Bacchischer Tanz
Antike Reliefs

des bloßen Heroentitels mochte darin liegen, daß er Verstorbenen erteilt wurde, wenn die Polis mit Verschwendung sonstiger Ehren, wie Kränze, Proedrien, Statuen usw. am Ende war und ein außergewöhnliches Dankgefühl für städtische Euergesie an den Tag zu legen hatte. Als in Tarsos der hochbejahrte Stoiker Athenodoros starb, welcher Präzeptor des Augustus gewesen war und seiner Vaterstadt eine Steuererleichterung hatte verschaffen können, stiftete der Demos ihm eine alljährliche Feier als einem Heros.

Ganze Kriegerscharen, welche im Kampfe gefallen, konnten schon in früher Zeit heroischen Kultus erhalten. Die Phigalier hatten den stärksten Grund, am gemeinsamen Grabe jener Oresthasier, welche sich wissentlich für sie und ihr Heil in den Tod begeben, jährliche Heroenopfer darzubringen. Und eine frevelhaft gemordete Schar, wie die Phokäer im italischen Agylla, konnte durch Kalamitäten einen Spruch der Pythia, sie als Heroen zu feiern, veranlassen. Den Einwohnern von Platää lag noch zur Kaiserzeit ein großes jährliches Heroenopfer ob für die in der berühmten Schlacht des Jahres 479 Gefallenen, und auch die Marathonier verehrten (außer den in der Schlacht bei Marathon aufgetretenen mythischen Helden) die an Ort und Stelle bestatteten Gefallenen ausdrücklich als Heroen. Natürlich kannten dann spätere Grabdenkmäler keine Grenzen mehr in Betracht der Ehren, welche sie für alle in irgendeinem Kriege Umgekommenen in Anspruch nahmen. Perikles sagte wenigstens von den beim Zug gegen Samos Gefallenen, sie seien unsterblich geworden wie die Götter, und Demosthenes, oder wer sonst seine Grabrede verfaßt hat, ruft (§ 34): „Wie sollten wir nicht alle die für glückselig halten, welche man billig als Beisitzer der Götter der Unterwelt und als desselben Ranges betrachtet mit den früheren Helden auf den Inseln der Seligen?“

Die bisher aufgezählten Gattungen von Heroen umfaßten lauter menschliche oder für menschlich geltende Persönlichkeiten aus Mythus und Geschichte. Dagegen sind wir bei einer Anzahl von wunderlichen allegorischen Wesen in Verlegenheit zu sagen, wie sie zu Namen von Heroen gelangt sind; sie gehören eher an den äußeren Rand der Dämonenwelt, als Schutzgenien von Essen und Trinken. So in Munychia der Akratopotes (Trinker ungemischten Weines) und in Sparta die von den Köchen des Zusammenspeisens verehrten Keraon und Matton (Weinmischer und Gerstenbrotbäcker) sowie in Böotien zu Skolos der Megalartos und der Megalomazos (Großbrot und Großkuchen); auch der in Troas als Heros geltende Daites wird in diese Reihe zu stellen sein. Man darf sie sich als halbkomische Fratzen vorstellen, über deren Heroentum eine volkstümliche Laune entschieden hat.

Fragt man nun nach dem, was die Heroen für die Griechen waren, so würden sich für die verschiedenen Zeiten wohl beträchtliche Unterschiede ergeben, und wäre es auch nur die früher so

große und später so völlig erloschene Beteiligung der Orakel am Heroenkult, indem ja überhaupt deren Befragung in der Folge durch eine Menge anderer Zukunftserforschungen in den tiefsten Schatten geraten war. Allein im Volke dauerte die Beschäftigung mit den Heroen fort, und noch unter den Antoninen fand Pausanias den betreffenden Glauben wenigstens soweit lebendig, daß man Bescheid wußte und wegen der Heroen sich oft in Sorgen befand. Es wird nun mit der mehr feierlichen und offiziellen Seite der Sache zu beginnen und dann zu der populären überzugehen sein.

In ganz Griechenland hatten, wie gesagt, schon die früheren Bevölkerungen — wer sie auch gewesen sein mögen — eine Menge von Grabmälern, zum Teil gewaltige Hünengräber, hinterlassen, und es wird unmöglich sein zu bestimmen, wann und wie zuerst die Volksphantasie mit denselben großartige oder furchtbare Vorstellungen verknüpfte. Außerdem war das Begräbniswesen der älteren Griechen selbst lange Zeit äußerst feierlich und pomphaft, wenigstens bei den Leichen der Mächtigen. Neben der allgemeinen Achtung vor den Gräbern, wie sie allen gesitteten Völkern eigen ist, tritt nun ein aus Verehrung und Furcht gemischtes Gefühl auf, und das Heroengrab kann eine wichtige Sache im täglichen Leben werden.

Ein weiteres Stadium war dann die — fast ohne Ausnahme auf Orakel hin — erfolgte Übertragung von anderswo liegenden Heroengebeinen, in der Regel als Gewähr von Sieg und Wohlergehen. Alte Heroen konnten einer Stadt fehlen oder unwirksam geworden sein, und sie erwarb nicht ohne Mühe und Gefahr einen neuen. Und zwar handelt es sich meist um bekannte, auch ruhmvolle Männer der mythischen und noch der historischen Zeit, auch um berühmte heroische Frauen, während die schon vorhandenen Heroengräber an Namen geknüpft sein mochten, von deren Inhabern man soviel wie nichts mehr wußte. Alle Mittel, auch sinnreicher Diebstahl, werden aufgewandt, um in Besitz dieser oder jener Heroenleiche zu gelangen. Öfter fand man riesige Knochen vor, etwa von urweltlichen Tieren, und berechnete sogar daraus das Leibesmaß des Heros; daß man aber die Seele desselben mitzugewinnen glaubte, sagt uns ein berühmtes Wort Pindars: Der in Kolchis gestorbene Phrixos verlangt von Pelias Zurückführung seiner „Seele", womit doch materiell die Übertragung der Gebeine gemeint sein muß. Auch sonst wird öfter vorausgesetzt, der betreffende Heros verlange die Translation. Den Anlaß gibt auch hier etwa eine öffentliche Kalamität, aber besonders gerne ein politisches Gelüste; wenigstens pflegt die Gegend, welche sich ihren Heros hat rauben lassen, bald darauf dem Angriff und selbst der Eroberung von seiten der Reliquienräuber ausgesetzt zu werden.

Eine Gegenwehr gegen solchen Raub geweihter und hilfreicher Überreste konnte nun darin gefunden werden, daß man wichtige

Gräber geheimhielt. Wie man solchen Geheimnissen bestimmte Mitwisser sicherte, verrät uns die eben genannte Quelle. Man besorgt, der Kommandant werde in Theben das Grab der Dirke aufsuchen, dessen Stelle niemand kennt als die gewesenen Reiteranführer; jeder abtretende Hipparch nämlich pflegte dem antretenden nachts heimlich das Grab zu zeigen, wobei sie gewisse Opfer ohne Feuer brachten, deren Spuren sie dann verwischten; hierauf trennten sie sich und gingen im Dunkel jeder seines Weges. Im Augenblick, da der Roman spielt, sind fast alle ehemaligen Reiteranführer als Flüchtlinge abwesend, und der Spartaner wird nichts erfahren. — In Korinth hielt man die Gräber des Neleus und des Sisyphos geheim, in Trözen das des Hippolytos; als Kimon die Reste des Theseus von der Insel Skyros nach Athen zu holen hatte, konnte er deren Stätte nur mit Mühe ermitteln. Bei Sophokles wird vorausgesetzt, daß das Grab des Ödipus jeweils durch den König von Athen nur dem ältesten Sohne werde geoffenbart — und, dürfen wir hinzusetzen, mit dem Erlöschen des Königtums werde vergessen werden.

Eine Variante der Übertragung von Gebeinen ist das Zerstreuen der Asche eines Toten über ein ganzes Gebiet; so derjenigen des Neoptolemos über den Gau von Ambrakia und der des Solon über die Insel Salamis. Die Wohltat war dann eine allverbreitete und durch keinen Raub mehr zu stören.

Daß Heroengebeine auch etwa über der Erde aufbewahrt und unter Umständen vorgezeigt wurden, geht daraus hervor, daß Kaiser Hadrian in Ilion solche zu küssen bekam. Es könnte auch geschehen sein, daß sie in Kriege und Schlachten mitgenommen wurden. Schon Troja hatte erst eingenommen werden können, als die Achäer das Schulterblatt des Theseus erhalten hatten, welches später in Olympia gezeigt wurde. Aussagen bei Herodot über Äakiden und Tyndariden (Dioskuren), welche man auf das Mitnehmen und sogar Ausleihen von Bildern derselben zu beziehen pflegt, sind vielleicht eher auf Reliquiarien zu deuten, wie man solche im Mittelalter nicht selten in den Kampf mittrug. Als seit dem Hader zwischen den spartanischen Königen Demaratos und Kleomenes nur noch je der eine König in den Krieg zog, wurde zugleich festgesetzt, auch von den Tyndariden müsse hinfort einer zu Hause bleiben. „Denn früher waren auch diese beiden mit ihnen gegangen, als Angerufene, ἐπίκλητοι." Es ist kaum anzunehmen, daß von bloßen Bildern soviel Aufhebens gemacht und ihnen eine magische Kraft im Kampfe zugetraut worden wäre.

Neben allem aber, was man von einem Heros in Krieg und Frieden hofft, meldet sich — und zwar schon im Mythus — auch, was von seinem Unwillen (ὀργή) zu fürchten ist. Nach der Einnahme von Ilion liegen die Achäer an der thrakischen Küste vor Anker und können nicht weiter, weil Achill über seinem Grabe erschienen ist und die Opferung der Polyxena verlangt. Einem

durch Feinde bedrängten kretischen Stadthäuptling wird durch ein Orakel befohlen, den Ortsheroen eine Jungfrau zu opfern, und das Los, welches befragt wird, trifft (nach Art des Mythus) seine Tochter. Mahnungen der Heroen wird man sogar nicht immer abgewartet haben; bei wichtigerem Beginnen wurden im voraus Heroen desjenigen Ortes, auf welchen sich die Unternehmung bezog, heimlich gewonnen. Solon erhielt vor seinem Angriff auf Salamis einen delphischen Bescheid, dortige Heroen, „Führer des Landes", zu versöhnen; er fuhr bei nächtlicher Weile hin und opferte dem Periphemos und dem Kychreus.

Tatsächlich nahm der Heroendienst neben allem Götterdienst im griechischen Leben noch spät eine wichtigere Stelle ein, als es auf den ersten Anblick scheint; man möge nur die Jahresfeiern in Betracht ziehen, welche Pausanias im eigentlichen, erinnerungsreichen Hellas überall am Leben fand. Im ganzen wird man schließen dürfen, daß, wo die Grabesehren für gewöhnliche Verstorbene streng beobachtet wurden, dies auch mit dem Heroendienst der Fall gewesen sein möge, denn das zugrunde liegende Gefühl war von Hause aus dasselbe; dazu kam aber noch für die Heroen ein populärer Glaube. Nicht nur im Kriege, sondern in jeder Not und Gefahr scheinen Heroen — wir erfahren nur nicht immer welche — um Schutz angerufen worden zu sein, vielleicht nicht viel weniger als Götter; es gab Heroenheiligtümer, welche ganz voll waren von Exvoto-Gemälden, und da muß das in dem Bau lebend gedachte Wesen als sehr hilfreich gegolten und die Phantasie in hohem Grade beschäftigt haben.

Fragte man freilich nach den Heroen überhaupt, ohne einen einzelnen zu nennen, so meinte das Volk, dieselben brächten ihr Dasein hin mit Zechen auf den Inseln der Seligen, so wie man es in Gruftmalereien und auf Gefäßen häufig abgebildet sah, und — wurde hinzugefügt — wie man es gerne mitmachen würde. Schon bei Aristophanes spricht jemand eine recht zuversichtliche Hoffnung dieser Art aus: „Wir würden ja nicht so bekränzt und gesalbt auf die Bahre gelegt werden, wenn wir nicht drunten sogleich ans Trinken kämen; deshalb heißen ja die Toten Selige (μακάριοι); man sagt: der Selige ist geschieden, er ist entschlummert, der Glückliche! Er hat jetzt keinen Ärger mehr! Und wir opfern ihnen auf heroische Art (ἐναγίσμασιν) wie Göttern und weihen ihnen Trankspenden und bitten sie, uns Gutes heraufzuschicken." So wie hier die gewöhnlich Toten den Heroen ungefähr gleichgestellt werden, so auch in der sehr alten Sitte, das, was beim Essen vom Tische fiel, nicht aufzuheben; nach der einen Aussage, indem man es den werten Verstorbenen überließ, nach einem Fragment des Aristophanes, indem es den Heroen gehöre. Man wird dabei an jene uralten Zeiten erinnert, da die Toten im Hause begraben wurden.

Unter sonst unerhörten Umständen konnte selbst ein Sklave zum

Heros erhoben werden, und zwar auf dem sklavenreichen Chios, etwa um 300 v. Chr. Der sehr fähige Anführer eines Sklavenaufstandes, Drimakos, der die Stadt zu einem vernünftigen Abkommen genötigt hatte, welches sie dann brach, um einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, ließ sich, da er gealtert war, von seinem Liebling töten, damit dieser durch Vorweisung seines Hauptes den Preis erhalte. Als hierauf die Sklaven wieder Raub und Gewalttat übten, erinnerten sich die Chier an die Billigkeit und Mäßigung des Getöteten, errichteten ihm auf dem Lande draußen ein Heroon und benannten ihn als „wohlgesinnten Heros". Dort brachten ihm dann freilich auch die ausgewichenen Sklaven die Erstlinge von dem, was sie zu rauben pflegten; dafür erschien Drimakos manchem Bürger im Traum, um ihm solche Überfälle voraus anzukündigen, und die, welchen er erschien, brachten ihm dann ihrerseits Opfer an seinem Heroon. Hier ist alles bezeichnend, das Merkwürdigste aber wäre, die Anschauungen und Erwägungen der Chier zu kennen in dem Augenblick, da sie ihren Sinn änderten und den Kultus des gefürchteten Toten beschlossen.

Laut der Volksmeinung erschienen die Heroen überhaupt manchen Leuten im Traum; sie hatten aber noch andere Mittel, sich vernehmlich zu machen: Man hörte an ihren Gräbern bisweilen befremdliches Getön. Vom Gesamtgrab der athenischen Gefallenen meldet noch Pausanias das allnächtliche Pferdegewieher und den Kampflärm; wer es absichtlich hören wolle, dem bekomme es nicht gut, wer aber nur zufällig dazu komme, den treffe der Unwille (ὀργή) der Dämonen nicht. Nun gelten sonst, wie oben bemerkt wurde, theoretisch die Dämonen als eine von den Heroen verschiedene, höherstehende Gattung von Wesen, allein das Wort Dämon hatte zu seinen so verschiedenen Bedeutungen beim Volk auch die eines Gespenstes angenommen, und insofern der Heros zum Gespenste wird, heißt er jetzt hie und da in dieser herrenlos gebliebenen Religion auch Dämon, wofür noch weitere Belege folgen werden. Daß der ummauerte geweihte Bezirk (τέμενος), in welchem manches Heroengrab stand, oft für völlig unbetretbar galt, wird seinen Grund nicht bloß in der Sorge vor der Verletzung des Grabes gehabt haben; man wollte wahrscheinlich den Heros schon nicht im Schlummer stören und war überhaupt froh, wenn sich das Gespenst nicht regte. Die wunderlichsten Phantasien verbanden sich mit den Besorgnissen vor diesen Wesen. Ein Heros regt sich z. B. furchtbar, wenn Amtsgenossen derjenigen Verrichtung, die ihm bei Lebzeiten eigen gewesen, beleidigt oder getötet werden. Der Zorn des Herolds der Atriden, Talthybios, über die Tötung der persischen Herolde zur Zeit des Dareios war laut Herodots offenbar sehr ernster Überzeugung nur durch den Untergang des Miltiades und zwei Generationen später von zwei nach Persien bestimmten lakedämonischen Gesandten zu sühnen. Anderseits richtete sich etwa der

Haß eines Heros gegen die ganze Kollegenschaft eines solchen, der ihn beleidigt hatte: Auf Rhodus durfte dem Heroon des Okridion kein Herold nahen, weil einst ein solcher dabei behilflich gewesen war, als dem Okridion die Braut entführt wurde. Zu dieser Feindschaft nach Kategorien gehört auch der Groll eines Heros wegen weiblichen Verrates: Zu Tanagra war, in mythischer Zeit, Eunostos durch Anstiften eines Weibes umgekommen; seinem von einem heiligen Hain umgebenen Heroon durfte nun kein Weib nahen, und bei Erdbeben, Dürre und anderen Wunderzeichen wurde ängstlich nachgeforscht, ob dies nicht dennoch geschehen sei. Noch zu Plutarchs Zeit verließ der Heros in solchen Fällen sein Grab und Leute sahen ihn auf dem Wege zur Küste wie zum Bade wandeln.

Abgesehen von allen Heroengräbern konnte es aber vorkommen, daß Teile einer Heroenleiche noch gar nicht bestattet waren, und dann war zu erwarten, daß ein solcher Heros — unglücklich wie der Elpenor der Odyssee — sich beständig sichtbar erzeigte. Die Gegend des böotischen Orchomenos wurde fortwährend mit Schaden heimgesucht durch das Gespenst des Aktäon, welches auf einem Fels hauste. Auf Anfrage in Delphi erhielt man den Bescheid: Wenn man noch einen Rest von Aktäon (über der Erde) finde, denselben zu begraben, ein ehernes Abbild des Gespenstes zu fertigen und dasselbe an den Fels mit ehernen Banden zu befestigen. Dies alles muß geschehen sein; Pausanias, der das Gebilde noch sah, fügt hinzu: Und noch jährlich bringt man dem Aktäon heroische Opfer.

In der volkstümlichen Anschauung war vielleicht der Heros längst ein gefährlicher Kobold, während man ihn offiziell noch von der feierlichen Seite nahm. Für die Wandlung in den Ansichten ist eine Fabel in der Sammlung des Babrios höchst lehrreich. Auf einem Bauerngut liegt ein Heroengrab; der Landmann bringt Opfer, Kränze und Weinspenden und betet zum Heros um reichliches Gutes; da erscheint ihm derselbe im Traum und spricht: Nichts Gutes gewährt dir ein Heros; um solches mußt du die Götter bitten; wir sind Spender alles Übels, das den Menschen verfolgt. Willst du Übles, dann bitte; auch wenn du nur um ein Übles bittest, gewähre ich dir viele! — Unter den Sprichwörtern und Redeweisen der Alexandriner findet sich das folgende aufgezeichnet: „Um zu sagen: Ich bin keiner von denjenigen, welche den Leuten nichts Gutes gönnen, sagte man: Ich bin keiner von den Heroen", denn, fügt der Aufzeichner hinzu, die Heroen sind eher bereit zu schaden als zu nützen.

Ganz bedenklich war es, wenn der Heros als Inkubus der Frau des Gehöftes einen Besuch machte. Herodot, welcher die Geschichte vorbringt, gilt bekanntlich dafür, daß seine Behandlung spartanischer Dinge nicht völlig frei sei von Bosheiten, die man sich in Athen (und vielleicht auch heimlich unter unzufriedenen Spartanern) erzählte, aber innerhalb des damaligen Gesichtskreises liegt

die Erzählung unvermeidlich. König Demaratos von Sparta hat seine Mutter durch ein feierliches Stieropfer am Altar des „Zeus des Gehöftes" zum Reden gezwungen und von ihr die Auskunft erhalten, er sei, wenn nicht vom König Ariston, dann von dem Heros Astrobakos erzeugt, dessen Heroon im Vorhof des Königshauses stand; der, welcher zu ihr gekommen in der betreffenden Nacht, habe sie bekränzt, die Kränze aber seien von jenem Heroon genommen gewesen.

Die Heroen erzeigen sich ferner nicht bloß als bösartig überhaupt, sondern speziell als prügelsüchtig, und bei Nacht noch mehr als bei Tage, und wenn man, hieß es, sie gerne aus großen Gefäßen trinkend abbilde, so geschehe dies, um jene Eigenschaft eher auf ihre Trunkenheit als auf ihren Charakter (τρόπος) zurückführen zu dürfen. Wer nächtlicherweile mißhandelt worden war, mochte etwa eher einen Heros als einen Bekannten anklagen.

Was vollends von Leidenschaft und Aberglauben im griechischen Gemüte schlummerte, das kam zum Ausbruch bei den großen Kampfspielen, bei den Wettkämpfern selbst wie bei den Zuschauern. Im Hippodrom von Olympia befand sich eine Art von Rundaltar, genannt Pferdescheumacher, Taraxippos, und darin sollte ein malitiöses Wesen hausen, welches man vor der Fahrt durch Opfer zu begütigen suchte. Die meisten glaubten, ein Heros liege darin begraben, etwa Alkathoos, welcher einst, wie andere Freier der Hippodameia, im Hippodrom Unglück gehabt habe und nun auf die Wettfahrenden neidisch und ein übelwollender Dämon sei.

Da nun eine völlige Trennung von Heroen und Gespenstern unmöglich ist, mag in Kürze noch von den letzteren die Rede sein. An solchen ist in Hellas kein Mangel gewesen, und es gehört zu den Wahnvorstellungen über die Glückseligkeit der alten Griechen, daß sich bei ihnen nichts dergleichen hätte erzeigen können. Das meiste ist von ähnlicher Art wie bei anderen Völkern, einiges aber eigentümlich. Zunächst wird es nicht mehr befremden dürfen, wenn zwischen Seelen Verstorbener und Dämonen die Unterscheidung schwankt und unsicher wird, ganz ähnlich wie bei den Heroen.

Vor allem waren und blieben die Gräber unheimlich, weil irgendein Rest des bewußten, geistigen Lebens des Verstorbenen mit der Leiche verbunden geglaubt wurde. Wären es nur die Gräber von Angehörigen des Besuchers gewesen, hätte die Pietät ihn beruhigen können, allein es handelte sich um ganze Gräberstraßen und Nekropolen. In Sparta, wo die Gräber in der Stadt selbst lagen, galt es als eine ganz besondere Anleitung zum Mut für die Knaben, daß man sie an das Gehen zwischen den Grabstätten gewöhnte. Eine ganz widrige Vorstellung begann das Bild der Hekate, einer ehemals sehr vornehmen Göttin, zu verunstalten: man hielt sie mit der Zeit für die Herrin der an den Gräbern haftenden Seelen und suchte sie durch angstvolle Opfer zu bestimmen, diese vom Er-

scheinen abzuhalten; es hieß, daß sie nachts, von Seelen begleitet, unter Hundegebell, in entsetzlicher Gestalt um die Gräber schwärme. Bei den Italiern hatte das Erscheinen von Schatten in größerer Anzahl noch eine viele weitere Bedeutung: Es war ominös und ging großen Ereignissen voran, wie die Verschwörung Catilinas (Dio Cassius XXXVII, 25) und der Tod Cäsars waren (Virgil, Georg. I, 477. Ovid, Metam. XV, 797). Schon zur Zeit Hannibals erschienen in Rom an vielen Stellen Gestalten in der Toga (wenn togatorum statt togarum zu lesen ist) und verschwanden vor den Augen der näher Hinzutretenden. Später, gegen den großen Aufstand der italischen Völker hin (um 90 v. Chr.) sah man zu Fäsulä zwischen den Gräbern eine gewaltige Menge von blassen Leuten in Trauergewand bei Tage scharenweise herumwandeln.

Wenn die Lehre von der Seelenwanderung einen größeren Einfluß auf den griechischen Volksglauben gehabt hätte, so wäre hier auch umständlicher der leibvakanten Seelen zu gedenken und ihres Verhaltens in der Zwischenzeit, bis Hermes sie in neue Leiber leitet; wir lassen dies jedoch auf sich beruhen.

Häufig erschienen Verstorbene den Lebenden im Traume, meist um irgendeines Anliegens willen, wie bei allen Völkern, und nicht immer wird zwischen Träumen und Wahrnehmung im halben oder ganzen Wachen genau unterschieden worden sein. Deutlich aber, und bisweilen in sehr schreckhafter Gestalt, traten solche auf, welche „vor der bestimmten Zeit“ auf gewaltsame Weise ihren Tod gefunden; sie erschienen an der Stelle, wo ihr Leichnam begraben lag.

Die geflissentliche Totenbeschwörung, eine nicht gar zu seltene griechische Praxis, wozu das Interesse sowohl als der Kummer und die Sehnsucht die Hinterlassenen bewegen konnte, wäre hier schon zu erwähnen, insofern sie die Folge von vorhergegangenen Erscheinungen der Toten war. Der Sieger von Platää, Pausanias, ist hier ein doppeltes Beispiel: Das von ihm erdolchte Mädchen aus Byzantion quält ihn durch Erscheinungen und wird endlich gebannt und steht Rede, er selbst aber, nach seinem Untergang, macht dann die Stätte desselben, den Tempel der Athene Chalkioikos in Sparta, als Gespenst unsicher und behelligt (ἐτάραξε) die Besucher, bis durch bannkräftige Leute aus Italien und Thessalien Wandel geschaffen wird. Vielleicht erfolgten sogar die meisten Totenbeschwörungen auf Erscheinungen, wenigstens auf Traumerscheinungen hin; der Tote mußte bewogen werden, mit seinen Wünschen oder Aufschlüssen deutlicher Rede zu stehen. An das Bild einer der Rede und Mitteilung fähigen Schattenwelt überhaupt war die Phantasie der Griechen schon durch den XI. Gesang der Odyssee gewöhnt; daß aber auch die Anrufung der Heroen im Grabe bereits einer Beschwörung nahekommt, ist oben angedeutet worden; der einzelne Tote in seinem Grabe wird als wachend oder als erweckbar angesehen. Bei

Homer dagegen war es das allgemeine „Haus des Hades", wo sich vom Erebos her die Toten in Scharen einfanden.

Für die Totenbeschwörung in der historischen Zeit gab es dann bestimmte Örtlichkeiten (Nekyomanteia, Psychomanteia, Psychopompeia) und ein Personal von sogenannten Psychagogen, wahrscheinlich nicht einmal in völligem Geheimnis. Eine soviel als unbeaufsichtigte Religion, wie die griechische, konnte neben so vielen rauschenden Festlichkeiten und verehrten Mysterien recht wohl auch ein Ritual wie das der Nekromantie dulden. Wenn Plato dieselbe nur als ein Verbrechen völlig ruchloser Menschen gelten läßt, vielleicht weil er Nekromanten oder Psychagogen (wie er sie nennt) zufällig nur als Betrüger kannte, so hatte die Sache doch auch ihre tröstliche, besänftigende Seite, und mitzuhalten war ja niemand gezwungen, und wenige mögen dazu reich genug gewesen sein. Das Hervorrufen von Schatten kommt auch außerhalb Griechenlands bei verschiedenen Völkern und Rassen und nicht bloß bei der Hexe von Endor vor, auf welche König Saul sich angewiesen sah, nachdem er selber die „Totenbeschwörer und klugen Männer" aus dem Lande geschafft hatte. Man lese mit einigem Nachdenken das 28. Kapitel des ersten Buches Samuel, und man wird nicht mehr durchaus der Meinung Platos sein, sondern zugeben, daß die Psychagogen völlig überzeugte Menschen wenigstens sein konnten. Diese Dinge sind allermindestens so ernst zu nehmen wie das, was unsere Zeit hat erleben müssen, daß nämlich mitten in unseren Großstädten zwischen Börsenkursen, politischen Sensationstelegrammen und Feuilletonsnovellen der Spiritismus hat unzähligen Leuten über den Kopf wachsen können.

Von dem Ritual erfahren wir natürlich soviel wie nichts, indem schon die Berichterstatter darüber gewiß meist im Dunkel blieben. Wachend und besonnen mögen einige den Schatten erwartet haben, andere vielleicht in Ekstase oder in Betäubung, wieder andere in einem auf bestimmte Opfer erfolgten Traum, so daß der ganze Hergang dem des Tempelschlafes glich; dieser aber pflegte durch das Personal des Heiligtums irgendwie, vielleicht durch magnetische Behandlung herbeigeführt zu werden. Aus unbestimmter Zeit ist eine Schilderung dieser Art vorhanden, welche zufällig die umständlichste Nachricht von Totenbefragungen überhaupt ist. Im griechischen Terina, an der Westküste von Bruttium, starb dem reichen Elysios sein hoffnungsvoller Sohn Euthynoos plötzlich und ohne kenntliche Ursache; aus Sorge, es möchte Gift oder Zauber im Spiele gewesen sein, begab sich Elysios in ein Psychomanteion, brachte die „gebräuchlichen" Opfer und legte sich zum Schlaf. Da sah er folgendes Gesicht: ihm erschien sein eigener Vater, welchen er dringend bat, ihm den Urheber des Todes seines Sohnes anzugeben. Der Vater anwortete: „Deshalb komme ich! Nimm aber von dem da an, was er dir bringt. Da wirst du alles erfahren!" — und

dabei deutete er auf einen ihm folgenden Jüngling, welcher dem Sohne glich, auch im Alter. Elysios fragte diesen, wer er sei, und derselbe antwortete: „Ich bin der Dämon deines Sohnes", und gab ihm ein Schreibtäfelchen, auf welchem zu lesen war: Du fragtest, Törichter? Einfältiger Sinn der Menschen! Euthynoos ist tot nach Fügung des Schicksals (μοιριδίῳ θανάτῳ), denn daß er weiterlebte, wäre nicht gut gewesen, weder für ihn noch für die Eltern!

Einfacher war die Totenbefragung durch Schlaf auf oder bei dem betreffenden Grabe. Kyrsas von Chios, der den Sokrates in Athen besuchen wollte, traf ihn nicht mehr lebend und schlief dann an dessen Grabe; da erschien ihm Sokrates im Traum und redete mit ihm, Kyrsas aber, „nachdem er dies eine von dem Philosophen genossen", fuhr wieder von dannen. Die Pythagoreer dagegen, deren Freundschaftspflichten über den Tod hinausreichten, übten bisweilen am Grabe des Genossen nicht bloß Trankopfer (und sogar Brandopfer), sondern auch eigentliche Beschwörung, bis ihnen irgendwie geantwortet wurde.

Es wird anzunehmen sein, daß bei weitem die meisten Fälle der Totenbefragung geheim blieben, und daß wir von solchen Fällen nur zufällig erfahren, wenn es etwa eine berühmte Persönlichkeit betraf. Und so kann es auch beträchtlich mehr Nekyomanteia gegeben haben als die, welche erwähnt werden. Der Traum hatte bei den Griechen ein ganz anderes Gewicht als bei uns, und gewiß sehr häufig kamen Traumerscheinungen Verstorbener vor, welche etwas wünschten oder von welchen man etwas zu wünschen hatte; sobald man sich nun das überaus Schreckhafte wegdenkt, welches unsere jetzige Phantasie mit solchen Vorgängen verbindet, und dafür die Möglichkeit einer Pietätspflicht eintreten läßt, so war die Beschwörung nicht etwas so Außerordentliches. Im Geräusch von Athen vernimmt man allerdings kaum einen Ton dieser Art, doch wird bei Aristophanes auf das Beschwören überhaupt angespielt als auf eine Übung, welche den Zuschauern bekannt und verständlich sein mußte. Wie selten dann aber auch Jahrhunderte hindurch die Spuren sein mögen, in der römischen Zeit taucht die Praxis wieder sehr deutlich empor und nicht bloß bei gewissen Kaisern, sondern auch im Privatleben, so daß man voraussetzen darf, daß sie nie völlig aufgehört hatte. Nur war sie beweglicher geworden und nicht mehr an bestimmte Heiligtümer gebunden, auch mögen sich ihrer die verschiedensten Leute bemächtigt haben statt der alten Psychagogen von Beruf.

Auch ganze Scharen dämonischer Wesen, deren abendländisches Gegenstück etwa das wilde Heer in seinen vielen Variationen sein mag, machen sich im Altertum bisweilen sichtbar oder doch hörbar. Am Tage der Schlacht von Salamis, auf dem der Insel gegenüberliegenden thriasischen Gefilde erhob sich von Eleusis her ein Staubwirbel „wie von dreißigtausend Menschen" und ein Schall wurde

hörbar, in welchem der sogenannte mystische Iakchos, das Prozessionslied der Athener beim Zuge der alljährlichen Eleusinien, sich erkennen ließ. Attika ist in jenem Augenblick von seinen Bewohnern geräumt, und der Zug nach Eleusis, welcher eben an jenem Tage geschehen sollte, ist unmöglich; ein Geisterzug tritt für diesmal an seine Stelle; dreißigtausend aber ist die dem Herodot geläufige Zahl der attischen Bürger. Das der Sage zugrunde liegende Gefühl kann zunächst sein, daß die Gottheiten von Eleusis oder auch, daß die Athener auf das hehre Fest unter gar keinen Umständen verzichten können. Neuere aber sind in poetischer Auffassung des Ereignisses weitergegangen: „Es sind die Seelen eingeweihter Athener, zu Heroen gewordene Geister, welche ihre Herrin, die eleusinische Göttin, aussendet" (Schöll) — was auf sich beruhen mag. Das merkwürdigste jedoch ist, daß der eine der beiden Augenzeugen des Herganges, der Athener Diäos, über die Erscheinung wie selbstverständlich Bescheid weiß, und seinem Genossen, dem spartanischen König Demaratos, ganz unbefangen erklärt: Das Getön sei ein gottgesandtes und bedeute eine Hilfe für die Athener und ihre Verbündeten; lasse es sich auf dem Peloponnes, also auf dem Festlande, nieder, so werde Xerxes und sein Heer auf festem Boden Schaden leiden; wende es sich über die Schiffe bei Salamis, so werde der König seine Flotte verlieren. In der Tat wurde aus Staubwirbel und Schall eine Wolke, welche emporstieg und dann bei Salamis sich auf das Lager der Athener niedersenkte. Dies ist vielleicht die früheste Kunde von einem in der Folge stark verbreiteten Glauben an in der Luft erscheinende Geisterheere, welche entweder beiden auf Erden kämpfenden Parteien oder nur der zum Siege bestimmten entsprechen. Noch in den Kriegen Konstantins kommen solche himmlische Legionen regelmäßig vor, sodann in zahlreichen Aussagen unseres Mittelalters, ja in Kunden der neueren und neuesten Zeit, je nachdem in furchtbaren Augenblicken Wolkenbilder die Phantasie aufregten.

Bei diesem allem handelt es sich um Reflexe aus dem Menschenleben, und auch die Geisterscharen Konstantins sind, wenigstens so, wie sie Griechen und Heiden sichtbar erschienen sein sollen, das Abbild irdischer Scharen. Anders tönt es, wenn ein Gott mit Gefolge einen Herrscher verläßt, der zu einem bösen Schicksal bestimmt ist. Als Oktavian gegen Alexandrien im Anzug war, um die Mitte der Nacht, da die ganze Stadt den Atem anhielt aus Furcht und Erwartung des Kommenden, hörte man plötzlich den harmonischen Zusammenklang vieler Tonwerkzeuge und Jubelruf und Tanzschritt wie von Satyrn, als zöge ein lärmender bakchischer Zug hinaus; es rauschte mitten durch die Stadt gegen dasjenige Tor hin, wo die Feinde nahten, dort wurde es am lautesten und verstummte dann. Wer nachdachte, sagte sich, Antonius werde wohl von demjenigen Gotte verlassen, welchem er sich stets am meisten

verglichen und in der Lebensweise genähert hatte: der dionysische Schwarm hatte sich gespenstisch reflektiert, unsichtbar, aber laut genug. Hierher gehört auch die — gewiß nicht israelitische, vielleicht römische, noch eher hellenistische — Vorstellung, welche sich hundert Jahre später an einen geheimnisvollen Vorgang im Tempel von Jerusalem knüpfte, kurz vor Einnahme der Stadt durch Titus: Der Bau leuchtete von feurigen Wolken, die Pforten gingen plötzlich auf; eine mehr als menschliche Stimme erschallte: „Die Götter ziehen hinaus!" und dabei vernahm man „gewaltige Bewegung der Hinausschreitenden".

Von dem bloß Hörbaren war eben manches nicht eigentlich gespenstisch, sondern die Stimme eines außermenschlichen Wesens, besonders einer warnenden Gottheit. Aus Bäumen, Flüssen, Quellen glaubte man hie und da deutliche Worte zu vernehmen, und von dem Ton, welcher bisweilen die Ohren treffe, meinte wenigstens Pythagoras, es sei eine Stimme der „Höheren", was man freilich auf Götter wie auf Dämonen, Heroen und selbst einfach auf Verstorbene beziehen kann. Die Ausdrücke hiefür (ὄσσα, φήμη, κληδών) sind sämtlich von schwebender Bedeutung und bezeichnen auch nur ein schnell herumgehendes Gerücht oder ein von Menschen ohne Absicht gesprochenes, aber ominös aufzufassendes Wort usw. In der so geheimnisvoll erzählten Geschichte von der Schlacht von Mykale, bei deren Beginn man schon den am nämlichen Tag in weiter Ferne erfochtenen Sieg von Platää erfuhr, läßt uns Herodot im Dunklen darüber, welche Art von Offenbarung eigentlich stattfand; eine späte rationalistische Erklärung geht dahin, daß der Feldherr Leotychides eine Depesche ersonnen habe. Neben der gewaltigen Menge sonstiger Prodigien freilich verschwinden bei den Griechen diese von unbekanntem Munde durch die Luft tönenden Worte, während bei den Römern sehr laute Götterstimmen dieser Art nicht zu selten vorkommen; wegen der vor dem gallischen Überfall geschehenen Warnung erhielt sogar der „Redesprechende", Ajus Locutius, einen eigenen Tempel. Als der zum Unglück bestimmte Konsul Mancinus sich im Herkuleshafen nach Spanien einschiffte, hörte man unversehens das Wort: „Bleibe, Mancinus!" Unter den Prodigien des Julius Obsequens, der dies meldet, werden auch Stimmen in verschlossenen Tempeln erwähnt.

Einmal hat ein Schutzgeist der Tiere des Waldes sich unsichtbar vernehmen lassen. Aus alten makedonischen Sagen wußte man, daß einst ein Königssohn auf hitziger Jagd nach Rotwild in einer Schlucht eine Stimme hörte: „Taste die Hirsche und Rehe nicht an!" Er sah sich rings um, bemerkte nichts und wich von dannen, in der Furcht, die Stimme möchte „von einer höheren Ursache her" laut geworden sein.

Wahrhaft schauerlich darf man sich die Wirkung des Gelächters unsichtbarer Wesen vorstellen. Als Mithridates in Kleinasien einen

Eumenidenhain in Brand setzte, hörte man ein ungeheures Gelächter „sine autore", worauf die Seher doch ein Menschenopfer an die beleidigten Göttinnen verlangten; nun aber drang noch aus der Halswunde des gemordeten Mädchens ein Lachen hervor, welches „das Opfer störte". Und als Caligula den olympischen Zeus des Phidias wollte nach Rom schleppen lassen, um demselben dort seinen eigenen Bildniskopf aufzusetzen, tönte der Tempel von Gelächter, sobald jemand von den beauftragten Leuten das Werk nur anrühren wollte.

Vierter Abschnitt

DIE ERKUNDUNG DER ZUKUNFT

„Wo wäre eine Nation, wo eine Bürgerschaft, welche sich nicht bestimmen ließe durch Voraussagungen, die von Eingeweideschauern, Ausdeutern von Mißgeburten und Blitzstrahlen, Auguren, Sterndeutern, Losen, Träumen und Wahrsagern ausgehen?"

So ruft Cicero, und im Namen des Altertums mit vollem Recht. Die unermeßliche Menge von Vorzeichen und Weissagungen jeder Art, von welchen die alten Schriftsteller bei jedem Anlaß und meist im vollen Ton des Glaubens berichten, sind von jeher allen Lesern aufgefallen. Die Kunde von diesen Dingen erscheint schon auf den ersten Blick als unentbehrlich für die Erkenntnis der griechischen und römischen Religion, und die Betrachtung hat sie gerne zusammengefaßt unter dem Gesamtnamen „Offenbarungen". Wir glauben indes einen Titel vorziehen zu müssen, welcher gestattet, den Gegenstand auch abgelöst von der Religion zu betrachten, weil er mit derselben nur teilweise zusammenhängt.

Die Zukunft durch allerlei Tun zu bewirken und herbeizuführen, hat man in allen Zeiten und bei allen Völkern gewünscht und versucht. Außerdem will unsere jetzige Zeit die Zukunft womöglich vorausberechnen, sosehr auch Ungeduld und leidenschaftliches Wünschen sie dabei stören mögen. Ob diejenige Quote Wahnes, von welcher sie dabei geführt wird, wesentlich geringer ist als in den Zeiten des sogenannten Aberglaubens, wird schwer zu sagen sein. Das Altertum dagegen, wie die meisten Heidentümer überhaupt, glaubte das Künftige auf wunderbare Weise erfahren zu können. Wo das neuere Weltalter auf denselben Pfaden ging, war dies entweder ein Rest des keltisch-germanischen Heidentums oder eine Einwirkung des antiken Aberglaubens, wie hie und da zur Zeit der Renaissance. Wenn nicht die Kirche des Mittelalters mit allen Kräften diese Dinge bekämpft hätte, so würde noch sehr vieles davon lebendig vorhanden sein. Nun aber dürfen wir im ganzen wohl sagen, es sei einer der stärksten Unterschiede, welche zwischen uns und der alten Welt obwalten, daß diese die Zukunft wunderbar zu erkunden hoffte oder glaubte und wir nicht. An der Tatsache des Zeichens, der Ahnung zweifelte damals niemand, und sobald wir die Griechen deshalb zur Rede stellen wollten, so würden sie uns antworten: Wenn ihr unsere Augen hättet, so würdet ihr sehen, daß sich uns die Zukunft durch Vorzeichen aller Art aufdrängt. Täglich aber ließ man sich dieselben auch gefallen, nur um bei den gewöhnlichsten Handlungen sich das Nachdenken und den Ent-

schluß zu ersparen. Von dieser ganzen Denkweise ist die unserige durch eine tiefe Kluft geschieden.

Der wichtigste Anlaß, zunächst von den Göttern den Ausgang irgendeiner Sache zu erfahren, waren diejenigen Bittopfer, bei welchen Tiere geschlachtet wurden, und hier war die Anwesenheit eines Zeichendeuters wenigstens erwünscht, wenn auch nicht notwendig. Alle Opfer sind im Grunde ominös, dieses aber in vorzüglichem Grade, weil aus der normalen Beschaffenheit der Eingeweide, besonders der Leber des Tieres, einstweilen geschlossen wurde, daß das Opfer der Gottheit mindestens genehm sei, und hieran schloß sich jener geheime Gedanke an Erhörung. Die ungesprochene Voraussetzung ist, daß die Gottheit je nach ihrem Willen dem Opfernden ein innerlich normales oder anormales Tier in die Hände gespielt habe. Vorbedeutungsvoll war auch das Verhalten des Opfertieres, ja der bereits auf dem Altar brennenden Teile desselben, sowie die Art der Flamme, an welche sich sogar ein besonderer Zweig der Weissagung (die Empyromantie) anschloß. Mag nun die italische Eingeweideschau die griechische an ängstlicher Umständlichkeit noch um vieles überboten haben, so wurde doch auch die letztere sehr ernst genommen, wovon weiterhin bei Anlaß des Mantis die Rede sein wird.

Sodann gewähren im Epos die Götter hie und da den Menschen Vorzeichen auf deren Bitten hin. Priamos erbittet sich von Zeus als Zeichen eines günstigen Ausganges bei seiner Fahrt nach dem Lager des Achilleus die Sendung des Adlers; Odysseus, bevor er sich im Wettschießen mit den Freiern offenbaren wird, erfleht ebenfalls von Zeus ein Wunder (τέρας) und eine vorbedeutende Rede; das erstere erfolgt in Gestalt eines Donners, die letztere im zufällig belauschten Worte einer Mühlsklavin. Die großen Himmelserscheinungen aller Art, Donner, Blitz, Sonnenfinsternisse usw., galten immer dann als gottgesandt und vorbedeutungsvoll, wenn die Gemüter gespannt und aufgeregt waren; aber auch im gewöhnlichen Leben scheint der Grieche nie ganz gleichgültig dabei gewesen zu sein, wenn er gleich weit davon entfernt blieb, einer umständlichen Blitzlehre anheimzufallen wie die Etrusker. Die Erscheinung und die Flugweise der Vögel, zumal der hochschwebenden Raubvögel, welche bei verschiedenen Völkern als Zeichen von etwas Künftigem galt, kann von göttlicher Sendung sein, wenn dies ausdrücklich gesagt wird, sonst aber ist die Schicksalsbedeutung hier von zu altem und universalem Ursprung, als daß wir sicher sagen könnten, wie weit ein Götterwille mitwirkt.

Im Verlauf der Zeit ist die Begegnung bestimmter Vogelgattungen eines der alltäglichsten Vorzeichen, wobei kaum jemand an eine göttliche Sendung dachte. Allein auf solchen Vögeln, welche zu der Begleitung bestimmter Gottheiten (auch als deren Ergötzung, ἀθύρματα) gehörten, wird wohl ein Abglanz der Göttlichkeit geruht

haben, und die Raben Apollons schufen, wie es scheint, für alle Raben überhaupt ein höheres Vorurteil. Die Eule, wo man sie irgend sah, galt als das geweihte Tier der Athene, und Agathokles bei seiner überkühnen Fahrt nach Libyen führte heimlich einen Schwarm von Eulen mit für den Fall einer völligen Mutlosigkeit der Mannschaft; als die Tiere losgelassen wurden, durch die Phalanx flogen und sich auf die Schilde und Helme der Soldaten setzten, wurden diese alle voll Mutes, indem ihnen die Göttin damit den Sieg weissage. Bei Tempeltieren war das Verhalten ominös, weil sie (dachte man) ein Mitwissen von dem Willen oder Vorauswissen der betreffenden Gottheit haben konnten; wenn man beim Apollotempel von Myra in Lykien die Fische fütterte und dieselben tüchtig einbissen, wurde auf die Gnade des Gottes geschlossen, wenn sie dagegen das Essen verschmähten, auf seinen Zorn. Auch was sonst in irgendeinem Bezug zu einem Tempel gehörte, wenn es vorbedeutungsvoll war, konnte dies doch nur sein durch die Nähe der Gottheit. So sind z. B. manche Quellen bei Heiligtümern wahre Orakel gewesen. Wer in diejenige des Apollon Thyrxeus im lykischen Kyaneä hineinschaute, konnte sehen, „was er wollte", das heißt irgendein künftiges Ereignis, um welches ihm besonders zu tun war. Vor dem Demetertempel zu Paträ stieg man eine Treppe nieder zu einer Quelle, welche nur von Kranken besucht wurde; sie hätten können unmittelbar in das Wasser schauen und sich dort lebend oder tot sehen, wie Marko, der Serbe, als er auf dem Gebirge in den Brunnen zwischen den Tannen blickte.

Eine ganz ernste Anfrage war in Sizilien auch die an den Krater des Ätna: schlang er die (meist kostbaren) Gaben hinunter, so war das Zeichen ein gutes, wo nicht, ein unglückliches.

In hohem Grade vorbedeutungsvoll waren bis spät in die römische Zeit die Veränderungen, welche vor großen Ereignissen mit den Bildern, Geräten und Weihgeschenken in und an den nahen Tempeln vor sich gingen: das Aufgehen der Pforten, das Schwitzen der Götterbilder, die Spinnweben an denselben, das Verschwinden der in die Heiligtümer geweihten Waffen usw. Offenbar liegt die Voraussetzung zugrunde, daß die Gottheit selbst die Veränderung bewirkt habe, um den Menschen etwas Wichtiges anzukündigen, und dieser Glaube war im Volke so stark verbreitet, daß verwegene Anführer in entscheidenden Augenblicken solche Wunder künstlich bewerkstelligten oder erdichteten, wie z. B. Epaminondas vor der Schlacht bei Leuktra. In kritischen Stunden konnte überhaupt einer Mannschaft schon das ganz Zufällige leicht zum Vorzeichen werden, und der Anführer mußte, wo möglich, nur die nötige Fassung behaupten, alles zugunsten des Heeres zu deuten.

Bisher war nur von Vorzeichen die Rede, welche ungefragt oder nur im allgemeinen um ein Ja oder Nein befragt oder erbeten sich kundgaben; bisweilen stellten sie ein bestimmtes (ersehntes oder

gefürchtetes) Ereignis in Aussicht, oft aber bezeichneten sie nur dunkel die Zeit und den Augenblick als irgendwie entscheidungsvoll. Näheres und einzelnes dagegen mußte erkundet werden durch Erfragung, sei es, daß man selber die betreffende Kunst lernte, oder daß man einen Wahrsager und Zeichendeuter zu Hilfe nahm. Von diesem „Mantis" und seiner Stellung im Mythus und der Poesie wird weiterhin die Rede sein und ebenso von seiner besonderen Aufgabe in der geschichtlichen Zeit; allmählich aber war daneben auch eine dem gewöhnlichsten Wahn entsprechende Menschengattung entstanden, welche das natürliche Interesse hatte, den Zeichenglauben unter den Menschen nach Kräften aufrechtzuerhalten. Diese Art von Wissen ist es, welche später eine so umständliche literarische Aufzeichnung gefunden hat. Da hört man von einer Zukunftsermittlung aus gelegten Losen, aus Stäbchen und Steinen, aus einem Sieb oder einem Becken, aus den Linien der Hand, aus den Zügen der Gesichter, aus dem Verhalten von dressierten Hähnen, aus der Feuerflamme usw., wozu eine Menge von gesprochenen Formeln, geschriebenen Worten, Knoten, Zahlen, Amuletten und Talismanen gehörten; ein endlos wogendes Meer von Vorgängen, wovon eine Menge Leute lebten, zum Teil dieselben, welche auch Traumdeuter, Kurpfuscher und Beschwörer waren.

Andere aber befragten irgendwie die Gottheit. Von den eigentlichen Orakeln sprechen wir später; zunächst mag es sich nur um die flüchtige Anfrage wegen eines Falles im täglichen Leben handeln. In den „Wolken" des Aristophanes neigt Strepsiades das Ohr an die Herme vor seinem Hause, flüstert dem Gott seine Frage zu und glaubt die Antwort zu vernehmen, er möge diesmal keinen Prozeß erheben. Auf der Agora zu Pharä in Achaia stand eine solche Herme mit einem steinernen Herd und ehernen Leuchtern; man kam abends, zündete diese an, opferte Weihrauch, legte eine Münze hin, fragte den Gott ins Ohr und ging dann mit verhaltenen Ohren von dannen; erst außerhalb der Agora nahm man die Hände von den Ohren, und das nächste Wort, welches man dann zufällig zu hören bekam, war Weissagung (μάντευμα). Bei magischen Begehungen aller Art wurde übrigens Hermes insbesondere angerufen als carminum vector; der Götterbote wird dafür in Anspruch genommen, die Formeln höheren Orts zu übermachen. Sonst gehört ihm entschieden eher die niedere Mantik, wie Apollo die höhere.

Zur niederen gehört unter anderem die Ermittlung der Zukunft aus Lossteinchen (κλῆροι, ψῆφοι) und Würfeln. Alles Loswerfen und Losziehen ist eine allbekannte Praxis des täglichen griechischen Lebens, welche sich gewiß meist ohne einen Gedanken an die Götter als bloßer Entscheid für das Handeln oder als bloße Erkundung des Schicksals vollzog, und auch die Würfel dienten gewiß von jeher nicht bloß dem Spielgewinn; außer diesen Steinchen, Astragalen, Würfeln, Stäbchen usw. aber pflegte das Altertum noch

mit anderen Gegenständen einen Entscheid oder Bescheid hervorzurufen, in der römischen Zeit sogar mit dem Aufschlagen des Virgil.

Die umfangreiche und vielbehandelte Frage über die Traumweissagung der Griechen kann hier nur in kurzen Andeutungen berührt werden; ihr größtes Interesse würde sie ohnehin nur gewinnen, wenn sie im Zusammenhang mit dem Traumwesen aller Völker besprochen werden könnte. Nach der großen Zahl und dem Ernst der Berichte bedeutungsvoller Träume von der mythischen bis auf die späteste Zeit zu urteilen, muß der Traum bei den Griechen ein ganz besonderes Gewicht gehabt haben, und die starke theoretische Beschäftigung mit demselben würde dies noch außerdem beweisen. Alle möglichen Entschlüsse erfolgen auf gehabte Träume hin, ohne daß in der Regel gesagt würde, dieselben seien gottgesandt gewesen. Wie in der Erkundung der Zukunft überhaupt, so sind namentlich hier Altertum und moderne Zeit völlig verschiedene Welten, indem ja heute selbst im ärmsten Volke der Traumglaube (etwa den an Lotterienummern ausgenommen) nahezu erloschen ist. Zur Pflege des Traumwesens gehört, scheint es, eine gewisse Muße, welche in dem eiligen Leben der heutigen Zeit weder groß noch klein gegönnt wird, auch hat die Wissenschaft das Physiologische daran zu deutlich bloßgelegt. Wem aber noch von Zeit zu Zeit ein Wink darüber zuteil wird, daß Traum, Ahnung und Fernsehen einander nicht immer fremd sind, der wird vielleicht für klug finden, kein Aufhebens davon zu machen.

In betreff der Griechen gilt vorweg auch hier der Satz, daß selbst die Gottheit, wenn sie vorbedeutende Träume sendet, die Schicksale nur zu wissen und nicht zu bestimmen braucht, denn diese gehören vielleicht nur dem allgemeinen Strom der bloßen Notwendigkeit an. Doch gibt es außer den weissagenden Träumen auch solche, die in die Warnung übergehen und den Menschen befähigen sollen, Kommendes abzuwenden, und hier tritt allerdings die Gottheit mittelbar als schicksalsbestimmend auf. Für gesendet nämlich gilt der deutungswürdige Traum ganz im allgemeinen und hat daher immer etwas von einer höheren Offenbarung, nur sind es nicht bloß Götter, sondern auch Mittelwesen wie Heroen und Dämonen, welche im Schlaf das menschliche Bewußtsein mit Bildern heimsuchen. Für bloß dämonisch hielt Aristoteles die Träume: „wenn ein Gott sie sendete, so kämen sie auch bei Tage, und den Weisen" — nämlich nicht den ersten besten. Natürlich blieb aller Spekulation der Philosophenschulen über die Fähigkeit der „im Schlafe freigewordenen Seele" ohne allen Einfluß auf die enorme tatsächliche Traumpraxis.

Von allem Anfang an ist der Mythus reich an Traumsagen und der epische Gesang bemächtigte sich ihrer in der ergreifendsten Weise. Bei Homer kommt der Traum überhaupt von Zeus; im Hymnus ist dann Hermes der „Führer der Träume", der „Nacht-

späher". Die Träume werden Persönlichkeiten und haben ihren besonderen Ausflug aus dem hörnernen und dem elfenbeinernen Tor; erst spät tritt dann ein allgemeiner Traumgott, Morpheus, auf, nachdem es einen Schlafgott schon bei Homer gegeben. Der Traumdeuter kommt schon in der Ilias (I, 63) vor in derselben Reihe mit dem Mantis und mit dem Opferer, und er könnte einer der ältesten Berater der Mächtigen sowohl als der Leute vom Volk gewesen sein. Die historische Zeit ist dann dauernd so traumsüchtig wie die mythische und heroische, und bis in das späteste Heidentum bleibt die Traumdeutung, neben so zahlreichen anderen Weisen die Zukunft zu erkunden, vielleicht die allerhäufigste.

Zunächst befehlen die Götter dem Menschen eine Menge von Sachen im Traum, unter anderem bestimmte heilige Dienste und den Besuch ihrer Tempel, und wenn z. B. dem Pausanias so oft das Geheimhalten von Mysterien in Träumen vorgeschrieben wird, so ist wohl die Erscheinung der betreffenden Gottheit vorauszusetzen. Überhaupt erscheinen die Götter häufig, und die spätere Traumdeuterkunst besaß eine umständliche Lehre über den sehr verschiedenen Wert solcher Träume, je nach Stand, Lage und Charakter des Schauenden und dem Verhalten des Gottes. Merkwürdigerweise erschienen statt der Götter oft ihre Statuen, welche in der späteren Volksphantasie sich mögen dem Gedankenbild von den Göttern substituiert haben.

Allein der Mensch wartete oft solche Erscheinungen nicht ab, sondern suchte selber gewisse Tempel auf, um dort zu schlafen und im Traum Vorschriften für sein Verhalten zu empfangen; der Tempeltraum tritt in eine Reihe mit den weiterhin zu besprechenden Orakeln. Es konnte sich dabei um wichtige politische Entscheide handeln. Im Heiligtum der rätselhaften Pasiphae zu Thalamiai in Lakonien schliefen zu kritischen Zeiten Ephoren, um Offenbarungen zu erhalten, und noch spät im 4. Jahrhundert v. Chr. sandte der athenische Demos drei Boten nach Oropos, um im dortigen Amphiaraostempel träumend Auskunft zu bekommen wegen eines zweifelhaften Besitzes von Tempelland. Sonst wird auch um Entscheide für das Privatleben geträumt worden sein, und z. B. Tempel von Meeresgottheiten wird man wegen des Erfolges von Seefahrten aufgesucht haben. Ein solcher war das Heiligtum der Ino unweit jenes nämlichen Thalamiai, offenbar eine stark besuchte Stätte, denn Pausanias fand das Tempelbild dergestalt in Kränze eingehüllt, daß er den Stoff, aus welchem es bestand (es war Erz), nicht erkennen konnte; die Göttin „ließ in bezug auf das, was man zu erfahren wünschte, Träume erscheinen".

Unter der gewaltigen Menge von Vorzeichen aller Art, welche die spätere Kaiserzeit beherrscht haben, nimmt der weissagende Traum — sosehr sich die sonstigen Prodigien in den Vordergrund zu drängen suchen — noch immer eine mächtige Stelle ein, und

auch das Christentum brachte später hierin keine weitere Veränderung hervor als diejenige, welche sich auf die traumsendenden Mächte bezog. Nero hatte nie geträumt, bis ihm nach dem Muttermord jener Schreckenstraum wurde, welchen Sueton (Kap. 46) erzählt. Vorzüglich Septimius Severus ist von Träumen umgeben und bedingt und hat ein Vorgesicht auf dem römischen Forum durch ein großes ehernes Bildwerk verewigen lassen.

Hier ist nun die Stelle, des griechischen Sehers und Wahrsagers, des Mantis im Zusammenhang zu gedenken. Schon für die Deutung der Vorzeichen überhaupt und der oft so dunklen Sprüche der Orakel war er eine erwünschte Hilfe, und auch die Traumdeutung wird, sobald er sich in der Nähe befand, ihm von selbst obgelegen haben. Bei den größeren Opfern ist er, wie oben gesagt, der Deuter der Tiereingeweide, und dieses Amt bleibt ihm dann in der ganzen historischen Zeit. Nochmals muß bei diesem Anlaß auf die relative Ohnmacht des griechischen Priesterwesens hingewiesen werden, welches sich die Übung der Mantik hat müssen entgehen lassen, weil es an bestimmte Tempel gebunden war; der Mantis dagegen ist beweglich und kann überall auftreten; Opferer aber ist jedermann, und sobald das Opfer zugleich ein Vorzeichen sein soll, kann er des Mantis bedürfen, den Priester aber entbehren. Eine offizielle Definition dessen, was ein Mantis sei und zu tun habe, gab es allerdings nie; die Persönlichkeit und ihr Ruf wird die engeren oder weiteren Grenzen des Tuns bestimmt haben. Bei den Germanen stand der Seher ungleich höher, denn hier war er zugleich der Priester, Weissager und Zauberer; vollends aber ist bei dem Griechen nicht die Rede von jener mächtigen Gestalt des Propheten, welche bei den Hebräern dem König und dem Priester gegenübertritt, denn auch die am höchsten verklärten Seher des hellenischen Mythus reichen nicht von ferne an diesen, aber unentbehrlich ist der Mantis doch geblieben und eine der Figuren, ohne welche das Bild dieses Volkslebens unvollständig wäre.

Die Zukunft, welche er enthüllt, kann auch hier wieder eine von Göttern gewollte und verordnete oder nur ein blindes Schicksal sein, und er erkennt sie durchaus nicht immer. Derselbe Hesiod, welcher von Akarnanen die Mantik gelernt und, heißt es, sogar mantische Dichtungen geschaffen haben soll, sagt doch: „Kein sterblicher Mensch ist solch ein Seher, daß er den Sinn des ägishaltenden Zeus wüßte.“ Sogar die Begabung und Sendung des mythischen Mantis wird sehr verschieden aufgefaßt, als kaum von Göttern verliehen, öfter aber von ihnen beneidet und bestraft, zumal durch Erblindung; Phineus ist blind geworden, weil er den Menschen die Zukunft weissagte. Wohl mag sich dann auch die Meinung so gewendet haben, daß auserwählten Blinden wie der Gesang so auch die Mantik zugetraut wurde als ein inneres und höheres Schauen statt des verlorenen äußeren. Doch wird man sich

vor einer allzu poetischen Auffassung hüten lernen, wenn man das Verhältnis des Mantis der Urzeit zu den Tieren erwägt. Mehrere Tiere gelten nämlich als besonders ahnungsfähig, z. B. die Bienen, Ameisen, Mäuse usw., den Vögeln (freilich auch den Holzwürmern) traut man ohnehin eine Sprache zu, und nun macht der Mythus die Tiere zu Lehrern des Sehers.

Doch bleibt wenigstens die Stellung des Mantis bei den großen Dichtern eine höhere als in der Volkssage. Homer gönnt seinem Theoklymenos beim letzten Gelage der Freier ein vollständiges und sehr furchtbares Vorgesicht ihres baldigen Unterganges; die Tragödie vollends erhebt den thebanischen Greis Teiresias zu einer ihrer feierlichsten Gestalten. Nachdem ihm von den Gewalthabern schweres Mißtrauen und bitterer Hohn, sogar wegen Geldgier, zuteil geworden, behält er nicht nur tatsächlich immer recht, sondern Sophokles stattet ihn mit einer hohen Macht der dunkel weissagenden Rede aus und läßt ihn den Hohn zurückgeben. In „König Ödipus" bildet die Mantik, sowohl die des Sehers wie die der Orakel, die allverbindende Hauptkraft des Stückes, und ebenso in dem von Anfang an so ahnungsvollen „Agamemnon" des Äschylos. Hier wird sie wiederum in eigentümlich grandioser Weise persönlich in der Gestalt der Kassandra, welche nicht nur durch die Mauern des Palastes hindurchsieht, was eben jetzt geschieht, sondern auch das Vergangene seit dem thyesteischen Gastmahl und auch das Künftige weiß, nämlich die Vergeltung, welche des Ägysth und der Klytämnestra harrt; mit diesem letzten Trost schreitet die Seherin dem Palast und ihrem eigenen Untergang zu: „Genug des Lebens — ἀρκείτω βίος!" —

In die historische Zeit tritt der Mantis öfter ein als wirklicher Führer der wandernden Völker, welchem sich auch der Volkskönig zu fügen hat. Schon bei der Heimkehr von Troja begegnet man dem Kalchas, dem Amphilochos und Mopsos als Führern ganzer Scharen, die dorische Wanderung aber vollzieht sich durchwegs unter der Leitung solcher Seher. In den messenischen Kriegen, welche in den Erinnerungen des unterliegenden Volkes noch gewissermaßen zum heroischen Zeitalter gehören, ist der Mantis eine wichtige Gestalt; derjenige des Volksanführers Aristomenes schaut z. B. noch Götter, wo dieser sie nicht erblickt; umsonst warnt er den Aristomenes, im Siegestaumel an dem wilden Birnbaum vorbeizustürmen, auf welchem er die Dioskuren sitzen sieht; es ist derselbe Theoklos, welcher dann glanzvoll im letzten Kampfe fällt. Auch in Sparta, dessen Königen alle öffentlichen Opfer vorbehalten waren, hinderte die anfangs so häufige Befragung des Orakels von Delphi nicht, daß man des Mantis ständig bedurfte und daß derselbe im Kriege den Königen und Anführern vollends nicht von der Seite kam. Mit Leonidas harrte ruhmvoll aus sein Seher, den er umsonst hatte wegschicken wollen; für denselben Perserkrieg

aber hatten die Spartaner einen Mantis Tisamenos gewonnen, welcher dann nicht nur bei Platää, sondern im Verlauf von zwei Jahrzehnten noch bei vier weiteren Siegen mit ihnen war.

Je nach Umständen wurde ein solcher Mann bisweilen zum kriegerischen Ratgeber und Erfinder von Stratagemen. Das (wenigstens attische) Gesetz soll hierüber eine ausdrückliche Warnung enthalten haben: „Der Mantis soll nicht über den Anführer Meister sein, sondern dieser über jenen" — zumindest mußte vermieden werden, daß der Mantis sich über den Anführer hinweg mit der Mannschaft in Verbindung setzte. Außer den Opferzeichen deutete der Seher im Heer natürlich auch Vorzeichen jeder anderen Art, wie z. B. den Vogelflug, den Donner, die Eklipsen, Naturwunder und Träume, und wie weit seine Befugnisse gehen konnten, war gewiß unbestimmt. Dem Themistokles hat auf seinem Admiralschiff vor der Schlacht von Salamis sein Mantis ein Menschenopfer befehlen können. Spätere Kriegsanführer wußten etwa ihren Seher damit zu übertönen, daß das betreffende Vorzeichen den Feinden gelte und nicht der eigenen Schar, oder sie wechselten die Gegend, ordneten die Mannschaft neu und befahlen dann neue Opfer. Bei den Arginusen (406 v. Chr.) hatten beide Parteien gegen die Warnung ihrer Seher gekämpft; der athenische Stratege jenes Tages, Thrasyllos, hatte überdies einen Traum gehabt, welcher ihm und seinen Amtsgenossen den Sieg und den nachherigen Untergang (durch den berüchtigten Prozeß) bedeutete, wie ihm der Mantis sofort offenbarte. Bekannt ist sodann Xenophons Gehorsam gegen die Opferweissagung, und seinen Schriften verdankt man auch die reichlichste Kunde über die Gläubigkeit des von ihm sosehr bewunderten damaligen Sparta.

Athen hielt noch unter den Kaisern einen besoldeten Mantis von Staats wegen, und zwar nicht zur Opferschau, für welche anderweitig gesorgt sein mochte, sondern als Weissager. Man kam auf diese Weise wohlfeiler durch als etwa mit Botschaften nach Delphi, dessen Orakel damals von Städten kaum mehr befragt wurde; für kleine abergläubige Verstimmungen der Einwohnerschaft genügte der offizielle Mann.

Der Ausschluß der Weiber von der Mantik in der historischen Zeit läßt sich etwa daraus erklären, daß dieselbe eine Sache nicht bloß der Stimmung, sondern des Lernens und Wissens war, und daß besonders die Opferschau nicht wohl die Aufgabe von Frauen und Mädchen sein konnte. Aus dem Mythus kannte man Kassandra und Manto, die Tochter des Teiresias, und wo noch eine Stiftung aus mythischer Zeit weiterlebte, begegnet man noch immer prophetischen Frauen: Im Heiligtum von Delphi erschallte die Weissagung aus dem Munde der Pythia seit Phemonoe, welche dort die erste Priesterin ihres Vaters Apollon gewesen war, und in Dodona, soweit die Kunde sich verfolgen läßt, vermittelten noch immer die

drei greisen Frauen (Peleiaden) die Offenbarung. Von den Sibyllen jedoch (vgl. unten) taucht kaum hie und da eine in historisch deutlicher Umgebung auf, wie jene Athenais von Erythrä, welche dem großen Alexander Bescheid gab über seine göttliche Abstammung; die Diotima des platonischen Symposions aber ist wohl nur ein Gebilde der Phantasie.

Von allen Ermittlungsweisen der Zukunft steht am tiefsten die Astrologie, welche den Griechen erst spät durch den Orient ist aufgedrungen worden, der sie schon in ganzer systematischer Fülle besaß, bevor die Griechen eine Ahnung davon hatten. In der Tat unterscheidet sie sich von aller sonstigen Divination durch die kalte furchtbare Vollständigkeit, womit hier ein völlig durchgeführter Fatalismus auftritt. Die Mantik hofft gerne insgeheim noch etwas von den Göttern, die Sterndeutung nicht mehr, denn auch, wenn Planeten und Fixsterne göttliche Wesen wären, so bliebe doch das von ihnen ausgehende Schicksal ein absolutes; zu diesem aber gehört hier auch der Charakter und die Moralität des einzelnen, welche gegenüber von den Gestirnen unfrei sind.

Ohne Zweifel sind es die Ägypter gewesen, welche zuerst die Abhängigkeit sowohl des Lebenslaufes als des Wesens der einzelnen Menschen von den Gestirnen behaupteten. „Auch das", sagt Herodot, „haben die Ägypter erfunden, welches Gottes jeder Monat, jeder Tag ist, und welches Schicksal, Ende und Charakter der an einem bestimmten Tage Geborene haben wird." Die seitherige Forschung hat dargetan, daß es sich nicht nur um den Tag, sondern um die Stunde handelte, und daß dieselbe nach der Konstellation, dem Stande der Gestirne, beurteilt wurde, sodann daß die letzteren nicht bloß um das Horoskop der Geburt, sondern um die gute oder schlimme Stunde für jedes Vorhaben befragt zu werden pflegten. Die zweite große Heimat der Astrologie war bekanntlich Babylon, und einer der Namen des dortigen Volkes, Chaldäer, hat hernach bei Griechen und Römern den Sterndeuter als solchen bezeichnen können.

Für den Griechen waren einstweilen die Sterne noch lange nichts anderes als eine Aushilfe für die Zeitrechnung, Richtungszeichen bei der Seefahrt und schöne Erscheinungen, an deren zur Gestalt gewordenen Gruppierung sich hie und da ein Mythus hing. „Für die Sterblichen führen sie, die leuchtenden Herren, Winter und Sommer herauf." Nicht von Gestirnen, nur von Tagewahl, d. h. vom Einfluß bestimmter Tage auf Unternehmungen und Erlebnisse, redet Hesiod, und zwar sind es gewisse Monatstage, welche dafür günstig oder ungünstig sind, wie beim Aderlaßmännchen unserer alten Kalender.

Allein seit Alexander wurden Ägypter und Chaldäer Untertanen griechischer Herrscher, und bei der beginnenden Mischung orientalischer und griechischer Kultur und Religion mußte auch die Sterndeutung dem Abendland vertrauter werden. Der große König

selbst hatte sich in der Mantik noch völlig an die griechische Praxis gehalten, und selbst diejenigen Leute seiner Umgebung, welche über seine und Hephästions Lebensdauer das Schicksal befragten, vollzogen dies durch die Eingeweide von Opfertieren und noch nicht mit Hilfe der Gestirne. Als Chaldäer den König vor seiner letzten Reise nach Babylon warnten, indem dies sein Tod sein werde, hörte er nicht auf sie und traute ihnen sogar eine elende Absicht des Eigennutzes zu. Allein schon die nächsten Erben seiner Reiche wurden nachgiebig. Hatte man öffentlich, vor einer Armee, wo Makedonier und Griechen den Ton angaben, Vorbedeutungen geltend zu machen, so berief man sich auf solche hellenischer Art, und Seleukos hat einst, bevor er den mächtigeren Antigonos angriff, vor der Front einen Bescheid des milesischen Apollon und einen Traum erzählt. Auf Antigonos aber, der sonst bisher die Weissagung aus den Sternen verachtete, hatte es tiefen Eindruck gemacht, als Chaldäer ihm sagten, wenn er den Seleukos entrinnen lasse, werde er einst im Kampfe gegen ihn das Leben verlieren, und nun hatte er demselben, freilich umsonst, nachsetzen lassen. „Denn bei den Chaldäern", fügt Diodor hinzu, „ist große Erfahrung und genaueste Sternbeachtung seit vielen Myriaden von Jahren." Jedenfalls setzt sich die Astrologie fortan auch in der griechisch redenden Welt fort, nur wird sie im ganzen eine Sache der Fürsten und der Reichen und an hohe Besoldungen geknüpft geblieben sein. Auch kam es vor, daß ein Chaldäer, wenn er im Kriege brauchbar sein sollte, zugleich griechischer Mantis wurde, wie z. B. ein gewisser Sudinos im Hauptquartier Attalos I. von Pergamon, vor dem großen Siege über die Galater, und es lohnt der Mühe, nachzulesen, wie der König mit einem Opferbetrug den Mantis und durch diesen das Heer auf die glücklichste Weise zum besten hält. Neben der Astrologie errang allerdings die wissenschaftliche Astronomie in der alexandrinischen Zeit die bekannten großen Erfolge, und es scheint, daß sie dabei nicht nötig hatte, dem Sternwahn Huldigungen zu erweisen. Der berühmte Eudoxos hatte die chaldäische Lehre verworfen, und bei seinem poetischen Bearbeiter Aratos ist weder in dem astronomischen noch in dem meteorologischen Gedicht von einem Einfluß der Sterne auf Schicksal und Wesen des Menschen auch nur mit einem Worte die Rede. Allein es dauerte nicht mehr lange, bis die Kunst der „Mathematici" sich großer ehrgeiziger Römer bemächtigte; das Horoskop, die Nativität, sowohl die eigene als die von solchen, welche jemandem im Wege waren, offenbarte nicht nur, welchem Schicksal, sondern auch, welchem Charakter der einzelne unwiderruflich verfallen sei, und gewöhnte den Sterngläubigen an Ablösung von allen sittlichen Bedenken. Einige Imperatoren haben sich durch die Konsequenzen dieses Wahns den furchtbarsten Ruf zugezogen. In die christliche Welt hat sich mancher heidnische Aberglaube hineingeschlichen, aber

Jahrhunderte hindurch niemals die Astrologie, und es war ein bedenkliches Zeichen für die Religion gewisser Mächtigen, als im 13. Jahrhundert vom Islam her der Sternwahn wieder eindringen durfte.

Bevor nun von den Orakeln die Rede sein kann, muß noch einer Gattung von Weissagung gedacht werden, welche in ihrer völligen Bodenlosigkeit zeigt, daß die griechische Begier nach Enthüllung der Zukunft auch mit dem Zweifelhaftesten vorliebnahm: Die Chresmen oder Sprüche (λόγια) der Chresmologen. Sobald dieselben in ihrer vollständigen Form und nicht in gewöhnliche Rede aufgelöst mitgeteilt werden, sind es fast immer Hexameter, und ihr Stil nähert sich möglichst dem der delphischen Bescheide.

Leider sind nun die Griechen, sobald sie nur schreiben konnten, ein Volk von Fälschern gewesen. Der erste Brief, dessen noch der (wenn auch erst nachhomerische) Mythus Erwähnung tut, war jener vor Ilion auf Betrieb der größten achäischen Helden geschmiedete, angeblich von Priamos kommende, womit Palamedes ins Verderben gestürzt wurde. Mit der Zeit aber, als so manche dunkel und prächtig lautende delphische Verse allbekannt wurden, mochte mancher finden, etwas der Art vermöge er auch, und so entstanden ganze Massen schriftlicher Zukunftssprüche, welche man gerne uralten mythischen Sehern zuschrieb: dem Bakis, Musäos, Laïos, Eukloos, Lykos usw., oder den sogenannten Sibyllen, also lauter Leuten, die niemand mehr persönlich gesehen hatte und die man nicht mehr fragen konnte.

Was man aber Schriftliches wirklich unter dem Namen jener alten Seher und Seherinnen besaß, war alles ersonnen, ebensogut wie z. B. die ganze orphische Literatur, welche seit dem 6. Jahrhundert entstanden war und welche noch durch die spätgriechische Gelehrsamkeit (u. a. bei Suidas) hat können auf die wahren Verfasser verteilt werden, nachdem alles „Orpheus" geheißen hatte. Gerne möchte man den Namen „Fälschung" bei diesen Dingen vermeiden und es als eine harmlose, den alten Völkern geläufige Sitte geltend machen, daß Schriften, welche man in einem bestimmten Geiste abfaßte, einem ruhmvollen alten Repräsentanten dieses Geistes beigelegt wurden. Dies mag in Religionsschriften sich hie und da so verhalten, deren Bestimmung es ist, die Bilder von Gesinnungen und Gefühlen weiterzutragen, allein bei den Chresmen hing der ganze Wert und die Wirkung davon ab, daß sie buchstäblich als Schöpfungen der mythischen Seher galten, und da sie dies nicht waren und dennoch bestimmte Ereignisse weissagten, so wird man einfach von Betrug zu sprechen haben.

Von diesem Tatbestand müßte nun, so dünkt uns, eine so kluge Nation wie die Griechen etwas gemerkt haben, und sobald es sich um eigene künftige Schicksale handelt, wird doch bei allen Völkern jeder irgendwie scharfsichtig. Allein wir haben es eben mit einem

Volke zu tun, dessen Glaube an Mantik wahrhaft unbegrenzt und dessen Beschäftigung mit der Zukunft im großen und kleinen, mit den Schicksalen der einzelnen wie der Staaten eine tägliche und stündliche war. Neben allen anderen Erkundungsarten ließ man sich nun auch diese Chresmen gefallen; der Verdacht und selbst der enthüllte Betrug hinderten ja nicht, daß neben dem Unechten auch Echtes und Uraltes sein konnte. Sodann hatten es die Chresmenschmiede noch zu rechter Zeit dazu gebracht, daß ihre Verse bei Mächtigen als wertvoller Geheimbesitz aufbewahrt wurden, und von da an sorgte schon der Neid dafür, daß Schicksalssprüche als eine begehrenswerte Sache erschienen.

Geht man nun z. B. von dem Bilde des bewegten 5. Jahrhunderts und des damaligen Athen aus, so erscheint das Volk im Vollbesitz einer Menge von Schicksalssprüchen. Schon die Perserkriege waren geweissagt worden von Bakis, Musäos, Eukloos und anderen, und Herodot führt eine Anzahl dieser Chresmen wörtlich an und bekennt sich einmal fast unbedingt als gläubig, nur möchte gerade der schöne Chresmos, welchen er dort (VIII, 77) mitteilt, wohl erst nach Salamis ersonnen sein. Für die damaligen Demagogen war es eine wichtige Sache, die schon in den Händen der Masse befindlichen Sprüche sich dienstbar zu machen, und Themistokles soll sich den Ruf erworben haben, „die Götterstimmen in den Chresmen allein zu verstehen". Es wird nun nachzuweisen sein, daß der Gebrauch dieser Art von Weissagung nicht immer so eine Sache jedermanns gewesen war. Zunächst sind jene „Chresmologen" völlig abusive Personen. Alte Schicksalssprüche gehören von vornherein nicht in die Vorratstasche des ersten besten oder eines Mantis der öffentlichen Plätze, sondern in Tempel oder in die Burgen der Mächtigen; wenigstens werden sie ursprünglich nicht für die Masse geschmiedet worden sein, sondern für hohe Verwertung bei solchen, welche bezahlen konnten. Schon das Königshaus der Temeniden von Argos (bis um 750 v. Chr.) hatte seine Sprüche vorrätig gehabt, welche nur der König kannte und erst im Sterben seinem Nachfolger mitteilte. Vielleicht waren dann Tyrannenhäuser für solche Erdichtungen ganz vorzügliche Kunden geworden, und jedenfalls wurden es die Peisistratiden. Ein Teil oder das Ganze ihres Chresmenvorrates war (508 v. Chr.) im Heiligtum der athenischen Akropolis, wo sie denselben bei ihrer Vertreibung zurückgelassen, dem König Kleomenes in die Hände gefallen, der diese Skripturen nach Sparta brachte, und hier glaubte man daraus zu lesen, daß noch viel Widerwärtiges von den Athenern zu erleben sein werde.

In das 6. Jahrhundert fällt auch schon der berühmte Ankauf der sibyllinischen Bücher in Rom, sei es durch den älteren oder durch den jüngeren Tarquinius. Von den Varianten, mit welchen diese Geschichte berichtet wird, ist diejenige hervorzuheben, wonach das betreffende Weib nicht selber eine Sibylle, sondern nur

eine Fremde war. In jener Zeit mochte sich von Griechenland aus ein allgemeiner Begehr nach Chresmen verbreitet haben, so daß auch der König von Rom davon hörte; da aber das prosaische Römervolk dergleichen schwerlich hätte selber ersinnen können und auch den Fälschungstrieb nicht in sich hatte, nahm man mit einem Ankauf in griechischer Sprache vorlieb. Es ist noch die Frage, ob diese Sibyllinen besonders für Rom geschmiedet worden und nicht einfach aus einem unteritalischen Tempel gestohlen waren. Als nach der Königsflucht der patrizische Populus den Staat zuhanden nahm, müssen dieselben sofort als eine wichtige Erbschaft gegolten haben, ja als ein Besitz, um welchen man vielleicht die Tarquinier längst beneidet hatte. Und nun ging Rom praktisch vernünftig mit diesem sonderbaren Schatz um; es ließ sich keinen „Ordner" über den Kopf wachsen, sondern bestellte erst zwei, dann zehn und endlich fünfzehn regelrechte Beamte ad hoc und behielt dem Senat allein die Entscheidung darüber vor, ob und wann die Sibyllenbücher sollten befragt werden; auch durften jene Beamten keinen sibyllinischen Spruch eigenmächtig dem Volke mitteilen. Inzwischen gingen die Griechenstaaten trotz ihrer Chresmen allmählich unter, Rom aber gewann und behielt die Weltherrschaft unter periodischer Befragung jener Bücher, so sinnlos sie lauten mochten; warum hätte es nicht dabei beharren sollen?

Vom Wesen der griechischen Orakel ist schon deshalb nicht leicht zu sprechen, weil das bei weitem bekannteste derselben, Delphi, eine in jeder Beziehung ganz abnorme Ausbildung erreicht hat. Bei sehr vielen Nachrichten über die delphische Weissagung kann man im Zweifel bleiben, wieweit damit für die Orakel überhaupt zu exemplieren sei. Zudem aber war Delphi in seiner Blütezeit ein höchst eigentümliches Lebensorgan der griechischen Nation geworden, das heißt es wirkte so sehr auf dieselbe und empfing von ihr solche Rückwirkungen, daß das eine ohne das andere kaum zu denken ist. Dem Betrachtenden scheint es bald mehr, daß geistige Quellen vom Parnaß niederströmen auf ganz Hellas hinab, bald mehr, daß Wellenschläge des griechischen Geistes von Küsten und Tälern empordringen bis an das Felsgebirge mit dem doppelten Haupt. Nicht nur haben die Fragen der Griechen aus diesem Orakel erst mit der Zeit gemacht, was es zum Unterschied von den anderen Orakeln wurde, sondern alles, was die Nation sonst noch auf das stärkste bewegte, hat sie um dieses Heiligtum versammelt: ihre Wettkämpfe, ihr Denken, ihre Poesie und ihre hohe Kunst in Gestalt von Weihgeschenken, wie sie anderswo kaum wieder so beisammen waren. Und dies alles aus freiem Antriebe, indem die allgemeine Phantasie von selbst in diesen Schwung geraten war: sie postulierte ihr Delphi und erhielt es wirklich.

Neben dieser riesigen Erscheinung muß nun dennoch ermittelt werden, was Orakel überhaupt waren. Vor allem wird zu verzichten

sein auf das herrschende Gedankenbild, wonach dieselben lauter Künftiges geweissagt hätten, denn Zukunft und Weissagungen waren nur eine von ihren Äußerungen und weder die häufigste noch die wichtigste noch auch wohl die ursprüngliche.

Bedeutungsvollerweise wird Gäa als ursprüngliche Herrin des Orakels von Delphi genannt, sie ist auch sonst die Urprophetin und weissagt schon dem Kronos und dem Zeus. Vielleicht hatte ja die griechische Religion einst (je nach Gegenden) eine Zeit, da sich für sie in zwei Welten oder Mächte schied, was dem Äther eigen war, wie die Himmelslichter und alles Meteorische, und was die Erde von Kräften barg, und damals kann es schon Orakel gegeben haben und sie gehörten der Erde an. Einzelne Stätten verrieten eine ganz besondere Nähe und Wirkung einer außermenschlichen Kraft: schöne und mächtige Quellen, Höhlen und gewisse Erdspalten.

Alle sonstige Mantik ist vom Ort unabhängig und begleitet den Menschen, das Orakel dagegen ist ein Ort, welcher sich als mantisch zu erkennen gibt, ein Heiligtum, welches seine Stelle selber gewählt hat. Es wird dann gefolgt sein die Einfriedung oder Überbauung, um den Ort zu sichern und ihm auch äußerlich eine weihevolle Gestalt zu verleihen. Ferner wird zu den begeistert Außersichgebrachten ein Ausdeuter dessen, was sie tun und äußern, sich hinzufinden, und wie der Raum ein Tempel, so mag dieser ein Priester dieses Tempels geworden sein; ja es ließe sich fragen, ob bei den Griechen, da sie selber Opferer waren, überhaupt je Priester entstanden wären, wenn nicht die Orakeldeutung sie verlangt hätte? Die Stätte wird nun ein „Gnadenort", welcher von nah und fern die hoffnungsreichen wie sie sorgenvollen Sterblichen an sich zieht und ihnen für wichtige Fragen aller Art Bescheid zu versprechen scheint. Und wenn wahre Wallfahrten zu gewissen Tempeln entstehen, so bliebe wiederum die Frage, ob die Opfer und Wettkämpfe, der Markt und der Festjubel dies von Anfang an hervorgebracht haben würden, und ob nicht der erste Grund zur Wallfahrt ein Orakel war. Man darf nicht vergessen, daß das gewaltige Olympia als Orakelstätte des Zeus begonnen hat: „Als das Manteion einging, behauptete sich dann dennoch der Ruhm des Heiligtums, und es gewann Gedeihen durch das Fest und den Agon."

Nun stammen unsere Aufzeichnungen erst aus Zeiten, da eine beschränkte Zahl berühmter Orakel die Aufmerksamkeit fast allein auf sich zog. In der Frühzeit hat es ihrer sehr viel mehrere gegeben, und schon Böotien allein war damit so reichlich versehen, daß es das „vielstimmige" hieß. Noch bei Strabo ist es beinahe Sprachgebrauch, statt Tempel überhaupt Manteion zu sagen, als wäre einst beides dasselbe gewesen. Daß mit der Entvölkerung Griechenlands seit der Diadochenzeit die meisten noch vorhandenen Orakel wegstarben, erklärt sich von selbst; aber auch schon viel früher, in der sogenannten Blütezeit, wird das Eingehen dieser und

jener Fragestätte erwähnt. Das noch bis zu den Perserkriegen hochangesehene Orakel des Apollon beim böotischen Tegyra war kurz vor Pelopidas eingegangen, dasjenige des Teiresias in Orchomenos erlosch bei einer großen Pest, und auch in betreff anderer, da der Zeitpunkt nicht näher angegeben wird, läßt sich annehmen, daß das Erlöschen nicht erst wegen der späteren Menschenarmut Griechenlands erfolgte. Das Hauptorakel für Theben, das nur fünfzehn Stadien entfernte Ptoon, erlosch seit der Eroberung durch Alexander.

Aus der Urzeit, ja vielleicht von einer Bevölkerung her, die noch keine griechische war, hatten sich nach unserer Vermutung die Orakel erhalten und waren zunächst gegenüber von jeder griechischen Staatsbildung das Frühere, Vorgefundene. Fortan mögen dann die Stammeskönige, die Herrschaften der Edlen, die Tyrannen und endlich die beginnenden Demokratien sich zu den Orakeln verschieden verhalten haben; in der Hauptsache aber blieb sich die Polis gleich: sie konnte diese auswärtige Andacht weder selber entbehren noch ihren Bürgern verbieten. Ihre ganze Staats- und Stadtreligion, sowohl der Kultus der Hauptschutzgottheit als der der übrigen Tempel, war im Grunde mit allem Trost am Ende, sobald ein Krieg mit einer anderen Polis im Gange war, welche ebenfalls ihre Schutzgottheit und ihre sonstigen Tempel hatte, und auch bei Pest und anderen Kalamitäten mußte man sich nach einem Heil umsehen können, welches außerhalb der Mauern lag und meistens (wie das Unheil selbst) einer weiteren Strecke, ja dem ganzen Volke entsprach. Ein zweites war, daß sich im Innern dieser Stadtreligionen, da jeder Priester nur für seinen Tempel Bescheid wußte und niemand für das Ganze, bisweilen große Ratlosigkeit einstellte beim Umsichgreifen der Furcht vor Götterzorn; sodann konnte das Ritual irgendeines Kultus verlorengegangen sein, wenn etwa die Wissenden rasch wegstarben, sei es durch Krieg, Pest oder mörderische Unruhen, und auch in diesem Falle wird eine Anfrage bei einem Gott am ehesten geholfen haben. Und nun gewährten die Orakel, zumal Delphi, was so unbeschreiblich viel wert war: die Losspannung der Gemüter, meist nicht durch Weissagung, sondern durch Anordnung einer neuen Andacht oder Herstellung einer alten. Es genügte ja, daß man glaubte, ein Gott habe gesprochen; einträchtige Beschlüsse konnten jetzt gefaßt, die gefährlichen Zeiten überdauert werden. Erst die vollendete Demokratie, welche alles in ihrer Volksversammlung und in Kürze zu entscheiden liebte, überging nach Kräften die Orakel und nahm sie nur in Anspruch, wenn die noch altväterische Stimmung des Volkes dies ratsam erscheinen ließ. In solchen Staaten treten an die Stelle von Vorzeichen und Götterbefragung die Gier, der Haß und die Furcht der Streber und der Massen und das allgemeine Durcheinanderschreien, und am Ende gibt erst recht irgendein momentaner Aberglaube den wenigstens provisorischen Entscheid.

Die allgemeinen Phänomene des Orakelwesens müssen aus einer

bunten Vielheit von Aussagen ermittelt werden, die meist eher jeden anderen Zweck haben als den, die Nachwelt über die Hauptsache aufzuklären. Zunächst ist zu erwägen, daß an einer so aufregenden Sache, wie die Orakelbefragung war, unvermeidlich die Phantasie weitersann, sowohl bei den Fragenden als bei den Befragten, auch müssen wir darauf gefaßt sein, daß das Griechenvolk seinen Orakeln Sprüche geradezu andichtete, sobald es einmal im Fluß des Erzählens war. Die Erinnerungen des Gnadenortes selber wurden zu einem mehr oder weniger umständlichen Mythus, welchen die Pilger werden erfahren und weitererzählt haben. Über Delphi sind Bergeslasten von Antiquitäten aufgeschüttet, welche mit den Urmythen über das Orakel selbst beginnen und dann den ganzen Heroenmythus und die ganze alte griechische Geschichte hier Einkehr halten lassen, um sich weiterhin in Kunden aller Art über den Kultus des Orakeltempels und der heiligen Stätten ringsum, über das Zeremoniell und ganz besonders über die musischen und gymnischen Agone, die berühmten Pythien, zu verlaufen. Welcher innere Hergang in den Gemütern war aber einst nötig, bis Delphi „der Nabel der Erde" hieß, sowie Ogygia, die Insel der Kalypso, der „Nabel des Meeres" und bis die beiden Adler des Zeus, der von Osten und der von Westen (des Weltrandes), hier zusammentrafen? Wir werden es nie erfahren.

Die Art des Bescheides war bei den einzelnen Orakeln eine sehr verschiedene, und jedes derselben wird sein Personal selber gebildet haben. Der Unterschied zwischen Zeichenorakeln und Spruchorakeln ist nicht so bedeutend, als man denken sollte, indem beide Gattungen der Ausdeutung durch irgendwelche Erklärer nicht entbehren konnten. Das Rauschen der heiligen Eiche, der Klang des ehernen Beckens usw. in Dodona, der tönende Lorbeer in Delos und anderseits die Worte, welche zu Delphi die Pythia ausstieß, sind unartikulierte Laute, welche gleichmäßig der Deutung bedürfen. In Olympia und im Tempel des Apollon Ismenios zu Theben wurde aus den Opfern, d. h. aus dem Verhalten der Opferflamme und Opferasche der Bescheid entnommen, so daß sich hier die Orakel mit dem üblichen Geschäfte des Opfermantis berühren. Die Deutung wurde in Dodona durch greise Frauen (die Peleiaden) erteilt, anderswo durch Männer, einen oder mehrere, welche Priester, Propheten, Promanteis heißen. Man darf sich diese Leute als selber völlig gläubig, ja als der Ekstase fähig vorstellen; sie standen wohl im ganzen nicht hoch über den Fragenden, aber sie verstanden dieselben. Wir empfinden einiges Widerstreben, uns diese Dinge gar zu genau vorstellig zu machen, als eine „Verbindung zwischen Theopneustie und reflektierender Auslegung", als „Weissagung unter Aufsicht priesterlicher Kollegien" (Preller), und wenn dies auch bei Delphi gelten sollte, wird es sich anderswo auf verschiedene Weise verhalten haben, bei welchen uns Kunde und Vorstellung gleich-

mäßig im Stiche lassen. In der homerischen Zeit hatten in Dodona die „Sellen“ geweissagt, „mit ungewaschenen Füßen auf der Erde liegend“, was man auf Schlafende deuten kann, welchen der Bescheid auf das Gefragte im Traum zuteil wird; sie können aber auch, wie die nordasiatischen Schamanen, liegend im Wachen die Erde befragt haben, welche ja die allgemeine Herrin der Orakel ist. Waren sie eine Korporation? Eine Familie? Ein Stamm? Bei dem Dionysos-Orakel der Satren im frei gebliebenen thrakischen Waldgebirge waren es die zu ihnen als Teil gehörenden „Bessen“, welche den Fragenden Bescheid erteilten, die Sprüche selbst aber gab die Weissagepriesterin (Promantis) wie in Delphi, und nichts war „feiner“. — Der Fragende brachte seine Sache meist mündlich vor, doch wenigstens in Dodona später nur schriftlich, indem er sein Anliegen auf eine Bleitafel schrieb; auch unter den Antworten gab es hier schriftliche, ebenfalls auf Bleitäfelchen, und von beiden Gattungen sind in den dortigen Ruinen welche gefunden worden. Noch andere Fragearten kommen vor: Zur Zeit der Aleuaden sandten die Thessalier, um wegen der Herrscherfolge zu fragen, Bohnen (φρυκτούς) mit den Namen der möglichen Nachfolger nach Delphi: Pythia hatte eine davon zu wählen, und der Ernannte galt als „von dem Gott“ ernannt. Aber auch das war nicht unerhört, daß Pythia noch ungefragt einen sofortigen Entscheid gab, denn, sagte ein schöner alter Vers, der Gott, welchem sie dient, versteht auch den Stummen und hört den, welcher nicht redet.

Die Orakel sind vor allem das Unbefohlene und drängen sich mit ihren Bescheiden nicht auf; man muß dankbar sein, wenn der Gott nur etwas offenbart. Wenn sie eine Herrschaft über das Leben erreichten, so haben sie doch nie eine solche erzweckt, wovon der sprechende Beweis gerade für Delphi zu leisten ist: wäre dem Orakel an permanter Massenpraxis gelegen gewesen, so würde man sich nicht auf einen Fragemonat im ganzen Jahr, später auf einen Fragetag im ganzen Monat beschränkt haben. Auch in seinem Tempel zu Patara in Lykien gab der Gott nicht immer Bescheid, und wir erfahren anderweitig, daß er dort nur im Winter weilte, im Sommer aber auf Delos. Noch zur Kaiserzeit war jene Prophetin im Tempel des Apollon Deiradiotes in Argos und alle Monate einmal bereit; da opferte man bei Nacht ein Lamm, und sobald sie dessen Blut genoß, wurde „sie vom Gott begeistert“. Ferner kommen die Geschenke und Anatheme an die Gottheit und nicht etwa an ein bepfründetes und genießendes Priestertum; freilich, was bei den Opfern neben abfiel, wurde wenigstens auf Delos und in Delphi von dem untergeordneten Personal vergnüglich verschmaust, und bei diesem Anlaß wird von der Reputation der Delphier überhaupt ein Wort zu sagen sein. Zugang und Nachbarschaft des Heiligtums werden schon von alten Zeiten her, zum Teil noch in sagenhafter Weise, als gefährlich geschildert; gegen die jeweilige Bevöl-

kerung der Hafenstadt Krissa und ihres Gefildes, unterhalb Delphi, hatten die Amphiktyonen schwere Exekutionen verhängen müssen, die letzte noch am Ende des 7. Jahrhunderts, weil von dort aus gegen das Heiligtum gefrevelt und gegen die Pilger Brandschatzung geübt worden war. Daneben aber verlauten auch schwere Klagen gegen Delphi selbst, welche man im wesentlichen nicht wird abweisen können, auch wenn dabei einiger Pilgerverdruß wegen bloßer Überteuerung usw. sollte mitgewirkt haben. Es hieß, feierliche Frageboten (Theoren) seien dort schon durch Mörder umgekommen, Pilgern habe man heimlich beim Opfer Tempelkleinodien in ihre Weihrauchkörbe gelegt, sie dann als Tempelräuber verhaftet und laut delphischem Gesetz verurteilt; sie wurden auf den „Fels" geführt und hinuntergestürzt. Dieselbe Todesart sollte auch der Fabeldichter Äsop hier erlitten haben, und zwar auf einen ähnlichen Vorwand hin, worauf eine lange Rache der Gottheit erfolgte. Denkt man sich eine Fragestätte wie Delphi in Zeiten starken Besuches von leidenschaftlichen und kummervollen Menschen, welche sich bisweilen dem Gesindel eines nur mangelhaft beaufsichtigten Fremdenortes gegenüber sahen, so wird man bei diesen Klagen auf Ermittlung der genauen Tatbestände verzichten. Das Heiligtum selbst wäre von all diesem noch kaum berührt — bis Pythia selber sich bestechen ließ.

Wir übergehen einstweilen diese Fälle und konstatieren, daß die Orakel im großen immer als wahrhaftig und als wirkliche Offenbarungen gegolten haben. Von Delphi sagt Cicero: „Möge doch wenigstens das gelten, was wir nicht leugnen können, wenn wir nicht die ganze Geschichte auf den Kopf stellen wollen, daß dies Orakel viele Jahrhunderte lang wahrhaftig gewesen ist." Die allgemeine Stimmung ist in allen Zeiten durchaus zugunsten der Orakel; von allen Seiten sucht man aus den wenn auch späten Erfüllungen ihrer Weissagung deren Richtigkeit zu beweisen. Sprechende Beispiele von dieser eifrigen Absicht liefert der nicht seltene Fall, da jemandes Schicksal an einem bestimmten Ort sich vollziehen soll; erfolgt dies aber anderswo, so wird dargetan, daß derselbe Name einer Örtlichkeit auch dort vorkomme. Daß und weshalb die Orakel später in Abnahme gerieten, wird weiter zu erörtern sein; eine Gegnerschaft aber haben sie im Altertum nie gehabt, und kein Mensch war versucht, sie aus Gründen der Religion oder gar der Aufklärung abzuschaffen. Ein rohes Söldnerregiment mochte im 4. Jahrhundert die Schätze von Delphi für seinen Gebrauch in Münze verwandeln, aber einen Angriff oder gar einen Bildersturm gegen die prachtvolle Ausstattung solcher Gnadenorte hat es in der heidnischen Zeit nie gegeben. Die philosophische Anzweiflung, soweit eine solche vorkam, war es vollends nicht, was ihre Abnahme bewirkte.

Unserer Aufgabe gemäß wird nun zuerst von denjenigen Be-

Herakles im Kampfe mit dem Löwen. Vasenbild
Berlin, Antiquarium

Geburt der Aphrodite
Rom, Thermenmuseum

Kriegerrelief
Neapel, Nationalmuseum

scheiden die Rede sein müssen, welche eine Zukunft weissagten, obschon dieselben weder das Früheste noch vollends das Vorherrschende waren, und die Anfragen ein viel weiteres Gebiet umfaßten. Vor allem wurde nie um Lenkung der Schicksale angefragt oder gebetet, indem — nach der konsequenten Ansicht — die Götter selber der Moira untertan und auch — bei der später vorausgesetzten Steigerung ihrer Herrschermacht — kaum imstande oder willens gewesen wären, den Menschen hierin gefällig zu sein. Erst bei Lucan (V, 92 ff.) ist in betreff des Gottes von Delphi jene Alternative möglich: Sive canit fatum, seu quod jubet ipse canendo fit fatum — der weiteren Hypothesen des Römers nicht zu gedenken. Auch „des Zeus untrüglicher Ratschluß", welchen Apollon in Delphi verkündigen soll, wäre ja schon an sich etwas Unabänderliches gegenüber von allen Wünschen der Sterblichen, aber selbst mit diesem Ratschluß ist es eine zweifelhafte Sache, und (wie schon früher gesagt) es wird derselbe im homerischen Hymnus auf Apollon zweimal (V. 252 und 292) anonym erwähnt mit Weglassung des Zeus. Was die Orakel vorausverkündigen, ist eben doch nur Wille des Schicksals, und was den Göttern im besten Falle zugetraut wird, ist das Vorauswissen dieses auch ohne sie vorhandenen Schicksals und die Geneigtheit, dasselbe den Menschen voraus mitzuteilen, sei es durch Vorzeichen oder durch Sprüche in ihren Tempeln.

Nun sind freilich mehrere Schicksalssprüche der neueren Kritik verdächtig geworden als erst erfunden, nachdem das Geweissagte geschehen war (ex eventu), ja als ersonnen zugleich mit der ganzen Sage, auf welche sie sich beziehen; doch werden manche unangefochten bleiben, und daß über die Zukunft wenigstens gefragt wurde, weiß man aus zu sicheren Kunden; auch sind Fragen über Zweckmäßigkeit dessen, was man zu tun gesonnen ist, schon an sich Zukunftsfragen. Eine dodonäische Bleitafel enthält z. B. die Frage einer Stadt, ob ein politisches Bündnis mit den Molossern ihr Sicherheit bringen werde. — Weiter frägt es sich, ob die teils metrisch, teils in Prosa überlieferten Zukunftsbescheide der früheren Zeit, auch wenn sie in Delphi und an anderen Fragestätten wirklich ergangen sein sollten, genau wiedergegeben oder dem allgemeinen Lose aller lange Zeit mündlich gebliebenen Überlieferung verfallen gewesen seien? Ob nicht Mystik und Witz das Ihrige hinzugetan haben? Auffallend sind die meisten davon durch geflissentliche Dunkelheit, so daß es, wie Lucian spottet, eines zweiten Apollon bedurft hätte, um sie zu deuten. Ein wahres Muster in dieser Beziehung sind z. B. die delphischen Antworten an Sparta auf drei Fragen wegen Besitznahme Arkadiens, zunächst Tegeas. Die erste ist ein Scheinversprechen, das sich in entgegengesetztem Sinn und zum Jammer Spartas erfüllt; die zweite enthält eine unmöglich scheinende Bedingung des Erfolges, nämlich die Erwerbung der Gebeine des Orestes, die dritte gibt zwar den Ort dieser Gebeine

an, allein so, daß zuerst die Kunde von riesigen Überresten vorhanden sein und dann mit Mühe und Not die Ortsbestimmung des Orakels darauf bezogen werden muß. Die Wirkung des ganzen Berichtes geht im Grunde dahin, daß Delphi die Unterwerfung jener Lande durch die Spartaner nicht wünschte und diese davon abzubringen suchte. Oder ist nur die listige Entführung einer Heroenleiche historisch und das Orakel hiezu ersonnen?

Für das ganze so überaus rätselhaft erscheinende Verhältnis dieses spartanischen Staates zu Delphi läßt sich vielleicht eine einfache allgemeine Erklärung aufstellen. Haben etwa die jeweiligen Lenker eines in seinem inneren Bau und seiner auswärtigen Politik so gewaltsamen Staatswesens, die Könige und dann die Ephoren, den beständigen Verkehr mit Delphi in so auffallender Weise betrieben, um zu Hause den übrigen Spartiaten, auch der Gerusie, möglichst wenig Rechenschaft geben zu müssen? Wieweit die Sprüche zur öffentlichen Kunde kamen, erfährt man nicht ausdrücklich; die Regierung wird sich darauf eingerichtet haben, jeder möglichen Einrede ein Mysterium entgegenhalten zu können, die delphischen Bescheide mochten lauten, wie sie wollten.

Vom Ende des 6. Jahrhunderts, für Sparta von König Kleomenes an, beginnen dann jene Fälle, da Pythia „beredet" oder sogar bestochen wird zu bestimmten Sprüchen; oder ein einflußreicher Delphier wird bewogen, einen Druck auf die Unglückliche zu üben; unmittelbar mit Geld soll Pythia bearbeitet worden sein durch die Alkmäoniden. Auch die höchsten Autoritäten innerhalb der Religionen können zeitweise schwerer Verdunkelung anheimfallen, wie der Römische Stuhl im 10. und am Ende des 15. Jahrhunderts, wenn das, was nicht Religion ist, sich ins Heiligtum drängt, um die am Heiligtum hängende Macht an sich zu reißen. Doch ist zu erwägen, daß das meiste hievon, namentlich der vor die Pythia gebrachte Hader der spartanischen Königshäuser, zu jener anekdotischen Geschichte Spartas gehört, wie man sie in Athen zurechtgemacht hatte und auch dem Herodot erzählte; in Geldsachen aber hielten die Athener überhaupt nicht mehr leicht jemand für ehrbar und zogen die Erklärung von Ereignissen durch Intrigen und Geld jeder anderen vor. Spätere schwatzten in diesem Sinne ganz unbefangen weiter, bis es endlich hieß, schon Lykurg habe regelmäßig die „Prophetin" bestochen, wenn er sich in Delphi seine Gesetze bestätigen ließ. Jedenfalls ist wenigstens dem Lysander die wirklich versuchte Bestechung der Pythia mißlungen. Derjenige Zustand Delphis endlich, wie er sich beim Heiligen Kriege und beim Druck Philipps von Makedonien bildete, kann unmöglich mehr als ein regelmäßiger betrachtet werden. Im Grunde aber war es seit anderthalb Jahrhunderten oft nicht viel anders gewesen. Das Orakel, welches früher hatte zwischen streitenden Staaten Schiedsrichter sein können, wurde in die Kämpfe der Griechen hineingerissen, bis es

sich beim Anfang des Peloponnesischen Krieges geradezu auf die spartanische Seite stellte. Menschen und Parteien waren zur Macht gekommen, welchen an dem Gott und seinen Sprüchen vielleicht innerlich nichts, aber äußerlich um soviel mehr gelegen war, und welche ihn um der Wirkung willen durchaus auf ihrer Seite haben wollten. Die Folge war, daß Apollon im Tempel und auf der Terrasse von Delphi jene Masse von Anathemen dulden mußte, welche größerenteils Siege von Griechen über Griechen verherrlichten.

Wenn nun Plutarch recht berichtet wäre, so hätten sich in den früheren Zeiten die Orakel dem Druck der Mächtigen vorzüglich durch jene Dunkelheit ihrer Bescheide entzogen, d. h. es werden ihnen ganz naiv Rücksichten der Furcht zugetraut. Den Leuten eines Orakels habe es nicht dienen können, Mächtige und Tyrannen zu erzürnen; Apollons Diener und Propheten sollten nicht durch Böse den Untergang erleiden usw.; da habe denn der Gott das Wahre keineswegs aufgehoben, sondern nur dessen Offenbarung „seitwärts gewendet (παρατρέπων)". Es würde indes schwer fallen, einen einzigen Bescheid namhaft zu machen, welcher notwendig oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit auf diese Weise zu erklären wäre. Auch konnte der Bescheid ja völlig verweigert werden, wenn beim vorausgehenden Opfer das Tier sich nicht auf ganz besondere Weise verhielt, und aus den Worten der betreffenden Nachricht scheint hervorzugehen, daß dieser Fall leicht zu haben war; dann aber „führte man die Pythia nicht herbei".

Das Erlöschen der meisten Orakel und die starke Abnahme auch der Befragung von Delphi hatte Ursachen aller Art, zunächst die völlige Entvölkerung Griechenlands seit den letzten Jahrhunderten vor Christus. „Wem käme es doch zugute, wenn in Tegyra ein Orakel wäre wie früher, oder zu Ptoon, wo man den Tag über gerade etwa noch einem Hirten begegnet?" Sodann konnten ja auch in der Erde jene geheimnisvollen Kräfte und Dämpfe abgenommen haben, so wie Flüsse versiegen, etwa durch Erdbeben. Als Hauptgrund aber ist zu betrachten, daß die große Zeit der Orakel, da Könige und Poleis um ihr ganzes Dasein und Gedeihen zu fragen kamen, längst und unwiederbringlich vorüber war und daß nur noch ganz vereinzelte Anfragen Mächtiger — diese freilich bis an das Ende der heidnischen Zeit — vorkamen, zwischen lauter Konsultationen der ländlichen Umwohnerschaft und anderer geringer Leute von nah und fern. Wer aber eine Zunahme der Aufklärung als Grund annehmen wollte, wie etwa einer der Zwischenredner bei Cicero: „homines minus creduli esse coeperunt", — der würde sich stark irren. Die Orakel, welche eine Reise und größere Ausgaben voraussetzten für jeden, der nicht sozusagen an Ort und Stelle wohnte, traten zurück neben der sonstigen massenhaften Erkundung der Zukunft und übrigen Divination mit Beihilfe von Vermittlern jeder Art.

Fünfter Abschnitt

ZUR GESAMTBILANZ DES GRIECHISCHEN LEBENS

Nur mit vielen Beschränkungen und Vorbehalten wird sich auch bei einem urkundenreichen Volke die wirklich herrschende, durchschnittliche Ansicht des Lebens feststellen lassen. Im strengeren Sinne würden hiezu diejenigen Aussagen tauglich sein, welche erweislich einem großen Kreise, ja der Gesamtheit des betreffenden Volkes entsprachen und zugleich verständlich waren, vor allem die öffentliche Dichtung, bei den Griechen also zunächst der epische Gesang der Aöden und das attische Drama. Nun sind bei der Ausbreitung des griechischen Geistes nach allen Weiten, Höhen und Tiefen eine gewaltige Fülle von Sondermeinungen entstanden, welche wohl wesentlich griechisch und oft sehr hohe Zeugnisse vom geistigen Vermögen der Nation sind, aber keineswegs dem Ganzen derselben entsprechen und schon unter sich die stärksten Widersprüche bilden können. Sie machen sich absichtlich, auch als eigentliche zusammenhängende Lehre geltend, während die Volksmeinung eher beiläufig und ohne Willen zutage tritt. Die „Ansicht des Lebens" aber ist an sich ein sehr weiter Begriff, welcher sich gleichwohl ohne Schaden nicht verengern läßt. Seine eine Grenze wird sein die Meinung vom Werte der Götter (nämlich von ihrer Macht und ihrem Willen) und vom Jenseits; dann wird die ganze Sittlichkeit zur Betrachtung kommen, d. h. der ganze Kampf des einzelnen gegen Selbstsucht und Leidenschaften, soweit ihn die Nation als richtig empfindet; weiterhin wird das Wünschen und die Reihenfolge seiner Gebilde zu untersuchen sein, die sogenannte „Lokation" der Güter des Menschenlebens; den Schluß aber bildet die Meinung der Nation von dem Werte eines so vielfach bedingten Lebens überhaupt. Neben sehr vorzüglichen Darstellungen dieser ganzen Kette von Phänomen, worunter Nägelsbachs „Nachhomerische Theologie" (1857) noch immer einen hohen Rang behauptet, bescheiden wir uns gerne, einige Nachträge und Randglossen zu liefern und nur das Ende mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln.

Von den Göttern und von dem, was sie den Griechen waren, ist schon die Rede gewesen. Die Religion war trotz aller Anstrengungen der Philosophen ein Polytheismus geblieben und hatte es bleiben müssen schon aus Sorge vor dem Zorn der Einzelgötter, wenn deren Dienst vernachlässigt wurde; ferner hatte sich das Stärkste, was es gab, die Polis, mit dem größten Ernst dieses Tatbestandes angenommen, und der Kultus hatte sich mit aller volkstümlichen Lebensfreude verbündet. Eine bildende Kunst ohnegleichen schien diese

Götterwelt und den daran hängenden Mythus auf ewige Zeiten gesichert zu haben. Allein den Göttern fehlte die Heiligkeit, d. h. das, was sie zu Vorbildern der menschlichen Sittlichkeit hätte machen müssen, und die Furcht vor ihnen war im ganzen keine Ehrfucht. Auch war die ganze Religion ohne alles lehrende Element und ohne Priesterstand. Von der Sorge vor dem Jenseits gingen dunkle, oft sehr heftige Stöße aus, aber ungleich und mehr auf geängstigte Individuen als auf das Volk.

Zum Ersatz soll dann freilich die Polis das eins und alles gewesen sein als Erzieherin der Griechen zur Sittlichkeit. Diejenige Eigenschaft, welche sie im einzelnen Bürger zu entwickeln hat, ihr Korrelat, heißt Trefflichkeit (ἀρετή). Wenn unter den Motiven des Handelns bei den Griechen der rein menschliche Bezug auf Wohl und Wehe der anderen kaum irgendwie betont wird, sollen wir annehmen, daß die Pflichterfüllung innerhalb der Polis dies ganze Gebiet tatsächlich mit erledigt habe. Nun sind aber zunächst nicht alle Menschen Bürger in dem dabei vorausgesetzten Sinne; Weiber, Kinder und vollends Metöken und Sklaven sind es nicht und sollten doch auch ihre Sittlichkeit haben. Außerdem aber hat die Polis von den Zeiten an, da sie jene Ansprüche erhob, neben vieler und großer Hingebung an das Allgemeine doch in Wirklichkeit solche Zustände entwickelt, daß Angriffe und Gegenwehr unter den Bürgern selbst die heftigsten Leidenschaften hervorrriefen und Entschuldigungen dafür erfanden. Schon das früheste historische Bild von Staat und Recht, wie sie in der alten Zeit wirklich waren, nämlich der in Hesiods „Werken und Tagen" geschilderte Zustand, ist eine Welt voll Unbill, und der Dichter erweckt Glauben, so persönlich auch sein Akzent lautet. Zugleich ist er, was kein Priester sein konnte, der ehrwürdige früheste Sittenlehrer seiner Nation, und es wäre ihr Heil gewesen, wenn sie ihm mehr gehorcht hätte.

Die Ethik der Philosophen ist dann allerdings ein wichtiges Denkmal des griechischen Geistes als solchen, auch hat sie bis zu einem gewissen Grade ein Element der allgemeinen Bildung werden und in das Tagesgespräch eindringen können; allein auf das Volk und auf das Verhalten im Leben hat sie offenbar wenig eingewirkt. Einen Hauptausgangspunkt verdankt übrigens die philosophische Ethik einem schon vor ihr vorhandenen wirklich volkstümlichen Ideal: der Mäßigung oder Sophrosyne. Diese tönt dann durch die ganze Ethik hindurch als beständige Mahnung auf ein Mittleres (μέσον) zwischen zwei Extremen, ursprünglich aber ist sie der natürliche Niederschlag, wie er sich aus der Betrachtung von Göttern, Weltlauf und Schicksalsglauben bei den besonneneren Griechen bilden mußte.

Etwas näher mag hier bei der Rache zu verweilen sein, insofern dieselbe bei den Griechen besondere Züge offenbart. An und für sich ist die eigenmächtige Vergeltung von Erlittenem den Menschen

überhaupt eigen, ja schon höheren Tiergattungen, und bei den Griechen sind ohnehin schon die Götter über alle Maßen rachsüchtig. Unter den homerischen Menschen hat das Erbitten und Erflehen des Zürnenden noch Raum; später wird etwa dem großen Alkäos das Wort zugeschrieben, Verzeihung sei besser als Rache. Sonst aber macht sich das weite griechische Gewissen, wie man es kennenlernt, sobald es sich um Herrschaft, Überlegenheit, Genuß handelt, auch in der Rache schonungslos geltend und läßt dem siegreichen Egoismus völlig die Zügel schießen. Ein besonderes Urteil können allerdings diejenigen Fälle verlangen, da der Haß ganzer Parteien zu Tat und Vergeltung den Antrieb gegeben hat, und da der einzelne sich und seine Handlungsweise durch eine Vielzahl gebilligt und gedeckt findet. Derjenige Feind z. B., von welchem Theognis meint, man dürfe ihn erst beschmeicheln, um ihn dann, wenn man ihn in der Gewalt hat, völlig zu verderben, ist ohne Zweifel als einer von der megarischen Gegenpartei zu verstehen, unter deren Druck und Raub man leben mußte. Dieser Art sind auch solche Racheakte der Mächtigen, bei welchen sie meinen können, nicht nur für ihre Person, sondern im Sinne ihres ganzen Hauses und Amtes zu handeln und irgendeinen Widerstand auf immer zu brechen. Nur muß auch da ein gewisses Maß innegehalten werden, weil man sonst den Neid der Götter erregt, welche doch im Besitz eines Vorrechtes auf ganz große Rache gedacht sind. Die Fürstin Pheretime von Kyrene, nach ihrer entsetzlichen Bluttat an den Barkäern, wurde bei lebendigem Leibe von den Würmern verzehrt, „denn allzu massive Rache zieht den Menschen die Eifersucht der Götter zu". Dagegen scheint Herodot, der dieses erzählt, die ausgesuchte Rache der Hermotimos von Pedasos an demjenigen, der ihn in der Jugend entmannt und verkauft hatte, völlig zu billigen, obschon dieselbe nur mit Hilfe der ärgsten Verstellung möglich geworden war. Überhaupt fehlt es nicht an Aussagen, welche das unbedingte Recht zur Rache feststellen. Dasselbe wird gar nicht selten vor Gericht als vorhanden zugegeben, und man darf den Feind herzhaft und öffentlich hassen. Ein Sterbender überbindet sehr nachdrücklich den Seinigen die Rache an seinem Denunzianten zur Zeit der dreißig Tyrannen.

In der Tragödie ist die Rache durchweg als ein berechtigter Grund des Handelns anerkannt und schadet auch den bevorzugten Charakteren keineswegs, so daß zu schließen ist, Dichter und Zuschauer seien hierüber völlig eines Sinnes gewesen. Allerdings führte schon der Mythus, auf welchen man bauen mußte, die Rache massenhaft mit sich; allein der Ton, in welchem die Dichter dieselbe einführen, zeigt doch öfter eine ganz persönliche Billigung. Der einzig deutliche Vorbehalt, welche einer sehr bevorzugten Persönlichkeit in den Mund gelegt wird, ist der, daß wenigstens ein Vater sich nicht am Sohn rächen soll, und so Ödipus nicht an

Polyneikes. Man prüfe aber das ganze Verhalten dieses vom Dichter mit höchster Sympathie vorgeführten „Ödipus in Kolonos"; sein Hingang entspricht genau dem eines mittelalterlichen Heiligen, dessen Grab ja ebenfalls dereinst zum Segen für Ort und Landschaft werden wird, und nun möge ein solcher christlicher Dulder, wie er sich in der betreffenden Legende äußert, verglichen werden mit dem blinden König von Theben. Schon eine völlig profane Dichtung der neueren Zeit würde ihn nicht so ohne jeden Zug wehmütiger Versöhnlichkeit von hinnen scheiden lassen.

Euripides vollends redet mit der unbedingten Rachsucht mehrerer seiner Hauptgestalten seinen Zuschauern offenbar ganz nach dem Herzen. Zwar Hekabe, welche nach ihrem Tode (laut dem Mythus) in einen Hund verwandelt worden, ist im Drama wegen ihrer schrecklichen Rache an Polymestor scheinbar preisgegeben, allein ihre heftigsten Worte tönen doch, um in den Athenern einen stillen Widerklang zu finden. Auf Agamemnons Frage (V. 754): „Was verlangst du von mir? Etwa Freiheit? Die würde dir leicht gewährt" — erwidert sie „Nein! Wenn ich mich an Schurken (κακοῖς) rächen kann, will ich mein ganzes Leben Sklavin bleiben."

Die Philosophie, auch wenn sie sich über die Rache nicht ausdrücklich aussprach, wird immerhin insoweit dagegen gewirkt haben, als sie die Abwendung von der Leidenschaft überhaupt vorschrieb, wie insbesondere die Stoa tat. Diese proklamierte außerdem statt der Vielheit mörderisch verfeindeter Einzelstaaten eine große friedliche Weltgesellschaft, und im Privatleben hat sie wenigstens im einzelnen ihrer spätesten Bekenner sich bis nahe an die Feindesliebe emporgewagt. Nur gerieten manche Stoiker doch sehr aus der Fassung, sobald von Epikur und seiner Schule die Rede war.

Eine andere große Äußerung des menschlichen Egoismus, das Recht zur Unwahrheit, hat, so wie die Griechen es handhabten, ihnen schon bei den Römern die Redensart von einer Graeca fides zugezogen. Es wäre vollkommen eitel, die Quote des bei allen Völkern geübten Lügens und Täuschens mit derjenigen bei den alten Griechen statistisch vergleichen zu wollen, und doch wird man im Hinblick auf die nun folgenden tatsächlichen Angaben nicht umhin können, die Griechen als schwerer belastet zu betrachten. An Lehre und Warnung hätte es auch hier nicht gefehlt; Pythagoras sagte: Die Wahrheit reden und wohltätig sein (ἀληθεύειν καὶ εὐεργετεῖν) seien die schönsten Geschenke der Götter, die auch ihrem eigenen Tun am nächsten kämen.

Gerne und ohne allen Vorbehalt wird zunächst einem phantasiereichen und noch jugendlichen Volke zugegeben werden, daß es im Erzählen wirklich Geschehenes und bloß Geträumtes sowenig unterscheiden kann, als dies ein begabtes Kind vermag. Einem Erzähler von gar zu lebhafter Einbildungskraft fiel etwa jemand ins Wort: „und dann erwache ich", als hätte jener im Traume ge-

sprochen. Die Wahrheitsmängel in der griechischen Geschichtschreibung werden durch die oft völlig einseitige Darstellung der Geschichte bei manchen Neueren reichlich aufgewogen, und das Voranstellen eines erlauchten alten Namens in einer eben erst verfaßten Schrift war unschuldiger, als dergleichen jetzt sein würde. Anders verhält es sich aber mit Lüge und und Wahrheit im großen und kleinen Verkehr des Lebens.

Scheinbar genoß die Wahrheit einen mächtigen Schutz durch das viele und feierliche Schwören, und vielleicht kein anderes Volk hat so reiche „Eidesantiquitäten" aufzuweisen wie die Hellenen. Der Gott Eid (Ὅρκος) hat hier seinen eigenen Mythus; ihm, dem Sohn der Eris, gehört jeder fünfte Tag eines Monats; an diesem gehen die Erinnyen um und rächen die falschen Schwüre. Allein nun gibt es schon zu denken, daß in wichtigeren Fällen die Zeremonie in der auffallendsten Weise gesteigert wurde, ganz als ob dem gewöhnlichen Eide gar nicht mehr getraut worden wäre.

Den Römern, wenn sie von der Wortbrüchigkeit der Griechen sprachen, ging in der letzten Zeit der Republik schon ein starker Pharisäismus nach, und dennoch wird, was z. B. Cicero in einer Gerichtsrede sagt, nicht aus der Welt zu bringen sein: „Dem Geschlecht der Hellenen ganz im allgemeinen lasse ich ihre Schriftwelt, ihre vielseitige Kunst, die Zierlichkeit und Fülle ihrer Rede, und auch, was sie sich etwa sonst noch beilegen, will ich ihnen nicht abstreiten, aber — die Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit in Zeugenaussagen hat diese Nation nie bei sich ausgebildet, und die Bedeutung dieser ganzen Sache kennen sie nicht (testimoniorum religionem et fidem nunquam ista natio coluit totiusque hujusce rei quae sit vis, quae auctoritas, quod pondus, ignorant) . . . Ein griechischer Zeuge, wenn er vortritt mit dem Willen zu schädigen, denkt nicht an die Worte des Eides, sondern nur an das Schädigen. Widerlegt, zugedeckt zu werden, ist für ihn die Schande, dagegen rüstet er sich, alles übrige ist ihm gleichgültig . . . Solchen ist der Eid ein Scherz, das Zeugnis ein Spiel; was ihr (Römer) von ihnen haltet, kommt ihnen ganz dunkel vor; Lob, Belohnung, Gunst und nachheriger Glückwunsch hängt alles am unverschämten Lügen." Schlimm genug, daß schon hundert Jahre vorher ein sehr einsichtiger Grieche von der allgemeinen Amtsuntreue seiner damaligen Landsleute folgendes hatte schreiben können: „Die öffentlichen Verwaltungsbeamten, auch wenn ihnen nur ein Talent anvertraut ist, bewahren keine Treue, selbst wenn zehn Gegenschreiber, zehn Siegel und zwanzig Zeugen danebenstehen, während die Römer als Kriegsanführer und Gesandte in betreff der größten Summen treu bleiben wegen ihres Eides. Bei den anderen (den Griechen) ist es selten, einen Mann zu finden, der sich der Staatsgelder enthält, bei den Römern ist das Gegenteil selten."

Sooft bei den Griechen die vorherrschenden Beweggründe des

menschlichen Handelns aufgezählt werden, fehlt nie die Ehrliebe (τιμή). Thukydides nennt sie in erster Linie neben Furcht und Nutzen, Isokrates läßt sie auf Genuß und Gewinn folgen.

Sie hatte im griechischen Leben Vorbedingungen auf ihrer Seite, welche ihr in anderen Zeiten und bei anderen Völkern nicht immer zustatten gekommen sind. Zunächst hatte man in dem öffentlichen Treiben einer Polis Gelegenheit und Muße, die einzelnen kennenzulernen und selber gekannt zu werden; sodann herrschte im Betonen der eigenen Person sowohl als im Besprechen der Lebensverhältnisse derer, mit welchen man redete, eine Offenheit, welche damals mit der besten Lebensart vereinbar scheinen mochte. Die Unterhaltung des Sokrates mit dem alten Kephalos, am Anfang der Bücher Platos vom Staat, mag z. B. hievon eine Ahnung geben, oder auch Xenophons „Gastmahl" nebst anderen Denkmälern des damaligen höheren geselligen Verkehres. Ferner hatte der wettweise, agonale Betrieb von allem und jeglichem, vom öffentlichen Auftreten bei den Spielen an bis zu jeder Art von Leistung und Geltendmachung, den Menschen jene soziale Scheu benommen, welche heute in der Regel kaum mehr einen anderen Wettbewerb gestattet, als den im sogenannten Geschäfte, im übrigen aber den einzelnen auf das negative Ehrgefühl zurückweist. Dieses sucht vor allem nichts Ungünstiges auf sich kommen zu lassen und Achtung zu erwerben, das Aufsehen aber zu vermeiden; auch will derjenige, welcher darüber hinausgeht, der heutige Streber, nicht Ruhm, sondern Stellen und Geld, und auch seine Reklame dient vor allem dieser Absicht.

Der Wille des begabten Griechen dagegen ist seit Homer: „immer der erste zu sein und vorzuleuchten den anderen", und ebenso frühe ertönt auch der Wunsch des Nachruhms, welcher heutigentags auch die am höchsten Stehenden wahrscheinlich nur wenig beschäftigt.

Gründlich verstanden sich die Griechen schon von allem Anfang an auf das κερτομεῖν, das Herzeleid, welches in Worten angetan wird. Es ist insbesondere der Hohn über mißlungenes Wollen und Tun; man sieht bei Homer, wie der Sieger spottet und wie es den Besiegten schmerzt; man hört die satte, zusammengesparte Bitterkeit des zur höchsten Rache berechtigten Odysseus gegen den geblendeten Kyklopen, und man lernt den giftigen Händelstifter Thersites kennen. In der nachhomerischen Zeit wird dann durch Archilochos und seinen Jambus die Lästerung (λοιδορία) eine Kunstgattung, und man war überzeugt, daß sich die Opfer des Archilochos wie die des Hipponax das Leben genommen hätten. Für den Versuch der Rechtfertigung beider ist hier auf die neueren Literarhistoriker zu verweisen, im Altertum fanden sie wenig Nachsicht bei aller Bewunderung für die Kraft ihres Ausdruckes. Hohndichter finden sich in allen reichlich erhaltenen Literaturen und in der neueren Zeit schon bei den Provenzalen, aber ein Aufsehen und

eine Geltung, wie jene beiden sie gehabt, war doch nur bei den Griechen möglich. Spottverse unter die Leute zu bringen, war auch später eine Manier der Rache und des Hasses. Gegen Perikles am Anfang des Peloponnesischen Krieges „sangen viele Lieder und Spottreime", und die ältesten Spottepigramme (σκωπτικά) der Anthologie können noch ebenso weit hinaufreichen. An der Stelle der noch mangelnden Presse waltete der mündliche Verkehr der Agora und auch wohl des Gelages, und für die, welche durchaus ungekannt bleiben wollten, das Anschreiben der Schmähung an irgendeinem öffentlichen Gebäude. Auch die Karikatur, an eine Mauer gezeichnet, tat ihren Dienst, und was die plastische Karikatur betrifft, so hat ja alle griechische Porträtkunst nahezu damit angefangen, als um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Bildhauer Bupalos und Athenis den Dichter Hipponax mit solchen Figuren heimsuchten, worauf denn freilich seine Rachejamben sie sollen in den Tod getrieben haben. Um dieselbe Zeit warnte noch der weise Kleobulos von Lindos, nicht zu lachen über die, welche verspottet werden, denn dies stifte tiefe Feindschaft.

Mit der Erwähnung des Perikles haben wir aber bereits das berühmte 5. Jahrhundert berührt, welches namentlich den Athenern die volle Entwicklung von Gut und Böse, die volle Demokratie und zudem die alte Komödie bringen sollte. Was nun auch die übrigen Griechen damals an kühnem Auftreten einzelner Menschen und an frechem Ankämpfen ihrer Gegner mögen geleistet haben — nur für Athen liegen die Akten in einiger Vollständigkeit vor.

Zunächst waren die wirklichen Gefahren, in welchen der Bürger lebte, wenn er sich irgendwie auch nur bemerkbar machte, so groß, daß die bloße soziale Empfindlichkeit daneben gewiß zurücktrat. Die Sykophanten und Rhetoren, die stets drohenden Staatsanklagen, besonders wegen Veruntreuung und wegen ungenügender Leistungen, sowie die immer gefährliche Anklage auf Asebie übten zusammen einen dauernden Terrorismus. Die allgemeine Folge hievon muß eine gewisse innere Abhärtung gewesen sein, auch hatte ja nicht jede Anklage Erfolg, und wer einer der stärkeren Cliquen angehörte, konnte nicht bloß zur Abwehr, sondern auch zur Gegenklage schreiten; nur mußte bei dem ewigen Versammlunghalten und Gerichthalten (ἐκκλησιάζειν καὶ δικάζειν) eben doch immer etwas gehen, was die Aufmerksamkeit und die Leidenschaften im Zuge erhielt.

Nun hat sich aber auch die alte Komödie, welche neben diesem Staatswesen emporwuchs, bei weitem nicht mit den geselligen und privaten Unvollkommenheiten mancher Athener begnügt, sondern häufig den Staat und seine Leute zu ihrem Hauptgegenstand erkoren, und daß dies so geschehen durfte, wie es geschah, wird ein Anlaß des Erstaunens bleiben trotz aller Erklärungen. Mochte auch die Komödie ursprünglich ein Festakt zu Ehren des Dionysos sein,

welcher „selber gern lachte", und mochten auch alle dionysischen Feierlichkeiten immer des Spaßes und Hohnes ein reichliches Teil mit sich geführt haben — dieser Grund allein kann es doch nicht gewesen sein, welcher der Komödie ein volles Jahrhundert hindurch gestattete, ihren Mutwillen an den Einrichtungen und Behörden der Polis zu üben, wie sie tat. Schon allein die „Wespen" des Aristophanes häufen auf das Volksgericht der Athener eine ewige Schmach; anderswo wird auch dem Rat, das heißt den jeweiligen Prytanen die Bestechlichkeit, ja das Hörnertragen ins Gesicht geworfen; in den „Rittern" tritt der Demos als höchst borniertes Wesen in Person auf, bis man in der Folge (V. 1121, 1141) belehrt wird oder werden soll, daß er sich nur so gestellt habe.

Das Verhalten der Griechen bei tatsächlichen Mißhandlungen läßt schließen, daß dieselben mit größerer Seelenruhe geahndet wurden als heute, und daß größere Leibeskraft und Brutalität eines anderen hinfort noch nicht über Wert und Stellung des Heimgesuchten entschieden. Ewig bezeichnend und in heutiger Zeit undenkbar sind jene Worte an denjenigen, welcher den Stock aufhob: „Schlage mich, aber höre mich an", gleichviel ob sie Themistokles oder ein anderer zu Eurybiades oder zu Adeimantos gesprochen hat. Was sich Sokrates gefallen ließ und mit welchem Gleichmut, wurde schon erwähnt, und von Diogenes erzählte man Ähnliches. Es kommen jedoch Fälle vor, da der Gegensatz zu aller jetzigen Handlungsweise noch viel deutlicher ist. Als Kleon infolge der Aufführung der „Ritter" den Aristophanes (man sagt durch die Theaterpolizei) hatte durchprügeln lassen, hielt dieser zwei Jahre später seinem Publikum in einer Parabase der „Wespen" (V. 1284 ff.) vor, wie tadelhaft es damals seines Leidens gespottet und wohl gar noch auf einen Spaß des Mißhandelten gewartet habe. Entweder muß nun der Drang, vor einem solchen Publikum dennoch wieder und immer wieder aufzutreten, in der Tat übergroß gewesen sein, oder die Athener empfanden überhaupt so, daß sie dem Komiker einmal eine Züchtigung gönnen und ihn dennoch dabei in seiner und ihrer Art ästimieren konnten.

Bei körperlichen Mißhandlungen stand natürlich jedem die gerichtliche Klage offen, diese aber konnte man sich durch ein Übereinkommen abkaufen lassen. Demosthenes hat dies zweimal getan, als ihn Meidias im Theater ins Gesicht geschlagen, und als ihn Demomeles verwundet hatte. Über die Moralität dieses Abkommens ist hier gänzlich auf die neueren Biographen des Redners zu verweisen; der hämische Gegner Äschines freilich hatte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, zu sagen, Demosthenes mache sich eine Rente aus seinem Kopf. Bei all solchen Dingen ist immer auf das Medium zu verweisen, in welchem sie vor sich gehen, auf diese völlig ehrlose Polis, welche Jahrhunderte hindurch Organe, wie z. B. die Sykophanten, benützte; lehrreich ist auch, ihr zuzusehen bei

Anlaß ihrer Atimieerklärungen, welche sie mit den höchsten, feierlichsten Flüchen verbrämt und dann etwa wieder aus Zweckmäßigkeitsgründen stillestellt, wobei sie ihr Pathos einfach wieder hinunterschluckt. In einer solchen Umgebung mußte auch über Realinjurien zwischen Bürgern anders geurteilt werden als in neueren Zeiten.

Neben dieser eigentümlichen Verhärtung (und fast als eine Lichtseite derselben) lebt dann eine gewisse Toleranz, ein Anhörenkönnen von Gegnern, welches heutigen herrschenden Parteien viel schwerer fällt. Es ist in dem lauten Lärm Athens und anderer demokratischer Städte, neben dem wüsten Vordrängen der Streber, noch immer eine gewisse Objektivität des Urteils, eine Bewunderung des Begabten vorhanden, welche auch solchen das Auftreten möglich macht, die das Recht und die Kraft der wahren Auszeichnung in sich fühlen, und von diesen und selbst von Geringeren hat man sich Erstaunliches gefallen lassen. Keine Versammlung hielte wohl heute eine Volksrede geduldig aus, wie selbst nur die des Kleon; was andere Redner und was die Komiker vorbrachten, würde heute als „Hetzerei" zum Schweigen verurteilt sein oder unmittelbar der tatsächlichen Rache verfallen, und jedenfalls würde die Behörde sich gezwungen sehen, Äußerungen dieser Art um des lieben Friedens und der polizeilichen Ruhe willen zu verbieten oder zu bestrafen. In Athen dagegen scheint wenigstens im 5. und 4. Jahrhundert kein Redner von der Bühne heruntergerissen oder mit Steinwürfen, Verwundungen u. dgl. zum Abtreten gezwungen worden zu sein, wenn es auch an Privatrachen nicht ganz fehlte. Der Demos, wenn man ihn nicht in seinem Lebensprinzip angriff (τὸν ῥῆμον καταλύειν), ließ über die einzelnen Vertreter seiner Macht ergehen, was da wollte; dieselben waren nicht unverletzlich, nicht mit dem Prinzip in eine gemeinsame Unantastbarkeit zusammengewickelt, und wenn sie preisgegeben wurden, so fanden sich andere an ihrer Stelle.

Eine allgemeine Bilanz für die Griechen im engeren moralischen Sinne aufstellen zu wollen, von den Gesichtspunkten irgendeines anderen Volkes, einer anderen Kultur aus, wäre ein aussichtsloses Unternehmen. Den Römern, wenn sie auf Kosten der Griechen Moral trieben, hätten die letzteren etwa erwidern können, sie brauchten keine Gladiatorenkämpfe, damit ihnen das Essen schmecke oder damit die Volksmassen für die Wahlen gewonnen würden, und eine Menge Gegenrechnungen dieser Gattung würde man überall zwischen Volk und Volk aufstellen können, auch in betreff z. B. des Genußlebens, der Handlungsweise innerhalb der Familie, der Sklavenmarter, der Lust an völliger Vernichtung von Feinden sowohl als Rivalen jeder Art usw. Als Rest bliebe jedoch immer noch übrig, was die Griechen selber einander zum Tadel ausgesagt haben; ihnen war ja, zum Unterschied von der ganzen

übrigen alten Welt, das völkervergleichende Auge verliehen, auch ist oben von solchen Urteilen schon Gebrauch gemacht worden. Herodot gibt hie und da seinen Landsleuten Lektionen, wie wir sahen, und das Gespräch zwischen Xerxes und Achämenes (VII, 236 ff.) ist eigens gedichtet, um der griechischen Polis den tiefen, böswilligen Neid unter ihren Bürgern und dessen praktische Betätigung zu Gemüte zu führen, wobei nur „die wenigen Tugendhaften" ausgenommen werden. Man weiß dann, welchen Schwung dieser Neid bei der weiteren Entwicklung der Polis anzunehmen imstande war, und bei diesem Anlaß möge ein wissenschaftlicher Wunsch ausgesprochen werden. Aus dem vereinten Bemühen eines Altertumskenners und eines erfahrenen Kriminalisten sollte ein abschließendes Urteil hervorgehen können über die schikanösen Fälle in den athenischen Gerichtsreden, im quantitativen und qualitativen Vergleich mit den vor heutigen Gerichten vorkommenden Fällen ähnlicher Art. Es würde sich dann beweisen, ob in irgendeiner anderen Gegend der Weltgeschichte das Teuflische, das Vergnügen am Verderben von anderen sich so hat öffentlich laut machen dürfen, wie bei den Griechen hauptsächlich durch Aufmunterung zur Sykophantie geschah, und wie man es aus den erhaltenen Reden von Antiphon bis auf Demosthenes und Hyperides urkundlich kennenlernt. Freilich, wo sich wieder einmal Gerichte finden sollten, welche sich die dort geschilderte Art von Anklägern gefallen ließen, würde es, fürchten wir, auch wieder ähnliche Prozesse geben.

Die weiteren Lebenskonsequenzen der Polis, welche einst den Bürger so hoch emporgetrieben hatte und ihm später ein so zweifelhaftes Wohlergehen bereitete, gehören nicht in diesen Zusammenhang, und damit auch nicht das spätere klägliche Zusammenschmelzen der Nation in ihrer Heimat, während der griechische Geist sich im Orient so wichtige neue Daseinsstätten erwarb. An einem aber möge man nicht zweifeln: daß bei diesem Volke Anlage, Wille und Schicksale ein untrennbares Ganzes bilden, daß das Unglück nicht ein zufälliges war, und daß das Welken und Hinschwinden eine Folge desjenigen politischen und sozialen Lebens gewesen ist, welches man geführt hatte. Wie unendlich vieles Große und Schöne, das nur den Griechen erreichbar war, dabei im Entstehen verhindert oder als schon Erreichtes wieder zerstört wurde, mag eher gar nicht erwogen werden.

Hört man aber wieder einen Griechen an, etwa einen Menschen von mittlerer Moralität, der die Kraft hat, sich auf sich selbst zu besinnen, wie wehmütig sympathisch lautet das Distichon, in welchem er sein eigenes Wesen zusammenfaßt: „Ich habe wenigstens nie einen werten und treuen Genossen verraten, und in meiner Seele lebt nichts Knechtisches."

Zu der Lehre der Griechen vom höchsten Gut und von der Reihenfolge oder Lokation der Güter werden hier nur einige Er-

gänzungen geboten. Deutlich bemerken wir drei Stufen des Bewußtseins: die des Homer und Hesiod, die in den Zeugnissen der mächtigen Zeit der Nation, endlich die durch Reflexion gewonnene der Philosophen. Doch wird man im täglichen Leben der späteren Zeit auch das Älteste wieder vorklingen hören, soweit die alten Dichter und die Anschauungen des Mythus den Horizont noch beherrschen. Wenn wir diese Dinge überhaupt kennen, so verdanken wir dies dem Umstande, daß die Griechen offen zu wünschen wagten, daß nicht Weltklugheit und Resignation alles Verlangen ins Innere des Menschen zurückdrängten.

Bei weitem die sicherste Quelle würden hier die Gebete an die Götter sein, wenn sie uns deutlicher überliefert wären, und Nägelsbach hat davon sowohl in der „Homerischen" als in der „Nachhomerischen Theologie" wenigstens den erreichbaren Gebrauch gemacht. Von urtümlicher Schönheit sind bei Homer z. B. die Worte, welche Nestor der verschwindenden Athene nachruft: „Sei mir hold, Herrscherin, und gewähre mir edlen Ruhm, mir und den Söhnen und der züchtigen Gattin." Dieser edle Ruhm (κλέος ἐσθλόν) ist und bleibt im Grunde der Hauptwunsch des wahren Hellenen, und gerade diese Worte, welche Gemahlin und Kinder mit umfassen, zeigen, daß es sich dabei nicht bloß um Sieg im Kriege oder im Wettkampf, sondern um ein ganzes verehrtes Dasein handelt. Andere hoch wünschbare Güter werden als solche bei Homer beiläufig verraten; man empfängt z. B. die „Gabe des Schlafes", denn er ist wirklich eine Gabe, die da ausbleiben könnte. Von einem anderen Ziel der Wünsche, dem schmerzlosen Tod im hohen Alter ohne Krankheit, erfahren wir, daß auf der Fabelinsel Syria Apollon und Artemis mit ihren silbernen Geschossen kommen und die greisen Menschen sterben lassen. In nachhomerischer, immer noch früher Zeit gibt der Hymnus auf Aphrodite (V. 103) bereits eine Reihenfolge von Gütern in den Worten des Anchises, welcher der als Göttin erkannten Geliebten einen Höhenaltar gelobt und zu ihr betet um Ruhm vor den übrigen Troern, um einen blühenden Sprossen und um langes Leben bis an die (nämlich äußerste) Schwelle des Alters in Fülle und Glück. Aus Hesiods „Werken und Tagen" würde hieher gehören das wonnige Leben der rechtliebenden Stadt (V. 226 ff.), dessen Schilderung im Grunde aus lauter sehnsüchtigen Wünschen besteht. Was übrigens die Reihenfolge der Aufzählung bei den Dichtern betrifft, so muß dieselbe nicht immer eine Rangfolge gewesen sein, insofern auch das Versmaß seinen Einfluß ausüben konnte.

Aus der historischen Zeit aber gibt es zunächst eine echte Rangfolge in der großen Elegie des Solon: Olbos, Ruf bei den Menschen, Beliebtheit und Verehrung bei Freunden, endlich furchtbar und gefürchtet zu sein bei den Feinden. Wüßten wir aber nur Olbos mit einem Worte zu übersetzen, jenen aus dem frühen Altertum

herübergenommenen, von einem mythischen Glanze leuchtenden Ausdruck alles Gedeihens! Vom bloßen Reichtum wird der Olbos noch später deutlich ausgeschieden: „Wer bei Wohlergehen und Besitz im Hause nichts Edles erstrebt, den nenne ich nicht einen Mann des Olbos, sondern eher nur einen wohllebenden Schätzehüter."

Kürzer als Solon zählt Pindar am Schluß des ersten pythischen Gesanges die Hauptgüter des Lebens auf: sich glücklich befinden sei das erste Wünschbare, edler Ruf das zweite; wer beides erreiche und erhalte, besitze den herrlichsten Kranz.

Alle diese Definitionen des Wünschbaren setzen im Grunde, wenn auch unausgesprochen, den sittlichen Wert des Menschen, den Adel seines Wesens voraus, und nun finden sich auch ausdrückliche Wünsche dieser Art, freilich auf die unbefangenste Weise mit materiellen Gütern zusammengestellt. Laut Theognis ist das Herrlichste, gerecht zu sein, das Beste die Gesundheit, das Vergnüglichste: zu erreichen, was man liebt — und dabei bleibt es ungewiß, ob hier von eigentlicher Liebe oder nur überhaupt von Wünschen die Rede ist, welche in Erfüllung gehen sollen. Jemand hatte fast gleichlautend diesen Wunsch in den Propyläen des Latoons von Delphi an die Mauer geschrieben; die ganze Aufzählung findet sich dann, fast wie aus Theognis entlehnt, bei Sophokles wieder. Im allgemeinen aber wünscht sich der Grieche sittliche Eigenschaften nicht, sondern er glaubt sie bereits zu besitzen, und vollends die Götter um eine „Gesinnung" zu bitten, war bei der sonst vorausgesetzten Moralität dieser Götter unratsam. Höchstens den späteren Stoikern konnte dies in den Sinn kommen unter dem Einfluß ihres völlig veränderten Gottesbegriffes; wir haben es jedoch hier mit den vom Temperament der Griechen ausgehenden Wünschen zu tun, nicht mit den von der Reflexion eingegebenen Moralsätzen. Und wiederum etwas anderes als das Wünschen und Bitten ist das allgemeine Preisen der Tugend seit Sokrates, als derjenigen zentralen Kraft, von welcher alle anderen guten Eigenschaften — an deren Aufzählungen kein Mangel ist — Äußerungen sind, und als Vorbedingung der Glückseligkeit.

Die höhere Geltung bei den Volksgenossen oder bei den Menschen überhaupt, in ihrer Steigerung vom Ansehen zur Ehre und zum Ruhm, selbst bei der Nachwelt, wird im Verlauf der Zeit bei den Wünschen weniger betont und fällt endlich in den Aufzählungen derselben weg, so groß auch im Leben die vorhandene Ruhmsucht war und blieb. Dafür treten Gesundheit und Reichtum in die erste Linie, und der Gott von Delphi hat einst nur zwischen beiden die Wahl gelassen.

Sonst wußten die Griechen recht gut, daß die Gesundheit die große Vorbedingung alles übrigen Glückes sei, und das schöne Skolion des Ariphron gibt hievon ein noch frühes Zeugnis. Aus nicht viel späterer Zeit stammt dasjenige des Simonides: „Gesund-

sein ist das Beste für den Sterblichen, das zweite ist eine Persönlichkeit (φυὰν καλὸν γενέσθαι), das dritte schuldlos erworbener Reichtum, das vierte, mit trauten Genossen die Jugend zuzubringen." Ein Komiker des 4. Jahrhunderts ließ mit Beziehung auf diese berühmten Worte des Sängers von Keos zwar die Gesundheit an erster Stelle gelten, bestritt aber die Lokation der edlen Persönlichkeit vor dem Reichtum, indem ein edler Mensch, welcher Hunger habe, ein fatales Wesen sei. Auch Philemon wünscht zuerst Gesundheit, dann Wohlbefinden im allgemeinen, drittens Fröhlichkeit, endlich niemandem Geld schuldig zu bleiben.

Der Reichtum gehörte einst, wie wir sahen, zu den naiv herbeigewünschten Vorbedingungen des Glückes; daneben aber wird mit der Zeit beklagt, daß er zu sehr eins und alles werde und in der Regel nicht in den rechten Händen sei. Besonders Theognis ist voll von Klagen über die Armut und die in ihrem Gefolge gehende unverdiente Ohnmacht, während der Reichtum den Vorzug verleihe vor Weisheit, Klugheit, gewinnender Rede und Schnellfüßigkeit. Euripides führt ähnliche Gedanken weiter: wenn ein Reicher etwas sage, gelte es für weise, während man zu lachen pflege, wenn ein Armer sich trefflich äußert; auch vermähle man Kinder lieber an einen schlechten Reichen als an einen guten Armen. Nicht bloß die „Trefflichkeit" nämlich, sondern auch die edle Abkunft wurden allmählich von den meisten nur noch in Worten hoch erhoben, in der Tat aber den Genüssen und der Macht, welche der Reichtum erzeugt, nachgesetzt. Und doch warteten des Reichen damals Feinde und Gefahren, welche ihm seinen Besitz sehr verbittern konnten, und dabei wurde von ihm verlangt, daß er sich als Reicher offenkundig zeige.

Endlich wird auch der heitere Genuß (ἡδονή, τερπωλή) offen zu den Gütern des Lebens gerechnet — in welchem Sinn und Umfang, hängt von dem Sprechenden ab, und Solon geht bekanntlich in seinen Zugeständnissen ziemlich weit. Bei Anlaß der Proteste gegen den Pessimismus wird hievon weiter zu handeln sein; vorderhand mag eine Hinweisung auf das XII. Buch des Athenäus genügen, unter dessen Zitaten sich glänzende Worte des Simonides und des Pindar zum Preise des Genusses finden. Von Pindars Rival Bakchylides sind nur arme Bruchstücke auf uns gekommen, aber eines derselben führt in eine höhere Anschauung hinein: „Nur eine Bedingung, nur einen Weg des Glückes gibt es für den Sterblichen, nämlich daß er leidenschaftslosen Sinnes sein Dasein durchlebe; wer aber nach tausend Dingen trachtet, dessen Herz wird Tag und Nacht wund sein um dessentwillen, was erst kommen soll, und sein Mühen dennoch vergeblich."

Neben allen Erdengütern aber und ihrer Wünschbarkeit und Fraglichkeit stand schon längst der Gedanke, welcher ein Fazit ziehen wollte: ob das Leben um seiner selbst willen überhaupt

Ödipus und Sphinx. Vasenbild
Berlin, Antiquarium

Hippolytsarkophag
Konstantinopel, Antikenmuseum

Athen, Antiker Friedhof

wünschbar sei? Einstweilen mag konstatiert werden, daß Aristoteles die Frage bejaht hat.

Fähigkeit und Neigung, über den Wert des Daseins zu festen, allgemein herrschenden Ansichten zu gelangen, sind bei den einzelnen Völkern ohne Zweifel von jeher in sehr verschiedenem Grade vorhanden gewesen. Auch können dieselben in latentem Zustande bestehen ohne eine literarische Äußerung zu finden, oder eine mächtige Religion hat die ganze Frage vorweg entschieden.

In betreff der alten Griechen glaubte man seit der großen Erhebung des deutschen Humanismus im vorigen Jahrhundert im klaren zu sein: Im Widerschein ihres kriegerischen Heldentums und Bürgertums, ihrer Kunst und Poesie, ihres schönen Landes und Klimas schätzte man sie glücklich, und Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" faßte den ganzen vorausgesetzten Zustand in ein Bild zusammen, dessen Zauber noch heute seine Kraft nicht verloren hat. Zumindest glaubte man, die Athener des perikleischen Zeitalters hätten jahraus, jahrein im Entzücken leben müssen. Eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, welche jemals vorgekommen, und um so unwiderstehlicher, je unschuldiger und überzeugter sie auftrat. Man überhörte den schreienden Protest der ganzen überlieferten Schriftwelt, welche vom Mythus an das Menschenleben überhaupt beklagt und verschätzt, und in betreff des besonderen Lebens der griechischen Nation verblendete man sich, indem man dasselbe nur von den ansprechenden Seiten nahm und die Betrachtung gerne mit der Schlacht von Chäroneia abschloß. Ganz als wären die folgenden zwei Jahrhunderte, welche das Volk, und weit überwiegend durch sein eigenes Tun, bis nahe an die materielle Vernichtung führten, nicht die Fortsetzung des Vorhergegangenen gewesen.

Hier ist nun bloß von der allgemeinen griechischen Wertschätzung des Menschendaseins zu handeln, wobei auf jede Parallele mit der Denkweise anderer Völker gerne verzichtet wird, auch auf die mit dem urgründlichen Pessimismus des persischen Königsbuches, in dessen Sage selbst die Helden und Tugendhaften in ihrer späteren Zeit regelmäßig dem Bösen verfallen. Bei den Griechen, welche gerne an Unveränderlichkeit des Charakters glaubten, wird der Mensch im ganzen nicht böser als er schon ist, unglücklich aber ist er ohnehin, mit oder ohne Zutun der Götter.

Was diese Götter dem Griechen waren, wie sie, von sehr furchtbaren Gestalten aus beginnend, wohl Geber der Gaben wurden, aber nur eine sehr bedingte Herrschaft über Welt und Menschenleben führten und mit dem Schicksal teilen mußten, haben wir oben darzustellen versucht. Auch sind ja die Götter selbst nicht immer glücklich, und wäre es auch nur wegen ihres Neides; mit diesem aber pflegen sie auch die hervorragenden Menschen heimzusuchen.

Schon die ältesten Bewegungen im Volke, von welchen noch eine Erinnerung dämmerte, werden persönlich gemacht durch Helden, welche Totschlag üben und in eine fremde Gegend wandern, wo ein heroischer Fürst sie aufnimmt, entsühnt, beschenkt und etwa gar zu Erben macht. An jedem Fürstenhofe weilen solche Flüchtlinge als stehende Figuren. Anderseits knüpft sich an die Tat eine Blutrache, welche z. B. bei Verlöbnissen durch die verletzte Familie dem Bräutigam als Pflicht einbedungen wird. Allein wie gering ist dies zu achten neben der sonstigen persönlichen Rache der Leidenschaft bis in den ausgesuchtesten Greuel, die thyesteischen Mahlzeiten hinab. Außer der Wut der Vergeltung geht auch der Neid im Mythus den Heroen wie den Göttern nach. Herakles beim Sturm auf Ilion zieht sein Schwert gegen den Genossen Telamon, bloß weil dieser zuerst in die Stadt gedrungen; der früheste mythische Künstler, Dädalos, ist ein entsetzlicher Charakter, und bei ihm findet sich das älteste Beispiel der bei allen Völkern verbreiteten Sage von dem Meister, welcher aus Neid auf das Talent den Gesellen ermordet; auch das rätselhafte Kunstvolk der Inseln, die Telchinen, gilt als neidisch und bösartig. Und wie oft sonst führt der Mythus allen Jammer daher über den Neidischen sowohl als seine Opfer! Denn das Böse wächst hier oft auch im Innern des Menschen von frühe an, und Zwillingsbrüder wie Prötos und Akrisios usw. hadern schon im Mutterleib, um dann als Erwachsene um die Herrschaft zu kämpfen. Die „Sparten" sind kaum eben aus den ausgesäten Zähnen des Drachen von Theben erwachsen, da genügt ein Steinwurf des Kadmos, damit sie übereinander herfallen und sich vernichten bis auf fünf, welche dann, als Extrakt der Kraft der ganzen Schar, die Stammväter der dortigen Bevölkerung werden. Auch eine ganze Reihe mythischer Frauen sind wahrhaft furchtbare Gebilde, sei es, daß ihre Gier auf Habe und Schmuck der ganzen Umgebung Verderben bringt (Eriphyle), oder daß sie bei versagter Liebe auf das Entsetzlichste sinnen, und in Ephyra, dem mythischen Korinth, liegt seit Medeas Zeiten für ihren Gebrauch Gift bereit. Ein Spätrömer, der sogenannte Hyginus, hat aus griechischen Mythographen ein umfangreiches Verzeichnis entweder zusammengestellt oder geradezu übersetzt, welches aufzählt: Die Väter, welche ihre Töchter, die Mütter, welche ihre Söhne getötet, die Gattenmorde, Selbstmorde, Morde von Verwandten jeden Grades usw. nebst drei Beispielen von solchen, welchen ihre eigenen Kinder als Speise vorgesetzt wurden.

Allein im großen hat das Unheil, welches vom Schicksal und von den Göttern verhängt wird, bei weitem das Übergewicht, und gerade die entscheidenden Gestalten und Geschichten, welche dem Mythus seinen Charakter geben, gehören in dieses Gebiet. Bei Homer ist der Untergang „vieler" achäischer Helden der Wille des Zeus sowohl als des Schicksals, und Achilleus ruft es dem Zeus mit deut-

lichen Worten zu; vorher hat Zeus die Tötung des Patroklos durch Hektor verzögert, damit der erstere noch recht viele Troer töte; Apollon tut hierauf gegen Patroklos alles, was man gegen jemand tun kann, ohne ihn direkt zu ermorden, und trotz Hektors Speerwurf stöhnt dann der Sterbende: Mich töten die Moira und der Sohn der Leto! Dem nachhomerischen Mythus (erweislich in den Cyprien) genügt sogar das Wegsterben des Heroengeschlechts nicht mehr: Es sind der Menschen überhaupt zu viele auf der Welt; da erscheint denn die Erdgöttin vor Zeus, um ihn zu bitten, er möge sie erleichtern von der gar zu großen lastenden Menschenmasse; der Gott veranlaßt zunächst den Thebanischen Krieg, welcher schon viele hinraffte, und hierauf den Troischen, wodurch die Erde endlich ausgiebig entlastet worden sein soll. — Bei Euripides betont Apollon insbesondere, die Götter hätten Helena und den Krieg um sie gesandt: „Daß die Erde sie entlasteten des Übermuts zahlloser Mengen Sterblicher."

Von diesem allgemeinen, selbstverständlich pessimistischen Hintergrunde heben sich dann die ruhmvollsten Wesen des Mythus mit ganz besonders düsteren Schicksalen ab. „Sie gelangten nicht nach mühelosem, gefahrlosem Leben in hohes Alter", sagt Simonides, allein dies wäre ohnehin nicht die Aufgabe von Heroen gewesen, und die Sage berichtet von manchem noch ganz andere Schrecken.

Dem griechischen Mythus ist vorwiegend und in auffallendem Maße eigen, daß das Herrlichste jung stirbt. Es wird sich weiter zeigen, was den Griechen der historischen Zeit Jugend und Alter bedeuteten, und wie man die Frühverstorbenen ganz offenbar beneidete; dasselbe Gefühl darf vollends im Mythus als herrschend gelten, und wir bedürfen z. B. bei Hippolytos, bei Androgeos nicht der Ausdeutung durch den Morgenstern, welcher in der Flut untertaucht oder vor der Sonne verblaßt; lebten doch überall in der Phantasie und in den Klagegesängen des Volkes auch jene früh und jäh dahingestorbenen göttlichen Wesen, wie Linos, Hyakinthos, Hylas, Bormos, Kinyras, Adonis und andere. Wenn dann das kurze Heldenleben des Achilleus (μινυνθάδιος, παναώριος) ursprünglich einem Waldstrom, der nach kurzem Lauf ins Meer stürzt, entsprechen soll, so ist wenigstens alles geschehen, um uns dies vergessen zu lassen. Mit einer hinreißenden Sympathie hat der Gesang der Aöden das Herrlichste in ein Jünglingsleben zusammengedrängt und von Anfang an den wehmütigen Bezug auf das frühe Ende hineingewoben. Achilleus ist so wunderbar, weil er früh sterben wird, und er stirbt früh, weil er so wunderbar ist. Ob er ursprünglich eine Naturgottheit gewesen, bleibe dahingestellt; seine Vergöttlichung, nachdem ihn der Pfeil des Paris getroffen, seine Vereinigung mit Helena auf der Insel Leuke ist wohl unabhängig hievon erfolgt, weil die Nation zu viel von ihrem Besten auf ihn gewandt hatte. So viele minder erlauchte Tote genossen ja heroischen

Kult; dem Sohn der Thetis errichteten die Griechen an vielen Stellen die Achilleia.

Neben der Gestalt des Frühgestorbenen erhebt sich die des mächtigen Dulders, welcher alles überlebt, der Grieche des Mannesalters, Odysseus. Es ist der Sage und Dichtung anderer Völker nicht schwer gefallen, auf ihre Helden eine zufällig geordnete Reihe mehr oder weniger gefährlicher Abenteuer zu häufen und sie am Ende lebend und glücklich daraus hervorgehen zu lassen, die Odyssee aber meint es anders. Homer übergeht zunächst den ganzen früheren Odysseus der unbedenklichen Arglist und Gewalttat und hebt an mit der berühmten Rückkehr von Ilion. Die Gefährten gehen nach und nach alle unter, und nicht immer durch Zutat eigener Schuld; das Unheil bei den Lästrygonen hat kein einzelner veranlaßt, auch die Opfer der Skylla sind schuldlos, und gegenüber von Polyphem sind die Gefährten sogar klüger als der Führer: In ihnen allen aber ist das Schicksal der weit meisten Sterblichen versinnlicht. Odysseus selber steigt vom König und Heerführer bis zum völlig einsamen Schiffbrüchigen herab, dazu wird das Herzeleid um die Seinigen durch den Besuch in der Unterwelt und den langen Aufenthalt bei Kalypso auf das höchste gesteigert, bis sich am Ende die Götter des so herrlich und gewaltig gebliebenen Menschen doch wieder annehmen müssen, aber auch nur dieses einzigen. Nach dem Untergang der Freier ist dem Helden zwar noch die Vollziehung einiger Pflichten, dann aber ein ruhiges Alter und das Walten über glückliche Bevölkerungen in Aussicht gestellt, aber nur in der Odyssee; andere Sagen dagegen beladen ihn und die Seinigen, sogar in unschöner Weise, mit bunten späteren Erlebnissen.

Die Irrfahrten und Kämpfe des Odysseus sind aber nur der berühmteste Teil der Rückkehrsagen (νόστοι). Die griechische Phantasie hat alles getan, um die Eitelkeit des großen siegreichen Kriegszuges, und man darf wohl sagen: die Eitelkeit alles dessen, was in der Welt für groß gilt, durch die düsteren Schicksale der meisten Heimkehrenden zu verdeutlichen. Aias der Telamonier endet noch vor Troja durch den berühmten Selbstmord, Aias, der Sohn des Oïleus, auf einer Klippe durch Poseidons Dreizack; andere gehen unter, weil Nauplios, der Vater des tückisch gemordeten Palamedes, durch Feuerzeichen ihre Schiffe gegen die Felswände von Euböa lockt, und laut der späteren Sage war es dieser nämliche Nauplios, der unter den Gattinnen der abwesenden Heroen Ehebruch gestiftet hatte, vor allem bei Klytämnestra. Auch Diomed, nach Argos zurückgekehrt, findet seine Aigialeia als Buhlerin eines Sohnes des Sthenelos. Mit Ermordung bedroht, rettet er sich auf den Altar der Hera und flüchtet nach Italien; hier, als Gottheit des Adriatischen und Tarentinischen Meeres, beginnt er dann gleichsam ein zweites Leben. Sonst ist der herrschende Hergang bei allen jugendlich Gedachten ein gewaltsames Ende, wie z. B. bei Neoptolem in Delphi;

einer, wie Nestor, muß von Amts wegen alt werden, damit er die Taten des früheren Geschlechts dem jüngeren erzähle. Im ganzen aber stimmen die Sagen von der Rückkehr den Hörer so, daß er die vor Ilion Gefallenen für die Glücklicheren halten soll.

Wenn die Phantasie an solchen Anschauungen weiterspinnt, gerät sie gerne auf das Bild eines goldenen Zeitalters, da es den Menschen besser gegangen als jetzt. Sie fragt dabei nicht, ob es nicht damals schon grausame Götter gegeben, sie will nur flüchten um jeden Preis. Alle Völker haben Schilderungen dieser Art, bis zum niedrigsten Schlaraffenleben abwärts. Um so schlimmer ist dann der wirkliche Zustand, in welchem das Individuum leben muß; aber so völlig pessimistisch und mit so völliger Verzweiflung wegen Gegenwart und Zukunft, wie sich das griechische Bewußtsein in der Erzählung von den fünf Menschenaltern bei Hesiod ausspricht, wird sich wohl kaum eine andere Nation geäußert haben. Sodann beginnt schon bei Homer jenes Preisen entfernter und dabei gerechter und glücklicher Völker, welches ein Hauptstück der mythischen Geographie ausmachte und sich später auch in der wirklichen zu behaupten suchte; die Ränder der Welt müssen wohl das Wohlergehen beherbergen, dessen die Mitte völlig verlustig gegangen; — „dort, wo du nicht bist, ist das Glück".

Noch eine kleine Beobachtung fügt sich hier von selbst an. Da das Leben ist, wie es ist, darf bei den Griechen, und schon im Epos, vom bevorstehenden Tod alter Leute offen gesprochen werden, und das berühmte Gewebe der Penelope ist das Leichentuch für ihren Schwiegervater Laertes. Wie unbefangen später in ganz heller historischer Zeit Pindar dem Fürsten Theron von Agrigent von seinem bald zu erwartenden Tode etwas vorsingen läßt, ist bekannt. Weiterhin, um dies hier vorweg zu erwähnen, haben z. B. die Athener dem noch lebenden Stoiker Zenon, weil er so lange als Vorbild der Tugend unter ihnen geweilt, außer einem goldenen Kranz auch noch ein Grabmal auf Staatskosten dekretiert. Und nun überlege man, durch welche Konkurrenz vermeinter Höflichkeit etwas der Art in der neueren Welt untunlich und unsagbar geworden ist. Zunächst muß letztere ihren Zustand überhaupt löblich und dessen Dauer wünschenswert finden, sodann soll wahrscheinlich — denn den Grund wird man doch nicht offen betonen dürfen — supponiert werden, die Welt möchte durch den Tod jemandes einen gar zu großen Verlust erleiden. Die Griechen dagegen waren hierin naiv, so wie sie es im Wünschen waren.

Endlich aber hat das Unheil im Mythus der Griechen noch einen höchst eigentümlichen idealen Zweck. Die Götter, sagt Alkinoos, haben den Untergang Ilions und der Danaer verfügt und Verderben beschieden den Menschen, damit dasselbe sei ein Gesang für Künftige. Die nämliche Empfindung, nur in ein anderes Naturreich übertragen, lebt in den Worten des Hermes an die Schildkröte,

indem er sie tötet: Bei Lebzeiten hast du ein mühsames Wandeln, wenn du aber tot bist, möchtest du wohl sehr schön tönen! Deutsch lautet der Spruch:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n.

Allerdings von ihren eigenen mythischen Vorbildern, den Sängern der Urzeit, wußten die Aöden, daß diese ebenfalls mit Leben und Wohlfahrt bezahlt hatten. Orpheus war von den Mänaden zerrissen, Thamyris von den im Wettstreit siegreichen Musen geblendet und seines Gesanges beraubt worden.

Von dieser Vorgeschichte des griechischen Pessimismus, wie sie sich im Mythus und in dessen Stimme, dem Epos, ausspricht, wenden wir uns zu den Gedanken der Griechen der historischen Zeit. Auf alle Parallelen mit dem näheren und ferneren Orient und mit Ägypten wird auch hier gerne verzichtet und vollends auf die Frage, ob eine geistige Berührung dieser Völker mit den Griechen sich denken lasse; sodann handelt es sich hier nicht um allgemeine Erörterungen, sondern nur um Zusammenstellung von Tatsachen und Aussagen. Wieweit der Mensch wirklich stimmfähig sei über sein und seiner Mitmenschen, zunächst seiner Volksgenossen Glück und Unglück, darüber soll hier nicht entschieden werden; die gewöhnliche Anschauung wird dabei beharren, daß, was einer für Glück und Unglück hält, es auch wirklich für ihn sei, und in diesem Sinne wird man müssen die Griechen zu Worte kommen lassen.

Man hat es vor allem zu tun mit einem Volke, welche in höchstem Grade seine Leiden empfinden und derselben bewußt werden mußte. Im vollkommensten Gegensatz zu der aprioristischen Resignation großer asiatischer Völkergruppen und zu allem beschaulichen Quietismus bietet der Grieche dem Schicksal lauter verwundbare Seiten dar, und dasselbe kann ihn täglich und stündlich nicht nur leiblich, sondern auch seelisch verletzen. Völker leben in ihren Anfängen und oft noch bis in ziemlich hohe Kulturen hinein rassenmäßig; der Grieche aber war früher ein individueller Mensch geworden als die übrigen und trug nun hievon den Ruhm und das Unheil in unvermeidlicher Mischung. Schon im Epos entsenden die Väter des Achilleus und des Glaukos ihre Söhne in den Kampf vor Troja mit dem Mahnspruch: „Immer der erste zu sein und vorzustreben den anderen", und nun wartet der Heroen nicht bloß der Kampf gegen die Feinde, sondern auch die Eifersucht der Genossen und zwischen den Anführern bereits tödliche Feindschaft. Es folgte das Zeitalter, da die Wettkämpfe, in der Heimat wie an den großen Festorten, die ganze Hellenenwelt in Bewegung setzten und mit dem Ruhm der Sieger erfüllten, während die sehr viel zahlreicheren Zurückstehenden gewiß eine unendlich viel größere Summe des Jammers empfanden als die Summe des Glückes jener

war. Wohl darf man fragen: Hing nicht das Hochgefühl dieser Agonalsieger, ganz ähnlich wie das der von irgendeinem Erfolg gekrönten Griechen aller Zeiten, zu sehr vom Urteil anderer ab? Und lebte nicht das ganze Volk überhaupt etwas zu viel in den Augen anderer? Jedenfalls aber befand man sich demgemäß. Und nun kam die Entwicklung der vorstrebenden Einzelkräfte in der Polis, und zwar in der demokratisch gewordenen, und hier würde man wohl tun, dem wirklichen perikleischen Athen, nicht dem übereinkömmlich verklärten ins Angesicht zu schauen, wobei man z. B. mit den späteren Erlebnissen des Perikles selbst den zweckmäßigen Anfang machen könnte. Von da an war das öffentliche Wesen, soweit wir es bei den Geschichtschreibern und Rednern des 5. und 4. Jahrhunderts verfolgen können, in den bekannten Händen, das Leben in der Polis aber das sozusagen einzig gestattete, Späherei und tödliche Anklage etwas Alltägliches; sollte man nun an die unermeßliche Zahl derer, welche litten, deshalb nicht denken dürfen, weil sie haben schweigen müssen? Während die handgreiflichsten Tatsachen uns die Augen öffnen könnten, vor allem die Flucht so vieler Fähigen vor dem Staat, indem sie sich der offenkundigen Armut und der Familienlosigkeit weihten. Griechen aber, d. h. zur persönlichen Auszeichnung veranlagt, waren sie alle, und zum Teil Menschen von unendlich feiner und vollkommener Organisation, welche wahrlich nicht leicht auf Wirken und Wollen verzichteten. Und diese Polis, in welcher und wegen welcher man so vieles leiden mußte, dies eins und alles war von jeher, wenn sie von außen überwunden wurde, nicht bloß dem Raub und der Demütigung, sondern nach griechischem Kriegsrecht der Zerstörung, der Tötung der Männer, dem Verkauf der Weiber und Kinder ausgesetzt, und von unzähligen Griechenstädten sind später wirklich nur Ruinen vorhanden gewesen. Welche Summe von Jammer und Wut muß dies ausgemacht haben! Gegenüber vom intensivsten Leben lauter völlige Vernichtung! Dies möge man sich gegenwärtig halten bei Anlaß all jener Parteikämpfe und Zerrüttungen, um derentwillen die Nation materiell zu einem Schatten wurde, bis sie den Römern in die Arme fiel.

Die ganze Erscheinung des griechischen Pessimismus erhält nun ihre volle Merkwürdigkeit durch den entschiedenen Optimismus des griechischen Temperaments, welches vom tiefsten Grunde aus ein schaffendes, plastisches, der Welt zugewandtes ist und außerdem — an der Oberfläche — die Verwertung und den Genuß des Augenblickes sehr zu schätzen weiß. Hier mag völlig außer Betracht bleiben die öffentliche Kurzweil und Ausgelassenheit bei Festen u. dgl., deren auch ein trübe gestimmtes Volk auf kurze Zeiten fähig sein kann; den Griechen ist es nie eingefallen, das Leben überhaupt, oder gar um solcher Dinge willen zu preisen, oder vollends den Göttern dafür als für ein Geschenk zu danken. Was ihnen sonst

das Dasein an glücklichen Stimmungen, an beglückter Leidenschaft gewährte, läßt sich etwa ahnen, aber niemals abschätzen. Am ehesten noch wird das Symposion, und was daran hing, eine Abwehr des Pessimismus gewesen sein, und aus solchen Vereinigungen stammen die bald mehr poetisch schönen, bald mehr frivolen Aufrufe zur Freude, welche zu uns herübertönen. Ζῆθι! Lebe! Das heißt raffe dich auf zur Fröhlichkeit! Womit etwa ein Wort über die Kürze der Jugend und die Hinfälligkeit des Glückes verbunden wird. Die rohere Aufforderung zum Genuß, ede! bibe! lude! verlegte man etwa in ersonnene Grabschriften orientalischer Herrscher wie Ninos und Sardanapal; doch läßt sich auch wohl bei einem attischen Komiker ein wahres Preisen der Übertäubung hören. Mit der Zeit gab es einen ganzen Stil der Heiterkeit und Lachkunst, und in einer Darstellung der griechischen Geselligkeit wäre desselben umständlich zu gedenken; ein Komiker der Zeit des Sokrates, Philistion, mischte in seiner Poesie das „vielbejammernswerte Menschenleben mit Gelächter", und er selber soll an unmäßigem Lachen gestorben sein. Welche schwache Gewähr jedoch dergleichen für eine wahrhaft tröstliche Lebensanschauung ausmacht, braucht nicht weiter erörtert zu werden; immerhin haben die Griechen nicht nötig gehabt, bei den Gelagen wie die Ägypter ein Mumienmodell von Gast zu Gast herumtragen zu lassen als Aufforderung zum Trinken und zur Fröhlichkeit, und dies kam auch in Ägypten nur bei den Reichen vor, denn der gemeine Mann konnte dort sehr ausgelassen sein ohne eine Aufmunterung dieser Art.

Außer der Fröhlichkeit wird auch anempfohlen, „εἰκῇ" zu leben, d. h. wie es kommt, auf das Geratewohl hin, wobei man sich auf Hoffnung und Furcht nicht einließe. Es ist möglich, daß die relativ Glücklichen wirklich so gelebt haben.

Der Götter wird bei Anlaß des Pessimismus wenig gedacht, da sie Welt und Menschen nicht geschaffen haben, und beim Menschenschicksal die alte Hauptansicht von der Herrschaft des „Verhängnisses", der Moira, zu ihrem Rechte kommt. Auch die sonst so häufige Klage vom besonderen Unglück der Guten und Glück der Bösen kann sich hier nur behutsam äußern, da auch letztere dem allgemeinen Schicksal verfallen sein müssen. Immerhin kommt unter den Beschwerden auch die vor, daß schon der Anblick des Glückes der Bösen einem das Leben verleiden dürfe.

Bei diesem Anlaß wird auch wohl zuzugeben sein, daß die schlechte Meinung des Hellenen von der großen Mehrzahl seiner Mitmenschen und sogar seiner Landsleute insbesondere ein Stück seines Pessimismus ausgemacht habe, wenigstens flicht sie sich mit diesem schon frühe durcheinander. Daß das Geschlecht, welches auf das ideal gedachte mythische folgt, ein geringeres sein werde, sagt schon Athene (in der Gestalt des Mentor): „Wenige Söhne sind dem

Vater gleich, die meisten sind geringer und selten einer besser als der Vater."

Die Klage über das Elend der Menschen, wie sie sich aufdringlich und überall bei den Griechen hören läßt, ist ohne einige Wiederholungen nicht wohl zur Darstellung zu bringen; ein und derselbe Gedanke wird bald einfacher, bald reicher, mit allerlei Beziehungen und Vorstellungen gemischt, ausgesprochen. Man mag beginnen mit der Wahrnehmung von der Negativität des Glückes und der Positivität des Schmerzes, welche sich schon im 4. Jahrhundert ziemlich deutlich eingestellt hat: „Das Erfreuende, oberflächlich wie es ist, hat Flügel und immer einige Zumischung von Leiden, der Schmerz dagegen kommt ungemischt und ganz als ein dauernder." Oder es wird vom Glück geradezu abgesehen: „Ohne Jammer", sagt Sophokles, „ist niemand; wer dessen am wenigsten hat, ist der Glückliche." Welt und Leben gelten nicht nur für gering (εὐτελής), sondern für schlimm und böse.

Die älteste eigentliche Begründung dieses Gefühls ist wohl, dem griechischen Sinne gemäß, diejenige, welche sich auf das Arbeitenmüssen, auf die Mühe im Leben bezieht, denn diese ist hier bereits ein Leiden. Schon bei Homer hat Zeus auf die Menschen bei der Geburt die Mühe (πονεῖν) als ein schweres Übel (κακότητα βαρεῖαν) gelegt. Agamemnon konstatiert dies bei Anlaß der Unbequemlichkeit, welche ihm und dem Menelaos daraus erwächst, daß sie zu einem nächtlichen Aufgebot ihre Leute einzeln aufrufen müssen. Bei Hesiod in den „Werken und Tagen" sind es dann die Götter überhaupt, welche den Menschen die Nahrung (βίος) verborgen haben, „sonst könntest du mit einem Tage Arbeit für ein Jahr genug erwerben und Muße haben; du hingest dein Steuerruder über dem Rauchfang auf, und mit der Bemühung von Rind und Maultier wäre es am Ende". Aber Zeus verbarg die Nahrung aus Grimm, weil Prometheus ihn betrogen; als nämlich das Feuer den Menschen (die es schon gehabt) entzogen worden war, brachte dieser es ihnen heimlich im hohlen Rohr zurück, worauf Zeus zur Vergeltung ein Übel sendet für alle kommenden Geschlechter, und zwar ein solches, das jeder anfangs für ein Glück hält. Es folgt die Schöpfung der Pandora, d. h. des Weibes überhaupt, welches der Mann fortan erhalten muß, „ein Wehe für den Betriebsamen, Erwerbsamen", denn bisher hatten die Menschen gelebt „ohne Übel, Krankheit und schmerzliche Mühe". In der Nation wuchs hierauf der Haß gegen alles „Banausische", gegen alle Bemühung des Erwerbens in gleichem Maße mit dem dennoch vorhandenen Zwange dazu. Sklaven zur Arbeit anhalten konnte nur, wer imstande war, Sklaven zu kaufen; jede abhängige Stellung aber, auch wenn dieselbe mit Gewinn und Genuß verbunden sein konnte, erbitterte den freien Griechen, und das Treiben der Polis tat das übrige, um die falsche Stellung der ehrlichen Arbeit stündlich fühlbar zu machen.

Hie und da finden sich nun umständliche Aufzählungen von Einzelplagen, z. B. im Distichon des Poseidippos und in jenem schon angeführten platonischen Dialog Axiochos, wo Sokrates dieselben als in einer Rede des Prodikos vorgekommen wiedererzählt. Dies ist eine recht belehrende Schilderung des wesentlich athenischen Lebens von seinen Schattenseiten, und zwar von der Wiege an, aber (wie z. B. das Unglück des Seefahrers, des Landmannes usw.) an besondere Beschäftigungen geknüpft, welche sich auch vermeiden ließen und nicht notwendig dem allgemeinen Menschenschicksal anhängen; mit dem letzteren aber haben es die entscheidenden Aussagen zu tun.

In der Mitte alles volkstümlich Griechischen, noch unberührt von der philosophischen Reflexion und von aller Rhetorik, aber gereift durch Beobachtung der Menschheit auch in fernen Ländern, steht Herodot als großer Hauptzeuge über den Unwert des Lebens zum Verhör. Welcher Geschichtschreiber eines neueren Volkes würde irgend den Trieb empfinden, sich über diese Sache auszusprechen, selbst wenn sich die Anlässe bieten? Während Herodot dieselben aufsucht und sogar gerne ersinnt. Schon bei Anlaß seines Glaubens an den Neid der Götter wäre hievon zu reden gewesen. Vor allem lehrt er die Wandelbarkeit des Glückes, den herrschenden „Kreislauf der Erdendinge“ (wie Krösos zu Kyros im Massagetenlande sagt), welcher in seinem Umschwung schon nicht duldet, daß beständig dieselben Menschen glücklich seien. Das berühmte Gespräch des Krösos mit Solon (I, 30 ff.) ist zwar nicht völlig von Herodot gedichtet; schon früher hatten Griechen einen Lyderkönig in betreff der Meinung vom Erdenglück dramatisiert, und in dem späten Valerius Maximus (VII, 1) besitzen wir hievon ohne Zweifel einen älteren Bericht. Hier ist es nicht Krösos, sondern Gyges, welcher die Frage stellt, ob ein anderer Mensch glücklicher sei als er, und er stellt sie nicht an einen griechischen Weisen, sondern an den pythischen Apollon; dieser nennt dann nicht mehrere, sondern nur einen, und zwar einen armen und zufriedenen Arkader, den alten Aglaos aus Psophis. Höchst ausgiebig war dann später das Schicksal des Krösos, und schon an seinen Glanz und dann an seinen Sturz werden die Griechen ihre Räsonnements reichlich geknüpft haben, und zwar in Gestalt von Gesprächen. Bei Herodot ist nun alles beachtenswert; in Solons Erzählung von Tellos besteht das größte Lebensglück in den zwei Punkten, daß derselbe im Kampfe für die Heimat hat fallen können, und daß von seiner Familie niemand vor ihm weggestorben ist; bei Anlaß der Brüder von Argos erfährt man bereits, ein früher Tod „sei für den Menschen das beste“.

Solche allgemeine Übelreden vom Unwert des Lebens finden sich dann aus verschiedenen Zeiten zur Auswahl. Der Sophist Antiphon verbittet sich, daß vom Leben als von etwas Großem und Erhabenem Worte gemacht würden; alles sei klein, schwach, kurzwährend

und dafür mit großem Jammer gemischt. Von Aristoteles, der doch das Leben an sich als wünschenswert erklärt hatte, besitzt man die schauerlichen Worte: „Was ist der Mensch? Ein rechtes Merkzeichen der Schwäche, eine Beute des Augenblickes, ein Spielzeug des Zufalls, ein Bild des Umschlagens (der Schicksale), bald mehr dem Neid, bald mehr Unglücksfällen anheimgegeben; der Rest ist Schleim und Galle (φλέγμα καὶ χολή)." — Die Tiere sind glücklicher und im Grunde klüger als die Menschen; der so hart geplagte Esel z. B. fügt wenigstens sich selber kein Übel zu — so Menander, und ganz ähnlich Philemon: Die Tiere tragen nur, was die Natur ihnen auferlegt und brauchen weder Entscheide noch Entschlüsse, während wir Menschen in unserem unleidlichen Leben Gesetze erfunden haben und den Meinungen Sklavendienst leisten und den Vorfahren und Nachkommen; um unglücklich zu sein, erfinden wir beständig neuen Anlaß.

Wir müssen noch etwas weiter sammeln, um die Auslese von Scheltworten über das Leben zu vervollständigen. Laut Pindar ist ja dasselbe nur „der Traum eines Schattens"; „trügerisch hängt über den Menschen die Zeit und rollt mit sich dahin des Lebens Flut". Laut Sophokles ist der Mensch überhaupt nur ein Hauch und ein Schatten. In seinem „Aias" (V. 125) empfindet Odysseus das schreckliche Schicksal des Helden, womit Athene prahlerisch die Göttermacht hat beweisen wollen, wehmütig, als wäre es sein eigenes: „Denn ich sehe, wir alle, so viele wir leben, sind nichts anderes als Scheinbilder und leichte Schatten."

Daß Nichtsein besser als Sein und das Sterbenkönnen überhaupt eine Gnade der Götter sei und von ihnen als hohe Belohnung für edles Tun erteilt werde, findet sich mit einer Anzahl von Erzählungen belegt, welche zu einem wahren Gemeingut des griechischen Pessimismus wurden. Es sind jene Geschichten von Kleobis und Biton, den Söhnen der argivischen Herapriesterin, von Trophonios und Agamedes, den Erbauern des Tempels von Delphi usw. Und noch wuchsen solche Ereignisse nach: Opfergesandte, welche von Theben zum libyschen Ammonium fuhren, mußten dort für den großen Pindar dasjenige erbitten, „was im Menschenschicksal für einen (von den Göttern) Geliebten das beste sei", und im nämlichen Jahre starb er, allerdings als hochbejahrter Greis, während sonst eigentlich ein früher Tod das Erwünschte war. Dieser gilt als Glück, entweder weil das Leben im allgemeinen voller Übel ist, oder — nach einer anderen, oft zugestandenen Schattierung des Gefühls — weil man es bisher erträglich oder gut gehabt hat und weiterhin nur Störung und Unglück fürchtet. Es sind, wie wir sehen werden, Leute freiwillig gestorben bloß wegen Zweifels über ihre weiteren Schicksale, und wenn irgendein Zug beweist, daß bei den Griechen das Leben der Güter Höchstes durchaus nicht war, so ist es dieser.

Eine ganz besondere Stelle in den Klagen über das Erdenleben

nimmt das Alter ein. Zwar haben manche berühmte Griechen ein hohes und dabei sehr kräftiges Alter erreicht, und in jenem Gespräch des Sokrates mit Kephalos zu Anfang von Platos „Staat" darf Kephalos behaupten, für gesittete und gut gestimmte Greise habe das Alter nur wenig Beschwerde mit sich. Aus dieser und einigen anderen Aussagen hat Stobäos sogar eine kleine Sammlung von Sprüchen zum Lob des Alters zusammengebracht, nur eben vorwiegend aus Dramatikern, bei welchen, je nach der sprechenden Person, unvermeidlich hie und da Würde und Wert des Alters geltend gemacht werden mußten. In allen unabhängigen Stimmungen aber läßt sich ohne jeden Rückhalt der lauteste Jammer über das Alter vernehmen und dringt auch im Drama oft und viel durch. Hiebei ist zweierlei wohl zu unterscheiden: Der Schrecken vor dem Alter an sich, wegen seiner Leiden und der offenbar geringen Achtung davor bei den späteren Griechen, — und die außerordentlich hohe Schätzung der Jugendzeit. Ein mächtiger Geist wie Sophokles mochte in jenem berühmten Chorgesang (im Ödipus zu Kolonos) auch der Jugend ihr reichliches Maß von gefährlicher Torheit und schrecklichen Erlebnissen zuweisen — weit die meisten Dichtungen verklären die Jugend und tönen dabei wie Ausrufe von Männern reiferen Alters, welche auf ein vergangenes Glück zurückschauen. Die Jugend, darauf geht es hinaus, ist das einzige wahre Lebensalter des Griechen und alles übrige nur die zweifelhafteste Zugabe.

Bei keiner Nation ist auch so um die Grenzen dieser kostbaren Jugend gemarktet worden, um dieselben möglichst weit hinauszuschieben; nachdem man παῖς (Knabe), μειράκιον (junger Mensch), νεανίσκος (Jüngling) gewesen, entschloß man sich endlich, ἀνήρ (Mann) zu heißen, dann folgt πρεσβύτης (älterer Mann) und endlich γέρων (Greis). Für ἀνήρ, den Mann, gab es allerdings noch einen verbindlicheren Ausdruck, ἀκμάζων, den Menschen im kräftigsten Lebensalter, und Aristoteles dehnt dasselbe in leiblicher Beziehung auf die Jahre vom 30. bis 35. aus, in physischer sogar bis zum 49. Stellen wir bei diesem Anlaß auch fest, daß schon zur Zeit des Peloponnesischen Krieges ergrauende Leute ihr Haar zu färben für gut fanden, und daß später Agathokles, als er kahl wurde, deshalb einen Myrtenkranz trug.

Bei einer Taxierung des Lebens, wie die bisher nachgewiesene, konnte es nicht ausbleiben, daß sogar ein logischer Schluß gegen das Kinderzeugen hie und da zum Ausdruck kam. Außer dem allgemein menschlichen Gefühl vom Werte der Familie gab es bei den Griechen besondere Gründe zugunsten derselben: Es war das Verlangen, Nachkommen zu hinterlassen zur Vollziehung der Totenehren, ferner das Haus nicht verwaist, nicht ohne Verteidiger zu hinterlassen. Der euripideische Orestes (V. 662 ff.) bittet den Menelaos um Leben und Rettung, nicht für sich, sondern im Namen des

toten Agamemnon, dessen Haus sonst verwaist bliebe. Und als einmal vollends die Polis als Hauptzweck des griechischen Lebens galt, war und blieb sie nur möglich durch Erzeugung von Bürgern. Aber Thales erklärte, er bleibe unverehelicht, weil ihm Kinder zu lieb seien, und Demokrit rät aus verschiedenen Gründen die Ehe ab, und nicht nur im Sinne der Unabhängigkeit des Philosophen; er empfiehlt dafür die Adoption, weil man da auswählen könne.

Hieher gehört auch, was wir über die Aussetzung und Tötung der Kinder erfahren. Als Sache der bei den Griechen und noch mehr bei den Römern so weit ausgedehnten väterlichen Gewalt wäre dieselbe über Neugeborene verhängt worden wesentlich aus Konvenienz des Vaters, welcher nicht zu viele Kinder ernähren wollte. Vorläufig darf auch des Mythus und der so zahlreichen ausgesetzten und dennoch geretteten Schicksalskinder gedacht werden, insofern noch später hie und da ein Kind wegen drohender Vorzeichen oder Weissagungen mag ausgesetzt oder getötet worden sein. Allein es ist eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß schon die allverbreitete pessimistische Ansicht des Lebens den Entschluß der Aussetzung oder Tötung allermindestens sehr erleichtert habe, d. h. daß ein Mitleid dabei mitwirkte. Es war eine Konsequenz derselben Überzeugung, welche auch den Selbstmord sosehr beförderte.

Für die Häufigkeit der Aussetzung auch bei den wohlhabenden Ständen spricht unwiderleglich das Wiedererkennen (ἀναγνώρισις) eines ausgesetzten Kindes als Hauptmotiv der Erfindung in der neueren Komödie. In dem nach Menander gearbeiteten Heautontimorumenos des Terenz (V. 626 ff.) rücken einander Mann und Frau später einen solchen Hergang sehr deutlich vor: jener hat die Geburt, wenn es ein Mädchen sei, töten wollen, diese zum Aussetzen weggeben, dem Publikum aber muß dergleichen völlig geläufig gewesen sein. Noch spät im Hirtenroman des Longus figuriert das Motiv als ein ganz verständliches.

Gesetzgebungen, welche dies Treiben verboten oder einschränkten oder dies wenigstens versuchten, werden offenbar als Ausnahmen erwähnt. So durfte man in Theben, wie früher erwähnt, kein Kind aussetzen oder „in die Einöde werfen"; der Arme konnte das Neugeborene vor die Behörden bringen, welche es einem solchen überließen, der auch nur ein weniges dafür bezahlte; dieser erzog es dann als Sklaven und mit dem Sklavendienst galt die Aufziehung als vergütet; was aber geschah, wenn kein Angebot vorhanden war, wird nicht gemeldet. In Ephesos sollte man wenigstens nur bei schwerer Hungersnot Kinder aussetzen dürfen. Und nun höre man, was Dionys von Halikarnaß (II, 15) — gleichviel ob richtig oder nicht — vom ältesten Rom meldet, indem er offenbar hier wie sonst öfter seinen Griechen eine Lehre geben will: „Romulus machte seine Stadt volkreich u. a. durch das Gebot, alle männlichen Geburten aufzuziehen und von den Töchtern die erstgeborenen, über-

haupt aber kein Kind vor dem dritten Jahre zu töten, ausgenommen wenn es verstümmelt oder eine Mißgeburt war; und auch dann sollte man es nur aussetzen, nachdem man es fünf Nachbarn gezeigt und deren Beistimmung erhalten hatte."

Abgesehen von ihrem eigenen Pessimismus, glaubten die Griechen auch noch Kunde zu haben von demjenigen mehrerer fremder Völker. Wir versagen uns gerne die nähere Hinweisung auf orientalische Nationen und dort spekulativ begründete Leiden der Welt, wenn etwa die Gottheit einen Fall getan hat, indem sie diese Welt erzeugte. Aus dem fernen Norden und Westen, von Kimbern, Keltiberern usw. kannte man wenigstens eine Schlachtenfreude, die dem nahen Tode entgegenjauchzte, während der Jammer dem Sterben auf dem Krankenbette vorbehalten blieb. Über nähere Völker aber mag man Herodot (V, 4, 5) anhören: Die thrakischen Trausen beweinen die Neugeborenen und begraben ihre Toten unter Jubel als Befreite und Glückliche; bei den Thrakern oberhalb Kreston wird nach dem Tode eines Mannes die geliebteste seiner Frauen ausgemittelt und durch einen ihrer Verwandten unter Seligpreisungen auf dem Grabe getötet. Man bemerke wohl, es handelte sich nicht um ein Recht des verstorbenen Gatten, sonst hätte ein Verwandter von dieser Seite die Tötung vollziehen müssen, sondern um eine Beglückung der Gattin. Von einigen ganz wilden Völkern am Kaukasus glaubte man zu wissen, sie hätten völlig die Denkweise jener Verse aus dem Kresphontes des Euripides: Der Geborene werde beweint wegen der Übel, in die er eintritt, der Tote und von den Leiden Erlöste aber werde unter freudigem Glücklichpreisen aus dem Hause getragen.

Es mag ungewiß bleiben, ob die Griechen laut oder im stillen die Römer zu den Fremdvölkern rechneten. Die letzteren selber schweigen lange über Wert und Unwert des Lebens, und sobald sie zu räsonieren anfangen, sind sie schon halbe Griechen. Der geschraubte Protest, welchen Sallust (am Anfang seines Jugurtha) gegen die Klagen des Menschengeschlechtes erläßt, beweist allermindestens, daß diese Klagen über Schwäche und Kurzlebigkeit des letzteren und Herrschaft des Schicksals sehr allgemein waren.

Die griechische Fabel setzte selbst bei Tieren einmal eine allgemeine Verschätzung des Lebens voraus; den Hasen fällt es aufs Herz, daß sie so schwach und mutlos und nur zum Fliehen gut seien, und sie wollen sich alle in einem Gewässer ertränken; da springen vor ihnen eine Menge Frösche hinein, und nun kennen sie noch Schwächere und bleiben am Leben.

Mochten nun die Hoffnungen auf das Leben nach dem Tode groß, zweifelhaft oder nichtig sein, jedenfalls fehlt es an allen Aussagen darüber, ob man durch das eigenmächtige Entrinnen aus dem Leben sich zu schaden fürchtete. Oder erwarteten doch sehr viele das Nichts? Und beweist etwa die große Häufigkeit der Selbst-

morde, daß sich dies so verhielt? Unter allen Umständen beweist dieselbe die geringe Verbreitung des pythagoreischen und orphischen Seelenwanderungsglaubens gerade unter den bemerkenswerten und berühmten Menschen, denn mit der Metempsychose vertrug sich der Selbstmord absolut nicht. „Daß aber", sagt Nägelsbach, „der Selbstmord in der Volksmeinung als eine Sünde gegen die Götter betrachtet worden wäre, dafür vermag ich keine Zeugnisse anzuführen." Natürlich, man hatte ja das Leben nicht von den Göttern.

Die Aufzählung der hauptsächlichsten Beweggründe sowohl bei den Selbstmorden des Mythus als bei den geschichtlichen findet sich bei demselben vorzüglichen Forscher, und über das Verhalten der Polis mag C. F. Hermann beraten werden. Das plumpe Pathos der Polis ist dasselbe wie bei ihren Kapitalstrafen überhaupt; nachdem sie unzähligen und vielen von den Besten das Leben unerträglich gemacht hat, verhängt sie über Selbstmörder Atimie, Versagung des Begräbnisses, Abtrennung der rechten Hand von der Leiche und dergleichen mehr. Sie erzürnt sich in solchen Fällen auf dieselbe Manier, als wenn z. B. jemand sein Vermögen durchbringt, anstatt es sich von ihr abdringen zu lassen, stückweise oder durch Konfiskation. Immerhin aber hat es zwei Poleis gegeben, welche der einmal tatsächlich vorhandenen Übung des freiwilligen Todes eine gesetzliche Bahn zu schaffen suchten.

Unmittelbar vor dem attischen Vorgebirge liegt die Insel Keos mit ihrer damaligen Hauptstadt Julis, und die Athener hätten es leicht gehabt, uns über das dortige Verfahren genauere Nachricht zu hinterlassen. Statt dessen ist in den erhaltenen Berichten offenbar die Sache bald so, bald anders ausgemalt, wobei nur das eine konstant bleibt, daß alte Leute (man sagt, die Sechzigjährigen) freiwillig und mehrere zusammen zu sterben pflegten, und daß hierüber eine Ordnung waltete. Begründet wird die Übung u. a. durch die geringe Nahrung, welche die Insel hervorbrachte, oder durch eine einmalige Not: einst nämlich von den Athenern belagert, hätten die Einwohner beschlossen, die ältesten Leute sollten sich das Leben nehmen, woraus dann, wie es scheint, jene Übung entstanden wäre, aber immerhin als eine freie, welche vom Gesetz nur sanktioniert war. In der Tat wird der gemeinsame Entschluß auch als ein freier bezeichnet, welchen alte Leute zu fassen pflegten, wenn sie fühlten, daß sie zu einem der Heimat nützlichen Tun nicht mehr tauglich und dem Kindischwerden nahe seien. Der Hergang selber, da man gemeinsam den Schierling oder den Mohnsaft trank, wurde anmutigerweise zu einer Art von Fest, und alle waren bekränzt. Das Leben auf der Insel galt als sittenstreng, und die Leute blieben gesund und wurden beim natürlichen Lauf der Dinge sehr alt; statt nun noch Krankheit oder andere leibliche Unglücksfälle abzuwarten, wird eine Anzahl von Alten einen gemeinsamen Todestag verabredet haben.

Daß die wahre Größe darin liegen könne, selbst die schrecklichsten Lagen auszuhalten (τλῆναι), war auch den Griechen von jeher klar. Zu den mächtigsten Worten des Odysseus gehört sein Ausruf: Duld' auch dieses, o Herz, schon Schlimmeres hast du erduldet! — und als die Gefährten während seines Schlafes entsetzlicherweise die Schläuche des Äolos geöffnet, hat er noch die Kraft, bei sich zu erwägen, ob er sich ins Meer versenken oder weiterleben wolle: „und ich duldete und harrte aus"; er hüllt sich in sein Gewand und legt sich auf den Boden des Schiffes. Und doch hat Herakles, der Größte aller, welche geduldet, seinen Leiden auf dem Holzstoß des Öta ein Ende gemacht — denn so faßte nun einmal der Grieche den Mythus auf, auch wenn derselbe ursprünglich das Ende des Sonnenjahres sollte bedeutet haben.

Welch ein Abstand aber von einem solchen Tode zu den leichten Anlässen, welche späteren Griechen zum Verlassen des Lebens genügten! Bei dem ohnehin allverbreiteten Pessimismus brauchte es nur eine besonders trübe zeitweilige Stimmung oder eine zufällige Aufregung der Phantasie, und der Entschluß war da. Wenn Leute gleichsam im Vorrat starben, aus Sorge, daß ihnen ein bisheriges Wohlergehen untreu werden möchte, so werden sie seit langen Zeiten den Gedanken in allen müßigen Stunden großgezogen haben; sonst aber gab es Anlässe des Augenblickes genug, und wäre es auch nur ein Vermögensverlust gewesen, welcher den bisherigen Aufwand unmöglich machte. Man erzählte von drei durch Luxus verarmten vornehmen Athenern, welche einander gegenseitig den Schierling zutranken und aus dem Leben schieden „wie aus einem Symposion". Ganz anders diejenigen, welche beim Tode geliebter Wesen sich das Leben nahmen, und aus Platos Phädon erfahren wir, daß dies häufig und in der frohen Aussicht auf das Wiedersehen im Hades geschah. Freilich konnte gerade die Lektüre des Phädon unbesonnene Leser ebensoweit bringen; ein gewisser Kleombrotos in Ambrakia tötete sich durch einen Sprung von der Mauer, weil er aus dem Buche nur so viel entnahm, daß es für die Seele überhaupt besser sei, vom Leibe zu scheiden.

Wenn in neueren Zeiten bisweilen die Selbstmorde sich an einzelnen Orten wie durch Ansteckung verbreiten, so darf dies in Griechenstädten vollends nicht befremden. Eine solche Epidemie kam einst über die Mädchen von Milet, man glaubte, durch kranke Beschaffenheit der Luft; sie sehnten sich auf einmal nach dem Tode, und viele erdrosselten sich heimlich; umsonst waren Worte und Tränen der Eltern und Mahnungen der Befreundeten; sie vereitelten jede Aufsicht der Wächter, bis auf den Vorschlag eines klugen Mannes ein öffentlicher Beschluß erging: die Erdrosselten müßten nackt über die Agora getragen werden, und darauf hörte die Sache alsbald auf.

Unter den ernsten Gründen eines freiwilligen Todes wurde im Altertum, auch im römischen, allgemein und wohl ohne allen Widerspruch zugegeben jede unheilbare Krankheit. Das Hinausziehen eines solchen Lebens durch ärztliche Kunst wurde offen getadelt.

Für vollkommen berechtigt galt auch das Scheiden aus der Welt wegen hohen Alters, zumal wenn Krankheit oder Verstandesschwäche im Anzug waren. Bei Anlaß der Philosophentode wird hievon am passendsten zu handeln sein.

Ferner würde das Gefühl aller Völker es gutheißen müssen oder doch nicht tadeln dürfen, daß im Kriege überwundene Griechen, die nicht auf der Bresche hatten fallen können, sich beizeiten, sogar massenweise, das Leben nahmen, nachdem sie vorher noch ihre Weiber und Kinder getötet. Bei einem Kriegsrecht, wie das der vielbewunderten hellenischen Poleis war: Tötung der überwundenen Männer und Verkauf von Weibern und Kindern in die Sklaverei — war dies eine völlig angemessene Handlungsweise, welche auch die allgemeine Anerkennung und selbst Bewunderung genoß. „Eins nur sage ich dir: gib dich nicht lebend und freiwillig in Knechtschaft, solange es dir noch offensteht, frei zu sterben" — so Euripides, und daß Sklaverei ohnehin schlimmer sei als der Tod, sagen die Alten einstimmig. Wenn dem Sieger alles erlaubt ist, so ist für den Besiegten der Selbstmord ein unentbehrliches Recht, und man darf den zufälligen Inhabern einer entsetzlichen Übermacht nicht den Gefallen tun, auf das letzte Mittel der Rettung vor ihnen einen sittlichen Verruf zu legen.

Es gab ein erlauchtes und noch halb mythisches Vorbild für ein Verhalten in der äußersten Gefahr, welches unter dem Namen „phokische Verzweiflung" allbekannt war. Im Kampf gegen die einst ins Land gedrungenen Thessalier vereinigten die Phokier, bevor sie alle zur Schlacht auszogen, ihre Weiber und Kinder samt ihrer besten Habe an einer Stelle und ließen auch die Weiber ihre Einwilligung geben zu dem, was nun beschlossen wurde: Holzmassen wurden ringsum aufgeschichtet und dreißig sichere Wächter bestellt, welche bei der Botschaft von einer Niederlage alles töten und verbrennen sollten; es kam dann nicht dazu, denn die Phokier siegten, und ein mächtiges Gedächtnisfest, welches regelmäßig der Artemis zu Ehren in Hyampolis gefeiert wurde, hielt die Erinnerung aufrecht. Aber andere wußten nun auch, wozu man in ähnlicher Lage bereit sein sollte. Als bei der Verteidigung der letzten Sikelerstadt Trinakia gegen die Syrakusier die Kämpfer gefallen waren, töteten sich die alten Leute, um nicht den Jammer der Übergabe zu erleben; die Sieger schleppten den Rest des Volkes in Sklaverei, zerstörten die Stadt und sandten das Beste von der Beute nach Delphi.

Einzelnen hochstehenden Familien von Fürsten oder Tyrannen konnte der gemeinsame Tod zur Notwendigkeit werden, wenn sie

sich überwältigt sahen, indem namentlich den Mitgliedern von Tyrannenhäusern eine martervolle Ermordung bevorstand. Und auch gegenüber von gelinderen Siegern mochte etwa ein ganzes Fürstenhaus nicht weiterleben. Fürst Nikokles von Paphos hatte sich gegenüber von Ptolemäos Lagi, welcher bereits Oberherr von Zypern war, heimlich mit Antigonos eingelassen, worauf zwei Vertraute von Ptolemäos ausgesandt wurden, um ihn zu töten. Dieselben ließen sich vom ägyptischen Kommandanten der Insel Mannschaft geben, umstellten die Burg des Nikokles und meldeten ihm, er möge aus dem Leben scheiden. Nach einem kurzen Versuch der Rechtfertigung tötete er sich, worauf seine Gemahlin ihre noch unvermählten Töchter tötete und auch ihre Schwägerinnen, die Schwestern des Nikokles, beredete, sich ebenfalls zu töten, obgleich Ptolemäos allen Frauen des Hauses Sicherheit versprochen hatte. Und als die Burg voll plötzlichen Mordes und Jammers war, schlossen die Brüder des Fürsten die Pforten, zündeten das Gebäude an und töteten sich selbst. Heute hätten sich mit Ausnahme des Nikokles alle pensionieren lassen.

Nicht um eine Familie, sondern um eine zum Tode bereite Hofgesellschaft handelte es sich (31 v. Chr.) im Palast von Alexandrien in der Umgebung des Antonius und der Kleopatra. Ihr Klub (σύνοδος) hatte bisher der „vom unerreichbaren Wandel" (ἀμιμητόβιοι) geheißen; nach der Rückkehr von Aktium trat an dessen Stelle derjenige der „Gemeinsamsterbenden" (συναποθανούμενοι). Die Königin für ihre Person sammelte alle möglichen Gifte und versuchte sie an Verbrechern, und zwar auf den Grad der Schmerzlosigkeit hin; da erwies sich als das Zweckmäßigste der Natternbiß, denn die anderen schnellen Gifte waren mit Schmerz verbunden, und die schmerzloseren wirkten zu langsam. Wie genau dann die einzelnen Vereinsmitglieder bei den erstaunlichen letzten Hergängen ihrer Pflicht nachkamen, weiß man nicht; sicher sind mit Kleopatra nur einige treue Dienerinnen gestorben.

Daß sonst griechische Frauen, um nicht in die Gewalt roher und unerbittlicher Feinde zu fallen, sich das Leben zu nehmen hätten, war von jeher eine allgemeine Überzeugung, und noch christliche Kirchenschriftsteller haben bekanntlich denjenigen Selbstmord in Schutz genommen, welcher vor der Schändung bewahrte. Die Todesart, welche man vorzog, war diejenige durch Erdrosselung oder durch eigentliches Aufhängen; Königin Olympias legte ihrer Stieftochter Eurydike Schierling, Schwert und Strick vor, und Eurydike wählte den letzteren; umsonst hatte bei Euripides Helena das Aufhängen als unedel und selbst für Sklaven unschicklich, das Erstechen (σφαγάς) als vornehm und schön bezeichnet. Es scheint, daß in den Familien der Mächtigen die Töchter hierüber beizeiten eine deutliche Belehrung empfingen, am ehesten durch die Mutter. Im 3. Jahrhundert v. Chr., beim Sturz eines Tyrannen von Elis, erhängte

sich dessen Gemahlin; für ihre beiden Töchter war soviel erwirkt worden, daß sie sich, ohne Schmach zu leiden, ebenfalls selbst töten durften; die ältere löste ihren Gürtel, schlang sich denselben um den Hals, küßte die jüngere und forderte sie auf, zuzusehen und es dann genau ebenso zu machen; als nun aber die jüngere darum flehte, zuerst sterben zu dürfen, lehrte die Schwester sie die Schlinge um den Hals legen, und als sie innewurde, daß die jüngere tot war, hüllte sie dieselbe ein und bat dann für sich nur noch um geziemende Bestattung. Auch die anwesenden „Tyrannenfeinde" weinten alle beim Tode der beiden Mädchen.

Über den oft besprochenen freiwilligen Tod bei den Philosophen dürfen wir hier kurz sein. Die Berichte sind ohnehin nicht immer zuverlässig, indem ja der Augenzeugen in der Regel nur wenige waren und solche, die vielleicht nicht gerne das Genaue meldeten; einiges, wie z. B. die verschiedenen Sagen vom Tode des Heraklit, sieht offenbar nach Erdichtung aus.

Wer der Seelenwanderungslehre anhing, durfte sein Leben nicht eigenwillig beschließen, und schon deshalb ist der Sprung des Empedokles in den Krater des Ätna ein Märchen. Laut der pythagoreischen Lehre sind die Seelen in die Leiber gebannt zur Strafe; der Selbstmord macht nicht frei vom „Kreis der Zeugung"; wer nicht im Leibe aushält, bis die Gottheit ihn erlöst, verfällt noch mehrerem und größerem Jammer, daher bei den Gläubigen das geduldige Abwarten des Todes im Alter. Sonst aber gehört die Befugnis des freiwilligen Todes zu all der übrigen Freiheit im Leben der Philosophen und mit der Zeit wird sie sogar förmlich in ihre Systeme aufgenommen. Der tatsächliche Selbstmord des Sokrates, durch Verschmähung der Flucht und absichtliche Erbitterung der Richter, wird bei Xenophon auf das deutlichste betont. Der fast hundertjährige Demokrit faßte den Vorsatz, Hungers zu sterben, da aber gerade das große Weiberfest der Thesmophorien bevorstand, baten ihn die Frauen im Hause um einen Aufschub, und er hielt sich noch einige Tage mit etwas Honig am Leben. Die Philosophen vollzogen den Schritt überhaupt fast nur bei sehr hohem, der Hilflosigkeit nahem Alter oder in unheilbarer Krankheit. Aristoteles war Gegner des Selbstmordes und ist nach überwiegenden Zeugnissen in Chalkis natürlichen Todes gestorben, obwohl seine Ansicht vom Leben und insbesondere die vom Alter, wie oben erwähnt, eine sehr düstere gewesen war. Das Verhalten der Zyniker lernt man nur durch Anekdoten kennen, welche zwar bezeichnend lauten, aber nicht notwendig wahr sind. Dem kranken Antisthenes bringt Diogenes einen Dolch, und daß jener sich gleichwohl nicht ersticht, wird ihm dann als „Lebensliebe" ausgelegt. Einmal aber wurde Diogenes selber krank, und jemand kam und riet ihm zum freiwilligen Tode, bekam jedoch folgende Antwort: „Für solche, welche wissen, wie man im Leben handeln und was man sprechen soll,

ziemt es sich, am Leben zu bleiben, du freilich könntest perfekt sterben." — Doch ist Diogenes nachher, neunzigjährig, durch Anhalten des Atems gestorben.

Von Hegesias, dem Cyrenaiker, und seiner Lehre des tiefsten Pessimismus, welche manche seiner Zuhörer in den Selbstmord getrieben haben soll, ist schon die Rede gewesen. Das Hauptaktenstück, ein Gespräch eines sich zu Tode Hungernden (ἀποκαρτερῶν) mit seinen Freunden, welche ihn am Leben erhalten wollen, ist nicht auf unsere Zeit gekommen. Menedemos, der Stifter der Schule von Eretria, tötete sich, vierundsiebzigjährig, am Hofe des Antigonos Gonatas durch siebentägiges Hungern, weil ihm der König die Befreiung (oder Demokratisierung) seiner Vaterstadt nicht gewährt hatte.

Die Lehre des Epikur war, daß man bei unerträglichen Schmerzen das Leben verlassen dürfe wie ein Theater; er selbst ist zweiundsiebzigjährig nach zweiwöchiger, als unheilbar erkannter Krankheit in eine Wanne heißen Wassers gestiegen und, ungemischten Wein schlürfend, gestorben; seine letzten Äußerungen waren lauter Freude über die im Leben genossenen philosophischen Gespräche und Bitten an die Freunde, seiner Lehren eingedenk zu sein. — Die Stoa gestattete den Selbstmord in weitem Umfang und bei Leiden aller Art, und dann eigentlich als Pflicht. Schon der Stifter der Schule, Zenon, als er sich in hohen Jahren wund gefallen, erdrosselte sich; Kleanthes starb, achtzigjährig, den freiwilligen Hungertod, und noch eine Reihe von Stoikern oder stoisch Gesinnten bis tief in die Kaiserzeit endigte ihr Leben freiwillig. Mark Aurel hielt den Tod überhaupt für ersehnenswert, und zwar im Hinblick auf die Menschen, von welchen er umgeben war und welche er mit Sanftmut behandelte; für den Selbstmord behält er sich nur im allgemeinen ein letztes Recht vor: „Man darf das Leben verlassen, wenn die Leute uns nicht gestatten, so weiterzuleben, als stände der Tod ohnehin nahe bevor; wenn Rauch (im Gemache) ist, gehe ich hinaus; wenn aber nichts der Art mich hinaustreibt, bleibe ich freiwillig."

Von namhaften Gelehrten ist Eratosthenes (195 v. Chr.), achtzigjährig, den freiwilligen Hungertod gestorben wegen drohender Erblindung; Aristarch starb, zweiundsiebzigjährig, auf Zypern desselben Todes wegen Wassersucht. Polemon von Laodikea am Lykos, Rhetor und Sophist zu Smyrna im 2. Jahrhundert n. Chr., legte sich bei schwerer Gicht, sechsundfünfzigjährig, in sein Grab und starb auf die nämliche Weise; den jammernden Verwandten sagte er: Gebt mir einen anderen Leib und ich will weiter deklamieren!

Der späteste namhafte Philosophenselbstmord (168 n. Chr.) war der des Zynikers Peregrinus Proteus, welcher sich zu Olympia während des Festes auf einem Scheiterhaufen verbrannte. Der an allen übrigen Zielen irre gewordene hellenische Ruhmsinn setzt hier sein eigenes Ende mit aller möglichen vorangehenden Reklame

feierlich in Szene als herakleische Selbstapotheose. Allerdings in einem Jahrhundert, welches ohnehin voll Klagen über die allgemeine Ruchlosigkeit war und (bei Lucian) den Hohn über die ganze Welt, über Götter und Menschen zu hören bekam. Es war hohe Zeit, daß neben dieser Gesellschaft eine andere heranwuchs, welche eine ebenso große Sterbewilligkeit in tausend Martyrien an den Tag legte, aber zugleich ein neues hohes Ziel des Lebens vor sich hatte.

Sechster Abschnitt

DIE BILDENDE KUNST

I. Das Erwachen der Kunst

Im Grunde diejenigen Leistungen der Griechen, worin sie die größte Überlegenheit über die seitherigen Völker und Zeiten geoffenbart, sind ihre Kunst und ihre Poesie. In dieser Anschauung lassen wir uns keinen Augenblick irremachen durch Theorien, wie sie z. B. in Hellwalds Kulturgeschichte laut werden. Wenn hier die künstlerische und poetische Entwicklung der Griechen nicht nur mit der Abwesenheit der (den Sklaven überbundenen) materiellen Arbeit in Verbindung gebracht wird, sondern auch mit der Abwesenheit der wissenschaftlichen Tätigkeit, so dürfte hiegegen doch vor allem eingewandt werden, daß wissenschaftliche Leistungen etwas spezifisch anderes sind als künstlerische, indem, was ein Volk in den Wissenschaften versäumt, gewiß von einem anderen Volk oder Jahrhundert nachgeholt wird, während Kunst und Poesie eben nur einmal dasjenige leisten, was gar nie mehr nachgeholt werden kann. Und ferner müßte man, wenn man mit einer solchen Bevorzugung der wissenschaftlichen, respektive materiellen Kultur vor der Kunst recht behalten wollte, allermindestens beweisen, daß diese Kultur die Völker nicht bloß vorwärtsbringe, sondern glücklich mache. Aber von aller Aussicht, diesen Beweis führen zu können, ist man entfernt. Schon zur großen Verteidigung des Daseins genügt weder Kunst noch Wissen, sondern es bedarf eines Dritten.

Diese Kunst nun, die mit erstaunlicher Lebenszähigkeit so vieles andere überdauert und bis in die römische Kaiserzeit die herrlichsten Blüten getrieben hat, tritt gleich in den ältesten Fundgegenständen mit einer Fülle von Gattungen und Formen auf, welche auf eine enorm reiche Zukunft deutet. Gerne wüßten wir, welches derjenigen Elemente, aus denen die Nation entstanden ist (Pelasger, Karer, Leleger, Kreter, Phryger), den Funken des Schönen in sich gehabt hat, und welches vorzugsweise bildnerisch und monumental gesinnt war. Jedenfalls kann schon für die älteste Zeit in Betracht gekommen sein die Vielheit des Daseins, zumal die Menge von Fürsten- und Adelshöfen, welche Mittelpunkte künstlerischer Tätigkeit sein konnten, und ebenso gewiß auch die lokale Unabhängigkeit und Vielartigkeit des Kultus, in welchem allem sich sehr frühe wohl schon der agonale Wettrieb geltend gemacht hat. Daneben aber war es schon in der Kinderzeit von Nation und Kultur wichtig, daß eine Sitte und Gewohnheit mannigfachen Bildens entstand, und

darum hat lange, bevor das Wie die Bildnerei beschäftigte, das Was die Grundlage aller bildnerischen Übung schaffen müssen. Die Anlässe waren wohl hauptsächlich erstens der Götterdienst mit Verbildlichung der Götter und mit Weihgeschenken figürlicher Art und sodann das Grab mit den mitgegebenen Bildwerken und Figuren, welche schon frühe ikonisch sein wollten. Erst sekundär kommt dann in Betracht ein monumentaler Wille, der sich für seine Schöpfungen unvergänglicher Stoffe bedient, ohne doch die Existenz einer ganzen dädalischen Kunst in Holz auszuschließen. Und neben diesem allem macht sich als besonderer Trieb die Schmuckliebe geltend, welche sich schon bei Wilden so stark regt und so zierliche, auch im Stoff sehr ausgesuchte Bildungen hervorbringt, bei einiger Kultur dann aber die Macht und den Reichtum sehr ernstlich in ihren Dienst nimmt.

Von dieser ältesten Kunstübung legen nun für uns hauptsächlich die Funde Schliemanns Zeugnis ab. Bei ihnen imponiert vor allem die Masse von Gold. Wir erinnern nur an jenen Becher von Ilion in Gestalt eines eingekappten Nachens, aus dem jedenfalls von beiden Seiten getrunken wurde, Schliemanns δέπας ἀμφικύπελλον und andere ilische Gefäße, und an das überaus viele, flachgeschlagene Goldblech, welches allmählich den in der ältesten Fundschicht von Mykenä, auf der Akropolis bestatteten Toten als Schmuck (Totenapparat) mitgegeben wurde. Wir lassen es auf sich beruhen, wieweit für einzelne Formen der Teppich- oder der Holzstil das Prius ist, und ebenso, welche Formen aus „Prägetechnik" abzuleiten sind; das Vorbild der Spiralornamente findet Milchhöfer mit Recht in gerolltem und aufgelötetem Draht. Für uns ist das wesentlichste, daß der Stil, womit die ersten Bildungen von Tieren (niederen Seetieren usw.) und Menschen gegeben sind, schon ein ganz sicherer ist. Jene lebensgroßen, aus Goldblech getriebenen Masken mit den oft unangenehmen, aber ganz realistisch gegebenen Zügen sind im höchsten Grade bedeutend als die erste individuelle Darstellung des griechischen Menschen. Schon entwickelter aber sind der rennende Greif und die Sphinx und ganz meisterhaft die massiven Goldsachen: die sogenannten „Schieber" mit ihren vorzüglichen Kompositionen von Kämpfen und Jagden, die „Ringe" mit ähnlichen Darstellungen und zumal jene große Gemme mit göttlichen Frauengestalten, wofür Milchhöfer die Parallelen in der indischen Kunst nachweist. Diese Gemmen setzen eine höchst entwickelte, schwierige und aufopferungsvolle Technik voraus; denn es wurden dazu nicht nur die weichen Steine (Steatit, Hämatit), sondern in den späteren Exemplaren auch Sarder, Achat, Jaspis, Chalzedon und Bergkristall verwandt.

Neben diesen Schätzen aus Gräbern, welche älter als die mykenischen Schatzhäuser und als das Löwentor sein müssen und auf einen ganz großen künstlerischen Betrieb in allerfrühester Zeit hin-

weisen, interessieren uns vor allem die an den Brandopferstätten zu Olympia in tiefster schwarzer Erdschicht massenhaft gefundenen Bronze- (auch Terrakotta-) Figürchen von Menschen und Tieren, besonders Pferden. Sie mögen uns als die frühesten nachweisbaren Anatheme der griechischen Kunst begrüßt sein; von ihnen geht eine Reihe weiter bis zu den wundervollen Gruppen des 5. und 4. Jahrhunderts. Wenn man dies erwägt, so bekommt man vor einer solchen Übung alle Achtung; einmal hat die Kunst anfangen müssen.

Nehmen wir zu diesem allem nun noch, was von frühesten Architekturen erhalten ist: die Kyklopenmauern, die Thesauren, das Löwentor, wobei uns der Anfang architektonischer Gliederung auf griechischem Boden entgegentritt, so gewinnen wir einen Einblick in eine mächtige, der dorischen Wanderung vorangegangene Kunsttätigkeit. Aber zugleich sehen wir uns auch vor eine große Lücke gestellt, welche diese Kunst von der späteren trennt und bis zum 7. Jahrhundert reicht, und möchten dringend wissen, wie dieselbe auszufüllen ist.

Eine Spur, woraus das Weiterleben der mykenischen Kunst zu erschließen ist, bietet das Epos bei Homer und Hesiod mit der Schilderung der beiden Schilde. Man sieht hier in eine ganze Welt von Darstellungen hinein, und diese sind nicht als Reliefs zu denken, sondern als eingelegte Plattierarbeit aus Metallen verschiedener Farben. Man hat sich z. B. auf dem Schild des Achilles dunkle Trauben, Weinpfähle aus Silber, eine Umzäunung von Zinn, Rinder, abwechselnd von Gold und von Zinn, ein dunkelndes Brachfeld vorzustellen; das alles hat seine Analoga in Mykenä gefunden; besonders in den bronzenen Dolchklingen, worauf in kleinen, höchst delikaten Figuren Jagdszenen in Gold eingelegt sind. Aber daß Kunstwerke aus Metall sich nicht erhalten haben, wo nicht, wie in Ilion und Mykenä, eine besondere Gunst des Zufalls waltete, ist natürlich, und dasselbe gilt, wie Milchhöfer richtig bemerkt, von der Holzskulptur, deren Repräsentanten für uns Dädalos und die Dädaliden sind, und von der dem späteren Altertum die Kypseloslade und ähnliche Werke erhalten waren. Die Steinskulptur aber, die freilich schon in Mykenä vorkommt, erhob sich langsam und spät, und so ist man denn, da schließlich nur gebrannte Erde solche Lücken überdauert, für diese ganze Zeit auf die Terrakotten- und Vasenfunde angewiesen, die darum mit Recht der Gegenstand eifrigster Forschung sind.

Für uns aber handelt es sich nun zunächst darum, diejenigen Fördernisse positiver und negativer Art festzustellen, welche die Kunst zu einer so erstaunlichen Blüte gebracht haben, und hier ist nun vor allem der Freiheit dieser Kunst zu gedenken. Freilich blieb dieselbe, nachdem die Poesie die Gestalt der Götter längst mit der höchsten Idealität und Lebendigkeit bekleidet hatte, in den Götterbildern noch lange den alten überlieferten Typen treu, und

man darf wohl sagen, daß die Anschauung lange schön war, bevor das Bild der Gottheit schön wurde; dieses wird vielmehr noch Jahrhunderte über Homer hinaus das alte Holzbild (Xoanon) geblieben sein. Aber die Kunst war hierzu nicht gezwungen. Während sie bei den Völkern des Orients, von mächtigen Priesterkasten und dumpfem Volksgeist bedrängt, in wüster Symbolik das Göttliche oder das Religiöse ausdrücken muß, weil es überhaupt um jeden Preis greifbar ausgedrückt werden soll, und also vor Mischung mit Tierformen, wobei der Kopf des Gottes tierisch bleibt (Ägypten), vor Vervielfachung der Glieder (Indien), vor ritualer Umhüllung und Gebärde (Assur) nicht zurückscheuen darf, und dies alles zu einer Zeit, da durch die sonstige Kulturhöhe das Monumentale als solches schon in hohem Grade ausgebildet ist, und während so die größten Mißgeburten gerade im solidesten Stoff und mit relativ hoher Vollendung ins Dasein treten können, gibt es bei den Griechen keinen Priesterstand, das heißt keine dauernde Macht, welche vorzeitig und tyrannisch irgendeine bildliche Auffassung des Göttlichen erzwungen und in dieser Gestalt festgehalten hätte. Und dies ist kein bloßer negativer Glücksfall, sondern die Griechen konnten keinen solchen Klerus haben, wohl aber haben sie eine Polis, welche den Künstler streng bei Verherrlichung des Allgemeingültigen festhält, so daß der Stil ein einheitlicher bleibt, ohne einförmig zu sein.

Es ist um so merkwürdiger, dieser Sache nachzugehen, weil die Griechen das Monströse ursprünglich auch besessen haben. Die homerischen Beinamen der Hera als der Kuhäugigen (βοῶπις) und der Athene als der Eulenäugigen (γλαυκῶπις) weisen auf eine uralte Zeit, da die griechischen Götter, wie die ägyptischen, Tierköpfe hatten, und die dämonischen Wesen auf den sogenannten Inselsteinen zeigen noch die greulichsten Mischformen; auch der Mythus enthielt Wüstes, wovon die Geburten der Pallas und des Dionysos Reste sind. Aber dieses alles wurde nach Möglichkeit zurückgedrängt. Schon Homer deutete wohl den Beinamen der Athene wie die Späteren, die von einer blauschimmernden Farbe der Augen (γλαυκὸν τῶν ὀμμάτων) sprachen, und die schrecklichsten Mischwesen müssen allmählich aus der Volksanschauung geschwunden sein bis auf wenige, wie die Figuren des Perseusmythus, welche man an den Rändern der Welt weiterlebend glaubte. Der Mythus selbst schaffte sie hie und da weg; so haben sich die Harpyien, Dämonen der scheußlichsten Art, bis zur Zeit der Argonauten behauptet; nun aber ist es hohe Zeit, daß die Boreaden mit ihnen aufräumen. Das Verdienst der Aöden wird es sein, daß das Bild der Götter und dämonischen Wesen, wie wir sie aus Homer kennen, schon völlig unverträglich mit den Fratzen jener Inselsteine ist und nicht gleichzeitig mit denselben in den Gedanken der Griechen existiert haben kann. So ist denn die einzige stehengebliebene Gottheit von gemischter Gestalt Pan, an dem noch im XIX. homerischen

Hymnus sein Vater Hermes und die anderen Götter ihre Seelenfreude haben müssen. Vielleicht war sein Phantasiebild bei starken Hirtenbevölkerungen dergestalt eingewurzelt, daß die große Operation, welche mit den gemischten Typen vorging, ihn nicht mehr zu berühren wagte. Was sonst noch gemischte Gestalt behielt, war wenigstens keine Gottheit mehr, sondern sank zur dämonischen Fabelfigur.

Die Ablösung vom streng Symbolischen und Monströsen hatte nun aber auch die bildende Kunst zu vollziehen und sie vollzog sie, so weit auch der Weg war, den z. B. die Gestalt des Eros vom rohen Stein (ἀργὸς λίθος), dem ältesten Bild des Gottes zu Thespiä, bis zu dem Wunderwerke des Praxiteles zurückzulegen hatte. Solche rohe Steine können in den Heiligtümern lange die Gottheit dargestellt haben, auch als die allgemeine Bilderlust, die ja bei den Griechen früh und reichlich muß vorhanden gewesen sein, göttliche Gestalten mit darzustellen wagte; denn es ist nicht ohne weiteres zu erwarten, daß deshalb sofort auch das Kultbild, wenn auch nur als Xoanon, entstand. Vielmehr ist es denkbar, daß die Kunst sich noch lange Zeit, nachdem das Epos die Schönheit der Götter selbstverständlich gemacht hatte, nicht recht an dieses wagen wollte, mit anderen Worten, daß die rohen Steine aufgestellt wurden, als man sich bereits bewußt war, die Götter müßten eigentlich schön gebildet werden, und dies könne man nicht.

Aber auch mit dem Monströsen hatte das Kultbild seinen Kampf noch zu bestehen. So wurde Hekate in einer älteren Zeit mit drei Köpfen und sechs Armen, ja mit Köpfen von Roß, Hund und Löwe dargestellt. Aber schon das Xoanon des Myron auf Ägina gab ihr nur ein Gesicht und einen Leib, und Alkamenes bildete in seiner Hekate Epipyrgidia beim Tempel der Nike Apteros zu Athen das frühere Monstrum ins Schöne um, indem er es zuerst in jene drei sich eng berührenden Frauengestalten der Artemis, Selene und Persephone auflöste, von denen die Bronzegruppe des Museo Capitolino vermutlich ein Nachbild ist. Man möchte gerne wissen, auf wessen Rat und Recht hin er dies unternommen hat.

Wo Scheußliches sich hielt, mußte es den Griechen gewaltsam aufgezwungen werden. Als in der Höhle am Elaïon das ältere Holzbild der pferdeköpfigen „schwarzen Demeter" verbrannt war, machten die Phigalier kein neues und unterließen auch die betreffenden Opfer und Feste, bis eine Generation nach den Perserkriegen über das Land Unfruchtbarkeit kam, und Pythia sie anwies, die Opfer herzustellen und die Höhle mit göttlichen Ehren zu schmücken. Hierauf erneuerten sie den Kult eifrig und gewannen den Onatas, ihnen um jeden Preis wieder ein Bild zu machen. Er fand wohl eine Abbildung von dem alten Bilde oder eine Tradition darüber vor, das meiste soll er „nach Traumgesicht", das heißt ohne Zweifel mit irgendwelcher Milderung gegeben haben.

Anderes Monströse blieb stehen, wenn keine Zerstörung darüberkam, wie z. B. das Xoanon des dreiäugigen Zeus im Tempel der Athene auf der Larissa zu Argos, welches den Zeus nach der Deutung des Pausanias als Herrscher in Himmel, Erde und Meer darstellte. Auch konnte das Verschönern auf Bedenklichkeiten stoßen. So verschönerte einst eine Priesterin im Tempel der Hilareia und Phöbe zu Sparta an einem der beiden Bilder den Kopf, offenbar im Geschmacke der reifen Kunst; das andere aber ebenso zu verschönern, verbot ihr ein Traum. Auch an dem gefesselten Ares und an der verhüllten und an den Füßen gefesselten Aphrodite Morpho, mit denen die Treue des Kriegsglücks und der Frauen symbolisiert war, wird man in Sparta nichts haben ändern dürfen.

Noch manche herbe Symbolik, womit sich die frühere Kunst noch ohne die idealen Mittel, und hier noch dazu in kleiner Darstellung, behelfen mußte, war am Kypseloskasten angebracht: Geryones in Gestalt von drei aneinander hängenden Männern; der Phobos auf Agamemnons Schild, eine wahrscheinlich menschliche Gestalt mit Löwenkopf; die Ker mit Zähnen wie ein wildes Tier und mit krallenförmigen Nägeln; ferner die Häßlichbildung der Allegorie des Bösen in Gestalt der Eris, endlich eine Allegorie mit einer Aktion: Dike als schönes Weib schleppt ein häßliches, die Ungerechtigkeit (Ἀδικία), fort und würgt und schlägt es mit einem Stock. Auch das üble Thema der aus dem Haupte des Zeus heraufkommenden Athene hat plastisch mehrmals existiert, und es gab ein solches Bildwerk auf der athenischen Akropolis; aber Phidias am Giebel des Parthenon substituierte ein anderes Moment. Und ähnlich überwand die Kunst das Schreckliche: Von dem Heiligtum der Semnen (Erinnyen) in Athen sagt Pausanias (I, 28, 6) ausdrücklich: „Weder ihre Bilder haben etwas Furchtbares an sich noch die der übrigen unterirdischen Gottheiten: des Pluton, des Hermes und der Gäa. Über die Darstellung eines ästhetisch mißlichen Sachlichen half bisweilen die Leichtigkeit der Personifikation hinweg: Schon das uralte Bild des Apollon zu Delos stellte den Gott mit dem Bogen in der Rechten dar, in der Linken aber nicht direkt drei Musikinstrumente, sondern die drei Chariten mit Lyra, Flöte und Syrinx.

In der Zeit nach Homer, aus unergründlichen Ursachen in betreff des Wann? und Weshalb erst? erwachte die Lust an reicherer und großartigerer Verbildlichung der Götter und an der massenhaften Darstellung des Mythus; die Kunst erwachte wie aus einem gesunden Schlaf.

Die verschiedenen Techniken fand sie vor. Die großen alten Kulturstaaten hatten dieselben gewiß längst „erfunden“, und ihre Übung kannte man schon von den Geräten her, so daß sie an sich schon früher keine Schwierigkeiten würden dargeboten haben. Da also diese äußere Vorbedingung für künstlerisches Schaffen vorhanden war, brauchten die Griechen nur die Augen zu öffnen

und ihre Natur walten zu lassen, welche der Kunst nun auch die stärksten positiven Fördernisse bot.

Wir rechnen hiezu die notorische Schönheit der Rasse, von der im letzten Abschnitte dieses Werkes die Rede sein soll, und die bald und rasch zur Höhe gelangte agonistische Gymnastik, deren Betrachtung ihnen das anatomische Studium ersetzte, ferner die entschiedene Vereinfachung und Schönheit ihrer Tracht, welche dem Leibe folgt.

Zumal aber kommt hier endlich die große zentrale Eigenschaft dieser Nation, die sich nur umschreiben läßt, tatsächlich im höchsten Grade zum Vorschein: die Verbindung von Freiheit und Maßhalten, welche allein Lebendig-Ideales schaffen konnte, jener sofortige Respekt der Kunst nicht bloß vor Göttern und Menschen, sondern vor sich selber, das Festhalten und Steigern jedes Gewonnenen; es ist jene so vielgepriesene Sophrosyne, die sich in der besseren Zeit des Staatslebens als Gehorsam bei starker individueller Entwicklung darstellt, und die sich leider im Staate nur gar so häufig vermissen ließ. Hier aber liefert für sie besonders auch nachträglich den stärksten Lebensbeweis die lange Dauer der Kunsthöhe: es folgt nicht wie auf Raffael und Michelangelo ein sofortiger Manierismus mit mühsamen Herstellungen der Kunst durch Eklektiker und Naturalisten.

Ohne knechtische Vorschrift, durch freie Aneignung pflanzt sich die Kunst von einem Geschlechte zum anderen fort. Schon im Mythus spiegelt sie sich — anders als im Orient — als eine Sache großer Individuen. Wir treffen hier zuerst Geschlechter: Kyklopen, Daktylen, Telchinen; dann vom Gott Hephästos an die Heroen der Kunst: Dädalos, Trophonios, Agamedes. Schon früh tauchten weiterhin historische Künstlernamen mit Traditionen von Schülerschaft auf, und endlich finden sich berühmte, ganz freie, über viele Städte verteilte Künstler und ihre Schulen. So setzt sich die mythische Freiheit und Vielheit der Ursprünge fort; gerade aber, weil nicht ein Künstler und seine Schule die ganze Kunst nach sich zieht, ist die Kunst vor dem genial Hingeworfenen bewahrt. Das Subjektive darf sich nicht vordrängen; wir konstatieren bei den Griechen eine gänzliche Abwesenheit der Sensation, des Willkürlichen, des forciert Individuellen, des Geniestreichs. Auch auf die Kunst wurde der allgemeine griechische Begriff von der hohen Bedeutung der Erziehung (παίδευσις), gleichviel ob mit völligem Recht, angewandt.

Man wird nun ewig fragen: Wie entstand diese reine Blüte menschlicher Bildung? Wie behauptete sich diese Freiheit im Gesetzlichen und diese Gesetzlichkeit im Freien?

Die anfängliche Beschränkung der Darstellung auf das Tempelbild oder Kultbild würde das Phänomen nicht erklären; denn Andacht ohne Schönheitssinn schützt nicht vor dem Fratzenhaften und jedenfalls nicht vor dem Plumpen und Unschönen. Entscheidend

wird eher sein, daß die Kunst sich zur Belebung ihrer Gestalten erst aufmachte, als die Poesie ihre Aufgabe schon vollbracht hatte. Die Sehnsucht nach dem Lebendig-Bewegten regte sich schon frühe; für sie zeugen die goldenen und silbernen Hunde des Hephästos vor dem Palaste des Alkinoos und der den Schild des Herakles umschwebende Perseus bei Hesiod. Aber die Gestalten der Götter waren im poetischen und populären Bewußtsein schon zur höchsten Phantasieschönheit durchgebildet, ehe die Kunst an ihre Arbeit ging. Das Stammeln blieb ihr in dieser Beziehung gänzlich erspart. Und nun gab diese Poesie zugleich auch das Beispiel einer hohen Gesetzmäßigkeit, eines Stils. Der Betrieb des Epos allein schon, wie er vor und seit Homer sich darstellte, war eine Schule für die Kunst: schon hier konnte sie lernen, daß man nicht von einer Gattungsform abzugehen habe, bevor derselben alles mögliche Leben abgewonnen sei. Und schon existierte die ältere Chorlyrik und lehrte ebendasselbe.

Theologie und Priestertum haben nichts zur Kunst zu sagen gehabt, deshalb, weil sie (im Sinne der orientalischen Nationen) nicht vorhanden waren. Was aber der Tempel bzw. die Polis wesentlich zum Gedeihen der Kunst beitrug, war der monumentale Wille. Es waren höchste Aufgaben richtig gestellt, das Materielle ernst und kostbar, der Aufwand für Zeit und Ort groß, soweit wir überhaupt schließen können.

Die hieratische Einwirkung beschränkte sich offenbar darauf, daß erstens jeder Tempel nichts Geringeres, Unbelebteres haben wollte als der andere und somit ein Wetteifer bestand, durch den eine rasche Ausgleichung innerhalb der einzelnen Gegenden der griechischen Nationalität bewirkt wurde, — daß aber ferner auch jeder Tempel an demjenigen Grade ernster Göttlichkeit seiner Bildwerke festhalten wollte, der anderswo erreicht war, wodurch doch ein heilsameres Retardieren in die Kunstentwicklung kam. War dann die Gottheit in irgendeiner Auffassung mit Eifer und Glanz verehrt worden, so ging man gewiß nicht gerne zu rasch davon ab. Auch hier also geschah die Entwicklung im Sinne der Sophrosyne. Aber von einer Knechtschaft unter einem Tempelstil, wie bei den orientalischen Völkern, die einer völlig vorschriftlichen Kunst anheimgefallen waren, war, wie gesagt, gewiß keine Rede, wenigstens seitdem die Kunst das Xoanon verlassen hatte.

Gewiß aber hat bei den Griechen die Kunst schon sehr früh unabhängig von den Forderungen der Religion und der Prachtliebe der Mächtigen um des bloßen Gefallens willen geschaffen. Sie entsprach dem enormen quantitativen Kunstbedürfnis der Nation, dem Verbildlichungsbedürfnis, das wir von den frühesten erhaltenen Vasen bis auf die anathematischen Gruppen der Blüte und Nachblüte verfolgen und bis zum pergamenischen Fries, wo die Skulptur eigentlich die Architektur völlig überwältigt.

Und nun können wir noch eine allerstärkste äußerliche Triebkraft benennen: es ist dies die Anwendung des Wettkampfes (Agon) auf die Kunst. Dieser äußert sich als Wetteifer der Aristokratien, Tyrannien, reichen Kolonien, das Schönste oder Prachtvollste bei sich daheim zu besitzen; als Wetteifer der Staaten und einzelnen, an die panhellenischen Weihestätten womöglich das Herrlichste zu stiften; als Agon von Tempel gegen Tempel, wovon soeben die Rede war, und in den wahrhaft agonalen Arbeiten der Künstler nebeneinander, wenn auch nicht (wie z. B. im Drama geschah) in Konkurrenz und ohne daß dabei eine Überhetzung, ein Treibjagen auf lauter neue Auffassung stattgehabt hätte. Und dazu kommt noch als eine Hauptsache, daß die Kunst schon von Anbeginn das Gymnastisch-Agonale, von dem so vieles zu lernen war, in vollem Schwunge antraf, es studieren und von da aus Götter und Menschen darstellen konnte.

Allein der gewaltige innere Bildtrieb, der allen Geist in Formen auszudrücken gezwungen ist und der die griechische Kunst beseelt vom Chryselephantinbild bis zur kleinsten Tonfigurine und Antefixe, bleibt uns hier wie für alle großen Kunstzeiten ein Mysterium. Er trat auf, als das Epos ungefähr sein Tagewerk getan hatte.

II. Die Kunstgattungen

1. Die Skulptur

Für die Skulptur stellt sich vor allem als Fördernis im Vergleich mit den Heiligtümern anderer Nationen und Religionen der griechische Tempel in seiner Eigenschaft als Haus und Träger der Bilderwelt ein. Das schönste denkbare Zusammenwirken von Architektur und Skulptur zeigen die Giebelgruppen. Gern wüßten wir, wie lange am Tempelgiebel Malerei und Relief mit der Freiskulptur konkurriert haben. Als diese siegreich war und als erlauchtes Thema den Hauptmythus des betreffenden Heiligtums darstellen durfte, da schuf sie im Ägineten-, im Parthenongiebel usw. jene Wunderwerke der Komposition und der Lichtwirkung, in denen sie die beiden Hälften in schön aufgehobener Symmetrie sich das Gleichgewicht halten und, unter sich gleichwertig, nach einem herrschenden Mittelpunkt ansteigen ließ. Und dazu kamen, als Teile der Tempelarchitektur, noch der äußere und innere Fries, die der Grieche nach ihrem plastischen Bilderschmuck Figurenträger (ζωφόροι) nannte, es kamen dazu die Metopen und die Akroterien, die, wenn bei den Griechen auch noch maßvoll gehalten, doch mit Palmetten, Greifen und anderen Göttertieren, Niken oder Moiren ausgestattet sind.

Die Vorhalle und die übrigen Hallen waren mit Anathemen im weitesten Sinne oft ganz angefüllt, von der Freigruppe bis zur

bloßen erbeuteten Waffe, besonders dem Schilde. Hier standen Statuen der Tempelgottheit selbst, ihrer Nebengottheiten, ihrer Priester und Priesterinnen, auch der Stifter und der Heroen des Ortes, außerdem aber auch Throne, Klinen, Leuchter, Tische, Dreifüße, Altäre, Urkundenstellen und Andenken aller Art.

Auch im Innern, dem durch eine Dachöffnung wird haben Licht zugeführt werden können, da die Öffnung der Tempelpforten für die Beleuchtung nicht würde genügt haben, befand sich eine Menge von Anathemen. Es waren Statuen der mitwohnenden Götter (θεοὶ σύνναοι), bisweilen der ganzen mythischen oder allegorischen Verwandtschaft der Tempelgottheit, die gemeinsam oder allmählich hingestiftet waren, besonders aber solche dieser Tempelgottheit selbst aus verschiedenen Zeiten vom Xoanon abwärts, und unter ihren verschiedenen Beinamen (ἐπικλήσεις), wodurch die Kunst den Vorteil hatte, eine und dieselbe Göttergestalt in verschiedenen Auffassungen darstellen zu können; auch Bildnisstatuen fehlten nicht. Die Hauptsache aber war das Tempelbild, das sich auf einem gleichfalls oft reich geschmückten Piedestal (βάθρον), meist frei umgehbar und nur selten an die Tempelwand angelehnt, erhob. Diese freie und isolierte Aufstellung des Hauptbildes, das man weder durch eine Nische mit der Architektur des Tempels in Verbindung brachte noch als Relief aus derselben hervortreten ließ, ist für die Entwicklung der griechischen Kunst von hohem Wert. Mit ihr gehörte die Hauptaufgabe der Freiskulptur. Man halte damit zusammen, wie die ägyptische Skulptur wesentlich am Bau klebt; selbst wo die Statuen getrennt von Wänden und Pfeilern sitzen, fühlt man doch, daß sie noch dazu gehören, und ohnehin ist ihre Stellung noch so, daß sie wie Bauteile wirken. Auch die christliche Freiskulptur hat sich mühsam vom Altarschrein und von den Bauteilen (Portalen usw.) losarbeiten müssen. Bei den Griechen dagegen ist die Verbindung der Skulptur mit dem Bau, auch wo sie vorkommt, eine gutwillige. Mehrmals ist das Kultbild von zwei begleitenden Gottheiten umgeben — besonders Praxiteles liebte die Trinitäten —, so daß Demeter mit Kore und Iakchos, Apoll mit Artemis und Leto, Zeus mit Hera und Athene, Athene mit Asklepios und Hygieia dargestellt war, — zu geschweigen der in kleinem Maßstab beigegebenen Figuren des Bildhauers, der Tempeldienerinnen, siegreicher Feldherren usw. zu Füßen des Hauptbildes, was alles natürlich je nach Größe und Stoff des Bildes sehr verschieden war.

In der Umgebung des Tempels standen im Freien der oft sehr reich mit Reliefs geschmückte Brandopferaltar und die übrigen Altäre, und überhaupt war der ganze Tempelhof (περίβολος) mit seinen Propyläen, Stoen, Nebengebäuden, Nebentempeln verwandter Gottheiten und der Tempelgottheit mit speziellen Beinamen eine Stätte für weitere Kunstwerke aller Art. Hier waren Gemäldehallen, sogenannte Leschen — auch in den Tempeln befanden sich

übrigens hingestiftete Tafelbilder —, mythische Gräber, Statuen — selbst reihen- und alleenweise — von Göttern, Heroen, Helden, Staatsmännern, berühmten Frauen, Wettsiegern, auch Tierbilder und Gruppen auf Lang- oder Halbkreispiedestal, dies alles im Maßstab gleichfalls sehr verschieden, und dann etwa noch ein Koloß der Tempelgottheit, wie die Promachos der athenischen Akropolis, — und dazwischen sah man heilige Pflanzen, Quellen und Tempeltiere, die sich frei ergingen.

Verließ man das große Heiligtum, um in die Stadt hinunterzugehen, so fand man auch hier überall kleinere Tempel (οἰκήματα sacella) und geschlossene Bezirke (τεμένη) von Heroen; die Hauptstätte der Skulptur und Malerei aber war die Agora mit den sie rings umgebenden oder in ihrer Nähe befindlichen Stoen, welche oft wieder der Zugang zu Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden waren. Voll von Skulpturen waren auch Theater, Stadien und Gymnasien, und vor der Stadt kamen die Gräberstraßen mit ihren Monumenten vom Cippus (στήλη) an mit der Palmette, welche gleichsam die Bekränzung des Grabes mit Blumen, monumental verewigte, bis zum reichen Grabrelief und zum zierlichen Sacellum. Götterbilder befanden sich in den Quellenheiligtümern und Grotten, und heilige Haine mit einem Tempel als Zentrum waren oft reich mit Statuen angefüllt; von dem Reichtum an Skulpturen vollends, der an den großen Agonalstätten mit ihren Athletenstatuen, Tethrippen, Siegergruppen usw. vorhanden war, machen wir uns kaum einen Begriff. Es war „ein zweites Volk" in Erz und Marmor da, und es ist, als hätte diese Kunst unendlich vieles hervorbringen müssen, damit noch beim Anblick der Reste die Nachwelt über den Reichtum der Nation und über den ernsten monumentalen Willen staune, den sie mit diesem Aufwande verband.

Für das Phänomen nun, daß in dieser Kunst der ideale Stil verhältnismäßig leicht die Oberhand gewann, wollen wir zwar nicht die innersten Gründe definieren, einige äußere Fördernisse aber sind hier zu betrachten. Vor allem war sie eine religiöse und somit, wie jede religiöse Kunst, auch z. B. die ägyptische, eine dem vollen Realismus abgewandte, mindestens auf das Konstante angewiesene. Ihre nächste Aufgabe war die Götterbildung. Diese war sehr früh möglich, insofern sie in der Phantasie des Volkes schon vorhanden war. Am frühesten ist sie vielleicht in den Inselsteinen und ähnlichen Gebilden jener ältesten Kunst nachweisbar, wo die einzelnen göttlichen Wesen noch mit Tierteilen auftreten; aber auch sonst war das Bedürfnis nach Verbildlichung der Götter gewiß früh allgemein, und dazu war der Drang nach ihrer Vergegenwärtigung vorhanden, welche zugleich eine Huldigung an sie war. Ihren allerersten Ausgang aber mag die Übung der Götterbildung in uralter Zeit beim häuslichen Herde genommen haben. Hier hatte man zuerst die Toten begraben und verehrt und daneben vielleicht von

Verwundete Niobide
Rom, Thermenmuseum

1. Silenskopf (Silber), Berlin. 2. Hydria. 3. und 4. Spiegel mit Aphrodite (Bronzen), London

Sitzendes Mädchen. Terrakotta
Berlin, Antiquarium

Paris und Helena
Berlin, Antiquarium

Szenen aus der Palaistra
Griechische Vasenbilder

Anfang an die Herdflamme (ἑστία); als Konsequenz des Polytheismus mochte sich dann allmählich, je nach dem Bedürfnis der Anrufung und der Erinnerung an geleistete Hilfe, auch als Erbschaft von Verwandten, eine Anzahl kleiner Götterfiguren an dieser Stelle zusammenfinden. Außerdem aber war auch das Grab ein Ort, wohin Götterfigurinen — allerdings neben Genrefiguren, Tierbildnissen usw. — gestiftet wurden.

Freilich ist es nun sehr merkwürdig, daß der griechische Mythus, wenn wir vom Palladion, den dädalischen und wenigen anderen Götterbildungen absehen, von dem vielen vorhandenen Bildwerk gar keinen Gebrauch macht, sowie auch vom Tempel, als deutlichem baulichen Lokal nicht oft die Rede ist. Homer in dem vermutlich doch schon bilderreichen 9. Jahrhundert spricht von keinem Bild; die Götter selber erscheinen bei ihm noch. Aber unabhängig von allem Mythos scheint die Sitte des Bilderstiftens im Volke bestanden zu haben, und nun ist wichtig und entscheidend, daß das Anathem seiner Natur nach auf beständige Wiederholung der Bilder einer und derselben Gottheit hindrängte, von der man Hilfe wünschte oder genoß, und dies vom kleinsten Tierbildchen des Armen an bis zu den Stiftungen reicher Poleis. Indem sich nun in den Tempeln und ringsum durch beständiges Hinstiften eine Masse von Bildern der betreffenden Tempelgottheit aufsammelte, mußte sich notwendig eine Verschönerung und Veredlung des Typus derselben ergeben. Bei dem in allen griechischen Dingen wirksamen Agon war auch hier der Wettstreit eine gegebene Sache, zumal unter den frühen und mächtigen Tyrannien; auch das vielleicht rasche Steigen des Maßstabes bis ins Kolossale und daneben die naive Vorliebe für kostbare Stoffe wird uns bei den großen und reichen Stiftungen nicht wundern dürfen.

Für die Entwicklung der Idealformen aber war es weiterhin entscheidend, daß das Banner nicht die Malerei, sondern die Skulptur führte, welche genötigt ist, alles innerhalb der einen menschlichen Gestalt abzuschließen und sich fast rein auf die Form zu beschränken. Der einzige und natürliche Ausdruck des Geistes ist hier der menschliche Leib, und nun bewähren denn auch die Griechen ein rastloses und endlos reiches Bemühen, alles Geistige: Götter, Menschen, abstrakte Eigenschaften, Örtlichkeiten, Naturereignisse usw., in tausend menschlichen Bildungen darzustellen.

Nicht in der Skulptur allein freilich, sondern in jeder Gattung und von jeher mußte die Darstellung, damit das Geistige als solches spreche, vom bloß Zufälligen, von der gemeinen Wirklichkeit, welche jenes Leben nur verhüllt, individuell gebrochen zur Erscheinung bringt, absehen und die hundert Nebensachen, welche es überwuchern, weglassen. Die Skulptur aber insbesondere ist als solche zu weit größerer Vereinfachung der Form genötigt als die Malerei. In dieser ist die Illusion erlaubt, ja sie kann ein hohes

Wirkungsmittel sein, in der Skulptur dagegen niemals. Hier macht sich vielmehr alle genaue und peinliche Verfolgung des körperlichen Details, z. B. etwa eine völlig naturalistische Bemalung, störend und widrig, und in diesem Sinne ist die Skulptur die wesentlich idealistische Kunst, während die Malerei durch Licht und Hintergrund und Fülle der Beziehungen eine ganz andere Gesamtrechnung hat; Rembrandt kann bei durchgehender Häßlichkeit der Formen einen idealen Gesamteindruck machen.

Bei all diesem Streben nach Abstreifung des Nebensächlichen wäre nun doch unter anderen Umständen vielleicht nur eine ziemlich tote Verallgemeinerung der Form erreicht worden; allein hiervor wurden die Griechen durch andere Faktoren geschützt. Vor allem muß der Wunsch, sich die Götter zu vergegenwärtigen, ganz anderer Art gewesen sein als in dem knechtischen Orient, und zwar vor allem viel freier von allem Müssen. Besonders stark wirkte hier der Umstand, daß die Poesie schon vorher so mächtig auf die Herrlichkeit der Erscheinung der Götter hingewiesen hatte; auch wären diese, wie die Aöden sie schauten, schon bei weitem vielartiger gewesen als die orientalischen, selbst wenn sie nicht schöner gewesen wären, und in ihrem Gefolge kamen noch alle halbgöttlichen Wesen, alle Allegorien, die dienenden Gottheiten (θεοὶ πρόπολοι) und alle Gestalten der heroischen Welt. Man mochte es vielleicht einmal kaum mehr erwarten können; eine unendlich reiche und herrliche Welt drängte sich hier ins Dasein.

Da man ferner vom Wüst-Symbolischen frei und rein auf die Menschengestalt angewiesen war, konnte man von Anfang an fest auf die Natur bauen und tat es auch, wie gerade die frühesten erhaltenen Reste durch ihren anatomischen Naturalismus lehren. Die Götter sind ideale Menschen. Von höchster Bedeutung war es hier für die Kunst, daß sich die Ausbildung der Göttertypen in ihr erst vollzog, nachdem sich in der religiösen und poetischen Anschauung die ganze Einzelbedeutung der Götter längst zu Individualitäten ausgeglichen hatte und die frühere Naturbedeutung und sonstige ursprüngliche Bedeutung bis auf einen leisen Nachklang verschwunden war. Die Kunst konnte hier völlig frei schaffen und beschränkte und vereinfachte Trachten und Attribute immer mehr, ließ aber dafür den Charakter walten. Hier ist der Leib alles; was dagegen z. B. die Ägis der Pallas eigentlich ist, das begehrt die Skulptur kaum selber zu wissen, geschweige uns zu sagen.

Außer in der Einzelform aber suchte man die Wahrheit noch anderswo, nämlich in der Lebendigkeit in Haltung und Gebärde, und auch in dieser war man nicht durch heilige, traditionelle Gesten gehemmt, wie die Künstler des Orients. Diese mit allen Mitteln erstrebte Lebensfähigkeit geht der Idealität voraus, als gründlicher Bruch mit dem Konventionellen. Zuerst äußert sie sich in der Bewegung der Arme und Füße, welche früh anders als bei den Orien-

talen ist, und hier wird das entscheidende Faktum nicht sowohl die Darstellung des Geschehenden durch einen Erzähler sein — denn diesen Vorteil hätten die Orientalen auch haben können —, sondern das frühe Athletenbilden. Bei diesem war man auf die Form, weil und wie sie lebendig ist, angewiesen, und diese Übung — ein Unikum in der ganzen alten Welt — muß der Starrheit auch der alten Göttertypen ein Ende gemacht haben.

Höchst bezeichnend ist hier, daß der Kopf am längsten konventionell und, nach unseren Begriffen, unschön und unlieblich bleibt. Während schon die ganze Gestalt der höchsten Vollendung und in ihrer Vielheit dem größten Reichtum und der schönsten Komposition nahe ist, behauptet sich in ihm noch ein gutes Stück Typus und dabei das starre Lächeln, welches bei den Vorgängern offenbar als Andeutung des Lebens als solchen passiert hatte.

Zu der oben erwähnten Beschränkung der Attribute und Trachten gehört auch die Zurückdeutung der Götter in ein jugendliches Alter, die schon früher und in sehr bezeichnender Weise versucht wurde. So sah Pausanias schon von Agelades (um 500 v. Chr.) einen ehernen Zeus als Knaben und einen ebenfalls noch bartlosen Herakles, und Heraklisken als Anatheme in Olympia gab es offenbar schon aus guter Zeit.

Hervorzuheben ist auch, daß das Nebeneinander einer Menge von Statuen einer und derselben Gottheit, das wir oben als so wichtig für die Veredlung der Götterbildungen erkannt haben, bei den Griechen nicht etwa wie bei den Ägyptern zur Identität führte, sondern dazu, daß dieselbe Gottheit entsprechend den verschiedenen Stiftungen in verschiedener Größe, verschiedenem Stoffe und einer ganzen Fülle von Stellungen, Gebärden, Bekleidungen, Altersstufen vorhanden war. Zu Typen wurden eine Anzahl dieser Gedanken erst in der Folge, indem sie vorzugsweise nachgeahmt und durch die Römer uns überliefert wurden. Und darunter herrschten nicht notwendig die schönsten vor, sondern diejenigen, welche in Marmor am ehesten zu erreichen waren. Von der so viel freieren Komposition in Erz, Gold, Elfenbein, Akrolith haben wir bei weitem unbestimmtere Kunde und Kopien höchstens in kleiner Bronze und auf Münzen.

Die wichtigste positive Quelle des Idealen aber bleibt es, daß man, um das Geistige als solches vollkommen geben zu können, die sinnliche Erscheinung mit größter Begeisterung als eine lebendige erfaßte und studierte. Die genaueste Ergründung der Körperformen verbindet sich mit einem immer sichereren Bewußtsein von dem, was die Schönheit des Anblickes ruhender und bewegter Gestalten ausmachen kann; man wurde aller Elemente des äußeren Lebens mächtig, um das geistige Leben ganz frei geben zu können. Dahin gehört es, daß man das Schöne aus vielen einzelnen Individuen zusammensuchte. Aber aus dem bloßen Durchschnitt oder Kanon

wäre es noch nicht erwachsen, wenn nicht zu alledem das absolut Exzeptionelle hinzugekommen wäre: jener mächtige innere Zug zum Schönen, der uns ewig ein Mysterium bleiben wird.

Fördernd für die Annahme der idealen Kunst durch das Volk mag mittelbar die allgemeine Erhebung der Nation im 5. Jahrhundert und hie und da auch das Pathos beim Ersatz für die im Perserkrieg untergegangenen Götterbilder mitgewirkt haben. Die Religion tat jedenfalls das wenigste dabei; der Zeus des Phidias und die anderen großen Gebilde sind schon in einer relativ ungläubigen Zeit entstanden, als Anaxagoras lehrte. Die Hauptsache aber war, daß die damaligen großen Meister eine Überzeugung für ihre Neugestaltung der Götterwelt zu erregen, den Willen von Bevölkerungen dafür zu erwecken vermochten. Dies kann einem Phidias und Polyklet nur durch das Vorweisen von Modellen und von fertigen Arbeiten gelungen sein, die man mit den von der Perserverwüstung verschont gebliebenen Werken der älteren Kunst, welche dem bisherigen Bewußtsein genügt hatten, einer gewiß stattlichen Hera in Argos und einem Zeusbilde in Olympia usw., vergleichen konnte. Man konnte diese älteren Bilder nun offenbar nicht mehr schön finden, und nachdem man bisher das Kolossale gehabt, erkannte man jetzt das Große.

Dazu gehörte aber noch eine Nation, die sich nicht auf Altgeheiligtes kaprizierte, vielmehr das neugeborene Schöne nicht nur anzuerkennen, sondern tatsächlich anzunehmen imstande war.

Und diese Nation durfte es nun auch mit Staunen erleben, wie ihre Künstler immer höhere Kräfte entwickelten in der Verwirklichung der Götter und wie die Götter immer schöner wurden. Und mit und durch die Griechen erlebten es seither alle anderen Kulturvölker; die Griechengötter sind hinfort schön für alles darzustellende Göttliche und Erhabene aller Religionen, und die griechischen Götterideale sind daher ein welthistorisches Faktum.

Und nun bildete sich nicht ein ägyptisches System, sondern ein freier Usus von gewissen Formen, die uns als griechische Idealformen erscheinen, und wir stehen vor der bedeutenden Tatsache, daß bei völliger kirchlicher Freiheit ein Consensus in Sachen des Idealen möglich war, nicht als religiöse Schranke, sondern positiv als Wille nach einem bestimmten Schönen.

Diese Idealformen aber sind nicht sowohl die allgemein wahren oder häufigen, als die allgemein ausdrucksfähigen für das geistige und sinnliche Leben und deshalb sind sie, obwohl unter sich unendlich verschieden, die allgemein schönen.

Von einer Reihe feiner und ausgedehnter physiognomischer Beobachtungen und einer daraus abgeleiteten systematischen Lehre mit praktischem Zwecke, welche hier mitwirkten, gibt uns Aristoteles in den Physiognomika einen Begriff. In dieser Schrift wird alles: das Dauernde wie das Augenblickliche, Charakter und Leidenschaft,

mit herbeigezogen, und Formen wie Farben, der Konsistenzgrad (die Weiche und Härte) der Haare wie des Fleisches gedeutet, unter beständigem Blick auf die bekannteren Tiergattungen, wo der Charakter, über den man im reinen zu sein glaubte, konstant ist, und das Individuelle nicht in Betracht kommt. Kopf und Gesicht werden ganz besonders genau behandelt; für das geringste Überschreiten der normalen Form, das geringste Zuviel oder Zuwenig wird sogleich ein Tier namhaft gemacht. Man lernt da eine Zeit und ein Volk kennen, welche ihrem Ursprunge noch näher waren als wir jetzt sind. Zweitausend Jahre eines mehr oder weniger zivilisierten Lebens, große Mischungen der Völker und andere Ursachen mehr haben es mit sich gebracht, daß Knochenbau, Hautfarbe, Haarwuchs und Fleischkonstitution in ihrer verschiedenen Ausbildung mit dem Charakter des Individuums gar nichts mehr zu tun haben; die Physiognomik hat sich auf ein viel engeres Gebiet zurückgezogen, und auch hier wird zuletzt ein unwillkürlicher erster Eindruck mehr bedeuten als irgendeine systematische Betrachtung. Aristoteles aber konnte noch das ganze Äußere als Ausdruck des Inneren in Anspruch nehmen.

So ergibt sich beispielsweise die Behandlung des Gesichtes aus dem Zusammenwirken von plastischen Notwendigkeiten beziehungsweise Wünschbarkeiten mit dieser physiognomischen Überzeugung, während es zweifelhaft bleiben mag, wieweit dieses Gesicht wirklich in der Natur vorkam. Vor allem ist die Maske, im Verhältnis zum Ganzen betrachtet, größer als in unserem Typus. Klarheit, Ruhe, Leidenschaftslosigkeit, Intelligenz und Wille sprechen schon aus dem weiten Hervorragen der runden Stirn und des Nasenrückens über den Rest des Gesichtes (ῥὶς εὐθεῖα, τετράγωνος), der mit ihr in gerader Linie zusammen ein Stück und eine Lichtmasse bildet. Die Stirn mit ihrem scharfen unteren Superziliarbogen ist relativ niedrig; eine hohe Stirn würde bei der ohnehin großen Maske eine ganz andere Schädelform, besonders ein größeres Okziput nach sich ziehen, und die Griechen verschmähten die mandelförmigen Köpfe, die von der Stirnspitze bis zum Okziput gehen, wie sie Canova hat. Das Profil des Gesichtes gehört mit dem Profil des ganzen Kopfes in einer ganz anderen Weise zusammen als in unserem Typus. Die Augen sind tiefliegend und weit vortretend, besonders der innere Augenwinkel liegt tief; der Bulbus ist so gewölbt, daß er auch im Profil stark wirkt; das obere Augenlid scharf umrissen; Augapfel und Augstern waren in der älteren Kunst farbig, später wurde der Schatten eher plastisch hervorgebracht, und für den Ausdruck des Schmachtenden (ὑγρὸν) diente noch eine spezielle Bildung der Augenlider. Auch der Mund ist tiefwinkelig und für die Profilansicht weit vortretend, seine Öffnung sanft, die Oberlippe kurz (χείλη λεπτά), die Lippenbildung im ganzen zeigt bei den Göttern starke Verschiedenheiten. Das Kinn ist rund

und großartig, selten mit einem Grübchen versehen, das Ohr schön und fein.

Das Haar zeigt die verschiedensten Formen, von der alten assyrisierenden Art an bis zur höchsten Freiheit und Vielgestaltigkeit und der wunderbarsten Wirkung. Kraus ist es bei den Epheben, struppig bei unedleren Satyrn und Fremdvölkern, frei wallend und aufs schönste gesammelt zeigen es die Aphroditen von der knidischen an, herabwallend hat es Hera, oft ist es feingewellt, oft in einem Krobylos zusammengefaßt, wie bei Eros, Apollon, der kapitolinischen Venus, in besonders reicher Fülle haben es Zeus und die Wassergötter; Diademe und Kränze von Blättern, Blumen, Trauben usw. schmücken es oft aufs zierlichste. Auch der Bart zeigt die ganze Entwicklung von der assyrisierenden Regelmäßigkeit an bis zur freien Großartigkeit des Zeusbartes. Weder gepflegtes noch ungepflegtes Haar nimmt sich in der Wirklichkeit je so aus. Überhaupt gehen die Alten mit den Formen sehr frei um, ohne daß doch deren höchster Lebensfähigkeit der geringste Eintrag geschieht.

Dasselbe läßt sich vom Leibe sagen, für den die verschiedenen Epochen ihren verschiedenen Kanon vom Derben bis ins Schlanke gehabt haben: alle Formen werden mit ähnlicher idealer Freiheit gehandhabt wie die des Kopfes und sind dabei doch völlig lebendig und von völliger Wahrheit.

Scheinbar spielend leicht ist die Abstufung von den Göttern zu den Satyrn und von diesen zu den Athleten durchgeführt. Von den Athleten wird später die Rede sein; mit der Satyrnwelt aber bildete sich eine Schönheit und Idealität zweiter Klasse aus, eine Welt des Sinnlich-Heiteren, bis ins Mänadische, und dazu kam gleich auch ihr Gegenstück, die mehr ins Düstere gehende Welt der Seewesen. Und dies geschah erst im 4. Jahrhundert, als mit Skopas und Praxiteles die große Schlußredaktion der göttlichen Gestalten erfolgte. Die Kunst hatte allmählich eine völlige Untrüglichkeit in der Ausbildung von leiblichen Typen gewonnen.

Hier möge auch der Freiheit in der Darstellung der Personifikationen, der sogenannten Allegorien, gedacht sein, mit der z. B. ein Skopas die Gruppe des Eros, Pothos und Himeros bildete. Noch weiter aber ging die künstlerische Freiheit in der Formenmischung: es entstanden die geflügelten Wesen (Eros, Nike usw.), die hier unendlich viel schöner sind als bei den Asiaten, ferner die Kentauren, Pane, Tritone, Greife. Diese Wesen stehen vollkommen lebensberechtigt vor uns; mit so harmloser Schönheit und Unbefangenheit setzen die menschlichen und die tierischen Formen an einander an. Und eine andere, noch viel vollendetere Mischung, nämlich die völlige Verschmelzung von zwei Charakteren in eines, zeigen die Amazonenstatuen, in denen die Aufgabe, männliche Kraft im weiblichen Leib darzustellen, aufs wunderbarste gelöst ist.

Dazu beachte man den Ausdruck des Momentanen in den Zügen

des Kopfes, in Stellung und Bewegung der ganzen Gestalt, — oft nur leise sprechend und dabei von höchster Wahrheit und Schönheit; man merke auch auf den Schimmer von Trauer in den schönsten Götterköpfen (denn die Götter sind ewig, aber doch nicht Herren des Schicksals): Nie hat man das Gefühl der Motivjagd, des Präsentierens von Attitüden um ihrer optischen Wohlgefälligkeit willen. Diese Gestalten sind um den Beschauer im höchsten Grade unbekümmert; abgesehen vom eigentlichen Kultbilde, glauben sie sich alle ungesehen und unbelauscht. Wie bei der höchsten Kunst doch eine völlige Naivität bestehen kann, lehrt ein Blick auf die Giebelstatuen des Parthenon.

Die Gewandung ist „das tausendfache Echo der Gestalt" (Goethe). Frühe wurde auf alle Stoffpracht im Sinne der assyrischen Kunst verzichtet; man hat es mit den vereinfachten Stücken der ohnehin einfachen männlichen oder weiblichen Tracht zu tun, die äußerst frei nach dem Bedürfnis der schönen Erscheinung und der Verdeutlichung der Bewegung gestaltet wird, so daß oft der Gang des Gewandes bis in seine Enden gar nicht nachzurechnen ist. Der verschiedene Stoff ist oft vom Schwersten bis ins Feine vollkommen und doch ohne Raffinement in der Behandlung des Materials ausgedrückt; bei einzelnem aber (z. B. den Gewändern der Amazonen oder der parthenonischen Frauen) läßt sich so gut wie von einer Idealität des Ganges und der Komposition, auch von einer besonderen Idealität des Stoffes sprechen, der so im Handel nie und nirgends zu haben gewesen wäre und aus einer höheren Ordnung der Dinge zu stammen scheint. An dem Gewande ist wenig Schneiderarbeit, nichts Genähtes oder Geknöpftes; es sind quadratische oder runde (oder in Form von Libellenflügeln gefertigte?) Tuchstücke, welche erst zum Gewande werden, wenn man sie anzieht. Dasselbe ist etwas Getragenes, das den Leib nicht parodiert, kein Futteral für ihn, wie die Röhren und Säcke, in welchen wir gehen; vielmehr drückt es in den aufliegenden glatten Teilen wie in den tiefen Schatten rein nur die Gestalt und ihre Bewegungen aus. Wie es heißt, wurde seine Dicke gar nicht gerechnet; man nahm an den glatten Stellen die Kontur des Leibes selbst; es erscheint deshalb gleich schwer, aber die Form des Leibes bleibt.

Ganz besonders ist an die Fülle von weiblichen Gewandstatuen zu erinnern, mögen es Tempelbilder von Göttinnen oder Darstellungen von Musen, von Priesterinnen usw. sein. Hier entfaltet sich ein Übereinander und in der schönen Folge der Gewänder, in dem bisweilen vorkommenden Durchscheinen des unteren durch das obere, in der Halbverschleierung des Hauptes durch ein übergezogenes Gewand, in der manchmal doppelten Gürtung und in der Emporfassung des zu langen Chitons zum faltenreichen Kolpos ein wahrhaft wunderbarer Reichtum der herrlichsten Motive.

Die Bewaffnung der Götter ist oft, z. B. beim Ares-Achill des

Louvre, auf den bloßen Helm beschränkt. Die Kunst stellt das Unorganische nicht gern dar und rechnet darauf, auch mit einer bloßen Andeutung verstanden zu werden.

Vor allem aber durfte diese Kunst es sich zutrauen, das Nackte zur Herrschaft zu bringen. Aphrodite hatte in der früheren Dichtung ihren Gürtel und ihre von Chariten und Horen gefertigten Gewänder, welche in allen Frühlingsblumen gefärbt waren — jetzt verließ sich die Kunst auf die reine Gestalt allein. — Auch das frühere prachtbeladene Stirndiadem (στεφάνη) bleibt nun weg.

Bei aller Freiheit aber bewahrt die Kunst die größte Zurückhaltung gegenüber aller phantastischen Willkür. Diese bleibt völlig abwesend und kein einziger Ausfall in das Genial-Wüste findet statt. Nachdem jene Schlußredaktion der Göttertypen im 4. Jahrhundert geschehen war, wurde das einmal errungene Treffliche in den Motiven und Typen wiederholt und festgehalten, nicht nur weil es höchst vorzüglich war, sondern weil man kaum mehr anders konnte. Die Kunst verzichtet auf materielles Neuschaffen, empfindet aber dafür das Vorhandene stets neu, und hierin wird die Genialität erkannt, und auch hier ist für die Griechen, wie bei der Übereinstimmung in den Formen, der freiwillige Consensus bezeichnet; Ähnliches werden wir auch bei den Formen der Poesie kennenlernen.

Neben der Darstellung des Idealen entwickelt sich nun auch die des Individuellen. Auch diese war im Orient längst bekannt. Wie unendlich vieles Porträtmäßige findet sich nicht als kaum vortretendes Relief aus den Wänden von Ninive und Persepolis herausgemeißelt. Und dann haben wir die ägyptische Kunst mit ihren teils freien, teils angelehnten sitzenden und stehenden Königsbildern, ihre Grabstelen mit fast freier Rundskulptur und Werken, wie der ägyptische Schreiber im Louvre. Hier sucht und erreicht die Kunst oft das scharf Individuelle. Aber die ägyptischen Könige sind nur Könige, nicht Krieger, Redner usw., ihnen genügt eine ruhige götterähnliche Stellung und Bildung, und die Privatleute oder etwa auch Beamten eines gewissen Ranges werden dargestellt, weil sie wohlhabend oder amtlich respektiert genug gewesen und hernach gestorben sind. Nirgends aber auf der Welt ist die Darstellung des Individuellen so entstanden wie bei den Griechen. Hier ist nämlich das Entscheidende für die Porträtbildung, daß sie mit dem Athletenbilden beginnt, mit der ersten Siegerstatue, die zu Olympia schon 558 v. Chr. aufgestellt wurde. Das Wesentliche dabei ist, daß das Individuelle hier nicht mit der Ähnlichkeit der Gesichtszüge, sondern mit der Verewigung der ganzen Gestalt in irgendeiner charakteristischen Bewegung, vielleicht im Momente des Sieges, zur Welt kommt. So wurde das Athletenbilden zum zentralen Faktum erstens für das Bilden des Individuellen überhaupt und zweitens für die Belebung des Idealen; denn ohne die

stärkste Einwirkung dieser Studien auch auf das Götterbilden wären z. B. Hermes, die Dioskuren, Apoll, Dionysos in ihrer späteren Bildung sowenig denkbar wie die weitere, nicht athletische Porträtbildung. Das Athletenbilden machte die ganze Kunst nicht bloß des lebendigsten Charakterisierens fähig, sondern überhaupt zu allen Aufgaben gelenk; auch die Amazone ist die ideale Athletin. Am Ende aber wurde die Athletenstatue selbst aus einem Denkmal zum freien Objekt der Kunst, und wir bewundern in der späteren, bloß um der Schönheit willen erfolgten Ausbildung und Wiederholung bestimmter Athletentypen, z. B. im Diskobol, den Athleten als solchen in seinen schönsten Erscheinungsweisen. Und dabei haben wir des Umstandes noch nicht Erwähnung getan, daß, nachdem die ältesten Athletenstatuen aus Zypressenholz waren gebildet worden, der kausale Zusammenhang, der zwischen dem Athletenbilden und dem Erzgusse bestand, eine der allerwichtigsten Techniken aufs mächtigste förderte.

Was die übrigen Porträtstatuen betrifft, so weiß man jetzt, daß schon frühe Statuen, welche irgendwie — wenn auch nicht eigentlich ikonisch — den Verstorbenen darstellten, an oder in Gräbern aufgestellt wurden. Am Grabe wird auch das Ikonische am ehesten begonnen haben. Wann aber hat zuerst eine Polis Ehrenstatuen für Krieger, Staatsmänner, Redner und Dichter dekretiert? Auch hier hat das Griechentum das Höchste erreicht. In der ganzen Kunstgeschichte gibt es keine Porträtstatue wie der lateranensische Sophokles. Prächtigere Statuen wird man aussinnen können, aber etwas von diesem vollendeten Einklange kommt nicht mehr vor.

Nur mit einem Worte möge schließlich hier auch der Genrefiguren, der Kinder usw. und der Tierbildungen Erwähnung getan werden, welche für sich wieder eine neue Welt der künstlerischen Darstellung ausmachen.

Und nun die plastische Darstellung des Vielen, die Komposition. Auch hier ist der Orient vorangegangen; aber Ägypten und Assur fehlt der Mythus und seine schöne Vielgestaltigkeit; statt dessen finden wir an Wänden, Pfeilern und selbst Säulen lauter Königschronik und Ritualien, das heißt es herrscht lauter Erzählenmüssen, die Künstler sind an sachliche Vollständigkeit und ewige Wiederholung gebunden, und das Relief, das seinem Stil nach eigentlich ganz Teppich ist, fließt mit der Architektur zusammen und läuft wie eine Schrift oder wie ein Ornament darüber hin.

Den Griechen dagegen kommt hier, wie bei den einzelnen Gestalten, vor allem die große Vorarbeit zugute, welche die Poesie erledigt hatte. Daß bei den dargestellten Kämpfen nicht gottgleiche Sieger gegen Gestalten der Nacht streiten, sondern daß die Kämpfer, wer sie auch sein mögen, der Kunst als gleichberechtigt gelten, daß es hier ein Pro und Kontra gibt, hat seinen Vorgang in der homerischen Schilderung. Wenn wir z. B. in der Ilias (IV, 457 ff.)

lesen, wie Achäer A den Troer B tötet, Achäer C die Leiche an sich reißen will, um sie zu plündern, Troer D sich an dessen Hüfte, wie er sich bückt, eine ungeschützte Stelle ersieht und ihn durchbohrt und endlich ein mächtiger Kampf um die Gruppe entsteht, so erweckt dies beinahe den Anschein, als hätte der Dichter bezweckt, der späteren Kunst eines der Sujets, die wir an ihr gewohnt sind, zu überliefern; werden doch auch bei ihr Hellenen und Troer, Lapithen und Kentauren, Helden und Amazonen, Götter und Giganten mit derselben Liebe dargestellt. Und nun hat die Kunst für diese Darstellungen auch Formen geschaffen, wie sie der Orient nicht kannte. Bestand schon früher zwischen den figurenreichen Kampfesdarstellungen und dem fortlaufenden Relief (und schon dem bloß gemalten Friese) ein höchst segensreiches Verhältnis, so entwickelte sich nun das Relief auf allen seinen Stufen, bis zum Kampf aller Kämpfe, dem zwischen Göttern und Giganten auf dem Altare zu Pergamum; vor allem aber entstand, wovon der Orient keine Ahnung hatte, die Giebelgruppe und die Freigruppe aus mehreren Figuren (Farnesischer Stier, Laokoon usw.). Und dabei fühlte man sich von jedem ritualen Zwange frei und gestattete sich ruhig, etwa auch bloß andeutungsweise zu verfahren, indem man z. B. neben den Niobiden Apoll und Artemis wegließ, weil der Zuschauer sie ja von selbst schon ergänzte.

Und der Darstellungstrieb beschränkte sich nicht auf die Kampfszenen. Auch aus Homer ließen sich Darstellungen aus dem zarteren Gebiete entnehmen; denken wir z. B. an die Gruppe, welche (Il. VI, 370—498) Hektor, Andromache, Astyanax und die Dienerin bilden, oder daran, wie (I, 500 ff.) Thetis sich zu Zeus setzt, mit der Linken seine Knie umfaßt und ihm mit der Rechten unter das Kinn rührt. Überhaupt aber schreit der ganze Götter- und Heroenmythus nach Verbildlichung, und eine ganze Welt von fertigen Szenen, zum Teil der höchsten Schönheit, ward gewiß schon frühe bildlich geschaut. Und dazu kommen noch die Gattungen idealer Wesen, welche Pluralbegriffe sind, die reihenweise dargestellt wurden, die Nereiden (Harpagosdenkmal), Danaiden (Tempel des Apollo Palatinus) usw.

Auch abgesehen vom Mythus aber, ist die Kunst schon sehr frühe, und zwar laut Homer selbst, auf die Darstellung eines vielgestaltigen Lebendigen eingegangen und ist dabei (wie in den Gräbern von Beni Hassan) auf das Genrebild geraten. Wir erinnern hier wieder an den Schild Achills (Il. XVIII, 478—608), welcher lauter genrehafte Darstellungen enthält, während auf dem hesiodischen Schilde des Herakles solche mit mythischen wechseln.

Und endlich wagten die Griechen in großen Freigruppen außer dem Mythischen auch das Allegorisch-Politische, indem sie historische Individuen mit ihren allegorisch personifizierten Poleis oder mit den dieselben vertretenden Heroen zusammen darstellten oder,

wie es Lysander in seinem kolossalen delphischen Weihgeschenke hielt, die Sieger mit den siegverleihenden Göttern zusammenbrachten, und dazu kommen noch die agonalen Gruppen, zumal der Sieger auf seinem Viergespann, und die gewaltigen, rein historischen: das Granicusmonument Alexanders und zwei von den vier großen Gruppen des Attalidenmonuments in Athen.

So strömen der Kunst von allen Seiten Gegenstände für die Massenerzählung zu, und die Volkstümlichkeit derselben ergibt sich schon aus deren frühem Vorkommen in kleinem Maßstabe. Die im 8. Jahrhundert schon geschaffene Lade des Kypselos war mit erzählenden Darstellungen in lauter kleinen Figuren bedeckt, und wahrscheinlich waren auch die vielfigurigen Freigruppen aus sehr alter Zeit klein, welche Pausanias besonders in Delphi und dann auch an anderen Weihestätten sah. Ihre Parallele aber hat die Vielskulptur in der Wandmalerei, und für uns spricht die Volkstümkeit des Vielen hauptsächlich aus der Vasenmalerei und der Übung, Umrisse auf Erz zu gravieren. Nach den Schöpfungen dieser Techniken hat dann wieder das Ausland, zumal Etrurien, mit besonderer Begierde gegriffen.

Neben der Darstellung der Götter selbst meldet sich bei allen polytheistischen und monumentalen Völkern sehr früh auch die Verewigung des einzelnen Kultaktes. Die Frömmigkeit des handelnden Königs, Priesters oder Volkes wird damit den Menschen und den Göttern anschaulich gemacht, den letzteren namentlich wohl, damit sie derselben eingedenk seien; der Mensch ist dem Gott in jeglichem Sinne am nächsten im Augenblicke und im Habitus des Kultus. So bilden denn, wie bereits gesagt, Ritualien schon in Ägypten und Assur eine der Hauptaufgaben der Vielskulptur. Aber auch hiebei hatten die Griechen große Vorteile. Zwar eines konnte in der Darstellung nicht in Betracht kommen: daß nämlich der Priester bei ihnen bisweilen in der Tracht des Gottes selbst auftrat; denn in der Kunst mußte er vom Gott natürlich unterschieden werden. Dagegen ist es von höchster Bedeutung, daß sie nicht opfernde Despoten und nicht Priesterscharen, sondern einzelne, manchmal nur jährige Priester und Priesterinnen hatten, die oft nach Jugend und Schönheit gewählt und nie durch wüstsymbolische Tracht entstellt waren, und daß ferner die Erweiterung ihres Kultes durch Aufzüge (πομπαί), Chöre u. dgl. die Sache von lauter auserlesenen Individuen war. Überhaupt stellte sich dieser Kultus der Kunst nicht als Knechtschaft und wüstes Tun, sondern als Freude zur Verfügung; auch aus dem Orgiastischen wählte die dionysische Skulptur das Schöne.

Wie aus dem eigentlichen Opfer ein Anathem dieser Art werden konnte, berichtet jene sehr eigentümliche Geschichte, die Pausanias von den argivischen Orneaten erzählt. Diese ersetzten ein allzu lästiges, im Kriege mit Sikyon getanes Gelübde, wonach sie dem

Apollo täglich hätten Opfer und Prozessionen darbringen sollen, durch eine nach Delphi gestiftete eherne Darstellung von beidem. Pausanias erkennt hierin freilich nur einen klugen Kniff (σόφισμα); allein es handelt sich um eine tiefere, echt griechische Voraussetzung: ein täglicher Vorgang wird abgeschlossen und aus einem zeitlichen zu einem ewigen gemacht durch eine ideale, monumentale, ein für allemal geltende Darstellung.

Groß war der Reichtum an Statuen von Priestern und Priesterinnen; noch von den jetzt vorhandenen Gewandstatuen mögen viele dahin gehören. Mochte das Tempelbild ein ungenießbares Xoanon sein — die Reihe von solchen Statuen konnte alles gutmachen. So war es vielleicht im Tempel der Eumeniden, in dem achäischen Kerynea. Die Figuren derselben waren „nicht groß", vielleicht häßliche Puppen, aber am Eingange fanden sich weibliche Marmorstatuen, welche Kunstwert hatten, und die Einwohner erklärten sie für Priesterinnen der Göttinnen.

Wie frühe wurden wohl Festchöre in Reihen von Statuen verewigt? Die Agrigentiner nach einem Siege über die Libyer-Phönizier von Motye stifteten aus der Beute nach Olympia die ehernen Knaben, welche die „Hände vorhalten" und dargestellt sind, wie sie zu dem Gott beten. Sie standen auf der Mauer der Altis und galten als Werke des Kalamis — am ehesten werden sie eine Verewigung des Festchores gewesen sein, der zur Begleitung des Dankopfers nach Olympia gesandt war. Auch die Messenier von Messina stifteten nach Olympia die ehernen Bilder des in der Meerenge umgekommenen Knabenchors nebst Chordirigenten und Flötenbläser.

Die höchsten Leistungen dieser Art haben wir auf der athenischen Akropolis zu suchen. Hier sind der Panathenäenzug des Parthenon, und an der Balustrade des Nike-Apteros-Tempels die Niken, welche den Opferstier führen und die, welche das Siegeszeichen rüsten. Dies ist die höchste ideale Umdeutung einer Kultushandlung, die höchste Verklärung des Kultus überhaupt.

Wollten wir nun noch die tönernen und ehernen Figurinen in größerem und kleinerem Maßstabe besprechen, in denen die Skulptur gewissermaßen ein zweites Leben lebt, wollten wir von der Reduktion des Reliefs in der Gemme, im Intaglio wie im Cameo, und in der Münze handeln und dann auf die Gefäße und Geräte in edlem Metall, Erz, Marmor und Ton in ihren verschiedenen Metastasen und Umdeutungen, z. B. auf den Kandelaber und auf den Dreifuß in allen seinen Anwendungen kommen, so würden wir kein Ende finden. Man sieht in ein Kunstvermögen hinein, das keine Grenzen hat und oft das Trefflichste mit dem ersten Griffe trifft.

2. Die Malerei

Von der vorgriechischen Malerei sind nur die ägyptischen Überreste erhalten und hier meist nur Konventionelles und Geknechtetes,

etwa mit Ausnahme der Darstellungen des gewöhnlichen Lebens in den Gräbern von Beni Hassan. Auch an Nachrichten über die Kunst des alten Orients fehlt es, von den figurierten Teppichen der mesopotamischen Wirkerei abgesehen, gänzlich. Von der griechischen Malerei dagegen haben sich, außer ihrer Nachwirkung auf den Vasen und in den Wandmalereien der Städte am Vesuv und einzelnen Gruftmalereien, wenigstens noch zahlreiche Nachrichten erhalten, ja es ist von den berühmten Malern der Blütezeit, von Polygnot bis auf Apelles, in den Autoren mehr die Rede als von den Bildhauern. Athenäus (XI, 48) erwähnt eine an Antigonos gerichtete Schrift des Polemon „über die Maler" (περὶ ζωγράφων), dergleichen es über die Bildhauer damals nicht gab. Jene müssen den Griechen individuell interessanter erschienen sein, was wir nur daraus zu erklären vermögen, daß sie nicht auch, wie diese, für Banausen galten, wie denn auch das Zeichnen später in die regelmäßigen Erziehungsfächer für Freie aufgenommen wurde.

Zunächst gab es nun in Stoen, Sälen, Hallen, Tempeln eine große monumentale Malerei im Dienste des Mythus und der politischen Ideen und Erinnerungen. Den Stil derselben mag man sich bei Polygnot etwa analog dem der Schule Giottos denken, bei den Späteren wohl noch vollendeter belebt. Von Polygnots Gemälden in der Lesche zu Delphi ist in diesem Werk früher die Rede gewesen. In Athen befanden sich von ihm und seinen Nachfolgern, unter denen den größten Namen Protogenes und Euphranor haben, in der Stoa Basileios eine Darstellung der zwölf Götter, Theseus mit Demokratie und Demos, die Schlacht bei Mantineia und im anstoßenden Tempel der Apollon Patroos; im Buleuterion die Thesmotheten des Protogenes und ein spätes Feldherrnbild; in der Stoa Poikile, offenbar allmählich und von verschiedenen Meistern, frei von aller Zyklusknechtschaft entstanden, ein Schlachtenbild aus dem Peloponnesischen Kriege, eine Theseusschlacht gegen die Amazonen, eine Szene nach der Einnahme von Ilion und die Schlacht bei Marathon samt den hilfreichen Heroen; im Pompeion wahrscheinlich Prozessionsbilder, worin die einzelnen Köpfe, wie auf den florentinischen Fresken, bekannte Leute vorstellten; in der Seitenhalle der Propyläen viele Szenen aus der Trojasage, zumal auch die beiden erlauchten Diebe: Diomedes mit dem Bogen des Philoktet und Odysseus mit dem Palladion, ferner die Gruppe Paralos und Hammonias des Protogenes und eine Anzahl von Bildnissen und Einzelfiguren: Alkibiades als nemeischer Sieger, Perseus, Musäos, auch die Genrefiguren eines Krugträgers und eines Ringers. — Schlachtenbilder gab es übrigens auch anderswo als in Athen. So besaß das Artemision von Ephesos eine Seeschlacht, worin auch eine Eris vorkam, und Pergamon einen Keltensieg.

Leider ist nicht bekannt, welche Behörden in den öffentlichen Gebäuden, z. B. im Saale der Propyläen, darüber verfügt hatten,

wer noch dort und was er hinzumalen habe. Jedenfalls nahm sich die Malerei des Historisch-Wirklichen mehr an als die Skulptur; es gab ziemlich viele politische Malereien.

Neben der Wandmalerei kam in der Blütezeit des Dramas die Skenographie, d. h. die Theatermalerei, auf, die zunächst zum phantastischen Schmuck der Bühne diente, hernach aber in Häuser und Paläste überging. Für diese scheint sie einmal plötzlich Mode geworden zu sein, so daß ein Alkibiades sie in seiner Wohnung augenblicklich auch haben wollte. Er soll dies in seinem Übermut dadurch erzwungen haben, daß er den Maler Agatharchos mit Gewalt packte und in seinem Hause gefangenhielt, bis er es ihm ausgemalt hatte. Auch König Archelaos von Makedonien dang den Zeuxis um vierhundert Minen zur Ausmalung seines Palastes.

Wieweit findet sich nun von diesem allem ein Nachklang in Pompeji? Von der historisch-politischen Malerei läßt sich hier nur das Unikum der Alexanderschlacht nennen; eher wird von der mythologischen die Rede sein können, und gewiß von der skenographischen: Die Einzelfiguren, Schwebegruppen usw. sind zum Teil unzweifelhafte Reminiszenzen an das Herrlichste dieser Kunstgattung und so auch viele Genreszenen. Diese sind hier nicht wie in Beni Hassan dargestellt, weil sie im Leben vorkamen, sondern weil sie anmutig waren; an die Stelle der täglichen und jährlichen Verrichtung ist der anmutige Moment: das leise Gespräch weniger, das Meditieren, die Toilette, die Spiele, die Theaterprobe usw. getreten. In Griechenland selbst hatten vielleicht einst, wie uns die Vasen verraten, mehr die agonalen und gymnastischen Szenen vorgeherrscht.

Außerdem aber zog die Tafelmalerei (Tempera, auch Enkaustik), deren größte Meister Zeuxis, Parrhasios, Apelles, Protogenes, Timomachos, Theon sind, weit die lebhafteste Bewunderung auf sich. Bei dieser Gattung, die, wenn wir sie wieder erhielten, unsere konventionellen Anschauungen von der griechischen Kunst aufs stärkste umgestalten würde, galt die Illusion, und einstimmig wird das gelungene Streben darnach gerühmt; die Maler müssen sie durch Farbe, Modellierung und Licht sowie auch durch Verkürzung (Pausias) und delikate Ausführung erzielt haben. In der modernen Kunst werden sich hiezu als Parallele wohl besonders die italienischen Realisten des 15. Jahrhunderts bis auf Lionardo darbieten. Charakteristisch ist, daß neben einzelnen figurenreichen Kompositionen dieser Meister, wie dem Opfer der Iphigenia von Timanthes, dem Bilde der Verleumdung von Apelles, der Hochzeit Alexanders und Rhoxanes von Aëtion u. dgl., vorherrschend Einzelfiguren oder Bilder genannt werden, auf welchen nur eine Hauptfigur mit wenigen Zutaten dargestellt war; so von Zeuxis eine Helena und eine Penelope; von Parrhasios der athenische Demos, der geheuchelte Wahnsinn des Odysseus, ein Philoktet; von Protogenes der Jalysos

(an dem er sieben Jahre malte), von Timomachos ein Aias, eine opferbereite Iphigenia und eine Medea vor dem Augenblick des Mordes; von Theon ein Hoplit.

Die moralische Stellung dieser Art Malerei ist schon eine ganz andere als die der Skulptur: Sie entsteht wesentlich für den Privatbesitz und gerät nur zufällig und nachträglich als Anathem in diesen und jenen Tempel; für sie war auch das griechische Haus geeignet, in dem größere Marmorskulpturen nicht leicht konnten aufgestellt werden. Hiermit, sowie mit der Richtung dieser Kunst auf illusionäre Einzeldarstellung, hängt das Verhältnis des Studiums zu den Hetären zusammen; man wählte von verschiedenen das Schönste aus, ein Verfahren, von dem bei der Skulptur nicht die Rede zu sein pflegt.

Nur bei den berühmten Tafelmalereien ist auch von Preisen und Einnahmen die Rede. Wir erfahren, daß Zeuxis sich für das Besichtigen seiner Helena einen Eintrittspreis zahlen ließ. In der späteren Zeit kamen dann vollends die enormen Liebhaberpreise. So kaufte nach Plinius (N. H. VII, 39) Attalos eine Tafel des Aristides von Theben um hundert Talente, Cäsar zahlte für die Medea und den Aias des Timomachos, um sie in den Tempel der Venus Genetrix zu weihen, deren achtzig. Dahin gehört auch, daß Demetrios Poliorketes Rhodos nicht anzündete, um ein Gemälde des Protogenes nicht zu zerstören, das sich in dem von ihm gefährdeten Stadtteile befand. Wenn aber Kennerschaft, Liebhaberei und Erwerbung anders als bei der Plastik waren, so wird es uns nicht wundern dürfen, wenn hier, anders als dort (wo höchstens bei den Amazonenstatuen des Polyklet, Kresilas und Phidias von so etwas die Rede sein kann), ein förmlich agonaler Betrieb stattfand. Von dem Maler Panänos, dem Bruder oder Neffen des Phidias, wird berichtet, daß zu seiner Zeit zu Korinth und Delphi ein Wettkampf in der Malerei abgehalten worden sei, und daß er an den Pythien dem Timagoras von Chalkis unterlegen wäre, und ebenso soll Parrhasios bei einem Malkampfe auf Samos mit seinem Streit des Aias und Odysseus um Achills Waffen von einem Rivalen geschlagen worden sein. In beiden Fällen kann es sich doch nur um Tafelmalereien gehandelt haben.

In späterer Zeit nahmen Karikaturen und Genreszenen (wie die Barbier- und Schusterbuden der Peiraikos und andere sogenannte Rhyparographien) sowie das Stilleben überhand. Das Mosaik scheint in der eigentlich griechischen Zeit noch wenig Figürliches enthalten zu haben; aus der Diadochenzeit wird von dem Prachtschiffe des jüngeren Hieron gemeldet, daß auf dem Fußboden seiner Säle der ganze Mythus von Ilion dargestellt gewesen sei. Damals scheint überhaupt diese Form der Bodendekoration beliebt geworden zu sein. Von den linearen Künsten, der Vasenmalerei und der Gravierung auf Kisten und Spiegeln ist hier nicht weiter zu handeln. Genug,

daß auch in ihnen die griechische Kunst die jeweiligen Grenzen überall erreicht und entsprechend der ihr eigenen hohen Sophrosyne auch respektiert hat.

3. Die Architektur

Mit Händen zu greifen ist diese künstlerische Sophrosyne der Griechen in der Architektur; denn hier finden wir bei ihnen eine in der ganzen Kunstgeschichte einzig dastehende willentliche Beschränkung auf einen höchst vollkommenen Typus: den Tempel, von welchem alles andere nur Anleihen und Teilaneignungen sind. Säle, Höfe, Hallen und vollends das so mäßige Privathaus ordnen sich völlig unter; das Motiv des Tempels ist das absolut einheitliche Motiv als solches. Wie aber ist die Nation zu dieser Form gekommen?

Das Wesentliche am griechischen Heiligtum ist nicht das Gebäude, sondern der Brandopferaltar im Freien. Die Höhenaltäre (meist dem Zeus geweiht), auf welchem die Asche von vielen Opfern her aufgehäuft liegenblieb, entbehren jeder baulichen Zutat. Wo aber in alten Zeiten ein heiliger Bau entstand, kann er eine Form und Anlage gehabt haben, welche sich unserer Ahnung völlig entziehen. Wenn z. B. Orakelstätten die frühesten allgemein besuchten Heiligtümer waren, an nicht gewählten, sondern vorgefundenen Stellen, so mag der Unterbau oder Umfassungsbau einer Erdspalte, einer Höhle usw. das Gegebene gewesen sein. Die freie Wahl der Stelle und die Errichtung des Heiligtums frei vom Boden auf, die Vorbedingungen aller höheren Gestaltung, könnten dann eingetreten sein mit einer Wandlung in den Gedanken von den Göttern. In unbestimmbarer Zeit nämlich erhielt das Heiligtum den Namen „Wohnung" der Gottheit (ναός), und von da an kann ein geschlossener Bau, eine Zella, vorausgesetzt werden, anfangs laut der Sage nur aus hinfälligen Stoffen, als Zelt oder Hütte (σκηνή) erstellt, bis die Kunst dem Gebäude eine monumentale Gestalt und endlich die herrlichste Verklärung verlieh.

Neben so vielen Vermutungen, an welchen die antike Kunstgeschichte stets einen großen Vorrat haben wird, möge hier eine folgen dürfen über die Entstehung des Peripteros, der von Säulen umgebenen länglichen Zella. Derselbe war zunächst eine Schöpfung des Volkes selbst und bedurfte keiner Entlehnung von Asien oder Ägypten und dessen Peripteraltempeln her. Er wird entstanden sein als vollständiger Holzbau, als Blockhaus mit einer Halle von Baumstämmen, in einer Zeit, da Griechenland noch ein waldreiches Land war. Von dieser letzteren Tatsache wenigstens gab es noch spät eine Tradition für Attika, und Plato redet davon durchaus nicht bloß als Dichter: Das entwaldete, ausgewaschene, verkalkte Land ist nur noch das Skelett eines krank gewesenen Leibes; die einst so waldreichen Berge haben jetzt nur noch Nahrung für Bienen; Quellheiligtümer sieht man, nur sind die Quellen vertrocknet; aber

Goldschalen aus Mykenai

Laufende Gorgo
Korfu, Museum

auch gewaltige Dachbauten sind noch da, errichtet aus Bäumen, welche dort vor nicht gar zu langer Zeit gefällt worden.

Will man jedoch für die Zella schon von Anfang an den Steinbau voraussetzen, so war doch der ganze Hallenbau und das Dach von Holz. Die Säule oder Rundstütze hat überhaupt bei allen Völkern keinen anderen denkbaren Ursprung als aus dem Baumstamm, bei den Griechen insbesondere aber konnte die Halle um die Zella nur entstehen in einer Zeit, da man die Säulen nicht erst meißeln mußte, ja vom Stein aus wäre die Halle gar nicht erklärbar in einer Periode, da der Steinmetz selten und noch sehr ungeschickt war. Die gemeißelten Grabstelen von Mykenä sind nur der roheste Nachklang einer weit vollkommeneren Kunst in Metall; Tirynth vollends (nach Schliemanns Entdeckungen) zeigt nebeneinander die mechanische Bewältigung riesiger Steinlasten und (für den inneren Zierbau) hölzerne Säulen, deren rund eingekerbte Steinbasen noch erhalten sind. Wegen des Heraion von Olympia, dessen Holzsäulen anerkanntermaßen erst allmählich durch steinerne ersetzt worden sind, sowie wegen anderer Reste des Holzbaues mag auf die bekannten Nachrichten verwiesen werden.

Das Holzgebälk würde an sich eine weite Stellung der Säulen ermöglicht haben, und die großen Intervalle der etruskischen Ordnung beruhten wirklich hierauf. Allein bei den Griechen wäre es denkbar, daß schon die Holzsäulen dicht standen, ja daß bereits hie und da eine doppelte Holzsäulenreihe, eine Dipteralanlage vorkam, wenn man den Wald dazu hatte. Im allgemeinen aber möchte der Hexastylos, die sechssäulige Giebelseite zu etwa doppelter Säulenzahl der Langseiten, schon im Holzbau das Normale gewesen sein, wie es frisch aus einem Stück entstanden war. Prostylos und Amphiprostylos sind nicht Urformen, sondern Reduktionen, Abbreviaturen, Vereinfachungen hievon, während das templum in antis eine uralte Form für kleinere Heiligtümer gewesen sein kann. Fragt man nach einem besonderen Zweck, einer Lebensursache der Halle, so wird am ehesten das Aufstellen der von jeher äußerst zahlreichen Weihgeschenke, der Anatheme, zumal der erbeuteten Waffen, zu nennen sein, jedenfalls aber nicht das Unterstehen bei Regen, wie Vitruv meint.

Der normale Holztempel enthielt die Möglichkeit aller künftigen Schönheit als verborgenem Keim bereits in sich durch die Einheit des Motivs: Die Zella ist der Kern, die Säulen und Gebälke sind dessen ideale Hülle; einem relativ kleinen Naos wird der Anblick des Großen und Feierlichen verliehen. Der Bau muß von Anfang an in ganzer Stattlichkeit und Fülle aufgetreten sein; nur als Hexastylos, sollte man denken, kann er die Kraft besessen haben, alles nach sich zu ziehen. Bloß ästhetische Entschlüsse haben hier freilich nicht entschieden, so einleuchtend auch der Wert dieser Anlage war. Dieselbe entstand und verbreitete sich auch nicht durch

den Hof (Peribolos). Stets sind sie auf ihren drei hohen Götterstufen, neben denen an den Frontseiten noch die Gebrauchstreppen für die Menschen vorhanden sind, wie ein Anathem emporgehoben; vor ihnen steht der als Requisit einfache, wenngleich bei reicheren Mitteln oft höchst prachtvolle Brandopferaltar. Im Augenblicke des Opfers öffnet sich die eine große und feierliche Pforte, deren Flügel in Stoff und Form möglichst prachtvoll sind, und läßt das Licht auf die Requisiten des Innern, das Tempelbild und den Räucheraltar fallen; bei nicht mehr ganz kleinen Dimensionen ist dann freilich noch eine Dachöffnung (ὀπαῖον, φωταγωγός, lumen) zur Beleuchtung nötig, und was direkt unter derselben ist, liegt unter freiem Himmel (ὕπαιθρον), eine Einrichtung, welche ihre monumentale Ausbildung in einem Doppelgeschoß von Innenhallen findet. Vollendet wird die Pracht des Ganzen durch die Weihegeschenke, welche im Innern, im Pronaos, im Säulenumgang (Pteroma) ihren Platz haben, und mit denen bei prachtvolleren und reicheren Tempeln dann noch die Stoen und der Peribolos angefüllt sind, und schon zum Peribolos gelangt man hin und wieder durch herrliche Propyläen.

Der normale Tempel verzichtet auf jede Abweichung in der Anlage, auf jede Kombination des Verschiedenartigen; er will nur ein höchster Einklang des Gleichartigen sein; eine und dieselbe Art von Säulen und Gebälken und Götterstufen umgibt ihn, eine und dieselbe strebende und tragende Kraft, und eine und dieselbe Last wirkt gleichmäßig durch das Ganze; an beiden Frontseiten ist dann der Giebel die rituale Auszeichnung der Götterwohnung vor den Wohnungen der Menschen.

Aber dieses absichtlich Wenige atmet ein vollständiges Leben. Der griechische Tempel ist im höchsten Grade wahr und hierin liegt zum Teil seine Schönheit; er stellt die höchste Abrechnung dar zwischen einfachem Tragen und Getragenwerden einer horizontal liegenden und rein vertikal wirkenden (nicht durch Wölbung seitwärts drückenden) Last und drückt dies, wenn auch in zwei Dialekten, dem dorischen und ionischen, so doch in einer Formensprache aus.

Die betreffenden Formen deuten teilweise auf ägyptischen und assyrischen Ursprung; von der Umdeutung des Holzbaues in diesen beiden Ländern kann etliches, was an der architektonischen Formenwelt sekundär ist, entlehnt worden sein; allein in Griechenland sind diese Reminiszenzen an den Holzstil bis zu vollkommener Harmonie ausgeglichen, alle Knechtschaft ist völlig überwunden, statt aller hölzernen Wirklichkeit ist eine ideale Wahrheit entstanden. Und so haben wir es denn mit einem Quaderbau zu tun, bei dem jeder einzelne Block zu seinem vollen Rechte kommt. Im ganzen Reiche der Baukunst hat es so empfindliche Formen nicht wieder gegeben.

Die Säule ist vollendetes Leben, ein zylindrischer, seine Kraft gleichmäßig exzentrisch nach allen Seiten ausstrahlender, rein in

sich abgeschlossener Körper; sie ist durch gleichmäßige Abstände von ihren homogenen Nachbarn getrennt, durch Verbreiterung nach unten und Verjüngung nach oben gewinnt sie eine zunehmende Stabilität; noch lebendiger spricht eine innere Elastizität aus der Anschwellung (ἔντασις); zum größeren Ausdruck des vertikalen Lebens dient ferner die Kannelierung (ῥάβδωσις); die Höhe und Stärke der Säule endlich steht im reinsten Verhältnis zu der Größe der Intervalle und der zu tragenden Last. So vereinigen sich die höchste ästhetische und die höchste mechanische Wahrheit, das Struktive zeigt sich in völlig ideal gewordenem Ausdruck.

Das Gebälk erscheint in doppelter Lagerung, als Architrav und als Fries, und darüber kommt das Hauptgesims mit den Formen des Daches; hier symbolisiert die sanfte Neigung des Giebels den Rest von Strebekraft, welcher nach dem Kampf zwischen Säulen und Gebälk noch übriggeblieben sein mag.

Die besondere Ausprägung der architektonischen Formen erfolgt nun, wie gesagt, in zwei auf gemeinsamer Grundlage ruhenden, aber durchaus selbständigen Auffassungen: dem dorischen und dem ionischen Stil, deren allmähliche Ausreifung rätselhaft bleibt, indem wir nur wissen, daß sie schon um 650 nebeneinander existierten. Auch die Beziehung auf die beiden Stämme ist ja nicht zu eng zu fassen und ebensowenig sind sie mit deren vermeintlichem Charakter zu parallelisieren.

Dorisch ist die Säule ohne Basis mit stark geschwelltem und verjüngtem Schaft und Kannelüren, welche in scharfen Kanten zusammenstoßen; die Höhe beträgt ungefähr fünf und einen halben, der Abstand anderthalb Diameter; das durch eine bis drei Rinnen vorgedeutete Kapitell besteht aus dem mit den Ringen ansetzenden Echinus, der als ein lebendiger elastischer Stoff mit sehr verschiedener Dehnbarkeit seiner Teile gedacht ist, und dem als Übergang zum Architrav dienenden Abakus; dieser ist offenbar der Nachklang eines Brettes, wodurch man ein unmittelbares Aufliegen der Fuge zweier Architravbalken auf der Säule selbst vermeiden wollte, und zugleich wird durch ihn die Tragkraft der Säule auf ein weiteres Feld ausgedehnt. Den Architrav bilden — abgesehen von den vordeutenden Plättchen mit Tropfen — bloße Steinbalken. Der über ihnen laufende Fries enthält die Triglyphen und ihre Zwischenfelder, die Metopen; jene sind, obwohl ursprünglich evident als das vor die Balkenenden genagelte Brett gedacht, fiktionsweise doch um alle vier Seiten des Tempels geführt, ihre Steilform hat ästhetisch den Zweck, noch einmal vertikal zu wirken. Über dem Fries endlich kommt das Kranzgesimse mit seinen Dielenköpfen und den übrigen abschließenden Gliedern. Wir erwähnen hier noch die an der Mauerstirn der Zella und am templum in antis erfolgte Ausbildung der dorischen Ante und die Ausbildung der Hallendecke mit Kassetten. Die weitere Ausdeutung der Formen war einer

mäßigen Polychromie überlassen, indem die Triglyphen blau, der Abakus mit einem Mäander, die Wellenprofile mit Blättern, die Kassetten blau mit goldenen und roten Sternen bemalt waren; an Metopen und Giebelfeld war auch die Fläche farbig.

Im ionischen Stil haben die Formen mehr Selbständigkeit und vom Ganzen unabhängige Schönheit der Einzelerscheinung; manches, was im dorischen nur aufgemalt wurde: die Blätter der Wellenprofile, die Wulste, Kehlen, Einreifungen usw., ist hier plastisch gegeben. Die Säule ruht — außer in Attika — auf einer quadratischen Platte; stets hat sie eine reiche Basis, auf die sie wie auf eine Art weichen Stoffes gebettet ist; die schönste Lösung hat für dieses Glied die attische Kunst gefunden, indem sie ihm eine Hohlkehle und zwei Wulste gibt. Der Schaft ist schlank, seine Höhe beträgt achtundeinhalb bis neunundeinhalb, der Abstand der Säulen zwei Diameter. Die Kannelüren (bis 24) haben Stege zwischen sich und sind tiefer ausgehöhlt als an der dorischen Säule. Der Echinus, der über einem Perlband ansetzt, zeigt den Eierstab. Darüber kommt der Doppelpolster mit seinen Voluten, aus deren Winkeln Blumen gegen den Echinus gehen; der Abakus ist zierlich geschwungen und mit einem Wellenprofil versehen. Der aus drei Streifen betehende Architrav schließt mit Perlband und Welle und ebenso der fortlaufende Fries. Darüber kommt die Hängplatte mit den Zahnschnitten (die in attischen Bauten fehlen) und über dieser die Traufrinne (Sima) mit geschweiftem Profil. Auch die Antenprofile sind reicher und bewegter als im dorischen Stil und ebenso die Profile an den Wandflächen. Diese Formen haben, wie namentlich der dreiteilige, nur durch Aufeinandernieten von drei dünnen Holzstämmen zu erklärende Architrav und die aus den Lattenenden einer horizontalen Decke von sehr leichtem und dünnem Holz hervorgegangenen Zahnschnitte zu beweisen scheinen, ihr Prius nicht wie die Formen des dorischen Stils in einem Bau aus starken, z. B. eichenen Balken, sondern sie setzen Stämme von viel geringerem Durchmesser, ursprünglich etwa gar Palmen u. dgl. voraus und weisen vielleicht nach Mesopotamien. Wann aber und durch welche Kraft hat sich der Peripteros mit ihnen verbündet und sie zu seinem Ausdruck erkoren, so gut wie die dorischen? Wir können nur sagen, daß Orient und Okzident hier zu einer unvergleichlich schönen Form mysteriös zusammengewirkt haben.

Wesentlich die Formen des ionischen hat der korinthische Stil; nur hat er das reichere Kapitell aus Blättern und Voluten oder Ranken. Sowohl die Akanthusblätter als die Stengel wachsen, wie sie hier gegeben werden, weder im Garten noch im Felde, sie gehören einer höheren Form als irgendeiner Naturform an und sind nur Gleichnisse einer solchen. In der Dekoration (an Stelen, Dreifüßen usw.) mögen sie lange vorhanden gewesen sein, bevor eine korinthische Ordnung für uns nachweisbar ist, und zwar bereits in

ihrer idealen Gestalt; der Akanthus war von früher her das sich Umlegende, der Stengel das Strebende, der Kelch oder Korb ist wohl eine alte Form für Stützen verschiedener Art gewesen, schon in Ägypten kommt er auch bei Säulen vor. Noch die letzte griechische Zeit hat dann das prachtvolle korinthische Kranzgesimse geschaffen.

Die dorische und die ionische, ja alle drei Ordnungen wurden für das Äußere und die zwei Säulenreihen des Innern unbefangen nebeneinander gebraucht. Daß die Innensäulen, z. B. der athenischen Propyläen, ionisch sein mußten, hat seinen Grund darin, daß hier die größere Höhe die schlankere Form bedingte. Am Tempel der Athene Alea zu Tegea sind die äußeren Säulen dorisch, die innen ionisch und korinthisch.

Innerhalb des Feststehenden finden wir nun bei dieser Architektur eine endlose Variation der Verhältnisse. Jeder Tempel ist in den Proportionen anders gestimmt als der andere, und daneben ist doch wieder die Gesetzmäßigkeit so groß und die Proportion so gleichmäßig gut, daß für das rohe Auge die höchste Blüte des dorischen Stils an den athenischen Bauten von der sizilischen Formenbildung und Proportion nicht zu unterscheiden ist. Und nun haben noch jene merkwürdigen Verhältnisse eine starke Wirkung auf unsere Empfindung, die uns A. Thiersch zum Bewußtsein gebracht hat: Das Innere der Zella des Hexastylos ist im Grundplan dem Säulenhaus analog, ihre Diagonalen sind identisch oder parallel; die Fronten der Zella bis an den unteren Architrav und die Fronten des ganzen Tempels samt Stufen bilden zwei ähnliche Rechtecke, d. h. Kern und Hülle sind auch im Durchschnitt analog, und daher verlangen Tempel mit weitem Abstand der Säulen von der Zella, also mit relativ kleiner Zella, hohe Gebälke und Stufenunterbauten und umgekehrt; je zwei Triglyphen samt ihrer Metope und Gesimsstück bilden ein Analogon des Gesamtbaues; in einem kombinierten Bau, wie das Erechtheion, haben die drei Gebäude parallele Diagonalen usw. Wieweit sich daneben die von Penrose entdeckten Feinheiten als bewußt und beabsichtigt erweisen lassen, mag dahingestellt bleiben. Wenn wirklich aus optischen Gründen die Säulen am Peripteros eine leise Neigung einwärts haben, die Ecksäulen etwas verstärkt und ihre Intervalle etwas schmäler sind, der Stufenbau und ebenso die große Horizontale des Gebälkes leise aufwärts geschwellt ist, so wäre hier ein Analogon zu den feinsten Künsten der griechischen Metrik gegeben, und es würde sich fast buchstäblich das Wort des Astrologen im zweiten Teil von Goethes „Faust“ bewähren:

„Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.“

Bei den profanen Gebäuden zeigt sich eine vereinfachte Anwendung der nämlichen Formen. Schon mit den nur wenig einfacheren

Propyläen der Akropolis beginnt die leise Abstufung. Die Anlagen dieser Bauten bestehen bis auf die Diadochenzeit, welche reicher zu kombinieren begann, nur aus Sälen, Höfen, Hallen mit Säulen, Gebälk, Pfeilern und Mauern; ein neues struktives Prinzip tritt hier nicht in Tätigkeit.

III. Die Philosophen und Politiker und die Kunst

Davon, wie bei den Griechen selbst die größten Bildhauer und Architekten einer gewissen sozialen Mißachtung ausgesetzt waren, soll im Zusammenhange mit der Betrachtung der sonstigen antibanausischen Denkart der Nation in einem späteren Abschnitt dieses Werkes die Rede sein. Hier möge noch das Verhältnis der leitenden Persönlichkeiten in Literatur und Staat zur Bildnerei durch einige Tatsachen beleuchtet werden.

Unter den zahllosen Titeln von Schriften der Philosophen, welche uns Diogenes von Laerte aufbewahrt hat, handelt nichts von der Kunst. Höchstens, daß Demokrit, der allseitigste Denker seiner Zeit, auch einmal über die Malerei geschrieben und die Theorie des Wölbens ermittelt hat, von welcher indes die Griechen in der Kunst keinen Gebrauch machten. Auch die Sophisten, welche sonst von allem und jeglichem glaubten reden zu können, haben die Kunst in Ruhe gelassen, mit einziger Ausnahme des Hippias von Elis, „welcher auch über Malerei und Bildhauerkunst sprach". Daneben halte man die Menge von Schriften der Philosophen über Musik, Poesie, Mathematik usw., und man wird in der Ausschließung der bildenden Kunst keinen bloßen Zufall mehr erkennen.

Daß eine Konversation über die Kunstwerke schon in der Blütezeit existierte, verrät mehrmals Euripides, nicht nur im ersten Chorgesang des Ion, sondern durch seine Vergleichungen, wenn Polyxena vor ihrer Opferung ihr Gewand zerreißt und ihre Brüste zeigt „wie die eines Götterbildes", oder wenn der Chor der Phönissen sich nach Delphi sehnt, um dort zu weilen, „dienstbar dem Phöbos, gold'nen Götterbildern gleich". Aber im ganzen muß die Kunst merkwürdig unabhängig geblieben sein vom Wort, vom Gerede, von der Literatur und auch von der gleichzeitigen Poesie. Ihre großen Lebensquellen sind die Gestalten der Götter, der bewegte Mythus, der so häufig und erhaben dargestellte Kultus und die Agonistik, und dabei bedurfte sie keinerlei Vermittler. Hätte sie nicht hie und da Masken gemeißelt, so würden wir z. B. aus ihr kaum erfahren, daß es eine Tragödie gegeben hat, denn ihre tragischen Darstellungen schöpfte sie unmittelbar aus dem Mythus und war dabei unendlich unbefangener, als wenn sie sich an das gehalten hätte, was ihr die tragische Scena zu bieten vermochte. Komödienszenen und das sonstige Treiben der komischen Schauspieler lehrt uns Pompeji, ja erst die Büchermalerei kennen. Eine bloße „Lektüre", welche hätte auf die Kunst Einfluß haben können,

existierte damals vollends nicht. Die Philosophen aber, wenn sie wollten, hätten das Feld frei gehabt zu einer umständlichen, vielleicht sehr verhängnisvollen Ästhetik der bildenden Kunst.

Allein die höchsten Meister der Plastik waren ja zunächst nur Banausen. Der historische Sokrates ging beständig in den Werkstätten aus und ein, um den Banausen zu beweisen, daß sie wirklich nichts als dies seien und nur nie einen Gedanken, ein Urteil wagen sollten, mit welchem ihre Sphäre überschritten würde, „ne sutor ultra crepidam". Der platonische Sokrates exemplifiziert wohl hie und da mit Künstlern, die er nennt, aber nur in einer Reihe mit dem bekannten „Steuermann" und anderen äußerlichen Tätigkeiten, und geht nie auch nur von ferne auf ihre Kunst oder gar auf ihre individuellen Besonderheiten ein. Sodann war ganz eigentlich Feindschaft gesetzt zwischen Philosophie und Kunst: letztere verherrlichte den Mythus, von welchem erstere das griechische Bewußtsein freizumachen bemüht war; der Gedanke war der Feind der schönen und überreichen Bildlichkeit, ja er mag sich als deren Konkurrent gefühlt haben, und sein Stillschweigen war wohl zum Teil das des Neides. Im platonischen Staat gibt es bekanntlich weder Kunst noch Poesie, so wenig als irgend etwas, das auf individueller Entwicklung beruhen würde, etwa mit Ausnahme der Philosophen, welche diesen Staat beherrschen müßten. Aber beiläufig hat Plato über die Kunst deutlicher herausgeredet, namentlich im Buch „von den Gesetzen", welches dem „Staat" gegenüber seine spätere, gemäßigte Utopie entwickelte.

Nach seinem Geschmack ist des Bildwerks überhaupt zu viel auf der Welt, schon weil der Kultus zu viel ist. Vor allem müßte, nach dem in einem früheren Abschnitte erwähnten Gesetze, welches er postuliert, der ganze Hauskultus mit allen ihm entstammenden Stiftungen abgeschafft werden. Schon hiemit aber wäre der Kunst ein fast unermeßliches Gebiet entzogen gewesen. Denn wie man aus Ciceros vierter Rede gegen Verres lernt, beherbergte das Haus des reichen Griechen eine Menge von Kunstschätzen, die diesem Kultus dienten, und zwar zum Teil Sachen von bedeutendem Metallwerte, und dazu kommen jene Figurinen aus Ton und Erz, deren Schönheit erst unser Jahrhundert wieder vollkommen beachtet; dieses alles wäre gar nicht entstanden, wenn es nach Platos Willen gegangen wäre.

Ferner ärgern ihn die Weihgeschenke, mit welchen denn freilich mancher heilige Raum völlig angefüllt war. Mäßige Menschen, wie er sich seine Normalbürger denkt, sollen auch nur mäßige Anatheme stiften. Gold und Silber sind sowohl in Tempeln als im Privatbesitz eine giererweckende Sache; Elfenbein, weil einem toten Körper entnommen, kein geeigneter Stoff zum Weihen; Eisen und Erz sind Werkzeuge des Krieges. Von Holz, und zwar aus einem Stück, mag einer stiften, was er will, und ebenso von Stein in die gemeinsamen Tempel (also nicht auf den Hausaltar, nicht

in die Feldkapelle). An Gewebe soll nicht mehr gestiftet werden, als was ein Weib in einem Monat weben kann, und zwar ziemt sich weiße Farbe für die Götter überhaupt, und insbesondere im Gewebe, Gefärbtes dagegen nur für Kriegszierden. Die göttlichsten Geschenke aber sind Vögel und Bilder, wie sie ein Maler in einem Tage vollenden kann (d. h. die ordinärsten Exvotos).

Aristoteles verschweigt wenigstens die bildende Kunst. Bei der großen Menge, Ausdehnung und Vielseitigkeit seiner erhaltenen Schriften, unter welchen sich eine Poetik, eine Rhetorik und ein wichtiger Abschnitt über Musik befinden, bleibt dies doch immer sehr bemerkenswert. Daß er für die Betrachtung des Äußeren als Ausdruck des Inneren das höchste Verständnis hatte, zeigt seine Physiognomik, welche für den Künstler wie für den Kunstforscher noch heute lesenswert ist.

Kennerschaft und periegetische Aufzeichnung der verschiedenen Kunstwerke beginnen erst in der alexandrinischen Zeit und nicht bei den Philosophen; das meiste erfährt man aber erst von Römern oder von Griechen der römischen Zeit. Freilich auch jetzt interessiert sich z. B. ein Strabo für die einzelnen Städte, als Geburtsorte der obskursten Philosophen und Rhetoren und nennt nur zur Seltenheit einen Künstler mit. Bei Dionys von Halikarnaß finden sich halsbrechende ästhetische Parallelen zwischen Phidias und Polyklet einerseits und Isokrates anderseits, worauf er dann noch den Lysias mit Kalais und Kallimachos zusammenstellt. Anderswo verficht er mit Kraft die Berechtigung des Laienurteils über Kunstwerke. Bald kam dann die Zeit, da der Literat dem Künstler vorempfand, und letzterer auf gelehrte Programme hin umständliche Kompositionen arbeitete, wie z. B. Archelaos von Priene seine Apotheose Homers (im Britischen Museum). Bei Philostratos ist sicher anzunehmen, daß er an vielen Stellen Niegesehenes und Nichtvorhandenes schildert, und wenn vollends ein Rhetor des 5. Jahrhunderts n. Chr., wie Nikolaos, Statuen und Gruppen auf das prächtigste beschreibt, so wissen wir schon, wie der damaligen Plastik zumute gewesen sein würde, wenn man die wirkliche Beschaffung des Beschriebenen ernstlich von ihr verlangt hätte.

Die Kunst aber hatte den Philosophen ihre Abneigung von Anfang an nicht nachgetragen, sondern dieselben in Statuen, Büsten und gemalten Bildnissen auf das reichlichste verewigt, ja nächst den Herrschern am häufigsten. Die spätere antike Bildung hatte sich die Kenntnisnahme von allen philosophischen Systemen zu einer Art von Pflicht gemacht, und wo sich zu diesem Interesse der Reichtum hinzufand, wollte man auch die Porträts, wenigstens der Schulhäupter, nicht entbehren: Wir haben sogar noch aus der christlichen Zeit, da von einer Büstensammlung nicht mehr die Rede sein konnte, für die konventionelle Abbildung der Philosophen ein ins Kurze gezogenes Rezept.

Und die Nachwelt darf es — beim Lichte besehen — als das größte Glück für die bildende Kunst betrachten, daß sich die Literaten der voralexandrinischen oder vorrömischen Zeit nicht stärker mit ihr abgaben. Sie blieb so im ganzen und vollen unbesprochenen Besitz ihrer Naivität, was die Poesie nicht blieb; sowohl in ihren Gegenständen als in ihrer Auffassung hatte sie in einer Zeit, da sonst alles zerschwatzt wurde, den unendlichen Vorzug, frei von aller Gebundenheit an Theorien und Meinungen ganz nur ihre eigenen Wege gehen zu können.

Der gleichen Unabhängigkeit erfreute sich die Kunst aber auch gegenüber von den politischen Machthabern. Auch neben den raubsüchtigsten Streberregierungen hielt sie sich oben und blieb reich beschäftigt und im herrlichsten Schwung neuer Entwicklungen. Von den athenischen Strebern des 4. Jahrhunderts z. B. darf man sich die meisten als innerlich frivole Menschen mit liederlicher Aufklärung vorstellen, welchen an Skopas, Praxiteles, Lysippos gar nichts gelegen war, wenn sie nur am Staate zehren konnten. Aber gegen die Kunst, zumal gegen das Götterbilden, durften sie sich nicht laut machen; denn hier trafen sie auf ein Volk, welchem die Kunst zum Kultus und der Kultus zur Lebensfreude gehörte. Das heutige Bündnis zwischen Liberalismus und Kirchenfeindschaft war damals unmöglich; die Reputation von Asebie konnte stündlich zu einer Todesgefahr werden, und abgesehen von diesem allem, mögen auch die profansten Streber in ihrem eigenen Innern sich vor den Göttern gefürchtet haben. Pathetische Demagogen, wie Lykurgos, trieben noch Aufwand mit mythischen Erinnerungen, statteten Kultus und Drama mit neuer Pracht aus, und der streberisch korrumpierte Staat konnte auch nicht die Schule gegen die Religion ausspielen, überhaupt dieser nicht indirekt das Wasser abgraben. Die Religion aber fand fortwährend ihren größten Ausdruck in der Kunst; auch sehr verdorbene Poleis mögen noch bei Praxiteles usw. bestellt haben, und das Aufkommen einer neuen Macht, wie Messenes nach der Restauration durch Epaminondas, hatte sofort mächtige Bestellungen von Götterbildern zur Folge. Die Kunst war noch nicht in das Belieben der (ohnehin immer seltener werdenden) Reichen gestellt und noch nicht auf großstädtische Ausstellungen mit Feuilletons angewiesen.

Im Verlaufe des 3. Jahrhunderts neigten sich die griechischen Städterepubliken, noch vor aller römischen Einmischung, zum Untergange. Innere Unruhen, welche meist auf Plünderung der letzten Besitzenden hinausliefen, Überfälle von Nachbarstädten, wo man noch auf Raub hoffte, besinnungsloses Prassen, wie z. B. in Böotien, systematisch ausgeübter Mord gegen alle herrschenden Kasten, wie in Sparta, Verödung des Landes bezeichnen, wie früher dargestellt, die Zeit seiner Wende. Man sollte erwarten, daß kein Hellene mehr Stimmung und Gelegenheit für höhere Kunstübung gefunden hätte.

Allein es gab jetzt große Griechenkönigreiche außerhalb von Hellas, wo zeitweise wenigstens Sicherheit und Gedeihen herrschte. Im kleinasiatischen Pergamon hatte sich eine Schule von Bildhauern erhoben, von welcher man bis vor wenigen Jahren nur einzelne, allerdings schon sehr bedeutende Werke kannte. Nun neben dem unsäglichen Elend Griechenlands entstand hier kurz vor oder nach 197 v. Chr., nämlich entweder unter Attalos I. oder erst unter Eumenes II., der berühmte Altar von mehr als 100 Fuß im Geviert, dessen erstaunliche Reste allein schon das Museum von Berlin zu einem der ersten Kunstwallfahrtsorte der Welt machen würden. Es ist der Kampf der Götter und der Giganten, ein rings um die Wände des Altars laufendes Relief von acht Fuß Höhe; die nach Berlin geretteten Teile haben eine Gesamtlänge von etwa 250 Fuß. Es ist, als wäre über diese Kunst gar nichts ergangen. Jugendfrisch, naiv, in ihren Miteln und ihrer Behandlung dem Phidias viel näher und verwandter als man es irgend erwartet hätte, wirft sie sich wie der Löwe auf seine Beute, auf das mächtigste bewegte Thema, welches der Mythus überhaupt darbot. Frühere Reliefs hatten besonders Kämpfe von Heroen und Kentauren, Amazonen und Fabeltieren dargestellt; diesmal sind es die Götter selbst im Streit mit den halbgöttlichen Riesen, von dem Meister innerlich geschaut als ein furchtbar erhabener Sturm von Angriff und Gegenwehr, im ganzen weit die wichtigste bekannte Äußerung griechischen Geistes jener Zeiten. Die Namen der Schöpfer aber sind uns nicht überliefert, während wir über andere damalige Ereignisse auf das reichlichste unterrichtet werden, ja die einzige Erwähnung des kolossalen Werkes selbst findet sich in einem geringen lateinischen Autor, welchen man in das Zeitalter des Theodosius versetzt. In Pergamon wird man die Namen wohl gewußt und deren Träger für recht geschickte Banausen gehalten haben; wir aber mit unserem Verlangen, zu wissen, was damals im Innern jener mächtigen Menschen vorgegangen, würden den Pergamenern wunderlich vorgekommen sein.

Siebenter Abschnitt

POESIE UND MUSIK

I. Die Urzeit

Für die Erfüllung unserer Aufgabe, die darin besteht, die Poesie als nationale Macht und Kraft, als Zeichen eines hohen Volksgeistes zu erkennen, sind wir insofern günstig gestellt, als wir aus dem Altertume selbst nicht nur große Meisterwerke, sondern auch umständliche Besprechungen und Analysen sowohl dieser als des Untergegangenen besitzen und so imstande sind, ein Urteil über die proportionale Bedeutung des Verschiedenen zu gewinnen.

Aber auch die Kunst kann uns die Poesie erklären helfen. Strenggenommen sollte dies zwar nicht der Fall sein. Sie ist ja zeitlich das Spätere gewesen und eher unter der Einwirkung der Poesie entstanden, insofern diese, wie wir oben gesehen, die Gestaltenwelt schon völlig ausgebildet hatte, ehe die lebendige Kunst begann. Allein nicht nur haben dann beide fortwährend dasselbe sachliche Thema, sondern die eine hilft an der anderen dasjenige erläutern, was Stil ist, und wir brauchen uns, was diesen betrifft, nur an das zu erinnern, was wir von der Kunst gesagt haben.

Beide haben gemeinsam, was überhaupt Kennzeichen alles griechischen Geisteslebens ist: die Verbindung von Freiheit und Maßhalten, die Sophrosyne, welche hier in dem gemeinsamen Respekt vor den einmal gewonnenen künstlerischen Gattungsformen ausgeprägt ist: weil beides durchweg Stil und Lehre wird, werden diese Formen bei den Griechen konstant. Bald wird dann auch die Theorie gefolgt sein; aber die Lehre gehört dem Meister selbst, die Theorie den Draußenstehenden.

Daher jener enorme Reichtum des Verschiedenen innerhalb des Feststehenden und Gesetzlichgewordenen, der es z. B. gestattet, das Festhalten und reiche Ausbilden der großen, an die Namen des Phidias und Polyklet geknüpften Götterauffassung des 5. Jahrhunderts und die chorische Lyrik miteinander zu vergleichen. Beides ist durch die höchste Vielartigkeit auf streng homogener Grundlage gekennzeichnet.

Es mochte dann schon auch zu Auswüchsen kommen — wie z. B. in der Lyrik zum späteren, formlos ausartenden Dithyrambus —, aber im ganzen blieb der Stil lange Herr. Trotzdem die Polis dem Dichter keinen gesetzlichen Zwang dazu auferlegte, hielt er an den einmal gewonnenen Formen und an den alten Stoffen fest; denn er war tatsächlich ein Mann der Polis (πολίτης) und dichtete für ein Volk, das für das Überlieferte in Form und Inhalt begeistert

war. Dies bewahrte ihn so gut als den Künstler vor allem Willkürlichen und Wüst-Genialen, welches zu entstehen pflegt, wenn begabte Meister die inneren Gesetze ihrer Fächer mit Füßen treten, um mit irgendeiner einseitigen Kraft zu glänzen.

Auch das Phantastische und Tolle ist nicht ausgeschlossen; aber es erhält hier in der alten Komödie seine eigene Gattung und wird dabei in die strengsten Bande eines unerbittlichen Stils eingefaßt. Seine Parallele in der bildenden Kunst mögen die aus tierischen und menschlichen oder auch bloß aus verschiedenen tierischen Teilen gemischten Wesen mit ihrer hohen gesetzlichen Schönheit sein. Selbst hier ist alles Stil, nichts Willkür.

Ein im Grunde für Kunst und Poesie gemeinsames Gesetz ist, daß man das Schaffen im großen dem Mythus überläßt, der dies einmal übernommen hat, und sich auf die Wiederholung der trefflichen Typen beschränkt; wir finden bei den Griechen den Verzicht auf materielles Neuschaffen bei stetem Neuempfinden und Neumotivieren des Vorhandenen.

Vielleicht das Lehrreichste, was die Kunst uns überhaupt zu offenbaren hat in betreff der allgemeinen Grundempfindung, sagt uns die Architektur mit ihrem strengen Festhalten an einem einzigen Typus, den sie zu unerhört feinem Leben ausbildet. Parallel den höchsten baulichen Finessen, welche Penrose nachgewiesen zu haben glaubt, möchten, wie schon gesagt, hier die höchsten metrischen Feinheiten gehen. Wie die Baukunst für uns unsichtbar Feines, so würde hier die Metrik unhörbar Feines geben, welches dennoch auf die Empfindung wirkt.

Die Indogermanen sind lauter große, mächtige Völker in der Poesie: Inder, Perser, Germanen, Kelten, selbst Finnen, wenn sie als europäisches Volk in dieser Reihe mitgenannt werden dürfen, und die Slawen allermindestens um der Serben willen; in der Mitte aber, und zwar als das für Poesie am höchsten begabte Volk, stehen die Hellenen; wenn wir sie mit ihren italischen Nachbarn vergleichen, könnten wir fast zu der Anschauung kommen, daß sie sich von diesen hauptsächlich gesondert hätten, weil dieselben prosaisch waren. Gerade in der ältesten Zeit, schon vor ihrer dauernden Niederlassung in Hellas, muß die Poesie bei ihnen eine nationale Kraft gewesen sein, und die großen Begleiter jeder, also auch ihrer Wanderung, Mythus und Kultus, müssen das Ihre zur Entwicklung dieser Kraft getan haben. Die abnorme poetische Anlage der Nation überhaupt aber erhellt schon aus der Gestalt, die einer dieser Begleiter bei ihnen gewonnen hat, nämlich aus dem Dasein eines innerlich (an bedeutungsvollen Geschichten und Individuen) so reichen Mythus, wie ihn keine andere Nation besitzt, und sodann aus dem Festhalten und Ausbilden dieses Mythus; denn das mythische Vermögen, das hier seinen Ausdruck findet, ist schon an sich ein hohes poetisches Vermögen.

Wenn die Sänger einem Volke nur von den früheren Helden erzählen, bildet sich wohl von selbst überall das Bild eines Heldenzeitalters mit Dazwischentreten der Götter und Anknüpfung der Leidenschaftsgeschichten und des Märchenhaften, und so haben mehrere Völker ihre Vorzeit ideal, das heißt als eine Zeit höheren Glanzes im weiteren Sinne, angeschaut und ihre Sänger darüber mit Begier und Entzücken angehört. Aber ein Consensus wie bei den Griechen wird sich anderswo nicht finden; nur hier scheint die ganze Nation mit einem selbstverständlichen Eifer auf den Mythus eingegangen zu sein und ihn homogen ausgebildet zu haben; ein so großes Gesamtbild, noch dazu auf einem geographisch so engen und übersichtlichen Raum, bietet nur ihr Mythus.

Die Poesie ist mit der Musik verbunden, sie ist Sache eines Sängers, und dieser wird, wie bei allen denjenigen Völkern, bei denen das Priestertum nicht zur Macht gekommen ist, der allgemeine Träger der Tradition. Daß in einer früheren Zeit Poesie, Heilkunde, Götterkunde und Mantik in einer Person vereinigt gewesen seien, ist nicht wahrscheinlich. Wie hoch aber der bloße Gesang der Nation stand, davon zeugen die zahlreichen musischen Mythen. Wenn irgendwo, so mußte gerade hier alles von Göttern herstammen. Jedes Element der Poesie und Musik bekam seine ideale Stiftungs- und Erfindungssage: Hermes muß die Lyra, Apoll die Phorminx-Kithara, Pan die Syrinx erfunden haben; und die Musen repräsentieren allen Geist überhaupt. Auf dem Olymp selber ist Sang und Klang beständig zu Hause und der Inhalt des Musengesanges sind unter anderem die Leiden des Menschengeschlechtes.

Auch in den Göttermythen ist das Musische vertreten. So wurde erzählt, daß Athene die Flöte von sich geworfen, als ein Satyr sie darauf aufmerksam machte, daß deren Gebrauch ihre Züge entstellte. Apollon hatte den die Flöte spielenden Marsyas im Wettkampfe mit der Kithar besiegt und dann geschunden, Marsyas selbst unterrichtet den jugendlichen Olympos (d. h. den mythischen) im Flötenspiel, er erfand diejenige Musik, welche der Großen Mutter heilig war, und verteidigte Kelänä noch beim Angriff der Gallier sowohl als Fluß, als auch durch sein Spiel. Auch die Musen haben Schicksale. Wenigstens solange sie noch Quellgottheiten sind, pflegen sie der Liebe, und Euterpe (oder Kalliope) hat vom Flußgotte Strymon als Sohn den Rhesos; erst später kann ihnen Eros nichts mehr anhaben. Die wichtigste dieser Sagen aber ist die von dem Handel zwischen Apoll und Hermes. Jener hat die Lyra gehört, begehrt darnach und läßt Hermes dafür die gestohlenen Rinder; diese hütet nun Hermes und bläst dabei die Syrinx, aber auch nach dieser verlangt Apoll und gibt ihm dafür den goldenen Stab, den er als Hirte geführt hat, und erst noch die niedrigere Gattung der Mantik, nämlich die durch das Los.

Und neben den Göttermythen stehen die Mythen von den Sän-

gern, vor allem von Orpheus. Wenn auch dieser gewaltigen Gestalt, welche eine Herrschaft über die ganze stumme und tierische Naturwelt ausübt und selbst in der Unterwelt so siegreich auftritt, daß die Erinnyen gerührt werden, nichts als ein Naturmythos zugrunde läge, so würde die überaus hohe Umdeutung des Naturvorganges uns einen Maßstab für die Macht des Gesanges über diese Nation geben. Freilich sind dann auch die Götter sogleich neidisch auf die Sänger; Apoll tötet den Linos, weil dieser statt der Flachsfäden wirkliche Saiten aufspannte, und auch die Musen können gegen Konkurrenten sehr hart sein, wie sie denn dem Thamyris erstens die Augen, zweitens den Gesang und drittens das Saitenspiel rauben.

Was die blinden Sänger betrifft, deren hier Erwähnung getan werden muß, so ist von der einfachen Tatsache auszugehen, daß bei den Serben noch im 19. Jahrhundert Blindgewordene von Begabung Sänger wurden. Dabei ist zu bedenken, welchen Vorschub die Ungestörtheit durch die Außenwelt der geistigen Konzentration leistet. Mit diesem Tatbestand wird sich die Anschauung verbunden haben, daß ein sehender Sänger gar zu glücklich und herrlich wäre, und dann entsteht die Sage, daß der Sänger sehend gewesen, aber, wie Thamyris, wegen dreister Herausforderung der Musen zum Wettkampfe von diesen oder auch wohl einfach, daß er durch Götterneid geblendet worden sei, so wie die Götter den Teiresias blendeten, weil er den Menschen zu viel von ihren Geheimnissen offenbarte.

Was nun die Sänger der heroischen Zeit betrifft, so ist im Mythus reichlich dafür gesorgt, daß man ihrer nicht vergißt. Der „göttliche Sänger, der durch sein Lied erfreut", gehört neben dem Mantis, dem Arzt und dem Zimmermann, denen wir etwa noch den Priester, Herold und Schmied beifügen könnten, zu denjenigen Berufsleuten (δημιοεργοί), die man von anderswoher herbeiruft (während Bettler ungerufen kommen). Ihr liebstes Unterkommen war gewiß das an den Fürstenhöfen, solange es welche gab, — besangen sie doch oft die Vorfahren der Fürsten; aber auch in der aristokratischen Republik wird man im ganzen froh gewesen sein, wenn nur einer von ihnen erschien.

Vom Vortrage ist es unsicher, ob er durchweg mit der Kithara begleitet oder nur durch sie eingeleitet wurde, wie man ja auch in Serbien die Gusle nicht immer zur Begleitung verwendet. Auch der Begriff der Rhapsodie ist ein ziemlich umfassender. Es wird damit das Aneinanderreihen von Versen ohne erhebliche Pausen bezeichnet, und das Wort wird von sehr verschiedener Rezitation für Episches und Nichtepisches, Selbstgedichtetes und Fremdes gebraucht. Aber nun hatte man ein Metrum, das, auch ohne Kithara, selber schon Gesang war, an dem wundervollen Hexameter. Seine Herkunft verliert sich ins Mythische: Phemonoe, die erste Promantis von Delphi, oder der Hyperboreer Olen, der erste dortige Prophet,

hatten ihn erfunden und Delphi gab denn auch seine Bescheide meist in Hexametern. Jedenfalls waren diese lange auch für die Lyrik fast die ausschließliche Form, das einzige Gefäß für die Poesie überhaupt. Die Griechen wußten aber auch, was sie diesem Verse verdankten, der mit unerreichter Elastizität jedem Gedanken und jeder Empfindung gerecht wird und sich der Onomatopoesie so schön fügt; das stetigste und stattlichste aller Metren nennt ihn noch Aristoteles.

II. Die hexametrische Poesie

1. Das homerische Epos

Es ist in diesem Werke früher davon die Rede gewesen, welches Lebensbedürfnis es für die Griechen war, sich die Traditionen ihrer Vorzeit als ein mächtiges Ganzes gegenwärtig zu halten. Über diese Traditionen aber wissen nur die Sänger vollständige und zusammenhängende Auskunft; sie sind es, welche Glauben und Mythus, wenn nicht geschaffen, so doch erst in die große harmonische Form gebracht und ausgeglichen und so eine großartige und freie Herrschaft über die ganze Phantasie der Nation ausgeübt haben.

Die Poesie des erzählenden Sängers nun, im Gegensatze zum Lied und zur einfachen Götteranrufung, welche Volkspoesie waren, war von jeher Kunstpoesie, d. h. sie verlangte einen wachsenden Grad von Tradition, eine Schulung ohne Zweifel von Jugend auf, und die Hingabe des ganzen Lebens. Mag man dabei an die alten thrakisch-pierischen Sänger anknüpfen oder nicht, Homer kann lange nicht der erste Kunstdichter gewesen sein; Ton und Stil bei ihm sind jedenfalls nur nach langer Tradition von Sängern und Sängerschulen denkbar; nur auf diese Weise ist die untrügliche Sicherheit der Behandlung zu erklären.

Die größte Wahrscheinlichkeit ist, daß diesen Ton und Stil der Erzählung sehr ausgezeichnete Individuen in uralter Zeit geschaffen haben, weil in ihnen die höchste Begabung und zugleich das reinste Bewußtsein des Nationalen verbunden waren; die übrigen nahmen das Errungene als ein Naturrichtiges an und trugen es weiter.

Allmählich mochte den Hörern das Ganze der allgemeinen griechischen Gesamtsage soweit vertraut und gegenwärtig sein, daß sie daraus wählten, und der Sänger dasjenige Stück oder Abenteuer, welches man gerade wünschte, vortragen konnte. Was dabei der einzelne im Volke den Sängern etwa ablernte, mag auf sich beruhen bleiben; über das prosaische Weitererzählen des Stoffes wird man es kaum hinausgebracht haben. Im ganzen blieb doch der eigentliche Sänger als Vermittler alles dessen, was über das tägliche Leben hinausging, ganz unentbehrlich; es war ein hochwichtiger Stand im Leben, eine „Gilde", deren Mitglieder die herumreisenden Träger und Bewahrer aller höheren Anschauung waren.

Die Überlieferung der Gesänge aber war eine mündliche. Der Gebrauch der Schrift war relativ jung, wie uns schon der späte Anfang der Prosa und noch in der Zeit der attischen Tragödie das große Wesen beweist, das Euripides aus dieser Kunst macht. Daß sie für das Epos ursprünglich nicht in Betracht kam, geht unter anderem aus den vielen Refrains, Wiederholungen und stehenden Epithetis hervor, welche dem Gedächtnis Zeit schaffen, sich zu sammeln; für uns aber liegt der stärkste Beweis der mündlichen Überlieferung desselben in seiner Kurzweiligkeit. Diese Gesänge zeigen die höchste Meisterschaft der raschen Rede, voll lebendiger Voraussetzung dessen, was schreibende Völker schwerfällig miterzählen. Die Dinge lebten eben bei den Griechen nicht als gelesene (ἀναγνωσθέντα), sondern als gesungene (ᾀδόμενα) weiter, und dabei geht alles Langweilige von selbst zugrunde. Freilich war nun das Gedächtnis für den Sänger ungeheuer wichtig, und Mnemosyne ist nicht umsonst die Mutter der Musen. Aber man bedenke, daß die Veden und die ganze altindische Literatur, vielleicht bis auf die buddhistische Zeit, nur mündlich überliefert war, und daß die ernsthaftesten, außerhalb Kalkuttas lebenden Brahmanen noch jetzt so gut wie ihre Vorfahren vor drei- bis viertausend Jahren, den ganzen Rigveda, obwohl er gedruckt ist, mit seinen tausend Hymnen und außerdem noch gegen dreißigtausend Slokas von ihren Lehrern auswendig lernen, welch letztere Ritualien, Lehren und Gesetze enthalten, also wohl viel schwerer zu behalten sind als epische Dichtungen. Hatte man zu diesem Lernen die nötige Abstraktion von der ganzen Umgebung und die nötige Konzentration, so wurde man dafür auch ein göttlicher, und wo man auftrat, allersehnter Mensch.

Auch durch ihren Inhalt legen die homerischen und hesiodischen Dichtungen selbst nun den Schluß nahe, daß die großen Epiker viele Vorgänger hatten; so besonders die Theogonie, welche wesentlich ein gemeinsamer Schlüssel zu gewaltig vielem ist, das sonst vorhanden gewesen sein muß. Aber auch Homer setzt alle seine Helden und eine Menge auf sie bezügliche Tatsachen als bekannt voraus und erwähnt viele Personen nur flüchtig, weil der Hörer sie längst anderswoher kennt; er führt nicht erst in medias res, seine Zuhörer sind, da der Heldenmythus sie von allen Seiten umflutet, längst in mediis rebus, und was er gibt, ist wie ein Ausschnitt aus einem riesigen Ganzen. Speziell schimmern bei ihm Reste einer von Hesiod abweichenden Theogonie, einer Herakleis und einer Argodichtung hindurch. Wenn wir uns von diesem vorhomerischen Zustand des Gesanges ohne Gesamtkomposition, das heißt ohne Homer eine Vorstellung machen wollen, so kommen uns am besten die Lieder der poetisch hochbegabten Serben zu Hilfe. Obwohl auch ihre Sänger Kunstsänger sind, sind dieselben bald so, bald so aneinandergereiht, und es zeigt daher auch der Charakter des Marco und des Milosch keine Steigerung: wir haben in ihnen

eine Ilias ante Homerum, das heißt eine mächtige Poesie, über die aber der große Meister nicht gekommen ist.

Für die Griechen ist dieser große Meister nun aber Homer. Er ist es, welcher, nachdem ihm, wie gesagt, viele, auch in den Charakteren vorgearbeitet, große zusammenhängende Kompositionen zu schaffen, aus vielen Abenteuern mit größter künstlerischer Kraft ein Ganzes zu machen wußte; er erst brachte die einzelnen Erzählungen in die wahre Reihenfolge und schuf die schöne Proportion der Teile durch weise Über- und Unterordnung und durch die Kunst, Motive und Charaktere zu steigern.

Wer aber den Achill und den Odysseus so zu halten und zu steigern wußte, der kann nur einer, und zwar ein Dichter höchsten Ranges gewesen sein. Man möge sich freimachen von der Vorstellung eines aus einer Menge von Teilen zusammengesetzten Kunstwerkes. Von selbst und nach und nach ergibt sich eine solche Vollendung nicht, nach Analogie aller Jahrtausende braucht es dazu eines Individuums der gewaltigsten Art.

Über die Persönlichkeit Homers freilich ist nicht vieles zu wissen: Über alles einzelne stritt man schon im Altertum, so über die Heimat und die Familie, ja selbst über die Zeit, und die erhaltenen „Lebensgeschichten Homers" geben wenig Anhalt, zumal die ausführlichste, welche sich fälschlich als ein Werk Herodots gibt, ein neckendes spätes Werk, das immerhin merkwürdig ist, weil der Leser darin so hübsch zum besten gehalten wird. Wir verweisen für diese Fragen auf die Ausführungen in O. Müllers Literaturgeschichte, und nehmen darnach an, daß Homer ein Ionier gewesen sei und im neunten Jahrhundert gelebt habe. Für seine kleinasiatische Heimat spricht besonders, daß er vor allem in der Troas jeden Fleck kennt (vgl. Ilias VI, 13, 34, und VIII, 48); auch Griechenland ist ihm übrigens bekannt, und auf Ithaka und Pylos weiß er gut Bescheid, während was über die nächsten westlichen Inseln hinaus liegt, mythisch erscheint. Mögen übrigens die äußeren Umstände gewesen sein, welche sie wollen, man hat vor allem das Gefühl, daß ein solcher Dichter glückselig gewesen.

Für die Frage nach den Gelegenheiten, bei welchen die großen homerischen Dichtungen zum erstenmal in ihrer Vollständigkeit ans Licht getreten, nach der Zeit, da der Rhapsode noch keinen Rivalen am Kitharöden und am Dithyrambendichter hatte, nach dem allmählichen Vorwiegen der letzteren, und bei den späteren Rhapsoden selbst nach dem Vorwiegen des Vortrages über den Inhalt, nach dem späteren, bloß fragmentarischen Vortragen, schließlich nach den Verdiensten des Solon und Peisistratos um Homer verweisen wir wieder auf O. Müller. Das Wesentlichste ist, daß die homerischen Dichtungen uns erhalten geblieben sind, indem eben die begabteste Nation auf Erden mit aller möglichen Hingebung sich dafür anstrengte.

Um die Komposition der Ilias richtig zu beurteilen, müssen wir uns vor allem sagen, daß wir es im Gegensatz zu der peripherisch-konzentrischen Anlage der Odyssee mit einem linearen Gedichte zu tun haben, das die Ereignisse in ihrer zeitlichen Folge darstellt und von dem wir nicht die Spannung des Dramas oder gar die schnöde materielle Spannung des heutigen Romans verlangen sollen. Diese langreliefartige Kompositionsweise muße eine Wonne der Sänger und Hörer gewesen sein, woran man schwer genug bekommen konnte, und darum überzeugt uns O. Müllers Ansicht nicht ganz, daß sich das Gedicht ursprünglich enger an das Hauptthema, den Groll Achills, gehalten habe und dann später, besonders in den früheren Gesängen, stark mit neuen Bestandteilen versehen worden sei „bis zu unverhältnismäßiger Länge". Freilich sind einzelne Inkongruenzen, falsche Nähte der Erfindung und Einschiebungen sichtbar genug; aber das Gedicht hat sich fast in seinen sämtlichen Bestandteilen so frühe fixiert, daß unsere Kritik mit ihrem Nachweis dieser Mängel viel zu spät kommt. Für die Ilias gibt es kein die Nation beherrschendes Delphi, keine dorische Wanderung, keine ionischen Metropolen, keine Erwähnung des Bosporus, kein Korinth reicher Tyrannen, keine Reiterei als Waffengattung und anderes mehr. Selbst wenn dies alles zur Zeit des wirklichen Homer schon dagewesen wäre — und es existierte zum Teil —, so war doch der aödische Gesichtskreis ein festgehaltener älterer. Schon durch die vorhomerischen Sänger muß jedes einzelne Motiv längst durchgebildet und auch wohl schon an seine wesentlich richtige Stelle gerückt worden sein, wie auch die einzelnen Charaktere längst in anderen Händen gelebt haben müssen, ehe sie ihre vollkommen reife Erscheinung fanden. Die Ilias, wie die Odyssee, erscheint eben, wie oben gesagt, nicht als ein Anfang, sondern als ein Abschluß der höchsten Meisterschaft, wobei es auf einige mehr oder minder vollkommene Suturen und andere Willkürlichkeiten gar nicht mehr ankommt. Selbst wenn die Anordnung erst peisistrateisch oder sonst aus später Zeit wäre, so sind doch Inhalt und Form uralt und völlig frei von jedem Einzelzuge nachhomerischer Zeit; sie ist aber von Homer, und dieser selbst hatte eine für ihn altertümliche und ideale Welt festgehalten.

Für uns liegt die wahre und sehr vollständige Proportionalität der Ilias gerade in dem Verhältnis der umständlichen ersten Partien mit der darin geoffenbarten Unzulänglichkeit der größten Helden zu der auf die letzten Gesänge aufgesparten ungeheuren Kraft und Leidenschaft des Achilleus, dessen Größe alles überragt, sobald er sich einmal erhebt.

Gleich am Beginne gehen die Ereignisse in der kunstreichsten Abwechslung an uns vorüber: Der Hader in der Versammlung, die Einschiffung der Chryseis, die Reinigung des Heeres, die Herolde bei Achill, dessen Gespräch mit Thetis, die Ablieferung der Chryseis

durch Odysseus in Chryse. — Erst in einer seelisch ganz ausgereiften Zeit und bei hoher Vollendung der Poesie sind sodann Szenen möglich, wie das Erscheinen der Helena auf dem skäischen Tore (III, 139 ff.), wobei die hohe Diskretion des Dichters zu beachten ist, der sie nicht auch über Menelaos ausgefragt werden läßt; die älteste Gestalt der Szene war vielleicht nur die gewesen, daß die Troer durch Helena erfuhren, wer die einzelnen achäischen Helden waren. — Starke Füllstücke und Suturen verraten sich in den folgenden vier Gebeten an Zeus (III, 276, 298, 320, 351 ff.), worauf doch so wenig geschieht, so daß die Leute ihr höchstes Pathos fast umsonst gehabt haben; aber das sind Dinge, die nur dem Leser, nicht dem Hörer auffallen. Ebenso wird man an mehreren Orten fragen können, warum ein Motiv gerade hier angebracht sei, was seit dem Altertum zu vielen Konjekturen Veranlassung gegeben hat. An den Kämpfen, die im IV. Buche ihren Anfang nehmen, ist die unübertreffliche Lebendigkeit und Klarheit einzelner Kämpfergruppen zu beachten, die, wie früher bemerkt, den Eindruck erwecken, als hätte der Dichter Sujets für das Relief einer künftigen bildenden Kunst schaffen wollen. Mit ihrer Motivierung wird es oft nicht sehr ernst genommen, so z. B. wenn VII, 17, der Kampf zwischen Hektor und Aias, der doch nur eine schöne Episode und ja nicht ein Gottesurteil sein soll, durch ein Gespräch zwischen Athene und Apollo herbeigeführt wird; deswegen sitzt dieses prächtige Turnier im Gedichte doch richtig. Im V. Buch, welches wesentlich dem Diomed geweiht ist, wird dann von Vers 144 an das Tempo beschleunigt: Der Held erlegt vier trojanische Brüderpaare, tötet den Pandaros, verwundet den Äneas und erbeutet dessen Rosse und trifft Aphrodite; überhaupt wird das schnellere Tempo etwa dadurch verdeutlicht, daß einer zwei Gegner trifft, welche dann Brüder heißen. — Eine stärkere Inkohärenz ist es, daß am Schlusse des VII. Buches die Troer durch den Donner des übelsinnenden Zeus geschreckt werden und daß ihnen doch im VIII. Buche alle Ereignisse günstig sind.

Überall werden uns nun eine Menge Kämpfe erzählt, ja die Lust an Kampfschilderungen ist so groß, daß außer den Kämpfen vor Ilion auch noch längst vergangene willkommen sind, und welches Interesse der Dichter dafür voraussetzte, geht schon aus der technischen Genauigkeit hervor, womit die Art der Verwundung und die betreffende Stelle der Rüstung angegeben werden. Hievon geben sich die heutigen Leser so schwer Rechenschaft, man findet dergleichen „entbehrlich“ und die Entbehrlichkeit wird etwa gar zur Leiterin für die Kritik, so daß man es auch für unecht oder an falscher Stelle angebracht erklärt. Nun ist aber, was man weglassen kann, ohne daß darum eine merkliche Lücke entsteht, deshalb noch lange nicht entbehrlich, und sicher kommt man durch Wegschneiden desselben nicht zur ältesten Gestalt des Gedichtes. Wir sollten viel-

mehr bedenken, wie sich auf den Relieffriesen die Kämpfe sehr homogen wiederholen, während vielleicht wir auch hier gerne eine größere Abwechslung in den Gegenständen sehen würden. Und dann möge man sich die Analogie der Kampfschilderungen nicht nur in der mittelalterlichen Heldendichtung und bei Bojardo und Ariost, sondern noch bei Tassoni vor Augen halten, der ja ein ganz direktes Vergnügen am möglichst lebendigen Erzählen der Einzelkämpfe hat. Wir sollen dem Altertum das Recht lassen, sich zu freuen, auch wo wir, durch das Pikante und Tendenziöse völlig abgestumpft, es nicht vermögen, und uns bei solchen Partien fragen, ob es nicht gerade der höchste Beweis künstlerischer Schönheit und Berechtigung sei, daß wir sie entbehrlich finden. Die alte epische Poesie ist nichts als vollkommen auf sich selbst beruhende Dichtung und hat eine unabhängige Freude an ihren tausend Gestalten. Statt sie, wo sie uns langweilt, ex gustu zurechtzuschneiden, dürften wir überlegen, daß es ein Volk gegeben haben möchte, dessen innerstem Wünschen und Schauen der Dichter Homer gerade auch hier entsprach.

Ähnlich werden wir über die Episoden urteilen, wegen deren Homer schon bei den späteren Griechen etwa einmal getadelt wird, welche die Ilias nur lasen und nicht mehr hörten und darum vom Epischen schon nur sehr unsichere Begriffe hatten. Auch ihnen gegenüber ist es gefährlich, mit unserem Begriffe vom „Entbehrlichen" zu operieren; denn der epische Dichter schon der homerischen Zeit war ein großer Künstler und in seinen Mitteln überaus frei, und wenn er retardiert und nicht bloß Erzählungen, sondern auch Gespräche einflicht, so müssen wir ihm seine künstlerische Ökonomie lassen. Episoden wie diejenige von Glaukos und Diomed im VI. Buche (119 ff.) sind aber nach zwei Seiten bedeutend: Erstlich verlangte die lineare Kompositionsweise der Ilias eine Aufeinanderfolge isolierter Bilder, wenn nicht jeder Gesang dem anderen gleichstehen sollte. So wie Homer den ganzen Krieg vergißt und stillstellt, um einen einzelnen Diskurs und Hergang zu melden, konnte er in infinitum fortfahren und beständig interessieren. Sodann aber wird der Anlaß benützt, um zwei Mythen zu erzählen: den von Dionysos und der Bestrafung seines Verfolgers Lykurgos und den von Prötos und Bellerophontes und dessen ganzem Hause; wir haben es dabei offenbar mit einem jener auch in der Odyssee nicht seltenen Exzerpte zu tun, in welchem andere, daneben vollständig vorhandene Epen kurz, ja bis zur an sich kaum verständlichen Abbreviatur zusammengedrängt sind, als sollte Homer eine Sagenenzyklopädie sein.

Die Haltung der einzelnen Charaktere zeigt eine ganz untrügliche Sicherheit und wie selbstverständliche Wahrheit. Man beachte nur die Nuance zwischen den beiden Atriden, wie sie bei der Tötung des Adrestos (VI, 37 ff.) gezeichnet wird, und ferner die

Fülle von einzelnen Persönlichkeiten, die uns in einem Kampfe wie die Schlacht bei den Schiffen (XIII) vorgeführt wird.

Auch die Menge der Bilder dient der linearen Komposition und der dabei stets erneuten Schattierung des Kampfes. Als eine Art von Zwischenarabesken geben sie die ideale Erläuterung des Geschehenen bald durch das Elementare im Tier- und Pflanzenleben, im Meer, Gewitter und Waldbrand, bald durch Anschauungen aus der Welt der Hirten, Jäger und Bauern. Einmal, beim Ausrücken der Achäer (II, 455—483), gibt der Dichter deren eine ganze Reihe, besonder aber wimmeln der XII., XIII. und XV. Gesang davon, und zwar sind sie oft sehr reich ausgeführt. Überaus schön ist es, wie XVI, 297, die Wolken sich zerstreuen und auf einmal eine prachtvolle südliche Gebirgslandschaft erglänzt. Als Zeugnis des Lebens der alten Zeit werden sie uns später noch einmal beschäftigen.

Von der höchsten epischen Kunst ist dann die ernste tragische Haltung der ganzen zweiten Hälfte. Ausgenommen den neuen Schild Achills im XVIII. Gesang und die absichtlich sehr ausgedehnten Leichenspiele des Patroklos, hat sie keine Episoden mehr; dafür zeigt sie, wie die zweite Hälfte der Odyssee, eine besondere Welt der reicheren psychologischen Entfaltung, bis zu der wunderbaren Auflösung des Zornes in Wehmut in Hektors Lösung (XXIV). Mit Hektors Bestattung in Troja schließt das Gedicht. Den eigenen Tod Achills anzufügen, vermied der große Dichter. Kein Neuerer hätte es vermieden.

Dieser Schluß mit der Auslieferung der Leiche Hektors war aber voller künstlerischer Wille. Denn der Vorrat derjenigen Ereignisse, welche nun bis zum Untergang Ilions folgten, war genau ebenso alt und für Homer so vollständig vorhanden als die bisher von ihm behandelten. Daß die Ilias also nicht mindestens noch den Inhalt der Äthiopis, das heißt den Untergang des Memnon und des Achill mitenthielt, kann nur einen poetischen Grund ersten Ranges haben; es muß eine hohe Proportionalität gewesen sein, die darüber entschied, und vielleicht auch das Gefühl, daß über die Szene des Priamos im Zelte des Achill nichts mehr hinausreichen könne. Achills vorbestimmter Tod zieht sich als Ahnung schon so deutlich durch die ganze Ilias, daß der materielle Hergang entbehrlich scheinen konnte; die neue Gestalt Memnons aber würde, als gleichwertig mit dem bisher alles beherrschenden Achill geltend, eine Schmälerung des Eindruckes hervorgebracht haben. Diese Stoffe sowie Ilions Fall mochten also den zyklischen Dichtern überlassen bleiben: Hier hätten sie nichts mehr zur Steigerung beigetragen.

Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß sich schon in der Ilias eine Vordeutung auf zwei künftige poetische Wirklichkeiten findet: den Chor des Dramas und die bukolische Poesie. Jener meldet sich in Gestalt des „Jemand" (τις), der mit dem Satze „Also redete einer" (ὣδε δέ τις εἴπεσκε) zu Worte kommt, wenn

die Denkweise vieler ausgedrückt wird. Der Hirt aber findet sich hier einstweilen als stummer Zeuge der Natur, z. B. IV, 452, wo er von ferne das Tosen zweier in einer Schlucht zusammengeflossener Ströme hört, und VIII, 555, wo er eine mond- und sternhelle, windstille Nacht beobachtet und sich dabei im Herzen freut: Er wird in der griechischen Dichtung dereinst seine Sprache finden.

Die Odyssee ist gegenüber der Ilias jedenfalls das spätere Gedicht; wir können dies daraus schließen, daß sie sich indirekt auf diese bezieht, indem sie vermeidet, was hier schon gegeben ist. Hier, wie in der Ilias, ist die erste Hälfte wesentlich episch und die Basis der zweiten, welche schon beinahe dramatisch ist. In ausschließendem Gegensatze aber steht sie zu dem linearen Gedicht als das konzentrisch periphale oder schlechthin zentrale, indem eine große Doppelhandlung: die Irrfahrten des Odysseus und das Treiben der Freier auf Ithaka, in einer mächtigen Katastrophe zusammenströmt.

So wie das Gedicht jetzt vorliegt, ist es jedenfalls eine durch viele Wandlungen hindurchgegangene und allmählich ausgereifte Darstellung, die zuletzt vom größten Dichter, und zwar von einem Dichter in denjenigen majestätischen Zusammenklang gebracht worden, den sie jetzt hat.

Dafür, daß dies nicht ebenfalls Homer gewesen, liegt kein vernünftiger Grund vor, ja man könnte sagen, es muß Homer gewesen sein, indem nicht vorauszusetzen ist, daß sich so leicht wieder ein zweiter Dichter von diesem Genie gefunden habe. Nur ist er seiner Macht viel sicherer, viel gereifter, als da er die Ilias schuf. Er war wohl alt geworden, und wir mögen uns dabei erinnern, wie auch andere griechische Dichter, besonders Sophokles, ihre volle Kraft bis ins hohe Alter behielten. So beherrscht er jetzt alle Mittel der höchsten epischen Kunst bis zum vollen Umschlagen ins Drama.

Und bei all dieser Kunstreife liefert das Gedicht doch die vollen Beweise für eine relativ uralte Entstehungszeit, wäre es auch nur der beschränkte geographische Horizont, indem über die westgriechischen Inseln hinaus alles mythisch ist. Schon nach den ersten Westkolonisationen — etwa Cumä ausgenommen — würde geographisches Wissen in das Gedicht verschleppt worden sein.

Mit der allersichersten Hand ist nun hier das Ganze als solches gruppiert, im Sinne der höchsten Kunst, und Suturen wie in der ersten Hälfte der Ilias finden sich hier nicht. Homer beginnt nicht mit der Abfahrt des Odysseus von Troja, sondern schiebt die Dinge so, daß die Peripetie von Anfang an schon ganz nahe ist; von der Insel des Kalypso ist es zeitlich nur eine kurze Strecke bis zur Tötung der Freier. Nachdem kurz auf den Aufenthalt des Helden auf Ogygia hingewiesen und der Rat der Götter berichtet worden, folgt in den vier ersten Gesängen (Telemach und das Treiben der Freier — Penelope — Telemachs Reise zu Nestor und Menelaos)

breit und schön und mit vielseitiger Anknüpfung an den sonstigen Mythus die Exposition, die zur größten Spannung des Hörers mit der Ausfahrt der Freier schließt, welche Telemach zur See auflauern wollen. Erst mit dem V. Gesang tritt dann Odysseus in den Vordergrund. Auf Hermes Botschaft hin muß ihn Kalypso entlassen, und nach unendlichen Leiden erreicht er Scheria. Die drei folgenden Gesänge stellen seine Aufnahme bei den Phäaken dar, vom Zusammentreffen mit Nausikaa an. Nachdem er im wesentlichen gerettet ist, erweckt er durch seine herrliche Persönlichkeit die tiefste Teilnahme. Gewiß sah diese ganze Partie in der frühesten Tradition unendlich dürftiger und fabelhafter aus; jetzt ist sie die wahre Exposition des Menschen Odysseus, welcher sich nicht bloß erholt, sondern offenbart.

Diese ganze Phäakenexistenz ist aber wohl nur deshalb so golden und breit ausgemalt, damit Odysseus seine Geschichte erzähle; sie ist der Rahmen um die große, vom IX. bis XII. Buch reichende Episode, in der er die Schicksale darstellen muß, die früher ohne allen Zweifel der Sänger berichtet hatte, und zwar als Anfang des Gedichtes, die aber, von dem halb Geretteten erzählt, sehr viel tröstlicher klingen Diese Episode ist an die denkbar richtigste Stelle geschoben. Alles, was sonst den dem Drama genäherten Bau des Epos stören und verzögern würde, alles Hochfabelhafte, das der eingehenden Einzelmotivierung und Charakteristik widerstrebt haben würde, anzufangen mit den Lotophagen (IX, 84), und neben dem vielen Fabulosen das viele Einzelne, wird hier in einem Strom absolviert. Man könnte sagen, die ganze Märchenwelt der griechischen Seefahrer versammle sich hier um einen Menschen. „Speciosa miracula promit" (Horaz).

Ein Angelpunkt innerhalb dieser Schicksale, dasjenige Hauptmotiv, wodurch die ganze erste Hälfte der Odyssee erst recht zusammenhängt und das vom I. Buch an betont wird, der Zorn Poseidons — ohne Zweifel an sich uralt, wie die ganze Geschichte vom Kyklopen — bekam vielleicht erst durch Homer jene meisterhafte Wendung, daß Odysseus (IX, 502) trotz Warnung der Genossen in seiner zweiten Hohnrede an den geblendeten Polyphem seinen Namen nennt und sich dabei ein gutes Teil der Schuld an seinem und seiner Gefährten Unheil zuzieht. Auf den bloßen „Niemand" würde Polyphem, nach der unausgesprochenen Voraussetzung des Dichters, umsonst bei seinem Vater geklagt haben.

In der zweiten Hälfte, vom XIII. Gesang an, liegt eine ähnliche Proportionalität wie im zweiten Teile der Ilias. Das Ende der Geschichte wäre rasch da, wenn es der Dichter gewollt hätte, und in der ältesten Gestalt des Gedichtes mag es auch bald gekommen sein, etwa in folgender Form: Penelope hat die Freier bis jetzt mit ihrem Gewebe (nicht für das Leichentuch des Laertes, sondern wohl eher für ihr Brautgewand) hingehalten, hat dann aber die Ver-

mählung doch dem Sieger im Schusse durch die Äxte zusagen müssen (XIX, 525 ff., 572); da meldet sich, bisher von allen mißhandelt und nur von dem sterbenden Hund (XVII, 291) — gewiß ein uralter Zug — erkannt, ein Bettler; dieser allein kann den Bogen spannen und schießt hindurch. Mit dem Rest wurde dann die älteste Dichtung wohl leicht fertig; der Gemahlin gab Odysseus als Legitimation die nur ihnen beiden bekannten Zeichen (σήματα) des Ehebettes (XXIII, 109) an; auch dies sowie vermutlich der Traum der Penelope (XIX, 536) gehört zu den ältesten Zügen.

Statt dessen geht das Gedicht in mächtiger dramatischer Breite auseinander; in einer Menge von Gesprächen, die bisweilen schon völlig szenisch sind, wird die große, vielgestaltige Vorbereitung zur Katastrophe gegeben. Zwar rückt in denselben nicht immer die Geschichte vorwärts, wohl aber kommen darin die Charaktere zur vollständigen Entfaltung. Denken wir beispielsweise nur an den einen Dialog zwischen Odysseus und Telemach im XVI. Gesange. Die Szene mit Iros am Anfang des XVIII. ist eine wahre Komödienszene, so rasch vor sich gehend, wie sie in einem Drama gehen würde. Man kann es angesichts solcher Stellen merkwürdig finden, daß das griechische Drama nicht schon viel früher, ja bald nach dem Epos kam, und daß es dazu eines so umständlichen gottesdienstlichen Anlasses und Ursprunges bedurfte.

Auch in großen Erzählungen werden die Charaktere entwickelt und dabei Winke über künftiges Tun eingeflochten. So gehört Buch XIV ganz dem Eumäos und den beiden fingierten Erzählungen des Odysseus, und in XV erzählt Eumäos umständlich und schön seine Jugendgeschichte.

Das Ziel des Dichters ist: die Rache, und zwar die absolut heidnische, menschliche Rache durch das Tun der Freier so vollständig als möglich zu begründen, sie dann allmählich und allseitig aufsteigen zu lassen und endlich auf das allermächtigste zu vollenden. Es ist das Bild der Hybris und des dazugehörenden Verderbens. Darum wird der ganze Jammer von Ithaka dargelegt; der Hörer soll mit steigender Entrüstung innewerden, wieviele schon beim Bösen mitmachen und wie tief das Übel gefressen hat. Buch XVI ist großenteils dieser Erbitterung des Hörers gewidmet: Wir lernen darin das Elend des Laertes kennen (137 ff.), erhalten (245 ff.) eine Aufzählung der Freier nach ihrer Herkunft, hören (274 ff.) die Voraussicht des Odysseus, daß sie ihn mißhandeln werden, werden (361 ff.) in ihren geheimen Mordrat eingeführt und erfahren (424 und 442) die frühere Güte des Odysseus gegen die Schlimmsten, Antinoos und Eurymachos. Diesem allen gegenüber kann die Rache um so vollständiger werden, je geduldiger und zurückhaltender verfahren wird. Odysseus kann (XIII, 333), schon um seine Gattin selber auf die Probe zu stellen, seine Sehnsucht völlig bemeistern;

Gattin, Bürger und Freunde sollen ihn (XIII, 190) erst dann erkennen, wenn er an den Freiern wird volle Rache genommen und sich damit als der Rechte legitimiert haben.

Inzwischen ist von der Erzählung bei den Phäaken an die Gestalt des Helden bis zum allerhöchsten Interesse und bis zum magischen Zwang auf den Hörer gewachsen. In seiner früheren Laufbahn war er einer unter mehreren Großen, sein Charakter stand schon fest, aber neben Achill, Agamemnon, Aias. Nun aber tritt er allein völlig plastisch wirklich aus dem allgemeinen Rahmen hervor, so daß er für uns dasjenige griechische Individuum wird, das wir neben Sokrates am genauesten kennen. Er ist also eine der beiden bei weitem am meisten wirklich gewordenen Gestalten des ganzen Altertums, und zwar das Ideal des Griechen, nicht in einzelnen Lebensaltern oder Stellungen, sondern das Ideal überhaupt, und dies ohne Phantastik, leibhaft in einen Umriß gesammelt, völlig lebendig und beweglich.

Eingeführt ist er durch seine vier Monologe während des Schiffbruches und des Schwimmens, und unmittelbar, nachdem er das Land erreicht hat (V, 299, 356, 408, 465), welche dem Hörer zeigen, daß er im Kampfe mit den Fluten noch seiner mächtig ist, und dann durch die wundervolle Anrede an Nausikaa (VI, 149). Und nun vertieft sich überhaupt das Leid des gewaltigen Dulders in der ganzen ersten Hälfte der Dichtung, und die schrecklichsten Momente würde auch der Hörer kaum aushalten, wenn sie nicht, wie gesagt, von dem halb Geretteten erzählt würden. Wir erinnern an das Gespräch mit dem Schatten der Mutter Antikleia (XI, 180), welche aus Kummer um ihn gestorben ist und ihm mit ihrer herzzerreißenden Auskunft über den Zustand von Ithaka und den Jammer der Gattin und des Vaters jene düstere Vision der Heimat gibt. Von der Mutter des Odysseus erfährt der Hörer nur hier: sie ist verschmachtet aus Sehnsucht nach dem Sohn; denn Odysseus ist ein solcher, um den man sich zu Tode härmt. Ferner möge man an den zugestanden schrecklichsten Moment seines Lebens denken, da er seine ihn noch mit seinem Namen rufenden und die Hände nach ihm ausstreckenden Gefährten von der Skylla emporgerissen und zerfleischt sieht. Nur mit einem Worte möge noch solcher individueller Züge gedacht sein, wie seine Heftigkeit bei Widerspruch, die (X, 438) gegen Eurylochos ausbricht.

Dazwischen schadet es ihm nichts, wenn ihn der Hörer wohl auch etwas für einen Prahler nimmt, wie da, wo er sich bei der Charybdis am Feigenbaum schwebend und schwingend erhält, bis diese das verschluckte Floß wieder von sich gibt (XII, 431). Bei einem seiner ersonnenen Lebensläufe, worin er so unermüdlich ist, sagt ihm Athene lächelnd: Nicht einmal daheim lässest du das Lügen (XIII, 294). — Sehr schön ist dann derjenige Lebenslauf, den er dem Eumäos erzählt (XIV, 199) und der sich hier und da dem

wirklich Erlebten soweit nähert, daß das Pathos, womit der Held stellenweise spricht, wahr ist.

Hie und da, noch unerkannt, wirft er nun in die Klagen der anderen einen mächtigen, ungeduldigen Vorwurf hinein, wie XVI, 91, warum sie dies alles erduldet? — Aber königlich ist, schweigen zu können, und darum klingt es überaus mächtig, wenn er XVI, 300, zu Telemach spricht: Wenn du wirklich der Meinige und von meinem Geblüte bist, so soll niemand erfahren, daß Odysseus da ist usw.

Und um diesen Odysseus nun gruppieren sich die übrigen fünf Hauptcharaktere des Gedichtes: Nausikaa, Penelope, Telemach, Eumäos und Eurykleia. Sie können ihre Reife erst mit und nach der hohen Ausbildung des Odysseuscharakters erreicht haben. Aber Nausikaa und Penelope wären den späteren Griechen unerreichbar gewesen, und welch großartig epische Gestalt ist Eumäos! Er ist fern von allem Idyllischen. Keine Liebschaft und kein Sich-in-die-Natur-Versenken findet sich bei ihm, dafür aber Macht in engem Kreise, Pflichttreue und Beschäftigung mit dem fernen Herrn. Er und Eurykleia sind zusammen das persönlich gewordene Eigentum, das sich gegen die Frevler und Räuber wehrt.

Die Rache soll eine ganz vollständige, allseitige sein. Absichtlich werden darum unter den Freiern bessere und schlimmere unterschieden und dabei doch aller Untergang vorbereitet (XVII, 363, 547; vgl. XXI, 144). Einen, den Amphinomos, warnt Odysseus (XVIII, 125), aber umsonst. — Sein Triumph über Iros zeigt den Bettler Odysseus schon in einer völlig ihrer selbst sicheren Majestät; er nimmt seinen geflickten Schnappsack wieder um und setzt sich wieder auf die Schwelle.

Das Gespräch mit Penelope im XIX. Gesang zeigt die höchste Kunst des epischen Verzögerns zum Behuf einer völlig klaren Auseinandersetzung der beiden Hauptpersonen vor der Peripetie und vor der Erkennung von Penelopes Seite; Odysseus erzählt immer mehr wirklich Geschehenes; seine wahre Persönlichkeit schimmert immer deutlicher durch die Maske hindurch, die innere Erschütterung der Penelope wird immer stärker; aber gegen allen Jammer der Gattin (211) stehen seine Augen fest wie Horn oder wie Eisen. In der berühmten Badeszene mit Euykleia, die ihn erkennt, aber von ihm an der Gurgel gefaßt wird, dürfte er etwas weniger barsch sein, da er die Sache hat kommen sehen; ganz berechtigt erscheint dann aber wieder seine Wut gegen die verbuhlten Mägde (XX, 9).

Endlich, im XX. bis XXII. Gesange, kommt das große Finale, bei welchem das ganze Personal der Odyssee beteiligt ist. Zusehends steigert und beschleunigt sich der ganze Hergang. Beim Beginn des letzten Gelages fühlt man sogleich den schärferen Ton; auf die trotzige Rede des Telemach und den Wurf mit dem Kuhfuß folgt die letzte Verhandlung wegen der Vermählung der Penelope, die schauerliche Vision des Theoklymenos, das Hervorholen des Eurytos-

bogens. Da ihn keiner spannen kann, verlangt ihn Odysseus, und die Freier fürchten sogleich, er möchte es können; Odysseus prüft und spannt; umständlich wird geschildert, wie die Saite singt und Zeus donnert; dann erfolgt sein Schuß.

Und nun wirft er (XXII, 1) die Lumpen von sich, und es beginnt die letzte Szene, die der wilden, schrecklichen, großartigen Rache, deren einzige Parallele der Untergang der Nibelungen ist, und welche in ihrer Macht das ganze übrige Gedicht aufwiegen muß. Odysseus drängt (35 ff.) in sieben mächtige Verse zusammen, was er den Freiern zu sagen hat; dann geht er an den Kampf, dessen einzelne Motive und Wandlungen lauter vollendete Kunst sind. Der Held wird fertig ohne einen Moment des Zauderns oder Beratens, völlig als Herr und König. Der Realismus der Todesarten bis zum Füßezappeln der gehenkten Mägde und zur Exekution des Melanthios zeigt, daß der Dichter dergleichen genau mitangesehen hatte.

Im XVIII. und XXIV. Gesange ist manches streitig und interpoliert; doch ist vielleicht gerade die lange Zögerung der Penelope mit der Anerkennung ein uralter und echter Zug. So echt als möglich ist, daß ihr das Beste ohne ihr Zutun im Schlafe widerfährt, wie ja auch Odysseus schlafend von den Phäaken in Ithaka gelandet wurde. Schwach und mit Nebenabsichten, besonders um das Prachtstück der Bestattung Achills anzubringen, ist die Nekyia angefügt; dagegen wieder schön und alt die Erkennung des Odysseus durch Laertes, bei welchem er sich dann noch durch Zeichen (σήματα) legitimieren muß. Der letzte Schluß (der Sieg über die Empörer mit dem siegreichen Speerwurf des Laertes) ist zweifelhaft, großartig aber dann wieder Zeus letzter, am Ende noch durch seinen dampfenden Blitzstrahl bekräftigter Entscheid, wodurch den Ithakesiern Vergessen des Bösen, das sie sich angetan, und Eintracht eingegeben wird.

Allein der Hörer weiß schon, daß Odysseus und Penelope nicht entlassen werden wie ein glückliches Königspaar am Schlusse eines Märchens; gemäß dem Gebote des Teiresias wird der Held noch in das salzlose Land wandern müssen, wo man Ruder für Wurfschaufeln ansieht, um dort dem Poseidon ein Sühnopfer zu bringen.

Die Odyssee zeigt nun die höchste Sicherheit in der ganzen epischen Behandlung, weshalb denn manche Interpolation auch sofort kenntlich ist. Odysseus sagt (XII, 452) deutlich im Namen des Aöden: Ich habe dies und das schon gestern erzählt,

„und widerlich ist mir's,
Noch einmal, was genau verkündet ward, zu erzählen."

In der Ausführung der einzelnen Gestalten weiß Homer ganz genau, wie weit er im Interesse des Gedichtes zu gehen hat. Es lag nahe, die Freier anfangs in einer großen Aufzählung zu schildern

und ihr Tun im ganzen zu zeichnen, und ein Apollonius Rhodius würde es so gehalten haben. Statt dessen — im Interesse der höchsten Lebendigkeit — lernt man beides einstweilen stückweise kennen und jedesmal, wo und wie es zu wirken hat. Meist reden Antinoos und Eurymachos; mit einer größeren Anzahl von ihnen macht man erst bei Anlaß ihres Unterganges namentlich Bekanntschaft; vorher wären allzuviele aufgezählte Individuen nur im Wege gewesen.

Mäßigere Gruppen dagegen zählte das Epos (und zwar schildernd) wohl einzeln auf. So (III, 412, 438) die sechs Söhne des Nestor in ihrer Einzelbeteiligung am Rindsopfer und später (IV, 123) die drei Sklavinnen der Helena in ihren einzelnen Verrichtungen; der Dichter gibt ihnen wenigstens gleich etwas zu tun.

In jeder Art von Schilderung ist das hohe Maßhalten zu beachten. Sie dient nur dazu, etwas wirklich Bedeutendes zu bezeichnen und ist gerne ein Mittel des spannenden Retardierens; dies z. B. am Beginne des XXI. Gesanges, wo die Geschichte des von Eurytos herstammenden Bogens feierlich erzählt und umständlich das Öffnen und Erkrachen der Türe der Vorratskammer geschildert wird, aus der Penelope ihn holt. Dagegen ist zu bemerken, wie Palast und Gärten des Alkinoos nur soweit geschildert werden, daß eine wonnige Vorstellung erweckt wird, und ebenso die Höhle der Kalypso (V, 63), die Grotte der Nymphen (XIII, 103), der schöne Brunnen auf Ithaka (XVII, 204). Von einzelnen Prachtstücken, welche beschrieben werden, nennen wir den Schwertriemen des Herakles (XI, 609).

Hie und da mag gekürzt und arrangiert worden sein, damit ein Gesang weder zu lang noch zu kurz werde. So ist die Geschichte der Kirke im X. Buch auffallend rasch erzählt; ihr Haus, ihr Auftreten, das Erscheinen und Verschwinden des Hermes, ihr Eid, das alles geht ganz schnell an uns vorüber; man gewinnt den Eindruck, als könnte es davon eine viel längere Redaktion gegeben haben. Aber für unsere Odyssee ist die Kürze höchst berechtigt und in richtigster Proportion zu demjenigen Umfang, welcher der Gesamterzählung des Odysseus gewidmet ist.

Außerdem ist die Odyssee, wie die Ilias, hie und da verpflichtet, eine Art mythologischer Enzyklopädie vorzustellen, als wollte der Dichter in kurzen Resumés andeuten, was er sonst noch vorrätig hätte. Demodokos legt die Geschichte von Ares und Aphrodite und die vom trojanischen Pferde ein (VIII, 266, 500); von den Nekyien wird die erste benützt, um eine Revue der mythischen Frauen zu geben (XI, 225—327), die zweite, um, wie gesagt, durch den Mund von Agamemnons Schatten die Bestattung Achills erzählen zu lassen. Es wird auch etwa eine Erzählung aus einem Interesse hineingenommen, das außerhalb des Gedichtes liegt. So hat die Geschichte des Melampus und seiner Familie (XV, 225), die bei Anlaß seines Nachkommen Theoklymenos erzählt wird, fast den Charakter einer bloß im Interesse der Manteis übernommenen Zutat. Die ganze

Sache ist übrigens undeutlich und rätselhaft skizizert und ebenso der Bericht von der Missetat des Herakles an Iphitos, von dem Odysseus den berühmten Bogen hatte; auch hier wäre ohne anderweitige Kunde nicht durchzukommen.

Von den Vorgängen auf dem Olymp berichtet die Odyssee im Gegensatze zur Ilias wenig; sie beschäftigt die Phantasie des Hörers lieber gleich mit dem Vogelflug und anderen Vorzeichen.

An Vergleichungen fehlt es in dem Gedichte nicht; wohl aber ist der Dichter mit ausgeführten Bildern sparsamer als in der Ilias, wo sie für die sich stets anhäufenden Kampfszenen ästhetisch und unentbehrlich sind. Wir können auch sagen, daß der Dichter der umständlichen Prachtgleichnisse nicht mehr bedarf, weil er durch seine Schilderung die Sachen und Menschen selber mächtig genug belebt. Dazwischen aber erlaubt er sich doch einmal, den am Phäakenstrande aus dem Dickicht hervortretenden Odysseus durch das berühmte Bild vom Berglöwen (VI, 130) zu zeichnen, und grauenvoll wirken in der erschütternden Erzählung Agamemnons von seiner Ermordung (XI, 404) neben den fragmentarisch hingeworfenen Einzelmomenten die Bilder von dem an der Krippe getöteten Stier und den geschlachteten Schweinen. — Wenn an dieser Stelle der Mord Kassandras durch Klytämnestra bei vergeblicher Gegenwehr Agamemnons erzählt wird und wir erfahren, daß die Gattin dem Toten nicht einmal die Augen und Lippen zudrückte, so haben wir hieran ein Beispiel von der Verwendung des Gräßlichen bei Homer. Sonst zeigt sich seine Größe ja besonders eigentümlich im Weglassen alles Wüsten, woran es im Mythus nicht gefehlt haben würde; aber er weiß auch, wo der Realismus am Platze ist; wenn derselbe im Tun und Leiden des Polyphem bis ins Derb-Wüste gesteigert wird, so ist er doch poetisch höchst wirksam als indirekter Ausdruck der höchsten Wut und Spannung des Odysseus.

Ferner zeigt Homer hier die höchste Sobrietät der Gefühlsausbrüche. Das Gefühl soll durch den Hergang im Hörer selbst genugsam geweckt sein; darum kann Odysseus lautlos von Kalypso (V, 269) und ebenso zweimal von Kirke scheiden (X, 570, XII, 144). Apollonius Rhodius würde es auch hierin ganz anders gehalten haben.

Sodann erinnern wir an die Fülle von wehmütigen und zarten Zügen, welche die Odyssee bietet, z. B. daran, wie in der Kammer des Odysseus ein herrlicher Wein aufbewahrt wird, wenn er etwa nach langem Leiden wiederkäme (II, 340), oder wie ihm die geretteten Gefährten bei Kirke, nachdem sie wieder Menschen geworden, mit leiser Klage die Hände drücken; wie er dann wieder zu den übrigen am Strande kommt, umspringen ihn diese, wie Kälber die Mutter, und es ist ihnen, als kämen sie heim nach Ithaka (X, 397, 420). Er selbst, schlafend in Ithaka ausgesetzt, kennt anfangs die Heimat nicht, bis Athene ihn durch zunehmend deutliche Schilderung überzeugt (XIII, 188, 237, 344). Bei Eumäos erkennt

er am Benehmen der Hunde draußen das Nahen eines Befreundeten; es ist Telemach, dessen Liebenswürdigkeit sich gleich in der Art offenbart, wie er den Fremden Platz behalten heißt.

Was die Welt der Odyssee betrifft, so übergehen wir zunächst die exakte Geographie, an welche sich die späteren Griechen so eifrig hängten, obschon immer merkwürdig ist, wie genau der ionische Sänger Pylos, Lakedämon, Ithaka usw. kennt. Wichtig und bedeutungsvoll aber ist die mythische Geographie. Schon bald über das Bekannte hinaus wohnen Ungetüme wie der böse König Echetos von „Festland" (XVIII, 84, XXI, 307); in weiterer Ferne aber kommt nun z. B. die Insel der Kalypso, „wo der Nabel des Meeres ist" (I, 50), also ein Zentrum des Mittelmeeres und Gegenbild zu Delphi. Freilich ist fast alles streitig und kaum in eine uns adäquate Anschauung zu übersetzen. Schon was die Säulen bedeuten, mit welchen Atlas das Himmelsgewölbe trägt (I, 53), wird schwer zu sagen sein. Aea, die Insel der Kirke, „allda sind Wohnung und Tanzplatz der Eos und Aufgehen des Helios" (XII, 3), braucht nicht einmal im Osten gedacht zu werden, sondern wird nur so geschildert als ein Ort, wo (im Gegensatz zur Stadt der Kimmerier, XI, 14 ff.) überhaupt wieder regelrechtes Tageslicht beginnt. Die Insel Syria heißt der Ort, „wo die Wendungen der Sonne sind" (XV, 404). Vielleicht verstand schon der Sänger den Ausdruck nicht ganz und wollte damit nur dunkel in weite Fernen deuten. Und vollends ist alles sehr zweifelhaft, was sich auf Okeanos, Sonnentore und Wohnung der Träume bezieht (XIX, 562, XXIV, 11). In den kurzen Nächten der Lästrygonen (X, 84) schimmert eine echte Kunde des Nordens hervor.

Bedeutungsvoll für die Weltanschauung ist, daß gegen den Rand der Welt hin das Leben immer um einen Grad idealer und glücklicher sein soll. So auf der eben genannten Insel Syria, wo niemals Hunger noch Krankheit herrscht, sondern die Leute, wenn sie alt sind, von Apoll und Artemis dahingerafft werden. Ganz besonders deutlich aber erscheint das Glück der Phäaken (VI, 203, VII, 201 usw.). Sie sind den Göttern nahe und von ihnen geliebt und besucht, in ewigem Überfluß, unter ewig mildem Himmel. Sie sind die freundlichen Fährleute für verschlagene Schiffer und genießen überhaupt einer ideal gesteigerten Existenz, — und doch fehlt es auch bei ihnen nicht an bösen Zungen (VI, 274, VII, 17).

Endlich atmet man in der Odyssee die reine Seeluft ohne allen Straßenstaub. Sie ist voll von begeisterten Schilderungen aller Schiffe und alles Fahrens. Wie umständlich und technisch genau wird das Floß des Odysseus (V, 243) beschrieben; er arbeitet „wohlkundig der Schiffsbaukunst", wie es ein Inselkönig wohl sein mußte, und herrlich ist schon die Axt, die ihm Kalypso dazu lieh, aber freilich geht es dann (V, 315, 368) ebenso kunstgerecht in Stücke. Nur mäßig (u. a. V, 272) tritt die Sternkunde des Schiffers hervor;

Kopf des Laokoon
Rom, Vatikan

1—3. Schmuckgegenstände aus Mykenai

dagegen wird mit Begeisterung der Hafen der Phäaken geschildert, welche lauter Seenamen führen (VI, 264). Mächtig ist das Bild des großen Sturmes, bei dem das Schiff des Helden zerschellt (XII, 407), und die letzte furchtbare Schwimmprobe desselben (V, 400 bis 473); das Allerschrecklichste wird zwar in den Schreckensgestalten der Skylla und Charybdis (XII, 201) mythisch gegeben; aber bedenklich ist die See schon, wenn man nicht weit über die bekannten Gegenden hinausgekommen ist, und jenseits Kreta (XIV, 301)

„nicht ein anderes Land mehr erscheint, nur Himmel und Wasser".

Darum hat der Schiffer auch seine Liebkosungsausdrücke für Seesachen, die ihn fördern: Odysseus nennt einen segelfüllenden Wind, den Kirke ihm nachsendet, „einen edlen Gefährten" (XI, 7), und von den Rudern wird gesagt (XI, 125), daß sie „Fittiche sind für die Schiffe"; auch auf das Grab des Matrosen wird ein solches noch gesteckt (XI, 77). — Das Letzte, was Odysseus gemäß dem symbolischen Befehle des Teiresias (XI, 121) tun wird, bedeutet den Verzicht auf das Meer, aber aus dem Meere wird der Tod gelinde über ihn kommen, ein solcher, der ihn ermüdet, in behaglichem Alter hinnimmt, und „glücklich wird um ihn herum das Volk sein"!

Das alles wurde in einer Zeit gedichtet, da alle anderen Nationen noch wasserscheu waren, ausgenommen die Phönizier, die aber ihre Begeisterung wohl nicht haben so laut werden lassen und überhaupt nicht eine Freude an einem lebendigen Vorgang poetisch geäußert haben. Nur Griechen konnten dergleichen in die Poesie bringen.

2. Homer und die Griechen

Allen jugendlichen Völkern gewährt die Mythenpoesie die Möglichkeit, im Dauernden, Konstanten, in dem verklärten Bilde der Nation selbst zu leben, ganz besonders aber verdankten die Griechen dieses Leben ihrem Homer. Darum hat auch bei keiner Nation jemals ein Dichter für alt und jung eine solche Stellung eingenommen. Schön sagt Plutarch: „Homer allein hat über die Veränderlichkeit des Geschmackes der Menschen den Sieg davongetragen; er ist immer neu und in wonnevoller Jugendherrlichkeit."

Welche Wucht das Epos schon am Ende des 7. Jahrhunderts über die Griechen hatte, erhellt am besten aus der Geschichte des Tyrannen Kleisthenes von Sikyon, welcher während seines Krieges mit Argos, abgesehen davon, daß er die Leiche eines argivischen Heros aus Sikyon wegzubringen suchte, den Rhapsoden das Auftreten in Sikyon der homerischen Gedichte wegen verbot, darum, weil die Argiver und Argos hauptsächlich darin besungen waren. Also hätte beim Konflikt eines Einzelstaates mit dem landläufigen, überall stückweise um die Wette gesungenen Nationalepos, das dessen zufällige Feinde verklärte, keine Widerlegung geholfen, son-

dern weil das Volk den Homer mit völligem Glauben muß aufgenommen haben, tat dies nur ein Verbot.

Um die nämliche Zeit aber verlangte in Athen Solon von Staats wegen von den Rhapsoden den vollständigen Vortrag Homers, und die Peisistratiden folgten ihm darin nach.

Ganz unermeßlich aber wurde seine Macht, als er einmal zugestandenermaßen das Hauptbildungsmittel der Nation von Jugend an wurde. Die Griechen sind vielleicht die einzige gebildete Nation, welche schon den Kindern ein völlig objektives, sittlich sehr freies und — zum Unterschiede z. B. von den Büchern Mose und dem Schah Name — theologisch und politisch tendenzloses Weltbild beibrachte, wogegen sich dann Pythagoras, Xenophanes und (in seinen ersten beiden Büchern vom Staat) Plato viel zu spät erhoben, und so hat Homer ihnen bei weitem nicht nur die Götter gemacht, sondern wesentlich das Menschlich-Freie in ihnen wachgehalten oder erweckt. Zwar wurde noch außer ihm auserwählte Poesie im Jugendunterrichte verwendet, aber Ilias und Odyssee waren doch weitaus die Hauptsache. Homer wird schon in die Gründung der spartanischen Staatseinrichtungen verflochten. In Athen wird der Unterricht beim Grammatiker und beim Kitharöden, mit dem der Anfang gemacht wurde, die Knaben gleich zu ihm geführt haben, und bei Strabo heißt es überhaupt von den hellenischen Städten, daß sie die Kinder zuallererst durch die Poesie erziehen lassen, nicht um eitler Unterhaltung willen, sondern um sie zur Tugend zu bilden. Daß der kriegerische Stoff dabei besonders auch das Kriegspathos erwecken sollte, versteht sich von selbst.

Und nun ist Homer für die Griechen die Urkunde der göttlichen und menschlichen Dinge im weitesten Umfange, ihr Religionskodex, ihr Kriegslehrer, ihre alte Geschichte, an welche noch spät alle Geschichte überhaupt anknüpft, wie auch alle Geographie an ihn zu appellieren pflegt; er ist für sie weit mehr, als vorgeschriebener, patentierter Tempelgesang je hätte sein können. Bis zu den spätesten Literaten der Kaiserzeit, ja bis tief in die byzantinische Zeit herab, reicht eine beständige kritische, ästhetische, antiquarische, linguistische Beschäftigung mit ihm. Man studiert seine Art, die Dinge zu benennen, und sucht die dunklen Stellen, woran es nicht fehlt, zu erklären, wobei man freilich, wenn man keinen Bescheid weiß, wie Strabo bei einem solchen Anlasse sagt, bisweilen die Phantasie frei walten läßt. Es gab Leute, welche in kritischen Fragen durchaus nur ihm folgten, und der nämliche Strabo findet es bei Anlaß einer Angabe des Schiffskataloges nötig, zu betonen, daß man den Tatbestand berichten und die damit zu vergleichenden Worte des Dichters nur soweit in Betracht ziehen solle, als es passend sei; früher sei dessen Herrschaft über die Erziehung so groß gewesen, daß jeder seine Behauptung zu festigen meinte, wenn dabei nichts den so stark geglaubten homerischen Ansprüchen

über den Gegenstand widersprach. Bei den Philosophen und Antiquaren war Homer ein permanenter Anlaß zu allen möglichen Dialogen, Abhandlungen, Reflexionen, wie aus Dutzenden von Schrifttiteln hervorgeht.

Freilich gab es Spötter, wie Diogenes, der die Grammatiker bewunderte, welche die Leiden des Odysseus erforschten, ihre eigenen aber nicht kannten; aber die einseitige Beschäftigung mit dem Mythus blieb Tatsache. Es behauptete sich eine spezifische Gleichgültigkeit gegen die nichtmythische und nichthomerische Welt, und in dieser Beziehung wurde der Sänger ein wahrer Landschaden. Man liebte das Vergangene nun einmal nur als ein Typisches und hielt wenig vom Exakten. Wären die einzelnen Poleis nicht dabei interessiert gewesen, ihre Gründung, Mischung und Verfassungsgeschichte zu kennen, so hätten wir vor den Perserkriegen kaum auch nur die notdürftigste griechische Geschichte.

Auch die späteren Dichter konnten sich unter Umständen beklagen. Es gab in der späteren griechischen Zeit Leute, welche sich, um der Poesie überhaupt nichts mehr schuldig zu sein, in niedriger Weise darauf beriefen, daß man an Homer genug habe. Das alles ist aber eben nur ein Beleg für seine enorme Wirkung, die aus unzähligen Zügen spricht, bis auf das ewige Zitieren seiner Verse, auch beim Gelage, und die philologischen Scherze, die man sich dabei erlaubte, und bis auf die Prachtmanuskripte, welche in den Händen der Großen waren.

Bei Anlaß Homers wäre nun auch ein Wort über die Parodie und Travestie zu sagen. Diese entstehen bei einem lebhaften Volk von selbst als Reaktion gegen das Feierliche in Kunst, Poesie und selbst Kultus. Der griechische Kultus schützte sich im allgemeinen davor, indem er soviel als möglich von Heiterkeit und Genuß in seinen eigenen Bereich mit aufnahm; aber seine ernsthaften Momente waren denn doch vor der Parodie nicht sicher, und Alkibiades äffte die Eleusinien nach. In der Poesie aber war das früheste, unvermeidliche Opfer Homer, weil sich die Parodie, um möglichst viele Mitlacher zu haben, an das Bekannteste anschließen muß.

Die komische Wirkung entspringt unfehlbar aus dem Kontrast zwischen der feierlichen alten Form und dem kleinen, neuen, momentanen Inhalt, welches derselbe auch sei, ob nun neuere Figuren travestiert, unter der Maske homerischer Gestalten und in homerischer Weise handeln, wie dies in der Batrachomyomachie der Fall ist, oder ob Homers Redeweise überhaupt auf ganz beliebige Gegenstände übertragen wird. Satirisch, d. h. einzelbezüglich, braucht sie nicht zu sein; sie kann auch schon nur um des allgemeinen heiteren Kontrastes selbst willen entstehen, wie gerade die Batrachomyomachie, welche vielleicht von Pigres, dem Bruder der älteren Artemisia (zur Zeit des Xerxes), gedichtet ist.

Die späteren literarischen Angaben, daß dieser oder jener der

Urheber der Parodie sei, haben nur sehr bedingte Geltung. Möglicherweise hat man Homer schon ins Gesicht parodiert; jedenfalls herrscht später im ganzen griechischen Reden und Schreiben überhaupt ein unaufhörliches Anspielen auf ihn, oft bloß mit einem Wort, das jeder verstand und ergänzte, bald genau, bald mit komischer Veränderung. Wer z. B. ein Manuskript verbrannte, sagte:

„Komme herbei, o Hephäst! Denn Thetis hat deiner vonnöten!"

So Plato, als er seine Tragödien, und Metrokles, als er die Vorlesungen des Theophrast verbrannte; und der platonische Sokrates läßt es sich im Protagoras nicht entgehen, bei der Morgenaudienz im Hause des Kallias die Nekyia flüchtig zu parodieren. Die Tragiker wurden im Leben ungleich viel weniger zitiert als Homer.

Daneben aber entwickelte sich die Parodie als Kunstgattung. Ein berühmter Parodist war schon Hipponax, von dem später zu sprechen sein wird. Dann kam im 5. Jahrhundert mit besonderen parodistischen Dichtungen der Komiker Hermippos. Besonders hohen Ruhm aber genoß zur Zeit des Peloponnesischen Krieges der Thasier Hegemon, der vermutlich neue Namen und Ereignisse in die homerischen Verse einschob, so daß sie oberflächlich wie eine Rhapsodie anzuhören waren. Mit seiner Gigantomachie bezauberte er, wie es heißt, die Athener so, daß sie an jenem Tage am meisten lachten, obwohl die Nachricht vom sizilischen Unglück angelangt war. Daß daneben die Komödie des Epicharmos, Kratinos, Aristophanes die Parodie stellenweise aufs heiterste verwandte, ist allbekannt.

Um die Zeit Philipps von Makedonien blühte neben Euboios von Paros, der die Athener schmähte, Matron, welcher der „Parodist" hieß. Dieser wandte in seinem „Gastmahl beim Rhetor Xenokles" nur die Sprache Homers, nämlich dessen Redeweisen, Epitheta und auch ganze Verse, auf einen ganz modernen Gegenstand an; es war eine der zierlichsten und harmlosesten Verwendungen. Im 3. Jahrhundert parodierte dann der Zyniker Krates neben Homer auch die Elegien Solons.

Aus Homers Nekyia endlich stammt insbesondere alle komische Behandlung des Hades; schon die Frösche des Aristophanes wären ohne sie nicht denkbar.

3. Die homerischen Hymnen

Von den aus sehr verschiedener Zeit stammenden homerischen Hymnen sind die fünf größeren, nämlich der auf den delischen und der auf den pythischen Apoll, der auf Hermes, der auf Aphrodite und der auf Demeter, Gedichte für sich, während die kleineren meist Proömien sind, dergleichen die Rhapsoden ihren Erzählungen aus der Heroenwelt voranzuschicken pflegten. Jene größeren aber wurden zwar wohl an Festen vorgetragen, sind aber keine Kultusgedichte oder Tempelhymnen und durchaus verschieden von den

lyrischen Hymnen der äolischen sowohl als der chorischen Dichter; vielmehr ist der Hymnus hier ein Zweig des Epos, eine Rhapsodie, so gut als eine Erzählung aus der Heldensage.

Die beiden auf Apoll und der auf Demeter sind offenbar im Interesse der Tradition des delischen, delphischen und eleusinischen Tempels gedichtet und bei den dortigen Festen vorgetragen worden; dagegen der auf Aphrodite ist wohl für den Hof eines kleinen Fürsten am Ida verfaßt, der auf Hermes aus einer eigentlichen Wonne des Sängers selber hervorgegangen. Jedenfalls aber haben wir es hier mit lauter Laienpoesie zur Verherrlichung von Göttern zu tun, und zwar enthielten vielleicht diese und ähnliche Gesänge neben den Götterschilderungen im Epos und der Theogonie weit die wichtigste Belehrung, welche der Grieche überhaupt über das Tun seiner Götter empfing; der Umstand aber, daß es Festpoesie war, bewirkte, daß diese Götter in allgültigem, panhellenistischem Sinne dargestellt wurden. Es kann sehr viel dergleichen gegeben haben, so daß, was wir besitzen, trotzdem in der alten Literatur nur die noch vorhandenen Hymnen zitiert werden, nur ein geringer Rest des ehemaligen Bestandes wäre; denn es ist sehr denkbar, daß man später diese Gattung, deren Inhalt ein für allemal bekannt war, für weit entbehrlicher hielt als die großen Heldengedichte, und daß daher, als die Lyrik und das Drama den Mythus auf ihre Weise darstellten, die Hymnen leicht in Vergessenheit gerieten.

Von Einzelheiten wollen wir hier nur an das liebliche Bild des Aöden und der hymnensingenden Jungfrauen im Hymnus auf den delischen Apoll erinnern. Diese delischen Mädchen, Apolls Dienerinnen, haben das gleiche Thema mit dem Sänger: Apollon, Leto, Artemis und den Preis der Männer und Frauen aus alter Zeit, und das alles ist Hymnus! Ferner können sie die Stimmen (Sprechweisen? Tonweisen?) und Tanzrhythmen (? κρεμβαλιαστύς) aller Menschen nachahmen, und jeder, der sie hört, meint, er spreche selbst, „so schön ist ihr Gesang gefügt". Und dann redet der Aöde die Mädchen an: „Denkt meiner auch noch später, wenn ein mühseliger fremder Erdenmensch euch fragt: Welcher ist der süßeste Sänger, der hier verkehrt, und welcher erfreut euch am meisten? — Dann antwortet alle: Ein blinder Mann, er wohnt im steilen Chios, und alle seine Lieder werden auch in Zukunft die schönsten sein. Wir aber werden euern Ruhm weitertragen, so weit wir auf Erden in wohlbewohnte Städte kommen, und man wird uns glauben, weil es wahr ist." Vielleicht verdankten die Mädchen von Delos ihren Gesang dem Aöden selbst.

Von den Proömien hat der Hymnus auf Ares (VIII) durchaus invokatorischen Charakter, indem er am Anfang aus lauter Epithetis besteht, womit der Gott angerufen wird. Dies ist schwerlich Aödengesang; doch kann die an die späteren pseudo-orphischen Hymnen erinnernde Form alt sein und auf Tempelritualien zurückgehen;

die Anrufungen sind zum Teil sehr schön und poetisch und besonders das Gebet am Schlusse. Ein herrliches, altes Proömium ist dagegen der Hymnus auf Artemis (XXVII) und ebenso der auf Athene (XXVIII), und auch unter den übrigen sind gute und alte. Sehr bedeutend ist in diesen bloßen Proömien, wie das Auftreten der Götter durch das Mitempfinden von Erde und Meer, Wald und Gebirge auf das höchste verherrlicht wird; man wird dabei an die andächtigen Proömien italienischer Improvisatoren des 15. und 16. Jahrhunderts erinnert. Merkwürdig ist besonders auch der XXX. Hymnus auf die Mutter aller Dinge, als Parallele zum Anfang des Lucretius. Die Allmutter Erde wird hier fast mit denselben Wendungen verherrlicht wie bei dem römischen Dichter Venus.

4. Zyklische Dichter, Rhapsoden und spätere Epiker

Die zyklischen Dichter haben den Namen von „ihrem durchgängigen Bestreben, ihre Gedichte mit denen Homers zu verknüpfen, daß das Ganze einen großen Zyklus bildete". Diese Gedichte wurden blindlings geradezu auch dem Homer zugeschrieben; doch haben genauere Nachrichten unterscheiden gelehrt, wie die einzelnen Partien auf einzelne Dichter zu verteilen sind.

Der Zyklus enthielt vor allem die Fortsetzung der Ilias (Penthesilea, Memnon, Tod und Bestattung Achills, Wahnsinn und Selbstmord des Aias, Philoktet, Neoptolem, Odysseus vor der Einnahme Trojas, die Einnahme selbst, die Abfahrt der Griechen), und zwar war dieser Stoff in der „Äthiopis" und der „Zerstörung Trojas" von Arktinos sowie in der „kleinen Ilias" von Lesches behandelt, deren letzter Teil gleichfalls „Zerstörung Trojas" hieß. Die der Ilias vorangehenden Geschichten stellte der Kyprier Stasinos in den „Kyprien" mit einer langen Vorgeschichte dar, die mit der Erzeugung der Helena ihren Anfang nahm. Die Abenteuer der Rückfahrt schilderten die „Heimkehren" (νόστοι) des Hagias von Trözen, eine Fortsetzung der Odyssee war die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Es gab ferner im Zyklus eine „Thebais" und „Epigonen" von einem unbekannten Dichter, ferner eine Ödipodie, ja eine „Theogonie" und „Titanomachie", denn laut Proklos umfaßte der Zyklus die Mythen von der Vermählung des Uranos und der Gäa bis zur Tötung des Odysseus durch Telegonos.

Von den Dichtern lebte Arktinos von Milet um den Anfang der Olympiadenrechnung, Lesches von Mytilene um die XVIII. oder XXX. Olympiade, Stasinos und Hagias in unbekannter Zeit, Eugammon erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Neben ihnen möge hier flüchtig auch die zyklische Dichtung Hesiods erwähnt werden, die sogenannten Eöen, die wiederum mit dem „Frauenverzeichnis" (κατάλογος γυναικῶν) in einem vielbesprochenen Zusammenhang

standen und von denen die ersten 56 Verse des, wie es scheint, sonst nachhesiodischen „Heraklidesschildes“ ein Fragment sind.

Wann der epische Zyklus seinen letzten Abschluß gefunden hat, ist unbekannt; es geschah wohl erst durch einen der alexandrinischen Gelehrten; sicher aber konstatierte in ihm die Nation mit Eifer und Anstrengung diejenigen Überlieferungen, in welchen ihr Leben bildlich im tiefsten Sinne geschildert war. Diese Dichter trafen den Heroenmythus und Göttermythus offenbar noch in lebendiger Bewegung an und haben ihn wie eine Art volkstümlicher Offenbarung fixiert, und aus dieser Fundgrube konnten dann nicht nur die Dramatiker, sondern auch die Maler ihre Stoffe massenhaft entnehmen; der Zyklus enthielt nicht bloß das Vor- und Nachhomerische, sondern eine Masse von Seitensagen und Varianten der homerischen Ereignisse selbst. Zu beachten ist auch hier, daß es Laien sind, welche die Mythen sammeln und redigieren, daß es ihrer viele sind, daß sie voneinander abweichen dürfen, und daß sie ihre Namen nennen.

Was aber für uns dunkel bleibt, das ist die Frage, wieweit diese zum Teil noch ziemlich alten Dichter noch Aöden waren und wieweit man sie sich als Rhapsoden oder bereits zum Teil als gelehrte Sammler vorzustellen hat. Wo hörte bei ihnen die Naivität auf und begann die literarische Absicht? Welchen Punkt des Überganges von der großen freien Poesie zur Literatur bezeichnen sie? Dies läßt sich im einzelnen nicht mehr konstatieren; aber Spätere betrachten die Zykliker und die ihnen verwandten Epiker schon völlig als Schriftsteller, Apollodor z. B., der sie wohl noch vor sich hatte, ja exzerpierte, zitiert: „Der, welcher die Thebais, der, welcher die Alkmäonis geschrieben hat“, und diesem Umstande müssen sie auch ihr Weiterleben verdankt haben; denn bei den Rhapsoden scheinen sie frühe verblichen zu sein, und nur Homer und Hesiod scheinen im Munde derselben weitergelebt zu haben.

Die Rhapsoden aber waren für alles, was lebendig erhalten bleiben sollte, unentbehrlich und blieben es für Homer auch, als er längst aufgezeichnet und kritisch gesichtet war; denn öffentliche Bibliotheken gab es noch lange nicht, und Homer, zumal der ganze, war ein teures Buch. Sie sind die späteren Nachfolger der Aöden, die teils wettweise bei Festen, z. B. gesetzmäßigerweise bei den Panathenäen, teils einzeln auf Begehren bei Gelagen und anderen Anlässen einzelne Partien im Zusammenhange, wie dies das Wort „Rhapsode“ zu sagen scheint, vortrugen. An und für sich vertraten sie wohl alles und jegliches, und so lebten auch andere Dichter neben ihrer gesicherten schriftlichen Existenz durch sie noch weiter; wir wissen z. B. von den Gedichten der Archilochos, daß sie zu Athen von einem gewissen Simonides von Zakynthos, der dabei auf einem Stuhle saß, in den Theatern rhapsodiert wurden, und auch lebende Dichter, welche im Falle waren, sich vor versammeltem

Volke, zumal in Olympia, vernehmlich zu machen, waren genötigt, sie als Rezitatoren zu verwenden, da dieses Rezitieren nicht mehr Sache einer mittleren und wenig geübten Stimme war.

Man mochte nun den Rhapsoden nachsagen, daß sie den tieferen Sinn Homers nicht verstünden, und sie überhaupt — vermutlich als Banausen, weil mit ihrem Berufe Anstrengung verbunden war — einer gewissen Inferiorität zeihen; wer die alten Epiker genießen wollte, hielt sich doch an sie, die gewissermaßen das wandelnde Buch waren. Nikeratos, den sein Vater Nikias angehalten hatte, den ganzen Homer auswendig zu lernen und der sich bei Sophisten eine spezielle homerische Gelehrsamkeit erworben hatte, hörte sie gleichwohl fast jeden Tag, und Plato sagt, wenn jemand ins Blaue hinein einen Agon ausschriebe, so würden sich alle möglichen Leute: Rhapsoden, Kitharöden, tragische und komische Dichter und selbst Gaukler melden; von den Zuschauern aber würden die Kinder den Wundermännern den Sieg erteilen, die größeren Knaben dem Komiker, die gebildeten Frauen, die jungen Leute, vielleicht die Mehrzahl überhaupt der Tragödie; „wir Alte aber würden, wenn wir einen Rhapsoden die Ilias oder die Odyssee oder etwas aus den hesiodischen Dichtungen schön vortragen hörten, sagen, daß dieser weitaus Sieger sei". Es ist zu beachten, daß hier nur Homer und Hesiod genannt werden.

Während nun von den Zyklikern fast nur gelehrte Notiz genommen wurde, lebte Homer durch die Rhapsoden, die — offenbar a potiori — auch Homeristen genannt wurden, auch in der Diadochenzeit weiter. Noch der schlimme Kassander war „homerfreundlich" und wußte von dem Dichter das meiste auswendig; Demetrios von Phaleron (317—307 v. Chr.) ließ die Homeristen im Theater zu Athen auftreten, wo sie ohne Zweifel pflichtgemäß genau rezitieren mußten, und es mag die Einführung einer regelmäßigen Rezitation damals in Athen ganz zweckmäßig und erwünscht gewesen sein. Noch im großen Theater zu Alexandrien rezitierte der Komiker Hegesias den Hesiod und Hermophantos den Homer.

Als Haupterbin des Epos hätte man die Kunst müssen gelten lassen, weil sie allein eine stets gegenwärtige neue Schönheit vorzubringen hatte, und der Mythus in Relief und Malerei ewig jung weiterleben konnte; aber nach dem frei Poetischen kommt eben, wie schon gesagt, das Literarische, und auf vermeintlich ergründete Gesetze des Ursprünglichen hin entsteht unvermeidlich das Sekundäre, immerhin reich in seiner Art und mit Zügen des Ursprünglichen versetzt, die wir sonst nicht kennen würden. Ins einzelne läßt sich die Entwicklung vom Gesang zur bloßen Literaturgattung nicht verfolgen, sicher aber ist, daß bei den Griechen „der Hexameter mehrere Jahrhunderte hindurch immer noch die hauptsächliche, kunstgemäß ausgebildete Form der Poesie, Erzählung von Begebenheiten die allgemeine Lust des Volkes war, und daß der

heroische Mythus, wenn man in die Sage der einzelnen Stämme und Städte einging, einen unerschöpflichen Reichtum hatte".

Es war die Bestimmung des Epos, außer durch die bildende Kunst durch andere Dichtungsarten abgelöst und ersetzt zu werden, wenn der Geist der Nation eine andere, unmittelbarere Ausdrucksweise erreicht hatte, wobei eine spätere Erneuerung als gelehrtes Kunstepos immerhin vorbehalten war. Innerhalb seines Hauptsubstrates, des Mythus selbst, erwuchsen ihm zwei Konkurrenten, nämlich derjenige Zweig der höheren Lyrik, der durch Stesichoros und Pindar vertreten ist, und die ganze Tragödie, und in dieser letzteren wiederum sind speziell epische Teile, einzelne Chorgesänge, wie der des Agamemnon, welcher das Opfer Iphigenias darstellt, und sodann die Berichte der Boten — denken wir z. B. an den im koloneischen Ödipus und den im rasenden Herakles —, welche das Erzählende in einer neuen, überaus ergreifenden Form vertreten. Wenn das Drama über die Welt gekommen ist, verliert das Epos seine Jungfernschaft.

5. Das alexandrinische erzählende Gedicht

Das spätere griechische Epos verdient einen Blick, wäre es auch nur, damit man sich überzeuge, wieso es schwer geworden war, auf Homers Pfaden neu oder tüchtig zu sein. Und hier lernen wir nun die Alexandriner in ihren beiden Hauptvertretern, Apollonios von Rhodos und Kallimachos, kennen. Wir beginnen mit dem ersteren, dem Dichter der Argonautika, der unter Ptolemäos Euergetes (247—221) und Philopator (221—204) gelebt hat.

Apollonios sucht vor allem in seiner Diktion und im Bau des Hexameters zu klingen und zu lauten wie Homer, ist aber an sich schon ein sehr mittelmäßiger Dichter, und nun trifft man bei ihm auf ein durchgehendes Mißverhältnis zwischen der feierlichen Eleganz und psychologisch-rhetorischen Ausmalung und den zum Teil uralten und rauhen Motiven, die gar kein poetisches Ganzes bilden. Dazu offenbart sich das damalige Absterben des echt mythischen Gefühles; vergebens sucht er die Leere seiner göttlichen und heroischen Gestalten durch Empfindungen sentimentaler Art in den Hauptverbindungen aufzubessern. Daß sein Sujet eine geographische Reiseroute ist, bietet eine Gefahr, welche auch der Odyssee nahegelegen hätte, die aber Homer glücklich vermied. Apollonios, statt den Stoff zu säubern, der schon viel zu sehr von allen Seiten, auch von den kolonialen Dichtungen her, mit den verschiedensten Bestandteilen und Beziehungen angefüllt war, stopfte ihn mit solchen erst recht voll. So duftet er schon in der Aufzählung der Helden von lauter mythologischer und genealogischer Gelehrsamkeit. Daß man die vielen berühmten Teilnehmer der Fahrt nachher kaum zu beschäftigen wußte, ist freilich ein allgemeiner Übelstand dieses Sujets, dieser rückt aber hier mit der säuberlichen Behandlung dem

Hörer oder Leser hart vor die Augen, während man es in früheren naiven Improvisationen mit denselben nicht so genau mochte genommen haben.

In diesem mit Niedlichkeiten behangenen Gedicht ist das Gegenteil von allem epischen Zuge; aber die mehreren großen Kommentare, wovon die jetzt erhaltenen Scholien nur magere Auszüge sind, beweisen, daß Apollonios nur allzusehr als klassisch galt; noch bei den Römern übersetzte ihm P. Terentius Varro Atacinus frei und bearbeitete ihn Valerius Flaccus.

Der ältere Zeitgenosse des Apollonios und ein dichtender Antiquar wie dieser ist Kallimachos, der Oberbibliothekar zu Alexandria zur Zeit des Philadelphos und Euergetes. Er war ein Polygraph, dessen Bestes, nämlich seine Elegien, untergegangen ist; erhalten aber sind seine den homerischen nachgebildeten Hymnen, die uns nun auf ihrem Gebiete dartun, wie aus Gesang eine bloße Literaturgattung werden kann.

Wesentlich war ihm die saubere Nachahmung der homerischen Sprache, die mythologische, sakrale und geographische Erudition und eine unechte, vehemente Lebendigkeit, die zu dem geringen poetischen Zug einen traurigen Kontrast bildet. Wenn er zwischen dem epischen und dem invokatorischen, allokutorischen Hymnus schwankt, so scheint er freilich eine uralte Form, die schon in den homerischen Apollohymnen reichlich vorkommt, zu erneuern; auch dort kann es (216) der Aöde nicht vermeiden, dem Gotte vorzuerzählen, was dieser selbst getan hat, also besser wissen muß; aber die homerische Invokation ist nicht aus dem bloßen Pathos, sondern eher daraus zu erklären, daß der Sänger während seines Vortrages einem Götterbilde zugewandt war; der Schreibdichter Kallimachos dagegen erzählt invokatorisch, etwa wie die schottischen Prediger, die schon den Inhalt einer ganzen Predigt in das Gebet preßten, und meint offenbar, durch diese beständigen Apostrophen, die er für poetisch feurig hält, sein Gedicht lebendig zu machen.

6. Die Bukolik. — Das späte Epos

Immerhin blieb es auch in alexandrinischer Zeit einem hochbegabten Dichter möglich, in einzelnen Szenen aus dem Mythus durch neue und reiche Behandlung Herrliches zu schaffen, und zwar durch Hervorhebung des Zartsentimentalen, des Reichrealistischen, des Bukolisch-Genrehaften und selbst des Humoristischen. Es ist dies Theokrit, der, etwas älter als Kallimachos und Apollonios, noch ganz unter Ptolemäos Philadelphos gehört.

Drei seiner erzählenden Stücke handeln von Heraklesmythen, sind aber unter sich ungleich und gewiß nicht bloße Fragmente einer Herakleis, sondern besonders gedichtet, es sind der Hylas (XIII), der Herakliskos (XXIV) und der Reichtum des Augias (XXV). Das an den Arzt Nikias gerichtete erste dieser Stücke ist

der betreffenden Partie des Apollonios erstaunlich überlegen; es sei nur an das prächtige Bild erinnert, wie das Versinken des Knaben im Wasser mit einer Sternschnuppe verglichen wird, die ins Meer sinkt, und die Schiffer freuen sich dabei, daß das Zeichen ihnen eine leichtere Fahrt bedeutet. Der Herakliskos gibt ein schönes und höchst lebendiges Bild aus der Jugend des Herakles, indem die Geschichte von den Schlangen, die darauf erfolgte Weissagung des Teiresias und die weitere Erziehung des Knaben erzählt werden. — Der Reichtum des Augias, der am Anfang und am Ende verstümmelt ist und in der Sprache nicht dorisch gefärbt, sondern völlig im epischen Dialekt verfaßt ist, beschreibt in 281 Versen endlos weitläufig, aber sorgfältig die Reichtümer des Augias, das Auftreten des Herakles bei ihm und die Tötung des nemeischen Löwen, welche Herakles dem Sohne des Augias, Phyleus, erzählt; das Gedicht ist von Theokrit, das heißt von seiner sonstigen Behandlung ziemlich abweichend, könnte aber doch von ihm sein.

Eine Idylle ist der an den bereits genannten Nikias gerichtete Kyklop (XI), er besteht fast ganz aus dem Solo einer mythischen Person, nämlich aus der Rede Polyphems an Galatea; ebenso ist das Hochzeitslied der Helena (XVIII) fast nichts als der Gesang eines Chores von zwölf Lakonierinnen. Ein regelrechter Hymnus im epischen, homerischen Sinne, wie besonders das Proömium und der Schluß zeigen, doch unterbrochen von einem Dialog in Einzelversen, sind die Dioskuren (XXII); dazwischen findet sich die ziemlich realistisch-agonale Erzählung des von Polydeukes über den Bebrykenkönig Amykos davongetragenen Sieges und des Kampfes zwischen Kastor und Lynkeus um die Leukippiden. Die Bakchen (XXVI), vielleicht ein um seinen Anfang verkürztes Gedicht, stellen kurz den Untergang des Pentheus dar und schließen mit dem lyrischen Preis des Dionysos. Ein Scherz, indem er auf die Begnadigung des Ebers hinausläuft, ist der meist für unecht geltende „Tod des Adonis“ (XXX).

Vorwiegend episch, insofern es durch den Mund anderer als Einzel- und Wechselgesang Situationen und Hergänge darstellt, ist aber auch noch das Bukolische bei Theokrit. Sein Substrat ist der Gesang sizilischer und unteritalischer Hirten, welcher gewiß von den frühesten Bevölkerungen der Insel und Großgriechenlands herstammte; er kam hier noch bis in unser Jahrhundert vor, und zwar als carmen amoebaeum. Vielleicht aber hatten die Bauern und Hirten überhaupt überall neben ihren ländlichen Götterhymnen, ihren Liedern, Ritornellen usw. den Wettgesang, der durch Abwechseln im Ritornell so überaus leicht entsteht, und wenn es sich nun darum handelte, ihre Gefühlswelt und Anschauung der Dinge darzustellen, so diente hiezu, abgesehen von der Liebesklage, vorwiegend dieser, der sich von selbst zum Agon gestaltet, indem die Hirten sich nach Richtern umsehen. Als dann die Kunstdichter sich

in den ländlichen Gedankenkreis hineinversetzten, fanden sie an ihm eine gegebene Form. Auch der Gebrauch des Hexameters, als des alten Verses für alles, ist echt hirtenhaft und uralt, er hat hier seine besondere „bukolische" Zäsur nach dem vierten Versfuße.

In Sizilien nun, wo sich die Existenz des Hirten frühe schon zu einem kleinen Mythus und einer Idealfigur, Daphnis, gestaltet hatte, begann die bukolische Kunstpoesie schon sehr früh, und zwar heißt es, Stesichoros von Himera habe damit den Anfang gemacht: also ein sehr großer Dichter und Meister der chorischen Lyrik bemächtigte sich auch dieses Elementes; nur können wir nicht mehr ahnen, was er damit angefangen hat. Sodann wirkten jedenfalls die Mimen des im 5. Jahrhundert lebenden Sophron darauf ein, das heißt teils ernste, teils spaßhafte Schilderungen des niederen sizilischen Volkslebens überhaupt, in Gestalt von Gesprächen in dorischer Prosa; sie waren in der Form bedeutend genug, um Plato als Schule für seine Dialoge zu dienen, und Theokrit soll ihm seine zwei wichtigsten Genrestücke aus dem städtischen Leben, die Pharmakeutria und die Adoniazusen, nachgedichtet haben. An das alte Epos dagegen konnte die Bukolik unmittelbar nicht anknüpfen; denn bei Homer waren Eumäos, Melanthios usw. nur zu Worte gekommen, insoweit sie in die Geschichte ihres Herrn verflochten waren, auf den sich die bei ihnen zutage tretende Gefühlswelt bezog; sonst fand sich hier die Gestalt des Hirten nur in Bildern.

Mag es nun mit der Bukolik des Stesichoros gewesen sein wie es will, jedenfalls kam die Gattung erst in einer späten, überreizten und ermüdeten Zeit, nachdem der Mythus schon ziemlich abgeweidet war, zur Blüte, als Reaktion gegen die Weichlichkeit und den Schwulst der sonstigen Poesie. Das Wesentliche aber war, daß mit Theokrit ein bedeutender Dichter kam und die Sache neu ergriff. Er selbst, obwohl noch im Epischen schön, mochte das Gefühl haben, daß es mit dem eigentlichen heroischen Epos und mit den mythischen Stoffen zu Ende sei, und nun nahm er aus dem wirklichen Gesang der Hirtensklaven, was ihm diente, und gab damit seinem Dichten nur ein Substrat, während er doch den schönsten Schein der Naturpoesie erweckte. Während das Bauernleben seit Hesiod von der Dichtung schon didaktisch absolviert war, ist es die so lange geschmähte Helotenpoesie, welche hier scheinbar zu glänzenden Ehren kommt, in einer Zeit, da man sonst keine andere Poesie mehr hat als künstlich nachgemachte und etwa das Epigramm.

Das bukolische Idyll ist nun vor allem keine Dorfgeschichte, sondern die Situation expliziert sich, nachdem sie zu Anfang mit wenigen Worten gemeldet worden ist, in lauter Rede und Gesang, und zwar kommen bei jener mehr die genrehaften Züge des Lebens, bei diesem mehr die Gefühlswelt zum Ausdruck. Beides ist bald monologisch, bald dialogisch. Während z. B. die Pharmakeutria ihre Worte ohne Gesang spricht, enthält das erste Idyll den Einzelgesang

auf Wunsch eines anderen, das dritte besteht ganz aus einem in Ritornellen gehaltenen Ständchen, und neben dem gesprochenen Dialog, wie er meist vorherrscht, finden wir im fünften und achten Idyll den eigentlichen Wettgesang. Die schönsten Gesänge der Hirten sind diejenigen, worin sie ihre eigene oder fremde Empfindung verherrlichen, vor allem im siebenten Idyll, wo sich nicht mehr Wechselgesang, sondern sukzessiver Vortrag von ganzen Liedern findet, oder die, wo das die Gefühle weckende Ereignis im Hirtenleben selbst liegt, wie im ersten Idyll das Verschmachten des Daphnis mit der schönen, vielleicht ganz echt hirtenmäßigen Hyperbel dargestellt wird, daß selbst Hermes und Aphrodite kommen, um den Kranken zu trösten und auszufragen, und daß bei seinem Tod Pflanzen und Tiere aufgerufen werden. Es sind wenigstens nicht Hyperbeln eines Rhetors.

Über das spätgriechische Epos fassen wir uns kurz. Gelehrterweise wurde noch unter den Kaisern und bis in die byzantinische Zeit vieles nachgedichtet. Von dem Erhaltenen gehören die orphischen Argonautika einem Spätheiden der christlichen Zeit, Nonnos, ins 5. Jahrhundert und die angeblich von Musäos stammende Dichtung von Hero und Leander in den Anfang des 6., indem sie bereits Nachahmung des Nonnos verrät. Und dieser hatte für seine Dionysiaka ziemlich alte Vorgänger; schon von Dionysios dem Periegeten, den Suidas in den Anfang der Kaiserzeit setzt, gab es Bassarika, und den nämlichen Stoff hatte Soterichos unter Diokletian behandelt. Ferner dichtete Koluthos aus Lykopolis in Ägypten zur Zeit des Anastasios noch Kalydoniaka in sechs Büchern. Diese sind, wie vieles andere, das von Suidas erwähnt wird, verloren; doch haben wir von dem Verfasser noch das kleine Epos über den Raub der Helena.

Eine besondere Gönnerin des Epos (φιλοεπής) war Eudokia, die Gemahlin Theodosius II., welche den Ependichter Kyros hoch ehrte. Als sie den Hof verließ und nach Jerusalem ging, sah sich Kyros bedroht und wurde Bischof von Kotyäon in Phrygien, wo er bis unter Kaiser Leo lebte. Noch immer wurden, wie wir bald da, bald dort ohne Zeitangabe erfahren, Argonautika und Thebaiden gedichtet; bei der starken philologischen Beschäftigung mit Homer blieb das epische Handwerkszeug leicht und bis spät in Übung. Und vielleicht lebte neben allem schriftlichen und gelehrten Epos noch bis spät in die Kaiserzeit auch ein Rest von Rhapsoden weiter, oder wenigstens öffentliche Erzähler und Improvisatoren, welche neben Liebesgeschichten usw. Götter- und Heroenmythen auf den Plätzen der Städte vortrugen.

7. Die didaktische Poesie

Wie alt sind bei den verschiedenen Völkern Gesetz und Lehre in rhythmischer oder Gesangform? Auch bei den Griechen ist die

alte Voraussetzung für alles Feierliche und Gebietende zugunsten derselben, und Delphi gibt seine Bescheide meist in Hexametern. Aber einen Lehrstand, und zwar einen priesterlich-politischen, wie ihn eine eigentliche Gesetzgebung in poetischer Form voraussetzt, haben die Griechen wenigstens in historischer Zeit nicht gehabt und von den spartanischen Rhetren, deren ohnehin nur ganz wenige waren, ist es zweifelhaft, ob sie prosaische oder rhythmische Gestalt gehabt. Für die didaktische Poesie der Griechen aber handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um rhythmische Sprichwörter und Lebensregeln, und zwar vorzugsweise des Bauernlebens, doch mit Erweiterung ins Gnomische überhaupt.

Und nun mag der Name Hesiodos ein Appellativum sein, jedenfalls waren die Griechen überzeugt von dem Dasein eines ganz bestimmten alten Dichters, welcher als ein zwar von den Musen geweihter, aber weltlicher Lehrer seiner Nation aufgetreten sei und dem damals herrschenden Leben und seinem Gesichtskreis entsprochen habe. Sie hielten es für eine hochwichtige Leistung, daß dies geschehen. Für ihre Vorstellung von dem Dichter mochten sie sich darauf berufen, daß ja an vielen Stellen ganz deutlich ein bestimmter und bestimmt situierter Mensch spricht.

Hesiod ist mindestens so alt wie Homer. Was seine Zeit, sein Land und den Charakter von dessen Volk, seine Heimatstadt, sein Leben und dessen Verumständungen betrifft, so verweisen wir auf die treffliche Darstellung bei O. Müller. Für uns tritt in erster Linie die Frage auf: Wie muß man sich dasjenige zuhörende und memorierende böotische (und hernach das gesamthellenische) Volk vorstellen, welches der Träger dieser Dichtung wurde, als sie vielleicht noch gar nicht aufgezeichnet war? Diese Frage stellen wir uns zunächst für die Werke und Tage und beantworten sie mit Müller dahin, daß dieses Publikum jedenfalls noch keinen Haß gegen das Banausische hatte, und die Griechen noch nicht „aus Landwirten Politiker" geworden waren. Dieses böotische Bauernvolk ist es auch, welches die Sammlung dessen, was vielleicht erst spät bei ihm noch als hesiodisch galt, weiterpflanzte. Es macht dem intellektuell so tief geschätzten Stamm alle Ehre, daß er so vieles aus alter Zeit durch mündliche Überlieferung gerettet hat; zugleich bewies er damit, daß er in alter Zeit eines solchen Sängers würdig und zur Aufnahme von dessen Gesang fähig gewesen.

Wir haben es bei Hesiod mit subjektiver Poesie zu tun, welche in diesem Sinne Gegenpol und Ergänzung der objektiven homerischen ist. Selbst in der Theogonie (1—35) gibt der Sänger umständlich an, wie ihn, den Hesiod, die Musen auf den Helikon berufen und geweiht, und in den Werken und Tagen spricht er als Paränet fast beständig im eigenen Namen, und die Mythen, welche er erzählt (Prometheus, Pandora, die fünf Weltgeschlechter), sind, was die homerischen nie sind, ad probandum erzählte Tendenz-

mythen. So ernst und altertümlich ist das Verhältnis zu seinem nichtsnutzigen Bruder Perses, und vielleicht darf man sagen, daß sich aus dem Konflikte mit diesem Hesiods dichterisches Vermögen überhaupt entwickelt habe. Er will wirklich dessen Willen und Gesinnung bessern, ihn abwenden von der Sucht, sich durch Prozesse zu bereichern und den Entschluß zur Arbeit als einziger Quelle dauernden Wohlstandes in ihm beleben. Mythische Erzählungen, Tierfabeln, Sentenzen usw. sollen den Hauptgedanken recht eindringlich machen. Dann folgt im zweiten Teil, wie Perses, wenn er diesen Weg einschlagen wolle, Arbeit auf Arbeit folgen lassen müsse, nach der Jahresordnung, freilich mit befremdlicher Unterbrechung durch sonstige Haus- und Sittenregeln, und endlich kommen die Ratschläge für die Wahl der zu den Geschäften geeigneten Tage. Dies alles ist paränetisch, ohne einen bukolischen Zug. Hesiod will ja nicht die Reize des Landlebens oder die Gefühle der Bauern besingen. Dies Leben ist ein hartes, und der Bauer hat nicht die Muße des Hirten; auch über das Klima von Askra klagt der Dichter. Echt spartanisch konnte König Kleomenes sagen, Homer sei ein Dichter der Freien, Hesiod einer für Heloten.

Der höhere poetische Zug, der das Ganze über die bloße Lehrabsicht hinaushebt und zusammenhält, ist von O. Müller richtig erkannt als der religiöse: „es sind die Fügungen und Einrichtungen der Götter, die die Gerechtigkeit im Menschenleben schützen, die Arbeit als den einzigen Weg zum Wohlsein gegeben und das Jahr selbst so geordnet haben, daß jegliches Werk seine rechte und den Menschen erkennbare Zeit darin findet", und dabei ist das Ganze, schon von den Eingangsmythen an, vom Pessimismus völlig durchzogen. Während aber die Orientalen das Paränetische und Paränetisch-Gnomische, das wohl im Besitz aller alten Völker ist, in Gestalt einer priesterlichen Gesetzgebung haben, sind die Werke und Tage bei aller religiösen Grundabsicht doch völlig laienhaft, das Privatwerk eines Dichters oder, wenn man will, eines Bauers. Ein König wie Salomo, oder Pseudo-Salomo, will Hesiod nicht sein.

Eine andere Frage ist, wie er im großen seine Dichtung an die Leute brachte und ob er auch Aöde war. Als er bei der Leichenfeier des Amphidamas zu Chalkis im Wettgesang auftrat (652 ff.), muß er als solcher gegolten haben. Aber hier war wohl der Inhalt seiner Dichtung der Ruhm und die göttliche Abstammung jenes Geschlechtes, und so mag auch auch sonst, wo er Episches dichtet, also für die Theogonie, wenn sie von ihm ist, und für die Eingangsmythen der Werke und Tage Aödengesang vorausgesetzt werden. Sonst aber wird das letztere Gedicht nicht Aödenpoesie sein, sondern der Dichter gibt sich darin wesentlich als Landmann; und doch wurde er im vollsten Ernste ein Lehrer der Nation.

Bezeichnend ist, daß der Hexameter bereits auch hier, für volkstümliche Wahrnehmungen, Mahnungen und Regeln der selbst-

verständliche Vers war. Was aber den Stil betrifft, so spricht aus dem Gedichte eine große, altertümliche Naivität. Wir sehen hier den Anfang eines Stils, das Primitive, noch nicht das Ausgeglichene. Hesiod ist viel altertümlicher in seiner Art oder wirkt wenigstens so als Homer in der seinigen.

Der jetzige Zustand der Werke und Tage ist freilich trümmerhaft. Eine lange, bloß mündlich fortlebende paränetische Poesie schrumpft ein, während eine epische sich erweitert, daher man denn wohl bei der schriftlichen Aufzeichnung nur noch einen sehr ungleich erhaltenen Hesiod vorgefunden haben mag, und diese Aufzeichnung selbst fand spät statt und war ungleich und zum Teil willkürlich fragmentarisch. Man wollte in dem Gedichte haben, was zum Vorrat dieser populären Poesie gehört haben mag — gleichviel ob es in seiner jetzigen Form Hesiods Worte enthielt oder nicht; was aber vielleicht jedermann vorrätig haben wollte, war ein Anruf an die Musen zum Preise des Zeus, das Lob der guten Eris, das heißt des Agons im Bauern- und Bürgerleben, eine Klage, daß die Götter den Menschen die Nahrung verdarben, samt dem Mythus von Prometheus und Pandora, der gewiß sehr populär war und hier reicher als in der Theogonie gegeben ist, sodann ein Gesang über die verschiedenen (hier fünf) Menschenalter als lautes Programm des Pessimismus. Das übrige ist Paränese im weitesten Sinn des Wortes, von sehr verschiedenem Stil, und darauf (auch zwischen hinein) kommen die Regeln des Bauernlebens. Dies alles muß dem Volkssinne völlig gemäß gewesen sein, indem es sich sonst in der mündlichen Überlieferung nicht erhalten hätte; die jetzige Anordnung freilich ist teilweise ganz irrationell. — Die Tagewahl am Schlusse besteht zum Teil aus versus memoriales, die im Munde der Landleute am Leben waren, auch wenn kein bestimmter Dichter sie geschaffen.

Die Theogonie, von deren religionsgeschichtlicher Bedeutung in diesem Werke früher die Rede war, ist, wenn sie auch bei den Böotern nicht als sicher hesiodisch galt, und so verschieden ihr Inhalt ist, mit den Werken und Tagen gleichwohl auf alle Weise nahe verwandt. Auch hier haben wir es mit einem wirklichen Didaktiker, einem Lehrer seiner Nation zu tun; und zwar ist es ein böotischer Sänger, sei es Hesiod selbst oder ein Abkömmling von ihm oder ein Sänger seiner Schule — weitere Rhapsodenzutaten, z. B. in der Titanomachie, mögen vorbehalten sein —, welcher neben Epos und Hymnus eine dritte Gattung hinstellt: die Kosmogonie und die für die Griechen davon untrennbare Theogonie, und damit eine Darstellung der Kausalität, der Ableitung des Reiferen und Vollkommeneren durch Zeugung gibt.

Schwierig und meist unmöglich ist es, den Verfasser als Denker und Dichter zu beurteilen; man weiß nie sicher, was schon vor ihm vorhanden war. Bei den Griechen wurde er immer mit Homer

parallel, in gleich hohen Ehren genannt und vorgetragen. Sie trauten ihm zu, daß er das Ganze geschaffen habe; er selbst betont auf das höchste die Inspiration durch die Musen, welche als die wahren Offenbarerinnen gelten sollen. Auch hier ist die Poesie vollkommen laienhaft; hätten Priester die Hände darin gehabt, würde alles anders lauten. Allermindestens lernen wir in den ausgeführten Partien einen großen Darsteller kennen, und groß altertümlich, bisweilen nur düster andeutend ist die Ausdrucksweise in der ganzen Art, wie sich die Urmächte, z. B. Gäa (159 ff.) regen und äußern, halb als Urgewalten, halb als bewußte oder wie in düsterem Traum sich bewußt werdende Individuen. Es herrscht eine ähnliche wilde Pracht wie in der Edda.

Gewiß brachte der Dichter mit der öffentlichen Rezitation eine gewaltige Wirkung hervor, wie etwa Homer mit der Nekyia. Er, und vielleicht er allein kam dem größten Bedürfnis der Nation entgegen, denn alles spätere Didaktische steht schon in betreff des Gegenstandes viel tiefer und kann auch in der Darstellung nicht mehr jene urtümliche Macht entwickeln; während die Theogonie noch zur Nation redet, ist es bloßes Literaturprodukt und nur kleineren Kreisen bestimmt, nicht mehr von ferne in demjenigen großen und innigen Bezug zum nationalen Geiste, der aus ihr spricht. Sie ist aber auch jedenfalls von den Rhapsoden viel gesungen worden, mehr als die Werke und Tage, da sie sangbarer als diese ist; diesem Umstande haben wir auch ihre genauere Überlieferung zu verdanken.

Die Philosophie entsagte gleich von Anfang an dem Verse, und die älteste aufgezeichnete griechische Prosa, die vorhanden ist, sind ein paar philosophische Sätze des Pherekydes von Syros. „Überhaupt hängen Prosa und schriftliche Aufzeichnung so eng zusammen, daß man wohl behaupten darf, wenn bei den Griechen die Schrift früher in allgemeine Übung gekommen wäre, würde die Poesie nicht so lange die einzige Bewahrerin des edleren Lebens der Nation geblieben sein." Doch ist es wohl nicht richtig, ihre Annahme zugleich damit zu motivieren, daß es sich hier eben um Äußerungen für wenige, nicht um Vortrag bei Festen und Spielen gehandelt habe. Die Prosa der öffentlichen Rede vor Volksversammlung und Gericht ging doch an viele, und zwar von jeher; bei den Philosophen aber wird die Prosa den Vorzug eher wegen ihrer Präzision bekommen haben, und einige von ihnen wandten den Hexameter dennoch auf die Philosophie an, weil sie sich dem Gedächtnis besser fixieren wollten; auch ließ wenigstens Empedokles seine Weihesprüche in Olympia durch einen Rhapsoden vortragen.

Übrigens ist die Prosa, in welche Pherekydes eine wildgewachsene, offenbar mit der orphischen verwandte Theo-Kosmogonie kleidet, noch gewaltsam poetisch genug: „Zeus und Chronos und Chthonia (die Urerde) waren von Ewigkeit. Chthonia heißt Ge, seit Zeus

ihr die Ehre gegeben . . . Weiterhin wandelt sich Zeus in Eros, da er die Welt aus dem Urstoff in schöne Ordnung umbilden will; er bildet ein großes und schönes Gewand, darauf malt er Erde und Ogenos (Okeanos) und die Häuser des Ogenos und breitet das Gewand über eine geflügelte Eiche." In ähnlicher Weise ist auch die Prosa des Heraklit voll gewaltsamer Bildlichkeit, nachdem eine schlichte Prosa bereits mit Anaximander und Anaximenes begonnen hatte.

Von den Philosophen nun, die sich des Verses bedienten, verfaßte Xenophanes (um 500 v. Chr.), abgesehen von seinen historischen Gedichten und Elegien, ein episches Gedicht über die Natur, das er selber an Festen und wohl auch sonst vortrug. Bei ihm erklärt sich die poetische Form gegenüber von der Prosa der Ionier durch die begeisternde Grundidee der eleatischen Schule, den Theismus-Pantheismus des „Ein und Alles" (ἕν καὶ πᾶν). — Auch Parmenides, der vielleicht noch sein Schüler war, faßte seine Lehre vom Sein, so abstrakt sie ist, in die hexametrische Form. Der Titel lautete auch hier: „Von der Natur"; er führte zum Teil die Dike, als ihn belehrend, als redende Offenbarerin ein, und die Einleitung, bis er zu Dike gelangt, ist sehr großartig. — Ebenso hieß das Werk des Empedokles von Agrigent, der erweislich erst um 444 blühte, „Von der Natur". Er geht wieder in eine gewaltsam mythische Ausdrucksweise zurück als der letzte, der dies so vermocht hat; denn die vorhandenen orphischen und poetisch pythagorisierenden Reste sind meist spät und auf alle Weise verdächtig. In Prosa wäre er kaum denkbar. Er beginnt mit Jammer als ein wegen Verbrechens zu einer Seelenwanderung von 30.000 Jahren verurteilter Gott, der schon Knabe, Mädchen, Pflanze, Vogel und Fisch gewesen und nun auf dieser Erde voll Bosheit und Unglück wandern müsse. Auch seine eigentliche philosophische Lehre, die Leugnung des Neuentstehens zugunsten der ewigen Wandlung ist noch stark bildlich. Außerdem hat er (wie Lucrez) einzelne umständlich ausgeführte Bilder, wie das von den Malern (134), das von der Laterne (220), das von der Wasseruhr (350).

Die Gewöhnung an den Hexameter und die Wünschbarkeit des Vorlesens in Gegenwart vieler und wohl auch der leichteren sachlichen Einprägung in der Art der versus memoriales, vollends aber der Wunsch der späteren Gelehrten, zugleich elegant und Dichter zu sein, verbunden mit der großen Leichtigkeit des Hinwerfens, rief nun eben den Prosaabhandlungen auch fortwährend poetische Bearbeitungen aller möglichen Stoffe hervor. Natürlich ist dabei der Ernst des Lehrens lange nicht so groß und tief als bei Hesiod, geschweige daß diese Lehrdichter in einem gleichen Verhältnisse zur Nation gestanden hätten. Von derjenigen inneren Notwendigkeit, welche ihn und die Poeten-Philosophen antrieb, von dem halbethischen Lehramt in der Dichtung ist hier keine Rede mehr; an

dessen Stelle hat sich ein für Spezialisten Wissenwürdiges gedrängt in mühsam gelehrter Behandlung, und die Poesie wird sich unvermeidlich mit schönen Episoden schadlos gehalten haben. Ob hier schon von einer gewollten Popularisierung der Wissenschaft zu sprechen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wußte jedermann, daß neben diesen Gedichten, welche den Anspruch machten, eine Wissenschaft zu überliefern, auch eine präzise und schulmäßige Überlieferung von ganz anderem Ernst existiere. Merkwürdigerweise werden neben diesen Dichtern Schriftsteller erwähnt, welche umgekehrt den Mythus nicht episch, sondern in Prosa behandelten; so der Sage nach schon Aristeas von Prokonnesos in seiner Theogonie, ein Dionysios von Mytilene in seinen Argonautika usw.

Es gab nun eine astronomisch-astrologische Poesie, die nach einer dunklen Stelle Herodots ihren Ursprung in Ägypten gehabt haben soll. Die Phainomena des Aratos aber, der im 3. Jahrhundert unter Antigonos Gonatas dichtete, enthielten von Astrologie nichts und hatten dafür in den Diosemeiai einen meteorologischen Anhang. Sie waren nichts als eine poetische Umarbeitung eines Werkes von Eudoxos, die dem Dichter von seinem Könige aufgetragen war, haben aber viele Bewunderung erregt und wurden von Cicero, Varro Atacinus, Germanicus und Avienus ins Lateinische übersetzt; auch sind noch vier Kommentare erhalten. Die Astrologie stellte sich dann bei dem späten Pseudo-Manetho und dem Römer Manilius im Lehrgedicht wieder ein.

Ein bedeutender Lehrdichter war Nikandros von Kolophon, derselbe, der durch seine Heteroiumena (Metamorphosen) Ovid die erste Idee zu seinem Gedichte gab. In seinen Theriaka und Alexipharmaka, welche reichlich kommentiert worden sind, eröffnete er die medizinische Poesie, worin er unter anderem in der Kaiserzeit in Marcellus von Side einen Nachfolger bekam, der die ärztlichen Dinge in nicht weniger als 42 Büchern in Hexametern behandelte. — Der nämliche Nikandros steht aber auch als Verfasser seiner (verlorenen) Georgika, die Virgil mehrfach benützt haben soll, an der Spitze der den Landbau behandelnden Dichter (Geoponici und Georgici). — Jagd und Fischfang wurden von den Kynegetikern und Halieutikern besungen, von welchen letzteren Athenäus (I, 22) ein (auch die Prosaschriftsteller enthaltendes) bis auf Oppian gehendes Verzeichnis gibt. — Auch Geographie in dichterischer Form gab es: Dionysios, der Perieget, dichtete in der Kaiserzeit seine Weltbeschreibung. Das Beste in dieser Gattung hat der Römer Ausonios in der Mosella geleistet.

Und nun endlich das poetische Kochbuch. Seinen Ursprung hat es in Sizilien, wo zuerst ein von Plato erwähnter Mithaikos ein Werk über die heimatliche Küche verfaßt und Epicharmos seine Komödien gedichtet hatte, deren Fragmente zu drei Vierteln vom Essen handeln. Hier verfaßte schon ein Zeitgenosse des jüngeren

Dionys, Archestratos von Gela oder von Syrakus, der für diese Kunde sogar weit in der Welt herumgereist war, im ernsthaftesten, gebietenden Lehrtone des Hesiod und Theognis seine Hedypatheia, d. h. gastrologische Regeln und Beschreibungen aller möglichen Eßgegenstände. Andere folgten ihm nach. So gab es ein Gedicht über eingepökelte Fische, das Euthydemos von Athen dem Hesiod zuschrieb; ferner werden ein gewisser Numenios als Verfasser einer poetischen Kochkunst (ὀψαρτυτικά) und ein Rhodier Timachidas genannt, der einen ähnlichen Stoff in elf Hexameterbüchern behandelte. Ein berühmtes „Gastmahl" hatte, wie früher erwähnt, den Homer-Parodisten Matron zum Verfasser. Schon in die Zeit des älteren Dionys gehört der Dithyrambiker Philoxenos, ein berühmter Fresser und Abenteurer, dessen „Gastmahl" aber nicht die epische Form, sondern die des Dithyrambos hatte, zu geschweigen von anderen Autoren, von denen nicht sicher ist, ob sie sich der Prosa oder der Poesie bedient haben.

Man wird bei diesen Didaktikern, soweit wir sie kennen, immer wieder einzelne Elemente großer Schönheit finden, die uns sagen, daß wir es mit einer feinfühligen Nation zu tun haben, die hier ihr Übermaß von Schönheitssinn ausgibt.

III. Die Musik

Ehe wir vom Hexameter zum Distichon übergehen, wird es zweckmäßig sein, in möglichster Kürze von der griechischen Musik zu handeln. Und hier möge nun von vornherein zugegeben werden, daß es schwer, ja unmöglich ist, sie uns wahrhaft zu vergegenwärtigen. Aber von den Griechen selbst wurde ihr Betrieb als eine Lebensfrage ersten Ranges behandelt, durchweg an den Mythus angeknüpft und als etwas Gesetzliches betrachtet nicht nur im Sinne des Stils, sondern sogar im politisch-religiösen Sinne. Dabei war uralt die Verbindung von Poesie, Musik und Tanz in den gottesdienstlichen Chören und sicher auch schon im alten Volksgesang.

Fragen wir nun, von welchen Anschauungen und Tatbeständen der heutigen Musik wir abstrahieren müssen, wenn wir eine Vorstellung von der griechischen gewinnen wollen, so ergibt sich folgende Antwort: Die Leute sangen zunächst nicht aus Heften, sondern frei und waren daher imstande, sich im Singen zu bewegen. Ferner müssen wir auf die Meinung verzichten, daß unser Tonsystem selbstverständlich sei. Vielmehr ist alles, was mit der Distanz der Töne zusammenhängt, zeitlich wandelbar und verschieden und wir müssen uns andere Skalen als die unserigen und eine andere Messung der Tonintervalle vorstellen können. Daher haben wir auch zu abstrahieren von aller heutigen Harmonie, ja vielleicht von der Mehrstimmigkeit überhaupt. Was sodann das Materielle der Komposition betrifft, so müssen wir abstrahieren von der stetigen Neuerfindung von Melodien (womit es ja auch heute allgemach

mager aussieht), und ebenso von aller der umständlichen polyphonen Kunst, auch der der thematischen Verarbeitung. Endlich betreffs des äußeren Effekts müssen wir uns hinwegdenken aus der Welt unserer modernen Blechinstrumente und uns andere Ohren vorstellen als unsere vergeigten, verblasenen, zertrommelten, von den Lokomotivpfiffen nicht zu reden. Das griechische Ohr, für dessen Feinheit wir in der Metrik ein allgemeines Zeugnis haben, muß von einer für uns kaum vorstellbaren Empfindlichkeit gewesen sein, wenn Instrumente mit Darmsaiten, welche nicht gestrichen, sondern nur gegriffen oder mit dem Plektron gespielt wurden, in riesigen, völlig besetzten Theatern hörbar sein sollten, wie dies das Auftreten des Kitharöden daselbst voraussetzt, oder wenn, wie bei den Spartanern außer dem Flötenspiel auch das Spiel der Lyra als Marschmusik dienen sollte.

Vor allem lebte nun im Volke eine größere Anzahl von alten, konstanten Melodientypen, sogenannte Nomoi, die wir uns etwa zu denken haben wie die Irish melodies, welche ja alle einen Typus variieren, aus denen sich aber einzelne durch besonderen Rhythmus emporheben. Noch aus dem späteren Altertum werden uns dreizehn Benennungen von einzelnen volkstümlichen Flötenmelodien namhaft gemacht, die zum Tanze gespielt wurden, dieselbe Quelle gibt aber auch eine Liste von Liedern, und zwar führen dieselben teils ihren Namen nach Verrichtungen oder Beschäftigungen, wie der Gesang beim Mahlen (ἰμαῖος oder ᾠδὴ μυλωθρῶν), der Weberinnen (ἔλινος), der beim Wollespinnen (ἴουλος), die der Säugenden (καταβαυκαλήσεις), der Schnitter (Λιτυέρσης), der Feldtagelöhner, der Bader, der Kornstampferinnen und der der Sage nach von dem sizilischen Hirten Diomos erfundene Rinderhirtengesang (βουκολιασμός). Auf besondere Anlässe bezog sich das Hochzeitslied (ὑμέναιος) und der Trauergesang (ἴάλεμος oder ὀλοφυρμός), andere paßten für die Andacht zu bestimmten Gottheiten, wie Demeter und Persephone, Apoll und Artemis; wieder andere hatten ihren Namen nach einem liebenden oder geliebten Wesen: Den ohne Erwiderung liebenden Mädchen Eriphanis, Kalyke und Harpalyke und dem mariandynischen Bormos, der in der Quelle verschwunden war, als er den Schnittern wollte zu trinken holen, einer Parallelgestalt des Hylas. Hieher gehört auch das Ailinon, d. h. die Klage der Sänger um Linos; doch wurde dieser Name auch für den musikalischen Ausdruck beglückter Stimmung gebraucht.

Schon im Hexameter war zwar der Rhythmus merkwürdig klar und schön auf die Quantität gegründet, und bei Homer stellt sich dieser Vers in allen möglichen Arten von Schönheit und Lebendigkeit dar. Aber das griechische Wort in Verbindung mit dem Ton gestattete noch unermeßlich viele andere Gestaltungen, die freilich unser Ohr kaum noch nachfühlen kann, eine Welt von Metren und Strophen.

Das Allverbindende für beide Künste unter sich und mit dem Tanz war nun freilich die Metrik, die wir aus den Texten noch so gut wie möglich erraten. Allein erst ausgemessene Tonleitern und artikulierte Intervalle machen eine Tonsprache möglich, und nur in Verbindung mit einem allgültigen Tonsystem konnte dieser Welt von Formen zum panhellenischen Dasein verholfen werden; dazu aber bedurfte es eines großen Musikers.

Dies war Terpander von Lesbos, der „Menschenerfreuende", wie sein Name sagt, „welcher die verschiedenen Sangweisen, wie sie sich in verschiedenen Landschaften nach dem Antrieb musikalischer Stimmungen auf ganz natürlichem Wege gebildet hatten, nach Kunstregeln ordnete und ein zusammenhängendes System daraus bildete, an dem dann die griechische Musik bei aller Erweiterung und überkünstlichen Ausbildung, die ihr später zuteil wurde, immer festgehalten hat". „Er erfand die siebentönigen Leitern, welche gesetzlich sich auseinander entwickeln und einen geschlossenen Kreislauf bilden", eine Tatsache, die ihren Ausdruck darin findet, daß er aus der bisher viersaitigen Lyra eine siebensaitige machte.

Terpander als Lesbier wurde in der Musik der Vermittler zwischen Kleinasien und Hellas; er ist der Anfänger der großen Entwicklung, welche sich außer an seinen Namen hauptsächlich an den des Olympos, Thaletas und Sakadas und in der jüngeren Generation an den des Philoxenos und Timotheos knüpft. Dabei ist für die Griechen bezeichnend, daß sich sofort auch hier die Form des Agons einstellt. Terpander siegte in Sparta sogleich bei der Einführung der musischen Agone am Feste des Apollon Karneios (676 v. Chr.), ein Sieg, welcher ein sehr entscheidendes Faktum gewesen sein dürfte, denn wir finden Terpander später (von 645 an) als Gesetzgeber der Musik in Sparta, und die Nachricht, daß er später noch viermal in Delphi gesiegt habe, wo diese musikalischen Agone anfänglich die einzigen waren, beweist, obschon sie auf Erfindung beruht, welche Bedeutung man seinem agonistischen Auftreten beimaß; auch Olympos und Sakadas werden mit den pythischen Spielen in Verbindung gebracht. Und neben diesem agonistischen Betrieb ist die frühe und ernste Spezialisierung zu beachten, indem die Genossen des einen nur Päane, die des anderen nur Ortien, die des dritten nur Elegien schufen.

Auch die Melodien dieser Meister hießen nun Nomoi. Ihren Namen führten dieselben nach den Verfassern, indem man vom terpandrischen, polymnestischen usw. Nomos sprach, und dann speziell nach Stämmen (der böotische, äolische Nomos Terpanders) oder nach Metren und musikalischem Charakter (der trochäische, orthische usw.). Daneben ist von drei Tongeschlechtern (γένη), dem diatonischen, dem chromatischen und dem enharmonischen, die Rede, in welchem letzteren Vierteltöne (διέσεις) vorkommen. Die Unterabteilungen der Geschlechter sind die Tonarten, welche

Tropoi, Harmoniai, bei Plutarch auch Tonoi heißen, die ernste dorische, die rauschende phrygische und die weiche lydische. Erst nach Terpander entstanden dann noch die ionische und die äolische — noch Anakreon brauchte nur die drei alten — und allmählich kamen zu diesen fünfen noch zehn Nebentonarten, welche verschiedenen Erfindern beigelegt wurden. Um uns vorzustellen, wie dies alles nebeneinander Platz gehabt, müssen wir eben annehmen, daß das griechische Ton- und Gehörsystem ein anderes gewesen sei als das unsere. Auch dieses letztere kann einem künftigen Jahrtausend vielleicht unverständlich sein, so daß Komponisten wie Mozart und Beethoven, wie Terpander, nur noch auf Kredit hin genannt werden.

Jedenfalls war bei dieser Musik eine Harmonie in unserem Sinne nicht vorhanden, denn wegen der „unrichtig" oder vielleicht besser gesagt, wegen der nach einem anderen System gemessenen Terzen fehlte jeder Dreiklang; die einzige Begleitung war die Oktave und der Einklang; und die Instrumente folgten vielleicht nur der Melodie. Vielleicht dürfen wir sagen, daß das Rhythmische mehr ausgebildet gewesen sei als das Melodische; doch könnten wir uns auch hierin wie in so vielen anderen Fragen irren, welche diese stillgewordene Musik stellt.

Terpander komponierte Hexameter. Er richtete Stücke aus Homer für Gesang mit Kithara (Kitharödien) ein und dichtete auch Proömien in dieser Art; aber erweislich hat er auch schon sehr verschiedene Metren behandelt. Ob er selber schon eine Notenschrift erfunden hat oder ob seine Nomoi erst nach langer mündlicher Überlieferung, etwa im 4. Jahrhundert, aufgezeichnet worden sind, lassen wir dahingestellt; die spätere Zeit kannte nach der Überlieferung des Alypios (im 4. Jahrhundert v. Chr.) eine aus Haken und wenigen Buchstaben bestehende ältere Notenschrift für das Instrumentale und eine jüngere, aus lauter Buchstaben bestehende für den Gesang; aber noch im 4. Jahrhundert vor Christus war die Notenschrift nur fähig, die Tonhöhe anzugeben; für die Zeitdauer scheint man sich auf die Quantität der Wortsilben verlassen zu haben.

Der Kithara wurde die Flöte durch den Phrygier Olympos ebenbürtig, den Erfinder des enharmonischen Tongeschlechts und derjenigen schwungvollen und feurig bewegten Rhythmen, bei denen Arsis und Thesis im Verhältnis von 3 zu 2 stehen (γένος ἡμιόλιον). „Durch die Flöte gewann die Musik eine größere Freiheit. Es war viel leichter, ihre Töne zu vervielfältigen als die der Kithar, zumal da die alten Flötenspieler gewohnt waren, auf zwei Flöten zu spielen." Olympos, den wir mit O. Müller etwa in die Zeit zwischen 660 und 620 setzen möchten, war der Schöpfer auletischer Nomoi, d. h. reiner Flötenmelodien (meist zu Ehren von Göttern). Es waren meist „heftige und leidenschaftliche Trauerweisen", wie z. B. die, welche er in Delphi auf den getöteten Python in lydischer

Tonart blies; doch gab es von ihm auch Ruhig-Heiteres und Schwärmerisch-Begeistertes. Bei alledem war er selbst vielleicht gar nicht Dichter, sondern kann alles ohne Gesang, durch Flötenspiel dargestellt haben. Die Flöte galt dann wesentlich als das dionysische Instrument, während die Lyra und die Kithara apollinisch waren. Doch gab es auch außer jenem Nomos des Olympos eine pythische Flötenmusik ohne Gesang, welche Sakadas in Delphi vortrug, ja an der ersten Pythiade wurde auch die Aulodie, d. h. die Verbindung von Gesang und Flötenmusik zugelassen.

Wir übergehen die übrigen Instrumente, die Syrinx, die von Ibykos erfundene Sambyke, die Magadis, das Krembalon usw. Wenn auch in der späteren Zeit die Blasinstrumente so stark vertreten gewesen sein mögen wie heute, so war doch im ganzen beim Fehlen aller Streichinstrumente der Reichtum an Instrumenten, d. h. an einzelnen Klangfarben, ein höchst mäßiger. Nur mit einem Worte möge auch der Verbindung von Flöte und Lyra (ἔναυλος κιθάρισις), deren Erfindung der Schule eines gewissen Epigonos (in unbestimmter Zeit) zugeschrieben wird, sowie der Wirkung gedacht sein, die man in späterer Zeit durch massenhafte Verwendung desselben Instruments erzielte; Athenäos berichtet, daß bei dem Festzuge des Philadelphos ein Chor von 600 Mann aufgetreten sei, worunter 300 Kitharisten mit vergoldeten Kitharen und goldenen Kränzen waren. Immerhin genoß die Verbindung der Menschenstimme mit dem Instrument einen gewissen Vorzug vor der bloßen Instrumentalmusik; der Kitharöde wenigstens stand über dem Kitharisten, und noch in später Zeit schien nur der Gesang des Kranzes fähig.

Ihre stärkste Betätigung fand aber die Menschenstimme in der Masse von Chorliedern, wozu der Kultus den Anlaß bot. Hier muß das griechische Wort mit dem Ton eine metrisch melodische Verbindung eingegangen sein, wovon wir jetzt kaum mehr etwas ahnen können; es wird uns unbegreiflich bleiben, wie das Metrische bei seiner enormen Ausbildung doch völlig populär sein konnte.

Auch die Hebung des Chorgesanges knüpft an einen Musiker an, der, wie Terpander, von auswärts nach Sparta kam, nämlich an den Kreter Thaletas, der um die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts dahin geladen worden war, um in der unruhigen Stadt den Frieden zwischen den Bürgern herzustellen, nach einer anachronistischen Sage aber schon Lykurgs Lehrer gewesen sein sollte. Seine kretischen Präzedentien können ebenso der feierliche, ruhige Apollsdienst wie der orgiastische Zeusdienst mit seinen wilden, rauschenden Tanzweisen und dem Waffenlärm der Kureten gewesen sein; jedenfalls hatten die alten kretischen Kulte etwas Kathartisches an sich. In Sparta vervollkommnete er die von Terpander eingerichtete Musikordnung; er schuf besonders Päane (Preislieder auf Apollon) und Hyporcheme, das heißt Nachbildungen mythischer Handlungen durch Rhythmus und Gesten des Tanzes. Hiefür benutzte er außer

seiner kretischen Tradition auch Musik und Rhythmik des Olympos. Schon der Päan wurde dadurch stärker belebt; noch munterer und lebhafter aber muß man sich die Hyporcheme denken. Sparta wurde ein Hauptort des Tanzes, und zwar für beide Geschlechter; an den Gymnopädien ahmten die Knaben die Bewegungen des Ringkampfes und Pankrations nach, gingen dann aber in die wilderen bakchischen Tanzweisen über; auch die Pyrrhiche, der Waffentanz, ein Lieblingsreigen der Kreter und Lakedämonier, wurde von den Musikern dieser Schule, besonders von Thaletas, ausgebildet; dieser dichtete hyporchematische Kompositionen zur Pyrrhiche in schnellen, flüchtigen Rhythmen, und ebenso erfand Hierax von Argos, der Komponist berühmter Weisen für die argivischen Anthesphorien, die Melodie für einen Tanz, der das Pentathlon darstellte, während von einem anderen Meister jener Zeit, dem epizephyrischen Lokrer Xenokritos berichtet wird, daß er eine besondere lokrische oder italische Tonart erfunden und Dithyramben mit Stoffen aus der heroischen Mythologie komponiert habe.

Von der Massenhaftigkeit dieser Chorgesänge machen wir uns nun kaum eine Vorstellung. Sowie eine Polis einem namhaften Gott irgend etwas zu senden, zu sagen oder ihn zu fragen hat, schickt sie außer ihren Theoren, wenn sie es vermag, auch noch einen Chor mit einem eigens gedichteten und komponierten Liede hin, das er, beim Altar anlangend, zu singen hat, dem sogenannten Prosodion. Schon von den Messeniern erfahren wir, daß, als sie unter ihrem siebenten Könige zum erstenmal dem Apoll nach Delos ein Opfer schickten, ein Chor von Männern mitging, dem Eumelos, der angebliche Urheber auch der Inschrift des Kypseloskastens, das Prosodion gedichtet und eingeübt hatte, und im 5. Jahrhundert komponierte Pronomos, der Lehrer des Alkibiades, für die Chalkidier, am Euripos unter anderem wiederum einen Gesang als Prosodion für Delos. Namentlich wurden zu großen Festagonen und zu berühmten Tempeln auch Knabenchöre gerne mit Opfern gesandt. In der Folge bestand dann der Kultluxus großer Städte noch immer nicht darin, daß ein Chor Verschiedenes gesungen, für mehr als eine Melodie existiert hätte, sondern eine Menge von Chören trat nacheinander auf, und die panhellenische Ausgleichung, d. h. das Nachsingen des Trefflichen anderswo als am Ort der Entstehung oder des betreffenden Festes, erfolgte wohl erst spät. Das Einüben der Chöre mag jahrhundertelang ohne Notenschrift, durch bloßes Einsingen und Einmusizieren, etwa mit der Flöte, vorgegangen sein. Jedenfalls aber ergab sich so ein ganz großer populärer Betrieb der Musik; Polyb, der allen Ernstes die verbrecherische Verwilderung der arkadischen Kynäthier davon herleitet, daß sie ausnahmsweise die Musik aufgegeben hätten, und ihnen nachträgliche Besserung wünscht, gibt uns davon (IV, 20 f.) für das übrige Arkadien seiner Zeit folgende Vorstellung: Die Musik wurde gesetzlich von jedermann bis

in das dreißigste Jahr betrieben; die Kinder lernten von klein auf die Hymnen und Päane an die Heroen und Götter des Landes, dann die (modernen) Melodien des Philoxenos und Timotheos, nach welchen Knaben und Jünglinge jährlich im Theater unter dionysischem Flötenspiele die Reigentänze aufführten. Ferner herrschte bei den geselligen Vereinigungen lauter Wechselgesang; denn, da jedermann singen lernte, durfte sich niemand weigern, zu singen. Außerdem wurden Embaterien (Marschgesänge) mit Flötenspiel und in Marschbewegung sowie jährlich (offenbar besonders kunstreiche) Tänze der jungen Leute in den Theatern eingeübt. Auch Chöre von Jungfrauen gab es, und das alles, weil in dem rauheren Himmelsstriche die Musik zur Milderung des ganzen Lebens unentbehrlich schien. Übrigens lernte auch in Sparta und Theben jedermann das Flötenspiel, und ebenso in Athen, wenigstens bis Alkibiades es durch seinen Widerwillen aus der Mode brachte.

Bei dieser Masse von Chören und der sonstigen Beschäftigung mit der Musik mußte das ganze Volk, wie schon früher gesagt, von Jugend auf musikalisch sein und den einzelnen Kitharöden, Kitharisten, Aulöden usw. eine gewisse Kennerschaft entgegenbringen. Dabei erhielt sich im Opferdienst neben dem Hochentwickelten das Primitive vielleicht sehr lange, und z. B. in den Tempelritualien konnte sich das Uralte behaupten zu einer Zeit, da die Festchöre sonst dem Zeitgeschmack folgten. Sicher ist, daß bei allen Schranken, in welche diese Kunst durch den Mangel eines Dreiklangs, das späte Aufkommen und die Unvollkommenheit der Notenschrift, die verhältnismäßige Armut an Instrumenten usw. gebannt war, eine hohe Vollendung erreicht wurde, indem sonst die Musik nicht in Parallele mit dem Allerwichtigsten aus dem ganzen übrigen Leben aufträte.

Hier ist nun auch über den Tanz zu sprechen, der wiederum ein äußerst reiches Phänomen der griechischen Kunst darstellt. Sein Ursprung wird übereinstimmend im Mimischen gesucht, wo ihn auch unser Tanzwesen hat. Aber von diesem letzteren ist hier gänzlich zu abstrahieren. Die Zusammenbewegung vieler ist bei den Griechen viel individueller durch die Gesten, welche sich bei südlichen Völkern von selbst ergeben, und die hier in kunstreichen Pantomimen ihren Gipfel erreichen. Zusammen mit dieser Mimik aber, die in der mimetischen Bewegung des ganzen Leibes ihren Ausdruck findet und wobei auf ein großes pantomimisches Verständnis der Zuschauer gerechnet werden darf, ist dem Griechen das rhythmische Gefühl in hervorragendem Maße angeboren, und so bildet sich aus Rhythmik und Mimik stets von neuem der Tanz.

Über seine Geschichte gibt Athenäos ein buntes Vielerlei von Notizen, offenbar schon fast ganz ohne eigenes Verständnis und Anschauung, mit falschen Ideen, wie z. B. der (26), die alten bildenden Künstler hätten sehr die Gestikulation (offenbar der Men-

schen überhaupt) studiert und die schönen und edlen Bewegungen gesucht; diese habe man dann (also von Statuen und Gemälden her) in die Tanzchöre und von diesen in die Palästren übertragen. Wichtig ist vor allem, daß auch diese Kunst hie und da aus der mythischen Zeit hergeleitet wird, wie dies beim Geranostanz der Fall ist und bei der Art von Tanz, die nach dem lakedämonischen Karyä ihren Namen (καρυατίζειν) hatte und auf die Dioskuren zurückgeführt wurde.

Wir haben es nun zuerst mit einigen weitverbreiteten Tänzen zu tun. Diese haben ihren Namen teils nach einzelnen Gegenden, denen sie ursprünglich angehören, teils nach speziellen Kulten; einzelne Namen sind auch mimetisch, wie das „Kornausschütten", die „Schuldaufhebung", die „Eule" usw. Allgemein üblich war der Waffentanz, die Pyrrhiche, die man als Vorübung des Krieges betrachtete und die in Sparta, wo sie sich am längsten behauptete, schon von den fünfjährigen Kindern geübt wurde, ferner die von den Knaben nackt getanzte Gymnopädike, welche wie eine Darstellung der Palästraübungen und des Pankrations erschien, und die Hyporchematike, wobei der ganze Chor, und zwar bald ein männlicher, bald ein weiblicher, singend tanzte. Zum Hymnus und zum Päan wurde bald getanzt und bald nicht. Jedenfalls ist das spezifisch Griechische hier der ungemeine Reichtum an einzelnen volkstümlichen Tänzen, wobei sich Stämme, Städte und Gegenden ausglichen und auch Fremdes entlehnt wurde. Bald ließen sich Männer und Knaben, bald Frauen und Mädchen sehen, und durch den Wechsel von ernsten und heiteren, ländlichen und Waffentänzen usw. muß dieses Wesen die größte Mannigfaltigkeit gewonnen haben.

Hiezu kamen die Tänze der für einen bestimmten Anlaß eingeübten gottesdienstlichen Reigen; gehörte doch die ganze chorische Poesie und Musik mit einem chorischen Tanze zusammen, und mit welchem Aufwand und welchen Kosten die Ausstattung solcher Chöre in einer Stadt wie Athen verbunden war, haben wir früher gesehen. Keine Mysterienweihe ging ohne Tanz vor sich; so hatten es Orpheus und Musäus, selbst treffliche Tänzer, eingeführt und selbst der Verrat an Mysterien bestand demgemäß in einem „Austanzen". Und nun kam gar noch vom dionysischen Chortanze her das Drama, woran dann später offenbar die Entwicklung alles kunstreicheren Tanzes hing, mit der Emmeleia, dem Tanz der Tragödie, der Sikinnis, dem des Satyrdramas, und dem komischen Kordax. Besonders von Äschylos wird berichtet, daß er viele Tanzschemata erfunden und sie den Choreuten übergeben habe.

Nachdem wir bis dahin den Tatbestand der musikalisch-orchestrischen Kunst in Kürze und soweit es unser unvollkommenes Wissen zuläßt, betrachtet haben, fragen wir nunmehr nach der Bedeutung, welche die Künste für die Griechen hatten, nach ihrer Macht in der griechischen Anschauung.

Die Größe dieser Macht geht vor allem schon daraus hervor, daß die Musik durchweg auf göttliche und urzeitliche Stiftung zurückgeführt wird, wie wir dies schon früher gesehen haben. In jeder Hinsicht, sagt Plutarch von der alten Musik, war sie feierlich, weil sie eine Erfindung der Götter war, und Apoll gilt ihm als Urheber der Musik überhaupt. Ganz eigentümlich aber war die ethische Bedeutung, die dieser Kunst zugeschrieben wurde und von der alle Autoren erfüllt sind. Wir finden sie als Reinigungs- und Heilmittel bei Orphikern und Pythagoreern, und von Pythagoras selbst wird berichtet, daß er mit seinen Rhythmen, Liedern und Heilgesängen (ἐπῳδαῖς) sowohl seelische als körperliche Schäden geheilt habe; die Musik ist bei ihm mit Willen eigentlich noch gar nicht von der religiös-medizinischen Kraftformel, d. h. von der Magie ausgeschieden. Aber auch noch Theophrast soll gesagt haben, sie heile viele Gebrechen von Seele und Leib, wobei durcheinander Ohnmacht, Beängstigungen, länger andauernder Irrsinn, Hüftweh und Epilepsie genannt werden, und zwar wird dies durch Vorspielen auf der Flöte zustande gebracht, und nach derselben Quelle heilte der Aristotelesschüler Aristoxenes, der große Musiker und Musiktheoretiker, durch die Flöte einen Irrsinnigen, nachdem dieser durch die Trompete nur in ärgere Tobsucht versetzt worden war. Um aber auf Pythagoras zurückzukommen: Was sollen wir dazu sagen, daß er für seine Person auch die Harmonie der Himmelskörper vernahm? Denn selbst die Bewegung der Sphären geschah nach seiner Lehre „nicht ohne Musik".

Und nun bedenken wir, wie die Kriegsmusik dem Kriege und die heilige Musik dem Kultus auf Schritt und Tritt folgte, wie berühmte Tanzweisen in festlichem Götterdienst die Jugend einer ganzen Stadt vereinigte, wie keine Sendung eines Opfers oder eines Anathems ohne Begleitung durch ganze Chöre denkbar war und welche mächtige Repräsentation endlich die Musik im Drama fand, so werden wir eine Vorstellung von dem ungeheuren Umfang dieses Betriebes erhalten. Früh wird auch das Erscheinen großer Meister bei musischen Agonen eine Lebensfrage für das betreffende Fest geworden sein. Ihr prächtig feierliches Auftreten daselbst schildert Herodot, der dergleichen noch erlebt haben muß, bei Anlaß Arions: wie er noch von den Schiffern (welche Griechen, also erstens Mörder von Mitgriechen und zweitens kunstsinnig sind) die Erlaubnis erbittet, in seinem ganzen Schmucke zu singen, und diese es gern gestatten, um den Gesang des besten Sängers von der Welt zu hören, und vom Hinterteil des Schiffes gegen dessen Mitte hintreten (offenbar, damit er völlig freistehe), und wie er dann zur Kithara den Nomos orthios singt, ehe er den Sprung in das Meer tut. Welche Aufregung aber ein solcher Virtuose in eine Stadt bringen konnte, beweist die offenbar noch in das 6. Jahrhundert gehörende Geschichte von dem Kitharöden, über dem sich am Herafeste zu

Sybaris ein solcher Streit erhob, daß er im vollen Kostüm am Altar der Göttin ermordet wurde. Bei den Musikaufführungen, zumal der Kitharöden, deren Kunst die anerkannteste gewesen zu sein scheint, strömte dergestalt alles ins Theater, daß von feindlicher Seite hierauf so gut wie etwa auch auf die Teilnahme an Volksversammlungen ein Plan gebaut werden konnte.

Daß sich in der Musik auch die Parodie bald meldete, ist bei dieser allgemeinen Verbreitung der musikalischen Bestrebungen ebenso selbstverständlich, wie daß es Musikdulder gab; den Ehemann z. B., der die Kymbeln und Pauken seiner Frau nicht ertragen kann, führt uns Plutarch vor. Ein überaus wichtiges Zeichen aber für die Bedeutung der Musik im griechischen Leben ist, daß sich die Literatur frühe mit ihr beschäftigte, während sie die bildende Kunst noch so lange auf der Seite liegen ließ. Plutarch bezeugt, daß die meisten Platoniker und die besten Pythagoreer, auch Grammatiker und Harmoniker sich über die alte Musik und deren Verfall ausgesprochen hätten; in Sikyon kannte er ein Verzeichnis, das Dichter und Musiker aus einem chronologischen Faden aufzählte und den Aristotelesschüler Herakleides zum Verfasser hatte, und eine ähnliche chronologische Aufzählung bietet die erhaltene parische Marmortafel. Eine ganz vielseitige schriftstellerische Tätigkeit über die Musik entfaltete aber der große Peripatetiker Aristoxenos aus Tarent, dessen erhaltene Schrift von den „Elementen der Harmonik" (ἁρμονικὰ στοιχεῖα) in drei Büchern eine eigentliche Theorie der Musik gibt, während seine verlorenen und nur aus Titeln und Fragmenten bekannten Werke sich mit der Rhythmik, den Instrumenten, der Geschichte der Musik und ähnlichen Themen beschäftigen.

Diese Beschäftigung der Philosophen mit dem Gegenstand wird uns aber leicht begreiflich, wenn wir bedenken, daß die Griechen von der Musik, und zwar von ihrer uns so unvollkommen bemittelt erscheinenden Musik, auf eine ganz rätselhafte, magische Weise affiziert wurden. Und hier handelt es sich nun um ein ganz einziges Verhältnis, das sonst, wie uns scheint, in der ganzen Kulturgeschichte nicht mehr so dagewesen ist, nämlich um die innige Relation der Musik zur Erziehung und zum Staatswesen. Wir haben früher die besorgliche Art betrachtet, womit Sparta sich der Musik offiziell versicherte. Es bestand aber überhaupt eine starke Überzeugung von der politischen Seite der Kunst, und diese findet hauptsächlich bei Plato an der wichtigen Stelle de re publica III, 10 ff., ihren Ausdruck. Derselbe hält strenges Gericht über die Tonarten und die Rhythmen, welche in seinem Erziehungsstaat erlaubt sein sollen, und schreitet dann zu einem allgemeinen Satz über die ganze Umgebung des Daseins fort, wobei er die Identität von schön gleich gut und häßlich gleich schlecht als selbstverständlich festhält. Auch die Malerei sei nämlich erfüllt von denselben Gesetzen wie die

musikalische Rhythmik und ebenso alle Arbeit, die mit dem Zeichnen und Malen zusammengehöre: Weberei, Stickerei, Baukunst, Bereitung aller Geräte, ja dasselbe gelte von Leibern und Pflanzen; denn überall finde sich hier Schönheit und Häßlichkeit, und die Häßlichkeit und der Mangel an Rhythmus und Harmonie seien mit üblen Reden und schlechter Sitte verwandt, ihre Gegenteile aber mit tugendhafter und guter Sitte; und dann kommt das Spezielle über die Kunstpolizei, die er in seinem Staate für die Nahrung der Jugend nötig fände; die Hauptnahrung liege freilich immer in der Musik, weil Rhythmus und Harmonie am meisten in das Innere der Seele drängen und am festesten darin hafteten. Änderungen in der Musik aber ziehen, wie es an einer anderen Stelle heißt, die größten Änderungen im Staate nach sich, und darum sollen die Wächter seines Idealstaates ihre Festung auf dem Grunde der Musik errichten.

Das Widerstreben gegen musikalische Neuerungen findet seinen deutlichsten Ausdruck in der Geschichte von dem Kitharöden Timotheos von Milet, dem sein Instrument, weil er die Zahl der Saiten von sieben auf elf vermehrt hatte, von den Spartanern weggenommen und in der Halle Skias aufgehängt worden war. Aber dieser Konservatismus war damals (Timotheos starb alt, 357 v. Chr.) vielleicht selbst für die Spartaner zu spät, wenn ihnen schon, wie gesagt, auch sonst Pietät für die alten Formen nachgerühmt wird.

In welchem Maße die Verantwortlichkeit für den Verfall die einzelnen Musiker treffe, darüber wird verschieden geurteilt. Es gab strenge Richter, welchen schon die Neuerungen von Pindars Lehrer Lasos von Hermione scheinen Bedenken erweckt zu haben; doch scheint dieser Kühnheit und Reichtum noch mit Gesetzlichkeit verbunden zu haben. Richtiger war es wohl, wenn der Komiker Pherekrates die Dithyrambiker anklagt, welche vom Peloponnesischen Kriege an und in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Gunst des Publikums genossen.

Jedenfalls hatte in dieser Musik, welche nicht männlich, göttlich und den Göttern wohlgefällig war, sondern als eine entkräftete (κατεαγυῖα) und geschwätzige vor die Zuschauermassen gebracht wurde, nicht mehr die Poesie den Vorrang; dafür wurde das Instrumentale sehr mächtig, wie denn berichtet wird, daß von dem genannten Melanippides an die Flötenspieler nicht mehr vom Dichter ihren Sold empfingen und also nicht mehr unmittelbar von diesem und dem Dirigenten abhängig waren. Auch daß für Instrumente enorme Summen gezahlt wurden, z. B. von dem Flötenspieler Ismenias sieben Talente für eine Flöte, gehört dahin. Ein besonders kritisches Phänomen war wohl auch das Zunehmen des Virtuosentums, welches von dem Ruhm früherer Sänger wohl zu unterscheiden ist, als Riß in den großen früheren Betrieb der Musik. So wie der einzelne Schauspieler jetzt als Pantomimiker oder als

Einzeldarsteller von Rollen einen isolierten Ruhm und großen Gewinn erwartet, so war dies jetzt auch beim einzelnen Musiker der Fall; von einem athenischen Kitharöden heißt es, daß er jedesmal, wenn er auftrat, für den Tag ein Talent als Honorar empfing. Für den Dithyrambus aber war, abgesehen davon, daß er vom Kultus völlig abgelöst wurde, verhängnisvoll, daß er auf jede strophische Wiederkehr und Regelmäßigkeit verzichtete und sich in Rhythmen und Tonarten bewegte, die nur noch von Affekt und Laune des Dichters abhingen und beständig wechselten.

Diese Entwicklung war eine unaufhaltsame. Wenn auch ein Künstler anfänglich seiner Neuerungen wegen verspottet wurde, so mochte er sich daran erinnern, wie prophetisch Euripides dem Timotheos in einem solchen Falle einst Mut zugesprochen hatte, indem er ihm sagte, das Publikum werde ihm bald zu Füßen liegen. Im Grunde wollte man die Neuerungen, und so konnte Anaxilas, ein Komiker der mittleren Komödie, die Musik mit Libyen vergleichen, das alljährlich ein neues Ungetüm erzeuge. Plato läßt einen Athener den Verderb, den er notwendig tadeln muß, als unheilbar und weit vorgeschritten bezeichnen; Aristoxenes aber, der erste Musikhistoriker in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, ist schon ganz laudator temporis acti. Er sagt: „Da die Zuschauermassen zu Barbaren heruntergekommen sind, und diese vulgäre Musik in große Verderbnis geraten ist, erinnern wir uns nur noch zu wenigen unter uns, wie die Musik einst war", und diese wenigen vergleicht er mit den letzten Hellenen von Poseidonia, die auch, wenn sie unter sich zusammenkommen, nur ihre Nationalität bejammern können.

IV. Die Poesie außerhalb des bloßen Hexameters

1. Allgemeines

So wie zur Musik der Griechen eine Parallele mit der musikalischen Entwicklung anderer alter Völker nötig wäre, so würde auch die Entfaltung der lyrischen Poesie nach Gattungen, um ein kulturhistorisches Resultat zu gewähren, bei den Griechen und den übrigen Kulturvölkern in Parallele behandelt werden müssen. Und einigermaßen ließe sich wirklich der griechischen Lyrik, sowenig vollständig wir sie besitzen, die mehrerer abendländischer Nationen zur Seite stellen, obwohl doch immer nur die Dichtung und nicht die begleitende Musik. Bei Griechen, wie bei Abendländern seit dem 11. Jahrhundert, ist es eine freie, auf Verschiedenheit der Gegenden, Meister und Schulen beruhende, laienhafte Entwicklung — woneben die religiöse Musik und Poesie ihr besonderes Feld innehat — mit darauffolgender Ausgleichung vom Lokalen zum mehr Nationalen. Mit den asiatischen Völkern dagegen wird eine Parallele kaum möglich sein.

Es kann nun bei den Griechen eine Zeit gegeben haben, da außer dem Epos und den beiden Gattungen, die Hesiod vertritt, nur Volksmelodien mit Refrains vorhanden waren. Auf diese mythisch-epische, religiöse, festliche, jahreszeitliche Kunst hin entstand die griechische Lyrik dann als eine völlig spontane Schöpfung, nicht wie die abendländische, welche allermindestens den lateinischen Kirchenhymnus zum Präzedens hatte. Die Elegie kann als eine sehr große Neuerung, als eine Art Abfall erschienen sein.

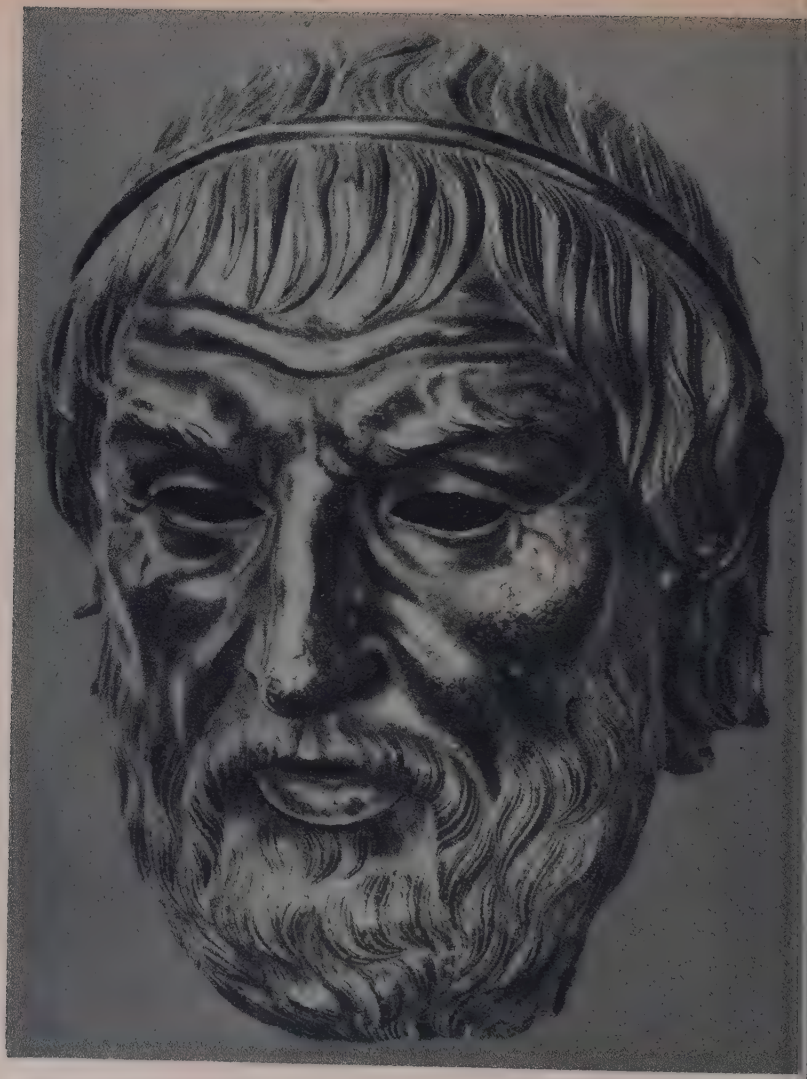
Der stärkste Gegensatz zur griechischen ist die heutige Lyrik. Diese kennt absolut keine äußeren Schranken und kein Gesetz als das, welches sie für sich selbst sucht, und sucht ferner von dem Gedruckten aus ihren Weg zu den Genießenden; die griechische dagegen war durch ihre Verbindung mit Gesang, Geselligkeit, Instrument und Tanz an eine umständliche Lehre und äußere Ausübung gebunden, so daß sie unmöglich in alle Lüfte zerstäuben konnte.

Unsere Betrachtung der griechischen Poesie macht nicht den Anspruch einer übersichtlichen Literaturgeschichte; wir haben es nur mit der Poesie als einer freien Äußerung des Lebens und als einer nationalen Kraft zu tun. Die Nation, die einzelnen Stände nehmen je nach Zeit und Gegenden den verschiedenartigsten Anteil daran, und der Akzent liegt bald da, bald dort. Von den epischen Rhapsoden abwärts gerät die Dichtung in die verschiedensten Hände; aber sie bleibt hohe Kunst, die Formen werden auf das äußerste respektiert, es dauert lange, bis man von der älteren zu einer neuen übergeht, und geschieht erst, nachdem schon aller mögliche Inhalt in die vorhergehende gegossen worden ist. So wächst sich die Poesie langsam und konsequent aus; die einzelnen Gattungen lösen sich ab, wenn die Stunde ihrer Reife gekommen ist; keine auswärtige Literatur, keine Religion mit auswärtigen Urkunden tritt störend dazwischen: so ist denn auch in der Darstellung die Aufzählung nach den Formen eine unvermeidliche.

Eine große Anzahl von Dichtern genoß eine Zelebrität von Anfang an und behauptete sie auf die Dauer, indem auch ihre Verflechtung in die Schicksale und Taten der Zeit ihnen nichts von ihrer Unvergänglichkeit benahm. Ihre Dichtungen wurden früh und gewiß sehr vollständig gesammelt, und es ist nur Sache des Mißgeschickes, daß außer den Tragikern und Pindar so wenig gerettet worden ist. Die späteren Griechen waren im vollen Besitz ihrer poetischen Urkunden und empfanden dieselben mit dem Bewußtsein einer darin vollzogenen Entwicklung.

Poesie und Volkstum, ja Poesie und Bürgertum entsprachen sich noch. Für diese Dichtung gab es noch keine Trennung zwischen Gebildeten und Ungebildeten; jedem Freien war sie selbstverständlich zugänglich; von ihrer ursprünglichen Grundlage, dem Mythus,

Amphora. Achill und Ajax beim Brettspiel
Rom, Vatikan



Kopf eines Dichters
London, Britisches Museum

wußten arm und reich gleich viel, ebenso wie der Kultus eine Sache jedermanns war. Und dabei war sie doch eine hohe Kunst.

Wieweit war das Metrische, das nun in beispielloser Freiheit und Vielseitigkeit sich entwickelte, Sache jedes Hörers? Ohne Zweifel hatte das beständige Einüben von Tänzen und von Chören für Kultus und Festlichkeiten das Ohr auch des gemeinen Mannes in hohem Grade ausgebildet. Immerhin war dann die chorische Lyrik, wenn auch dem Volke verständlich, doch eine schwierige, dreiseitige Kunst, und der Meister selbst bedurfte einer genauen Schulung; daher denn bei chorischen Lyrikern und bei Tragikern die Lehrer auch für das einzelne Fach genannt zu werden pflegen. Während heute jeder, sobald er aufgehört hat, auf dem Gymnasium zu skandieren, für alles weitere Autodidakt wird, waren hier Dichterschulen mit Lehrern und Schülern vorhanden, und da die Dinge für schwierig galten und es zum Teil ganz unstreitig waren, liegt nicht hierin für uns das Fremdartige, sondern darin, daß man Gattungen und einmal gewonnene Formen dauernd hochhielt.

2. Die Elegie

Gewiß gab es in der Volks- und Religionspoesie populäre alte Formen verschiedener Art, aber bis ungefähr 700 v. Chr. war die einzige Kunstform, in welche sich alles schmiegte, der Hexameter, dem sich ja auch Hesiod unterordnete; derselbe war die Form der Betrachtung und der subjektiv lyrischen Empfindung so gut als der Erzählung.

Langsam entstanden die neuen Formen; aber die Griechen hielten dafür das Vorzügliche künstlerisch fest. So war es mit den beiden Gattungen der Fall, die sich nun fast zugleich erhoben, der Elegie und dem Jambus. Jene, der wir uns nun zuwenden, hatte zur Voraussetzung, daß sich mit dem Hexameter sein wunderbares Gegenspiel, der Pentameter, zusammenfand zu derjenigen Verbindung, welche „Elegeion“ hieß, hiernach erhielt dann das ganze Gedicht den Namen „Elegeia“; denn man benannte die Gattungen der Poesie gerne nach der metrischen Form und überhaupt nach der äußeren Gestalt; diese Formen aber wurden, sobald man einmal die Wahl zwischen mehreren hatte, mit feinster Rücksicht auf die Art der betreffenden Empfindung und den Zustand der Seele gewählt.

Zur Elegie gehörte — d. h. wenn man sie sang und nicht bloß rezitierte — immer und ausschließlich die Flöte; als die eigentliche Stelle für ihren Vortrag gilt (vielleicht etwas zu ausschließlich) das Gastmahl, zumal dessen letzter Teil, der Kosmos. Ihr Inhalt ist jede erregte Stimmung und ja nicht etwa nur Klage oder vollends Liebesklage. Die Ereignisse und Zustände der Gegenwart wecken in dem Dichter bald Hoffnung, bald Furcht und bestimmen ihn zu Vorwürfen oder Ratschlägen; es ist unnütz, eine Einteilung in kriegerische, politische, sympotische, erotische, threnetische und

gnomische Elegie vorzunehmen — sie ist eben je nach der Stimmung dies alles. Das Erhaltene hat vorwiegend paränetischen Charakter, zum bloßen Gnomischen leicht gedämpft; diese Dichtung spricht schön und bequem, nicht großartig abrupt, wie die späteren lyrischen Formen.

Gleich von Anfang an haben wir Reste von sehr bedeutender Art übrig: den schönen Aufruf des Kallinos zur Tapferkeit und die „Gesetzlichkeit" sowie die „Mahnungen" des Tyrtäos. Es sind dies Gedichte von großer typischer Wirkung, bestimmt, auf Feldzügen abends im Lager nach dem Päan durch einen besonders geschickten Krieger vorgetragen zu werden, der dafür eine größere Portion Fleisch bekommen mochte. Noch jetzt erregen die Aufrufe zum Heldentod in der Schlacht unser Gemüt, sowenig sympathisch uns Tyrtäos durch seinen Eintritt in den Dienst Spartas ist. Dieser ist im Grunde die lebendige, vom Staate gewollte und herbeigerufene, bei den Syssitien beständig rezitierte Paränese in Person. Der Lakonismus gestattete keine sogenannte patriotische Beredsamkeit, dafür aber diese gewissermaßen patentierte Elegie. — Kriegszeiten besangen auch die Elegien des Archilochos, von denen sehr schöne Fragmente erhalten sind, darunter das ionisch leichtsinnige Urbild des horazischen, „relicta non bene parmula" (Fr. 6). Daneben kommen auch die Freude des Gelages und der Liebe und die Trauer um Verstorbene zum Ausdruck; eine Elegie wie die auf die im Meere untergegangenen Freunde (9) wurde wohl etwa beim Leichenmahl vorgetragen; von einem Threnos ist sie wohl zu unterscheiden. — Als dann Ionien den Lydern unterlag, nahm diese eminent ionische Dichtungsart mehr die Wendung zum Genuß und zur Liebe. Diesen Übergang bezeichnet Mimnermos (630 bis 600 v. Chr.), der neben der kriegerischen besonders die erotische Elegie pflegte. In den von ihm erhaltenen Fragmenten überwiegt die wehmütige Betrachtung der Kürze und Hinfälligkeit des Lebens so, daß man an den Koheleth erinnert wird; es sind Aufforderungen zur Freude mit dem dunklen Hintergrund der Unsicherheit. — Später legt Solon alle Seiten seines bewegten Lebens in die Elegie hinein, vor und nach seiner Gesetzgebung, in den verschiedensten Tönen, des Aufrufs, der Warnung, der Betrachtung und der Freude. Es ist zuzugeben, daß er in seinen „Mahnungen" nach schönem Anfang zum Teil recht weitschweifig und prosaisch ist; allein er ist doch von einem schönen Zuge beseelt, und man sieht in ihm einen Mann, der sich seine Aufgabe klar und richtig gestellt hat. Seine klagend paränetische und des Kallinos und Tyrtäos politische und kriegerische Elegie ist das einzige, was bei den Griechen Berührung mit den jüdischen Propheten hat; nur hat sie keine Stelle wie Jesajas 60 aufzuweisen: Diesen einen, aber mächtigen Ton hat die Theokratie vor der Polis voraus.

Ein rätselhafter Dichter ist Theognis von Megara (um 500 vor

Christus). Manches in den etwa 1400 von ihm erhaltenen Versen ist fragmentarisch, und daß die Sachen in richtiger Ordnung stehen, ist nicht zu behaupten; doch ist auch mit Umstellungen, wie sie Welcker versucht hat, nicht zu helfen, und in vielen Fällen wird man sich sagen, daß das betreffende Stück von Anfang an nur als kurzer Spruch gedichtet und kein Fragment sei.

Schön elegisch ist z. B. (374) der Vorwurf an Zeus wegen gleicher Behandlung der Guten und der Bösen; eine Meldung, daß der Feind im Anzug sei (549), könnte der Anfang einer Kriegselegie sein und ist echt momentan, energisch spricht sich (599, vgl. 811) der Abscheu gegen einen verräterischen Freund aus, hier hat die Entrüstung den Vers gemacht, und gut ist auch der Glückwunsch zur Seefahrt (691). — Die sympotischen Stücke sind zum Teil wohl wirkliche Anreden bei Gelagen. Wir erinnern an das Gedicht, wo er sich als betrunken bekennt (503), und an das, wo er den Mittelweg zwischen dem Nichts und dem Allzuviel sucht (837), ferner an die Sachen aus der Zeit des Perserkrieges, z. B. die Gebete um Rettung der megarischen Gemütlichkeit (757, vgl. 773), die Anrede an den Wein (873), das Weingeschenk (879), die Entschuldigung (939), den Entschluß zum Wohlleben, solange es hält (983), den Vorschlag zur Pause beim Gelage (997), die Reihe von Distichen (1037 ff.). Dagegen nicht momentan sind die Gedichte, wo er über Symposiengesellschaft spricht (295, 309, 497); auch in der längeren Elegie an Simonides (467) gibt er gute Lehren über Symposien. Ebenso sind die kurzen Gedichte an Klearistos (511) und an Simonides (667) keine Ansprachen beim Symposion, sondern eher poetische Episteln. — Eine der stärksten momentanen Bitterkeiten ist die Stelle (1197), wo er den Vogelgesang vernimmt, der den Landmann zum Pflügen ruft und sich dabei an den verlorenen Landbesitz erinnert. — Die Erotika (von 1231 an) sind zum Teil ganz gewiß von ihm und wirklich Fragmente von Elegien, auch wohl zum Teil ganze Elegien; jedenfalls ist das meiste alt und von den ähnlichen Gedichten der Anthologie verschieden.

3. Das Epigramm

Die echte Elegie, die Schöpfung der „gewandnachschleppenden Ionier", scheint, wie gesagt, früh erloschen zu sein, was nicht hindert, daß möglicherweise Elegien noch lange massenhaft gedichtet wurden, und nun zog sich statt ihrer die Stimmung ins Kurze und wurde Epigramm oder, sofern sie sympotischen Charakter hatte, kurzes Skolion. Diesen elegischen Ursprung des Epigramms müssen wir uns gegenwärtig halten; dasselbe ist nicht etwa nur, was sein Name sagt, aus der Aufschrift eines Grabes, Anathems oder sonstigen Denkmals hervorgegangen. Aber freilich standen auch diese Aufschriften in ihrem ursprünglichen Charakter der Elegie ohnehin nicht ferne: Abgesehen davon, daß sie in Distichen, also in einer

hohen Form, verfaßt waren, mußten auf solche mit bloß schön deutlicher Sachangabe andere folgen, da dem Gegenstand durch einen höheren Gedanken oder ein höheres Gefühl eine geistige Bedeutung gegeben wurde. Durch ihre kraftvolle Kürze und Schärfe schieden sie sich dann von der bequem redenden Elegie aus; dagegen bedurfte es jedenfalls bei den früheren Griechen noch nicht des Überraschenden, Unerwarteten, der sogenannten Spitze. Aus der wirklich gesetzten Inschrift wurde dann mit der Zeit eine von Stein und Erz unabhängige literarische Gattung; diese Ablösung vom Monument erfolgte schon notwendig, wenn neben einem bereits vorhandenen Epigramm einem Dichter ein neues einfiel, wie es denn gewiß schon neben den offiziellen Inschriften des Simonides zahlreiche anders gewendete auf die nämlichen Gräber und Ereignisse gab. Und nun entwickelte das Epigramm eine wahre Proteusnatur, indem es sich nach allen Seiten hin ausdehnte und außer dem Grab und dem Anathem der freien Äußerung über alles mögliche, besonders aber der Liebe, der Spottsucht, der Freude des Symposions diente. Schon frühe war es ein freies Gefäß des griechischen Esprits, und wie sehr es als solches dem Geiste der Nation entsprach, erhellt schon daraus, daß es nahezu das zäheste Leben bewiesen hat, bis tief in die byzantinische Zeit hinein. Hat der ganze Orient ein einziges Epigramm hervorgebracht, das er diesem Reichtum gegenüberstellen könnte?

In Griechenland aber ist die Gattung alt. Ein treffliches Grabdistichon sowie ein anathematisches und ein boshaftes sind schon von Archilochos überliefert, und auch von Anakreon gab es deren eine Anzahl. Berühmt aber als Epigrammendichter war erst Simonides von Keos, der ältere Zeitgenosse des Pindar und Äschylos, und gerade bei diesem, der auch in der Elegie groß war und in dieser z. B. die Gefallenen von Marathon und von Platää gefeiert hat, zeigt sich der Zusammenhang beider Gattungen, indem viele seiner sogenannten Epigramme eher wie Fragmente von Elegien als wie Grabschriften erscheinen. Schon seine echten Epigramme aber repräsentieren alle späteren wesentlichen Schattierungen. Wegen seiner Grabschriften war er so angesehen, daß er bereits im Auftrage verschiedener Staaten die betreffenden Epigramme für ihre im Perserkrieg Gefallenen zu dichten bekam; von ihm ist bekanntlich die Thermopyleninschrift (92): „Melde, o Fremdling, den Lakedämoniern, daß wir hier liegen, weil wir ihren Satzungen gehorchten." Wie hier, so zeigt sich auch anderwärts die anfängliche Kraft des Epigramms sehr vollständig. Auch mehrere seiner Privatepitaphien sind innig und schön, wie das Distichon auf das Grab eines Gemordeten (128) und die Anrede des sterbenden Töchterchens, welches die Mutter bittet, dem Vater ein anderes Kind zu gebären (116). Die Beziehung zu den Toten war vielleicht bei den Griechen um so viel inniger, als man über das Jenseits unklar

war. Man wußte aber, daß man ihnen durch Grab und Stele (Grabsäule) etwas Liebes erwies, wovon sie einen Genuß hatten. Während nun uns auf der Grabschrift der Rückblick ins Leben wesentlich abgeschnitten ist, indem man sich für sich und die Toten vor auszeichnenden Worten, die leicht ruhmredig klingen, scheut, drängte es den Griechen, über den bloßen Namen und Gruß noch weiters zu sagen, und dies konnte nur poetisch, in der durch das prächtige Distichon bedingten hohen Form geschehen. Sehr schön war dabei, daß der Stand und der Reichtum, die sich in der Pracht der Gräber stark ergehen mochten, wenigstens in der vorrömischen und vorbyzantinischen Zeit gar nicht in Betracht kam. Der Stein kostete nicht viel, weil er keiner architektonischen Einfassung bedurfte, und so bekam auch die arme Arbeiterin ihr Gedicht, wenn sie ein Andenken hinterließ. Auch eines namhaften Dichters bedurfte es nicht, obwohl sich ein solcher gewiß oft gerne dazu verstand und damit einen im Stein dauernden Ruhm erlangen konnte, denn auch gewöhnliche Leute in Hellas konnten einen schönen Ausdruck für ihren Schmerz finden; was Behandlung und Metrum sei, wußte man darum, weil man von Homer her viel auswendig wußte.

Wie die ersonnene Grabschrift eine Variante der wirklich gesetzten ist, so lehnen sich an die Anathematika mit der Zeit die bewundernden, oft höchst zugespitzten Inschriften auf Kunstwerke, wie z. B. die vielen auf Myrons Kuh, auf die Aphrodite von Knidos usw.; man erhält also ein Epigramm über die Statue statt an derselben. Diese Gattung mußte sich aber notwendig bald erschöpfen; sie lebt später bei den Byzantinern in ziemlicher Fadheit weiter.

4. Der Jambus

Die holde Anmut der bisherigen daktylischen Poesie wird vom siebenten Jahrhundert an durch eine herbe, von Anfang an der persönlichen Invektive dienende Form, den Jambus, geschnitten. Daß die Invektive bei den Griechen sich diese Form fand, wird damit entschuldigt, daß „auch der strafende und herbe Ton an seiner Stelle sein könne, wenn er von einer erhebenden großartigen Vorstellung der Dinge, wie sie sein sollten, ausgehe". Indes diese Aufgabe würde die Elegie schon sehr schön erledigt haben, und man hätte dazu des Jambus nicht auch noch bedurft, und auch das Komische, an das man den Jambus anknüpfen möchte, war ohne Jambus und persönliche Invektive, und zwar in schönster Gestalt bereits bei Homer und Hesiod da. Da es ohne alles Gift und gerade mit dem heitersten Frohsinn bestehen kann, treffen auch die komischen und polemischen Partien des Epos, welche man als Parallele herbeizieht, teils in mythischen Persönlichkeiten und Gebilden, teils in der Polemik, durchaus nur das Allgemeine. Sehen wir also davon ab, der künstlerischen Berechtigung auch eine sittliche beizugesellen

und geben wir einfach zu, daß die Schmähung von Individuum gegen Individuum zur Kunstgattung erhoben wurde. Wir wüßten nicht, daß irgendein altes Volk Ähnliches gehabt hätte; später hat die Sirventese bei den Provenzalen diesen Ton wieder angeschlagen.

Mehr schon als mit der Komik der alten Poesie war der Jambus mit den Spottreden verwandt, die bei großen Festen und Weihen, wie den Eleusien, üblich waren und in den Fröschen des Aristophanes nachgebildet sind. Auch dies Necken und Spotten hieß Jambos, und es war durchaus eine mythische Figur geworden, die Magd Jambe, welche laut dem Hymnus auf Demeter (202 ff.) durch ihre Scherze die trauernde Demeter erheiterte. In die Literatur aber wurde diese Gattung durch Archilochos von Paros eingeführt, einen Dichter, von dessen Eigenart wir uns leider kaum einen genügenden Begriff machen können, da von seinen jambischen Fragmenten nur wenige Zeilen zu der gewöhnlichen Charakteristik passen; vielleicht mochten ihn die späteren Literatoren nicht mehr gerne zitieren.

Im ganzen Altertum aber war man ergriffen von der außerordentlichen Heftigkeit und fürchterlichen Vehemenz und Elastizität seines Ausdruckes. Als der Parier Lykambes ihm die Hand seiner Tochter Neobule ausschlug, soll sein entsetzlicher Haß ihm derartige Jamben eingegeben haben, daß Vater und Tochter sich erhängten. Diese Haupttatsache, die aus seinem vielbewegten Leben berichtet wird, braucht nicht buchstäblich wahr zu sein, ist aber der richtige Ausdruck dafür, welche Wirkung man ihm zutraute. Man braucht nicht anzunehmen, daß die Unglücklichen nicht in den Tod gegangen wären, wenn die Jamben nicht „einen inneren Kern der Wahrheit" gehabt hätten; Horaz lehnt es für sich ausdrücklich ab, in seinen Epoden diese Schärfe an den Tag gelegt zu haben.

Mit der Zeit wird dann der Jambus das Gefäß für alles mögliche, so gut wie der Hexameter und das Distichon. Das Gnomische wurde wesentlich in diese Form geprägt, zumal seitdem der Trimeter der Vers des dramatischen Dialoges geworden war und durch Euripides und die neuere Komödie seine dramatisch sententiöse Ausbildung erhalten hatte. Von dieser späteren gnomischen Verwendung geben uns z. B. die Trimeter des Zynikers Krates eine Vorstellung. Wir werden aber auch sagen können, daß in den Jambikern des 7. und 6. Jahrhunderts schon alle Elemente wenigstens der epicharmischen, aber auch schon der aristophanischen Komödie zutage gelegen haben mögen.

5. Allgemeines über die Lyrik. — Die äolische Lyrik

Ehe wir zu den höheren Formen der Lyrik übergehen, wollen wir hier die Frage zu beantworten suchen, warum Poesie, Musik und Tanz der Griechen ein unumgänglicher Teil ihrer Kulturgeschichte sind. Für uns ergibt sich folgendes:

Von Anfang an an Vorbild und Geschenk der Götter geknüpft, sind sie ein selbstverständlicher Besitz der Nation oder zumindest einer ganzen Polis und nicht bloß einer Schicht von Gebildeten; sie sind öffentlich. Und zwar sind sie zunächst ein Teil des Götterdienstes; daneben aber hat man die Aöden und die Vollendung ihres Könnens in Homer, und auch der Didaktiker und der erzählende Hymnensänger sind möglich und ersehnt. Nirgends mehr ist die Poesie so sehr ein Volksbedürfnis gewesen wie hier.

Vom Aöden geht ihr Betrieb auf den Rhapsoden über; aber auch jetzt dauert die äußerste Bemühung der Nation fort, ihren ganzen Mythus und besonders Homer in der Tradition festzuhalten, und auch später, als alles Hexametrische künstlich und gelehrt fortgesetzte und nachgebildete Literaturgattung geworden ist, dauert gewiß soviel als möglich noch das öffentliche Rezitieren; man wünschte noch immer, daß die Poesie öffentliche, wenn auch nicht Volkssache sei, und darum verfaßten die späteren Gelehrten populäre Darstellungen in Hexametern.

Wir haben uns ferner an den langen und ernsten Zusammenhang der Dichtung mit der Musik zu erinnern. Solange als möglich war auch hier alle Mitteilung und Tradition eine mündliche. Die Massenhaftigkeit aber des öffentlichen Consumos bei Götterfesten und anderen festlichen Gelegenheiten (neben den noch immer rezitierenden Rhapsoden) ist eine enorme; und auch wo nicht die Öffentlichkeit, sondern die Geselligkeit das Medium ist, bildet sich dennoch ein populärer Ruhm: Elegiendichter werden weit und dauernd bekannt.

Auch das Epigramm entsteht zum Teil aus dem eingemeißelten, also völlig öffentlichen Spruch, und zahllose spätere Epigramme wünschen wenigstens, daß man glaube, sie seien so entstanden.

Ganz besonders bezeichnend ist dann, daß der Jambus für eine große Publizität da sein will, worin seine Gefährlichkeit liegt; es lautet, als hätte ganz Griechenland davon Notiz genommen.

Und als nun die Lyrik ihrer höchsten Ausbildung entgegenging, muß selbst für das subjektive äolische Lied ein Wille der Öffentlichkeit angenommen werden.

Das Entstehen einer reicher bewegten, vielgestaltigeren Lyrik ist als kulturgeschichtliches Faktum vom 7. Jahrhundert an zu verfolgen. Schon vom alten Volksgesang wird sie wohl die strophische Form übernommen haben; dieser wird, indem er seine Melodie einige Male wiederholte, frühe auf strophenähnliche Gebilde verfallen sein. Nun aber treffen wir von Anfang an auf zwei Hauptrichtungen: die dorische Lyrik des Chorgesanges und die äolische individuelle Lyrik. Jene wird zuerst bei den Dorern im Peloponnes und in Sizilien höher ausgebildet, um sich dann über ganz Griechenland zu verbreiten. Ihre Sprache ist ein gemäßigter Dorismus oder vielmehr der epische Dialekt mit dorischer Zutat; sie wird von

Chören gesungen, die sich rhythmisch bewegen, und es herrscht ein umfassender künstlicher Strophenbau, der — was der bloße Leser jetzt nicht mehr innewird — durch die Bewegungen des Chores insofern auch dem Auge verdeutlicht wird, als dieser während der Strophe vorwärts geht, während der Antistrophe diese Bewegung zurückmacht und während der Epode stillesteht. Der rhythmische Bau ist äußerst vielartig; der Inhalt feierlich und meist öffentlich; Götterfeste, Feierung berühmter Bürger und Agonalsieger, Hochzeiten und Bestattungen verlangten Chöre, deren Inhalt nicht das Individuelle, sondern das von vielen Mitzuempfindende, Offizielle war. Die äolische Lyrik dagegen blühte in Kleinasien und besonders auf Lesbos; sie bediente sich des äolischen Dialektes, zu dessen Milderung und Veredlung der epische Dialekt herbeigezogen werden konnte; sie wurde ferner durch einzelne vorgetragen, die sich mit der Lyra oder sonst einem Saiteninstrument und mit den angemessenen Bewegungen begleiteten, und setzte sich entweder aus gleichen Versen oder aus kurzen, überaus schön lautenden Strophen etwa von drei gleichen und einem ungleichen Verse zusammen, die, wie die alkäische, sapphische usw. gleichmäßig und ohne Epode aneinandergereiht wurden. Während hier der rhythmische Bau sehr gleichartig ist, ist der Inhalt in Vorstellungen und Gefühlen die Seelensache des einzelnen, individuell im höchsten Sinne, auch wo er den Staat betrifft. Übrigens war wahrscheinlich auf beiden Ufern des Archipels beides vertreten, wie denn Arion, der Meister des chorischen Dithyrambus, ein Lesbier war; nur verteilte sich der Akzent in genannter Weise, und die dorische Lyrik hatte, zum Teil als Staatssache behandelt, viel stärkere Mittel, notorisch zu werden, während die äolische, den ewigen Seiten des menschlichen Gemüts entsprechend, eher die Mittel hatte, notorisch und verständlich zu bleiben.

Die äolische Lyrik hebt für uns mit Alkäos von Mytilene (um 600 v. Chr.) an, von dem wir gerne wüßten, ob er der eigentliche Schöpfer der Odenform sei. Das Altertum kannte von ihm Lieder des Parteikampfes und Ermunterungen zu Krieg, Wein und Liebe, auch Hymnen, welche, soweit unsere hypothetische Rekonstruktion uns lehrt, stark episch gewesen zu sein scheinen.

Seine Zeitgenossin ist Sappho, die er mit dem Worte anredet: „Dunkellockige, reine, süßlächelnde Sappho, ich möchte ein Wort sprechen und darf es nicht." Daß die späteren Athener sie für eine Buhlerin hielten, kommt daher, daß ihre Naivität und die freiere äolische Frauenlebensweise (wie auch die der Dorerinnen) nicht mehr verstanden wurden. Den Jüngling, den sie liebte und besang, hat sie nie genannt; Phaon ist eine lesbische Märchenfigur, und ebenso ist der Sprung vom leukadischen Fels eine späte Fiktion; dagegen gibt Suidas die Notiz, daß sie mit einem reichen Andrier vermählt gewesen sei und eine Tochter gehabt habe. Sie war eine

gelehrte Künstlerin so gut wie ihre Rivalinnen Gorgo und Andromeda, wohl auch Lehrerin ihrer jüngeren Freundinnen, an die sie einige von ihren Liedern gerichtet hat; denn „musische Bildung und Grazie des Benehmens galten in diesen Verhältnissen als das höchste".

Ungefähr von 540 bis 520 v. Chr. blühte Anakreon, ein Ionier aus Teos. O. Müller urteilt, „der Geist des ionischen Stammes sei in ihm alles tieferen Ernstes entblößt und betrachte das Leben nur als wertvoll, insofern es durch Geselligkeit, Liebe, Musik und Wein verschönert werde, der Dichter zeige nicht die tiefe äolische Glut, sondern es komme ihm auf den Genuß des Momentes an".

Daß nach Anakreon das individuelle griechische Lied verstummt sei, kommt uns nicht recht glaublich vor, da die Seele solches jederzeit hervorzubringen pflegt. Vielleicht wurde dergleichen viel, lange und überall geschaffen, gelangte aber neben den anerkannten Namen zu keinem Ruhm mehr oder ging auch wohl, wie zu befürchten, unter, weil sich keine Scholiastengelehrsamkeit daran knüpfen ließ. Unser größter Verlust ist, daß wir schon von den berühmtesten individuellen Lyrikern so wenig mehr besitzen; aber hätten wir nur wenigstens die späteren und sekundären noch, von welchen jeder Name und jede Erwähnung fehlt!

6. Die chorische Lyrik

Chortänze mit Gesang waren bei den Griechen überall alt und wurden besonders bei den Dorern leidenschaftlich geübt, lange wohl mit einfachen musikalischen Refrains, wie das Lied der Elierinnen an Dionysos und wie das olympische Siegeslied (mit dem τήνελλα καλλίνικε). Götterfeste, Siegespomp bei den Agonen, Vermählungen und Todesfälle waren die nie ausgehenden Hauptanlässe, und so entstanden beständig Prosodien, Hymnen, Hyporcheme, Parthenien, Päane, Hymenäen und Threnoi. Wohl keine andere Nation hat das Chorische irgend so entwickelt, und dieses Unikum wird seinen Grund darin haben, daß hier die Religion nicht über und neben der Polis stand, sondern Kult und Leben eins waren. Dabei waren die Tanzenden bzw. Wandelnden bald andere als die Singenden, bald dieselben; Tanz und Gesang erläuterten sich gegenseitig.

Diese ganze Gattung nahm nun mit der großen Ausbildung der Musik (samt Rhythmik und Metrik) durch Terpander, Olympos und Thaletas (bei dem auch der Tanz ebenso wichtig ist) einen höheren und vielseitigen Aufschwung. Vorhanden sind freilich nur Überbleibsel, aber bei dem Aufwande, den die Polis und die einzelnen für diese Aufführungen machten, läßt sich ahnen, wie groß der Betrieb war, und zwar wurde auch hier alles agonal; in Athen wetteiferten unter anderen die Phylen in Chören und die Choregie wurde eine wichtige Pflicht der Bürger. Überhaupt hatte jede bedeutendere Stadt, besonders im dorischen Peloponnes, ihre Chorlehrer (χοροδιδάσκαλοι), welche sich die Aufstellung und Einübung von

Chören zur Aufgabe des Lebens machten, und so entstanden von all den genannten Gattungen neben den alten, einfachen und populären Formen, die sich auch noch erhielten, reiche Kunstformen. Dabei wurde die Metrik sich eines unermeßlichen Reichtums bewußt, womit sie Dichtung, Musik und Tanz gleichmäßig durchdringen konnte; aber freilich haben wir hievon nur die Dichtung, nur das Drittelphänomen übrig, und oft scheint es uns, das Wort habe sich unbillig fügen müssen und wir hätten nicht das beste Drittel.

Die Reihe der chorischen Dichter beginnt für uns mit Alkman, der in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts blühte. Er war der Sage nach Lyder, der als Sklave jung nach Sparta kam und dort freigelassen wurde. In der Musik konnte er schon auf Terpander und Thaletas fußen und macht dabei aber auch darauf aufmerksam, daß er Neues schafft. Den Chor behandelt er nicht, wie Pindar, als sein bloßes Organ, sondern spricht von ihm zu ihm und mit ihm und läßt ihn auch im Plural sprechen. Von ihm gab es Chorgesänge der verschiedenen genannten Gattungen zur Feier von Göttern und Menschen — einem Parthenion, d. h. einem für Jungfrauen zu singenden Liede, gehört das größte Fragment an, welches erhalten ist —; doch war er auch Dichter von Liebesliedern, die wohl von einzelnen zur Kithar vorzutragen waren; ob er auch Embaterien (Marschlieder) verfaßt hat, ist zweifelhaft. Er bediente sich verschiedenartiger Verse und Strophen; sein Dialekt war der dorisch-spartanische, doch gar nicht unbedingt, sondern bisweilen fast episch, mit bloßem dorischem Anklange.

Auf Alkman folgt Stesichoros (643—560 v. Chr.), ein Bürger des ionisch-dorischen Himera auf Sizilien, aber von ozolisch-lokrischer Abstammung. Den Namen, unter dem er bekannt ist (Choraufsteller), hat er von seiner Tätigkeit, ursprünglich hieß er Tisias. Die wichtigste Neuerung, die von ihm berichtet wird, ist, daß er den epischen Stoff massenhaft in die chorische Lyrik einführte. Damit entsprach er einem dringenden Bedürfnisse; denn die chorische Lyrik jeglicher Gattung konnte, wenn sie nicht einförmig werden wollte, auf die Länge den Mythus nicht entbehren, sie mußte ein episches Element in sich aufnehmen. So finden wir denn bei Stesichoros Mythen von Herakles, Pelias, Meleager und aus dem thebanischen und trojanischen Kreise, auch pathetische Zeitereignisse, wie die Geschichte der mit ihrem Bruder von einem korinthischen Tyrannen gemordeten Rhadine. Das Wie wird am ehesten aus den epischen Elementen bei Pindar zu erraten sein; das Epische mußte dem Gesang großer Chöre, der Instrumentalbegleitung, mannigfaltigem Rhythmenbau und Chortanz angepaßt werden. Dabei waren die Dichtungen sehr umfangreich, so daß die Orestie in zwei Bücher eingeteilt wurde. Wahrscheinlich führte man sie bei Totenopfern und Festen auf,

die man besonders in Großgriechenland den Heroen, zumal den troischen, feierte.

Und nun sind von Stesichoros ein paar Fragmente von ganz supremer Schönheit erhalten, wie der Traum Klytämnestras und die wundervolle Stelle über Helios, wie er die goldene Schale, die Sonne, besteigt und nach dem anderen Ende der Welt hinüberfährt. Bei dieser Behandlung erhielt der Mythus ein zweites, lyrisch erhöhtes Dasein; natürlich aber ging der Dichter, da er das Lob einzelner Gestalten zum Gegenstande seiner Gesänge machte, auch sehr frei damit um, zumal bei der Gelegenheit, da er mit seiner eigenen Person in den Mythus verflochten erscheint: Er hatte auf Helena gescholten, war dafür von ihr mit Blindheit bestraft worden und gelangte zur Heilung, nachdem er gesungen, nur ein Scheinbild Helenas sei in Troja gewesen.

Daß Stesichoros auch das bukolische Gedicht zuerst zur Kunstgattung soll erhoben haben, wurde früher erwähnt; auch Hymnen und Päane dichtete er, die man noch lang sang, und für seine Brautlieder nahm er sich gleichfalls einen episch-mythischen Vorwand; das Epithalamion der Helena bei Theokrit (Id. XVIII) soll ihm nachgeahmt sein. Was seine Sprache betrifft, so ist sie die epische, nur mit den geläufigsten Dorismen.

Arion, ein Lesbier aus Methymna (um 600 v. Chr.), bildete den (an sich uralten) Dithyrambos aus, indem er zuerst diese Äußerung dionysischer Erregung, deren Charakter von jeher jauchzende Lust und wilde Trauer gewesen war, zu Korinth in die Form des Chorgesanges brachte und ihr so ein kunst- und würdevolles Gepräge gab. Es waren kyklische Chöre, das heißt solche, die sich im Kreise um einen Altar bewegten, und hier herrschte nicht die Flöte, sondern die Kithar vor, wie denn Arion der größte Kitharöde war. Erhalten ist weder von seinen Dithyramben noch von seinen Hymnen etwas; das Gedicht auf Poseidon, das unter seinem Namen geht, ist gefälscht.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts blühte Ibykos aus Rhegion, ein Wanderdichter, der auch lange bei Polykrates auf Samos war, dessen Knaben er unter anderem besang. Er muß mit Stesichoros viel Verwandtes gehabt haben; doch hat man einigen Begriff offenbar nur von seinen Liebesliedern, welche gemäß der Größe der Strophe und dem künstlichen Versbau müssen chorisch vorgetragen worden sein, etwa bei Geburtstagen, Siegen in Gymnasien usw. Nach den zum Teil sehr schönen Fragmenten zu urteilen, war es wahrscheinlich ein Mythus (z. B. von Ganymed oder Tithonos), der, in solchen Liebesliedern behandelt, ihnen die nötige Konsistenz und jedesmalige Neuheit gab.

Mehr eine vielseitige und betrachtende als eine lyrisch ergreifende war die Begabung des Simonides von Keos (556—468 v. Chr.). Derselbe lebte als Chorlehrer in seiner Heimat, meist im Chorhaus

(χορηγετον) beim Apollotempel. Daneben aber besaß er hohes Ansehen und Einfluß bei Hipparch von Athen sowie bei thessalischen Großen, und bei den sizilischen Tyrannen war er so angesehen, daß er z. B. 476 am Flusse Gelas einen Frieden zwischen Hieron von Syrakus und Theron von Agrigent vermitteln konnte. Er bekam die Helden des Perserkrieges offiziell mit Grabschriften und Gesängen (Elegien) zu feiern, und groß war die Menge seiner Siege in musischen Agonen. Für öffentliche Feste dichtete er Hymnen, Betgesänge (κατευχαί), Päane, Hyporcheme, Dithyramben, Parthenien; weit öfter aber war er im Solde von Privatleuten; seine Muse war die erste, die ihre Gaben um Geld verkaufte. Mit ihm erst wird der Siegesgesang (Epinikion) von den Chordichtern kunstreich ausgebildet (wie auch die Siegerstatue erst ungefähr von 540 an gewöhnlich wird). Seine Epinikien waren vielleicht im Sinn und Bau schon sehr den pindarischen ähnlich; auch sie verflochten den Preis mythischer Heroen mit dem Lobe des Siegers und wandten allgemeine Lebensbetrachtungen und Sentenzen auf die spezielle Lage desselben an; daneben fand sich eine milde und humane, aber auch lax-ionische Beurteilung sittlicher Verhältnisse. Von seinen Klagegesängen (θρῆνοι) ist das sehr schöne Fragment mit dem Klagegesang der Danae zum tiefen Schlummer des (Perseus)-Kindes erhalten; seine Art war „nicht erhaben wie Pindar, aber desto rührender zu klagen"; auch gedachte er mehr der Hinfälligkeit des Daseins, als daß er in Pindars Art das Jenseits gepriesen hätte. Seine Gedanken malte er viel feiner und vielseitiger aus als dieser; die Ausdrucksweise war schmiegsamer und weniger befremdlich.

Wie in seinen Epigrammen, so hat Simonides in seinen Chorgesängen, und zwar hier vielleicht zuerst unter den Dichtern, die Antithese, die in der Rhetorik später eine so große Rolle spielen sollte. Zwischendurch hat er nicht nur sehr prosaische Bilder, wie in dem Epigramme (99), wo es heißt: „als ganz Hellas auf der Spitze des Schermessers stand", sondern das ganze Epinikion auf die Skopaden (5), wovon drei Strophen erhalten sind, ist die lautere Prosa in den künstlichsten chorischen Wendungen, ein wahres Rendezvous aller Gemeinplätze (die N. B. schon damals längst Gemeinplätze waren). Man ist froh, durch den Besitz des Danaefragments und der Epigramme bei diesem vielverbreiteten Dichter nicht ganz nur auf den Kredit angewiesen zu sein.

Der Schwestersohn und Schüler des Simonides und Pindars Rivale an den sizilischen Höfen war Bakchylides, ein feiner und zierlicher, noch mehr auf die Reize des Privatlebens, Liebe und Wein, gerichteter Dichter. Bei ihm ist alles chorisch, auch die erotischen Lieder und die sehr schönen für Gelage verfaßten. Er ist unter diesen chorischen Dichtern weit der durchsichtigste, und doch wäre vielleicht z. B. der schöne Päan auf die Wohltaten des Friedens (13) in einfacher äolischer Strophe und selbst als Elegie noch schöner;

wirklich ist auch das schöne Fragment (27), welches das Lob des phantasieerhöhenden Weines enthält, in einer viel einfacheren, vierzeiligen Strophenform gedichtet. Der sanften und bequemen ionischen Elegie nähert sich überhaupt der Ton des Dichters.

Von Lasos von Hermione weiß man nicht viel mehr, als daß er die Wettkämpfe mit Dithyramben aufbrachte und auch Theoretiker und Lehrer Pindars war. Timokreon von Rhodos, welcher Athlet und Dichter war, ist besonders durch seine chorische Invektive auf Themistokles bekannt, eine zwar heftige, aber erstaunlich lederne Prosa in einem höchst künstlichen chorischen Metrum, von der man nur nicht absieht, wer sie singen mochte. Von Korinna, der böotischen Zeitgenossin Pindars, finden sich nur wenige abrupte Fragmente. Aufzählungen von lauter Sachen, wie sie Philoxenos, ein jüngerer Zeitgenosse des Aristophanes, in seinem „Mahle", wahrscheinlich einem seiner neumodischen Dithyramben, brachte, waren keine Kunst mehr, seitdem die Komödie den athenischen Vers für die unerhörtesten komischen Kombinationen gelenkig gemacht hatte. Philoxenos war übrigens als Dichter und Musiker (Aulöde) höchst angesehen und überall bekannt; durch ihn trat die Dithyrambik in eine neue Richtung (der dann auch Timotheos und Telestes folgten); an die Stelle des alten, feierlichen Ernstes, welchen die Bestimmung für den Kultus mit sich brachte, trat jetzt ein mannigfaltigerer Inhalt und eine freiere Behandlung, ein näheres Anschließen ans Leben mittels der Dramatik und Mimik, wenngleich die Gegenstände mystisch blieben.

Unsere ganze Kunde von der chorischen Poesie ist, abgesehen von der Unmöglichkeit, sich von Musik und Orchestrik eine richtige Vorstellung zu machen, schon darum einseitig, weil uns vollständig nur ein Stoß Epinikien erhalten ist von einem Dichter, welcher im Altertume für alle Gattungen seiner Schöpfungen berühmt war: dies ist Pindar, in dem wir den Vertreter der feierlichsten Gelegenheitsdichtung haben.

Er war 522 v. Chr. geboren und starb über achtzigjährig. Selber von schwacher Stimme, lebte er ausschließlich für chorische Musik und Poesie, ein frommer und auch von den Göttern geliebter Mann und als Chordichter ein großer Theologe, was damals kein Priester war.

Wieweit die kunstreichen Schemata, womit Dissen eine Proportionalität im Bau, in der Verflechtung des Persönlichen mit den mythischen Erzählungen usw. glaubt nachweisen zu können, Pindar oder irgendeinem Hörer bewußt waren und von ihnen empfunden wurden, ist uns fraglich; jedenfalls aber verfuhr Pindar sehr bewußt und sagt es hundertmal, daß er an sich und seine Komposition denke.

Er preist zunächst auf allen Tönen den Gesang als solchen; das Schönste in dieser Richtung ist der berühmte Anfang der ersten pythischen Ode. Dann aber ist ihm sein Gesang in specie gerade

soviel wert wie der betreffende Sieg, ja er ist dessen gleichwiegende Hälfte; das volle Glück des Siegers beruht darauf. Nur die enorme Feierlichkeit hindert uns, die Reklame zu erkennen, wenn es z. B. (Nem. VII, 20) heißt, der einzige Spiegel herrlicher Kämpfe sei Mnemosyne und ihr Gesang oder, (Ol. X, 1 ff.) bisweilen sei dem Menschen der Wind am notwendigsten, bisweilen die Regenwasser des Himmels, die Töchter der Nephele, wenn aber jemand mit Anstrengung Großes erreiche, so gebe es (für ihn) honigtönende Hymnen, Grundlage späteren Ruhmes und sicheres Pfand hohen Verdienstes.

Nun singt aber der Gesang etwas stark viel von sich selbst, so daß viele Partien einen sonderbaren Zwiespalt zwischen dem chorisch-lyrischen Vortrag und dem subjektiven Inhalt müssen dargeboten haben. Der Dichter redet die Muse oder das eigene Herz oder den Gesang selber und die Phorminx (Lyra) gar zu oft an und sagt, wovon er jetzt reden wolle und wovon nicht; er besorgt Überdruß, wenn er bei diesem oder jenem Thema länger bliebe; er ruft sich (Pyth. XI, 58) umständlich und mit Gewalt von der Erzählung eines Mythus zum Preis des Siegers weg. Man hat dabei das Gefühl, als wollte er sich für die große Mühseligkeit der Produktion entschädigen.

Häufig und laut ist bei ihm auch die Betonung des eigenen Wertes, was sich, in fernem Lande durch Choristen gesungen, unmöglich immer kann gut ausgenommen haben, womit er sich aber im Preise hielt, solange ihm die Leute glaubten. Sein Lied auf einen Sieg mit Maultiergespann (Sieg und Lied sind ziemlich unbedeutend) heißt die dauerndste Leuchte weithin gewaltiger Tugend, ja Pindar besteigt auch wohl den Siegeswagen selber oder sein Gesang ist ein Prachtbau und dessen Exordium die goldenen Säulen des Prothyrons, oder er sendet seinen Gesang dem Sieger, so wie ein Schwiegervater dem jungen Eidam die volle Goldschale zutrinkt; durch die Gnade der Götter blühen stets weite Gedanken in der Brust des Dichters; wenn aber ein trefflicher Kämpfer ohne Gesang in den Hades hinabsteigt, so hat er nutzlos gelebt und sich abgemüht.

Damit hängt zusammen seine unpoetische und im chorischen Vortrag gewiß lächerliche Polemik. Homer soll Odysseus überschätzt haben, ganz als hätte Pindar (der wohl die enorme poetische Überlegenheit der Odyssee fühlte) richtigere Kunde gehabt. Besonders aber wendet sich dieser gegen Feinde und Neider. Er bezeichnet sie als Füchse oder als schreiende, tief unten weidende Krähen im Vergleich mit ihm, dem Adler. Namentlich hat er hie und da einen bissigen Schluß (z. B. Ol. II, Pyth. II, Nem. VII). Einmal (Ol. VI, 151) fordert er gar seinen Chorlehrer Aineias auf, die Freunde erkennen zu lassen, ob sie beide der alten Schimpfrede vom böotischen Schweine entrinnen könnten.

Dergleichen ist um so auffallender durch die Verbindung mit der

bombastischen Starrheit des Ausdruckes, wozu ihn das Anpassen des Textes an Rhythmik und Musik und wer weiß was für Mimik und Orchestrik öfter mag genötigt haben. Er war auch von Anfang an und für jedermann schwierig zu verstehen, und sein großer Ruhm, ja seine Popularität war nur möglich bei einem Volke, welchem das Chorwesen überhaupt eine völlig vertraute und hoch gewertete Sache war, und die Sieger der großen Agone die ruhmwürdigsten Leute. Bisweilen umschreibt er das Allerordinärste mit dem feierlichsten Pomp und sagt dann mitten zwischenhinein ein hölzern-prosaisches Wort. Um zu sagen, daß das Fest sich jähre, sagt er z. B. (Ol. IV, 1): „Zeus usw., deine unter den bunten Klängen der Phorminx im Tanz sich drehenden Horen haben mich hieher gesandt als Zeugen der erhabensten Kämpfe." Um eine Behauptung zu Ehren eines Siegers zu unterstützen, heißt es (Ol. VI, 32): „Ich, sonst zwar weder hadersüchtig noch allzu streitliebend, bezeuge dies mit hohem Eide, und die honigstimmigen Musen werden es mir zulassen!" Einer seiner Sieger hat im achäischen Pellene den dort üblichen Preis, eine warme Chlamys, gewonnen; der Dichter sagt: „Als wider die kalten Lüfte wärmende Schutzwehr ihm Pellene gewährte" (Donner). Wenn ein langverzögerter Gesang um so besesr ausfällt, so ist dies ein nutzbringender Zins (τόκος ὀνάτωρ). Höchst unfreiwillig komisch klingt das pomphafte Skolion auf die korinthischen Freudenmädchen.

Wenn Pindar für uns an solchen Stellen geradezu etwas Zopfartiges hat, so ist er anderseits ein Hauptzeugnis für die merkwürdige Naivität der damaligen Griechen. Diese äußert sich hie und da in majorem gloriam des Gepriesenen. Wenn es aber in dem zur Feier der Prytanenwürde des Aristagoras gesungenen Enkomion (Nem. XI) heißt, „ihm — der auch in kleinen Agonen gesiegt hatte — hätten nur die Eltern nicht erlaubt, auch in Olympia und Delphi aufzutreten, sonst würde er dort ebenfalls gesiegt haben", so müssen wir uns doch sagen, daß dergleichen lächerlich war, solange die Welt steht, und also auch zu Pindars Zeit. Den Kamarinäern, die sich über den agonalen und baulichen Aufwand ihres Mitbürgers Psaumis aufgehalten — wahrscheinlich waren sie eine verrottete Demokratie, welche meinte, die Habe des reichen Bürgers sei ihr allein verfallen —, wird bedeutet, dergleichen bringe Mut unter die Bürger. — Andere Male aber gibt er mit bedeutendem Mut seinen mächtigsten Kunden deutliche Warnungen, wobei zu erwägen ist, daß er selbst nicht an Höfen lebte und nicht ein Lebensgefährte von Fürsten, sondern eher von Aristokraten war. Der Mythus von Pelops und Tantalos wird (Ol. I) so behandelt, daß Hieron und ganz Syrakus es unmöglich anders deuten konnten denn als Warnung vor Gewalttat und Mahnung zur Mäßigung im Glücke. Auch dem Arkesilaos von Kyrene werden (Pyth. IV und V) deutliche Wahrheiten gesagt. Das lange Argonautengedicht

(Pyth. IV) gab Pindar dem Flüchtling Damophilos mit, den er damit dem Fürsten zur Restitution empfahl; kaum begreifen wir, wie der Schluß dieses Gedichtes von V. 446 an an einem solchen Hofe in einem wirklich aufgeführten Epinikion seine Stelle finden konnte. — Viele andere Male scheut sich Pindar auch gar nicht, von der Unbeständigkeit des Glückes zu reden, nachdem er erst dessen Glanz mit allen Epithetis gemalt hat. Theron bekommt (Ol. II) zu hören: Man wisse nie, ob der Tag, „der Sohn der Sonne", auch glücklich enden werde; dann wird im Hinblick auf das Greisenalter des Fürsten das selige Jenseits geschildert, als ob es damit Eile hätte; auch die böse Nachrede giftiger Toren wird erwähnt. Und dies alles — wozu auch das Unheil im Hause des Kadmos, Therons Ahnenhause, gehört — wurde im Palast zu Agrigent zu einem Festmahle gesungen. — Auch dem eben erwähnten Psaumis wird (Ol. IV und V) unverblümt gesagt, daß er graue Haare habe, und ihm gewünscht, poseidonischer Rosse sich freuend, das Alter heiter zu tragen und umgeben von seinen Söhnen zu sterben.

Jedes Epinikion hat übrigens einen eigenen Bau; nicht zwei sind ganz nach demselben Schema gearbeitet. O. Müller unterscheidet dem Tone nach dorische und äolische Oden; einige seien auch lydisch. Einmal (Ol. XIV) sagt es Pindar selbst von einem Gedichte, es sei in lydischer Melodie und lydischer Art (?) gehalten (Αυβίῳ ἔν τρόπῳ ἔν τε μελέταις). Es hat dies oben erwähnte Lied auf den Orchomenier Asopichos seine besondere leichte Süßigkeit; man sieht darin, wie durch eine rasche, hurtige Benutzung der an sich schon anmutigen Sage von den Chariten ein poetischer Inhalt fast aus dem Nichts kann geschaffen werden.

Im einzelnen Augenblick ist Pindar eben imstande, die allerwunderbarsten Wirkungen hervorzubringen, und die Art, wie er im Mythus lebt, hat für uns oft etwas Narkotisches. Er ist ja auch ein großer Dichter gewesen, trotz seiner Schwächen, die man, wo des Schönen noch so viel bleibt, nicht zu bemänteln braucht, aber er ist nicht gleichmäßig. Wenn wir die Hymnen, Päane, Dithyramben, Prosodien, Parthenien, Hyporcheme, Skolien, Threnen und Enkomien hätten, die im Altertum ebenso berühmt waren wie seine Epinikien, würden sie uns vielleicht lieber sein als diese; unter den Fragmenten findet sich außerordentlich Schönes, freilich sind uns vielleicht gerade aus diesen Dichtungen einige der schönsten Stellen erhalten worden, so das von Athenäos (XIII, 76) erhaltene herrliche Skolion auf Theoxenos und prächtige Stücke von Threnen.

Eine sekundäre Notorietät muß Pindar bei allen Griechen genossen haben; sonst könnte ihn nicht Aristophanes in den Vögeln (904—957) als so bekannt voraussetzen, daß er auf ihn die Maske des schlechten feierlichen Poeten aufzubauen wagt. Auch muß er früh gesammelt worden sein. Daß gerade die Epinikien erhalten geblieben sind, dürfte vielleicht seinen Grund in ihrem antiquari-

schen Inhalte haben, welcher es den Alexandrinern möglich machte, an ihnen am meisten Gelehrsamkeit zu entwickeln. Auch Apollonios und Lykophron sind ja deshalb erhalten, während andere verlorengingen.

Indem wir nun noch auf die chorische Lyrik im allgemeinen einen Blick werfen, machen wir vor allem darauf aufmerksam, daß das Verhältnis zum Gesang und Tanz und die kunstreichen Metren der Diktion etwas geben, das von aller neueren Lyrik abweicht. Daher u. a. jene kunstreich-prächtigen, zusammengesetzten Epitheta und Adjektiva, in denen z. B. Ion von Chios von einem bis zum Morgen dauernden Gelage sagt: „Wir warteten ab den frühmorgendlichen, luftdurchwandelnden Stern, den hellgeflügelten Vorläufer der Sonne." Dieser Faltenwurf ist neu und unhomerisch; aber durch die Rücksicht auf die begleitenden Künste wird eben alle chorische Lyrik viel schwieriger als die individuelle, viel überladener und in der Diktion viel gewundener, und die Kompensation durch die Musik und den Tanz, denen gegenüber das Wort offenbar der nachgebende Teil werden mußte, besitzen wir nicht mehr.

Wenn wir damit die individuelle Lyrik vergleichen, so erscheinen uns gleich bei Alkman die vier Hexameter (26) so ungleich viel herzlicher und genießbarer als der ganze Rest, ausgenommen etwa das Fragment über die Nachtruhe der ganzen Natur (60), welches doch nur eine Aufzählung ist. — Besonders aber sieht man bei Sappho die große Überlegenheit der einfachen Strophe über die dorische Kunststrophe, sobald es sich um den Ausdruck der Seelenbewegung handelt. Um das Aphroditelied (ποικιλόθρον' ἀθάνατ', Ἀφροδίτα) möchten wir sozusagen den ganzen Pindar geben, soweit wir ihn kennen. Auch das Fragment (52) mit der Schilderung der tiefen Nacht und dem Schlusse „ich aber schlafe allein" und das Lied an die Ungebildete über ihr Schicksal im Hades (68) sind wunderbar ergreifend. Und wenn die Welt an Alkäos und Sappho wohl die größten Verluste erlitten hat, so ist doch auch Anakreon außerordentlich schön und klar, besonders das Fragment (2) mit der Festeinladung an Dionysos, dem er seine Liebe zu Kleobulos empfiehlt, und dann das an den geliebten, jungfräulich blickenden Knaben (4) und das an Eros, der ihm mit dem Purpurballe wirft und mit dem lesbischen Mädchen zu spielen auffordert, welches doch sein weißes Haar nicht mehr mag.

Wenn aus diesen Fragmenten die natürliche Anmut spricht, so ist dagegen die chorische Lyrik eine wahre Herberge aller Trivialität, und gerade Unberufene nisteten sich erst recht in das Schwierige ein, wofür der an Gemeinplätzen so reiche Gesundheitspäan des Ariphron als Beispiel angeführt werden möge. Inzwischen hatte sich ja auch das attische Drama, das ja ganz von der chorischen Poesie ausgegangen war, ihrer auf alle Weise bemächtigt. Aber gerade die große Kunstzeit hatte auch ein deutliches Gefühl von

dem häufigen Mißbrauch der feierlichen Formen, und bei Aristophanes fehlt es nicht an Parodien derselben. Den schlechten Dichter, der sich in den Vögeln zur Gründung von Nephelokokkygia einfindet und seinen Gesang aus pindarischen Reminiszenzen zusammenflickt, haben wir eben erwähnt. Nachher (1372) tritt der Dithyrambiker Kinesias leibhaftig auf und wird mit seiner ganzen Kunst, um die er sich in die Wolken aufschwingen will, weil sie in diesen hängt, aufs stärkste verhöhnt. Auch in den „Wolken" begegnen wir im Munde des Strepsiades (335 ff.) einer Menge von Fetzen aus den gleichzeitigen Dithyrambographen. Man sieht nicht, daß die subjektive Lyrik wäre persifliert worden, sie wurde wahrscheinlich nicht von Unberufenen gepflegt; die chorische dagegen hatte — ähnlich wie die Tragödie — ein Gezücht von Dilettanten an sich gezogen, welche gerade das Schwerste mit Vorliebe nachahmten, und war außerdem ein Gewerbe, und da übte dann die Komödie Vergeltung.

Auf uns aber macht alle chorische Lyrik wesentlich und unvermeidlich den Eindruck der Mühseligkeit, weil die Poesie dabei einem unsäglichen Zwang untertan war. Da wir, wie gesagt, an ihr nur eine Drittelerscheinung haben, erscheint sie oft nur als die ausgepreßte Limone, die uns hingeworfen wird. Sie ist ja nicht nur für uns mühevoll, sondern sie muß es schon für die Dichter gewesen sein. Selbst in den Chören des Sophokles ist eine solche Menge von gezwungenen und schwierigen Redeweisen und Wendungen, daß man schließen muß, auch ihm habe die Musik und der Rhythmus schwer überwindliche Schwierigkeiten auferlegt.

Die weiteren Schicksale der Lyrik, vom 4. Jahrhundert an, sind sehr dunkel. Eine Lyrik zu bloß schriftlicher Mitteilung gab es bei den Griechen nicht; es fehlt das einsam gedichtete Lied. Was Lyrisches weiter entstand, war und blieb in die Schicksale der Musik und des Virtuosentums, überhaupt des Aufführens verflochten, und diese Schicksale können seit der Wendung, die es mit dem Dithyrambos genommen hatte, unmöglich glückliche gewesen sein. Was Athen betrifft, so kann es zudem dem poetischen Gehalt der Chöre kaum gut bekommen sein, daß Chor und Choregie eine Gattung der bürgerlichen Brandschatzung geworden waren; eines der seltenen erhaltenen Stücke eines hier wirklich gesungenen Chores ist der Ithyphallikos auf Demetrios Poliorketes. Was aber in Alexandria für Späße öffentlich gesungen worden sein müssen, davon kann uns Strabo (XIV, 1, 41, p. 648) bei Anlaß des Simos und seiner Simodia eine Ahnung geben. Das Epinikion muß schon bald nach Pindar durch den Wegfall der reichen Sieger untergegangen sein, und mit eigens bestellten Hymenäen und Threnoi wird es sich kaum anders verhalten haben; für Prosodien aber, mit denen ein Chor vor eine Gottheit trat, und andere gottesdienstliche Gesänge, die eigentlich jedesmal neu hätten gedichtet werden sollen, wird

man sich, wenn die eigenen Kräfte dazu nicht ausreichten, wohl bald an die alten Dichter halten gelernt haben, wie dies Lucian wenigstens für seine Zeit bezeugt.

7. Die Tragödie

Das ganze seitherige Drama verdankt seine Würde und Bedeutung wesentlich der Würde und Bedeutung, welche das Drama bei den Griechen und besonders in Athen hatte. Hier aber hing alles daran, daß es nicht zu Ergötzung und Zeitvertreib entstanden war, wobei es klein und gering geblieben wäre, sondern als Teil eines hochwichtigen Kultus der Polis. Es war keine „Ressource", auch nicht eine Unterhaltung für eine Elite von „Höhergebildeten" und Gelangweilten, sondern es galt als große Angelegenheit für die ganze festliche Bürgerschaft.

Auf die ganze Entwicklung einer Kunstgattung wirkt aber deren Entstehungsart nach. Und da ist nun vor allem zu sagen, daß auf dem Boden der bloßen Lebensnachahmung (μίμησις) keine Tragödie erwächst, sondern diese führt bloß zu einem gewissen Grad von meist possenhafter Nachahmung der Vorgänge des äußeren Lebens, also höchstens, wenn die Sonne besonders günstig darüber scheint, zur Komödie, und hiefür haben Spaß und Hohn überall und von jeher, selbst bei Wilden gesorgt. Auch die Spartaner würden das Drama erreicht haben, wenn das Äffische und Parodische dazu genügte; ihre Deikelikten machten z. B. in der Sprache des niederen Lebens einen Obstdieb, einen fremden Arzt u. dgl. nach, und Ähnliches gab es überall auf griechischem Boden; wir können uns diese Darstellungen vielleicht dem chinesischen Drama ähnlich denken, welches auch nur bürgerlich, nur Abbild des Lebens oder Posse ist.

Statt dessen weist die griechische Tragödie so deutlich als möglich auf einen ganz anderen, nicht in diesem Sinne mimischen Ursprung hin. Nicht der Schauspieler und der Dialog ist hier, wie es sonst sein müßte, das erste, sondern der Chor ist ursprünglich alles, und indem die alten Prämissen in echt griechischer Weise mit tiefem Ernst festgehalten und nur langsam umgebildet werden, behauptet er sich neben dem Dialog; ja in der Zeit des Äschylos, der doch schon eine Fülle stummer Komparsen und mannigfach einen reichen und phantastischen Anblick voraussetzt, wird gleichwohl die Rede so auffallend spät an mehrere erteilt.

Freilich wird man hier mit allen vereinzelten Notizen nie hinter das Geheimnis des Entstehens und allmählichen Wachsens kommen. Es ist, als wäre die Erinnerung an die früheren Stadien mit aller Sorgfalt verwischt worden. Ohne einen ganz gewaltigen Atemzug aber hätte sich das Drama schon seine monumentale Stätte nicht geschaffen, durch welche allein es die Sache einer ganzen Bevölkerung war und blieb: es entsteht aus der großen dionysischen Erregung; es kommt in großem Maßstab und in großer Umgebung

auf die Welt, und es ist eine spezifisch griechische Errungenschaft: Die Perser, Juden, überhaupt der alte Orient hatten kein Drama, vielleicht weil sie den Gegensatz, den es darstellt, darin nicht auszuhalten vermochten, und das indische, das in seiner Entwicklung aus dem Kultus des Wischnu und aus der Musik viele Analogie mit dem griechischen hätte, ist später als dieses und vielleicht unter seiner Einwirkung entstanden.

Warum aber hat denn nicht der Kult anderer Götter schon früher das Drama hervorgetrieben? Warum nicht z. B. der des Zeus, des Apollo, der Athene, die man ja so gerne hoch intellektuell und ethisch auffaßt? Warum ist es nicht gleich nach Homer, der schon in der Ilias und dann besonders in der Odyssee so dramatisch ist, sondern gewissermaßen auf Umwegen entstanden? Warum hat dies erst in Athen geschehen müssen und nicht zum Beispiel schon in Korinth oder Milet? Man könnte freilich staunen, daß eine Bühne noch dreihundert Jahre auf sich warten ließ, nachdem bereits das Epos dem Drama oft so nahe gewesen. Aber der entscheidende, ursprüngliche Impetus, dessen es bedurft haben muß, kam nun eben einmal vom dionysischen Kult und von dessen Gefühlswelt. Unerwartet, aus der Musik, aus dem Chorgesang geheimnisvoll mächtiger dionysischer Gottesdienste erhebt sich wie aus einem reichen Blumenbeet eine scheinbar fremdartige Prachtblume: das zunächst dionysische, dann dem ganzen Mythus geweihte Drama. Erst nachdem die Seele der griechischen Nation durch jenen Kult der mächtigsten, bisher unbekannten Schwingungen fähig und teilhaftig geworden, schafft sie auch noch dieses höchste künstlerische Leben.

Die ihm unentbehrliche Stätte aber war dem Drama schon zuvor bereitet. Rede und Dialog, die der Grieche vor Volksversammlung und Gericht so reichlich zu üben Gelegenheit hatte, besaß man bei Homer längst in erstaunlicher Fülle und Vollendung; auch z. B. im Hymnus auf Hermes zeigt sich durchgängig eine hohe Kraft und reiche Nuancierung der gesprächsweisen Rede. Das Drama ist gar nicht mehr darüber hinausgekommen.

Eine fernere Hauptförderung war die alte Gewöhnung an dramatischen Gottesdienst. Das Mimische war bei verschiedenen Kulten seit alter Zeit vorhanden; nicht nur trug der Priester oder die Priesterin beim feierlichen Opfer das Kostüm der Gottheit, sondern in einem förmlichen Aktus wurden Ereignisse aus dem Mythus derselben mimisch-dramatisch — man darf nur fragen, wieweit mit Begleitung von Worten und Gesang — zur Darstellung gebracht. Ja, das Hyporchem, als Gattung längst vorhanden, bestand darin, daß die in dem Gesang beschriebene Handlung durch einzelne Personen, die aus dem Chore hervortraten, zugleich mimisch dargestellt wurde.

Endlich gehörte dazu ein Mythus, der in Epos, Hymnus und bildender Kunst schon endlose Darstellungen erfahren hatte und

nun hier zu einer höchsten und letzten Verwirklichung drängte.

Nehmen wir zu diesem allem noch, daß die Seltenheit der Aufführungen, die auf die Dionysosfeste beschränkt waren, den Wunsch nach Dichtungen längeren Umfanges zur Folge hatte, und bedenken wir den allgemeinen Charakter der griechischen Kunst, der überall bestimmte und konstante Formen liebt und dadurch den hieran gewöhnten Geist sofort in eine bestimmte Stimmung versetzt, der die schaffende Phantasie vielfach beschränkt, aber auch gegen ihre eigene Willkür sichert und der so im günstigen Falle jene Produkte der strengsten Gesetzmäßigkeit und dennoch des freien Schönheitstriebes möglich macht, so werden wir begreifen, daß die attische Tragödie, was sich gar nicht so von selber verstand, zur großen Hauptgattung der griechischen Poesie werden und als solche anerkannt werden konnte.

Wie bekannt, gehörte derjenige Chorgesang, welcher ihr ältester Grund und Bestandteil war, in die Klasse des Dithyrambos; laut Aristoteles ging die ganze Tragödie von den Vorsängern desselben (ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον) aus. Der Dithyrambos aber war ein Lied auf Dionysos, das früher ohne strenge Ordnung von trunkenen Genossen eines Festmahles gesungen, aber seit Arion regelmäßig von Chören aufgeführt wurde. Es gab fröhliche und jauchzende Lieder dieses Namens, die den Beginn des Frühlings feierten, und anderseits auch trauervolle, und in Sikyon hatten solche der letzteren Art statt der Leiden des Dionysos die des Adrastos zum Gegenstand, wahrscheinlich hier eines uralten Naturgottes. Der erste Schritt ins Drama aber scheint dann gewesen zu sein, daß der Chorführer entweder als Dionysos selbst oder als dessen Bote die Geschichte des Gottes, zumal seine Leiden (πάθη) erzählte, und daß sich dazu der Chor als Satyrn gebärdete in Lust wie in Schrecken.

Dieses ganze Wesen mag in den dorischen Städten ziemlich kunstreich ausgebildet worden sein, war aber jedenfalls auch in Athen schon frühe vorhanden, und zwar an den drei Festen des Dionysos: den Lenäen und den großen und kleinen Dionysien. Wann aber hier und durch wen außer Dionysos und seinem Mythus noch andere Personen und Mythen eingeführt wurden, bleibt uns dunkel. Jedenfalls geschah zur Zeit des Peisistratos die große Neuerung des Thespis (um 536 v. Chr.), daß nämlich dem Chor ein Entgegner (ὑποκριτής) gegenübergestellt wurde, welcher nacheinander in verschiedenen Masken erschien, also, wie O. Müller ausführt, z. B. in einer Pentheustragödie als Dionysos, Pentheus und Bote. Doch war bei Thespis die Hauptsache gewiß noch der Chor und dessen Tänze; noch in viel späterer Zeit schätzte und tanzte man sie, die Reden traten daneben gewiß noch stark zurück und waren mehr nur dazu da, dem Chor Anlaß und Stoff zu seinem Affekt zu geben; ihr Metrum war der trochäische Tetrameter, den Thespis, wie Spätere

den jambischen Trimeter, aus der sonstigen, schon vorhandenen Poesie herübernehmen konnten.

Auch bei Phrynichos (seit 512 bedeutend) trat nur der eine Schauspieler in mehreren, und zwar jetzt auch in weiblichen Rollen auf. Das Lyrische war noch sehr Hauptsache; in seinen Phönissen waren sogar noch zwei Chöre: Phönizierinnen und vornehme Perser. Von dem Athener Chörilos und dem Phliasier (also Dorer) Pratinas, der ebenfalls in Athen lebte, wird besonders die Kraft im Satyrdrama gerühmt; beide blühten seit dem Ende des 6. Jahrhunderts.

Wann aber und wie hatte sich der attische Staat der Sache ernstlich angenommen? Dionysische Feste mit sonstigen Aufzügen (κῶμοι, θίασοι) blieben wohl der individuellen Lustbarkeit überlassen; die Chöre aber müssen vom Staat in spezielle Aufsicht und unter seinen Schutz genommen worden sein, bis er sie geradezu den Dichtern stellte; und auch ein bleibendes Holzgerüst für die Zuschauer muß es schon vor 500 v. Chr. gegeben hat.

Auffallend früh und nur in den Anfängen der Tragödie stellt sich der Versuch ein, auf Zeitgeschichte überzugehen. Ein Zeitthema, nämlich die Großtaten Athens im Perserkriege, wahrscheinlich mit Betonung der Verdienste des Themistokles, lag den genannten „Phönissen" des Phrynichos (476 v. Chr.) zugrunde, und der nämliche Dichter hatte schon früher (492) den „Fall Milets" aufführen lassen, wofür ihn die Athener, weil er sie an eigenes Unglück erinnert hatte, um 1000 Drachmen büßten. In der Folge reihten sich diesen Stücken noch die „Perser" und die „Ätnäerinnen" des Äschylos an und sehr viel später, im 4. Jahrhundert, der „Mausolos" des Theodektes, das Gelegenheitsstück eines Rhetors und Tragikers, der sonst mythische Stoffe dramatisierte. Diese Ansätze blieben vereinzelt. Man fürchtete die Zeitgeschichte wohl, weil sie erweislich zu stark wirkte, und der Mythus schloß sein Goldgewölk wieder, nachdem er es kurze Zeit geöffnet. Übrigens ist von dem einzigen dieser zeitgeschichtlichen Dramen, das wir besitzen, den „Persern" des Äschylos, zu sagen, daß hier die Ferne und das Fremdartige schon annähernd wie das Mythische wirken; d. h. sie gestatten eine ähnliche Befreiung vom Realistisch-Wirklichen; es ist ein freifabelhaftes Persien mit einzelnen Zügen aus der genaueren persischen Wirklichkeit.

Für die Ausschließung der zeitgeschichtlichen Stoffe entschädigte man sich dann freilich in der Folge reichlich dadurch, daß man dauernd nicht nur das patriotische Hochgefühl, sondern die momentanen Tendenzen der attischen Politik hereinzog. Schon Äschylos tönt in den „Bittflehenden" auf den Bund mit Argos, und in den Eumeniden nimmt er deutlich Bezug auf die Frage nach dem Schicksal des Areopags. In wie maßlosen Ausfällen sich Euripides in den Herakliden und in der Andromache über Sparta ergeht, und wie er in den „Bittflehenden" die Bestattung der Gefallenen durch

Theseus gegen die Thebaner erzwungen werden läßt, ist bekannt; Tragiker und Redner brauchten diese Motive um die Wette.

Dagegen scheint die nichtheroische, nichtmythische Vergangenheit gänzlich außer Betracht geblieben zu sein. Euripides geht mit seinem Kresphontes und Temenos noch bis zur dorischen Wanderung hinunter, aber es gab in der Blütezeit keine Dramen: Solon und Peisistratos, Kylon, Hochzeit der Agariste, Periander und sein Haus, Aristodem, Aristomenes usw. Die historische Tragödie in diesem Sinne haben die Griechen völlig der neueren Welt überlassen, die denn auch einen Wallenstein und Tell geschaffen hat.

Mit dieser Beschränkung aber war für die Tragödie eine große Kraftersparnis verbunden. Unsere heutige Bildung hängt lange nicht so an der Geschichte, auch nicht an der vaterländischen, wie die der Griechen am Mythus. Der heutige Hörer muß sich zum Verständnis der historischen Tragödie schon mehr anstrengen; das Gesetz derselben ist auch ein vielseitigeres als das der griechischen. Wir verlangen Breite der Handlung wie der sie kreuzenden Nebenhandlung und Vielheit der Charaktere, welche sich im Stück allmählich entwickeln; die Peripetie wird durch ein Zusammenströmen von Ereignissen, welche längst durch die Charaktere vorbereitet sind, mit der Absicht auf die höchste Spannung konstruiert. Darum gibt es aber auch so wenige gute historische Tragödien, welche wirklich die Bühne bezwungen haben; sehr viele — wir nennen den Egmont — existieren bloß um einiger ergreifender Momente willen.

Die griechische Tragödie dürfte das Geschichtliche schon darum vermieden haben, weil es einen Realismus der szenischen Darstellung verlangt haben würde, welcher unmöglich zu leisten war; sie genoß nun aber dadurch den großen Vorteil, daß ihr die Exposition, worauf unsere Dichter die besten Kräfte wenden müssen, großenteils erspart blieb. Was unser historisches Drama im Dichter wie im Zuschauer durch seine Darlegung der politischen und anderweitigen Lage an Atem und durch zerstreuende historische Details an Sammlung verliert, das ging dem griechischen mit seinem Mythus nicht verloren; hier verstand sich das ganze Medium, in welchem der Vorgang sich ereignet, als ein gegebenes von selbst; die ganze Existenz der Königswohnung z. B. ist eine und dieselbe, selbstverständliche.

Daher denn auch in der neueren Tragödie das Zurückgehen auf griechischen und germanischen Mythus und andere Male auf eine Phantasiewelt ohne Ort und Zeit, und glücklich war man auch, wenn man sagenhafte Stoffe, die nach Ort und Zeit bestimmt waren, doch so ort- und zeitlos behandeln konnte, wie Shakespeare seinen Hamlet und Macbeth.

Aber in saecula saeculorum konnte es bei der griechischen Tragödie sowenig bleiben wie beim griechischen Tempelbau, und es ist auch gar nicht gesagt, daß sie uns auf alle Zeiten hätten

genügen sollen. Erstlich war der Mythus doch erschöpfbar, und ferner hat das psychologisch Endlos-Reiche und -Viele auch sein Recht, wenn auch vielleicht weniger auf der Bühne als etwa im neueren Roman, der sich die allseitige, realistische Behandlung aller Charaktermöglichkeiten zum Ziel setzt.

Daß aber schon in der griechischen Blütezeit eine größere Anzahl von Schattierungen in der Handlung und in den Charakteren gewünscht wurde, zeigt Euripides, mit welchem „auch der Zuschauer auf die Bühne gelangte". Nur blieb es beim Versuch und Anfang; eine viel größere Bereicherung hätte die Tragödie nicht ausgehalten; auch die Komödie bleibt ja im Realistischen so viel beschränkter als die moderne.

Wenn wir uns von der Einrichtung der Tragödie in ihrer völligen Ausbildung einen Begriff machen wollen, so ist davon auszugehen, daß sie weder ein vollständiges, bewegtes Lebensbild noch dessen sinnlich-äußerliche Vergegenwärtigung sein will; sie ist ein Höhepunkt dionysischer Feste und ihrer Stimmung und von der Wurzel auf ideal.

Daher die feierlich-prächtige Bekleidung von Chor und Schauspielern. Der letzteren waren seit Äschylos zwei, seit Sophokles drei, auf welche alle Rollen der Stücke verteilt wurden. Ihre Gestalt wurde bekanntlich durch Stelzschuh und Kopfaufsatz künstlich erhöht und entsprechend verbreitert, sie trugen für die einzelnen Rollen Masken mit scharfen Zügen, stumme Komparsen als Diener, Trabanten usw. waren in großer Zahl und gleichfalls prächtiger Ausrüstung vorhanden. Aber auch der Chor hatte sich, als man von Dionysos auf andere Helden übergegangen war, von der Satyrmaske losgemacht, die nun nicht mehr paßte, und nur für das Satyrdrama blieb dieselbe erhalten.

Da man nämlich in Griechenland jede ältere Form der Poesie, welche etwas Eigentümliches und Charakteristisches hatte, neben den daraus hervorgegangenen Arten festzuhalten und für sich zu kultivieren pflegte, so wurde nun ein besonderes Satyrspiel neben der Tragödie ausgebildet und mit derselben so in Verbindung gesetzt, daß in der Regel drei Tragödien, mit einem Satyrdrama zum Schlusse, als ein Ganzes (Tetralogie) aufgeführt wurden. Was das letztgenannte Stück betrifft, so mag es freilich im einzelnen nicht immer leicht gewesen sein, dem betreffenden Mythus eine solche Seite abzugewinnen, daß Satyrn und wilde mythische Unholde damit in Verbindung treten konnten, und da es nicht rätlich sein wird, aus dem einzig erhaltenen Kyklops des Euripides, einer schön hingeworfenen Farce, viele allgemeine Schlüsse zu ziehen, so bleibt uns hier manches dunkel. Der Inhalt mag oft der Götterkomik der mittleren Komödie und namentlich auch der sizilischen Komödie Epicharms ähnlich gewesen sein. Oft war Herakles, in seiner derbsten Ausbildung als Prasser usw. die Hauptperson. Zur äschy-

leischen Trilogie Laïos, Ödipus und Sieben vor Theben gehörte das Satyrdrama „Sphinx", zur Orestie der „Proteus", wahrscheinlich ein Scherz über Menelaos, der, in der weiten Welt herumstreichend, seinen Bruder bei der Heimkehr im Stiche gelassen hat und nun für Rettung und Rache viel zu spät kommt. Einer der Unholde, der sich ganz vorzüglich eignen mochte, war der ägyptische Busiris; das Thema war hier das Zusammentreffen eines barocken Mohrentyrannen und seines Gefolges von Schwarzen mit Herakles als Fresser. Jedenfalls hatten die Aufführungen an diesem fröhlichen Schlußstück eine wunderbare Bordüre des Tragischen.

Die ganze Ausstattung der Schauspieler wie des Chores aber hängt aufs engste von der Lokalität ab, wo die Aufführungen stattfanden, und da ist und bleibt von höchster Bedeutung, daß das Drama ein für allemal der Ausdruck eines religiösen Festes, daher für das ganze Volk einer Polis bestimmt und auf einen riesigen, bald monumentalen Raum angewiesen blieb. Nachdem in Athen um 500 das Holzgerüst, worauf die Zuschauer saßen, eingestürzt war, entstand allmählich das große dionysische Theater am Fuße der Akropolis, und andere Griechen folgten bald nach: schon zur Zeit des Peloponnesischen Krieges erhielten der Peloponnes und Sizilien ausgezeichnet schöne Theater. Die Größe dieser Räume, die nun auch sonst zu Festen, Volksversammlungen usw. in Anspruch genommen wurden und die als Maßstab für die (freie) Bevölkerung einer Stadt galten, wurde nun aber insofern verhängnisvoll, als sie nur mit einer Art von Stil verträglich war. Aus der Bedingung, einer ganzen Bevölkerung dienen zu müssen, kam das Drama nicht mehr heraus, es blieb dazu verurteilt, die riesige Angelegenheit einer solchen zu sein.

Entstanden ist das Theater noch wesentlich für den Chor, und seine Anlage beweist es optisch, daß dieser noch die Hauptsache war, denn um auf die Bühne zu sehen, mußten zwei Drittel der Zuschauer schräg sitzen, die Orchestra dagegen war von überall her gleich gut sichtbar. Hier war die Thymele, der ehrwürdige Punkt, wo Drama und alte Dionysosfeier zusammenhingen. Sie war ursprünglich der Dionysosaltar, den der Chor im Dithyrambos umgab und umtanzte, war aber mit der Zeit das Zentrum des tragischen Chores geworden, das je nach Umständen als Heroon, Terrasse mit Altären, Grabmal usw. diente. Hinter ihr erhob sich das Bühnengebäude, mit der Szena, d. h. eigentlich der Wand hinter den Schauspielern, und dem erhöhten Boden, worauf sich diese bewegten, dem Logeion oder Proskenion, dessen Schmalwände die Paraskenien hießen. Dasselbe war lang und ohne Tiefe, die Helden mit ihren Begleitern standen in die Länge verteilt; wer zensiert war, aus der Ferne zu kommen, kam nicht von hinten, sondern, wenn aus der Stadt und Nähe, von links, wenn vom Land und aus der Fremde, von rechts. Der Raum galt im allgemeinen als der Platz vor dem

Palast oder Zelt eines Königs, überhaupt als öffentlicher Raum, und die Dichter mußten hierauf sehr Rücksicht nehmen, ja selbst die Komödie, obwohl sie das Privatleben darstellte, mußte sich darnach richten. Auch die Hauptwand hatte drei Pforten mit verschieden gedachter Bestimmung, indem die mittlere zum König führte, die beiden anderen als Eingänge zu Gastgemächern, Heiligtümern, Gefängnissen, Frauenwohnung usw. gedacht waren. Eine Ortsveränderung, wie sie in den Eumeniden des Äschylos und im Aias des Sophokles vorkommt, muß haben möglich gemacht werden können; teilweise mag sie durch die an den Seiten angebrachten Periakten angedeutet worden sein, prismatische Säulen, welche je nach der vorgekehrten Seite verschiedene Lokalitäten kulissenartig darstellen konnten; Binnenräume wurden, wenn unentbehrlich, entweder (durch die Exostra) vorgeschoben oder (durch das Ekkyklema) vorgerollt. Flugapparate und die sogenannte charonische Treppe machten das Hinab- und Hinaufschweben einzelner Gestalten und ganzer Gruppen und die notwendigen Versenkungen möglich, auch die Maschinerie für Donner und Blitz war schon ausgebildet. Schon zur Zeit des Äschylos endlich diente ferner die Malerei namhafter Meister, wie des Agatharchus, der Bühnendekoration. Daß um alle diese Dinge der gewaltige Dichter selbst ein großes Verdienst gehabt habe, wird glaubwürdig versichert. Aber bei aller Pracht fällt doch stark die gänzliche Abwesenheit des Anspruches der heutigen Bühne auf, ein geschlossenes, malerisches Bild auszumachen; besonders fehlte auch jedes geschlossene Licht, und auch die Dekorationen, z. B. im Aias und Philoktet, waren nur andeutend; die Illusion, welche der Grieche empfand, kam aus ganz anderer Quelle her.

Diesen Raum mit der Stimme zu beherrschen, war gewiß keine leichte Sache, und das Mißverhältnis, das zwischen ihr und der kolossal ausgestatteten Gestalt bestand, wurde denn auch schon im Altertum und sicher nicht erst zur Zeit Lucians empfunden. Ob die Masken auch zur Verstärkung des Tones gedient haben, lassen wir dahingestellt; gewiß aber entsprach der durch die enorme Räumlichkeit bedingten Aufopferung alles subjektiven Mienenspiels und der im ganzen Drama durchgeführten Gleichmäßigkeit der Stimmung und Haltung der betreffenden Person auch das gleichmäßige Dröhnen der Stimme, welches gesangartig und völlig unwirklich klang. Auch sonst aber waren für den Schauspieler große leibliche Gaben, eine gute Geistesanlage und hohe Ausbildung erforderlich, und es gab ihrer stets nur wenige treffliche. Mit der Seltenheit dieser bedeutenden Eigenschaften mag es teilweise zusammenhängen, daß die Dreizahl (vom Ödipus auf Kolonos abgesehen) nicht überschritten wurde; man wollte eben lieber nur drei, aber dafür gute Schauspieler, als ein großes, aber ungleiches Redepersonal und ging darum auf die dramatische Wünschbarkeit, hie und da fünf bis sechs Personen durcheinandersprechen zu lassen,

sowenig ein als auf sonstige Illusion in unserem Sinne, wozu freilich auch bemerkt werden mag, daß man durch diese Beschränkung für den Staat, der die Schauspieler bezahlte, die Aufführungskosten nicht über ein gewisses Maß steigen ließ. Dafür aber, daß das Individuum des Protagonisten, Deuteragonisten und Tritagonisten, denen die sämtlichen Rollen aufgeladen wurden, unkenntlich blieb, sorgte der Wechsel des Kostüms und der Masken im griechischen Sinne genugsam.

Den Schauspielern gegenüber steht der Chor, der ursprünglich aus achtundvierzig Teilnehmern bestanden hatte, nun aber in der älteren Zeit aus zwölf, seit Sophokles aus fünfzehn Choreuten für jedes einzelne Stück der Tetralogie bestand. Als dithyrambischer Chor hatte er den Altar umgangen, als dramatischer in bestimmter Maske trat er in Wechselgesang und Zwiesprache mit der Szene. Seine zusammenhängenden Gesänge sind: 1. Die Parados, das beim Einzug durch die Seitenzugänge der Orchestra gesungene Lied, worin er sein Eintreten motiviert; 2. die inmitten der Orchestra gesungenen Stasima, welche meist bei leerer Bühne in den (bald mehr, bald weniger zahlreichen) Ruhepunkten gesungen werden, die die Handlung gewährt, und welche in ihrem Inhalt auf das Stadium Bezug nehmen, in welchem dieselbe sich eben befindet; 3. einzelne kleinere, von den Stasimen verschiedene Chorlieder, die teilweise in begeisterten Momenten mit lebhaftem Tanze vorgetragen werden. Dazu kommen innerhalb der Szenen die Wechselgesänge des Chores mit den Personen der Szena, die sogenannten Kommoi, in all denjenigen Momenten, da die Empfindung das Übergewicht erhält; auch sie sind mit Tanzbewegung des Chores und Bewegung der Personen verbunden zu denken. Ebenso kommt es vor, daß die eine, erregtere Partei lyrisch, die andere im gewöhnlichen Dialog spricht, wodurch ein höchst bedeutender Kontrast entsteht, oder daß innerhalb des Chores selbst das Gesungene sich auf verschiedene, von abweichenden Gefühlen getriebene Stimmen verteilt. Bei all diesen Vorträgen ist instrumentale Begleitung durch Kithara, Lyra oder Flöte anzunehmen.

Von den Dialogpartien, welche in erster Linie den Schauspielern zufallen, heißt die der Parodos vorausgehende Prolog, die von zwei Chorvorträgen begrenzten Epeisodien, die letzte Exodos. Epeisodien und Exodos sind die eigentlichen dramatischen Hauptteile; auch die Personen der Szena werden öfter als Sänger verwandt; abgesehen von den eben genannten Kommoi, wo sie in musikalischem Dialog mit dem Chore stehen, singen sie in den Epeisodien Duette und bisweilen längere Arien, die sogenannten Monodien; diese liebt besonders Euripides, sie sind bei ihm meist ohne rhythmische Wiederkehr, frei in der Art der späteren Dithyramben gestaltet. Die anapästischen Systeme, die von den Personen und vom Chorführer, besonders beim Kommen und Gehen vorgetragen werden,

„kann man sich kaum nach bestimmten Melodien und doch nicht als gewöhnliche Rede vorgetragen denken"; hier trat wohl der melodramatische Vortrag, die sogenannte Parakataloge, ein.

Der Dialog sowohl der Personen als des Chores, welcher hier durch den Chorführer vertreten ist, war in der älteren Zeit in trochäischen Tetrametern gehalten, die auch in der späteren Tragödie wieder öfter das Metrum längerer Szenen sind, in der uns erhaltenen Tragödie dagegen meist in dem von Archilochos zu anderem Zwecke geschaffenen jambischen Trimeter. Sein Stil ist bei Äschylos noch altertümlich wuchtig und feierlich, später mehr der gewöhnlichen Rede nahe. Gerne ergehen sich die Personen in längeren Reden, zwischen die dann pufferartig zwei bis vier Verse des Chores, die sogenannten Interloquien, eingeschoben zu werden pflegen. Daneben wird auch in dem in kürzeren Worten verlaufenden Dialog eine große Kunst der Anordnung betätigt. Die Dichter lieben es, den Ton in den sogenannten Stichomythien sich steigern zu lassen, indem die Personen in Distichen, Einzelversen oder Halbversen zueinander sprechen, so daß sich im Dialog ein Allegro, Presto und Prestissimo ergibt, in ein sehr langes und reiches Monostichengespräch legt z. B. Euripides im Ion (264—368) die ganze Exposition hinein. Auch wenn alle drei Personen auf der Bühne zugegen sind, sprechen fast immer nur zwei miteinander, z. B. in einer langen Szene des Orest (1018—1245), wo Orest, Pylades und Elektra von Anfang an da sind, erst Orest und Elektra, dann Orest und Pylades, dann wieder Orest und Elektra und erst zum Schlusse alle drei durcheinander.

Hiemit hätten wir die Elemente der poetischen Komposition genannt, und nun dürfte es sich empfehlen, auch nach dem Dichter und seiner Stellung zu fragen. Hiebei ist zuerst zu sagen, daß fast alle großen dramatischen Dichter Dichter von Profession waren. Um ein Stück auf die Bühne zu bringen, meldeten sie sich beim Archon (Eponymos oder Basileus), und dieser wies einem, der ihn darum anging und sein Vertrauen genoß, einen der Chöre zu, die von reichen und ehrbegierigen Bürgern als Choregen im Namen der Phylen zusammengebracht, unterhalten und ausgerüstet wurden. Der Dichter, und zwar der tragische wie der komische, war von Haus aus Chorodidaskalos, er übte dem Chor alle Tänze und Gesänge ein, die im Drama vorkamen, ähnlich wie der lyrische Chordichter und Dithyrambiker. Außerdem kamen beim Dramatiker die Schauspieler hinzu, welche nicht der Choreg, sondern der Staat unmittelbar in Sold nahm und dem Dichter durch das Los zuteilte (wenn sich diesem nicht schon Schauspieler angeschlossen und besonders für ihn eingeübt hatten). Dafür, daß er ein neues Stück einübte und auf die Bühne brachte, erhielt er die vom Staate ausgesetzte Belohnung. Nun war aber auch die Tragödie, wie das meiste Chorwesen, in das große allgemeine Agonentum hinein-

geraten, und der Chorege, dessen Dichter nach dem Urteile der fünf Kampfrichter im Wettstreite gesiegt hatte, bekam den Preis. Dabei kamen in der älteren Zeit die Tetralogien, d. h. die Verbindung von drei Tragödien und einem Satyrdrama, als Ganzes zur Beurteilung, weil sie inhaltlich ein solches waren, von der Zeit des Sophokles an, der nicht mehr tetralogisch dichtete, sondern einzelne, unter sich nicht zusammenhängende Stücke aufführen ließ, die an verschiedenen Festen hätten aufgeführt werden können, scheinen die Richter die Stücke einzeln beurteilt zu haben. Bisweilen übte das Publikum einen Druck auf sie; denn auch bei der Tragödie geschah wohl, was von der Aufführung der Wolken des Aristophanes erzählt wird, daß die Athener überlaut klatschten und schrien, dieser oder jener Dichter sei Sieger und den Richtern befahlen, seinen und keines anderen Namen obenan zu schreiben. Man kann auf eine solche Pression von unten z. B. daraus schließen, daß Euripides mit seinen 92 Stücken nur fünf Siege davontrug, was mit seiner tatsächlichen Popularität bei den Gebildeten kaum mehr im Verhältnis steht und von der späteren Zeit, die ihn allen anderen vorzog, angesichts der Minderwertigkeit der meisten damaligen Sieger rein nicht mehr begriffen wurde; auch das Kampfrichteramt dürfte eben schon früh oft in kuriosen Händen gewesen sein.

Daß der gekrönte Dichter sowie seine Choreuten am Siegesfeste ein Opfer darbrachten und daß sich dabei eine große (geladene oder nichtgeladene) Gesellschaft einfinden konnte, lehrt Platos Symposion. Die nämliche Schrift bestätigt, was wir auch sonst wüßten, daß der Dichter nur Tragiker oder Komiker war, und zwar gerade indem sie Sokrates, da er mit Agathon und Aristophanes allein wach bleibt und die große Phiale rechts umgeht, den beiden Dichtern gegenüber behaupten läßt, daß komische und tragische Dichtung eigentlich Sache desselben Mannes sei. Immerhin wird doch schon aus dem fünften Jahrhundert wenigstens in einer Notiz des Suidas Ion von Chios als ein Dichter angeführt, der beide dramatischen Gattungen gepflegt habe. Wenn dies richtig ist, so steht er in dieser Beziehung einzig da; sonst gestaltete sich die Sache so, daß die Komödie sich ein Hauptgeschäft daraus machte, die Tragödie zu verhöhnen.

Merkwürdig ist die Fruchtbarkeit und das lange Aushalten der Dichter, deren beste Sachen, wie bei den venetianischen Malern, zum Teil ihrem höchsten Alter angehören. Von Sophokles hatte man 113 echte Stücke aus einer zweiundsechzigjährigen Dichtertätigkeit. Er und Euripides traten anfangs nur alle drei oder vier, später wenigstens alle zwei Jahre mit Tetralogien auf, deren einzelne Stücke, wie gesagt, nicht mehr innerlich verbunden waren. Diese Dichter spielten in den eigenen Tragödien auch nicht mehr als Schauspieler mit, was Äschylos noch getan hatte, und zwar soll Sophokles diese Betätigung wegen seiner dünnen Stimme abgeschafft

haben. Jedenfalls aber widmete sich auch in der nachäschyleischen Zeit der Dichter den Aufführungen aufs angelegentlichste; ein Sophokles gestaltete, wie in seiner Biographie berichtet wird, die Rollen nach der Individualität der Schauspieler; der Dichter war Komponist und Ballettmeister und irgendwie während der Aufführung sichtbar zugegen. Auf Schemata der Chöre, Musik, Ausstattung usw. wird sich auch das sehr Viele bezogen haben, was an dieser Tätigkeit überlieferbar war, und hieraus erklärt sich wohl am besten, daß Söhne von Tragikern teils selber Tragiker werden, teils Stücke des Vaters aufführen konnten; die viele Ehre und vielleicht auch der Vorteil, der an der Kunst hing, mochte sie dazu bestimmen.

Indem wir nun zu Stil und Behandlung in der Tragödie übergehen, müssen wir mit der poetischen Bedeutung des Chors beginnen, der seiner eigentümlichen Herkunft nach ursprünglich die alleinige Hauptsache der Tragödie gewesen war, mit der Zeit aber zum bloßen einfassenden Rahmen geworden war, gewiß durch eine Reihe von Übergängen hindurch, von welchen wir keinen Begriff mehr haben können. Während er ursprünglich aus lauter dionysischen Komparsen bestand, stellt er sich jetzt als die Leute aus der Umgebung des Dramas dar, von den Okeaniden des Prometheus bis zu den Schiffsleuten des Aias. Er hat laut Aristoteles das Amt einer menschlich fühlenden Teilnahme, die zwar nicht von einer hinlänglich tiefen Einsicht geleitet wird, um den Knoten der Handlung zu lösen, aber doch von einer solchen Gesinnung, um alle heftigen Bewegungen und leidenschaftlichen Erschütterungen auf ein gewisses Maß besonnener Betrachtung zurückzuführen. Das moderne Wort vom „idealen Zuschauer“ indes, dessen Betrachtung gleichsam die des zuschauenden Volkes lenken und beherrschen soll, ist insofern nicht ganz richtig, als er doch von früh an allzuoft aus Mitleidenden und Beteiligten besteht. Tatsächlich freilich greift er selten ein. Die über ihr Greisentum redseligen argivischen Greise des Agamemnon, deren Diktion durchgängig so schwierig ist, machen zwar (1346) einen Anlauf hiezu, bleiben aber bei einer Beratung in zwölf Stimmen und lassen sich auch (1650), nachdem sie die Schwerter gegen Ägisth gezogen haben, von Klytämnestras Vermittlung zurückhalten. Den größten Takt zeigt in der Verwendung des Chores Sophokles. Sein Chor ist da, wo er sich auf die Handlung selbst einläßt, oft unsicher und selbst verblendet; sobald er sich aber zu einer allgemeinen Betrachtung der Gesetze des Daseins sammelt, erhaben; d. h. Sophokles klebt nicht fest an der Fiktion, daß er nur Greise oder Dienerinnen usw. von da und da singen lasse, sondern behandelt den Chor abwechselnd als wirklichen und als idealen Bestandteil, aber auch im letzteren Falle läßt er ihn nicht als „idealen Zuschauer“, sondern größer erscheinen.

Bei Euripides wirkt der Chor nicht mehr beruhigend und ver-

mittelnd, sondern er ist jetzt Vertrauter und Mitschuldiger der Hauptpersonen oder erzählt weitläufig frühere Vorgänge des betreffenden Hauses, Feldzuges usw. So ist er im Ion (1229 ff.) voll tiefer Todesangst wegen Mitwisserschaft an Kreusas Giftmischerei, und auch in der Medea, der taurischen Iphigenia, der Helena usw. hat er die Rolle des Konfidents; in den Troadas ist er Mitduldender, hier aber bis zur Komik, indem er im ersten Gesang (197 ff.) die leidlichsten künftigen Knechtschaften nach Ländern: Athen, Thessalien, Sizilien, Unteritalien besingt und sich nur Sparta verbittet. Recht schön ist in demselben Stücke (511 ff.) der Gesang vom hölzernen Pferd und der Einnahme Trojas, und noch recht stilgemäß, dem Pindar kaum nachstehend, erzählt im rasenden Herakles der zweite, sehr große Chorgesang (348 ff.) die sämtlichen Taten des im Hades verloren geglaubten Helden. Dagegen meldet in der Hekabe (905 ff.) der Chor überaus weitläufig, wie er vom Eindringen der Griechen in Ilion bei der Nachttoilette sei überrascht worden; auch der zweite Chorgesang der Phönissen (638 ff.) gibt ein ungenießbar künstliches Stück von altbackenem thebanischem Mythus; zum Überflüssigsten gehört in der Helena (164 ff.) der Zwiegesang zwischen der Heldin und dem Chor, insofern zuerst Helena und dann der Chor wesentlich das wiederholt, was der Zuhörer soeben aus den Reden des Teukros erfahren hat. Weitere Chöre enthalten oft bloß Klagen und Gejammer, wie z. B. im Hippolytos, der nach Phädras Abgange (732 ff.) eigentlich bloß das Thema „O wär' ich doch recht weit von hier" variiert. Oft bringt der Chor auch nur allgemeine Räsonnements und athenische Sympathien und Antipathien vor, gerade wie die Personen des Dramas, und vergißt etwa dabei, wer er ist, so daß z. B. in der Andromache (464) phthiotische Frauen, indem sie die Monogamie loben, auf Segen und Unsegen der Rivalität in Staat und Poesie zu reden kommen.

Von Agathon, dem jüngeren Kunstgenossen des Euripides, wissen wir, daß seine Chöre schon bloße Embolima, lyrisch-musikalische Zwischenspiele ohne Bezug zum Gegenstand des Dramas, waren.

Einer der auffälligsten Unterschiede zwischen der antiken und der modernen Tragödie besteht darin, daß dort die Handlung auf der Bühne eine so höchst mäßige ist im Verhältnis zur Reichlichkeit der inneren Motive und zur Umständlichkeit des bloß Erzählten. Hiefür liegt der Hauptgrund in der geringen Beweglichkeit der Personen, welche, aufgepolstert, gestelzt und maskiert, wie sie auftraten, nur der Rede, nicht der Handlung fähig waren. So geht im koloneischen Ödipus nur etwa das Wegführen der Antigone durch Kreons Leute über das bloße Kommen, Gehen und Reden hinaus, und Kämpfe, Ermordungen und sonstiges äußeres Tun werden überhaupt (mit einigen derben Ausnahmen, wie dem Selbstmord des Aias, der Anschmiedung des Prometheus usw.) dem Auge entzogen. Wenn man aber der Technik wegen gekonnt hätte, so hätte man

gewiß gerne vieles von dem, was nur erzählt wurde, sichtbar vor den Zuschauern geschehen lassen. Was hier entschied, war nicht jene ästhetische Scheu vor allem, was nicht „innerer Vorgang" im Gemüte war, wovon Neuere geredet haben, und auch nicht der Wunsch, von dem Horaz spricht, den Zuschauer mit blutigen oder mirakulösen Schauspielen zu verschonen; denn wenigstens was das Krude und Gräßliche betrifft, so wird hierin auf der Szene das Ärgste geleistet; nicht nur werden häufig Leichen gezeigt und in den Choephoren auch das blutige Mordgewand Agamemnons, sondern in den Bakchen bringt Kadmos den zusammengelesenen Leichnam des Pentheus auf die Szene, und Euripides erspart dem Beschauer das wirklichkeitsgemäße abscheuliche Auftreten des zerfleischten Hippolytos nicht, ja er läßt den Sterbenden noch eine Monodie singen. Wir werden also besser tun, von den idealen Beschönigungen des Mangels an äußerer Haltung abzusehen und uns dafür daran zu erinnern, daß schon das Wandeln auf dem Kothurn eine gefährliche Sache war, und daß man bei heftiger Bewegung purzeln konnte, wie der Sage nach Äschines, als er in der Rolle des Önomaos den Pelops verfolgte; auch der Selbstmord des Aias mag für die Darstellung nicht ungefährlich gewesen sein. Mittelbar beruht also auch diese Beschränkung der Aktion, wie alle übrige Abwendung vom Realistischen, auf dem riesigen Raume, den die Aufführungen in Anspruch nahmen. Euripides, der gewiß gute Lust zum Wirklichkeitsgemäßen hatte, konnte dagegen nicht aufkommen.

Indem wir nun zur Betrachtung der tragischen Charaktere übergehen, beschränken wir uns zunächst auf Äschylos und Sophokles. Was bei diesen beiden sofort ins Auge springt, ist die allgemeine Idealität der Helden. Es sind lauter Gestalten auf Goldgrund, und zwar nehmen im Agamemnon des Äschylos selbst noch eine Klytämnestra und ein Ägisth an der Idealität Anteil, jene gerade durch die „Sophistik der Leidenschaft", womit sie die Tat bemäntelt „mit allen möglichen Gründen, die sie hätte haben können, wenn nicht der eine ausgereicht hätte". Ganz besonders ist Eteokles in den Sieben eine völlig ideale Gestalt, und ebenso sind in der Antigone die beiden Schwestern ideal, obwohl sie sich entzweien, weil Antigone den Bruder bestatten will. Nur die Dienenden, z. B. der Wächter im Agamemnon und die Amme Orests in den Choephoren, haben einige Züge aus dem gemeinen Leben; gerne werden sie, wie der Wächter in der Antigone und der Bote in den Trachinierinnen, durch niedrige Liebe zum Leben oder zum Vorteil charakterisiert.

Bei Sophokles sind sakrifizierte oder nach unseren Begriffen soviel wie böse Charaktere Kreon in der Antigone, der den höchsten Grad der Verblendung darstellt, die Atriden im Aias, Odysseus im Philoktet und andere. Aber obschon Sophokles die Anlage dazu wohl gehabt hätte, das Böse rein aus den Tiefen der Selbstsucht abzuleiten, sind doch alles keine Bösewichter; auch sie nehmen noch an der allge-

Leierspielendes Mädchen
Konstantinopel, Antikenmuseum

Philosoph (Aristippos?)
London, Britisches Museum

meinen Idealität teil, welche alles umhüllt, was mit dem Mythus und der heroischen Welt zusammenhängt. Sie sprechen mit dem Gefühl der Berechtigung und drücken bisweilen große Empfindungen aus. Im Dialog kommt wohl heimlicher Vorbehalt, Absicht der Täuschung usw. vor; allein keiner hat vor sich selber ein schlechtes Gewissen. Abgesehen davon, daß dem Griechen überhaupt vieles erlaubt war, hat der einzelne auch in der Tat nicht nötig, sich besonders schuldig zu fühlen; die Götter helfen ja zum Bösen treiben, und das Böse ist vorausbestimmt vom Schicksal und von Orakeln vorausverkündet; bei Äschylos vollends ist die Tatenkette zum Band und Hebel der Trilogien erhoben. Deshalb gibt es keinen Jago, keinen Richard III., keinen Franz Moor. Erst von den Charakteren des Euripides dürfte mancher auch vor sich selber das böse Gewissen haben; doch haben auch diese es nicht, sie sind vielmehr beruhigte Schufte.

Unter den äschyleischen Tragödien ist nun das große Unikum, in welchem lauter übermenschliche Wesen auftreten, der Prometheus. Hier ist schon der mythische Horizont riesig, ihn bilden der Fels am fernen Weltrand über dem Meere, die Schilderung der Völker, welche um Prometheus klagen, und die des Weges, den Io über die ganze Welt gemacht hat, und daneben wird der Eindruck des Urtümlichen durch die Bilder der Erdrevolution, der Stürme, des Unterirdischen usw. hervorgebracht. Und nun werden die beiden Opfer des Zeus: der Angeschmiedete und die wandernd Herumgejagte, in einer Handlung vorgeführt, die sich so aufbaut, daß sich der Leser noch heute des Staunens und eines heiligen Schauers nicht erwehren kann. Er, gewaltig groß, weiß alle Vergangenheit und Zukunft; sie dagegen gehört einer dumpfen, unfreien Ahnungswelt und verfällt zuletzt wieder in einen wirren Taumel. Seine wahre Schuld ist, daß er trotz anfänglicher besserer Einsicht doch dem Zeus bei der Bändigung des Kronos geholfen, wie dies auch Themis, seine Mutter, tat; dann aber nahm er sich doch der Menschen an, die von Zeus zum Untergang bestimmt waren, und hieran hängt sich die kleinliche Bosheit des undankbaren Zeus. Doch hat auch diesen der Titan mit einem letzten Geheimnis in der Gewalt; denn Götter und Menschen sind gegenseitig voneinander abhängig und die Moira steht über beiden, Motive, von welchen wir gerne wüßten, wieweit sie von Äschylos selber herrühren. Von den Nebengestalten prägt sich der höhnische Ton des Kratos gegen Hephästos, der scharf-bittere des Hermes gegen Prometheus dem Leser besonders stark ein; wer sonst zu Prometheus spricht, tut es im Sinne der klugen Fügsamkeit; Zeus ist ihnen allen böse, nur aber sehr mächtig. Ihnen allen gegenüber, auch den stellenweise, z. B. beim Abgang der Io, so gering gehaltenen (immerhin am Ende doch dem Prometheus treu bleibenden) Okeaniden, bleibt dem Prometheus sein Trotz und auch im Versinken die

sublime, klare letzte Strophe, in welcher er selber noch den riesigen Naturprozeß schildert.

Im Agamemnon braucht Äschylos einen jener großen metaphysischen Vorteile wie Manzoni in den Promessi sposi mit Frà Cristoforo und Federigo. Selbst Shakespeare mit seinem Geiste von Hamlets Vater und den Hexen und Erscheinungen im Macbeth hat das Übernatürliche nicht so zum Angelpunkte des ganzen Stückes machen können oder wollen, wie hier mit Kassandra geschieht; denn hier ist es ein heiliges Übernatürliches. Nachdem schon die ganze erste Partie des Dramas von trüben Ahnungen und bösen Erinnerungen überquoll, tritt hier in die Mitte des Stückes die alles verbindende, in Kassandra persönlich gewordene Mantik, an deren Dasein die Zuschauer des Äschylos noch hinreichend glaubten, um aufs tiefste ergriffen zu werden. In ihrer grandiosen Art, die Menschen (Agamemnon, Klytämnestra, Ägisth) durch Tiere völlig deutlich zu bezeichnen (1125 ff., 1223 ff.), tut sie dar, daß sie nicht nur durch die Mauern des Palastes hindurchsieht, was eben jetzt geschehen wird, sondern auch das Vergangene vom Mahl des Thyestes an weiß, und ebenso kennt sie die künftige Rache an Ägisth und Klytämnestra, welche der letzte Trost ist, mit dem sie gegen den Palast hingeht — und dazu ihr Wort: Genug des Lebens (ἀρκείτω βίος)!

Agamemnon selbst gilt dem Dichter, wenn auch das Üble, was er getan hat, nicht geleugnet wird, persönlich als unschuldig, als ein solcher, der nur die Bluttat der Früheren (προτέρων αἷμα) büßen muß. In Klytämnestra dagegen stellt sich die höchste Furchtbarkeit und Verlogenheit dar, wobei nicht gefragt wird, ob dies für die jetzigen Nerven genießbar sei; dem Dichter erschien sie gewiß, wie er sie gab, mitsamt ihrem wütenden Hohntriumph über Kassandra. Dabei ist sie im tiefsten Grunde unfrei und weiß es. „Der alte schreckliche Fluchgeist (Alastor) des schlimmen Gastgebers Atreus", sagt sie (1500), „hat nur gespenstisch meine Gestalt angenommen und an diesem (Agamemnon) Rache geübt, indem er zu den Kindern (des Thyest) auch den erwachsenen Mann opferte." Zuletzt freilich (1567 ff.) möchte sie gern ihre Reichtümer bis auf einen kleinen Rest hingeben, wenn nur der Fluch des Wechselmordes ein anderes Haus aufsuchen wollte. Aber nun kommt Ägisth und freut sich noch seiner besonderen Rache wegen des Thyestesmahles (welches seine Halbbrüder betroffen) an dem Sohne des Atreus. Nach zorniger Zwiesprache mit dem Chor werden die Schwerter gezogen; doch tritt jetzt Klytämnestra mit einem weichen, wehmütigen Ton dazwischen: Kein neues Böses! Geht heim, ehe es euch trifft! Wir haben, was wir taten, gezwungen getan und sind selber vom schweren Zorn des Dämons unselig getroffen. Nochmals weist der Chor auf Orest hin und droht Ägisth; Klytämnestra schließt: Jetzt herrschen wir! —

Mit einem Worte erinnern wir daran, wie Äschylos mit derselben strengen Einfachheit und Kraft in dem Apoll der Eumeniden den großen Gott, in Eteokles den Hort der Vaterstadt, in Dareios den alten Schutzherrn einer Nation zeichnet, und gehen nun zu Sophokles über. Hier haben wir es mit einem Dichter zu tun, dessen Tatsachen nach Kräften psychologisch-menschliche, daher von ewiger Geltung und Wirkung sind, und der dementsprechend auch alle Charaktere und Situationen möglichst ausweitet und aufs tiefste erschöpft, mit größtem psychologischem Reichtum, nach allen Seiten und Möglichkeiten hin, so daß seine Stücke eine völlige, zusammenhängende Wahrheit darstellen. Schon das Altertum bewunderte dieses sein Charakterschaffen (ἠθοποιεῖν), wozu ihm, wie seine Vita sagt, bisweilen ein einziger Halbvers genüge. Zumal die Hauptgestalt wird pathologisch total ausgebeutet. Um dies möglich zu machen, verringert der Dichter lieber die dem Chore zufallende Quote im Verhältnis zum Umfang des Stückes; deshalb ist ihm auch der Tritagonist unentbehrlich, denn nun erst hatte man genug Schauspieler, um bald dem Bedürfnisse nach einem Konfidenten, bald nach einer Kontrastfigur zum Protagonisten, wie Chrysothemis und Ismene, genügen zu können.

Außerordentlich reich sind Gestalten wie Aias, Philoktet, Elektra ausgestattet; letztere wird hier die Hauptperson, während in den Choephoren des Äschylos Orest dies war; sie hat einst den Orest heimlich gerettet, während dieser laut den Choephoren von Klytämnestra verstoßen worden ist. Eine völlig freie Schöpfung, der bei Euripides als etwas Ähnliches nur etwa die aulische Iphigenie zur Seite steht, ist die Antigone; ganz besonders mächtig ist auch der Ödipus auf Kolonos, dessen Gegenstück in der neueren Poesie Calderons „Standhafter Prinz" sein dürfte. Hier steigert der Held seine Töne des Unglücks, vom bloßen Ausdruck des Elends an, bei jeder neuen Begegnung: mit den Töchtern, mit Kreon, mit Polyneikes; allmählich aber kommt ihm ein erhabener Anfang von Trost, und endlich wird er ahnungsmächtig und führt die anderen. Eine Schattenseite hat freilich diese Behandlung des Mythus: Indem nämlich bei Sophokles das Mythische dem Allgemein-Menschlichen weicht und dieses mit durchgängiger innerer Wahrheit zutage gefördert wird, entsteht ein Konflikt mit den rauhen, alten, stehengebliebenen Motiven des Mythus; dieser ist zumal beim Tiermord des Aias sehr fühlbar, aber auch in den Trachinierinnen bei der Geschichte des Nessos und schon im Prolog, wo Deianira ihre frühere Umwerbung durch den Flußgott Acheloos in dessen barocken Verwandlungen berichtet. Auch in der Antigone besteht eine Inkongruenz zwischen dem urweltlichen Mythus (Tötung wegen Bestattung eines Bruders) und der überaus verfeinerten psychologischen Schilderung.

Bei Sophokles verflicht sich Charakter und Tun der Menschen

mit dem Schicksal so, daß dem Zuschauer das letztere von Anfang an als unabwendbar erscheinen muß, und zwar aus einem inneren Grund und nicht, weil man den Mythus auswendig weiß. Die einzige Ausnahme macht der Philoktet, welcher psychologisch anders enden will als der Mythus vorschreibt: Neoptolem ist (im Gegensatz zu Odysseus) durch die Leiden des Dulders bereits soweit gerührt, daß er denselben nach seiner Heimat zurückzuführen im Begriffe steht. Da erscheint — als einziges Beispiel bei Sophokles — Herakles als Deus ex machina und verkündet die Gesetze des Schicksals. — Sophokles hing an dem Sujet wahrscheinlich wie am Aias wegen seines reichen pathologischen Inhaltes; diese Leiden sind aufs höchste ausgeführt, und ihre Blüte ist die Rührung des Neoptolemos. Dem Dichter lag mehr an der gründlichen Ausschöpfung dieser Charaktere als an einem harmonischen Abschluß.

Auch von den Charakteren des Euripides sind zunächst einige fast in sophokleischer Weise nach der leidenschaftlichen Seite hin ausgeschöpft; so Medea und Hekabe (obwohl in der letzteren die weichen Züge des Flehens usw. mit der späteren entsetzlichen Rache, die sie übt, nicht gut vereinbar sind). Sodann sind schön und rein die taurische und besonders die aulische Iphigenie, „wo der reine und hohe Sinn einer Jungfrau den Ausweg aus allen Verwicklungen zu finden weiß, welche durch die streitenden Leidenschaften der Männer geschaffen worden sind"; mit Recht wird der freie Entschluß, wodurch Iphigenia sich opfert, eine göttlich erhabene Tat genannt; — nur nützt Euripides dies Rührbild einer sich selbst aufopfernden Jungfrau auch noch in der Makaria der Herakliden und in der Polyxena der Hekabe aus, welche gezwungen und dabei doch bei ihrer stolzen Ergebenheit in ihrer Art freiwillig fällt. Eine ähnliche Gestalt ist die Theonoe der Hekabe, sehr eigen aber der reine und heilige Jüngling Hippolytos, der vielleicht auf der Szene um so pikanter wirkte, je weniger dergleichen in Athen lebten; mit ihm ist dann wieder der Ion verwandt. Das Gegenstück zu diesen Guten sind dann die Verworfenen, zumal die verruchten und schrecklichen Weiber, außer der Medea die Phädra und Kreusa; auch die Hermione in der Andromache hat einen ganz scheußlichen Charakter, den sie besonders in der Wechselrede mit der Verfolgten offenbart — ohne daß wir sicher wären, ob sie nicht im griechischen Sinn dennoch recht hat. Leidenschaftliche Taten und kühn gesponnene Pläne läßt der Dichter überhaupt gerne von den Weibern ausgehen, denen die Männer dienstbar sind. Aus der spätesten Zeit des Dichters sind dann die Bakchen mit der prächtig gezeichneten Gestalt des Dionysos, der in dieser letzten, ruhmvollen Tragödie noch einmal die Szene betritt.

Euripides liebt die mythische Vulgata keck zu ändern. Auch die Charaktere behandelt er sehr frei, und auch dies hätte an sich noch nicht soviel geschadet; allein es geschieht im Dienste einer Neigung

der Athener für realistische Vielheit und für ein Ausweichen aus der rein mythischen Anschauung, im Dienste der Rührung, im Dienste der Tagestendenzen und im Sinne praktischer Redekunst.

Den euripideischen Realismus zeichnet bekanntlich das Wort des Sophokles, er stelle Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides wie sie seien; leider aber verringert dieser die Charaktere nicht nur in üblem Kontrast mit dem äußeren Auftreten, indem er aus Ixion und Bellerophon Geizhälse, aus Helena eine Dirne, aus Menelaos einen Narren, aus Orest einen Verbrecher usw. macht, sondern er bringt auch das Genrehafte und Kümmerliche des täglichen Lebens auf die Bühne, z. B. in der Elektra, die an einen Bauern verheiratet ist, und im Hippolytos, wo der Chor (121 ff.) in den feierlichsten Worten melden muß, daß Phädras Leidenschaft durch eine Wäscherin ausgeschwatzt worden sei.

Verletzend für unser Gefühl sind gewisse Willkürlichkeiten, die sich Euripides mit den Charakteren gestattet, so, wenn am Schlusse der Hekabe dem schändlichen Polymestor doch noch eine Versüßung seiner Blendung gegönnt wird, indem er von einem thrakischen Seher das Ende Hekabes, Kassandras und Agamemnons vorausweiß und es ihnen sagt, ganz besonders anstößig aber ist es, wenn der Dichter am Schlusse des Ion den Xuthos als Scheinvater, als eine Art von S. Giuseppe, vergnügt abziehen läßt; die durch Erkennung und Vorweisungen von Fundstücken herbeigeführte Versöhnung von Ion und Kreusa aber, die eine von den Frauen ist, welche sich auf Beleidigung und Drohung hin einfach zu allem berechtigt glauben, würde für das jetzige Gefühl noch immer eine sehr faule heißen, weil die Charaktere unterwegs schon zu viel verloren haben, als daß ihre spätere Beglückung uns noch recht interessierte. — Eine der dramatisch unerlaubtesten Sachen ist ferner die völlige Suspension eines Charakters durch einen nicht von selbst im Menschen erwachsenen, sondern von irgendeiner boshaften Gottheit gesandten Wahnsinn. Den erlaubten Gebrauch des Wahnsinns kennen wir aus dem Lear, wo der wirklich Irrsinnige (Lear), der Simulant (Edgar) und der Berufsnarr in ergeifendem Kontrast nebeneinandergestellt sind; aber auch bei Sophokles, wo Aias, wenn ihn Athene nicht verblendet hätte, die Führer des Achäerheeres bei gesundem Verstande, bloß wegen der Waffen Achills, und zwar mit Arglist würde ermordet haben, ist der Wahnsinn der Umschlag einer ohnehin gewaltsamen heroischen Natur ins Fürchterliche und riesig Wilde und somit durch das ganze Wesen des Charakters motiviert. Ganz falsch aber ist das Motiv im „rasenden Herakles" des Euripides angebracht, so grandios, wie gesagt, die Einführung der Lyssa (des Wahnsinnsdämons) durch Iris an sich ist. Hier wird der Held auf der Sonnenhöhe aller seiner Mühen und Pflichterfüllungen, unmittelbar nachdem er den Seinigen noch das Leben gerettet, auf Befehl Heras zum Morde der eben Geretteten wütend gemacht, um

darauf im tiefsten Jammer wieder zur Vernunft zu erwachen, und zwar bekommt man dabei (867 ff.) die pathologische Schilderung des Hergangs in Gesicht und Gebärden, wie er das Haupt schüttelt, die Augen verdreht und stöhnt und brüllt. Der Schluß des Stückes fällt dann wieder auf durch eine sehr umständliche Ausbeutung der Wehmut, indem Herakles die Leichen der Kinder noch einmal sehen will, den Vater Amphitryon umarmt (dessen wirkliche Vaterschaft doch im ganzen Stücke bald gilt und bald nicht gilt) usw. — Nur mit einem Worte endlich wollen wir auch hier an die durchweg völlig niedrig gehaltenen Charaktere des Orest erinnern.

Bei diesem allem erfreute sich Euripides einer steigenden Beliebtheit bei den Griechen und der Erfolg bei der Nation strafte die Erwartungen nicht Lügen, die er in dieser Beziehung trotz vieler Mißerfolge bei den athenischen Preisrichtern soll festgehalten haben. Von dem Zauber, den er schon bei Lebzeiten auf griechische Bevölkerungen ausübte, gibt die bekannte Aussage Plutarchs einen Begriff, wonach die siegreichen Sikelioten einander selbst die bloßen kleinen Proben (δείγματα καὶ γεύματα), die sie von den gefangenen Athenern kennenlernten, eifrig mitteilten, was viele derselben gerettet haben soll. Aber gar erst hundert Jahre später konnte ein Dichter wie der Komiker Philemon sagen: Wenn in Wahrheit die Toten eine Empfindung hätten, wie etliche sagen, so würde ich mich erhängen, nur um Euripides zu sehen. Es dürfte denkbar sein, daß die Ausbreitung des Dramas und des Theaterbaues wesentlich von der Verbreitung der Sehnsucht nach euripideischer Poesie abhing.

Diese Anerkennung der Späteren mag vorzüglich auch der herrlichen euripideischen Sprache gelten, worin die Sprache der gebildetsten Kreise Athens der Kunst dienstbar gemacht erscheint durch jenes wundervolle Griechisch, das klarer und für uns leichter vernehmlich lautet als die Sprache seiner Vorgänger. Jedenfalls will es viel sagen, daß er die von Aristophanes in den Acharnern, den Thesmophoriazusen und den Fröschen gegen ihn gerichteten Angriffe glücklich überstanden zu haben scheint. Diese richten sich im wesentlichen gegen den Realismus, der damals durch alle Poren drang, aber vom attischen Theater einmal nicht ausgehalten wurde, und ferner wird dem Euripides in Summa vorgehalten, daß seine Schöpfungen nicht aus einer höheren Inspiration, sondern aus dem Gerede der Zeit und aus Fetzen ihrer Bildung entnommen seien. Als sein Gegenbild zeigt der Äschylos der Frösche eine Art wilder Großartigkeit; er erklärt es für die Bestimmung des Dichters, die Menschen zu veredeln und beweist, wie er derselben anders als Euripides nachgelebt und eine Generation voll Heldenmut hinterlassen habe; aber trotz aller scheinbaren Andacht gegen Äschylos müßte man doch wissen, wie Aristophanes auch ihn behandelt haben würde, wenn er noch gelebt hätte.

Daß nun aber an dem Verfall der Tragödie eine Komödie, die

ihr wahres Geschäft daraus machte, die Tragiker zu ruinieren, nicht auch ihren Anteil gehabt habe, ist schwer zu glauben. Ihrem Hohn gegenüber war der Anspruch derselben, Erzieher des Volkes zu sein, wie anderes Pathos, nicht mehr zu behaupten. Dieser Verfall aber ist seit dem 4. Jahrhundert ganz offenbar vorhanden, und es dürfte sich lohnen, seinen Ursachen nachzugehen, soweit dies möglich ist.

Zwar führte man auch ferner an den großen Dionysien und den Lenäen neue Tetralogien auf, und daß für die Stücke der drei großen Dichter Wiederaufführungen gesichert waren, ist gut bezeugt. Auch gab es immer noch eine große Anzahl momentan namhaft gewordener Tragiker. Vor allem hat man hier an die Abkömmlinge und Familienglieder der Großen zu denken, wie denn der gleichnamige Enkel des Sophokles, der 396 v. Chr. zum erstenmal auftrat, zwölf Siege davontrug; auch Astydamas, der 240 Stücke gedichtet und fünfzehnmal gesiegt haben soll, war der Urenkel einer Schwester des Äschylos, und an Namen fehlt es auch außerhalb dieser Kreise nicht. Aber es war im ganzen auf der Tragödie kein Segen mehr. Niemand von diesen Dichtern wurde mehr in Wahrheit gerühmt; darum wird uns auch von ihnen so wenig zitiert, es ist fast, als wären sie nicht vorhanden gewesen — und es wird seinen Grund haben, daß von 400 v. Chr. abwärts nichts erhalten ist.

Die Hauptursache wird wohl sein, daß die Gattung erschöpfbar war. Eine innere Grenze des ganzen antiken Dramas, solange es bestand, lag eben darin, daß es etwas Allgemeines, Öffentliches bleiben mußte, weil schon das riesige Lokal zu Leistungen zwang, die für die ganze Einwohnerschaft gültig und mit großem Aufwand und vielen Umständen verbunden waren. Zunächst konnte es nie in eine Exhibition für Reichere, Gebildetere, besonders Gestimmte und Interessierte umschlagen, das heißt sich nie in einen Reichtum einseitigerer, materiell bescheidenerer, aber vielleicht poetisch noch immer höchst wertvoller Gattungen auflösen; nur eine Gattung war möglich; wenn es mit dieser abwärts ging, so war kein Innehalten mehr, denn das Gehäuse der Tragödie, ihre Gestalt und ihre sämtlichen Voraussetzungen waren so großartig, daß alles bedroht war, wenn einmal der Geist diesen Leib nicht mehr vollständig beseelte. Nun konnte die Tragödie, um allgemein zu bleiben, vom Mythus sowenig wie die Komödie von der Posse oder einem sehr oberflächlichen Intrigenspiel loskommen; alles Geschichtliche z. B. hätte zu lokal, zu zeitlich, auch für andere Städte zu unverständlich geschienen, und überhaupt hatte man die Wendung zur historischen Tragödie ein für allemal abgewiesen. Aber auch der Mythus war erschöpfbar, und schon von Euripides war das Mögliche großenteils aufgezehrt. Und dabei war ein Übelstand im Wachsen, der den Untergang herbeiführen mußte: der zumal bei und seit Sophokles und Euripides vorhandene Gegensatz der

psychologischen und szenisch dramatischen Verfeinerung auf der einen und der harten alten Grundlage der mythischen Ereignisse, welche an sich oft gar nicht dramatisch waren, auf der anderen Seite. Die Psychologie dieses ein für allemal gegebenen Substrats entsprach der profan, geschäftlich, politisch gewordenen Denkweise und dem sorgenvolleren Dasein nicht mehr, und darum war gewiß nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch beim Volke eine Abwendung von demselben eingetreten.

8. Die alte Komödie

Parodistische Nachäffung des Ernsten ist so alt wie das Ernste selbst, und Nachahmung irgendwelcher Vorgänge des täglichen Lebens, mit possenhafter Übertreibung, ist gewiß einer der frühesten Triumphe eines Individuums über das andere gewesen. Dergleichen in eine irgendwie konstante Form zu fassen, auf eine „Bühne" zu bringen, mag schon Halbkulturvölkern geraten.

Schon weiter geht die Aufsuchung und Darstellung des Schlechten und Lächerlichen als solchen, die Zusammenstellung ganzer Charaktere. Beides ist um so berechtigter, wenn daneben schon eine analoge Darstellung und Feier des Großen und Edlen existiert. Eine personifizierende Kraft wird sich dabei entwickeln und sowohl in frisch geschaffenen Gestalten und Situationen als in einzelnen Witzworten offenbaren.

Bei den Griechen war das Komische in der Poesie uralt. Abgesehen von jenen früher erwähnten Possen der Deikelikten, Phlyakes usw., lebte es längst im Epos und in der Lyrik. Wir brauchen uns nur an Homers Thersites, Polyphem und Iros, dazu an die alte Gewohnheit der Parodie und an die Poesie des Archilochos zu erinnern, jene zur poetischen Gattung gestaltete Schmähsucht, die „nach Form und Inhalt von größtem Einflusse auf die Komödie" sein mußte.

Aus allen jenen Possen und auch aus dem Triebe, sich von Polis gegen Polis mit Spottworten zu verfolgen, wäre aber noch keine Komödie hervorgegangen, wenn nicht auch hier der Dionysoskult die Angelegenheit auf seine Schwingen genommen hätte. Nur so, und nur in Konkurrenz und gemeinsamem Lokal mit der Tragödie, und nur, indem auch hier für die ganze Polis gespielt wurde und der Chor ein Gegebenes war, kam das Großartige darüber, das Öffentliche, das riesig Groteske, die Erhabenheit in der Darstellung des Schlechten und Lächerlichen.

Der Ursprung der Komödie wird an die kleinen oder ländlichen Dionysien angeknüpft, das Schlußfest der Weinlese. Hauptteil dieses Festes war der Komos (Umzug beim Trinkgelage), ein wildes Gemisch aus Trunk, Gesang und Tanz. Beim Komos wurde unter anderem der Phallos herumgetragen, unter einem besonderen Gesang der maskierten und bekränzten Sänger, eine Übung, von der uns der Aufbruch des Dikäopolis zu den ländlichen Dionysien in den Achar-

nern des Aristophanes (253 ff.) eine Vorstellung gibt, und nach dem Liede pflegte der Schwarm den ersten besten, der des Weges kam, zu verhöhnen. In diesem Zustand, „als lyrische Urkomödie", soll sich die Komödie auch neben ihrer ausgebildeten Form an vielen Orten forterhalten haben. Irgendwie werden sich dann an dieses Treiben entsprechende Charaktermasken angeschlossen und sich dazu dramatisch gebärdet haben; aber gleichwohl blieb die Komödie noch lange „ein obskures Spiel ausgelassener Landleute, wofür kein Archon sorgte, wozu sich kein bestimmter Verfasser bekannte".

Eine ziemlich konstante Aussage gibt nun an, daß die Komödie sich zuerst in dem possensüchtigen und witzigen dorischen Megara ausgebildet habe; doch scheint sich diese megarische Komödie nach einer Andeutung des Aristophanes mit plump-lächerlichen Vorgängen begnügt zu haben; es war ein derbes, dem der Deikelikten verwandtes Lustspiel (κωμῳδία φορτική), welches statt des Komischen das Gemeine gab, und von hier führt eine Brücke zu der später zu erwähnenden sizilischen Götter- und Ständeposse des Epicharmos. Sicher aber ist, die Ursprünge mögen sein, welche sie wollen, ohne Athen und ohne das große Theater die große alte Komödie undenkbar; hier muß das komische Spiel einen neuen Sinn und eine neue Bestimmung angenommen haben, und die Hauptfrage ist für uns: Wann gab der Archon nicht bloß den Chor, sondern auch das große Theater her? Dies wird am Anfang des fünften Jahrhunderts geschehen sein. In dieser Zeit scheinen die ältesten attischen Komiker, deren Namen bekannt sind, Chionides und Magnes von Ikaria, aufgetreten zu sein, ferner Ekphantides, der sich in einem Fragment rühmt, von der megarischen Form abgewichen zu sein; und an diese schließt sich die glänzende Reihe von Dichtern der perikleischen und der Zeit des Peloponnesischen Krieges: Kratinos, der hochbejahrt nach 410 v. Chr. starb, Krates, Telekleides, Hermippos (von dem ein schönes Fragment bei Athenäus die Rüstung zum Kriege schildert, während das Kottabosspiel usw. im Winkel liegt), Eupolis, der 429 begann und bis gegen das Ende des Krieges dichtete, Aristophanes, der seit 427 unter fremdem, von 424 bis 388 unter eigenem Namen auftrat, Phrynichos seit 429, Plato von 427 bis mindestens 391, Pherekrates, Ameipsias, Leukon, endlich im Übergang zur mittleren Komödie: Diokles, Philyllios, Sannyrion, Strattis, Theopompos. Nachrichten über diese Dichter hat man ziemlich viele, und manches über ihre Stücke läßt sich aus dem einzig erhaltenen Aristophanes erraten; nur ist das Restaurieren einer verlorenen Komödie, von der nur Titel und Fragmente erhalten sind, nicht bloß schwerer als das einer Tragödie, wo der feststehende Mythus mithilft, sondern in den meisten Fällen absolut unmöglich.

Gemeinsam hat nun die Komödie, wie wir sie aus Aristophanes kennen, mit der Tragödie die Bühne und die Orchestra, die be-

stimmte Zahl der drei (bisweilen vier) Schauspieler und die Maskierung derselben, endlich den Umstand, daß auch sie die Sache eines Wettstreites ist. Verschieden aber ist schon die Form der Verkleidung. Das Kostüm ist durchaus barock; statt des Kothurns ist hier, schon weil die Personen äußerst beweglich sein mußten, der Soccus im Gebrauch, die Masken sind bisweilen persönlich kenntlich (bekanntlich fürchtete sich der Modelleur, für die Ritter des Aristophanes die Porträtmaske Kleons anzufertigen). Ferner kamen hier nur Einzelstücke, keine Tetralogien zur Aufführung, und dafür war die Zahl der Choreuten doppelt so groß wie beim äschyleischen Chore; es waren ihrer vierundzwanzig. Dieser Chor aber, dessen Tanz im Gegensatze zu der feierlichen tragischen Emmeleia der wildbewegte Kordax war, und der sich etwa auch in zwei streitende Halbchöre teilte, zeigte in seinem Auftreten häufig Vermummungen von der größten Abenteuerlichkeit, bei denen man an eine Mischung der Menschengestalt mit den betreffenden Naturwesen zu denken hat. Aus Aristophanes sind die Chöre der Wespen, Vögel und Wolken bekannt, bei anderen Dichtern figurieren als Titel die Chöre der Ziegen, Greife, Ameisen, Nachtigallen, Bienen, Kentauren, Sirenen, Lüfte (Αὖραι). Schon durch diese Art der Persönlichmachung des Unpersönlichen deutet der Chor auf eine Freiheit hin, von der die Poesie anderer Völker keinen Gebrauch gemacht hat; er ist ein ganz neues Element.

Die Handlung ist bei Aristophanes meist eine höchst einfache und direkte und geht fast widerstandslos vor sich, wie z. B. die Stadtgründung in den Vögeln; es gibt wohl kleine retardierende Späße, aber keine Gegenintrige, keine die Haupthandlung kreuzende Nebenhandlung; wir haben es hier mit dem exkludierenden Gegenteil der neueren attischen Komödie zu tun. Auch scheut sich Aristophanes nicht, dasselbe Motiv zweimal zu bringen, z. B. in den Acharnern erst einen Sykophanten mit Dikäopolis in Konflikt kommen zu lassen und dann wieder den Nikarchos, der doch selbst nichts anderes als ein Sykophant ist. Hie und da kommt etwas den euripideischen Prologen Entsprechendes vor, indem eine der handelnden Personen den Zuschauern die Situation direkt exponiert. Etwas aber, worin Aristophanes den geschmähten Euripides noch überbietet, ist der Mißbrauch des Juristischen, Gerichtlichen. Nicht alle seine Plädoyers und Gegenplädoyers sind so schön und merkwürdig, wie in den Wolken die der gerechten und der ungerechten Rede (des λόγος δίκαιος und ἄδικος). Ermüdend, wenigstens für uns, sind durch ihre Länge die des Wursthändlers und des Paphlagoniers vor dem Demos, welche die Hauptmasse der Ritter ausmachen, und ebenso der lange Hundeprozeß in den Wespen; auch der Prozeß zwischen Äschylos und Euripides in den Fröschen ist etwas lang. Uns scheint der Dichter hie und da seine Gedanken auf diese Weise zu Tode zu reiten; aber die Athener mögen von ihrer ewigen Übung im

Beisammensein für Volksversammlung und Gericht (ἐκκλησιάζειν καὶ δικάζειν) her anders gedacht haben. — Vieles wird also auch hier wie in der Tragödie dem bloßen Dialog überwiesen, und ebenso wird die äußere Handlung gerne durch die bloße Erzählung von Boten u. dgl. ersetzt, wofür uns als Beispiel wiederum der Bericht des Boten von der Erbauung der Wolkenstadt in den Vögeln dienen mag, einem Stücke, das überhaupt mit sehr mäßigen Mitteln aufzuführen war. Noch am meisten „geschieht" in den Fröschen, wenigstens in deren erstem Teile.

Aber auch ohne „Geschehen" kann große Abwechslung dadurch hervorgebracht werden, daß sukzessive eine Menge verschiedene Masken auftreten, die von den Hauptpersonen je nach ihrer Bedeutung Bescheid bekommen. Dies ist ein Hauptvehikel der Erfindung. Die Komik entsteht dabei unter anderem dadurch, daß an die höchst grotesken Personen und Situationen in Gestalt von allerlei Leuten das gewöhnliche Leben herantritt; die Wirklichkeit stößt sich dann an der Fabel gewissermaßen die Nase ein. So treten in den Vögeln, abgesehen von Herolden, Boten und Sklaven, der Priester, der Dichter, der Chresmolog, Meton, der Aufseher, der Volksbeschlußhändler und später der Vatermörder, Kinesias und der Sykophant auf. Im Frieden geschieht eigentlich gar nichts, als daß Trygäos auf seinem Käfer nach der Götterstadt emporschwebt, die Eirene samt ihren Begleiterinnen aus der Gruft befreit und mit sich auf die Erde hinabführt. Das übrige ist nur vergnügliche Blamage des Mantis Hierokles und der verschiedenen Waffenfabrikanten, welche beim Krieg ihren Vorteil gefunden. Auch die Acharner drehen sich um das einzige Hauptfaktum, daß sich Dikäopolis durch Amphitheos dreierlei Friedensproben (ohne Zweifel in Flaschen) hat kommen lassen, nämlich fünf-, zehn- und dreißigjährigen Frieden und den letzteren übernimmt und wirklich mit den Seinigen genießt. Alles übrige spielt nur um den Markt herum, wohin der Megarer, der Böotier, zwei Ankläger, der Bauer, die Gesandten der Brautleute und Lamachos kommen; auch in der Eröffnungsszene sind so schon die königlichen Gesandten, Pseudartabas und der Thrakergesandte erschienen. Ähnlich sind die Wespen gebaut, und in mehreren Stücken sind der Mantis und besonders der Sykophant verwertet. — Es wurde dem Dichter sehr leicht, Beziehungen zwischen solchen Leuten und den Hauptpersonen zu erfinden, und er setzte mit der bunten Szenenfolge nur fort, was frühere, von der megarischen Komödie her, sowie Zeitgenossen auch gehabt hatten. Während aber diese die Szene mit gemeinem Genrepöbel anfüllten, indem sie „gegen Lumpenfetzen und Läuse polemisierten", auch die stets hungrigen Heraklese vorbrachten und Sklaven, welche entliefen, betrogen, Prügel bekamen und vom Mitsklaven den obligaten Lohn erhielten, also daß die Komödie in die Posse umzuschlagen drohte, darf er sich rühmen, hiemit ein Ende

gemacht und die Komödie mit mächtigen Worten und Gedanken und nicht ordinärem Spott zu einem großen Kunstwerk geschaffen, auch nicht gemeine kleine Leute und Weiber verhöhnt, sondern sich an die Größten gewagt zu haben. — Mit der Einheit der Zeit geht der Dichter insofern frei um, als ein kurzes Chorlied oder (in den spätesten Komödien) ein Tanz eine längere Zwischenzeit decken muß. In den Acharnern wird derselbe Lamachos, der eben erst in den Krieg gezogen, nach einem Intervall von 50 Versen verwundet zurückgebracht, und im Plutos hat man sich während des Entreakts zwischen V. 626 und 627 den ganzen Hergang im Asklepieion zu denken, welcher hernach von Karion sogleich erzählt wird. Anderseits ist es auch ein recht hübsches Motiv, daß in den Rittern, als die beiden Sklaven dem schlafenden Paphlagonier seine Orakel stehlen und daraus ersehen, ein Wursthändler sei bestimmt, der Nachfolger von dessen Macht zu werden, ein solcher Wursthändler gerade auch im gleichen Augenblicke auf die Bühne tritt (146) und von ihnen mit feurigem Willkomm begrüßt werden kann.

Zu den Mitteln des Effekts gehören auch die komischen sachlichen Symbole, die durch starke Vergrößerung oder enorme Unzweckmäßigkeit chargierten Gegenstände, womit diese Gestalten auf der Bühne erscheinen oder zu tun haben. Von den Flaschen mit den Friedensproben in den Acharnern war eben die Rede, aber in demselben Stücke soll Pseudartabas als „Auge" des Großkönigs ein großes Auge über die Stirne gebunden gehabt haben, und zwar laut V. 97 in einer Ledereinfassung (ἄσκωμα), und nachher erscheint der Kohlenkorb (λάρκος), womit Dikäopolis in der Luft herumfuchtelt und ihn zu verderben droht, wie der euripideische Telephos mit dem kleinen Orest tat. Hier ist höchst merkwürdig und für die alte Komödie insbesondere sowohl als für die symbolische Denkweise des Altertums überhaupt bezeichnend, daß der Chor acharnischer Kohlenbrenner in diesem Korb seinen engeren Landsmann (δημότης) und kohlenfreundlichen Altersgenossen erkennt und flehentlich bittet, Dikäopolis möge ihm kein Leid tun. Auch nachher (350) ist der Korb etwas wie ein lebendes Wesen, das im Schrecken Staub von sich gibt, wie die Sepia ihren Saft. Es ist dies ein Handgreiflichmachen des Sprichwörtlichen und Bildlichen, zugleich aber eine Übertreibung, eine sichtbare Hyperbel. — Im Frieden war der Mistkäfer, welchen Trygäos zum Emporschweben braucht, zugleich Parodie der Stelle, da Bellerophontes in dem euripideischen Stücke auf dem Pegasos emporgeschwebt war. Übrigens hatte schon Äsop einen Mistkäfer zu den Göttern empordringen lassen. Ebenda sind der Mörser, worin der personifizierte Krieg die Städte zusammenstampfen will, die beiden Mörserkeulen, die ihm fehlen (es sind Brasidas und Kleon gemeint, die kürzlich gefallen waren), die vom Krieg in eine tiefe Grube gestoßene Friedensgöttin, über welche noch Steine angehäuft sind, lauter ins Handgreifliche übersetzte

Allegorie, ja Sprichwort und landläufige bildliche Rede, die aber für solche Verwendung einer festen Hand und eines hohen, das Ganze beherrschenden Sinnes bedürfen. — Wir erinnern hier noch an den überaus abenteuerlichen Apparat, die riesigen Zirkel, Lineale usw., womit in den Vögeln (995) der Astronom Meton kommt, der die Vermessung für die neue Luftstadt besorgen will, an die zwei Stimmurnen, die ebendaselbst der Psephismenhändler mitbringt, an den Sonnenschirm, den Peisthetäros (ebenda 1508) über Prometheus zu halten ersucht wird, und an die Denkhütte (das φροντιστήριον) des Sokrates in den Wolken.

Ein stets bereites Reservoir für Handlung und Charakter war endlich der Hades. Er ist die Lokalität der Frösche; aber auch Eupolis ließ in seinem „goldenen Geschlechte" die Schatten des Solon, Miltiades und Aristides sich über Kleons Führung im Peloponnesischen Kriege besprechen; und wir erfahren an der Stelle, wo uns dies überliefert wird, daß die Rhetorik hiefür, wenn sie von der alten Komödie sprach, das Wort Schattendichtung (εἰδωλοποιΐα) brauchte.

Was nun die Charaktere betrifft, so sind die Hauptfiguren in ihrer Gesamterscheinung Karikaturen (Überladenheiten) im eigentlichen Sinne des Wortes, wie ja schon ihr Kostüm, toll erfunden und aus Üblichem und Phantastischem gemischt, ja nicht etwa das des wirklichen Lebens ist. Sie wollen keine möglichen und wahrscheinlichen Charaktere, keine Typen sein, wie die der neueren Komödie, sondern Fratzen, und zwar oft ganz persönliche, und stellenweise auch Idealfiguren. Gerade das Persönliche aber schließt das Charakteristische und Typische aus. Die alte Komödie spiegelt und züchtigt nicht die Welt, sondern das konkrete athenische Leben, und zugrunde liegt attisches Bauerntum und athenisches Philisterium. Nur Nebenfiguren, welche bloß ein Amt, eine Verrichtung repräsentieren: die Wirtin, der Sykophant, der Chresmologe, vor allem die Sklaven, treten natürlich realistisch auf.

Das satirische Bild der Zeit haben wohl auch andere Perioden der Geschichte hinterlassen, aber keine ein so grandios konkretes, wie die aristophanische Komödie ist; daß ein Ereignis wie der Peloponnesische Krieg und die ganze damit verbundene innere und äußere Krisis des griechischen Lebens ein solches Akkompagnement der sublimsten Narrenschelle mit sich hat, ist ein Unikum in der Geschichte. Und es war eine unvergleichliche Zeit, in welcher wohl eine Art von tollem Taumel die meisten ergreifen mochte: Athen hat allmählich seinen ganzen ungeheuren Reichtum an politischen Einrichtungen, bürgerlichen und richterlichen Formen, Kultur und Sitten entwickelt; — alles ist a priori agonal, auf gegenseitige Überwindung und Überbietung gestimmt und eingerichtet, und die Form dieses Kampfes ist mehr und mehr zur Geltendmachung bei den Massen ausgeartet; dazu der Konflikt zwischen Superstition und

Atheismus, ferner die Herrschaft über ein ganzes Reich und die nun hereinbrechende Krisis, wobei der ganze Zustand aufs hohe Meer hinausgerät; Genialität und Verruchtheit schlingen sich durcheinander; eine gewaltige Zahl von bedeutenden und selbst großen Individualitäten reift unter diesen Umständen: die größten Künstler, Dichter, Philosophen, Thukydides, Alkibiades — alles zwischen Pest, Hunger und Krieg.

Diesen Zustand nach allen seinen Seiten in seinen verschiedenen Momenten in einem gewaltigen Hohlspiegel zu sammeln, ist nun die Sache der Komödie. An den Realismus, d. h. an das Zugreifen auch nach den äußerlichen Einzeldingen des Lebens, sobald sie charakteristisch sind, war die Poesie seit Archilochos und den Jambikern gewöhnt; die Komödie nun greift zu, im großen wie im kleinen, nur daß ihr daneben eine kolossale Phantastik dient, die Züge des Lebens in grotesk vergrößertem Maßstabe zu verwirklichen; zugleich aber besitzt sie prachtvolle Kunstformen und ideale Bestandteile die Fülle; Hohn und Begeisterung sollten sich mischen dürfen.

Und es gab ein Athen, welches gerne in diesen Hohlspiegel hineinschaute. Während die Französische Revolution jedem den Kopf vor die Füße gelegt haben würde, der im geringsten an ihrem Pathos gezweifelt oder gar es grotesk verbildlicht hätte, während die jetzige Zeit auf der Bühne allenfalls Couplets über Lokalien oder soviel Politik verträgt, wie in den vorherrschenden Zeitungen ohnehin tönt, aber beileibe nie die Stimme einer Minorität oder ein Anfechten des eben herrschenden Pathos leiden würde, lebte diese Stadt ihr tolles Leben, verlangte aber zugleich zu wissen, wie sie sich dabei in den Augen großer Dichter ausnehme, und gestattete solchen dabei in hohem Grade eine eigene Meinung, welche oft eine Minoritätsmeinung sein mochte. Zugleich wurden dieselben gleich den Tragikern durch den Wettkampf gespornt und balanciert.

Im Dichter mußte ein Verständnis und Mitleben von allem sein, was Athen bewegte, weiter nichts. Die Schwimmkraft aber, wodurch er in diesem Strome sich oben hielt, konnte auf die Länge doch nur ein ernster Wille für das Wohl Athens und als Norm hiefür die vergangene Zeit der Marathonkämpfer sein, wie Äschylos es ihm für die Poesie ist. Mit dem bloßen Hohn und Witz, der bloßen Giftelei wäre er nicht ausgekommen. Als Patriot und laudator temporis acti konnte er allen Leuten und Parteien eins anhängen und ohne oder doch nur mit gelegentlicher Tugendpredigt sein Ziel verfolgen und seinem Humor leben. Dabei erlaubte er sich, schwer willkürlich zu sein, wie in den Wolken, und erscheint gar nicht immer einer richtigen momentanen Politik hingegeben.

Bekanntlich vertritt Aristophanes in der Zeit des Krieges die Friedenspolitik. Aber es läßt sich streiten, ob es wohlgetan war, im Frühjahr 425 v. Chr., als man noch kaum einen unschädlichen

Frieden haben konnte, der Friedenssehnsucht einen so starken Ausdruck zu geben, wie er in den Acharnern tut. Die Ursache der Fortsetzung des Krieges war ja nicht Kleon allein, und in Lamachos wird einer der fähigsten und hingebendsten Soldaten Athens verhöhnt; aus Dikäopolis aber spricht im Grunde die gemeinste Philistersehnsucht, nicht nach den höheren Segnungen, sondern nach den Bequemlichkeiten und Genüssen des Friedens. Im „Frieden" (421) wird der ohnehin in Verhandlung begriffene Friede gefeiert und zugleich durch den Mund des Hermes eine Art populäre Anschauung von den Ursachen und dem bisherigen Verlaufe des Krieges auseinandergesetzt, in der Lysistrata (411) aber fällt der Dichter wieder in seinen früheren Fehler zurück; denn dieses stärkste der Friedensstücke mußte in der Zeit, da die Spartaner in Dekeleia standen, mit Persien verbündet waren und nicht die mindeste Ursache hatten, so friedenssehnsüchtig zu sein, wie es ihre Boten hier (1076 ff.) sind, da also der Friede gar nicht oder nur in schädlichster Form zu haben gewesen wäre, politisch so unzweckmäßig als möglich sein. Auch ist es nicht nötig, dem Dichter bei dieser Tendenz eine hohe unabhängige Gesinnung zu vindizieren; mit seiner Friedenspredigt hatte er tatsächlich die Majorität der Zuschauer immer für sich, und es ist auch zu beachten, daß er in derjenigen Vorgeschichte des Krieges, die er in den Acharnern (496 ff.) gibt, zwar sehr scharf, und wie es in einem modernen kriegführenden Staate auf der Bühne nicht geschehen könnte, betont, daß die Schuld an dem Kriege auch in Athen zu suchen sei, sich daneben aber auch weislich mit sehr emphatischer Wiederholung durch Exzipierung Athens gegenüber den schlechten Athenern zu decken weiß, die mit den Megarern Händel suchten.

Wenn also die Friedenssehnsucht des Dichters von zweifelhaftem Wert ist, so sind dagegen imposant wahr und warnend die 424 v. Chr. gegebenen Ritter, wo der paphlagonische Bediente, der den Herrn Demos völlig in seiner Gewalt hat, das heißt Kleon, nur durch einen noch ärgeren, den Wursthändler, übertrumpft und fortgeschimpft wird, als ein wahres Bild von der demokratischen Abwechslung der Schlechten mit noch Schlechteren. Die Komödie war überhaupt, solange sie konnte, antidemagogisch (was vielleicht auch die Majorität der Zuschauer war), nicht nur bei Aristophanes, sondern auch bei Eupolis u. a.; der Kampf aber, in den sich Aristophanes mit Kleon einließ, erheischte wirklichen Mut und blieb auch nicht ohne Folgen für den Dichter; denn Kleon hatte beim Rate schon wegen eines seiner ersten Stücke, der Babylonier, Klage erhoben, angeblich weil Athen darin an den großen Dionysien in Gegenwart fremder Gesandten blamiert worden war, in Wahrheit wegen der Hiebe, die er selbst erhalten hatte, und nachdem dieser Angriff erfolglos geblieben war, ließ er ihn auf die Aufführung der Ritter, allerdings des stärksten Parteistückes, hin durch die

Theaterpolizei durchprügeln, wofür ihm der Mißhandelte in der Nebenparabase der Wespen (1284 ff.) die Quittung ausstellt.

Von höchster Schönheit sind die Vögel. Im Jahre 415 v. Chr. zur Aufführung gebracht, vermeidet dieses Stück mit größter Diskretion das Bänglich-Wirkliche, nämlich die Sorge um die sizilische Expedition und den Hermokopidenprozeß, um dafür in Peisthetäros das allgemeine Bild des athenischen Wesens und speziell das des Treibens der Athener in Kolonien und Hegemoniestädten zu entfalten. — Was dann die späteren Stücke betrifft, so ist politisch sehr bedeutend die dem Äschylos in den Fröschen (405 v. Chr.) in den Mund gelegte Empfehlung des Alkibiades (1431 f.). Die Ekklesiazusen (392 v. Chr.) sind ein lustiger Ausdruck der Verzweiflung an der damaligen matten und kleinlichen attischen Demokratie und zugleich ein Hieb auf die politischen Utopien der Philosophen.

Von den Hekatomben, welche sich die persönliche Schmähung bei Aristophanes opfert, ist in diesem Werke bei früherer Gelegenheit gehandelt worden. Wieweit dies Treiben der Komödie dem Staate zum Heil diente und welchen Gesamteinfluß die massenhafte persönliche Invektive auf die Abwendung der Denkenden vom Staat und von der Öffentlichkeit hatte, welche für das folgende Jahrhundert so charakteristisch ist, das haben nicht wir zu überlegen; die Athener hätten darüber zu entscheiden gehabt; sie aber wollten einmal die Komödie, wie sie war, und wurden dabei wunderbar genial bedient; erst im 4. Jahrhundert verbot der Demos die persönliche Maske. Was soll man nun von Aristophanes, der so tief in den Schmutz hineingreift, als Menschen denken? Man wird wohltun, ihn weder als Helden der Moralität noch als besonders unmoralischen Menschen zu betrachten; man möchte ihm vielmehr eine mittlere Moralität zuerkennen. Aber zu einem Heiligen soll man ihn nicht machen.

Das letzte Stück des Aristophanes ist der Plutos, ein noch immer höchst graziöses Werk. Abgesehen von einem einzigen Wechselgesange, fehlen die Chorgesänge hier gänzlich (die Parabase findet sich schon in den Ekklesiazusen nicht mehr), und zur alten Komödie ist also dieses Stück schon der Form wegen nicht mehr zu rechnen; doch ist es deshalb nicht für die mittlere typisch. Meisterhaft ist der Konflikt von Plutos und Penia (Reichtum und Armut) mit dem vielseitigen Egoismus der Erdenmenschen gegeben. Hier handelt es sich eigentlich nicht mehr um Athen, sondern um die Welt, auch nicht um einen Moment der athenischen Entwicklung, sondern um ein moralisches Problem aller Zeiten.

9. Die mittlere Komödie

Mit der sogenannten mittleren Komödie, welche zu Athen ungefähr von 380 bis 330 v. Chr. geblüht hat und deren Hauptvertreter Eubulos, Anaxandridas, Alexis und Antiphanes sind, kommt die

Sophokles
Rom, Lateran

Korinth, Apollotempel. Nach einer Zeichnung von Stuarts (um 1750)

Athen, Dionysostheater

Tragödie des Hilarios. Vasenbild
London, Britisches Museum

Gelage. Vasenbild aus Cuma

Männerrolle

Frauenrolle

Schauspieler aus der Komödie

Alter Mann

Karikatur eines Sklaven

Terrakotten

uralte, nur durch das vorwiegend politische Kolossalbild Athens, welches die alte Komödie heißt, in den Hintergrund gedrängte Richtung alles Lustspieles, die Ständeverspottung, wieder zu ihrem Rechte, das „megarische Element" scheint wieder vorgedrungen zu sein, die derbe Komödie (κωμῳδία φορτική), verbunden mit der Götterkomik und ohne Zweifel mit Liebesgeschichten als Substrat.

Von der megarischen Posse war früher die Rede. Sie soll bereits „die lächerliche Nachahmung bestimmter Stände und Geschäfte im Menschenleben", besonders bereits die des Hans-Koches, kultiviert haben, und an sie soll der sizilische Megarer Epicharmos angeknüpft haben, der, um eine Generation älter als Aristophanes, besonders unter Hieron in Syrakus lebte. In dieser Stadt war die Komödie unmöglich politisch, sondern von allgemeinmenschlicher Tendenz; der Dichter erging sich über Torheiten und Lächerlichkeiten aus dem gemeinen Leben, und seine Gestalten sind der Bauer, der Trunkenbold, auch schon der Parasit; dabei waren seine Komödien voll philosophischer Erörterungen nicht bloß moralischer, sondern sogar metaphysischer Art, wobei uns freilich rätselhaft bleibt, wie die Philosophie mit dem übrigen Stoffe zusammenhing. Ein großer Teil dieser Stücke aber hatte eine mythische Form; das ganze Götter- und Heroenwesen erschien darin in eine niedrige Sphäre versetzt; das Leben der Götter war nach der Weise der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse des gemeinen Mannes aufgefaßt, die gemeinsten Triebe an ihnen hervorgehoben. Es findet sich der fressende Herakles, ein Hochzeitsmahl der Götter, ein Gelage, an dem Hephästos mit Hera streitet, aber trunken durch Bakchos auf den Olymp zurückgeführt wird, kurz die Respektwidrigkeit gegen die Olympier ist nicht kleiner als in den Vögeln des Aristophanes.

Von dieser älteren sizilischen Komödie also mit ihrer Verspottung nach Ständen und ihrer Götterkomik war der Übergang zur mittleren attischen Komödie viel leichter als von der alten attischen Komödie aus; daß diese letztere aber sich in Athen nicht halten konnte, hatte seine inneren Gründe. Der große aristophanische Spott auf den Staat und dessen Repräsentanten und Krisen war nämlich unmöglich geworden; man war zu schwach und unbedeutend, um die volle Karikatur, die sich nur für das Große lohnt, noch auszuhalten; auch war die Politik schon zu vielen klugen Leuten verleidet. Dazu gab es ein Staatsverbot gegen die persönlichen Masken, die freilich unter diesen Umständen kaum mehr nötig gehabt hätten verboten zu werden; die persönliche Malice aber ließ man sich jedenfalls durch das verschiedentlich erwähnte Verbot, die Leute unter Nennung ihres Namens zu verhöhnen, nicht nehmen; vielmehr blieb dieser, woran auch der Plutos keinen Mangel hat, auch neben der Persiflage ganzer Stände und stehender Charaktere Tür und Tor offen; nur traf sie jetzt neben allerhand anderen Opfern des Stadtgespräches hauptsächlich die Philosophen, Redner, tragi-

schen und epischen Dichter, allenfalls auch einen fremden Herrscher, und wenn man einmal auf einem Individuum herumtrat, so taten es gerne mehrere.

Von Chören ist in dieser Komödie keine sichere Spur mehr vorhanden, und somit ist auch keine Rede mehr von einer Parabase; schon in den letzten Stücken des Aristophanes will das Wort „Chor", wo es, ohne daß ein Chorlied folgt, zwischen den Szenen steht, nichts anderes mehr sagen, als daß hier eine Zwischenmusik durch den Flötenspieler oder auch ein kurzer Tanz stattfand; es scheint, daß die Mittel der reicheren Leute nicht mehr für die regelmäßige Bestreitung der Choregie ausreichten. Im übrigen blieben die Aufführungen im Zusammenhang mit den dionysischen Festen; nur läßt sich angesichts der Massenhaftigkeit der Produktion ohne die Annahme kaum auskommen, daß auch zwischen denselben Aufführungen stattfanden; diese waren im ganzen wohl eher schon ein Geschäft geworden.

Da diese Gattung nun auf Erfindung neuer Stoffe angewiesen war, bedurfte sie neuer Vehikel, und als ein solches scheint sich ihr bereits die Liebes- und Entführungsgeschichte geboten zu haben. Angeblich meldete sich diese zuerst bei Anaxandridas, daneben aber steht die beharrliche Behauptung, daß Aristophanes bereits in seinem späten Stücke „Kokalos" Verführung und Wiedererkennung und andere Motive Menanders gebraucht habe. Das Erotische wird vielleicht, wenigstens wenn das Stück keine Götterposse war, aber auch selbst dann das häufigste Substrat der Handlung gewesen sein, und am Ende hat sich die mittlere Komödie von der neueren nur durch die häufigere Stände- und Literaturparodie und durch das Mythologische unterschieden.

Was nun die Götterburleske betrifft, so war dieses an sich, ohne aristophanische Bezüglichkeit, sehr dubiose Genre den Titelverzeichnissen nach sehr stark vertreten. Die einzige einigermaßen entsprechende Idee davon gibt uns der Amphitruo des Plautus. Wenn dieser wirklich die Nachahmung eines solchen Stückes ist, so mögen manche gute und spaßhafte Szenen darin vorgekommen sein: Wie Merkur den Sosias vermöge der Götterallwissenheit an seiner eigenen Persönlichkeit irremacht und ihm durch Mitwissen des Geheimsten beweist, er sei Sosias, ist echt komisch. Der Rest, besonders die schamvolle Verwirrung der Alkmene, welche mit zwei Verschiedenen geschlafen hat und dagegen kummervoll protestiert, ist einfach frech; sie will und kann die Tatsache nicht zugeben, während der wiehernde Zuschauerpöbel sie weiß. Überhaupt wurden viele Göttererzeugungen auf die Bühne gebracht; sonst scheint hier, wie im alten Satyrdrama und bei Epicharm, Herakles als Fresser eine besonders beliebte Figur gewesen zu sein.

Von der Ständekomik, worin die Neueren den Alten überlegen sein konnten, zeugen eine Menge pikanter Titel, die vielen atheni-

schen Realismus erwarten lassen, freilich aber vielleicht pikanter lauten als die Stücke selbst waren. In den Fragmenten finden sich hübsche Genrebilder, wie die von Athenäus (II, 44) aus dem „Olynthier" des Alexis mitgeteilte Rede, worin ein Bettelweib ausführt, wie sie ihrer fünf seien, ihr Mann, der Bettler, und sie, die Alte selbst, eine Tochter, ein junger Sohn und die Wackere, die sie bei sich hat (wahrscheinlich eine Tochter, die sie verkuppeln will), und was sie essen und wie sie nach Umständen abwechselnd hungern und dabei elend werden. In solchen Stellen würde für uns der Wert dieser Stücke, der ein kulturhistorischer wäre, am ehesten liegen. Natürlich schloß der Realismus die Hyperbel nicht aus; wir lesen z. B. die kolossale des Ephippos von dem heiligen Riesenfisch, welcher größer als die Insel Kreta ist usw. Auch kühne bildliche Prahlereien kommen vor, indem z. B. jemand die Gefährlichkeit seiner Tischgesellschaft mit dem Worte schildert: „Unser Essen sind geschärfte Schwerter, als Zukost schlucken wir brennende Fackeln, zum Nachtisch bringt der Bediente kretische Dolche" usw. Gewiß aber spielte die Übertreibung nicht mehr dieselbe Rolle wie in der alten Komödie. Eine Liebhaberei dieser Dichter, die wir hier beiläufig erwähnen wollen, bestand nach den vielen Mustern bei Athenäus (X, 69ff.) auch darin, ihre Personen Rätselfragen (γρίφους) aufgeben und lösen zu lassen, ohne daß man ahnt, welche Förderung das Ganze der betreffenden Komödie davon haben mochte; es war wohl nur eine athenische Liebhaberei; wenn ein Dichter eine vexante Aufgabe wußte, brachte er sie wohl oder übel in seinem Stücke an.

Gern beschäftigt sich auch diese Komödie mit den Tragikern, besonders aber wird den Philosophen vieles nachgesagt. So schildert Epikrates aus Ambrakia eine Szene aus Platos Akademie, wo die ganze Schülerschaft über einen Kürbis streitet, ob er ein Kraut, ein Gras oder ein Baum sei, bis ein sizilischer Arzt sie deshalb verhöhnt. Als sie dann böse werden, erscheint Plato ruhig und befiehlt ihnen, nochmals über die Frage zu meditieren. Aus Antiphanes wird uns eine Hohntirade über die „Sophisten" im Lykeion, also die Peripatetiker, wegen ihrer Distinktion von Sein und Werden (εἶναι und γίγνεσθαι) mitgeteilt, die für uns ganz so klingt, als hörten wir die Parodie Hegelscher Logikoperationen. In verschiedenen Stücken ebendesselben und auch des Alexis fielen ferner Hiebe auf das armselige Leben der Pythagoristen, welche kein Lebendiges (ἔμψυχον) und keinen Wein genießen, wohl aber einen Hund, den man vorher getötet hat, so daß er kein Lebendiges mehr ist. Auch sagt ihnen ein Dichter nach, die ganze Kasteiung geschehe nur, weil sie es nicht besser hätten; „wenn man ihnen Fische oder Fleisch vorsetzt, so will ich mich zehnmal hängen lassen, falls sie nicht die eigenen Finger dazu fressen". Dagegen scheint man damals die Zyniker in Ruhe gelassen zu haben, vielleicht weil man ihr böses Maul fürchtete. — Immerhin beweist die Verhöhnung

der Philosophie, wie sehr dieselbe eine Hauptsache im athenischen Leben geworden sein muß, als es sich nicht mehr lohnte, den Staat zu verhöhnen, und da die Philosophen einander gegenseitig in ihren Schriften fast noch ärger behandelten als die Komiker taten, empfinden wir ihnen gegenüber kein großes Mitleid; aber gut ist es, daß die mittlere Komödie sowenig wie die alte und die neue der bildenden Kunst auch nur gedacht zu haben scheint; Skopas und Praxiteles hatten das Glück, von ihr ignoriert zu werden, vielleicht schon, weil sie nicht permanent in Athen verweilten.

Gegenüber von diesem allem ist nun überaus bezeichnend die enorme Stelle, welche der Koch, das Essen und überhaupt das Wohlleben einnimmt. „Um so etwas zu goutieren, muß man oft Picknick gegessen und um Hetären willen Schläge bekommen und ausgeteilt haben", sagte Antiphanes zu Alexander, als er diesem eine Komödie vorgelesen und damit wenig Beifall gefunden hatte. Weil die Dichter ein Publikum von solchem Geschmack voraussetzten, war bei ihnen so unbillig viel vom Essen und Trinken die Rede, und gerade von den angesehensten, von Eubulos, Alexis, Antiphanes, Anaxandridas, sind die Zitate dieser Art sogar zahlreich. Aus letzterem erhalten z. B. wir die Erzählung von der halbbarbarisch grotesken Aufwartung bei der Hochzeit des Iphikrates mit der Tochter des Thrakerkönigs, Kotys. Ein anderesmal erfahren wir von den Großfressern, welche stürmisch alle Fische auf dem Markt zusammenkaufen; auch der aus Äschines bekannte Misgolas kommt bei ihnen vor, welcher sich beständig mit Kitharisten und Kitharistinnen umgibt; im „Äsop" des Alexis, vielleicht einem Genrebild aus vergangener Zeit, das Äsop im Gespräch mit Solon zeigte, war auch von den Weinhändlern die Rede, welche den Wein verwässern, aber ja nicht aus Gewinnsucht, sondern um den Käufern die schweren Köpfe zu ersparen. Auch für dies Gebiet hatte Epicharm, der Ahnherr dieser mittleren Komödie, das wichtigste Präzedens abgegeben, er hatte bereits den Namen des Parasiten, der nun zur stehenden Figur wurde. Bei Alexis erscheint z. B. der Parasit Chärephon, der sich um jeden Preis freien Tisch verschafft, bei den Garköchen auskundschaftet, für wen sie rüsten müssen und sogar nach Korinth fährt, um ungeladener Gast zu sein, und von Antiphanes gab es eine Komödie: Der Parasit. Besonders aber bemächtigte sich der Koch der Bühne: Wir lesen unter anderem aus der Pannychis des Alexis eine Tirade, worin ein solcher klagt, daß er zurüsten solle und noch mit gar nichts versehen sei; und ein Prestissimo aus Mnesimachos bringt den Wortschwall eines Kochs, der seinen Sklaven auf die Agora aussendet, um die jungen Herren, die dort Reitstunde nehmen, durch Aufzählung aller möglichen Genüsse in sein Lokal zu laden; bloß die Eßwaren machen sechzig Artikel aus, und der Vortrag dieser Stelle in einem Atem mochte für den Schauspieler ein Kunststück sein, schwerer als die großen

Wortschlangen bei Aristophanes. Von der literarischen Seite wird man zugeben müssen, daß viel recht Komisches und gut Gemachtes in diesen Partien vorkommt, aber sehr traurig ist es doch zu sehen, wie Athen auf diese Sorte von Genuß erpicht war.

10. Die neuere Komödie

Die mittlere Komödie wurde durch die neuere (ungefähr vor 330 v. Chr.) abgelöst, welche neben der bukolischen Dichtung Theokrits die letztgeschaffene griechische Kunstform ist und für uns an die glänzenden Namen Menander, Philemon, Diphilos, Poseidippos, Apollonios von Karystos geknüpft erscheint. Ihr Schöpfer oder wenigstens derjenige Dichter, von dem das ganze spätere Altertum am meisten entzückt war, der Verfasser von über hundert Stücken, ist Menander von Athen, der Neffe des Alexis, Schüler des Theophrast und Freund Epikurs, zur Zeit auch des Demetrios von Phaleron. Obschon er im Wettstreit nur achtmal gesiegt haben soll, weil Philemon volkstümlicher war, folgte er doch einem Rufe des Ptolemäus Lagi nicht, der ihn nach Alexandria ziehen wollte, und ist, zweiundfünfzigjährig, in Athen gestorben, wo er „in sanften und gemäßigten Genüssen", wie sie Epikur empfahl, aber eben doch mit Hetären, nämlich der seelenvollen Glykera und der übermütigen Thais, gelebt hatte. Nach der herrlichen vatikanischen Statue, die ihn sitzend darstellt, einem Meisterwerk von feiner Charakteristik, wäre er eine etwas bürgerliche, aber überaus geistreiche Persönlichkeit gewesen, ein Mann, der vor allem die gutmütige Außenseite zeigt, aber im Innern den Schalk birgt.

Aus Menanders zahlreichen Fragmenten und besonders aus den römischen Nachbildungen ist uns diese neuere Komödie nun viel bekannter als die mittlere. Plautus und Terenz nämlich hingen mit ihr nicht in stubengelehrter Weise durch bloße Kenntnis der Texte zusammen, sondern noch durch lebendige Tradition. Menander und Philemon wurden in allen griechischen Städten Asiens wie Italiens mindestens noch, als Livius Andronicus 240 v. Chr. anfing, aufgeführt, und die griechische Theaterpraxis konnte also von den Städten Großgriechenlands aus leicht nach Rom gelangen. Freilich ging man hier mit den Originalen oft frei um und scheute sich nicht, durch sogenannte Kontamination aus zweien ein neues zu machen.

Wie wir nun aus den Nachbildungen wissen, stellte die Bühne in der Regel ziemlich lange Strecken von Straßen dar, wo man die Häuser der handelnden Personen und dazwischen mitunter öffentliche Gebäude, Heiligtümer usw. unterschied. Das Kostüm war etwa das der betreffenden Stände im gewöhnlichen Leben; dagegen verzichtete man nicht, wie man wohl gekonnt hätte, auf die Masken, um dafür Angesicht und Ausdruck walten zu lassen; denn im Grunde ist auch die neuere Komödie nicht individuell; vielmehr tat man nach der Seite des Individualisierens nur den einen Schritt,

daß man mehr und andere feststehende Masken schuf, als die mittlere Komödie gehabt hatte; dieselben waren überaus lächerlich, nur die Weiber waren bisweilen anmutig. — Vom Chor war keine Rede mehr. Die einzige lyrische Zutat möchte gewesen sein, daß Affekte und leidenschaftliche Empfindungen, etwa nach Art der euripideischen Monodien, in Versen von verschiedenen Maßen und mit Gesten begleitet, gesungen wurden; in den Zwischenakten aber unterhielten wohl auch jetzt Flötenbläser oder Tänzer das Publikum. Das Rezitativ wird so laut und dröhnend wie in der Tragödie gewesen sein.

Der Schauplatz dieser Stücke ist meist das diadochische Athen. Auch nach Chäronea und nach dem Lamischen Kriege noch war die Stadt reich und selbst politisch nicht machtlos geblieben; aber sie war des kräftigeren alten Geistes bar, der jetzige Geist war teils den Philosophen und Rhetoren, teils dem Genusse des Privatlebens zugewandt. Trotzdem nun die Szene in Athen ist und die daherigen Ideenassoziationen mit Dank angenommen werden, stellt diese Komödie doch nicht mehr das konkrete Athen, sondern das Allgemeinmenschliche dar, und das Nationale, Politische, Religiöse hat sich zur Philosophie des Lebens und Lebenlassens verdünnt. Aus der mittleren Komödie lebt weiter die Komik der Stände und stehenden Beschäftigungen, zumal als höchst erwünschte Nebenfiguren der Parasit und der Koch, der jetzt erst seinen ganzen Umfang gewinnt. Auch die Verhöhnung der Philosophen dauert fort und ebenso die Parodie der Tragödie (welche man allgemach hätte in Ruhe lassen können); als Rest der alten behält sich die neuere Komödie auch noch hie und da die persönliche Invektive vor. Mittelpunkt des Dramas aber wird nun, wie unter solchen Umständen bei allen Völkern, die Liebschaft, und zwar ist die Seele des Stückes jetzt Intrige und Spannung, Flechtung und Lösung des Knotens, innerhalb der Wahrscheinlichkeit, und die Träger sind Charaktere, aus deren Wesen sich die Handlung ergeben soll und die durch ihre völlige Wahrheit das Interesse des Zuschauers pro und kontra erregen sollen; neben der kunstreichen Intrige erscheint jene stellenweise noch vorhandene Verhöhnung der Ständetypen nur als Nebenziel.

Die große Hauptperson und gewöhnlich der Träger der Intrige ist der Sklave, der damals durch die allgemeine Lizenz hoch emporgekommen war. Er kommt in allen guten und schlimmen Schattierungen, bald mehr wohlwollend, rettend oder durchhelfend, bald mehr egoistisch vor und ist an zwei Haupteigenschaften kenntlich: dem Reichtum an Auskunftsmitteln und dem Toupet, d. h. der Eitelkeit, daß auf ihn der Ausgang ankommt. Auch die zwei Sklaven zweier Herren wurden von der neueren Komödie tali quali übernommen, bald als Intriganten, bald als niedrigere Reflexe des Tuns und Treibens ihrer Herren, bald als Konfidents.

Wir erwähnen hier ferner noch den Offizier, der nicht Bürger, sondern heimatloser Söldner und halber Nichtgrieche ist. Er ist der

miles gloriosus, „den sein Parasit weit übersieht und ein gescheiter Sklave in den Sack steckt", und in seiner Gestalt haben wir ein Beispiel dafür, wie sich neben dem Intrigenspiel auch die Satire auf bestimmte Menschenklassen im Sinne der mittleren Komödie behaupten konnte. Zu überbieten suchte man diese offenbar mit dem Koch, der in den mannigfaltigsten Varianten vorkommt, wie denn die ganze Eß- und Kochpoesie ihren Weg wie in der mittleren Komödie geht. Wir lernen den wissenschaftlich hochmütigen Koch kennen, der sich als Schüler Epikurs gibt, und den, der alle anderen für Ignoranten erklärt, ausgenommen ihn selbst und zwei Kollegen, die noch die Schule des großen Küchenklassikers Sikon aufrechterhalten; dieser nämlich hatte alle Reden über die Natur (λόγους περὶ φύσεως) inne und lehrte die Köche zuerst Astrologie, Architektonik, Strategik. Ein gebildeter Koch machte die Kochkunst zur Mutter aller Kultur. Ein anderer spielt sich speziell als den Koch der neuen Schule auf, deren Gründer die scharfen Gewürze, „die einst schon Kronos gebraucht", abschafften, um den Gästen das Weinen, Niesen und Geifern zu ersparen. Als Schüler Sophons, eines dieser Gründer, gedenkt er eine Theorie seiner Kunst zu hinterlassen und liest von früh an in Büchern. Er weiß, wie man für junge Schwelger, für Zöllner, für Greise kochen muß usw. Überhaupt wird gerne etwa die praktische Physiognomik der guten Kunden entwickelt. Andere brauchen lauter mythologische Redensarten oder ergehen sich sonst bei den geringsten Anlässen in poetischen Redeweisen, und über einen Mietkoch klagt ein Herr, weil dieser — er behauptet, es sei seine Gepflogenheit — in lauter homerischen Ausdrücken redet. Daß ärmere Kunden von den Köchen hochmütig behandelt werden, ist ebenso natürlich, als daß der große prahlerische Koch, den man samt seinen Dienern mietet, durch seine Grobheit alles in Schrecken setzt.

Herr der Dinge ist in dieser Komödie überall der Zufall; ein häufiges Vehikel der Erfindung, von dem freilich ein etwas sehr starker Gebrauch gemacht wird, ist die Wiedererkennung verlorener, in früher Jugend geraubter oder ausgesetzter Kinder, welche etwa schon als Sklaven verkauft worden oder doch von diesem Schicksal bedroht sind. Auch daß zwei einander täuschend ähnlich sehen, ist bei der großen Unwahrscheinlichkeit des Faktums wohl zu oft behandelt worden; gemeine Prellereien, an gemeinen Subjekten verübt, gelten, wie z. B. der Persa des Plautus lehrt, als komisches Thema. Es mag fraglich sein, wieweit hier noch das ridendo castigat mores zu seinem Rechte kam; die Torheit mochte man allenfalls scheuen lernen.

In seinen Prologen ließ Menander nicht, wie Euripides, Personen des Stückes, sondern allegorische Introduktionsfiguren auftreten, wie den Elenchos (Gott der Prüfung), den wahrheitsliebenden und freimütigen Gott. Was überhaupt seine Koinzidenz mit Euripides

betrifft, so liegt sie nach unserer Ansicht nicht sowohl in der individuellen Ausgestaltung der Charaktere, als in der Freude an der verwickelten Handlung, am Räsonieren und am sententiösen Ausdrucke, welcher letzteren wir die Erhaltung der vielen menandrischen Gnomen verdanken, die das Eleganteste sind, was sich auf Grund allgemeiner Beobachtung über das Leben sagen ließ. Menanders Diktion und Ausdrucksweise ist die gleichmäßige des gebildeten Tons, ohne das Burleske, das, wo es sich bei Plautus findet, Zutat des römischen Dichters oder aus Epicharm entlehnt ist; die Grazie dieses Stils war im Altertum eine allgemein zugestandene.

So viel feiner attischer Geist und Formensinn aber in dieser Poesie auch gelebt hat, wir werden doch sagen müssen: Die alte Komödie und die Tragödie Athens sind nur sich selbst gleich und durch nichts unter der Sonne ersetzlich, das die neuere Welt schaffen könnte; dagegen die neuere Komödie ist aus jeder Literatur zu ersetzen, und zwar reichlich; sie ist bloß Sache des Esprits und einer mäßigen Lebensbeobachtung und von höherer nationaler Empfindung abgelöst; an Erfindung und Charakterzeichnung hat sie überboten werden können.

11. Die alexandrinische Komödie und Posse

Dunkel ist die Geschichte des Theaters von Alexandria; wir wissen aber, daß daselbst alle Gattungen, sogar noch das Satirdrama, nachgeahmt wurden. Für die Komödie sind wir auf bloße Nachrichten angewiesen, und zwar solche, die nicht einmal von wirklichen Komödien, sondern von dramatisch gestalteten Satiren oder von Phlyakenpossen handeln. So mag eine völlig literarisch erzeugte Komödie der Mnesiptolemos des Epinikos gewesen sein, eine Satire auf den gleichnamigen mächtigen Geheimschreiber Antiochos des Großen, ein Phlyakograph dagegen war Sopatros, der unter Alexander und noch bis auf Ptolemäos Philadelphos lebte. Seine Stücke, über deren Inhalt nicht viel zu ermitteln ist, heißen auch Parodien und waren wahrscheinlich bloß zum Lesen bestimmte dramatische Pasquille. Auch die zur Zeit des Ptolemäos Lagi aufgekommene Hilarotragödie gehört hierher, welche vielleicht nicht wie die mittlere Komödie das komische Auftreten mythischer Personen und Götter zum Gegenstand hatte, sondern die wirklich tragischen Ereignisse des Mythus possierlich wiedergab. Deutlich wird uns als Komödiendichter nur Machon aus Sikyon genannt, der seine Stücke in der Zeit nach der Pleias in Alexandria zur Aufführung brachte. Sonst gab in der Komödie jedenfalls Athen lange noch den Ton an und blieb für dieselbe die selbstverständliche oder doch weit vorherrschende Lokalität.

Was nun aber die diadochische Zeit im allgemeinen betrifft, so herrschte dionysisches Treiben überall, sowohl an den Höfen als in den Hauptquartieren, als in den Städten. Überall, wohin Griechen

kamen und man die Mittel aufbringen konnte, wurden Theater gebaut und die Aufführungen wurden von großen Vereinen „dionysischer Künstler" unternommen, die ihre Zentralstätte auf Theos hatten; das Agonale samt den Choregien aber war vom Theater verschwunden. Durch die dionysischen Künstler lebte die neuere Komödie weiter, freilich mit der Zeit wohl nur in ihren namhaftesten Vertretern, und daneben mag die Poesie eine große Rolle gespielt haben. Es war nicht das am meisten Moralische, was man so den Ägyptern, Syrern und Kleinasiaten brachte, und Polyb hielt es für das Auflösende schlechthin und braucht für das Treiben der Schauspieler, Dekorateure, Sänger usw. das harte Wort von der ionischen und schauspielerischen Zügellosigkeit, das seinen Grund gehabt haben wird. Allein, wenn irgend etwas die Griechen im weiten Orient vom Strand des Nils bis hinauf zum Tigris und Indus zusammenhielt, so war es das Theaterwesen. Die Schaulust war etwas, das jeder mitbrachte, und wie das Schauspiel für die Griechen das Verbindende war, so war es für die Orientalen das Anlockende, wobei Mythologie und Kunst unwillkürlich mitgingen. So möchte gerade diese schauspielerische Zügellosigkeit das Panier und Feldzeichen der weit herum zerstreuten Griechen gewesen sein.

In der römischen Kaiserzeit, als von der Tragödie nur noch die festen (d. h. jambischen) Teile aufgeführt wurden, scheinen wenigstens während der zwei ersten Jahrhunderte noch vollständige Aufführungen von Komödien stattgefunden zu haben; vom dritten an scheinen sie größtenteils durch den Pantomimus verdrängt worden zu sein, von dessen Glanz uns Apulejus in seiner Schilderung des „Paris auf dem Ida", die lebhafteste Vorstellung gibt.

Achter Abschnitt

ZUR PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT UND REDEKUNST

I. Fördernisse und Hemmung

Indem wir zur Besprechung der Wissenschaft und Philosophie der Griechen übergehen, schicken wir voraus, daß unser Ziel nicht darin besteht, die Geschichte dieses Wissens, sondern sein Verhältnis zum hellenischen Geiste darzustellen, und beginnen mit einem Blick auf den alten vorderen Orient. Dieser hat an ansammelndem Wissen einen großen zeitlichen Vorsprung vor den Hellenen gehabt. Ägypten und Babylonien besaßen eine vielseitige Kultur, die unermeßlich viel älter als die griechische war, und wenn wir uns eine Vorstellung davon machen, wie diese Nationen, lange umwogt, bedroht und gestört von lüsternen Fremdvölkern, wie den Hyksos u. a., durch Verteidigungskämpfe und Ausfälle diese Kultur zu schützen hatten, so müssen wir gestehen, daß wir eine ganz kolossale Erscheinung vor uns haben. Wir haben es hier mit den ersten großen Zusammenfassungen menschlicher Macht zu tun, und zum erstenmal mögen auch solche Staaten die Zwecke des Wissens zu den ihrigen gemacht haben. Mächtige Priesterkasten werden damit betraut, welche durch konsequente Bemühungen unendlich vielen Stoff sammeln können; die phönizische Kultur ist nach der Seite Griechenlands hin der erste Schößling dieser altorientalischen.

Spät erst entwickelten sich die Griechen, und als sie endlich doch auch zu einer Staatenbildung kamen, da hatten sie nicht einen, sondern viele Staaten, und eine Kaste der Wissenden war bei ihnen völlig ausgeschlossen. Dafür hatten sie eine starke hellenische Eigentümlichkeit, die es nur sehr bedingt zu fremden Anleihen kommen ließ und sich das Fremde, z. B. das Phönizische, wo sie dessen Einwirkung erfuhr, durch sofortige Hellenisierung so aneignete, daß es als solches kaum mehr kenntlich ist.

Ein gewaltiges Fördernis war ihnen für ihre wissenschaftliche Entwicklung so gut wie für ihre Poesie von der Natur in ihrer Sprache mitgegeben. Es scheint, als ob das Griechische die künftige Philosophie schon virtuell in sich enthielte: so unendlich ist seine Schmiegsamkeit an den Gedanken, dessen durchsichtigste Hülle es ist, vollends aber an den philosophischen Gedanken. Wir haben es mit einer vollständig von den Einzeldingen abgelösten Sprachwelt zu tun; mit einer Sprache, die, wie man richtig sagt, an sich schon eine praktische Dialektik und schon darum in philosophischen Bezeichnungen überaus schöpferisch ist. Der Annahme gegenüber, daß die größten und entscheidenden Ideen aus Ägypten möchten ge-

kommen sein, dürfte schon die Erwägung berechtigt sein, ob das Altägyptische überhaupt eines unbildlichen Ausdruckes fähig gewesen sei, ob es einen freien Fluß abstrakter Gedanken gehabt habe. Auch die semitischen Sprachen stehen hinter dem Griechischen weit zurück. Den Aristoteles ins Hebräische zu übersetzen, würde gewiß unmöglich sein, und sogar die Araber hätten ohne die griechischen Vorbilder keine Philosophie bekommen; nur die Inder und Germanen hatten wohl außer den Griechen eine Sprache, die von Haus aus zur Philosophie taugte.

Noch die frühesten griechischen Philosophen, ein Empedokles, ein Heraklit und andere, gaben den philosophischen Prozessen mythologische Namen oder personifizierten das Abstrakte. Bald aber schuf sich die Philosophie ihre eigene Sprache, teils indem sie sich an den Vorrat von Bezeichnungen alles Allgemeinen und Geistigen hielt, der schon aus früher Zeit vorhanden war, und die in ihrer Bedeutung sehr schwankenden psychologischen Ausdrücke (νοῦς, ψυχή, θυμός, φρένες, πραπίδες) fixierte, teils auch indem sie von der Leichtigkeit, substantivische Abstrakta neu zu bilden, den ausgiebigsten Gebrauch machte. Wie leicht konnte der Grieche für den Ausdruck eines Begriffes ein Kompositum schaffen oder sich durch Verbindung aller Verba und Nomina mit Präpositionen helfen, wie leicht die Neutra der Adjektive und Partizipien zur Bezeichnung von Prinzipien, Elementen u. dgl. verwenden. Wir erinnern ferner an die Existenz des Gerundivums (τὸ λεκτέον), an den unendlichen Reichtum aller Bezeichnungen und Schattierungen des Bedingten und Unbedingten im Verbum, an die Nuancierung des Verbalbegriffs durch das Medium, an den substantivisch gebrauchten Infinitiv und überhaupt an die Möglichkeit, durch den Artikel das Verschiedenste zum Substantiv zu machen. Freilich hat diese Leichtigkeit auch ihre Schattenseite, insofern die Philosophie sich gerne mit einem solchen Abstraktum oder Neutrum beruhigte und damit schon eine Sache, eine Kraft, ein Prinzip in Händen zu haben glaubte; auch daß die Sprache für Übles und Böses dasselbe Wort (κακόν) und vielleicht kein Wort für „Selbstbewußtsein" hat, gehört zu den Mängeln; im ganzen aber wird man sagen müssen: die Sprache ist nicht bloß ein Handwerkzeug, das man sich allmählich anschaffte, sondern sie ist schon Philosophie, wie sie auch eine aller geistigen Nuancen fähige Konversation ist. Und nun sind die Griechen μέροπες (unterscheidend Redende), d. h. sie vermögen Teile und Ganzes, Besonderes und Allgemeines zu erkennen und zu benennen, ohne daß unterwegs das Wort gleich geheiligt und in einer Art von Versteinerung angebetet wird. Hier ist keine Knechtschaft unter eine bestimmte Terminologie; wo ein Philosoph, eine Schule auf der Schulsprache beharrt, da tritt ein anderer mit Neuem daneben; auch hier waltet lauter Agon. Und wie auch das Einzelne der geistigen Welt möge distinguiert werden, die Griechen werden

immer lebendige Ausdrücke dafür vorrätig haben. Das Aufsteigen vom Empirisch-Vielen zum Begriff, und wiederum vom Begriff das Abwärtssteigen zum Einzelnen wird sich leicht vollziehen. So wird es ihnen möglich, den ganzen Mechanismus des Denkens von dem Gedachten abgelöst anzuschauen; es wird eine Logik und eine Dialektik entstehen können, und vollends werden Rhetorik und Sophistik der Nation die Zunge lösen.

Höchst abnorm war nun auch, abgesehen von der Sprache, die philosophische Begabung der Nation, und zwar ist das Entscheidende nicht dieser oder jener erreichte Grad der Erkenntnis, sondern die Fähigkeit zu jeder Erkenntnis. Auch die große Schwäche der Religion war für die Philosophie sehr förderlich. Zwar kann diese auch neben einer starken Religion aufkommen, wie dies in Indien und im Islam der Fall gewesen ist, aber doch nur als Ketzerei und Sekte. Bei den Griechen erhob sie sich vielgestaltig und nach Belieben, weil keine Kraft und keine Einrichtung da war, welche ihr hätte das Kommen unmöglich machen können.

Vor allem hatte hier kein Priestertum aus Religion und Philosophie eines gemacht, und besonders bedingte die Religion auch, wie schon gesagt, keine Kaste, welche als gegebene Hüterin des Wissens und Glaubens zugleich auch die Eigentümerin des Denkens hätte sein können. Es gab auch keine bestimmte „Sozietät", an welche der Philosoph bei seinem Auftreten gebunden gewesen wäre, keine bestimmte Schichte von Beamtenfamilien u. dgl., keine „Bildung", welche einen Riß konstituiert hätte. Aus von Anfang an höchst verschiedener Umgebung erheben sich diejenigen Männer, welche durch eine Art von selbstverständlichem Konsensus als Weise gelten. Die Nation ist es, welche sie zusammenrechnet, und da die Beschäftigung mit dem Geistigen durch nichts beschränkt war, da jeder Freie und bald jeder Sklave, ja selbst der hellenisch gebildete Fremdländer zur Philosophie Zutritt hatte, so war die Auswahl viel größer; die für Philosophie zugängliche Quote der Menschheit konnte sich wirklich beteiligen, die Berufenen fanden sich von überall zum Lehrer ein, und statt der Kaste hatte man konkurrierende Schulen.

Bei allen Fördernissen aber war die Philosophie auch von Anfang an stark gehemmt, und zwar durch den Mythus. Nachdem die Griechen zunächst naiv das Zeitalter durchlebt hatten, das ihnen später als das heroische erschien, herrschte er bei ihnen erst recht weiter als die Verherrlichung dieses Zeitalters, völlig ungestört und unreduziert. Dies glänzende Bild schwebt wie eine nahe Erscheinung über der Nation, die sich als die nächste Rechtserbin der von ihm gespiegelten Zustände fühlt; es ersetzt einstweilen die Philosophie durch eine stark ausgesprochene Lebensanschauung; es ersetzt das Wissen, indem es selbst dessen Urgestalt ist und Natur, Weltkunde und Geschichte, auch Religion und Kosmogonie in einem wunderbaren symbolischen Gewande mit in sich enthält; durch seine Ge-

stalt, welche die prachtvollste Poesie ist, gefeit, ist der Mythus die Romantik, die Jugend der Griechen; er lebt fort, soweit es Hellenen gibt, und selbst bei Nichtgriechen, solange die antike Welt dauert, wenn auch zuletzt nur als Wissenschaft, Sammlung, Vergleichung; sein beständiger Ausdruck sind Kunst und Poesie, in denen er immer neue Sprößlinge treibt. Diesen Konkurrenten und Todfeind des Wissens mochte man lange deuten, umdeuten und umstülpen, er blieb immer noch da; man mußte ihn stürzen, wenn freies Denken und Wissen aufkommen sollte; aber der Bruch mit ihm sollte sich doch nur langsam und nie ganz vollständig vollziehen.

II. Der Bruch mit dem Mythus

Sehen wir uns nun nach den Persönlichkeiten um, in denen zuerst zwar noch nicht ein Bruch mit dem Mythus, wohl aber eine Gedankenwelt auftritt, die vom Mythus unabhängig ist, so begegnet uns zunächst die allgemeine Voraussetzung, daß vor der eigentlichen Philosophie, welche mit der ionischen Schule beginnt, die Gnome das Gewand der Weisheit war und daß in dieser Gattung sieben berühmte Männer besonders groß gewesen seien. Sie werden verschieden aufgezählt. Konstant werden nur Thales, Pittakos, Bias und Solon genannt, weniger konstant Kleobulos von Lindos, der Spartaner Cheilon, Pherekydes, Anacharsis, ja Epimenides u. a., bestritten wurde durch die spätere Anschauung, welche einen gnomischen Tyrannen nicht dulden mochte, Periander von Korinth, der griechische Salomo, den man durch den obskuren Malier Myson ersetzte. Im Grunde sind sie vorherrschend Staatsweise. Plutarch hat die Anschauung, daß nur Thales über das praktische Bedürfnis hinausgegangen sei, der ja zugleich Begründer der ionischen Philosophie gewesen ist und in der herodoteischen Tradition mit der Berechnung einer Sonnenfinsternis und der Teilung des Flusses Halys als eine Art Tausendkünstler erscheint; die übrigen hätten den Namen „Weise" von der politischen Trefflichkeit her gehabt. Auch ihre Gestalten aber werden von den Griechen noch halb mythisch und typisch aufgefaßt; es macht dieser Auffassung nicht das Mindeste aus, sie, obwohl sie chronologisch um mehr als ein Jahrhundert differieren, in Delphi oder Korinth beim Symposion des Periander zusammenkommen zu lassen, und einen besonderen mythischen Ausdruck findet ihre Größe in der Geschichte von dem im Meere aufgefischten goldenen Dreifuße, der nach dem Spruche der Pythia dem Weisesten (nicht dem Frömmsten) zuteil werden sollte und der darauf von Thales (oder Bias) aus bei allen anderen die Runde machte, ohne daß ihn einer behalten hätte, bis er schließlich dem delphischen oder dem ismenischen Apoll geweiht wurde. In Delphi waren die einzelnen Worte der Sieben in goldenen Buchstaben an die Tempelwände aufgeschrieben; wir wüßten gerne,

wann dies geschehen ist, und wie und von wem diese im Grunde sehr kecke Reklame zustande gebracht wurde. Die Reste ihrer Gnomen sind in mehreren Sammlungen enthalten; es sind übrigens nicht bloß Gnomen, sondern auch Antworten (Apophthegmen) und Anekdoten; unter den kurzen Sprüchen, meist ethischen Charakters, sind mehrere äußerst kurze und dunkle die wichtigsten; auch haben sie nicht immer schmeichelhaften Inhalt: Hier findet sich das Wort „die Mehrzahl ist schlecht".

Das Gnomische ist an und für sich natürlich viel älter, es findet sich schon in Hesiods Werken und Tagen in großer Fülle, und anderseits sind die Spartaner mit ihrer lakonischen Brachylogie auf dem gnomischen Standpunkt stehengeblieben; hier begegnen sich aber auch die Griechen mit dem Orient, nur daß dieser, Indien ausgenommen, über die Stufe des Gnomischen (d. h. des Einzel-Ethischen) und allenfalls noch der Parabel nicht hinausgekommen ist und daß sich hier nicht eine Ethik als Ganzes davon hat lösen lassen.

Von dem mythischen Schimmer, der einen Epimenides und die ihm ähnlichen Wundermänner umfließt, hat nun aber nur zu viel der große Pythagoras, ja man kann sagen, daß sich hier der Mythus noch einmal über einer historischen Gestalt dicht zusammenschließt und sich verzweifelt gegen alles Exakte wehrt. Gerade das Wundersame an Pythagoras stammt aus relativ alten Quellen: Es gab eine alte, angeblich von ihm selbst verfaßte Schrift, in der er von einer Fahrt in den Hades erzählte und wahrscheinlich auch von sich behauptete, er entsinne sich vier früherer Menschwerdungen, indem er bereits als Äthalidas, Euphorbos, Hermotimos und Pyrrhos gelebt habe; auch traute man ihm die Ubiquität zu, gemäß deren er nach konstanter Aussage an demselben Tage in Metapont und Kroton gesehen werden konnte. In Wahrheit muß er um 570 zu Samos geboren sein; um 532 erschien er in Italien, und sein Tod fällt in das Jahr 497, drei Jahre ehe zu Kroton die Umwälzung erfolgte, wodurch sein Anhang ausgetrieben wurde. Eine glaubwürdige Tatsache muß auch seine Reise nach Ägypten sein. Es war dies unter den Königen der XXVI. Dynastie, als dort das griechische Naukratis bestand, kein gar zu großes Kunststück, obschon es immerhin, bei aller Leichtigkeit des geschäftlichen Fremdenverkehrs, für ihn seine Schwierigkeiten haben mochte, mit dem echtesten Ägypter, dem Priester, anzubinden. Aus der Herodotstelle (II, 81), wo ausgesagt wird, daß die sogenannten Orphiker und Bakchiker in Wahrheit Ägypter und Pythagoreer seien, geht jedenfalls mit Sicherheit hervor, daß pythagoreisches und ägyptisches Wesen sich stark geglichen haben, wie anderseits orphische und pythagoreische Begehung zum Verwechseln ähnlich waren. Ob Pythagoras auch nach Babylon gekommen ist, lassen wir dahingestellt; es liegt eigentlich kein triftiger Grund vor, es in Zweifel zu ziehen, und irgendeine Berührung mit

Indien wird man ja doch anzunehmen haben; seine Metempsychose hat eher etwas Indisches als Ägyptisches.

Die Hauptsache nun, die Pythagoras den Griechen brachte, ist seine auf diesem Seelenwanderungsglauben aufgebaute, mit Askese verbundene neue Religion und Ethik. Er ist nicht sowohl Philosoph als religiöser Reformer gewesen, der in einer Zeit, da die Qual des Daseins drückender als früher empfunden wurde, die irdische Existenz als einen Zustand der Buße für alten Frevel tragen lehrte, einen Zustand, nach dessen Aufhören der Mensch nicht als ein stummer Stein — wie Theognis meinte — im Grabe liegen, sondern nach einer Läuterung im Jenseits in immer neuen Gestaltungen werde wiedergeboren werden. Der Fromme allein, der, in geheimnisvollen Feiern geweiht, durch sein ganzes Leben die heiligen Gebräuche und Übungen befolgt, kann endlich aus dem Kreise ewigen Werdens und Vergehens ausscheiden. Zum Leben in dieser Hoffnung leitete Pythagoras seinen Bund an. Auch ihm ist, wie den Orphikern, der Leib ein Grab oder ein Gefängnis der Seele, welche höheren, himmlischen Ursprungs ist. Ob er gelehrt habe, daß die Seele nach allen Wanderungen durch Leiber endlich zum Lohne aufhören dürfe zu sein, oder daß sie (wie dies jedenfalls Platos und schon des Empedokles Hoffnung war) in die Gottheit werde aufgenommen werden, wird uns zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber mit ihrer unsterblichen Natur verträgt sich nur das letztere. Die Konsequenz der Anschauung, daß die Seele „zur Strafe" im Leibe sei, mußte dann aber der Gedanke sein, daß sie darin auszuhalten habe, bis die Gottheit selber sie erlöse, wofern sie nicht mehrerem und größerem Jammer verfallen wolle; daher denn bei den Pythagoreern die Scheu vor dem Selbstmorde und das bereitwillige Abwarten des „Todes im Alter" eingeschärft wurde.

Wie sich in seinem Innern die Vergangenheit spiegelte und welche Verwandtschaften ihm da winken mochten, können wir nicht wissen, und darum ist jenem alten Bericht von seiner Erinnerung an viermalige Präexistenz nicht jede Glaubwürdigkeit abzusprechen, und ebenso steht es mit den Sagen von seiner Gewalt über Tiere: Mit einer daunischen Bärin hielt er lange Zeit Zwiesprache, und friedlich zog sie von ihm wieder weg in den heimischen Wald; ein prachtvoller Stier, mit dem er vertraut gewesen, wurde bis ins höchste Alter in einem Tempel zu Tarent gepflegt; ein Adler schwebte aus den Lüften zu ihm nieder und ließ sich von ihm streicheln usw.: höchstwahrscheinlich spricht aus diesen Geschichten die Erinnerung, daß er in den Tieren Menschenseelen erkannte.

Unsicher ist, ob Pythagoras die Metempsychose, wie die Alten glaubten, von den Orphikern hatte, oder ob vielmehr diese ihm seine Lehre einfach aus den Händen nahmen. Wir werden vielleicht am besten sagen: Die Metempsychose kam und nahm ganz einfach

ihren Platz unter den Meinungen ein, wie niemand da war, der es ihr hätte wehren können. Jedenfalls aber hat Pythagoras damit einen solchen Eindruck gemacht, daß die Griechen, wo immer der Unsterblichkeitsglaube einen neuen oder neu scheinenden Aufschwung nahm, sogleich an ihn dachten und sich z. B. den gewiß sehr eigentümlichen und von griechischer Tradition unabhängigen Glauben der Geten an das Jenseits dahin zurechtlegten, daß der getische Zamolxis (eigentlich ein Gott) ein Sklave des Weisen gewesen sein sollte; in seine Heimat zurückgelangt, habe dieser seinen Landsleuten einen glücklichen Zustand nach dem Tode versprochen. Von den Philosophen vor Plato aber lehrte ganz deutlich und fest die Präexistenz der Seele und ihre Bestrafung durch Wanderung (durch Mensch, Tier und Pflanze), wenn er auch sonst nicht Pythagoreer war, Empedokles von Agrigent (um 444 v. Chr.), von dem uns das Wort überliefert ist: „Ich war schon Mädchen und Knabe, Lamm und Vogel und ein Fisch im Meere."

Aus Ägypten, dem Lande der Mathematik, zumal der Geometrie, hatte Pythagoras als wichtigsten Gewinn seine mathematischen Kenntnisse mitbringen können, und daher stammt jenes Stück Wissenschaft, das mit seiner Lehre verbunden war und „vermutlich die Anfänge zu jenen mathematischen und musikalischen Studien enthielt, die später den Charakter der pythagoreischen Philosophie so wesentlich bestimmten, daß der Pythagoreismus zu seiner mathematisch-musikalischen Weltkonstruktion gelangen konnte und sich nicht, wie die orphische Lehre, in eine monströse Theologie verlief". Nun ist die Zahlenlehre, auf die man kam, allerdings ein vielumstrittenes Gebiet, und wie vieles davon dem Meister selber zuzuschreiben ist, ist unsicher; daß er aber selbst schon die Mathematik zu einer Hauptdisziplin seiner Lehre gemacht hat, geht doch wohl unwiderleglich aus dem Zeugnisse hervor, das Aristoteles seiner Schule schon für die Zeit vor Empedokles, Demokrit u. a. gibt; was diese bereits so früh übte, das muß vom Meister herstammen.

Es will uns scheinen, daß dieser Mann auf dem Gebiete der Zahl absichtlich verschiedene Dinge miteinander vermischte. Die Zahlen müssen bei ihm als Gleichnisse von Kräften, die Zahlenverhältnisse als Gleichnisse von Gedanken aufgefaßt werden. An Einheit und Vielheit, an Grad und Ungrad, an die heilige Vier im Verhältnis zur heiligen Zehn ($1 + 2 + 3 + 4 = 10$) knüpfte er wohl einzelne Gedanken an und zog seine Zuhörer von diesen Dingen plötzlich ins Erhabene. Und neben der moralischen hat die Lehre auch ihre ästhetische Seite: der Kreis wird als schönste Figur, die Kugel als schönster Körper erklärt und deshalb der Erde die Form einer Kugel zugesprochen, was für jene Zeit, da man die Erde bald als Ellipse, bald als runde Scheibe betrachtete, etwas heißen will. Des ferneren werden die Töne für Zahlen erklärt und umgekehrt, so daß die Zahl auch als die Basis der Musik erscheint, und endlich haben

die Elemente selbst ihre Vorbilder in bestimmten Körpern: das Feuer in der Pyramide, die Luft im Ikosaeder usw. Man denke sich, bis zu welchem Grade diese Auseinanderlegung der sittlichen, intellektuellen und materiellen Welt in Zahlen das ganze hellenische Leben aus den Angeln heben mußte; diese Richtung ging aber auch auf die Späteren über: Geometrie und Arithmetik sind die Handhaben (λαβαί) alles Wissens geblieben.

Dies alles aber diente nur als Unterbau für das eigentliche Lehrgebäude vom Weltganzen (Kosmos). Es wird den unvergänglichen Ruhm, sei es des Pythagoras selbst oder seiner Schule bilden, daß hier zuerst die Erde aus dem Zentrum des Weltsystems weggewiesen wurde. Mochte man dabei immerhin zunächst auf die Wahnvorstellungen von einer Gegenerde und einem Zentralfeuer geraten, von hier aus konnte man doch schließlich zur Drehung der Erde um ihre Achse gelangen.

Dem Pythagoreismus gebührt auch der Ruhm, die menschliche Seele durch die früheste psychologische Distinktion in Intellekt, Leidenschaften, Vernunft eingeteilt zu haben, wovon die beiden ersten auch das Tier besitzt, während die Vernunft nur den Menschen eignet. Auch bei dieser Seelenlehre gelangt man übrigens nicht zur wünschbaren Klarheit darüber, was dem Meister und was den Schülern angehört.

Nun aber kam die Zeit, da das griechische Denken sich zu völliger Unabhängigkeit durchringen sollte, die Zeit der eigentlichen Philosophie in ihren drei nach der Physik, der Ethik und der Dialektik zu benennenden Epochen, von denen freilich die beiden letzten die erste mitnehmen und weiterpflegen mußten.

Mit der Physik, d. h. mit der Lehre vom Weltgebäude, führte sie sich trotz allem Widerstande ein; dies ist der Bruch mit dem Mythus; hier war jedermann wißbegierig.

Allmählich aber entdeckte auch die Nation in sich die Kräfte des allgemeinen Räsonnements, und da traten Ethik und Dialektik ein. Aber die Möglichkeit einer Philosophie ergab sich nur durch die Physik, mit welcher, wie gesagt, der Anfang gemacht wurde.

Während über das Woher und Wie aller Dinge bei den meisten Völkern bereits die Religionen eine feststehende Lehre enthielten, hatten die Griechen, sobald sie ihren Mythus durchbrachen und sich über kosmogonisches Stammeln hinwegsetzten, volle Freiheit, sich nach Prinzipien der Dinge (ἀρχαί) umzusehen. Thales (640 bis 550 v. Chr.) fand den Grundstoff im Wasser, Anaximander im Unbegrenzten (ἄπειρον), in dessen Mitte die Erde sich als eine schwebende Kugel hält, Anaximenes in der Luft, worin sich die Gestirne nicht wie eine Decke über der Erde, sondern um die Erde bewegen. Auf die drei Milesier aber folgt als bei weitem die bedeutendste Gestalt dieses Kreises Heraklit von Ephesos. Das Altertum war über seine Größe einig, so dunkel ihm seine Schriften

waren, aus deren immer von neuem anregenden Fragmenten auch heute noch die allerverschiedensten Konsequenzen gezogen werden können. Dieser bedarf, um das Universum, wie er dies bereits tut, als Prozeß des Werdens auffassen zu können, des ruhelosen Feuers als Symbols des sich ewig Erneuernden. Nach ihm ist alles in beständigem Flusse und ewiger Umbildung, und der Vater aller Dinge ist der Kampf. In seinen Konsequenzen ging er so weit, daß er periodische Weltbrände annahm; überhaupt sprach er eine Anzahl großer und kühner Ideen zuerst aus, darunter die von der Unzuverlässigkeit der Sinneswahrnehmung. Wir finden auch bei ihm einen ausgesprochenen Haß gegen Homer und seine Götterwelt und die früheste heftige Abwendung des Philosophen von der konkreten Polis; er hat es mit den großen Problemen und nicht mehr mit der einzelnen Stadt zu tun und ist schon Weltbürger.

Wenn nun gleich Thales laut Aristoteles sagte, alles sei von Göttern erfüllt, so beweist dies noch keine Unterordnung unter die Volksreligion; die ältesten Ionier, welche laut Aristoteles gar keine bewegende Ursache von ihrem Urstoffe unterschieden (denn Anaxagoras mit seinem „Geist" war eine große Neuerung), sind so voraussetzungslos verfahren wie möglich; wie unabhängig sie in ihren Annahmen waren, zeigt z. B. die Erklärung, die Anaximander für die Entstehung der Einzelwesen gab, indem er ein allmähliches Heranreifen, unter anderem vom Fisch zum Menschen, lehrte.

Überhaupt ist schon die große Verschiedenheit der Resultate bei den Ioniern ein echtes Zeichen der Unabhängigkeit; so schon bei den drei aufeinanderfolgenden Milesiern; von Heraklit aber wird, wie gesagt, bereits der Sinneswahrnehmung die Glaubwürdigkeit abgesprochen, weil sowohl das schauende Subjekt als das Objekt in stetem Flusse begriffen sei.

Überall mochte nun der Bruch der Denkenden mit dem Mythus begonnen haben, und an die Physik hätte sich die Ethik und Dialektik rein durch die Philosophie anreihen können, da trat als neue Erscheinung die Sophistik zwischenhinein. Als soziale Erscheinung wird diese im letzten Abschnitte zu betrachten sein; hier möge kurz auf ihre Stellung im hellenischen Denk- und Wissensprozeß hingewiesen werden.

Die Sophisten waren eine sehr ernstliche Konkurrenz für die Philosophen, und wo man diese hört, steht es deshalb sehr schlecht um sie; aber wir müssen es wagen, dem gewöhnlichen Vorurteile entgegenzutreten. Nach Athen kamen sie sämtlich von auswärts: Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontini, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos. Sie machten das mächtigste Aufsehen, sprachen an Festen, entzückten die ganze Nation, ernteten die größten Ehren und ließen sich hoch bezahlen. Und das eben konnten die Philosophen nicht begreifen, daß sie trotz ihrem Honorarnehmen solchen Anklang fanden; wir könnten es uns schon daraus erklären, daß

der gewöhnliche Mensch nach dem Rezept der Klugheit das, was er bezahlen muß, höher schätzt, als was er umsonst bekommt. Sie setzten sich nun in Athen fest, und die allernamhaftesten Leute, Männer wie Perikles und Thukydides, begaben sich in ihre Schule und nahmen ihre Lehren an, ein effectus, der denn doch eine causa voraussetzt. Diese wird ja nicht nur in ihrer sittlichen Indifferenz bestanden haben. Freilich sollen sie, indem sie die Lehre aufbrachten, daß nichts an und für sich, sondern alles nur nach Meinung und Übereinkunft (δόξῃ καὶ νόμῳ) gut und böse sei, und daß es über alle Dinge ein Pro und ein Kontra (δύο λόγους) gebe, und indem sie auch in religiöser Beziehung nicht bloß Skeptiker, sondern geradezu Leugner waren, die Athener zu allen möglichen Verkehrtheiten verführt haben. Indes erlauben wir uns zu bezweifeln, daß Leute wie die Sophisten eine solche Gesinnungsweise in weiten Kreisen schaffen können; vielmehr war diese längst vorhanden, und sie gaben dafür höchstens die Formel her. Dagegen war ein höchst ersehnter Artikel, den sie vertraten, die methodisch ausgebildete Redekunst, deren Ausbildung freilich im Zusammenhange mit der Lehre von der Subjektivität aller Erkenntnis und dem Anheimgeben aller Dinge an die Überredung stand. Ferner waren sie, trotzdem sie nur ein Vorstellen, kein objektiv wahres Erkennen anerkannten, doch mit den kurrenten philosophischen Problemen vertraut; ihre Dialektik, in der die (den Eleaten abgeborgten) Fangschlüsse eine große Rolle spielten, mochte wohl eine geistige Gymnastik sein, und wenn es ihrer formalen Bildung auch an Tiefe gebrach und sie nicht den Anspruch erheben konnten, die Menschen „besser zu machen", so brachten sie ihnen doch Kenntnisse und Fertigkeiten bei, und für diese war man ihnen äußerst dankbar. Hippias konnte sich als eine Art von enzyklopädischem Alleskönner ausgeben, indem er in Olympia in einer Tracht auftrat, in der bis auf den selbstgeschnittenen Stein des Siegelringes alles von seiner Hand verfertigt war; die Hauptsache aber war das viele positive Wissen, womit sie einer Zeit entgegenkamen, die wenige Bücher und einen großen Wissenstrieb besaß. Wenn wir uns in diese Zeit versetzen, so werden wir es leichter verstehen, daß sie eine ähnliche Wirkung wie die italienischen Humanisten haben konnten. Sie hatten ihre Lehre vom Weltgebäude (ἰδέα τοῦ κόσμου) und ihre Astronomie, sie besaßen geometrisches Wissen, wodurch sie es bis zur Verfertigung von Wandkarten brachten, sie erklärten Dichter, sie lehrten die Musik, sie verstanden sich auf die Grammatik, Hippias behandelte die mnemotechnische Wissenschaft; ferner waren Geschichte und Archäologie, die Lehre von den Gattungen der Poleis, d. h. eine vergleichende Verfassungskunde, die wir als Vorarbeit zur Politik des Aristoteles betrachten können, die Kunde der Kolonien, die Rechtskunde, die Haus- und Staatsverwaltung in den Kreis ihrer Erörterungen gezogen. Kurz, wenn auch die berühmte Aufforderung

des Gorgias, ihm Fragen beliebiger Art vorzulegen (das προβάλλετε), sich auf logische Operation beziehen und nicht den Sinn haben sollte, als hätte sich der Sophist alle Fragen aus allen Wissensgebieten zu beantworten getraut, jedenfalls war hier eine Fülle von Kenntnissen vorhanden, womit die Sophisten eine Wohltat für das damalige Hellas sein konnten; sie waren ein unvermeidliches Element im hellenischen Leben und lassen sich deshalb nicht so herunterdingen, wie schon geschehen ist.

III. Die Redekunst

Von der Sophistik zweigt die Redekunst ab, eine Erscheinung, die wir kurz im Zusammenhange betrachten wollen, ehe wir uns wieder den Philosophen zuwenden. Auch hier müssen wir vor allem an die enorme Kraft und Gefügigkeit der griechischen Sprache für die Verdeutlichung alles dessen, was man anderen zu sagen und beizubringen hat, erinnern, die hierin z. B. zum Hebräischen in einem so sprechenden Gegensatze steht, und ferner an das große Fördernis, das die Beredsamkeit an der Fülle von Anlässen im täglichen, örtlichen, kriegerischen Leben hatte.

Hier fehlen uns die Parallelen. Wir wissen nicht, wieweit auch Phöniziern und Karthagern die Zunge gelöst gewesen, auch nichts von der Sprachgewalt der alten Germanen und derjenigen der Völkerwanderung, welche noch über den vollen Wohllaut des Deutschen (oder der deutschen Dialekte) verfügt haben müssen; die mittelhochdeutschen Dichter geben uns in Gesprächen und Reden keine sonderliche Anschauung mehr davon. Wieweit die buddhistische Predigt ein Analogon des griechischen Redens ist, mögen Kenner ermessen.

Dagegen ist uns Homer erhalten. Die Reden seiner Götter und Menschen haben die Form einer höchsten natürlichen Kraft und Schönheit und sind doch wohl am Ende nur denkbar bei einer schon großen willentlichen Ausbildung in der Polis. Das heißt: es gab schon damals ein Medium, wo auf Erreichung von Zwecken durch Rede und Gegenrede alles ankam, und ein mächtiger Agon hiefür in vollem Gange war, und dieser mag es gewesen sein, welcher die Menschen zwang, sich über die Mittel des Redesieges die früheste Rechenschaft zu geben.

Mit der vollen Ausbildung der Polis zur Demokratie, als Volksversammlung und Volksgericht die Schicksale entschieden, mußte dann die Rede alles und die jetzt plötzlich zum Gegenstand methodischer Lehre gewordene Redekunst eine Sache der größten Anstrengung werden, die man bald im ganzen griechischen Leben als großes Hauptelement pflegte, und hier ist nun die Stelle für diejenige Parallele, wodurch das vollständigste Licht auf die Sache fällt, nämlich für die mit der modernen Presse. Freilich war die Wirkung der griechischen Rede an die Stelle und an die Person und — trotz aller zeitweiligen Vorbereitung — an den Moment

gebunden und duldete so gut wie keine Übertragung in die Ferne; einer mußte dastehen, und jetzt und in Gegenwart oft von unzähligen Zuhörern; er mußte bei einer bestimmten Sache bleiben, um derentwillen er und seine Gegner da waren; vom Stimmungmachen pro und kontra in die Ferne und aus der Ferne, vom Aufregen weit entlegener Massen, ja entfernter Völker war keine Rede, überhaupt nicht von einem unsichtbaren allgemeinen Druck von außen, wie ihn die Presse übt. Aber gleichwohl entspricht bei den Hellenen nichts sosehr der Macht unserer Presse wie die Macht ihrer gesprochenen Rede. Wir mögen uns wohl einmal die müßige Frage stellen, wie es gegangen wäre, wenn die alten Athener plötzlich nur noch hätten Zeitungen lesen müssen, anstatt Reden zu hören.

Wieweit als Erfinder der neuen Redekunst der Philosoph Empedokles in Betracht kommen kann, lassen wir dahingestellt; sicher war in dieser Zeit Korax von Syrakus, der schon bei Hieron viel gegolten, als Volksredner und Anwalt vor Gericht angesehen; von ihm stammte die früheste „rhetorische Techne" oder „Techne" schlechthin, die wenigstens eine Lehre von der Form und Einteilung der Reden, Nachweisungen über Proömien u. dgl. enthielt. Schon bei ihm wie bei seinem Schüler und Rivalen Tisias, welcher gleichfalls eine Techne verfaßt hat, wird die starke Betonung des „Wahrscheinlichen" (εἰκός) hervorgehoben. Und nun wird die sizilische Beredsamkeit durch eben diesen Tisias und durch Gorgias von Leontini bei Gelegenheit einer Gesandtschaft sizilischer Städte 427 v. Chr. nach Athen gebracht, zugleich aber mit ihr als Grundlage eine Philosophie, und zwar eine negative, welche die Erkennbarkeit der Wahrheit leugnet. Von Gorgias an, dem bereits Protagoras durch seine Dialektik vorgearbeitet hatte, ist die Redekunst längere Zeit ein Hauptgegenstand der Sophisten, und Gorgias selbst nannte sich schon Rhetor. Er führte, wie alle diese Männer, ein unstetes Wanderleben und trug damit die methodische Beredsamkeit in die verschiedensten Gegenden; Lehrer derselben zu sein, wurde mit ihm sofort ein Beruf, der, weil man sich bewußt war, in dieser Schule etwas zu gewinnen, hohe Honorare einbrachte.

Von Gorgias an muß sich das Niveau der Beredsamkeit in Athen rasch gehoben haben, aber freilich zunächst auch nur hier, wo der Boden durch die früheren Staatsmänner am besten bereitet war; denn hier kam es ihr zustatten, daß es seit den Perserkriegen eine große griechische Politik und zwei große Hegemonien gab. Wenn durch diese auch die Redner nicht größer geworden wären, so wären doch die Interessen viel wichtiger geworden, welche in ihren Reden vorkamen. Aller Vermutung nach muß aber schon Themistokles als Redner groß gewesen sein. Von den magischen Wirkungen (ἐπῳδαί) des Perikles und davon, wie er als Olympiker donnern und blitzen und Hellas durcheinanderrühren konnte, oder auch, wie eine Göttin der Beredsamkeit auf seinen Lippen thronte und er den

Stachel in den Seelen der Hörer zurückließ, erzählen alte Quellen. Schriftlich vorhanden war außer den Psephismen freilich nichts von ihm; denn, wie Plato sagt, schämten sich damals die mächtigsten Männer noch, Reden zu schreiben und Schriften von sich zu hinterlassen. Auch seine Reden bei Thukydides spiegeln wohl seinen Geist, aber nicht seine spezielle Art von Beredsamkeit. Dagegen wissen wir von seinem Ausdrucke, daß er poetische Bilder gebrauchte, die zum Teil berühmt wurden, daß ihm aber anderseits die leidenschaftlichen Formen der Rede, wie sie Demosthenes hat, noch fehlten; auch stand er regungslos, im Mantel eingehüllt, da, und die Stimme behielt stets gleiche Höhe und Tiefe.

Wahrscheinlich sprachen damals auch die griechischen Redner noch einfach. Aber nun vollzog sich in dem Zeitraum von einigen dreißig Jahren, die seit der Ankunft des Gorgias in Athen verflossen, die Hauptentwicklung. Hatte dieser den künstlerischen Stil für prosaische Rede gebracht, ohne denselben praktisch für politische oder gerichtliche Zwecke zu verwenden, so bildete sich jetzt in Athen selbst wenig später aus der gleichfalls eingeführten Rhetorik des Tisias und der Dialektik der östlichen Sophisten, die den Prozessierenden dienende Redenschreiberei (Logographie), deren erster noch altertümlicher, aber bereits bewußt einen künstlerischen Stil handhabender Vertreter Antiphon ist. Weiter bildete der Redner Thrasymachos den der praktischen Rede angemessenen Stil, indem er an die Stelle von Gorgias' Prunk und Antiphons steifer Würde die gerundete Periode und den gebildeten Ausdruck setzt. Mitten in dieser Bewegung stehen Männer wie Kritias und Andokides, die selbst keine Sophisten sind und nichts Neues schaffen, sondern uns nur das im allgemeinen gewonnene Resultat aufweisen. Endlich geht Lysias, der zweite große Logograph, noch weiter als Thrasymachos und wendet ganz den Ausdruck des gemeinen Lebens an, indem er auch die Periode und den Figurenschmuck zwar kennt, aber nicht überall anwendet. Und schon konnte neben allen diesen Richtungen auch eine neue, wie die des Isokrates, entstehen.

Die wachsende Herrschaft der Rhetorik aber ist zumal aus der Tragödie erweislich. Während der Prozeß in den äschyleischen Eumeniden sich noch in einfacher Rede und Gegenrede abwickelt und die Gegner in den Streitszenen des sophokleischen Aias und der Antigone hauptsächlich noch allgemeine Sätze und Gnomen vorbringen, sind bei Euripides Redekämpfe ohne alle poetische Notwendigkeit, bloß um ihrer selbst willen Mode, und der Dichter ist bisweilen Rhetor. Und wenn daneben die Komödie sich als die blutige Feindin und Parodistin der Rhetorik gibt, so ist dies nicht so sehr ernst zu nehmen. Auch eine Anzahl von Stücken des Aristophanes geht, wie wir gesehen haben, in Prozesse aus, die für uns langweilig sind, den Athenern aber kurzweilig vorkamen.

Vor allem bekam die Staatsrede bald einen anderen Charakter.

Im Gegensatz zur Ruhe des Perikles oder auch eines Antiphon, lief Kleon auf der Rednerbühne schon mit wildem Affekt hin und her, warf den Mantel zur Seite und schlug sich auf die Hüfte. Bald hat man es dann mit den gewerbsmäßigen Rednern (ῥήτορες) in der Volksversammlung zu tun, die ihre Beredsamkeit zur Einbringung und Unterstützung von Anträgen, wie man es verlangt, bereitwillig hergeben. Sie sind von der übelsten Reputation, aber jetzt notwendig geschult; denn wer nicht beredt ist, dem kann es nicht einmal einfallen, sich mit den öffentlichen Dingen zu beschäftigen. Mit welchem Eifer man aber in diesen Kreisen der neuen sophistischen Kunst entgegenkam, lehrt schon die eine Fiktion des Aristophanes, wonach ein verrufenes Individuum wie Hyperbolos, das bereits als Staatsmann Geld verdient, noch bei teueren Sophisten Unterricht nimmt.

Inzwischen sorgte, wie gesagt, neben der politischen Beredsamkeit (γένος συμβουλευτικόν) für die Entwicklung der Beredsamkeit besonders das attische Richterwesen. Für das gerichtliche Genre (γένος δικανικόν) ist entscheidend, daß nicht, wie in den Oligarchien, der Beamte oder ein kleines, auserlesenes Kollegium zu richten hatte, welches durch künstliche Überredung gewinnen zu wollen wenig nützen würde, sondern große Gerichtshöfe, die aus dem Volke gebildet waren und sich ebensogut von einem geistig überlegenen Manne leiten ließen, wie dieses selbst in der Volksversammlung. Vor diesem Volksgericht (der Heliäa) rang man um eigene Straflosigkeit und Vernichtung des Gegners. Advokaten waren nicht gestattet, wohl aber Fürsprecher (συνήγοροι), welche als Freunde passieren mußten und auch bisweilen vom Staat oder von der Phyle des Angeklagten gestellt wurden, oft aber identisch mit den gewerbsmäßigen Anklägern und den berüchtigten Rhetoren der Volksversammlung waren, und diese Sitte war wiederum die Vorstufe für das obenerwähnte Redenschreiben.

Als dritte Gattung tritt nun neben die Rede in politischer Versammlung und vor Gericht die sogenannte epideiktische Rede. Sie hat ihren Namen von ἐπίδειξις, welches soviel bedeutet als eine von einem notwendigen, vorgeschriebenen Inhalt unabhängige Probe des Könnens, durch Behandlung eines beliebigen Gegenstandes. Das epideiktische Genre (γένος ἐπιδεικτικόν) hat eine ungeheure Ausdehnung gehabt, und zwar hat man verschiedene Verwendungen zu unterscheiden. Vor allem war es schon bei den Sophisten eine natürliche Vorschule des Praktischen: Oft wurde, wie in Lucians Lob der Fliege, bloß der rednerischen Übung wegen ein harmloses Thema ohne politischen oder gerichtlichen Inhalt behandelt, um daran die Kunst der Darstellung zu versinnlichen (was dann bis zum bloßen Übungsstück und Schüleraufsatz hinunterging); oft aber auch ein würdigeres Substrat, etwas aus dem reichen Wissen der Sophisten, in möglichst schöner Darstellung vorgebracht; beson-

ders aber hing die Epideixis insofern auch mit der gerichtlichen Rede zusammen, als von den Rednern fingierte Fälle als Musterübungen für Schüler ausgearbeitet wurden. Hievon geben die erwähnten zwölf Übungsreden des Antiphon eine Probe, von denen immer vier als erste und zweite Rede des Anklägers und des Verteidigers denselben Fall behandeln, und aus später Zeit haben wir von dieser Art die Kontroversen des älteren Seneca und die Deklamationen Quintilians. Im Grunde aber gehört hierher schon des Gorgias Apologie des Palamedes als ein sehr gutes Musterstück für jede Art griechischer Verteidigung vor Gericht. Palamedes erweist hier zuerst die Unwahrscheinlichkeit seines Verrats auf alle Weise, indem derselbe unmöglich, unnütz und ohne denkbares Einverständnis töricht usw. gewesen wäre; dann geht er auf sein bisheriges Leben und seine Verdienste über, und ferner führt er den griechischen Helden als seinen Richtern ihre Würde zu Gemüt und schlägt vor, man solle ihn einstweilen gefangen behalten, um inzwischen die Wahrheit zu erkunden. Zum Schlusse erspart er ihnen die Rekapitulation, dergleichen nur vor geringen Richtern statthaft sei; den ersten unter den ersten der Hellenen, sagt er hochtönend, solle man nicht zutrauen, sie hätten nicht achtgegeben und das Gesagte nicht behalten.

Daneben aber diente die Epideixis ohne alle Rücksicht auf praktischen Nutzen als sogenannte Prunkrede der schönen Behandlung freier Themen. Daß sie dies tat, ist einer der Hauptvorwürfe, die man den Sophisten macht; denn in manchen Modernen ist ein lächerlicher Haß vorhanden gegen das freie Regen einer zwecklosen geistigen und ästhetischen Kraft, welches den Griechen natürlich war, während doch niemand dagegen etwas einzuwenden hat, wenn die Beredsamkeit, wie in der Staatsrede, Einfluß brachte oder, wie in der Gerichtsrede, ein Gewerbe war. Schon zur Zeit des Gorgias wurde freilich etwa gespottet, dieser gebe Rat wegen Eintracht der Hellenen und könne doch zwischen seiner Sklavin, die er liebte, und seiner eifersüchtig gewordenen Frau den Frieden nicht herstellen; aber so nutzlos im Grunde das Vorgebrachte war, im Geiste des Hellenen war einmal ein Bedürfnis vorhanden, sich etwas Schönes vorsagen zu lassen.

Zunächst begegnet uns die öffentliche oder doch überhaupt wirklich gehaltene Rede, zumal der an Festen gehaltene Panegyrikus, und zwar stehen auch hier in erster Linie die berühmten Sophisten. Von Gorgias werden Festreden in Delphi und Olympia erwähnt, welche dieselbe wohlfeile patriotische Tendenz gehabt haben werden, wie später die des Isokrates. In Olympia „politisierte er über das Wichtigste", indem er den uneinigen Griechen einträchtig zu sein, sich gegen die fremden Völker zu wenden und als Kampfpreis nicht Griechenstädte, sondern fremdes Land zu erstreben riet. Auf Athen bezog sich seine Grabrede (λόγος ἐπιτάφιος) auf Kriegs-

gefallene, die von Staats wegen begraben wurden; sie hatte dieselbe Tendenz wie die olympische, indem er darin die Athener gegen Meder und Perser aufreizte; aber von Eintracht mit den übrigen Griechen sagte er hier nichts, „da er nämlich zu den nach Herrschaft begierigen Athenern sprach, welche diese Herrschaft nur erlangen konnten, wenn sie sich zu einer offensiven Politik entschlossen". Da er nicht Bürger war, wird dies übrigens nur eine private epideiktische Musterrede gewesen sein. Besonders wichtig und ein scharmantes Ding ist das Lob der Helena, worin durch eine sehr schöne List der scheinbare Preis der Heroine zu einem Preis der Beredsamkeit wird. Der Redner findet nämlich, Helena sei entweder mit Gewalt entführt oder durch Worte beredet oder von der Liebe besiegt worden, sei also jedenfalls irgendwie entschuldbar, und nun werden die beiden übrigen Motive ganz kurz abgetan, von der Rede aber wird umständlich ausgeführt, wie sie als mächtiger Gewalthaber bei geringer und unmerklicher Körperlichkeit (σῶμα) göttliche Werke vollbringe, Furcht und Trauer hinwegnehme, Freude verleihe und Mitleid steigere, wie die Gewalt ihres Zaubers, wenn sie sich mit dem Denken der Seele verbinde, dieselbe berücke, berede und verwandle, wie die überredete Seele gezwungen sei, dem Gesagten zu glauben und das Getane zu loben. Denn daß die mit dem Wort verbundene Beredung auch die Seelen formt, beweisen die Reden der Meteorologen, welche, Meinungen zerstörend und andere pflanzend, den Augen des Geistes das Unglaubliche und Nichtoffenbare erscheinen lassen, beweisen die politischen und gerichtlichen Kämpfe, in denen eine kunstvoll geschriebene Rede, auch ohne Wahrheit, eine zahlreiche Menge ergötzt und überredet, beweisen die Redekämpfe der Philosophen, an welchen sich offenbart, wie wandelbar die Worte den Glauben an eine Meinung machen. Die Gewalt der Rede über die Seele ist ganz dieselbe, wie die der Arzneien und Gifte über den Leib usw. Jedenfalls wird eine damals plötzlich erhöhte Macht der Rede im guten und bösen hier im größten Affekt konstatiert.

Auch der Zeitgenosse des Gorgias, Prodikos, rezitierte seine bekannte Rede von Herakles am Scheidewege, und zwar gegen Eintritt. Sonst waren neben den panegyrischen besonders die Grabreden häufig; noch 352 v. Chr. war der große Agon der Trauerreden um Mausolos, mit dem in Parallele Artemisia ja auch einen tragischen Wettstreit vor sich gehen ließ, eine große Gesamtexhibition des epideiktischen Könnens der Zeit; der Historiker Theopomp und der Tragiker Theodektes nahmen daran teil. Überhaupt starb öffentliches Auftreten mit rein epideiktischer oder nur flüchtig veranlaßter Rede nie ganz aus; immer mögen hie und da Leute um den reinen rhetorischen Gotteswillen aufgetreten sein, sonst wäre zur Römerzeit das öffentliche Reden der Sophisten des Philostratos und Eunapios, welche Epideiktiker katexochen und die wahren Fort-

setzer der alten Sophisten sind, zumal das eines Dio Chrysostomos und eines Aristides, nicht leicht zu erklären. Schon um des bloßen Ruhmes oder der Reklame willen war die Sache unerläßlich, indem der Lehrer der Rhetorik (der sich zugleich wohl als Philosoph irgendeiner Sekte gebärdete) es wünschbar finden mußte, hie und da auch öffentlich zu reden. Sonst aber war es schon im 4. Jahrhundert eine offenkundige Sache, daß die epideiktische Rede, obschon unter Umständen als wertvoll und wichtig geltend, wesentlich ein Literaturprodukt zum Lesen sei. Besonders nahm die politische Broschüre oft diese Form an; aber es gab sich als Rede auch gerne verschiedenes andere, das sich schreiben ließ, wie man's sprach. Daß diese Reden dann auch wieder als Muster für Schüler dienten, ist selbstverständlich, und intra parietes wurde wohl das meiste davon etwa auch rezitiert; denn sonst wäre man die Schönheit des Tons nicht innegeworden.

Die massenhaft vorhandenen fingierten Briefe schlagen tatsächlich großenteils in das Gebiet der Gelegenheitsreden. Freilich nicht alle; denn manches in der Sammlung der Epistolographen, z. B. die Briefe der Sokratiker, ist doch wohl ziemlich früh mit besonderer Tendenz ad probandum ersonnen, und ganze Briefsammlungen wurden mit Hilfe eines sehr lückenhaften biographisch-antiquarischen Wissens fingiert, um das Leben der Philosophen und Redner, besonders von Sokrates bis auf die ersten Stoiker herab, zu illustrieren. Ob die fingierten politischen Reden bei den Historikern zur symbuleutischen oder zur epideiktischen Klasse gehören, darüber kann man zweifelhaft sein. Viele verhaltene und ganz besonders viele verspätete politische Beredsamkeit flüchtete sich in die Geschichtschreibung.

Als die Demokratie in ihren beiden Gestaltungen als Volksversammlung und als Gericht sich in Athen nicht nur an den Ekklesiasten- und den Heliastensold, sondern auch an Beredsamkeit der Auftretenden gewöhnt hatte, die, wie alles Öffentliche, kunstgerecht sein sollte, hatte es sich inzwischen der Mühe gelohnt, diese Kunst im ganzen und einzelnen auf eine sonst unerhörte Weise auszubilden und eine Theorie aufzustellen, deren Details wir nur mit größter Anstrengung unserer Phantasie verfolgen können. Schulen wie die des Isokrates, mit hohen Honoraren der Lehrer, kamen in Blüte, fortwährend brachte man die größten Opfer, und als Lohn winkte ein eigentlicher Ruhm, konstatiert durch die frühen Ehrenstatuen, schon von Gorgias an.

Und nun gab es fast von allen berühmteren Lehrern der Beredsamkeit und ebenso auch von den Rednern, wie wir gesehen, seit Gorgias, Tisias und Antiphon, „Technai" der Redekunst in solcher Zahl, daß man sagen kann: über gar keinen Gegenstand existierten so viele theoretisch-praktische Anleitungen; es mag eine rechte Ausnahme gewesen sein, als Äschines in seinem Exil auf die Bitten

der Rhodier, sie seine Techne zu lehren, erwiderte, er habe keine. Die Menge dieser Technen beweist jedenfalls eine ganz abnorme Teilnahme für die Sache, für unsere Darstellung aber kommt nun vor allem diejenige Fassung in Betracht, welche die gesammelten Erfahrungen in der größeren Rhetorik des Aristoteles gefunden haben. In diesem Meisterwerke von vollkommen gediegener Ausführung lernt man die Sache bis in alle Details kennen. Wir erfahren, welches die Gattungen der Rede und die Bestimmungen einer jeden Gattung sind, was alle Gattungen gemein haben, ferner die Lehre von der Begründung (den πίστεις), wobei ein gutes Stück Logik und Dialektik mitgenommen wird, und dann kommt, nachdem das Was des Redens (ἃ δεῖ λέγειν) abgehandelt ist, die Erörterung des Wie (ὡς δεῖ λέγειν), und es wird vom Bau der Reden und von ihren Teilen gehandelt und von der Diktion bis in die feinsten Einzelheiten der Schönheit, der Sprachrichtigkeit, des Rhythmus der Worte, der Anwendung von Metaphern, Bildern usw.

Auf anderem Wege als die aristotelische geht die sogenannte Rhetorica ad Alexandrum des Anaximenes von Lampsakos dem Ziele zu, doch nicht ohne partieweise wieder nahe mit ihr zusammenzutreffen. In diesem noch dem 4. Jahrhundert v. Chr., also der goldenen Zeit, angehörigen Werke werden uns unter anderem die sieben Gegenstände (προθέσεις) genannt, über welche man in Rats- und Volksversammlungen zu sprechen habe; es sind: Kultus, Gesetze, Verfassung, Bündnisse und Verträge, Krieg, Frieden, Einkünfte.

Ein großes Ansehen genoß auch die Rede aus dem Stegreif; die Sophisten und besonders Gorgias, dem es ein kleines gewesen sein soll, sich über Beliebiges, das ihm vorgelegt wurde, mit der größten Schönheit zu äußern, erwarben sich damit eine besondere Glorie. Wir haben darüber noch ein eigenes Kapital in der Rede des Alkidamas, eines Zeitgenossen des Isokrates, einer Rede, die für uns ein Spezialissimum von ganz besonderem Wert ist. Daß man müsse unvorbereitet reden können, wurde sonst im ganzen nicht verlangt, und bei Demosthenes bleibt es dauernd fraglich, ob er dazu imstande gewesen wäre. Alkidamas aber, der damit wohl eine ihm besonders eigene Begabung rühmt, mutet es den Rednern zu, und wie er dies tut — teilweise im bewußten Gegensatz zu Isokrates, der es nicht konnte —, ist äußerst interessant. Er sagt unter anderem, diejenigen, welche im entscheidenden Augenblicke frei sprechen könnten, würden geehrt, als hätten sie ein göttergleiches Urteil, und anderswo macht er, um die geringere Glaubhaftigkeit des Geschriebenen zu erweisen, darauf aufmerksam, daß die Verfasser gerichtlicher Reden den Stegreifstil nachahmen und dann am besten zu schreiben glauben, wenn ihre Reden am wenigsten den geschriebenen gleichen. Überhaupt ist die Geringschätzung jedes Schreibens merkwürdig, die damals noch möglich gewesen sein muß; denn was

Alkidamas gegen das Redenschreiben vorbringt, gilt zum Teil gegen jede Autorschaft.

Indem wir uns nun zu einem kurzen Überblick über die zehn attischen Redner wenden, deren Kanon um 125 v. Chr. von den Pergamenern soll aufgestellt worden sein, beginnen wir mit Antiphon, in dem wir bereits den ältesten attischen Logographen kennengelernt haben. Von ihm sind außer den angeführten Übungsreden drei auf Todesklagen bezügliche Reden vorhanden, worunter die „über den Mord des Herodes" besonders interessant ist. Sie mag um 415 gesprochen worden sein, und wir lernen darin den Redenschreiber zum erstenmal in seiner Kraft kennen. Er selbst muß sich sorgfältig verstecken, und seine Kunst besteht darin, sich in den Charakter seines Klienten genau hineinzudenken, damit die Rede demselben vollständig richtig zu Gesichte stehe. Hier ist der Sprecher ein schüchterner, erschrockener Mann, und eben darauf geht Antiphon ein und läßt ihn über seine Unfähigkeit im Reden klagen und daran erinnern, wie schon viele, die nicht zu reden verstanden, mit aller Wahrheit keinen Glauben gefunden hätten und zugrunde gegangen seien, während andere, die gut lügen konnten, Glauben und Rettung fanden; wenn je seine Rede wirken sollte, so möchten die Richter dies doch ja nur der Wahrheit seiner Sache und nicht seiner Geschicklichkeit zuschreiben: Es ist die vollendete Charakterzeichnung (ἠθοποιία). — In seinem Stil zeigt Antiphon nach O. Müller Verwandtschaft mit Thukydides, der auch seinen rhetorischen Unterricht genossen hat, wie auch Kritias und Alkibiades nach Plutarch noch bei ihm gelernt haben sollen.

Von Andokides (440 bis nach 390) ist weit das Wichtigste die Rede über die Mysterien. Hier lernen wir das tief kompromittierte Subjekt kennen, das einst im wichtigsten Momente dabei gewesen ist. Wirklich sollte er bei dem mit der Hermokopidengeschichte zusammenhängenden Mysterienprozeß seinen eigenen Vater denunziert, aber durch die Behauptung gerettet haben, daß derselbe viele andere angeben könne, welche öffentliche Gelder unterschlagen hätten. In seiner Rede, die ein ganz exzeptionelles Dokument ist, sagt er über den Frevel selbst, soviel er eben will. Im Proömium entlehnt er aus einer fremden Vorlage Stellen, die für jede Verteidigung paßten, dabei aber für das athenische Gerichtswesen charakteristisch sind, z. B. die Richter müßten dem sich Verteidigenden etwas günstiger sein als dem Ankläger, indem jener bei bloß gleicher Gunst den Kürzeren ziehe. Ferner: Es seien schon schwere Ankläger deutlich als Lügner erwiesen worden, aber zu spät, nachdem sie ihre Opfer bereits ins Verderben gestürzt, und dies sei schon oft geschehen. Dabei war das Tribunal nicht einmal eines der Heliäa, sondern ein aus eleusinischen Geweihten bestehendes.

Und nun der größte dieser Gerichtsredner, Lysias (ungefähr 450 bis 378). In Athen geboren, stammte er durch seinen Vater aus

Syrakus, und er dürfte das sizilische Blut auch nicht verleugnet haben. Daß er im Alter von fünfzehn Jahren nach Thurioi auswanderte, war für seine Entwicklung als Redner bedeutungsvoll; denn hier lehrte Tisias, der Schüler des Korax. Nach der Niederlage Athens vor Syrakus und dem Sturze der athenisch-demokratischen Partei zu Thurioi kam er 412 nach Athen zurück und pflegte hier als reicher Dilettant und Sophist der sizilischen Schule, da ihm als Metöken die Volksversammlung verschlossen war, die epideiktische Gattung. Unter den dreißig Tyrannen aber wurde sein Bruder Polemarchos genötigt, den Schierling zu trinken, und er selbst konnte sich mit knapper Not durch die Flucht retten. Diese Katastrophe zwang ihn, nachdem er mit Thrasybul wieder gekommen war, seinen Unterhalt durch Redenschreiben zu suchen, und hierin entwickelte er nun eine staunenswerte Produktivität; denn von den 425 Reden, die im Altertum unter seinem Namen gingen, sollen über 200 echt gewesen sein.

Isokrates (436—338) hörte noch Gorgias und Tisias und hatte Umgang mit Sokrates. Körperschwäche und leise Stimme, besonders aber Mangel an Keckheit (τόλμα) hielten ihn von der Rednerbühne auf der Pnyx fern und ließen ihn hauptsächlich für die Schule und für Leser schreiben. Auch über die Redenschreiber dünkte er sich, obwohl es von ihm ein paar gerichtliche Reden gibt, hoch erhaben; sie erschienen ihm seinen Studien gegenüber wie Puppenmacher gegenüber Phidias. Dafür ist er der vollendete Lehrer der Redner gewesen, und die Schule, die er errichtete, war die blühendste von Hellas und soll bald gegen hundert Schüler aus der ganzen griechischen Welt gezählt haben, von denen jeder tausend Drachmen Honorar zahlte. Insofern er wesentlich auf die Redekunst gerichtet war — es gab im Altertum auch eine Techne von ihm —, gehört er zu den Sophisten; seinen Hauptunterschied von diesen setzte er in seine politische Richtung; mit anderen Worten, er ahnte, daß das politische Pathos das einzige beste Geschäft sei, eine Sache, die jeder, der etwas gelten wolle, bei ihm zugleich mit der Redekunst werde lernen müssen, und sich selber deckte er damit und erschien als ein guter Bürger.

Isäos (420 oder 415 bis um 348) gab Redeunterricht und schrieb gerichtliche Reden, deren elf, sämtlich auf Erbstreitigkeiten bezüglich, erhalten sind, während seine Techne verloren ist. Er kam seinen Lehrern Lysias und Isokrates nicht gleich, obschon Plutarch meint, man könnte seine Reden mit denen des Lysias verwechseln; auch seine Themata haben geringeres Interesse für uns; doch hat er von Zeit zu Zeit etwas von schlagendster Wahrheit aus dem athenischen Leben.

Eine ganz außerordentlich wichtige Stelle unter den attischen Rednern nimmt der große Gegner des Demosthenes, Äschines (389 bis 315), ein. In seiner Jugend Gymnast und Schauspieler, kam er

später in die Umgebung des Eubulos und wurde so in die Politik hineingezogen. Als Redner war er wesentlich Autodidakt, aber hochbegabt und durch eine schöne Erscheinung und ein sehr gutes Organ unterstützt (er war λαμπρόφωνος); er soll angeblich der Erfinder des Redens aus dem Stegreif gewesen sein. Aufgezeichnet hat er nur die drei noch erhaltenen Reden, die gegen Timarchos (der sich darauf erhängte oder doch gefangen und ehrlos erklärt wurde), die wegen Truggesandtschaft, d. h. die Gegenschrift gegen die Klage des Demosthenes, und die gegen Ktesiphon, auf welche Demosthenes mit seiner Kranzrede siegreich antwortete.

Und nun Demosthenes selbst (384—322), dessen Höhe die allgemeine Sonnenhöhe der antiken Rede ist. Bekanntlich hatte er in der Jugend gegen ungetreue Vormünder zu kämpfen, und so regten sich bei ihm das juristische Bewußtsein und das rhetorische Bedürfnis schon in frühen Lebensjahren. Er ging deshalb in die Schule des Isäos, unter dessen Leitung er in das Gerichtswesen und das Privatrecht eingeführt wurde und Übung in der Beredsamkeit gewann. Persönliche Nachteile, die bei ihm mit der enormen Begabung zusammentrafen: die schlechte Aussprache des Lautes R, das Zucken der Schulter u. dgl., soll er durch merkwürdige Anstrengungen überwunden haben; die Anekdoten, die darüber erzählt wurden, sind natürlich mythisch und entsprechen der typischen Erzählungsweise, die alle möglichen Züge, welche bei verschiedenen Rednern im Laufe von Jahrhunderten vorgekommen waren, auf einen bevorzugten Repräsentanten häuft. Insofern darin die Mühen symbolisiert sind, welche man sich wesentlich für die äußere Ausbildung zum Redner auferlegte, dürfen wir uns aber bei ihnen an das Wort des Demosthenes erinnern: das Wesentliche für den Redner sei erstens Hypokrisis (guter Vortrag) und zweitens Hypokrisis und drittens abermals Hypokrisis.

Schüler des Isokrates war Demosthenes nicht, obwohl er seine Schriften studiert hat, und ebensowenig Schüler des Plato, letzteres vielleicht schon darum nicht, weil die Schulen der Rhetoren und der Philosophen im Streit miteinander lagen und sich gegeneinander abschlossen. Von der älteren attischen Literatur soll er sich aufs stärkste den Thukydides angeeignet haben; immerhin mied er jedenfalls den schwierigen und altertümlichen Ausdruck von dessen Reden.

Zunächst trat nun auch er als gerichtlicher Redenschreiber in Tätigkeit. Er hat als solcher eine merkwürdige Kraft der Aktualität und Charakterzeichnung entwickelt, ungefähr wie Lysias, obschon der Leser vielleicht bei diesem doch noch mehr mitgenommen wird. Daß er das Redenschreiben habe aufgeben müssen, weil man ihm daraufkam, daß er für beide Parteien zugleich (für Apollodor und Phormion) Reden lieferte, wird man sich hüten müssen, ohne weiteres zu glauben; denn weil er überaus viele Feinde hatte, ist ihm nicht weniger in dedecus als in gloriam nachgesagt worden, so daß

man in seinem Urteile vorsichtig sein muß; alle Unvollkommenheiten kann man freilich auch von ihm nicht wegwischen.

Daneben aber lernen wir ihn in seinen Staatsreden, sowohl in den vor der Volksversammlung als in den bei Staatsprozessen gehaltenen, in seiner ganzen Macht kennen. Ihm ist die kunstvolle Rede vor allem nicht wie Isokrates Zweck, sondern Mittel, was kein Geringerer als König Philipp herausgefunden hat, indem er, gewiß sehr objektiv, seine Reden wegen ihrer kriegerischen Kraft mit Soldaten, die des Isokrates mit Athleten verglich, welche nur ein interessantes Schauspiel gewähren. Nachdem er erst mit Mühe alles hatte erringen müssen, trug ihn die Woge, wie keinen anderen, und er wurde mächtig und mächtiger zu einer Zeit, da Athen vor einer großen Schicksalsfrage stand und Philipp es bereits unsichtbar zu lenken begann. Diesem allen Widerstand entgegenzustellen, war sein hohes Tun, und er war dazu auch materiell gerüstet durch jene volle Herrschaft über den Gegenstand, die auf staatsmännischer Einsicht und großer Kenntnis der Geschäfte und Gesetze beruhte. Formell aber entwickelt er nun in den Philippischen und Olynthischen Reden den gedrungenen und kräftigen Stil (die δεινότης) aufs wunderbarste, und während er im Ausdruck schlagend ist, erscheint er doch in hohem Grade sachlich. Die eigentliche Kunst wird man ohne ein spezielles vergleichendes Studium gar nicht inne und pathetisch im rhetorischen Sinne ist er nicht; höchstens preist er etwa (z. B. Ol. II, 1) die Götter dafür, daß durch ihre besondere Gnade die Dinge so oder so liegen. Dafür stehen ihm gewisse Töne in supremem Grade zu Gebote, vor allem der der Paränese, des Vorwurfs, der Aufrüttelung, der vorwurfsvollen Ironie, kurz alles desjenigen, das den Hörer aufregt und direkt oder indirekt einem großen Entschlusse zutreibt. Sein Hauptthema ist: Wenn wir den Krieg nicht erheben, so kommt er zu uns und sucht uns daheim auf. Dies bringt er in beständig neuen Wendungen vor und immer in schöner und gediegener Form. Gesucht klingt seine Sprache nie, und auch seine Bilder entnimmt er, da er ja nur überzeugen will, dem alltäglichen Leben; überhaupt hat er keine Zierlichkeiten, denn er trägt das allgemeine Gefühl der Schönheit in sich.

Von seiner politischen Haltung werden wir im folgenden Abschnitte zu sprechen haben. Vielleicht hat er Unrecht getan, die Athener, wie sie einmal waren, gegen Philipp aufzustören. Und sicher hätte er besser getan, bei Chäronea zu fallen. Der alte Isokrates, dem es niemals so ernst gewesen war wie ihm, gab sich doch damals den Tod; er dagegen lebte weiter, und man könnte nicht sagen zu seinem Vorteile.

Genug, daß dieser Demosthenes im späteren Altertum als der allererste Redner bei den Griechen gilt, wie bei den Römern Cicero. Lucian im „Lobe des Demosthenes“ (32) äußert sich, die anderen attischen Redner seien der reine Spaß im Vergleich zu seinem Schall

und Klang und dem schönen Rhythmus der Sätze und der Ausführung der Gedanken und dem geschlossenen Zusammenhang der Beweise und dem Bündigen und Schlagenden, und Dionys von Halikarnaß in seiner fragmentarisch erhaltenen Schrift „über die rednerische Gewalt des Demosthenes" kommt zu dem Gesamturteil, er habe die Vorzüge aller vereinigt und ihre Fehler gemieden.

Ganz kurz erwähnen wir hier noch die drei letzten Redner des Kanons. Lykurgos († bald nach 326), dem adeligen Geschlechte der Eteobutaden angehörend, war von 338 an Finanzdirektor (ταμίας) und die Seele der athenischen Verwaltung, aber auch mit Demosthenes und Hypereides ein Haupt der antimakedonischen Partei: er starb noch vor den Harpaloswirren. Von seinen Reden ist einzig die gegen Leokrates erhalten; er erscheint darin nicht als ein großer Redner, und die isokrateische Leichtigkeit fehlt ihm ganz, dabei machen Zitate aus Mythen und Dichtern die Darstellung schwerfällig, aber gegenüber dem Angeklagten ist er voll jakobinischer Feierlichkeit. — Sein Altersgenosse Hypereides wurde nach dem Lamischen Kriege (322) auf Befehl Antipaters hingerichtet. Vorhanden sind von ihm die Reden, welche in unserem Jahrhundert in ägyptischen Gräbern, mehr oder weniger fragmentarisch erhalten, gefunden worden sind. Die Alten stellten ihn unmittelbar neben Demosthenes; doch soll er mehr nur auf die schlagende Wirkung des Augenblicks hingearbeitet haben. Von Deinarchos († nach 292), der ein Korinther war und jedenfalls anfänglich nur für andere schrieb, haben wir drei Reden, die sich auf die harpalische Sache beziehen und gegen Demosthenes gerichtet sind.

Wir schließen diese Übersicht, indem wir auf einen bedeutungsvollen Unterschied zwischen damals und heute aufmerksam machen: Es gibt Reden, die diesen Rednern untergeschoben sind; wem würde es sich heute lohnen eine Rede unterzuschieben?

IV. Die freie Persönlichkeit

Auf die Frage, wie es der Staat der sogenannten Blütezeit mit Wissenschaft und Forschung gehalten habe, müßte die Antwort lauten: Er hat sie ignoriert oder angefeindet. Eine wissende Kaste gab es, wie schon gesagt, in Griechenland nie, die Polis aber verlangte von ihren Bürgern andere Dinge als Wissen, und von allen Ideen, die den Griechen fremd waren, ist die allerfremdeste die, daß der Staat Anstalten für dasselbe hätte errichten sollen. Schon den Jugendunterricht überließ man völlig dem Privatleben; die Kinder lernten das, was man für zweckmäßig hielt, zu Hause und in privaten Anstalten; der Staat, schon mächtig genug, konnte die Tyrannei durch die Schule entbehren. Dagegen tötete oder verscheuchte die Polis bisweilen die Denker und Forscher, welche die hohe Volksanlage neben den Dichtern und Künstlern hervorgebracht hatte, und, wie wir früher gesehen, bestand zumal eine Gefahr für

die Naturforschung, wenn sie die Welt als ein System von Kräften und die Himmelskörper astronomisch erklärte. Die Asebieprozesse waren häufig genug und todesgefährlich; denn die Masse war trotz ihrem geringen aktiven Fanatismus leicht so weit zu bringen, daß sie es (um der Ranküne der Götter willen) „sicherer" fand, wenn ein Zweifler getötet wurde; die gefährliche Denunziation in den aristophanischen Wolken wirkte gegen Sokrates noch nach vierundzwanzig Jahren zu seinem Verderben. Und auch das war für den Forscher und Philosophen eine Gefahr, daß, während er sich von der Polis abwandte, diese ihm nachstieg, wie Abdera dem Demokrit tat, indem es von ihm zu wissen verlangte, wofür er sein Vermögen ausgegeben habe. Derselbe soll sich dann durch Vorlesung seines großen Diakosmos und der Schrift „über die Dinge im Hades" gerechtfertigt haben.

Als sich nun aber der Bruch mit dem Mythus gleichwohl vollzog, die Natur ihre Schätze hergeben mußte und große und herrliche Resultate erzielt wurden, da hatte man dies Männern zu danken, bei deren Geistesfähigkeit Forschung und Philosophie nicht zu trennen sind. Wir haben schon früher gesehen, welche Konkurrenz beides in der Redekunst hatte. Auch hier läßt sich fragen — und die Frage ist in unserer so viel auf exakte und präzise Wissenschaft gebenden Zeit wohl berechtigt —, ob nicht die Spekulation mit der präzisen Forschung konkurriert und ihr wesentliche Kräfte entzogen habe, während sie ihr anderseits ihr Fachwerk vorschrieb. Aber auch hierüber haben nicht mehr wir abzusprechen, sondern müssen es dabei bewenden lassen, daß die Hellenen einmal gewachsen waren, wie sie waren, und bei diesen konkurrierten die beiden allerdings innerhalb derselben Menschen, und zwar so, daß die erste physikalische Periode wesentlich die der Forscher ist, während die der Ethik und Dialektik eher die der praktischen und spekulativen Tätigkeit heißen kann. Sicher blieb es lange dabei, daß niemand gelehrt, niemand Sammler war, wenn es der Philosoph nicht war (und auch die Sophisten gaben sich ja für Philosophen): Aristoteles war der größte Systematiker und der größte Gelehrte; auf der Philosophie ruhte zugleich die ganze Erkenntnis jeglicher, auch materieller Wahrheit.

Die Philosophie als solche hat aber hier ihre absoluten Verdienste um alles Geistige. Die freie Bewegung, welche sie dem Gedanken errang, kam nicht nur jeglicher Forschung zugute, sondern auch im äußeren Leben entwickelte sie die freie Persönlichkeit, welche den Forscher ziert.

Nie mehr hat sich die freie Beschäftigung mit geistigen Dingen, amtlos, ohne obligate Berührung mit Staat und Religion, ohne offizielle Schule, ein solches Ansehen von Macht geben können; ihr Auftreten allein schon ist welthistorisch, mit lauter unmittelbarem, persönlichem, bei Lebzeiten der Philosophen fast gar nicht

durch Bücher vermitteltem Wirken. Eine abnorme spekulative Begabung der Nation tut sich hier kund, und eine neue Potenz tritt im griechischen Leben auf.

Entscheidend aber ist für das Entstehen der griechischen Philosophie, daß überhaupt einzelne Individuen frei mit irgendeiner Lehre der Offenbarung auftreten konnten, daß sie, wenn auch etwa durch Asebieklagen bedroht, doch nicht durch ein heiliges Recht gebunden war, welches Religion und Staat zusammenkettete, daß kein Klerus in Art der ägyptischen Priester, der Magier und Chaldäer vorhanden war, welcher dergleichen im Namen einer vorhandenen, einzig berechtigten Lehre unterdrücken konnte.

Die früheren Philosophen und Forscher sind noch, von Ausnahmen wie Heraklit abgesehen, wie einst die sieben gnomischen Weisen Ratgeber und Bürger bestimmter Städte; die späteren dagegen behandeln den Staat an sich, schreiben Politiken und Utopien und kümmern sich dabei um die konkrete Polis, in welcher sie leben, meist nicht mehr; der Gedanke bietet ihnen ein inneres Glück, das von dem zerrütteten Staat unabhängig ist, ein Refugium, wie es zur christlichen Zeit die Religion war. Die Welt aber ist dem Weisen überhaupt eine Fremde, das Leben nur eine Herberge, der Leib ein Grab; daher die Resignation gegen Armut, Exil und andere Schläge des Schicksals. Äußerlich drückt sich die Emanzipation von der Heimat auch in den vielen Reisen der Philosophen aus, welche teils Bildungsreisen sind, teils zum Zwecke des Dozierens an verschiedenen Orten unternommen werden. Nur Sokrates hatte kein Bedrüfnis nach einer Ortsveränderung.

Nun wollen sie eigentlich lauter Originale sein, und den Sokrates hat man längst so benannt, — d. h. sie richten ihr Leben jeder auf seine Weise ein und geben sich geistig für souverän. Jeder begehrt die Zuhörer oder die Menschen überhaupt intellektuell von sich abhängig zu machen und die Ethiker seit Sokrates begehren sie sogar „besser“ oder „edeltrefflich“ (βελτίους, καλοὺς κἀγαθούς) zu machen, was kein damaliger Tempelpriester beanspruchte; bald befleißen sie sich für ihre Zwecke auch der damals allmächtigen Eloquenz. Bei dem allem bildete sich allerdings auch ein nicht geringer Grad von Selbstschätzung, und man hat von den Philosophen Ausdrücke des Selbstbewußtseins, die man heutzutage einem Menschen schwarz anrechnen würde. Was sagt nicht Demokrit: „Ich habe auch in der Geometrie so viel gelernt als irgendein Ägypter“, — worauf er herzählt, was er alles leisten könne, und wieviel Zeit er darauf verwandt habe. Oder man lese die Verse, worin Epicharm die Unvergänglichkeit seiner Lehre verkündet. Empedokles ferner, der neben seiner Lehre offenbar ein hochmütiger Wundermann war, hatte eine erstaunliche Eitelkeit an den Tag gelegt, indem er in die Städte mit einem goldenen Kranz auf dem Haupte und delphischen Priesterbinden in den Händen einzog,

wünschend, daß sich über ihn eine Meinung bilde, als wäre er ein Gott, und bis zum Wahnsinn erscheint die Meinung von der eigenen Trefflichkeit gesteigert, wenn einer als Wundertier (θηρίον) gilt. Wird dieses Selbstgefühl verletzt, indem z. B. ein Philosoph einen Trugschluß nicht lösen kann, so kann es vorkommen, daß er heimgeht, einen Aufsatz über die Sache schreibt und sich dann tötet.

Doch kommen auch Züge der Unabhängigkeit vom Urteile der Welt bei den Philosophen vor. Vor allem wird von Demokrit berichtet, daß er neben allem Selbstgefühl den Wunsch gehabt habe, verborgen zu bleiben. Er kam zwar nach Athen, bemühte sich aber, weil er äußere Ehre verachtete, nicht, bekannt zu werden, und sah zwar den um ein Jahr jüngeren Sokrates, wurde aber von ihm nicht erkannt. Epikur hat dann bekanntlich seinen Freunden geradezu das Leben in der Stille angeraten (λάθε βιώσας).

Aber das mochte unter Umständen so leicht nicht sein; denn auch die persönliche Geltung bei anderen erscheint enorm groß, und zwar von Anfang an. Bei den Ioniern mag allerdings zunächst das Wissen an den Philosophen höher als das Denken geehrt worden sein; jedenfalls aber waren sie auffallende und allbekannte Persönlichkeiten und galten von Thales bis Bias auch im Staatswesen. In Athen hängt sich die Teilnahme bald mehr an das Wissen (so u. a. bei den Sophisten), bald mehr an die Ethik, Seelenlehre und Spekulation; das vornehmste Haus, nämlich das des Kallias, wimmelt von beiden Gattungen. Schon der enorme Haß aber, mit welchem einem Anaxagoras u. a. begegnet wird, beweist viel weniger für athenischen Religionseifer als für sozialen Neid auf eine völlig ausnahmsweise Geltung und Anziehungskraft. Plato und Aristoteles gegenüber ist die Verehrung so groß, daß die Schüler jenem die krumme Haltung, diesem einen Sprachfehler nachmachten. Seit Alexander aber kommt dann mit dem zunehmenden Ruin der Polis die Zeit, da Diadochen, Hetären und Philosophen die notorischen Persönlichkeiten sind, und im 2. Jahrhundert sind es nur noch die Philosophen, die nun freilich in dieser späteren Zeit neben allem ihrem Denken und Forschen auch in hohem Grade ins Politisieren, selbst auf der Agora, verflochten sind und zugleich das vertreten, was jetzt Publizität und Presse sind. Sie sind Zelebritäten, als es kein einziger Dichter der Szene, der tragischen wie der komischen, mehr zu einer wirklichen Zelebrität bringt — wenigstens zeigte man diese einander gewiß nicht auf der Gasse — und als von den Künstlern z. B. alle pergamenischen anonym bleiben können.

Indem nun die Nation mehr und mehr Notiz von ihnen nahm und sich mit ihren Persönlichkeiten und ihren Lehren beschäftigte, kam man auch schon sehr frühe darauf, Geschichten der Philosophen und ihrer Meinungen zu schreiben, und endlich schwitzte eine ganze Gelehrsamkeit unter der Aufgabe, die Folge der Schulen und der Philosophen innerhalb derselben (die διαδοχαί) richtig zu

berichten und die Philosopheme zu verzeichnen; der Niederschlag hievon ist Diogenes Laertius. — Und folgerichtig hat auch ein ganzer großer Zweig der modernen Geschichtswissenschaft sich mit der Ergründung und Darstellung der griechischen Philosophie abgeben müssen und dabei dem Objekt selbst teilweise einen beträchtlich höheren Wert beigelegt, als er im Grunde verdiente. Denn bei manchem dieser Philosophen ist nicht viel zu holen, und um einen neueren, der nur so wenig brächte, würde sich niemand kümmern. Auch wollen wir einer großen Hauptschranke dieser Philosophie gedenken, um derentwillen sie wohl etwas bescheidenere Ansprüche machen könnte. Sie hat das große Problem von Freiheit und Notwendigkeit im menschlichen Handeln zwar hie und da gestreift, wie z. B. Aristoteles einmal von der angeblich durch Sokrates behaupteten Unfreiheit des Willens spricht, um dann sogleich dessen Freiheit zu beteuern, im ganzen aber es im Schranken der populären Anschauung stecken und liegen lassen; der alte populäre Fatalismus mit seiner Moira mag daran schuld sein, daß sie sich nie abschließend hierüber äußerte. Wir wollen zugeben: Die wahre, unerreichbare Größe des Griechen ist sein Mythus; etwas wie seine Philosophie hätten Neuere auch zustande gebracht, den Mythus nicht.

Aber uns interessiert nicht sowohl zu sehen, wieweit es die Griechen in der Philosophie, als wieweit es die Philosophie mit ihnen gebracht hat. Das kulturgeschichtlich Wichtige ist nicht derjenige Grad „objektiver Wahrheit", welchen die griechischen Philosophen sollten oder könnten erreicht haben, sondern die Fähigkeit des Griechen zu jeder Wahrheit und das Dasein der Philosophie als Element des griechischen Lebens. Das Entscheidende und Merkwürdige an ihr ist die Erhebung einer freien, unabhängigen Menschenklasse mitten in der despotischen Polis. Die Philosophen werden nicht deren Angestellte und Beamte; sie entziehen sich ihr, wie wir gesehen, gerne durch Armut und Entbehrung, und gegenüber von Polis und Geschäft und Gerede rettet die freie Persönlichkeit die Kraft und Möglichkeit zur Kontemplation.

Wir verzichten nun für diese Darstellung überhaupt auf den Inhalt der griechischen Philosophie, um uns dafür der Betrachtung der freien Persönlichkeit zuzuwenden, wie sie sich in der ethischen und dialektischen Periode im einzelnen darstellt, und beginnen mit der großen Originalfigur des Sokrates.

Sokrates (469—399 v. Chr.) ist neben dem mythischen Odysseus der bekannteste Hellene und, beim Lichte betrachtet, die erste Persönlichkeit der ganzen Weltgeschichte, von welcher wir völlig genauen Bescheid wissen — nicht zwar über das einzelne seines (zumal früheren) Lebens, wohl aber über sein Wesen. Diese merkwürdige Gestalt, die sich in die Mitte von Athen pflanzt und von hier aus auf die ganze Welt den größten Einfluß ausübt, war nicht nur ein Vorbild der Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Un-

eigennützigkeit und Charakterfestigkeit, sondern ein höchst eigentümliches Individuum und wirkte als solches; ein Mensch dieser Art, sagt Plato, sei noch nie dagewesen; jeder der großen Männer heutiger Zeit lasse sich mit einem großen Manne der Vergangenheit vergleichen, nur Sokrates nicht. Auffallend durch den überaus großen Kontrast seines Äußeren und seines Inneren, arm und bedürfnislos von Beiträgen seiner Freunde lebend, erging er sich von früh bis spät auf der Agora, in Gymnasien und Werkstätten, auch bei Festen und Gelagen, belehrend, erziehend, mäeutisch entwickelnd, ratend, ironisch, spöttisch, warnend, versöhnend usw., im Gespräche über alles mögliche. Keine Stufe, kein Sessel (in einer Stoa), keine feste Stunde band ihn dabei, sondern scherzend, wie es kam, und wo immer sich Gelegenheit bot, philosophierte er. Auch verkehrte er im Gegensatz zu allen anderen Philosophen mit jedermann und brachte die Weisheit, die bei ihm kein System, sondern eine Denkweise war, auf die Gasse; wir haben es bei ihm mit der größten Popularisierung des Denkens über Allgemeines zu tun, die je versucht worden ist. Dabei war er der pflichttreueste Bürger und Krieger, wenn auch ohne aktive Teilnahme am Staatswesen, da er von der Erziehung der Jugend das Hauptteil des Staates erwartete; seine einzige amtliche Stellung war bekanntlich die eines Prytanen im Jahre 406, da er sich im Feldherrnprozesse der Angeklagten annahm; im übrigen übten er und die Seinigen Kritik gegenüber dem Staate und flohen denselben meist.

Man hat Sokrates insultiert und am Ende getötet; es scheint aber, daß niemand die nötige Ironie vorrätig hatte, um ihn einfach stehenzulassen; mit der seinen konnte er alle anderen verblüffen. Nur lief er eben mit seinem Chagrinieren in einer Zeit bei aller Welt herum, da schon die braven Leute (N. B. die seiner eigenen Umgebung) in einem beständigen Belagerungszustand durch Sykophanten und andere Organe der Polis lebten und für diese Ironie unter Umständen wenig mehr empfänglich sein mochten. Die Wirkung mag allmählich doch die gewesen sein, daß alles ausriß, wenn man ihn um eine Ecke kommen sah, und am Ende hatte er jedermann gegen sich aufgebracht: die Priester, die Anhänger der hergestellten Demokratie, welche es ihm nicht verziehen, daß von den Oligarchen mehrere zu seinen früheren Schülern gehört hatten, die Sophisten und die altfränkischen Feinde der Sophistik, die Patrioten alten Schlages. Als ihm nun ein Biß der Polis ins Genick fuhr, indem sich ihrer drei zu einer Anklage zusammentaten, mochte sich mit Ausnahme des kleinen Anhanges niemand für ihn wehren. Daß aber in der Bürgerschaft so gar keine Bewegung für ihn entstand, zeigt, daß er den Athenern (und auch vielen der Besseren) einfach verleidet war; ohnehin war man von den schrecklichen Tagen seit Ägospotamoi ohne Zweifel gegen das Schicksal von einzelnen gleichgültiger geworden und hatte selbst Sorgen genug, sich

irgendwie einzurichten und durchzuhelfen. Sokrates aber selbst wollte tatsächlich den Tod, wenngleich in Platos Phädon (p. 61 f.) der Selbstmord von ihm mißbilligt wird. Sein ganzer Prozeß bietet das Bild der höchsten persönlichen Souveränität bei völliger Legalität, und wahrhaft großartig ist der Schluß seiner Verteidigungsrede. Daß ihm, wenn das Urteil auf Verbannung gelautet hätte, der Aufenthalt in einer für ihn unempfänglichen Stadt das Härteste gewesen wäre, dürfen wir ihm glauben.

In Sokrates' Wesen und Schicksal wird vieles am ehesten deutlich, wenn man sich ihn in die jetzige Zeit versetzt denkt. Zunächst würden ihn alle Erwerbenden hassen, dann aber auch die aus Pflichttreue Arbeitenden schwerlich gerne mögen; der Pöbel würde ihn genau so weit lieben, wie er anständige Leute inkommodieren würde; die Mächtigen und Einflußreichen würden ihn belächeln; die Religiösen würden ihm eine tiefere Anschauung von Schuld und Läuterung entgegenhalten, während die Verbrecher ihm völlig unzugänglich blieben. Diejenige Quote, welche für ihn zugänglich wäre, wäre verschwindend klein, und seinen (besonders in Xenophons Apologie und Gastmahl hervortretenden) Eigenruhm würde ihm niemand passieren lassen.

Immerhin aber war er für das damalige Athen eine unvergleichliche Originalfigur, hinterließ ein ungeheures Bild und wurde ein Ideal hellenischen Lebens; er wird stets ein Angelpunkt der ganzen attischen Welt bleiben, und die freie Persönlichkeit ist in ihm aufs sublimste charakterisiert.

Die höchste Steigerung der freien Persönlichkeit finden wir bei den Zynikern, deren Schule von Antisthenes, einem Anhänger des Sokrates, im Gymnasion Kynosarges gegründet war und nach diesem Orte ihren Namen erhalten hatte. Diese begehrten vor allem nicht, die Menschen besser zu machen, und machten sich somit auch nicht verhaßt wie Sokrates, der sich damit in dem unbußfertigen Athen groß und klein aufgedrängt hatte. Ob sie eine wirkliche philosophische Sekte gewesen sind und nicht vielmehr eine bloße Lebensweise (ἔνστασις βίου), darüber kann man im ungewissen bleiben; jedenfalls verschmähten sie Logik und Physik und beschränkten sich auf die Ethik, und hier war ihr Hauptsatz, daß die Tugend lehrbar und unverlierbar sei, und als die Haupttugend erschien ihnen die Bedürfnislosigkeit, die Verachtung der Lust und die Abhärtung gegen Unlust. „Die Mühseligkeit ist das Gute", sagte Antisthenes; alles andere ist ihm gleichgültig (ἀδιάφορον).

Die Bedürfnislosigkeit macht ihnen nun vor allem die Verachtung der Polis, des Einzelstaates, möglich, dessen lebendige Kritik sie sind. Man mag mit Schwegler finden, daß in der Emanzipation von den Pflichten und Schranken des gemeinsamen menschlichen Lebens ein neuer Egoismus liegt, und jedenfalls hätten sie, die sich selbst jenseits des Sozialen stellten, keine sozialen Theorien auf-

stellen sollen. Indes ist die Apolitie ein allgemeiner Zug der Philosophen und die natürliche Reaktion gegen den Despotismus der Polis. Bei der Zerrüttung derselben „atmeten", wie Bruno Bauer sagt, „die Philosophen auf, es war ein Alp von ihrer Brust genommen". Dafür fühlte ein Diogenes sich als Weltbürger und nannte sich auf die Frage nach seiner Heimat so; auch konnte er sich etwa mit großem Wohlgefallen rühmen, daß an ihm alle tragischen Flüche in Erfüllung gegangen seien, er sei „ohne Stadt, ohne Haus, der Heimat beraubt, ein Bettler und fahrender Mensch, der von der Hand in den Mund lebe", und schon sein Vorgänger Antisthenes hatte sich über reines Ortsbürgertum und Demokratie in allen möglichen Sarkasmen ergangen.

Statt einer eigentlichen Lehre werden uns nun über die Zyniker eine Masse von Anekdoten und Einzelzügen überliefert, die im einzelnen großenteils erfunden sein mögen, aber einen richtigen Reflex aus dem allgemeinen Bild der Schule geben. Dies ist besonders mit der Hauptgestalt, Diogenes von Sinope, dem „toll gewordenen Sokrates", wie ihn Plato nannte, der Fall. Derselbe soll infolge einer Münzfälschung, die sein Vater oder er selbst begangen, aus seiner Vaterstadt verbannt worden sein. Man braucht hievon nicht viel zu glauben, daß aber sein Wesen durch einen starken Bruch mit der Vergangenheit entwickelt worden ist, erscheint nicht unwahrscheinlich. Er hielt sich in der Folge bald zu Athen, bald zu Korinth und bald zu Theben auf und verglich diesen seinen Ortswechsel mit dem jährlich dreimaligen Residenzwechsel des Großkönigs; in Athen aber, das, als er hinkam, schon eine völlig gebrochene Macht war, war er bald beliebt und nistete sich in sein berühmtes Faß beim Metroon ein; und alles lachte, wenn er die ganze Welt in pleno beschimpfte; es sieht fast aus, als hätte man sich in ihm, weil man die alte Komödie nicht mehr hatte, ein abenteuerlich-böses Maul halten wollen.

Daß der Zynismus sich bis in die Römerzeit halten konnte, ist ein Beweis dafür, daß er eine innere Notwendigkeit in sich hatte; er hätte es nicht so weit gebracht, wenn er nicht einer bestimmten Farbe im hellenischen Geistes- und Seelenleben entsprochen hätte. Ein allgemeines Verdienst der Zyniker um die griechische Philosophie möchte sein, daß sie durch ihr Beispiel viel dazu beitrugen, wenn in einer schon sehr auf Profit und Genuß ausgehenden Zeit die Philosophie der Stolz und der Lebensberuf begabter und dabei genügsamer Leute blieb.

Im Gegensatz zur zynischen Askese steht dann die Hedonik des Aristipp; denn dieser fand in dem Genuß, und zwar dem Genuß des Augenblicks, das höchste Gut. Vom Staate aber wandte sich der Hedoniker ganz ebenso ab wie der Zyniker. Aristipp erklärte schon dem Sokrates, daß er sich in kein Gemeinwesen einschließe, sondern überall ein Fremder sei. Sokrates machte ihm darüber Vorstellun-

gen: mit seinem Wanderleben begebe er sich nur in größere Gefahren; doch davon wollte Aristipp nichts wissen. Er ist dann allerdings den guten Schüsseln an den Tyrannenhöfen nicht genug aus dem Wege gegangen; die Hedonik war eben ohne Geld nicht möglich.

Die Philosophen sind dann fortwährend der Polis ausgewichen, und Plato ist durch sein Apolitie gleich ausgezeichnet wie durch seine Utopie. Das Stärkste, was seine völlige Abwendung nicht nur vom Staate, sondern von der ganzen Mitwelt betrifft, findet sich in dem in seinen mittleren Jahren verfaßten Theätet. Hier läßt er Sokrates von den Philosophen überhaupt sagen: „Diese kennen vor allem von Jugend an den Weg auf die Agora nicht, noch wissen sie, wo ein Gerichtslokal, ein Rathaus oder irgendein anderes gemeinsames Versammlungsgebäude der Polis ist. Gesetze und Volksbeschlüsse bekommen sie weder zu hören noch zu lesen. Und die Bestrebungen der Hetärien um Macht im Staate, die Zusammenkünfte, die Gastmähler, die Gelage mit Flötenbläserinnen kommen ihnen nicht im Traume vor. Von aller Stadtnachrede wissen sie nicht einmal, daß sie dieselbe nicht wissen. Vielmehr befindet sich in Wahrheit nur der Leib des Philosophen in der Stadt, sein Geist aber, dies alles geringachtend, schwebt überall frei umher und mißt die Tiefen und die Weiten der Erde und des Himmels und durchforscht die ganze Natur der Dinge, ohne sich je auf irgend etwas von den Dingen aus der Nähe herabzulassen." Wie vieler Übergänge mochte es in Platos Geist bedürfen, bis er nach einer solchen prinzipiellen Erklärung bei jenem Exzesse des philosophischen Selbstbewußtseins anlangte, der ihm die Forderung erlaubte, daß im vollkommenen Staate die Philosophen allein und unumschränkt über eine mechanisch gehorchende Bürgerschaft regieren sollten, und bis er seine eigene Politeia für ausführbar hielt? Aber vielleicht ist der Umschlag in den Gegensatz nicht so schwer zu erklären. Aus dem „entweder den Staat ignorieren" folgt das „oder ihn neu bauen". Will man aber letzteres, so muß man sich als Optimisten geben, und so hängt auch Platos Utopie mit seinem Optimismus zusammen; Optimist mußte er ja auch sein, da er mit den zwei Prinzipien Gott und Materie begann. Aus allem ergibt sich also für ihn die eigentümliche Stellung, daß er seinem Athen gegenüber dem Staate abgewandt (ἄπολις) und für Hellas Utopist ist, daß der plötzliche Wunsch, tatsächlich einzugreifen, ihn aus der Rolle fallen und obendrein noch zum zudringlichen Arzte für Sizilien werden ließ, sowie daß seine Schüler hie und da tyrannische Staatslenker wurden, haben wir früher betrachtet. Im Vorbeigehen aber wollen wir hier noch daran erinnern, daß es vielleicht die letzte Philosophenhuldigung an ein Orakel gewesen ist, wenn Plato in seinem Werke „von den Gesetzen" an verschiedenen Stellen auf delphischen Entscheid abstellt, in einer Zeit, da die Pythia bereits zu Makedonien hinneigte oder es doch bald tun sollte.

Freiheit von den Bedürfnissen und vom Staat predigte auch die Stoa. Wir haben oben gesehen, daß Zeno und Kleanthes bis zu einem gewissen Grade asketisch lebten. Von Zeno, der aus dem hellenisiert-phönizischen Kittion stammte und ursprünglich einen Purpurhandel trieb, wird erzählt, daß er sich zum Verluste seines Vermögens durch einen Schiffbruch Glück gewünscht habe, weil das Schicksal ihn so der Philosophie zujagte. Er wurde dann Schüler des Zynikers Krates, hatte auch mit Megarikern und Platonikern Umgang und gründete, nachdem er sich zwanzig Jahre lang mit phönizischem Kaufmannssinn von überallher das Brauchbare angeeignet hatte, seine eigene Schule in der Stoa Poikile. Er lebte streng und einfach, und daß er überhaupt Honorar nahm, wird daraus erklärt, daß er hierdurch ein größeres Gedränge von Zuhörern vermeiden wollte.

Das Hauptpostulat der Stoa ist nun, daß das Subjekt sich durch eigene Kraft glücklich machen könne und solle; daraufhin entwarf sie das Idealbild ihres „Weisen" und kolorierte daran immer weiter; sie schlug aber diese Kraft viel zu hoch an, und wenn sie daher jemand nennen sollte, der in ihrem volle Sinne ein Weiser gewesen wäre, so konnte sie es nicht; „die Stoiker suchen überall den Weisen, als wäre ihnen ein solcher entlaufen", spottet ein Komiker. Und wenn wir nun fragen, wie dieser Weise sich zum Staate stellt, so lautet die Antwort, daß er theoretisch gar kein Verhältnis zu ihm hat; er hat es vielmehr nur mit der Welt zu tun, eine Trennung der Menschen in Staaten und Städte mit verschiedenen Gesetzen sollte nicht stattfinden, es sollten alle Menschen als Landsleute und Mitbürger angesehen werden. In diesem Sinne hinterließen Zeno und Chrysipp stoische Politien. Beides waren Utopien, die unter anderem die Weibergemeinschaft enthielten, welches die unvermeidliche Lehre aller derer sein mußte, die mit dem Leben so kurzen und einfachen Prozeß machten. In der Praxis aber spielte im Gegenteil später der Stoiker hie und da eine ganz bestimmte Rolle im oder gegenüber vom Staat; manche traten als Tyrannenstürzer auf, und welchen Widerspruch die römische Stoa gegen die Monarchie erhoben hat, ist bekannt.

Im höchsten Grade strebt nach dem wirklich freien Menschen Epikur. Seine Philosophie hat einen rein praktischen Zweck: sie will Anleitung zur Glückseligkeit geben. Die theoretische Wissenschaft erklärt er für unnütz; die Physik will er nur als Befreierin von schreckhaften Vorstellungen (üblen Vorbedeutungen, Erwartungen göttlicher Strafe usw.), überhaupt dient nach ihm das Wissen nur zur Befreiung vom Wahn. Sein höchstes Ziel, die Lust (ἡδονή), ist ja nicht die körperliche Lust (es ist zu fürchten, daß sich wenige Menschen mit der echt verstandenen epikureischen Lust begnügen möchten), vielmehr die frohe Stimmung der Seele (χαρά) und die Freiheit von Schmerzen der Seele (ἀταραξία) und des Leibes (ἀπονία),

weshalb die Tätigkeit des Weisen mehr auf Vermeidung des Unangenehmen als auf positive Lust gehen muß, ein Ziel, das ohne große Entsagung nicht zu erreichen ist. Die Götter leugnet Epikur nicht, hilft sich aber ihnen gegenüber auf seine Weise, indem er sie in eine hohe intermundane Sphäre verweist, wo sie höchst glücklich leben, weil und indem sie sich nicht um die Menschen kümmern. Sein Weiser wird eine Schule gründen, aber nicht die Masse an sich ziehen; er wird das Landleben vorziehen, aber nicht Zyniker sein. Bei unleidlichem Schmerz steht der Selbstmord frei; Furcht vor Tod und Unterwelt gibt es nicht; die Seele erlischt mit dem Tode, der kein Übel ist. — Was nun den Staat betrifft, so wurde früher darauf hingewiesen, daß Epikur ihm bloß den Wert eines gegenseitigen Sicherheitsvertrages vindiziert und ihn dafür ästimiert; seine Freiheit von allem politischen Ehrgeiz spricht sich in den berühmten Mahnungen aus, im Verborgenen zu leben (λάθε βιώσας) und sich vom Staate fernzuhalten (μὴ πολιτεύεσθαι), wobei er immerhin denjenigen, welche ohne Ehre und Ruhm nicht glücklich sein könnten, die Teilnahme an der Politik frei ließ. Ein starkes Zeichen seines Ernstes und seiner Unabhängigkeit ist, daß er zugunsten der Einfachheit auf die Rhetorik völlig verzichtete. Seine Sprache war eine die Dinge mit ihrem eigentlichen Namen, ohne Umschweife und Stilkünste bezeichnende (λέξις κυρία, ἰδιωτάτη), und in seiner Schrift über die Rhetorik verlangte er nichts anderes als Deutlichkeit (σαφήνεια). Den enormen Luxus an Rhetorik aber, den andere hatten, konnte er deshalb verschmähen, weil er zum Unterschiede von der Stoa, bei der immer das Postulat vorandröhnt, kein Pathos hatte. Nun hat ihn freilich das ganze spätere Altertum als einen Egoisten verurteilt, wie uns hauptsächlich Plutarchs Schrift „gegen Kolotes" lehren kann. „Bei Epikur gibt es", so heißt es hier, „weder Tyrannenmörder, noch Helden, noch Gesetzgeber, noch Königsratgeber, noch Vorsteher eines Demos, noch Märtyrer für das Recht. Unter so vielen Philosophen sind die Epikureer die einzigen, welche, ohne selbst etwas beizutragen, an den Wohltaten ihrer Staaten teilnehmen . . . Wenn sie schreiben, so schreiben sie vom Staate, wir sollen uns nicht damit einlassen, und von der Rhetorik, wir sollen sie nicht treiben (sehr bezeichnend ist es, wie hier Staat und Redekunst zusammengehen), und von der Königswürde, wir sollten den Umgang mit den Königen meiden. Von den politischen Männern sprechen sie mit Lachen und zur Vernichtung ihres Ruhms; nur etwa dem Epaminondas gestehen sie einiges Gute zu, aber nur ein weniges." Daß Metrodor den Satz wagte: „Man darf ein wahrhaft freies Gelächter erheben über alle Menschen, und auch über Lykurge und Solonen", erregt Plutarchs besonderen Zorn. Genug, daß Epikur wenigstens den großen Rückschlag gegen eine Anzahl von Überspanntheiten bedeutet; in dieser Beziehung wird der Mann immer der Beachtung wert sein.

Durch gänzliche Zurückhaltung des Urteils erstrebte die Glückseligkeit der Skeptiker Pyrrhon von Elis. „Wer auf alle eigene Meinung verzichtet, lebt ruhig, ohne Sorge, Leidenschaft und Begierde, in völliger Gleichgültigkeit gegen die äußeren Güter und Übel; in dieser Unerschütterlichkeit des Gemütes (ἀταραξία oder ἀπάθεια) besteht seine Glückseligkeit."

Als ein kleiner Schatten, der auf die griechische Geistestätigkeit fällt, sind hier die Feindschaften unter den Philosophen (und überhaupt Literaten aller Art) zu nennen. Diese waren wohl zum Teil die Schuld übereifriger Schüler, in deren Streitigkeiten die Häupter der Schulen mit hineingezogen wurden, teils die Folge des eigenen enormen Wertgefühls. In den Mitteln aber, deren man sich gegeneinander bediente, war man oft völlig unbedenklich. Unter anderem vertilgte man die Bücher der Gehaßten, wie denn nach Aristoxenos Plato gerne die Werke Demokrits verbrannt hätte und nur durch zwei Pythagoreer vermittels der Erwägung, daß dieselben schon zu verbreitet seien, davon abgehalten wurde; oder man schob einander Gefälschtes unter, oder man tat sich sonst alles Herzeleid an, vom silentium livoris bis zur wildesten Lästerung und bis zu Tätlichkeiten.

Die Selbstverständlichkeit dieser Art Kriegführung verrät sich besonders deutlich, indem man dergleichen schon der Urzeit zutraut. „Die Nachkommen Agamemnons haben des Palamedes Gedichte (zu dessen Verderben laut der späteren Sage bereits Agamemnon mitgeholfen) aus Neid vernichtet; ich vermute sogar, daß Homer neidisch gewesen und deshalb des Mannes keine Erwähnung getan habe", lautet eine alte Grammatikernotiz wörtlich. Es muß etwas Unglaubliches von Haß und Neid vorhanden gewesen sein, und zwar versagte es sich die griechische Schmähsucht und Verleumdung selbst nicht, die Lebensläufe der größten Schulhäupter durch schmähliche Erdichtungen zu entstellen. Besonders machte man sie durch die Behauptung schlecht, daß sie von geringer Herkunft seien und sich früher elend durchgeholfen und ein wüstes Leben geführt hätten; z. B. über Aristoteles ging das Giftgeschwätz, er habe sein väterliches Erbe verpraßt, dann Kriegsdienste genommen und sei nach üblem Abschiede erst Arzneihändler geworden, ehe er zur Philosophie überging. Solche Lügen sollte hauptsächlich Epikur über die früheren Philosophen ausgestreut haben; aber auch dies beruhte auf Verleumdung; denn die Briefe, welche diese Dinge enthielten, waren untergeschoben. Überhaupt hatte Epikur ganz ausnahmsweise viele Feinde, freilich glücklicherweise wohl hauptsächlich erst nach seinem Tode. Es waren offenbar meist Stoiker, welche in einer bisher selbst unter den feindlichsten Sekten unerhörten Weise gegen ihn vorgingen, indem sie den Todfeind ihrer Lehren auf Jahrhunderte hinaus müssen vorauserkannt haben, vielleicht auch, weil er unter den vielen Pathetischen der einzige Nichtpathetische war. Natürlich griffen sie durchweg seine Persönlichkeit an, fingierten obszöne

Briefe und entsprechendes Jugendleben, Plagiate an den Lehren anderer, mangelhafte bürgerliche Abkunft, Schmeichelei bei Großen, Prassen und Schlemmen. Diogenes Laertius widerlegt alles und stellt die edle Persönlichkeit mit ihrer weiten Wirkung auf die Schule rein hin.

Die Nachreden von Philosophen gegen Philosophen bezeichnen eine der widerlichsten Stellen im Charakter der Griechen und sind besonders mit der enorm vielen Ethik und den vielen Reden über die Tugend nicht zu vereinigen; denn hier taucht aller Agon in absoluter Gemeinheit unter; sie sind die unfreie Ecke an der freien Persönlichkeit; wenn wir bei den Griechen sonst nirgends Fanatismus finden, so kommt er hier zutage; es geht aber nicht an, eine solche Erscheinung unbeachtet zu lassen, sie mag uns so wenig gefallen, wie sie will.

Hier konnte aber auch die Verachtung, welche später die Philosophie überhaupt traf, Anlaß oder wenigstens Vorwand finden. In der früheren Kaiserzeit lebten noch einige Schulen weiter — wenigstens gaben sich etwa Sophisten-Rhetoren der Kaiserzeit noch irgendwie die Farbe davon —, man memorierte noch die Systeme, kam aber dabei zum Bewußtsein der einander mannigfach exkludierenden Resultate und Dogmen, und dabei erschien das sichere Gesamtresultat als Null im Verhältnis zu dem großen Aufsehen; man bekam ferner auch die Kunde von den Feindschaften unter den Philosophen im Leben, besonders dem großen Haupthaß, den auch in der späteren Zeit die Stoiker gegen die als Götter- oder doch als Weltregierungsleugner für landesgefährlich ausgegebenen Epikureer zur Schau trugen, und damit ging die Achtung unter. So konnte ein Lucian, dem persönlich der Zynismus, freilich nicht der ganze, sondern nur eine Farbe oder Seite davon, genügte, im „Ikaromenippos", im „Gastmahl oder den Laphiten" und sonst überall die sämtlichen Richtungen in ihren Stichworten und Resultaten wie in den Personen ihrer Träger verhöhnen; aber ohne vielen aufgehäuften Hohn seit Timons Sillen hätte es noch jetzt keinen Hohn wie den seinen gegeben. Zu seiner Zeit, wenn auch nicht gerade durch ihn, stirbt die Philosophie. Was folgt, der Neuplatonismus, ist bereits Theosophie, d. h. wesentlich Religion. Freilich hatte es unter den Kaisern des 2. Jahrhunderts auch nicht mehr gelautet: weil man Philosoph ist, kann man arm und frei leben, sondern: wer aus Armut sich nicht mehr zu helfen weiß, gibt sich als Philosophen.

Die äußere Organisation des Lebens bei den Philosophen wollen wir nur kurz berühren. Vor allem mußte man irgendwo eine Lokalität für Zusammenkünfte, für das Dozieren und für irgendwelche Sammlungen und Bibliotheken haben. Als solche diente Plato bekanntlich die Akademie, d. h. ein außerhalb der Stadt, nicht ferne vom Kolonos Hippios gelegenes Gymnasion, oder vielmehr

die Liegenschaft, die er sich in dessen unmittelbarer Nähe selbst erworben hatte. Hier erbaute er ein Haus und dasjenige Heiligtum der Musen, in welcher später Speusippos die Bilder der Chariten gestiftet hat; auch das Bauwerk, welches die Exedra hieß, war daselbst. Von da an werden die philosophischen Schulen in Athen förmliche Lehranstalten und Korporationen; sie haben ihre Scholarchen, die einander regelmäßig sukzedieren, und sie besitzen einen eigenen Versammlungsort, der sich von Generation zu Generation forterbt, und ein eigenes Stiftungsvermögen, dessen Einkünfte der Scholarch genießt und das sich durch Stiftungen mehren kann; doch tut man gut, sich alle diese Dinge und besonders auch die Lokalitäten höchst bescheiden vorzustellen; es genügte, wenn die Öffentlichkeit der Schule und die Sicherung der wichtigsten Sammlungen dadurch ermöglicht wurden. Von der Einfachheit des Lebens, die an Platos Akademie herrschte, berichtet übrigens eine bezeichnende Anekdote.

Die besuchteste von allen Schulen war die, welche Aristoteles bei seinem zweiten Aufenthalt in Athen (nicht vor 335) im Lykeion, einem mit Baumgängen (περίπατοι) umgebenen Gymnasion, für sich eröffnet hat; ob er dazu der Genehmigung des attischen Staates bedurfte, dem die Gymnasien doch wohl gehörten, wissen wir nicht. Da er nur Metöke war, konnte er kein Grundstück besitzen; erst sein Nachfolger Theophrast erwarb, angeblich mit Hilfe des Demetrios von Phaleron, den Garten beim Lykeion. Aristoteles aber hielt in dem Gymnasion selbst, wie berichtet wird, des Morgens akroamatische, d. h. streng wissenschaftliche, abends exoterische, d. h. populäre Vorträge, jene für seinen engeren Schülerkreis, diese (zumal die über Rhetorik und Staatswissenschaft) für einen weiteren Kreis von Zuhörern. Daß Theophrast deren dann über zweitausend gehabt haben soll, gibt wegen der Masse von „Philosophen", die sich hiebei ergab, immerhin zu denken, wenn wir auch berücksichtigen, daß sich diese Menge wohl auf eine lange Lehrzeit verteilte und kaum der zehnte Teil wirklich Leute vom Fach werden geworden sein. — In späterer Zeit ist eine vielgenannte Lokalität für eine philosophische Schule auch der Garten, worin Epikur von 306 v. Chr. an lehrte und die Freundschaft pflegte, die bei ihm eine wirkliche Wahrheit war.

Von den Schriften der Philosophen waren, wie wir früher sahen, bloß einige der frühesten in Hexametern verfaßt, sie hatten im Zusammenhang damit auch eine mythische Auffassung darzustellen; nach Empedokles aber herrschte die Prosa ausschließlich, und einige Worte von Pherekydes sind überhaupt die früheste aufgezeichnete griechische Prosa, die uns erhalten ist. Diese Literatur hat nun vor allem den großen Vorzug, daß die Philosophen wesentlich aus innerer Nötigung für sich schrieben und ohne Rechnung auf den Verkauf, wenn derselbe auch vorkam. Sodann aber war sie von

frühe an unendlich fruchtbar: Schon das erhaltene Depositum ist groß, besonders aber sehen wir vermöge der enormen Masse von Titeln, welche bei Diogenes von Laerte und anderen Autoren überliefert sind, in viele Tausende von Büchern hinein; allein der Stoiker Chrysipp soll deren 705 geschrieben haben. Das mögen freilich oft nur kleine Rollen gewesen sein, und vieles, was zitiert wird, war wohl auch bloße Kopie oder Exzerpt aus früheren Autoren, wie das vor Erfindung des Buchdrucks überall vorkam; auch dürfen wir nicht vergessen, daß außer der Philosophie fast das gesamte übrige Wissen: Naturkunde, Mathematik, selbst Geschichtliches und besonders Politisches in dieser Schriftenwelt vertreten war; aber trotz all dieser Erwägungen kann der Reichtum an Echtem und Originalem Staunen erwecken.

In der Aufzeichnung des früher Geleisteten war das Altertum eifrig. Schon Aristoteles stellte in einer Reihe von Arbeiten frühere Philosopheme dar und spricht zudem auch gelegentlich sehr oft von seinen Vorgängern. Die Alexandriner arbeiteten dann in dieser Richtung weiter, und durch eine Fülle von historischen Notizen sind auch Cicero, Seneca, Plutarch und noch die Kirchenväter wichtig, abgesehen von Diogenes aus Laerte, der etwa unter Septimius Severus sein Kompendium der Geschichte der Philosophie verfaßt hat. Auf der anderen Seite fehlte aber auch die Karikatur nicht. Von Timon aus Phlius, der auch noch andere Sachen ähnlichen Inhalts dichtete, gab es aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. die „Sillen", ein fortlaufendes Spottgedicht auf die Philosophen in drei Büchern, das freilich nach den Proben sehr gedrängt und, weil voll Anspielungen, dunkel und schwerverständlich gewesen sein muß, aber für seine Zeit ein einladendes Thema hatte, da es, wie wir schon von der Komödie her wissen, eine ungeheure Menge gab, welche jeden Spott auf die Philosophen begrüßte, und da diese selbst sich untereinander haßten.

Hier ist nun noch ein Wort über die dialogische Form zu sagen, in der so viele dieser Schriften gehalten sind. Dieselbe wurde schon vor Plato von Zenon, dem Eleaten, angewandt und hat sich von da an neben der systematischen mit größter Hartnäckigkeit behauptet, ist auf die Römer übergegangen, bei denen sie nicht nur von Cicero, sondern noch in allerspätester Zeit von Gregor dem Großen zu Ehren gebracht wurde und hat schließlich noch das Mittelalter und die Renaissance nach sich gezogen. Ob bereits eine ältere asiatische Nation den Dialog zur Ermittlung der Wahrheit oder zur Erzielung irgendeines Denkresultates gebraucht habe, läßt sich fragen. Uns ist nichts Ähnliches bekannt als das Buch Hiob. Hier suchen die Freunde Eliphas, Bildad und Zophar durch ihre Gegenreden die Theodicee gegen Hiobs Jammern zu verfechten (der später eintretende Elihu ist vielleicht ein Zusatz), und endlich (c. 38) tritt Jehova selbst im Wetter auf, setzt dem Hiob und seinen

Tröstern und Tadlern den Kopf zurecht und macht jenen wieder glücklich; es treten also jedesmal ganze Weltanschauungen gegeneinander ins Gefecht. Aber wie alt ist das Buch? Jedenfalls doch nicht vor dem Exil verfaßt und wegen der Einmischung des Perserglaubens mit Satan und Engelscharen vielleicht erst nachexilisch, so daß es jünger sein könnte als der griechische Dialog. Für die Griechen aber hat diese Form etwas besonders Natürliches und dürfte bei der Belehrung als praktische Dialektik wohl so alt wie der akroamatische Vortrag sein; denn die Gedanken entwickelten sich hier wirklich mehr als anderswo im Gespräch, und darum war auch die Philosophie, wie früher schon gesagt, zunächst vorherrschend eine mündliche Sache. Nun mochte es frühe von beiden Gattungen Nachgeschriebenes und aus dem Gedächtnis Notiertes geben; besonders aber dürfte ein Sokrates, der selbst nichts schrieb, seine Zuhörer zu schriftlicher Fixierung seiner Gespräche gereizt haben; der weitere Schritt, daß die Philosophen selbst schriftliche Dialoge in sorgsamer Redaktion verfaßten, könnte sich hieraus erklären. Sicher ist, daß Plato und andere Sokratiker auf diese Form die größte Mühe verwandten; Plato soll, um sich den Ton des Gespräches zu sichern, die (in Prosa verfaßten) Mimen (d. h. Gespräche aus dem Volksleben) des Sophron studiert haben.

Jedenfalls haben die Griechen am Dialoge Vergnügen gefunden. Daß unsere Zeit, nachdem ihn noch die Renaissance eifrig gepflegt, davon abgekommen ist, könnte seinen Grund darin haben, daß man überhaupt nicht mehr so gerne hört, wie man vorzeiten den Leuten zugehört hat. Plutarch hat eine besondere Schrift geschrieben, „de recta ratione audiendi".

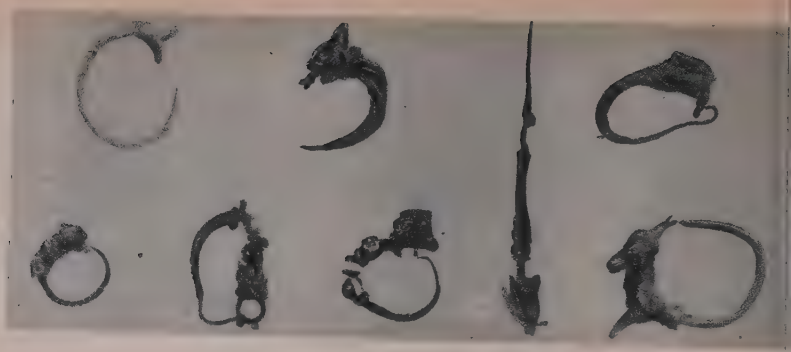
V. Die wissenschaftliche Forschung

Die allgemeine Bildung des griechischen Mannes bestand darin, daß er in gewissen Normalgegenständen (ἐγκύκλια παιδεύματα), nämlich im Lesen und Schreiben, in der Musik und in der Gymnastik, unterrichtet wurde, wozu dann etwa in der Zeit Alexanders an vielen Orten noch das Zeichnen kommen mochte. Welchen Wert man ihr beilegte, geht z. B. daraus hervor, daß abgefallenen Untertanen als schwerste Strafe das Verbot soll auferlegt worden sein, ihre Kinder unterrichten zu lassen; von berühmten Männern, wie Plato, wurden die Namen der drei Lehrer aufbewahrt; daß aber in der früheren Zeit der Staat über die Qualifikation dieser Leute eine Aufsicht geübt hätte, erfährt man nicht. Im ganzen verließ sich die Polis auf die Bildung der Bürger, die durch das Leben kommt.

Mit der Elementarbildung mochten sich nach einem Worte Aristipps manche begnügen, wie die Freier Penelopes mit den Mägden; der höherstrebende Teil der Nation aber begehrte mehr, und als nun die Philosophie den Mythus an allen Orten durchbrochen hatte, war sie für ihn sofort auch die Trägerin aller möglichen Wissen-

schaften. Vor allem betrachtete sie die Geometrie als ihre Vorstufe, aber auch (höhere) musikalische und astronomische Kenntnisse gehörten dahin, und Xenokrates z. B. wies einen, der bei ihm hören wollte und nichts von diesen Dingen verstand, mit der Bemerkung ab: Du hast keine Handhaben (λαβάς) für die Philosophie. Auch tat dieselbe in alle sonstigen Künste, Gewerbe usw. ihre Blicke, um sich beständig auf eine Welt von konkreten Anschauungen beziehen zu können, wie dies schon das beständige Zitieren von Beispielen aus allen Lebenssphären und Tätigkeiten lehrt; besonders aber schuf sie Wissenschaften, insofern sie große Zweige des Wissens und Könnens durch ihre Einmischung systematisierte, sie ihren Ideen untertan machte. So entsteht durch ihre Einmischung in das Staatswesen die Politik, durch die in Poesie, mit welcher (wie mit der Musik) die Philosophen sich massenhaft beschäftigten, die Poetik; auch ihre eigene Geschichte schafft sie, indem sie ihre Entwicklung schildert; unzählige Titelzitate bei Diogenes von Laerte lehren, in welche Menge von Dingen und Lebensbeziehungen sie sich eindrängte, oft vielleicht mit bloßer populärer Besprechung, ohne besondere spekulative Grundlage, dann aber auch wieder, indem sie auf den tiefsten Grund der Dinge zu kommen sucht; dazu kommen geschichtliche, mythologische, antiquarische Abhandlungen aller Art, so daß man beim Lesen dieser Titel nie weiß, wo die Philosophie aufhörte und das Spezialwissen anfing; nur von den bildenden Künsten wurde, wie wir früher gesehen, fast gar nicht gehandelt; es ist dies, bei Lichte besehen, ein großes Glück für dieselben gewesen. — Eine Ausnahme aber macht doch auch in dieser Beziehung der erste ganz große Gelehrte: Demokrit von Abdera, der, 460 v. Chr. geboren, über hundertjährig 357 gestorben sein soll. Wieweit er in seiner Forschung durch seine Reisen gefördert wurde, die ihn wirklich oder angeblich nach Ägypten, Persien, ans Erythräische Meer, sogar bis zu den indischen Gymnosophisten führten, lassen wir unentschieden; jedenfalls war er Schüler der verschiedensten Lehrer, auch der Pythagoreer. Nachdem er sein Vermögen teils weggeschenkt, teils auf Reisen ausgegeben, widmete er sich — wie es scheint, ohne zu dozieren — in tiefer Zurückgezogenheit der Forschung und betätigte dabei seine wunderbare Gabe, Physisches zu „erraten" und auch Zukünftiges zu weissagen, womit er seinen Mitbürgern den Eindruck einer „übermenschlichen Weisheit" machte. Er war ein wahrer Polyhistor und vielleicht von allen Griechen der Zeit um 400 v. Chr. derjenige mit dem weitesten Gesichtskreis und der größten geistigen Macht; seine Schriften aber waren unter anderem der große und der kleine Diakosmos, ein besonderes Buch über Pythagoras, die Werke über das Wohlsein (εὐθυμία), d. h. sein von der Lust verschiedenes ethisches Prinzip, und über die Dinge im Hades, eine Kosmographie, eine Uranographie, eine Schrift über die Planeten, Schriften über Anthropologisches, Physiologisches,

Silen
Rom, Thermenmuseum



1—8. Antike Schmuckgegenstände

1—6. Goldschmuck aus Mykenai
Athen, Nationalmuseum

Mathematisches, über Wasser- und Sonnenuhren, über den Magnet, über Medizinisches und Diätetisches, über die Rhythmen und die Harmonie, über poetische Schönheit, über die Dichtkunst, dann wieder über den Landbau, ein Traktat über Taktik und Fechtkunst, Schriften über die Forschung überhaupt, über die heiligen Aufzeichnungen in Babylon und die in Meroe, ein Buch über die Chaldäer und eines über die Phrygier, und zu diesen allen kommt nun noch seine Schrift über die Malerei, und daß er irgendwo über die Kunst des Wölbens geschrieben haben muß.

Was nun die Kunde vom Weltsystem und der Natur betrifft, so ist es, wie schon gesagt, keine Frage, daß Ägypter, Babylonier und Assyrier viel früher gesammelt und viel reichere Kenntnisse von Tatsachen besessen haben als die Griechen; sie hatten hiezu bevorzugte und wohldotierte Kasten und Priesterschaften, die sich aus dem systematischen Zusammenstellen von Beobachtungen einen Lebensberuf machten. Sie konnten das Verhältnis der Mondläufe zu den Sonnenläufen berechnen und ein richtiges Kalenderwesen herstellen, sie konnten die Geometrie bei sich soweit entwickeln, daß es möglich wurde, Landkarten herzustellen; sie konnten durch das einfach geniale babylonische System, wonach ein Kubus von einer Elle in den verschiedenen Dimensionen zugleich die Basis für das Gewicht ist, Längenmaß, kubisches Maß und Gewicht in einen gesetzlichen Zusammenhang bringen; Ägypten hatte durch die Mumifizierung der Leichen den großen Vorzug, allen anderen Völkern in der Anatomie voran zu sein, und schuf ein System der Medizin, das wesentlich richtige Prinzipien hat. Groß müssen die Kenntnisse in den angewandten Wissenschaften: der Chemie, Metallurgie, Statik, Mechanik usw. gewesen sein. — Nun wollen wir gar nicht leugnen, daß die Griechen von diesen Völkern manches direkt oder indirekt überkommen haben; man tut ihnen damit kein Unrecht, wenn man nicht, wie eine frühere Zeit es glaubte tun zu sollen, alles aus ihnen selbst entwickelt: dazu hat man ja vorangegangene Völker, um auf ihren Schultern zu stehen. Aber fragen wir ein wenig weiter: Enthält irgendein Papyrus aus Ägypten oder ein Täfelchen aus Babylon Wahrheiten wie der Satz Anaximanders: „Die Erde ist ein Körper, der frei im unendlichen Raum (ἄπειρον) schwebt"; oder der des Anaximenes: „Die Gestirne gehen nicht über der Erde hin, sondern rings um dieselbe"; oder der des Diogenes von Apollonia: „Es sind viele Welten entstanden durch Verdichtung und Verdünnung der Luft"? Mögen diese Weltkonstruktionen der Ionier aus Prinzipien an sich auch nur ein schwaches Erraten gewesen sein; bedeutend und bezeichnend ist eben, daß sie überhaupt so etwas wagten. — Und nun kommt bei den Pythagoreern des 5. Jahrhunderts die größte Lehre, welche die Abschaffung der geozentrischen Vorstellung mit sich bringt: „Die Erde liegt nicht in der Mitte des Weltsystems, sie ist ein Weltkörper wie viele andere

und nicht einmal einer der bevorzugten; die Mitte nimmt vielmehr das Zentralfeuer ein, dem die bewohnten Gegenden der Erde abgekehrt, Sonne und Mond zugekehrt sind." Und es folgt Platos Schüler Heraklides Pontikus, der zwar die Erde wieder in die Mitte der Welt rückt, aber die täglichen Bewegungen der Gestirne durch eine Drehung der Erde um ihre Achse erklärt und auch erkannt haben soll, daß die Venus um die Sonne kreise. Endlich um 260 vor Christus lehrte Aristarch von Samos wenigstens hypothetisch, die Sonne ruhe still und die Erde umkreise sie „durch" Achsendrehung, und Seleukos, der Babylonier, behauptete bereits, der heliozentrische Weltbau lasse sich beweisen. Damit war doch diejenige, dem täglichen Augenschein abzuringende Entdeckung katexochen, die wir das kopernikanische System nennen, in ihren Grundzügen bereits gewonnen. So lange, bis uns bewiesen wird, daß Ägypten oder das Zweistromland hievon eine Ahnung gehabt hat, sind die Griechen für uns das geniale Volk, das jene Gabe der Kombination gehabt hat, welche weiter führt, als Wissen und Anhäufen von Tatsachen.

Aber keine Macht schützte das einmal errungene Wissen: Neben jenem allem entstand und behauptete sich, besonders durch die Autorität des großen Aristoteles, der freilich die vollständige Lehre des Aristarch und Seleukos auch nicht erlebt hat, ungefähr dasjenige geozentrische System, welches später das ptolemäische hieß. Darnach schwebt die Erde in der Mitte konzentrischer Hohlkugeln, welche sich mit Sonne, Mond, Planeten und Fixsternen um sie herumbewegen. Dieses System hat das Mittelalter beherrschen können; im Altertum aber hat auch es nicht vermocht, die alten populären Irrtümer zu beseitigen. Trotz der Gradmessung des Eratosthenes hielten noch spät die meisten, und auch viele Gebildete, die Erde für eine längliche Scheibe, die auf dem Ozean schwimme. Wenn aber geschrieben steht, daß eine einmal entdeckte Wahrheit nicht mehr verlorengehen kann, so erfüllt sich dies auch. Indem er auf zerstreute pythagoreische Winke horchte, hat Kopernikus am Anfang des 16. Jahrhunderts einer ganzen kirchlichen Anschauung zum Trotz sein heliozentrisches System aufstellen können.

Da wir hier Aristoteles auf seiten der wissenschaftlichen Reaktion gefunden haben, möge überhaupt der Klagen gedacht werden, die in neuerer Zeit über ihn erhoben werden. Man tadelt an ihm Liebe zur Breite und behauptet, er sei ungleich, indem er bald die allergrößte Empirie, bald eine einfache, oberflächliche Art, das Einzelne aus dem Allgemeinen zu entwickeln, an den Tag lege. So wirft ihm z. B. Schopenhauer Mangel an Tiefsinn vor und findet, er habe die Lebhaftigkeit der Oberflächlichkeit. Solchen Vorwürfen gegenüber möge man vor allem die nötigen Unterschiede beobachten, indem man seine völlig systematisch ausgearbeiteten Werke und die Kollektaneen, nachgeschriebenen Hefte und Exzerpte anderer auseinanderhält. Ein riesiges Kollektaneenheft sind z. B. die Problemata,

wo er über tausend Fragen, besonders aus dem naturwissenschaftlichen, naturgeographischen, physiologischen, doch auch aus dem ethischen und psychologischen Gebiete aufwirft, und sein „Warum?" jedesmal mit einem oder mehreren „Weil", meistens nur in dubitativem Sinne, ja in Gestalt von neuen Fragen provisorisch beantwortet. Weil er einstweilen nur für sich schreibt, nimmt er es leicht und kommt häufig mit reinem „Warum?", wo er sich mit einem „Ob" hätte begnügen müssen, ganz wie sein Nachahmer Tassoni. Aber neben den flüchtigen finden sich äußerst tiefsinnige Bemerkungen, und ganz erstaunlich ist, wie ihm alles zum Problem wird. Wir möchten gerne wissen, ob schon frühere Philosophen ähnliche Sammlungen von lauter teils selbst, teils durch andere gemachten Beobachtungen zur Beantwortung angelegt haben. Auch kommt eine Anzahl Stellen vor, welche ohne ein leichtes Experiment, d. h. ohne Hervorlockung des sonst nicht sichtbaren Phänomens durch irgendeine Veranstaltung, nicht denkbar sind. — Ähnlich wird es sich mit denjenigen Bestandteilen der Schrift de mirabilibus auscultationibus verhalten, welche noch von Aristoteles sind. Dieselbe enthält eine Masse von Unmöglichkeiten, neben relativ nicht vielem Wahren, führt aber jede Nachricht mit einem „Es heißt" ein und scheint uns auf ein großes Notizenheft zurückzugehen, worin der Verfasser ohne jede Ordnung alles eintrug, was ihm von Naturtatsachen aus der Fremde durch irgendwelche Erzähler berichtet wurde. Dafür konnte er nichts, daß diese oder ihre Gewährsmänner alle miteinander mythisch gesinnt oder auch Lügner waren; er notierte die Dinge eben vorläufig und kam dann nicht mehr dazu, etwas daraus zu machen.

Und nun muß man sagen: Wenn Aristoteles alle Zweige der Wissenschaft empirisch so hätte durcharbeiten müssen wie die Rhetorik und die zoologischen Werke, so wäre dazu eine ganze Reihe von Lebensläufen nötig gewesen; er aber verfügte nur über einen, und diesen hat er wohl ausgefüllt. Von allem hat er die Tatsachen der Natur und der Geschichte vielseitiger und eindringender als irgendein Philosoph vor ihm erforscht. Sein Unterbau war die Kenntnis der Leistungen seiner Vorgänger auf allen Gebieten, der Sophisten und Philosophen sowohl als der Dichter, und hiezu diente ihm seine berühmte Bibliothek. Von Philipp und Alexander erhielt er dann aber auch jene königlichen Mittel, die ihm seine ausgedehnte Forschung über die Tierwelt ermöglichten, wodurch er in seinen zoologischen Schriften so unvergleichlich reich an positiven Kenntnissen erscheint. So ist er der Lehrer der wissenschaftlichen Zoologie und der wissenschaftlichen Botanik und der Schöpfer der vergleichenden Anatomie geworden. Und daneben besitzt er das enorme politische und historische Wissen, wovon seine Politik Zeugnis ablegt, ist er ferner der Vater der Logik, durch den die Menschheit zum Bewußtsein der reinen Formen und der Tätigkeit des abstrakten

Verstandes gekommen ist, ist er durch seine Poetik der Schöpfer der Theorie der Dichtkunst und hat er mit seiner Rhetorik als Lehrer der Redekunst gleichsam eine zweite Existenz. Zu diesem allem kommt noch seine Kunde und Kritik der früheren philosophischen Systeme und seine Metaphysik, die, wenn er in ihr auch nur Bedingtes mag geleistet haben, doch wenigstens der früheste Versuch ist. Der Bau, den er ausgeführt hat, ist unter allen Umständen ein riesiger; er ist und bleibt trotz seiner reaktionären Stellung in der Wissenschaft vom Weltgebäude, wie Dante sagt, „der Vater derer, die etwas wissen".

Nun wollen wir nicht leugnen, daß bei den Griechen ein wirklicher Undank gegen solche Meister geherrscht hat und daß die Verdunkelung des durch Demokrit und Aristoteles Gewonnenen bei Späteren in bedenklichem Grade eingetreten ist. Nach des letzteren meisterhaften zoologischen Schriften konnte noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert ein Werk wie die Historia animalium des Älian entstehen, wo der Wahn in großen Wellen daherrauscht, freilich nicht, ohne daß zwischenhinein immer wieder wichtige und bedeutende Beobachtungen vorgebracht werden. Auch Pausanias konnte sich, noch dazu im Gefühl, eine richtige Mitte innezuhalten, einbilden, Flüsse könnten weit unter dem Meere hindurchfließen, um dann wieder als Quellen zum Vorschein zu kommen, das Styxwasser sei tödlich und nur in einem Pferdehuf aufzubewahren; die stymphalidischen Vögel, die in Arabien noch lebten, zerbissen Erz und Eisen, es gebe Tritone usw., und eine ganze Reihe von anderen Autoren zeigt sich von nicht minderem Wahnglauben befangen. Der Mythus, in welchem sich die Naturfabel, beiläufig gesagt, bisweilen höchst poetisch darstellt, hatte eben einmal eine allgemeine Fabelliebe für Nähe und Ferne, Altes und Neues großgezogen, und diese wogte wie ein Meer immer wieder über das schon gewonnene exakte Wissen hin; er selber aber lebte bis in die späteste Zeit weiter und machte, daß das Nachdenken über Ursachen und Wirkungen zu kurz kam. Zu den Phantasiewesen kamen die Phantasievölker und die Fabelländer. Läßt sich schon Herodot, sobald irgendwo seine Autopsie aufhört, z. B. bei Anlaß von Arabien, mit den dicksten Fabeln berichten, so durften die Gefährten Alexanders mit unerhörten Lügen heimkommen; der Umstand, daß die Weltkunde schon durch die weite Ausdehnung der Kolonien, sobald man wollte, eine sehr große geworden war, schützte nicht davor, wie man ja auch schon innerhalb des täglichen Lebens eine eigentümliche Faulheit an den Tag legte, sich durch das einfachste Experiment aufzuklären.

So wird die moderne Welt sich denn stets über die Leichtgläubigkeit verwundern, welche die Griechen in allem an den Tag legten, was außerhalb des inneren Lebens der Menschen und außerhalb (bisweilen aber auch innerhalb) des alltäglichsten Wahrnehmungs-

kreises lag, über die Leichtigkeit, mit der sie sich in einem von irgend jemand behaupteten Tatbestand fügten und dabei beruhigten, über ihre mangelhaften Begriffe von der Natur und dem, was in deren Bereich und Willen liegen kann, und über die scheinbar geringe Wirkung ihrer großen Forscher und Entdecker. Sie waren eben, sobald sie wollten, der größten und umfassendsten empirischen Forschung fähig, allein weil, wie oben gesagt, keine Polis in Examenform einen bestimmten Grad des Buchwissens von Schulkindern und später von Beamten verlangte, und weil keine Priesterschaft den Geist der Bevölkerung gegen Wahn und Aberglauben hin abzugrenzen und zu hüten suchte, waren sie bei ihrer Art von Bildung niemals genötigt, die Resultate der höheren Forschung oder eine bestimmte Quote von Einzeltatsachen daraus offiziell in sich aufzunehmen, und an diesen Verhältnissen, die später bei den Italienern der Renaissance ganz ähnlich wiedergekehrt sind, änderten auch kein Diadochenzeitalter und keine alexandrinische Schule das mindeste. Denn auch das Museion von Alexandria war keine mit Examinibus verbundene Lehranstalt — und schließlich war auch Rom nichts weniger als ein China. Alle Bildung, welche über Kithar, Gymnastik und Grammatik samt Dichterkunde hinausging, war eine völlig freie und praktische, die man sich auf der Agora, im Gymnasion, im Zuhören bei Gesprächen von Philosophen usw., später auch durch Beteiligung am Staat und im Krieg aneignen mochte; wenn man als Bürger und als Mensch in allen Fällen des Lebens Bescheid wußte, so kam es nicht darauf an, ob man die Erde für eine Kugel oder eine Scheibe hielt, und letzteres zu glauben war keine „Schande".

Wenn wir bedenken, wie verträglich die heutige Kritik und die Exaktitude in der Darstellung von irgend etwas Neutralem mit Lug und Trug im Handel und Wandel ist, werden wir die positive Lust der Griechen am Fabulieren milder beurteilen. Sie logen gerne, nahmen einander aber auch, wie heutzutage die Jäger, ganz gutmütig die Lügen ab. Und ob die jetzige geschulte und lesende und dadurch von den Fabelwesen und mancherlei Naturschrecken emanzipierte Welt im großen und ganzen wahnfreier ist und nicht praktisch viel gefährlicherem Wähnen nachhängt, dürfte noch zu fragen sein. Wenn aber auch die Erkenntnis der Welt (worunter der neuere Fortschritt eigentlich nur die Natur und nicht auch das Innere der Menschen versteht) sich immer weiter durch alle Menschenklassen und Völker und Rassen verbreiten sollte, so geben ja Hellwald und Hartmann zu, daß damit zugleich das Leiden steige.

Je mehr aber den Griechen das Dafürhalten, das Nichtgrübelnmüssen angenehm und der Mythus das Geliebte war, desto größer stehen ihre Forscher da, die dem Wahn aus dem Wege gehen konnten. Welch gewaltiger Ernst muß sie beseelt haben, einen Eudoxos von Knidos z. B. (um 366 v. Chr.), der da wünschte, in

der Nähe der Sonne weilend und ihre Gestalt, Größe und Erscheinung ergründend, wenn es sein müßte, zu sterben wie Phaethon! Bei solcher Gesinnung brachten sie es trotz allem dazu, daß allmählich eine gewaltige Anhäufung wenigstens schriftlich gesicherten Wissens u. a. auf den Gebieten der Mathematik, Astronomie, Mechanik, Medizin entstand, und noch die Stoiker, welche sonst eine ziemliche Geringschätzung des (geometrischen, physikalischen usw.) Wissens bekundeten, sind dafür die Begründer des traditionellen Systems der Sprachlehre geworden, desselben, welches durch die lateinischen Grammatiker bis zu uns gelangt ist; der Erfinder der meisten grammatischen Kunstausdrücke für Redeteile und Flexionen war Chrysipp. So hat diese Nation mit ihrem offenen Sinn für alles Wissenswerte in der Welt der Erscheinungen am Ende doch das Auge der Welt werden können.

VI. Geschichte und Völkerkunde

Ganz offenbar zeigt sich die Inferiorität des alten Orients gegenüber den Griechen auf dem historischen Gebiete. Er ist völlig unfähig zu aller derjenigen Geschichte, welche irgendwie über das eigene Volk hinausgeht, und auch in der Kenntnisnahme von der Geschichte des eigenen Volkes sehr befangen, schon weil alle Aufzeichnung offiziell, durch Beauftragte geschieht. Die Inder sind völlig geschichtslos, und zwar mit Willen; hat doch die ganze äußere Welt Platz in einer Falte von Brahmas Mantel. — Ägypter und Assyrier haben ihre Regentenchronik, worin das eigene Volk nur beiläufig und als Sache, das ganze Ausland aber nur als Beute und Objekt von Rache und Gier figuriert. Undenkbar ist es, daß die Vorstellungen Platos von ägyptischer Bemühung um das Große bei den anderen Völkern der Wirklichkeit irgendwie entsprechen; denn an einer solchen Buchführung über die ganze Welt wäre der Ägypter durch seinen Rassenhaß, seine Reinigkeitsgesetze und seinen Hochmut, die ihn unvermeidlich isolierten, verhindert gewesen. — Die Perser besitzen statt des präzisen Bildes ihrer Herrschergeschichte ein typisch verklärtes in ihrem Königsbuch und ordnen dabei alle Personen und Ereignisse einseitig dem Kampf der beiden Weltprinzipien unter. — Auch bei den Juden treffen wir die Unterordnung der Geschichte unter einen großen Gegensatz: den der Theokratie des echten Jehovadienstes und ihrer Feinde; man hat es bei ihnen mit den Akten eines Prozesses zu tun. Dabei erzählen sie nicht typisch poetisch, sondern prosaisch, sie wollen das Geschehene melden und erheben sich bei allem Abscheu gegen das Nichtjüdische doch bis zur Mitteilung einer Völkertafel, wie wir sie im X. Kapitel der Genesis lesen. Aber trotzdem und obgleich sie als Bewohner eines Durchzugslandes Wichtiges über ihre ägyptischen und assyrischen Invasoren berichten, fehlt ihnen der objektive Geist gänzlich, und fremde Völker werden schlechterdings nur

vom jüdischen Interesse aus, soweit es zum Verständnis der heimischen Geschichte unentbehrlich ist, besprochen. — Erst von den Phöniziern und Puniern ist es denkbar, daß sie nicht nur in der Ethnographie und Kosmographie, sondern sogar in objektiver politischer Betrachtung zwar nicht die Vorbilder, wohl aber die Vorgänger der Griechen gewesen sein mögen; denn auch sie hatten eine Vielheit von Poleis und konnten vergleichend verfahren; es konnte sich objektiver, politischer und handelspolitischer Geist entbinden und zu wissenschaftlicher Darstellung drängen, wofern nicht aus Klugheitsgründen von oben Stillschweigen erzwungen wurde, was wir uns für Karthago am ehesten vorstellen könnten.

Ganz sicher aber haben nun die Griechen ein Auge, womit sie die Welt um sich herum als ein Panorama schauen, und objektiven Geist, und das nicht nur für ihr Volkstum, sondern sie führen die Feder für alle Völker. Sie erst können etwas sehen und sich dafür interessieren, ohne es zu besitzen oder auch nur zu begehren; und da sie in lauter einzelne Poleis und diese wieder in Parteien zerfallen, kennen und schildern sie auch einander. Die unparteische Beschauung fremder Völker und vergangener Zeiten bildet aber einen ewigen Ruhmestitel für sie; denn seit ihnen und durch sie sind alle Kulturvölker genötigt, von allen Völkern und Zeiten Notiz zu nehmen; dieses Allinteresse verdanken wir nur ihnen; wir können uns nicht denken, wie es gekommen wäre, wenn sie nicht mit ihrer Denkart die Römer angesteckt hätten.

Aber dieses Volk hat seine geschichtliche Erfahrung und seine Weltkunde, woran ihm so viel gelegen war, demselben Wahn gegenüber erkämpfen müssen wie seine Naturkenntnis. Schon die Fortdauer des Mythus und seiner Geographie, wovon im ersten Abschnitte dieses Werkes die Rede gewesen ist, schuf nicht geringere Schwierigkeiten und Hindernisse; jedenfalls überließ man weitere Fernen gerne dem Dichter und Mythographen und mochte sich dabei allenfalls noch mit dem Bewußtsein des Vorzuges trösten, den die Poesie vor der Geschichte hat, indem sie nach Aristoteles mehr das Allgemeine, die Geschichte mehr das einzelne darstellt. Auch des hemmenden Einflusses Homers auf die Weltkunde ist hier nochmals zu gedenken. Kurz, überall stellte sich der aprioristisch-mythische Sinn der Erkenntnis des Tatsächlichen wie eine Mauer entgegen.

Und doch ist der größte Feind der genauen historischen Wissenschaft bei den Griechen nicht der Mythus, denn diesen würde man bemeistert haben, sondern ihre unverbesserliche Ungenauigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Exakte. Ihre Objektivität bezieht sich im ganzen nicht auf sachlich genaue Ergründung irgendeines Tatbestandes, sondern auf dessen innere Bedeutsamkeit, seinen allgemein-menschlichen oder volkstümlichen Gehalt, welche möglichst sprechend hervortreten sollen. Welche Abweichungen man sich in der Tragödie in den Schicksalen und Charakteren der einzelnen

Personen gefallen ließ, haben wir früher gesehen. Für die Geschichte ist vor allem wichtig, daß die Ereignisse und die traditionellen Auffassungen der Persönlichkeiten von der dorischen Wanderung an die längste Zeit nur mündlich überliefert wurden. So wurden gemäß der typisch mythischen Anschauung der Dinge aus den geschichtlichen Ereignissen von selbst Mythen, d. h. die Erzählenden taten ex ingenio, weiterdichtend, ausmalend und vervollständigend, teils aus der allgemeinen Natur der betreffenden Sache, teils aus sonstiger zerstreuter Kunde jener Zeit so vieles hinzu und so vieles wirklich früher bekannt Gewesenes hinweg, daß das betreffende Ereignis oder Individuum zwar höchst charakteristisch-typisch aussieht, aber dem ursprünglichen Tatbestand nur wenig gleicht, und daß vielleicht von ganzen großen Verumständungen zwei oder drei Anekdoten als das am meisten Bezeichnende übrigbleiben. Schon hier ergibt sich ein Hauptunterschied zwischen Herodot, der so vorwiegend aus mündlichen Erzählungen Dritter, ja Zehnter schöpft, und Thukydides, dessen Quelle Akten und mündliche Erzählungen von unmittelbar Wissenden, d. h. Augenzeugen sind.

Wenn sich nun alles mündlich Überlieferte auch bei allen anderen Völkern auf diese Art abrundet und von selbst in Poesie einartet, so hatten die Griechen außerdem noch in ihrer späteren literarischen Zeit die Neigung zum typischen Erzählen, und bis zu allerletzt wuchert bei ihnen hier das Anekdotische weiter, indem sich zu dem vielleicht wenigen echt Überlieferten eine bisweilen sehr ausgedehnte Kruste von Hinzugedichtetem gesellt. Besonders wurde, was in gewissen Lebensbeziehungen vorkam, auf deren berühmtesten Repräsentanten gehäuft, und was man ihm in gutem oder bösem gönnte, erdichtet. Bei allen berühmten Philosophen und anderen Zelebritäten werden Lebensumstände und Ereignisse nach einer Art von typischer Wahrscheinlichkeitsrechnung nach Belieben ersonnen, Beziehungen zu wirklichen oder vermeintlichen Zeitgenossen aufs keckste behauptet, und bisweilen die chronologische Möglichkeit ins Gesicht geschlagen. Wer diese typisch mythische Erzählungsweise einmal kennt, verzichtet in sehr vielen Fällen darauf, jemals das buchstäblich Geschehene zu erkunden. Dieses und das bloß innerlich Geschaute sind nun eben einmal bei den meisten Griechen nie völlig geschieden; dieselben beruhigen sich, wie schon oben gesagt, gerne bei einem von irgend jemand behaupteten Tatbestand, und auch die in anderen Fächern sehr Großen sind besonders für geschichtliche Tatsachen leicht gleichgültig. Gleichwohl erscheint uns die Verachtung wenig angebracht, womit von seiten der jetzigen kritischen Gelehrsamkeit dem Anekdotischen oft begegnet wird, indem man es im Vergleich mit der Ermittlung präziser Tatbestände als wertlos, unwürdig usw. erklärt, während man doch dazu verurteilt ist, eben dieses Anekdotische zu sieben und zu sortieren, und die Tatbestände vielleicht nur Schutt sind. Sind denn alle diese

Geschichten, die ja oft das einzige sind, was wir von einer Zeit haben, keine Geschichte mehr? Geschichte im gewöhnlichen Sinne allerdings nicht, da wir dadurch nicht erfahren können, was zu einer bestimmten Zeit durch eine bestimmte Persönlichkeit an einem bestimmten Orte geschehen ist, wohl aber gewissermaßen eine historia altera, eine vorgestellte Geschichte, die uns sagt, was man den Menschen zutraute und was für sie charakteristisch ist. Wenn wir durch unsere Schulung auf das Exakte angewiesen sind und außerhalb desselben kein Heil sehen, so schauen die Griechen dafür Typen, und der Ausdruck für den Typus ist die Anekdote, die im ganzen immer wahr ist und doch kein einzigesmal wahr gewesen ist. In diesem Sinne bleibt z. B. das erste Buch Herodots ewig wahr, obschon gewiß nicht viel davon übrigbliebe, wenn man das Typische abzöge.

Die neuere Kritik hat manches von diesen Anekdoten, oft mit leichter Mühe, schon durch Nachweisung von Anachronismen, anderweitigem Vorkommen usw. beseitigt, und doch wird man z. B. bei Plutarch nie mit allem aufräumen können noch auch wollen. Aber nun hat sie es neben den spontanen charakteristisch-typischen Geschichten auch mit der absichtlichen literarisch erarbeiteten Erdichtung, der geflissentlichen Erfindung zu tun gehabt, die sie als die Unart ganzer Schulen hat nachweisen können. So ist das Verhältnis zwischen Solon und Peisistratos bei Älian (V. H. VIII, 16) vom Anfang bis zum Ende von Leuten ersonnen, die sich mit Muße ausdachten, wie sie sich an Solons Stelle würden benommen haben.

Überhaupt scheint die Vulgata des Perserkrieges, wie sie schon Herodot vorfand, besonders was die odysseischen Listen des Themistokles und sein angebliches Zusammenwirken mit Aristides betrifft, zurechtgemacht; wie grenzenlos schon damals die Ruhmsucht und daherige Verlogenheit war, kommt u. a. bei Gelegenheit der falschen Grabhügel an den Tag, die Herodot — der bei dieser Gelegenheit offen herausredet — bei Platää kannte. Auch das böse Ende der drei Ankläger des Sokrates, denen ihre Mitbürger eine solche Verachtung bezeugt haben sollen, daß sie sich schließlich erhängten, wird so erzählt worden sein, wie man es ihnen gegönnt haben würde. Offenbar fabelhaft ist weiterhin der Pomp Alexanders, wie ihn z. B. Älian (IX, 3) erzählt, und hoffentlich wird auch eine Anzahl Greuel der griechischen Geschichte, wie z. B., was die Lokrer nach demselben Autor (IX, 8) an den Frauen vom Hause des jüngeren Dionys taten, ersonnen sein. Auch der Reiselügner ist hier nochmals Erwähnung zu tun. Die Erdichtung erfolgte bei ihnen in doppelter Richtung, indem erstens übertriebene und wunderbare Dinge, die im Orient sein sollten, frei ersonnen und zweitens griechische Mythen mitgenommen und hinverpflanzt wurden. Letzteres wagten besonders die Begleiter Alexanders, um ihm zu schmeicheln. Dieselben verlegten z. B. den Kaukasos aus dem Norden nach dem östlichen Meer, indem sie gewisse indische Berge Kaukasos nannten,

und zeigten dem König in den Paropamisaden eine heilige Höhle als das Gefängnis, woraus Herakles den Prometheus befreit habe. Alexander sollte damit, weil er gleich weit gelangt sei, dem Herakles verglichen werden.

Und nun offenbart sich eine eigentliche Fälschernatur der Hellenen besonders auch im Unterschieben von Dokumenten. Es ist höchst charakteristisch, daß gleich der erste Brief, der in der späteren Trojasage vorkommt, eine Fälschung ist. Später wurden vor allem, um die Leute zu ängstigen, endlos Chresmen gefälscht, ja man kann sagen, daß, was man an solchen besaß, fast alles unecht war. Ferner schmückte der Grieche mehr als eine andere Nation seine Literaturprodukte mit älteren Namen, ja er dichtete sie gerne sogar im Sinne einer älteren Welt. Wenn dabei bisweilen kaum auf das Gelingen der Täuschung gerechnet sein mochte, so lassen die meisten Fälle doch kaum eine andere Erklärung zu, weil sich frühe schon auch eine bestimmte Tendenz in diese Unterschiebungen hineinflicht; es mochte eben gar zu verführerisch sein, sich auf die Leichtgläubigkeit der Nation zu verlassen. Das stärkste Beispiel hiefür sind die orphischen Schriften, weil es sich dabei um eine Religionssekte handelt, die alles an den Namen eines Sängers der Vorwelt hängte. Aber auch fürstliche Sammler wurden später gerne betrogen: Man wartete z. B. dem Ptolemäos (Philadelphos?), als er die Werke des Aristoteles, dem Iuba, als er solche des Pythagoras sammeln wollte, mit alt aussehenden, gebeizten Handschriften auf.

Historie (Erkundung) im griechischen Sinne enthält nun neben der Geschichte Orts- und Länderkunde, ja Geschichte nach Ländern. Die Griechen sind spät dazu gekommen, aber dafür ist ihre Geschichtschreibung auch so gesund als möglich entstanden. Ihre Basis waren die Topographie des einzelnen Ortes oder Landes, die Ortsmythen, lokale Antiquitäten, Erinnerungen aller Art, wofür das Verzeichnis der olympischen Sieger, das (freilich notorisch aus der Erinnerung ergänzte) der spartanischen Könige, das der Prytanen von Korinth, der Archonten von Athen, der Priesterinnen von Argos und ähnliches der Art, das notwendigste chronologische Gerüst abgeben mochten. Erst nachdem man mit der Vaterstadt, dem einzelnen kleinen Staate, begonnen hatte, dessen Aufzeichnungen, wenn er solche besaß, eher wie Antiquitäten als wie Geschichte werden ausgesehen haben, ging man zur Geographie und Historiographie auch anderer Länder (d. h. zu deren Geschichte in geographischer Anordnung) und dann zu der Verflechtung der Schicksale mehrerer Länder über; aber man entschloß sich schwer und langsam, zumal zur Erzählung der nächsten Vergangenheit; auch brachte erst der Perserkrieg Ereignisse, die an Gesamtbedeutung für die Nation den mythischen gleichstanden, welche bisher alles Interesse auf sich gezogen hatten. Noch Heraklit hielt nicht viel vom allgemeinen Welt-

verlauf; „die Zeit ist ein spielendes und sich im Brettspiele übendes Kind und dieses Kind hat die Königsgewalt", ist sein Wort.

Ihren Anfang aber hat die hellenische Historiographie in Ionien gehabt, und zwar in Milet, welches überhaupt statt Athens die Lehrerin der Völker geworden wäre, wenn nicht die Knechtung durch die persische Übermacht (der wir die Schuld hieran lieber zumessen als dem üppigen Leben der Ionier) der geistigen Entwicklung ein gewaltsames Ziel gesetzt hätte. Von dieser Stadt gab es schon um 540 v. Chr. eine in Prosa verfaßte Gründungsgeschichte (κτίσις), die auch von dem übrigen Ionien handelte und einem Kadmos zugeschrieben wurde. Bereits um 502 aber, beim Beginn des ionischen Aufstandes, war hier Hekatäos ein Mann von Ansehen, der sein bald „Historien", bald „Genealogien" benanntes Geschichtswerk mit dem Satze beginnen durfte: „Also spricht Hekatäos von Milet: Ich schreibe dies so, wie es mir als wahr erscheint; denn die Erzählungen der Hellenen sind mannigfaltig und albern, wie mir vorkommt." Er ging hier auf die Stammsagen der Griechen ein und besonders auch auf die Stammbäume, und muß daneben auch manche Ereignisse der geschichtlichen Zeit erzählt haben.

Während dann Pherekydes von Leros, ähnlich dem früheren Akusilaos, welcher die Mythen seit dem Chaos in zusammenhängender Darstellung gesammelt hatte, hauptsächlich die mythisch-genealogische Forschung pflegte, verfuhr Charon von Lampsakos (mindestens bis 464 v. Chr.) eher in der Art des Hekatäos. Auch er schrieb zwar Jahrbücher (ὧροι) seiner Vaterstadt, daneben aber beschäftigte ihn die Völkerkunde des Orients: Er verfaßte einzelne Werke über Persien, Libyen, Äthiopien und war als Erzähler des Perserkrieges der Vorgänger Herodots. Ebenfalls von persischer Geschichte hatten schon früher die Werke des Dionysos von Milet gehandelt, erst zur Zeit der Perserkriege dagegen verfaßte Hippys von Rhegion als der erste eine Geschichte Siziliens, worin auch eine Darstellung der Besiedelung Italiens vorkam. Bis gegen den Peloponnesischen Krieg hin scheint ferner Xanthos, der Lyder, gelebt zu haben, der Verfasser eines auch geographisch und ethnographisch wichtigen Werkes über Lydien, das laut den Fragmenten treffliche Kunde gegeben haben muß. Dessen Zeitgenosse, der noch zu Anfang des Peloponnesischen Krieges lebte, der erste historische Gelehrte, Hellanikos von Mytilene, endlich vertrat alle möglichen Gattungen; er behandelte einzelne Sagenkreise und landschaftliche Mythen, entwickelte in den „Priesterinnen der (argivischen) Hera" und den „Siegern an den (lakedämonischen) Karneen" ein chronologisches System (im letzteren Werke vielleicht mit wichtigen Notizen zur Geschichte der Poesie und Musik von 676 an), schrieb außer über seine äolisch-lesbische Heimat und über Attika auch ein Werk über das persische Reich und gab in seinen Schriften, wenn auch in kurzer Form, eine Zeitgeschichte, deren Inhalt die

Ereignisse zwischen dem Persischen und dem Peloponnesischen Kriege waren.

Dies sind die Logographen, wie man Herodots Vorgänger gewöhnlich nennt, zu denen man noch seiner ethnographischen Schriften wegen den (freilich etwas jüngeren) Demokrit und diesen oder jenen früheren Philosophen rechnen könnte, von dem unter der Masse von Büchertiteln bei Diogenes Laertius Schriften historischen, biographischen, topographischen oder geographischen Inhalts zitiert werden. Sie alle schreiben ionisch, nicht um einer Dynastie oder eines Tempels willen, sondern frei aus eigenem innerem Interesse an den Dingen, und weil sie ein solches bei ihren Lesern voraussetzen; viele mögen wohl auch nur andere ab- oder ausgeschrieben haben, um bestimmte Kunden für sich zu besitzen. Während die großen Tragiker den Mythus auf ihre Weise in die Kur nehmen, sammeln sie ihn noch einmal stofflich und bringen ihn auch wohl (durch Genealogie und Chronologie) in ein System oder doch in einen größeren Zusammenhang; daneben aber erzählen sie die Lokalgeschichte oder Lokalsage ihrer Polis, berichten die Zeitgeschichte und entdecken Geographie und Geschichte des Orients, das heißt das begabte Volk katexochen beginnt Buch zu führen über die Welt überhaupt und hat dabei kein anderes „Prinzip" als das des Interessanten.

Das Verdienst dieser Geschichtschreibung aber wäre nicht bloß nach deren absolutem Wert (nach Inhalt und Tiefe) und namentlich nicht bloß nach dem relativen Wert für unsere Kuriosität zu beurteilen, sondern wesentlich nach der völligen Freiwilligkeit der Leistung. Es ist eine auch bei Voraussetzung des stärksten inneren Berufes und äußeren Begehrs erlaubte Vorfrage: Welchen Vorteil oder wenigstens Ersatz für die sehr großen Opfer der Autorschaft die Historiker und Geographen hatten. Solange es keine Art öffentlicher Anstalten zur Sammlung und Mehrung des Wissens gab, und auch kein Tempel — Delphi vielleicht ausgenommen — weitere Kunde sammelte als die, welche ihn selbst betraf, mußte ein jeder selber sammeln und sein Depositum bilden. Wir möchten nun gerne wissen, ob die Städte jemals ihre Logographen honorierten und etwa als Stadthistoriker anstellten, ob sie Reisende beauftragten und unterstützten, und ob es in ihnen Käufer für die Bücher gab, oder ob die Forscher, wie die meisten Philosophen, in freiwilliger Armut lebten. Nach unserem Eindruck geschah fast alles spontan, und die Tätigkeit muß eine wesentlich aufopfernde gewesen sein.

Dasselbe wird aber auch für die Kosmographen des 4. Jahrhunderts, die Fortsetzer von Anaximanders, Hekatäos und Demokrits Forschung, gelten. Auch sie hatten noch damit zu tun, die stärksten Wahnvorstellungen, die sich allmählich festgesetzt hatten, zu beseitigen, und so hat die systematische Geographie auch einem Eudoxos, Dikäarch und Ephoros vieles zu verdanken. Am meisten interessiert

uns aber Pytheas von Massalia, von dessen Perönlichkeit und Lage wir gar zu gerne Näheres wüßten. Er reiste nach 340 v. Chr., etwa zu derselben Zeit, da Alexander, in seiner Art auch ein großer Entdecker, die Welt eroberte, und man kann sich denken, daß so in den nämlichen Jahren Griechen zum ersten Male nach Thule und an den Indus gelangten. Seine Fahrt ging von Gades um Spanien herum und an der Küste von Frankreich vorbei nach Britannien, wo er das Zinnland besucht zu haben scheint, und dann bis sechs Tagefahrten nördlich von Britannien, bis nach dem genannten Thule, welches am ehesten irgendein Shetlandeiland ist. Er bestimmte die Lage des Bernsteinlandes und ist der erste und einzige Zeuge für die Unterscheidung von Skythen und Kelten an der Nordsee, während er von Germanen noch nichts weiß. In seiner Schrift, welche den Titel „Über den Ozean" führte, brachte er zuerst den Mond in Beziehung zu Ebbe und Flut und maß auch Fluthöhen. Wir möchten es ihm nun gerne gönnen, wenn er sich bei seinen Reisen der Unterstützung der massaliotischen Kaufmannschaft und selbst des Staates erfreut hätte, wie Müllenhoff anzunehmen geneigt ist; aber der einzige Zeuge, den wir über seine Verhältnisse haben, Polyb, nennt ihn ausdrücklich einen unbemittelten Privatmann (ἰδιώτης ἀνὴρ καὶ πένης), und dabei wird es wohl bleiben müssen.

Um aber auf die Logographen zurückzukommen, so faßt Dionys von Halikarnaß ihre Gesamtleistung in den Satz zusammen, „sie hätten teils hellenische, teils fremdvölkische Historien aufgeschrieben und nicht ineinander verflochten, sondern nach Städten und Völkern getrennt dargestellt und dabei das eine Ziel verfolgt: Was schriftlich erhalten war von Erinnerungen der Eingeborenen, mochte es in Tempeln oder an profanen Orten aufbewahrt sein, so wie sie es vorgefunden, indem sie weder dazu noch davon taten, zu allgemeiner Kunde zu bringen, samt altgeglaubten Mythen und dramatischen Hergängen, die unseren jetzigen Leuten kindisch vorkommen." Das Publikum aber, welches sie gefunden haben müssen, war dasselbe Volk, welches bisher ausschließlich auf den Mythus gehorcht hatte und nun wiederum begierig auf ein neues horchte. Inzwischen war freilich die Zeit eine literarische geworden, und für die vielen begann nun das Vorlesen. Da kam und las in Athen und vielleicht auch in Olympia: Herodot.

Von Herodots äußeren Schicksalen erfahren wir, daß er 484 zu Halikarnaß geboren wurde und in seinen Jünglingsjahren, von Artemisias Enkel Lygdamis vertrieben, lange in Samos lebte. Später half er seine Heimat von Lygdamis befreien, fand aber neuen Verdruß und zog wahrscheinlich zunächst nach Athen. Von hier aus beteiligte er sich irgendeinmal an der Kolonisation von Thurioi, und an diesem Orte scheint er sowohl die Hauptsache an seinem Werke geschrieben zu haben, als vor dem völligen Abschlusse desselben — denn es schließt zufällig und wie unvollendet — noch

vor der zweiten Hälfte des Peloponnesischen Krieges gestorben zu sein. Den völlig ionischen Geist, den er überall zeigt, mag der Bürger des dorischen Halikarnaß zu Samos in sich aufgenommen haben, und ebenda wird er sich seine volle Beherrschung des ionischen Dialektes angeeignet haben. Seine große Weltkenntnis förderten die Reisen, die er in seinen früheren Jahren bis Elephantine in Ägypten, nach Kyrene, Phönizien, Babylon, dem kimmerischen Bosporus, dem Skythenland und Kolchis unternahm; ob er nach Persien kam, ist fraglich. Mit welchen Mitteln er gereist ist, ob er, wie Thukydides, ein reicher Mann war oder ob er sich als Kaufmann durchhalf, weiß man nicht; jedenfalls hat er auch Gegenden besucht, wo eine kaufmännische Tätigkeit für ihn nicht denkbar ist. Da diese Reisen doch teilweise erst in die Jahrzehnte fallen, wo das vordere Kleinasien von den Persern wieder frei war, ist es auch ungewiß, ob er dabei immer den Schutz der persischen Behörden genoß. Der Plan zu seinem Werke, wie wir es jetzt haben, ist wohl erst allmählich in ihm gereift; außer demselben haben von ihm nach einem Zitat des Aristoteles auch „Assyrische Geschichten" faktisch existiert. Von ihm meldet nun wirklich eine alte Nachricht, daß er auf seine Vorlesungen in Athen hin aus der attischen Staatskasse ein Geschenk von zehn Talenten empfangen habe.

Mit einer Kraft, die nur von seinem reinen Forschungstrieb stammen konnte, ging Herodot an seine große Aufgabe, die darin bestand, den Gegensatz zwischen Griechenland und Asien mit seinem großen Ausgange im Perserkrieg darzustellen. Daß sein Werk daneben die Tendenz gehabt habe, eine Weltanschauung zu predigen, deren Inhalt die Anschauung der Wandelbarkeit des Irdischen, der Neid der Götter, die Verwerfung der maßverachtenden Hybris usw. war, scheint uns nicht ganz wahrscheinlich. Er spricht sich zwar oft und viel in diesem Sinne aus; aber diese Dinge sind nicht die Seele seines Buches, das heißt, er würde dasselbe nicht wegen einer Überzeugung geschrieben haben, die damals fast jedermann teilte. Uns scheint der einzige Zweck, den er bei seiner Darstellung des kolossalen, die verschiedensten Nationen in Konnex bringenden Konfliktes verfolgte, der in seiner Einleitung (I, 1) proklamierte gewesen zu sein: „Damit nicht große und wunderbare Taten, die teils von Hellenen, teils von Fremdvölkern getan worden sind, der Vergessenheit anheimfallen." Dies ist ein Gedanke, der keinem Ägypter oder Juden hätte kommen können.

Die Komposition ist episodisch bis zum VII. Buche; von der Schlacht bei Marathon an oder doch bald hernach folgen die Ereignisse sich ununterbrochen. Da Herodot es nicht mit einem einzelnen Reich oder Tempel, sondern mit der Welt im großen zu tun und dem genannten Zwecke gemäß einen enormen Vorrat des Wissenswürdigsten — und zwar zum erstenmal — zu erzählen hat, muß er so verfahren, und noch Späte, wie Ammianus Marcellinus, haben

ihn darin nachgeahmt. Er läßt jedes Land da, wo es in den Zusammenhang der Ereignisse eintritt, seine Geschichte, bald höchst umständlich (Ägypten), bald nur quantum satis erzählen.

Es gibt nun starke Stücke solcher Einschachtelung, und deshalb können wir uns O. Müllers bewunderndes Urteil: „Das Werk sei ein in sich so harmonisches und in seiner Art so vollkommenes Produkt, als es ein Menschenwerk nur immer sein kann", nicht völlig aneignen. Bei der so pressant beginnenden Krisis des ionischen Aufstandes gibt der Autor bei Anlaß der Werbereise des Aristagoras nach Athen und Sparta ganze große und wichtige Stücke der spartanischen, attischen und korinthischen Geschichte (V, 39—97) und fährt dann wieder ganz ruhig mit den weiteren Verrichtungen des Aristagoras fort. Auch (VI, 125—131) unmittelbar nach der Schlacht von Marathon erzählt er ruhig die Geschichte der Alkmäoniden, die Hochzeit der Agariste usw., und ebenso schachtelt er (IV, 168—199) seine ganze Geographie von Libyen in die mächtig vorwärtstreibende und furchtbare Geschichte der Pheretime ein. Das sind Reste von Ungeschicklichkeit. Aber deswegen möchten wir diese Parenthesen doch nicht ungeschrieben wünschen. Herodot strömt eben über von Erfragtem — dies bedeutet ja ἱστορία —, Geschichte und Geographie machen bei ihm Riesenschritte.

Seine große Frische stammt gutenteils daher, daß er mündliche Erzählungen aufzeichnet, ja sein meistes Erzählen ist der Art a priori mündlich, daß das Entlehnen aus schriftlichen Erzählungen daneben sofort als tot und langweilig erscheinen würde. Natürlich ist dabei das wenigste exakt, das meiste schon von selber typisch aufgefaßt. Nur schon im ersten Buch wimmelt es von solchen Geschichten, die, obwohl er sie als glaubwürdige Geschichte gibt, vollständig den Charakter der Novelle haben; es ist keine darunter, für die wir ihm nicht innig dankbar wären. Und zwar mögen es sehr viel weniger Erzählungen aus dem Munde von Asiaten als von Griechen sein, die in Asien, Ägypten, Skythenland usw. lebten. Dieser Art ist die ganze Mermnadengeschichte. Die Geschichte vom Tode des Kambyses geht rein orientalisch etwa bis zu den abgeschnittenen Ohren des Pseudosmerdis fort; von da an (III, 70) ist es eine völlig hellenisierte Novelle, vielleicht aus zehnter griechischer Hand. Die Beratung der sieben persischen Großen gleicht ganz dem Beginn eines Komplotts gegen den Ortstyrannen in einer Griechenstadt; auch das Eindringen in den Palast und die Tötung des Smerdis ist ganz in dieser Farbe gehalten, und vollends die Verfassungsdebatte, von der auch Herodot (80) zugibt, daß auch Griechen nicht daran glaubten. Schließlich gibt Dareios den Ausschlag für die Monarchie, als in welche sowohl Oligarchie als Demokratie mit der Zeit doch einmünden. Wie dieser dann aber die Krone erhält, ist eine der stärksten Satiren auf den Lauf der Welt: Nachdem man die höchsten Theorien und Reflexionen ausgepackt hat, entscheiden die List

eines Knechtes und die Begierde eines Tieres. Selbst wenn nämlich die Sage vom Pferd persisch wäre, indem „die Perser so und so erzählten", so käme ja doch erst durch die vorhergegangenen (jedenfalls griechischen) theoretischen Betrachtungen die wahre Komik hinein. Ganz mündlich, wie diese persischen Geschichten, voll Frische und typischer Wahrheit, sind auch die samischen von Polykrates bis Syloson und Mäandrios; zum Schönsten aber gehört doch immer die Anlage und Durchführung des ersten Buches, welches völlig mündlich und noch ganz wie ein Epos lautet.

Eine Menge Gründe und Motive, nicht, wie die Betreffenden sie hatten, aber wie sie sie gehabt haben könnten, und außerdem seine eigenen allgemeinen Gedanken legt Herodot in den von ihm selbst fingierten Gesprächen nieder, während er anderseits noch gar keine Volksreden bringt. Dieser Art sind außer den Reden Solons bei Krösos die meisten Reden und Gespräche des Xerxes mit seinen Großen (VII, 8 ff., 45 ff.). Artaban ist oft Herodot selbst, und namentlich vor und nach der Thermopylenschlacht funktioniert Demaratos nahezu wie ein dramatischer Konfident, gegen den sich dann Xerxes in wechselnden Reflexionen ergeht. Dies Verlegen des Für und Wider in Reden ist nicht erst Erfindung des räsonierenden Geistes der späteren Griechen, sondern ein natürlicher Übergang aus dem Naiv-Epischen ins Historische.

Vollendet reif in Komposition und Darstellung ist dann am Ende des V. und Anfang des VI. Buches die Geschichte des ionischen Aufstandes. Ganz meisterlich, indem Herodot es dem Leser nicht aufdrängt, sondern nur fein andeutet, ist die Wendung der Dinge in die Ionier selbst und ihren Charakter verlegt. Schon Aristagoras mit seiner Welttafel als (zuletzt sehr zudringlicher) ionischer Schwindler (V, 49) ist eine überaus sprechende Gestalt; wenn man aber die Insubordination der Griechen betrachtet, wie sie sich vor der Schlacht bei Lade darstellt, ist die moralische Kausalität mit Händen zu greifen. Wenn eine Darstellung, die auf den Nachweis des inneren, ursächlichen Zusammenhanges ausgeht, pragmatisch ist, so handhabt hier Herodot das Pragmatische schon mit dem größten Genie.

Über seine Objektivität haben wir von ihm das sein Verfahren im allgemeinen kennzeichnende Wort (VII, 152): „Ich habe die Pflicht zu erzählen, was erzählt wird; es zu glauben, bin ich nicht durchweg verpflichtet, und diese Erklärung soll für meine ganze Darstellung gelten." Auch scheidet er genau die Autopsie vom Hörensagen und gibt den Grad der Gewißheit an, indem er etwa (II, 99) sagt: „So weit geht meine Anschauung, mein eigene Meinung und meine Forschung; im ferneren werde ich die ägyptischen Erzählungen, wie ich sie gehört, berichten; doch ist etwas von eigener Anschauung auch hiebei." Man möge danebenhalten, wie die Geschichtschreiber anderer Völker eine Sache nur entweder gar

nicht oder apodiktisch zu sagen imstande sind, und man wird den enormen Fortschritt innewerden, der hier von den Griechen getan ist. Ein sprechendes Beispiel seiner ernstlichen Nachforschung ist die Stelle (II, 104 f.), wo er eine Verwandtschaft der Kolcher mit den Ägyptern nachzuweisen sucht und bei genauer Darlegung seiner Gründe dazu kommt, der Verbreitung der Beschneidung von Volk zu Volk nachzugehen. Dazu ist seine Feder auch sehr unabhängig; er braucht z. B., als er die Bestechung des spartanischen und des korinthischen Admirals durch Themistokles zu erzählen hat, nicht zu fragen, „ob noch Verwandte der Betreffenden leben".

Beim festesten Bewußtsein seines Wertes als Griechen, welches deutlich durchblickt, hat er doch gar keinen Dünkel gegen die fremden Völker; er respektiert nicht nur deren Macht und alte Kultur (womit ohnehin indirekt der Sieg der Griechen über Persien im Werte steigt), sondern es freut ihn überhaupt, wenn er feste Lebensformen (Nomoi) antrifft, mögen diese an sich mehr oder minder lobenswert sein. Mit Recht findet er, sagte Pindar (sein Zeitgenosse), daß der Nomos König über alles sei, und aus dem Hohne des Kambyses gegen Religion und Gebräuche schließt er (III, 38) direkt auf dessen Wahnsinn. Auch weiß er (ebenda), daß, wenn man allen Menschen aufgäbe, die besten Nomoi aus allen auszuwählen, alle die ihrigen bevorzugen würden.

Höchst bedeutend ist sein Verständnis fremder Religionen. Hiebei muß ihm freilich das griechische Bewußtsein (durch uralte Göttermischung und die von den Kolonien herstammende Kenntnis einer Menge von fremdvölkischen Kulten) längst vorgearbeitet haben; da er aber der erste ist, der in diesem Sinne spricht, so ist er für uns der Gründer der vergleichenden Religions- und Dogmengeschichte. — Andere alte Völker sind hierin national gebunden; ihre Götter sind national, wie die ihrer Feinde bei diesen; die Religion des Fremden, der ein Feind, ja unrein ist, kommt nur in Betracht, insofern sie seiner verhaßten Nationalität Macht verleiht; bei Siegen werden etwa die Götter der Feinde gewaltsam nach der Residenz des Siegers verpflanzt und ins dortige Göttersystem aufgenommen (so noch in Peru). Der Grieche dagegen ahnt und sucht, wenn auch nicht immer mit sonderlicher Kritik, Affinitäten und Identitäten fremder Götter mit den seinigen und forscht endlich innerhalb der Fremdenreligion eines nach dem anderen aus. Er hat keinen Abscheu gegen das Fremde; es interessiert ihn (I, 105), daß die Uranientempel auf Zypern und Kythera Ableger des uralten Tempels von Askalon sind u. dgl., und dabei geht ihm die große Anschauung eines zeitlichen Entstehens, Wachsens und Sichänderns der Religionen auf. So rechnet Herodot dem Herakles (II, 43 f.) sein ägyptisch-phönizisches und sein griechisches Dasein nach und löst ihn glücklich in zwei Gestalten auf; er läßt den Dionysosdienst (II, 49; vgl. 145 f.) erst relativ spät durch Melampus auftreten,

der ihn angeblich von Kadmos und seinen Phöniziern entlehnt hat, und entwickelt dabei seine Lehre von den „jüngsten Göttern". Er glaubt (II, 50 ff.) zu wissen, daß die hellenischen Götternamen aus der Fremde stammen, und daß die Pelasger, welche die Götter erst nur namenlos verehrten, diese Namen erst allmählich erfuhren, am spätesten den Dionysos. Von Beinamen, Ehren, Verrichtungen und Aussehen der Götter aber samt der Theogonie sagt er (II, 53), daß sie vollends erst von Homer und Hesiod stammten; „denn die angeblichen früheren Dichter halte ich für später". Wie die Namen, leitet er (II, 58) auch (dies vielleicht in hohem Grade richtig) feierliche Kulthandlungen (Festversammlungen, Prozessionen, Bittgänge) von den Ägyptern her, bei denen die Griechen sie gelernt; in Ägypten seien sie uralt, bei den Hellenen aber viel später eingeführt. Dies alles hindert ihn aber durchaus nicht an großer Pietät für die Götter und für heimische wie fremde Weihen und Kulte, für die samothrakischen wie für die ägyptischen; er will von ihnen ausdrücklich nur sagen, was alle Menschen wissen, und nur, soweit der Zusammenhang ihn dazu nötige.

Daneben mag man ihm einigen Rationalismus und Euhemerismus ante Euhemerum zugute halten. Höchst naiv ist es, wie er (II, 145f.) die drei jüngsten Götter (Dionysos, Herakles, Pan) chronologisch zu erwischen glaubt, indem er deren irdischen Müttern (Semele, Alkmene, Penelope) ihre Zeit nachrechnet; auch sticht seine Io, welche vom phönizischen Schiffsmann geschwängert wird und aus Furcht vor ihren Eltern freiwillig mit den Phöniziern davongeht (I, 5), arg ab neben der Io seines Zeitgenossen Äschylos. Auch seine politisch-militärische Probabilitätskritik gegenüber der Trojasage (II, 120) gehört hierher: er meint, Helena könne nicht in Troja gewesen sein, sonst würde man sie ausgeliefert haben, um den Krieg abzuwenden.

Aber es handelt sich nicht darum, daß ein solcher Forscher beim ersten Male das Richtige treffe, sondern darum, daß er ein für allemal das Vermögen und die Pflicht der Geschichte proklamiert, sich mit diesen Fragen zu befassen. Von seinen Resultaten könnte im einzelnen alles falsch sein, und dennoch bliebe ihm seine hohe Bedeutung als Gründer einer objektiven Religionsbetrachtung.

Auch in der Weltkunde, worin ihm freilich die Ionier viel vorgearbeitet hatten, ist Herodot für uns der ausgesprochenste Vertreter der Griechen, welche, obwohl sich deutlich von den fremden Völkern geschieden wissend, sich doch mit der ganzen Welt verwandt und auch durch ihren Mythus verflochten fühlen, wie ja auch gerade sie Heroen und Götter haben, welche in anderen Ländern reisen. Dieses Interesse, welches, als endlich der Hellenismus kam, auch auf die hellenisierten Fremdvölker übergegangen ist, hat er im höchsten Grade. Und nun kommen hinzu seine großen Eigenschaften: die Gabe der unmittelbaren Beobachtung, welche in neuerer

Zeit so oft glänzend bestätigt worden ist, und die kritische Sicherheit, womit er z. B. (VI, 36, 42, 45) diejenigen bekämpft, die den Okeanos um die rund wie eine Drehscheibe gedachte Erde strömen lassen und Asien und Europa als gleich groß annehmen, oder womit er bei Anlaß der Skythen (IV, 5 ff.) die echte skythische Stammsage, die Imagination der Pontusgriechen und ihr Hereinschleppen des Herakles, endlich die Phantasmen des Aristeas von Prokonnesos auseinanderhält und daneben seine eigene Ansicht durchführt: daß die Skythen auf dem Boden eines früheren, untergegangenen Kimmeriervolkes hausen. — Seine Anschauung (III, 106 ff.), daß die Ränder das Beste an der Welt seien, und daß Hellas mit seinen herrlich temperierten Jahreszeiten, und ebenso Indien und Äthiopien mit ihrer gewaltigen Tierwelt und Fruchtbarkeit dahin gehören, ist im Hinblick auf das dürre Persien und Arabien nicht so unverzeihlich.

Und schon gingen andere weiter, zumal diejenige Quelle, aus welcher Thukydides seine erstaunliche Ethnographie von Sizilien (VI, 2 ff.) schöpfte. Sie ist das Höchste, was an Aufzählung und richtiger Schichtung von Völkerbestandteilen im Altertum geleistet worden ist.

Von Thukydides wissen wir das Geburtsjahr nicht und vom Todesjahre nur, daß es in die Zeit nach der Wiederherstellung Athens fällt. Aus angesehenem attischem Hause hervorgegangen und mit einer reichen Frau verheiratet, verwandte er, wie sein Biograph Marcellinus sagt, seine Mittel zu Forschungen über die Geschichte des großen Krieges, den er sich zu erzählen vorgenommen, und dessen Bedeutung er schon vor dem Ausbruche geahnt hatte. Er ließ es sich zu diesem Zwecke zum Beispiel viel Geld kosten, nicht nur von athenischen, sondern auch spartanischen und anderen Soldaten die nötigen Aussagen zu erhalten, und ermittelte vermöge dieser Verhöre von Leuten beider Parteien aus der Übereinstimmung der mehreren die Wahrheit. Seiner Bildung nach gehörte er zu den höchsten Kreisen Athens: Als Philosoph war er Anaxagoreer und in der Redekunst Schüler Antiphons, doch sollen auch Gorgias und Prodikos stark auf ihn eingewirkt haben. In der inneren Politik spielte er keine Rolle, und die Rednerbühne bestieg er nicht; aber ein Kommando, das er 423 an der thrakischen Küste führte und wobei er das Unglück hatte, daß Brasidas ihm mit der Einnahme von Amphipolis zuvorkam, wurde, trotzdem, daß er bei dieser Gelegenheit Eïon hatte retten können, die Veranlassung seiner Verbannung aus Athen „wegen Verrates". Er hielt sich von da an großenteils in Skapte-Hyle, wo er infolge seiner Heirat Goldbergwerke besaß, aber auch an anderen Orten auf; nach Beendigung des Krieges konnte er zwar in die Heimat zurückkehren, soll aber hier nach wenigen Jahren gestorben sein, ohne sein Werk vollenden zu können, dessen Gesamtausarbeitung übrigens erst in das letzte Jahrzehnt seines Lebens fallen dürfte.

Thukydides gibt nun von der damaligen griechischen Geschichte nur, was den großen Kampf berührt, dieses aber fast chronologisch. Er weiß, daß dieser Kampf das größte Ereignis seit Menschengedenken ist, und hat sich vorgenommen, denselben mit vollkommener Wahrheitsliebe zu schildern. ausdrücklich nicht nach bloßem Befinden (ὡς ἐμοὶ ἐδόκει), sondern indem er den Dingen mit einer ehernen Objektivität auf den Grund geht. Zu dieser Aufgabe bringt er die Fähigkeit mit, alles, was man ihm berichtet hat, als Kundiger nachzudenken und durch seinen Geist gehen zu lassen; für Gründe, Anlässe, Verlauf und Ergebnis des großen Prozesses hat er den allerweitesten Ausblick: Man sieht, wie die Dinge steigen und unvermeidlich werden; ohne aufdringliche Bemerkungen, mit den leisesten Mitteln läßt er uns die Notwendigkeit als solche empfinden. So hat er denn der Welt den großen Dienst geleistet, zu zeigen, bis zu welchem Grade eine Krisis sich wahrheitsliebend schildern läßt. Während er aber zu diesem Zwecke die Tatsachen mit großer Umständlichkeit beschreibt und motiviert, spricht er wenig eigene Meinung oder gar moralisches Urteil aus; letzteres wird in den furchtbaren allgemeinen Kapiteln (III, 82 f.) absolviert, wo er einmal zu einer Taxation des moralischen Tiefstandes der Hellenen übergeht; eine Nutzanwendung für die Zukunft aber zieht er selber nicht, sondern überläßt sie denjenigen, für welche er sein Werk zum „dauernden Studium" schreibt, damit sie künftig in ähnlichen Fällen das Heilsame unterscheiden. Eines seiner seltenen politischen Gesamturteile erhalten wir da, wo er die Zwischenverfassung nach Aufhebung der Vierhundert als die beste nennt, die er erlebt habe, nämlich als gemäßigte Mischung von Oligarchie und Demokratie (VIII, 97).

Die Gesinnungen, aus welchen das Tun hervorgeht, läßt Thukydides sich hauptsächlich in den Reden äußern, die er den handelnden Personen in den Mund legt. Wegen der Leichtigkeit, welche die Griechen hatten, Gesagtes aufzufassen, und wegen der momentanen Wichtigkeit vieler solcher Reden konnte er hiefür viel überliefertes Substrat besitzen; doch bekennt er, daß er sich nur soviel wie möglich daran halte, sonst aber seine Personen das ihrer Lage Angemessenste (τὰ δέοντα μάλιστα) sprechen lasse. In der Tat verzichtet er nicht nur auf mimisch und landschaftlich genaue dramatische Nachahmung, sondern hat auch gewiß oft in einer Rede das bei verschiedenen Anlässen Gesagte zusammengefaßt. Ihn selbst mag man am ehesten etwa in der Rede des spartanischen Gesandten zu hören glauben, welcher den Athenern gegen Freilassung der auf Sphakteria Eingeschlossenen Frieden und Bündnis anbietet; hier mag er persönlich der Meinung gewesen sein, daß jetzt ein billiger Friedensschluß das beste gewesen wäre.

Während er aber die Leute völlig in ihrem Charakter reden und handeln läßt, begnügt er sich in der eigentlichen Charakteristik mit

wenig Worten. Bei Perikles' Tode gibt er (II, 65) rein nur das Politische, dieses aber vom höchsten Gesichtspunkt aus, so daß die kurze Stelle das Fundament des ganzen seitherigen Urteiles geblieben ist, und vermeidet selbst hier auf das strengste alle weiteren Personalien, und ähnlich sparsam ist er überall. Ob das ausgezeichnete Lob des Brasidas (IV, 81) reine, hohe Objektivität ist, oder ob es ihm wohl tut, in seinem eigenen Kommando einem großen Manne gegenübergestanden zu haben, dürfte sich freilich fragen lassen.

Der eigentliche große Fortschritt aber über Herodot und alle früheren Griechen und alle alten Nationen hinaus liegt in der Subsumtion der Ereignisse oder Phänomene unter allgemeine Gesamtbeobachtungen. Ob er die Fähigkeit hiezu ganz sich selbst verdankt, oder ob ihm etwa seine Lehrer Anaxagoras und Antiphon oder gar die verrufenen Sophisten in dieser Beziehung vorgearbeitet haben, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls kommt die allgemeine politische Reife Athens in ihm zum Worte, und für uns ist er der Vater des kulturhistorischen Urteiles, d. h. in derjenigen Weise die Dinge zu betrachten, hinter die die Welt nun einmal nicht mehr zurück darf. Mag er nun auch im einzelnen häufig irren, so ist er doch für alle Zeiten der große Bahnbrecher.

Für diese subsumierende Behandlung ist von allerhöchster Bedeutung und auf alle Weise eine große Neuerung die Einleitung des ersten Buches mit ihrer als Konstruktion gegebenen älteren Geschichte der Hellenen (I, 2 ff.). Indem er mit der Frage nach den Ursachen des häufigen Wohnungswechsels beginnt, findet er diese in der Notwendigkeit, vor einer Überzahl zu weichen, und in der Leichtigkeit des Entschlusses, bei mangelndem Handel, dürftigem Ackerbau, unbefestigten Orten und leichter Möglichkeit, die tägliche Notdurft zu befriedigen. Er erkennt, daß der beste Boden (Thessalien, Böotien, der Peloponnes außer Arkadien) die meisten Wanderungen über sich ergehen lassen mußte, indem sich hier, sobald einige zu größerem Besitz und Einfluß gelangten, innere Zwistigkeiten erhoben, woran man zugrunde ging, und zugleich auch Leute anderen Stammes solchen Bevölkerungen mehr nachstellten; Attika dagegen wegen seines mageren Bodens blieb von Unruhen meist frei und behielt dieselbe Bevölkerung. So dient zum Beweis, daß die griechischen Länder wegen der Wanderungen nicht gleichmäßig emporkamen, gerade das schnelle und starke Wachsen des davon nicht mitgenommenen Athen. — Nachdem er dann seine Theorie vom Wechsel der Völkernamen und vom Gesamtnamen „Hellenen" gegeben (3), führt er (4 f.) aus, wie der Ur-Seeraub mit dem Überfall von noch unummauerten, dorfartigen Städten bei den Mächtigen zur Bereicherung, bei den Ärmeren zur Fristung des Lebens gedient habe und keine Schande gewesen sei, was schon bei den Dichtern die naiven Nachfragen, ob ein Ankommender Seeräuber sei, bewiesen; der Landraub, der bei den Ozolern, Akarnanen, Ätolern

noch in der Gegenwart des Autors gedeihe, sei einfach die alte Sitte (παλαιὸς τρόπος). — Weiterhin (6) wird bei Anlaß des Umstandes, daß einst auch die Hellenen, wie jetzt noch die Asiaten, gegürtet zum Wettkampf gingen, die Ahnung ausgesprochen, daß Hellenen und Nichtgriechen ein Zeit- und Kulturunterschied seien, indem einer noch in manchem anderen nachweisen könnte, daß die althellenische Art der fremdvölkischen gleichartig gewesen sei. Es wird (7) die Beobachtung mitgeteilt, daß die neuen, seit der Entwicklung des Seewesens gebauten Städte am Meere oder auf Isthmen, die älteren des damaligen Seeraubes wegen landeinwärts, entfernt vom Meer angelegt worden seien. — Umständlich wird (8 ff.) gelegentlich des Minos und Agamemnon dargelegt, wie Thukydides sich die Unterwerfung einer Stadt unter die andere und die Bildung einer Macht in der alten Zeit denkt, und das Trügerische der Schätzung vergangener Macht nach den Bauwerken an dem Beispiele Spartas und Athens nachgewiesen, die eine spätere Zukunft bloß hiernach ganz falsch beurteilen würde. Ergötzlich klingt dann freilich das Nachrechnen des Trojanischen Krieges in ökonomischer, statistischer, militärischer und politischer Beziehung, wobei er z. B. findet, an dem Umstande, daß die Ausrüstung für eine gesamtgriechische nicht bedeutend war, sei nicht die Spärlichkeit der Bevölkerung, sondern die der Mittel schuld gewesen; denn aus Sorge um die Nahrung hätte man nur gerade so viele Leute mitgeführt, und naiv ist es auch, wie er an die troischen Ereignisse die späteren Wanderungen anhängt. Aber die allgemeinen Phänomene hat er richtig: Die Gründung von Poleis durch Ausgetriebene aus anderen Poleis, auch die Verbreitung eines kleinen ausgetriebenen Volkes, das an neuer Stelle zu einem herrschenden wird, wie dies mit den aus dem thessalischen Arne ausgetriebenen Böotiern der Fall war. Und auch für das weitere, nach der dorischen Wanderung, hat er merkwürdige Blicke, wenn er z. B. (13 f.) die Tyrannis daraus ableitet, daß die Einkünfte größer geworden seien als zur Zeit des heroischen Königtums, oder die Seemacht der hellenischen Staaten zusammen mit dem zuerst in Korinth aufgekommenen Trierenbau sich entwickeln läßt oder auf die Schwierigkeit aller großen gemeinsamen Unternehmungen hinweist, indem in der alten Zeit nur der Krieg zwischen Chalkis und Eretria auch das übrige Hellas dazu brachte, sich in zwei große Parteien zu spalten (15). — In diesen Kapiteln wendet sich der hellenische Geist mit einer genialen Divination auf die Geschichte der Vergangenheit zurück; auch diese Betrachtungen könnten alle unrichtig sein und würden doch ihre ungeheure Bedeutung für das allgemeine geschichtliche Urteil auf alle Zeiten behalten.

Soweit hatte der allgemeine politische Sinn Athens auch den Blick auf die Machtverhältnisse der Vergangenheit geschärft; für die Schilderung derjenigen seiner Gegenwart ist dann Thukydides

geradezu der Anfänger und Vollender, wenn er auch leider vieles nicht meldet, was für uns ungemein wichtig wäre, sich aber für ihn und sein Zeitgenossen von selber versteht, und so z. B. genaue Zahlen von Aufgeboten, Kleruchien usw. gibt, aber nie sagt, wie viele athenische Bürger es gab und welches deren Proportion zu den Sklaven war. Auch die politische Stellung und Macht spricht sich bei ihm übrigens gerne in den Reden aus.

Schließlich möge auch hier noch der nach vorzüglicher Quelle gearbeiteten Ethnographie von Sizilien am Anfang des VI. Buches gedacht werden, und auch auf die große Aufzählung der um Syrakus beteiligten Völker und Zuzüger nach Stämmen sowie nach Zwang und Freiwilligkeit (VII, 57) möge hier noch besonders verwiesen sein.

Zugegeben ist, daß der Ausdruck bei Thukydides öfter dunkel ist. Dionys von Halikarnaß, der über seine Ausdrucksweise bis ins kleinste Detail handelt, hebt auch die Schwierigkeiten seiner Sprache genügend hervor und ebenso tut dies Cicero, sosehr er sonst die Wucht seiner Rede anerkennt. Dafür wird mit Recht seine große sachliche Durchsichtigkeit gerühmt, dergleichen für uns wegen der Trennung zwischen populärem Wissen und bestimmten Fachstudien und wegen der komplizierteren Einrichtungen des modernen Lebens kaum mehr zu erreichen ist.

Persönlichkeit und Entschluß des Thukydides sind offenbar exzeptionell; er erhöht mit Herodot zusammen plötzlich den allgemeinen Maßstab, und wir können sagen, daß die beiden großen Historiker schon an sich gewaltige kulturhistorische Fakta sind. Ihnen gegenüber scheinen die späteren Geschichtschreiber eher in die Geschichte der Literatur als in die allgemeine Kulturgeschichte zu gehören; doch müßte man für Xenophon eine Ausnahme machen, wäre es nur wegen der zwei ersten Bücher der Hellenika, worin die letzten Zeiten des Peloponnesischen Krieges und die Zeit der dreißig Tyrannen so ergreifend und reich dargestellt sind, daß man schon an Benützung thukydideischer „Materialien" hat denken können. Von diesen gewaltig und herrlich geschriebenen Partien stechen dann freilich die späteren Teile stark ab. Vom dritten Buche an hat man es mit bloßen Annalen der spartanischen Macht oder mit einem Journal des spartanischen Hauptquartiers zu tun; der panhellenische und der größere politische Blick gehen verloren, und für das Aufkommen Thebens hat Xenophon so wenig Sinn, daß er selbst die Namen der zwei großen Thebaner fast bis ans Ende verschweigt, wo es ihn förmlich würgt, sie doch nennen zu müssen, und ebenso die ganze Herstellung von Messene und Arkadien übergeht. Weil sein Agesilaos Theben auf den Tod haßte, benimmt er sich hier ungefähr, wie es die mohammedanischen Historiker in solchen Fällen tun, und gerade das scheinbar objektive Weitersprechen verdeckt nur die tiefste Parteilichkeit.

Die Memorabilien und die übrigen sokratischen Schriften Xeno-

phons geben, woran wir beiläufig erinnern wollen, nach unserer Ansicht neben einigen Partien Platos das treueste Bild vom wirklichen Wesen des Weisen. Einen großen Schritt seitwärts tut der Autor mit der Kyropädie, indem er eine geschichtliche Grundlage zu einem freien Tendenzbild benützt. Kyros ist hier das Ideal eines nach sokratischen Begriffen gebildeten Monarchen, nach den Vorstellungen eines Hellenen, wie der der attischen Demokratie feindlich gesinnte und zum Dorismus hinneigende Xenophon war, gerade wie dessen Ideal eines Feldherrn Agesilaos ist; bei der scheinbar völligen Naivität erinnert nichts an eine Kunstabsicht. Unter den ganz großen Leistungen Xenophons dagegen wird immer das Vorbild von Cäsars Kommentarien, die Anabasis, genannt werden müssen. In diesem nach offenbar unmittelbaren und guten Aufzeichnungen vielleicht zwanzig Jahre nach dem Zuge des jüngeren Kyros redigierten Werke, worin der Autor von sich selbst beständig in der dritten Person spricht, wird mit herodoteischem Geiste eine unbeschreibliche Reihe von Bildern vor uns entrollt. Es ist nicht die Geschichte eines Feldherrn, sondern die einer Heeresgemeinde; aber jene Hellenenschar unter fremden Völkern, an deren Kämpfe und Schicksale alle jene Schilderungen von Ereignissen, Gegenden und Völkern geknüpft sind, tritt, wie man bei öfterem Lesen immer stärker empfindet, völlig in den Rang eines lebenden Wesens. Dabei ist das Werk schmucklos, ohne alle gesuchte Beredsamkeit; die Wirkung wird völlig dem Geschehenen überlassen. Für die vollendete Objektivität ist mit Recht unter anderem die Erzählung vom Morde der Feldherren (II, 5) berühmt. Man fragt sich, ob vor Xenophon irgend etwas von diesem Wert an Gegenstand und Darstellung zugleich vorhanden war.

Über alle folgenden Autoren fassen wir uns hier kurz. Wir würden sonst zunächst von den Isokrates-Schülern Ephoros und Theopomp zu sprechen haben, von denen jener in dreißig Büchern die Taten der Hellenen und Fremdvölker von der Rückkehr der Herakliden bis zu Philipps Belagerung von Perinth (340 v. Chr.) darstellte, dieser in seinen zwölf Büchern Hellenika (parallel mit Xenophons ersten Büchern) den Thukydides bis zur Schlacht bei Knidos fortsetzte, in den 58 Büchern Philippika aber die Geschichte Griechenlands im philippischen Zeitalter gab. Ferner würde Kallisthenes zu nennen sein, der außer seinen hellenischen Geschichten, worin er die Ereignisse vom Antalkidasfrieden bis zum Heiligen Krieg mitteilte, eine Darstellung von Alexanders Zug schrieb, den er bekanntlich zu seinem Unglück mitgemacht hat, und ebenso Duris von Samos, der in seinen Historien bis zum Tode des Lysimachos (281) kam. Neben vielen anderen hätten wir dann besonders auch der sizilischen Geschichtschreiber Erwähnung zu tun: des Philistos, der eine Geschichte Siziliens und eine des älteren Dionys verfaßte, seines Fortsetzers Athanis, der bis auf Dion kam, und des Timäos,

der die Geschichte der Insel von der ältesten Zeit bis zum ersten Punischen Krieg behandelte. Sie alle sind verloren; aber aus den erhaltenen Notizen über sie, aus den Fragmenten und aus den Autoren, welche sie ausschreiben, ersehen wir, welch eine unendliche Tätigkeit in die Geschichtsforschung gekommen war. Es müssen in dieser Literatur ganz herrliche Werke vorhanden gewesen sein; denken wir z. B. nur, welch hohe Idee wir von den letztgenannten Sikelioten durch Diodor erhalten, der ihnen die Kenntnis des schmerzenreichen Schicksals seiner schönen Insel verdankt. Freilich, was längst vergangene Zeiten betrifft, werden auch sie vielfach an dem Mangel der historischen Kritik gekrankt haben, und auch das Rhetorische nahm gewiß oft einen zu breiten Raum ein; auch kann man sich kaum der Beobachtung entziehen, daß das 3. und 2. Jahrhundert ärmer als das 4. waren; denn der große Geschichtschreiber des 2. Jahrhunderts, Polyb, ist doch nicht rein aus dem hellenischen Wesen, sondern nur daher denkbar, daß inzwischen Rom aufgekommen war. Aber trotz allem macht, was wir von den historischen Leistungen dieser Zeiten hören, den Eindruck hoher Achtbarkeit; die Griechen haben einmal ihre Geschichte nicht mehr aus den Augen gelassen.

Auch die historischen Aufgaben vermehrten sich, und es bildeten sich Seitengattungen. Wir erinnern hier vor allem noch einmal an die Politien des Aristoteles. Eine große Erweiterung des Gesichtskreises, von der Geschichte auf die allgemeine Kultur, möchte sodann bei dessen Schüler Dikäarch vorhanden gewesen sein, dessen Hauptwerk „Über das Leben von Hellas" in drei Büchern eine Darstellung des geographischen, politischen und moralischen Zustandes von Griechenland sowohl in seinem Werden wie in seiner damaligen Beschaffenheit, also einen Inbegriff alles dessen gab, was zur Charakteristik des griechischen Lebens gehörte.

Auch der Monographien über Gau- und Stadtgeschichten ist hier zu gedenken, worüber sich bei Grammatikern und Lexikographen so viele Notizen finden. Wir erinnern hier vor allem an die im 3. Jahrhundert verfaßte Atthis des Philochoros, dessen Tätigkeit überhaupt eine erstaunlich vielseitige muß gewesen sein; aber schon gleichzeitig mit dem großen Alexander schrieb ein Bruder des Antigonos und Kamerad des Königs, Marsyas von Pella, Makedonika in zehn Büchern, welche mit den frühesten Königen Makedoniens begannen und bis zu Alexanders Rückkehr aus Ägypten reichten, und ein gewisser Kriton aus Pieria verfaßte später Pallenika, eine Gründung von Syrakus, Persika, Sikelika, eine Beschreibung von Syrakus, und ein Werk über die Herrschaft der Makedonier. Auch in der Geographie fängt die Monographie an eine Rolle zu spielen: Durch Beschreibungen (περιηγήσεις) von hellenischen Landschaften und Örtlichkeiten erwarb sich im 2. Jahrhundert Polemon unter

anderen einen Namen; auch der Dichter Nikandros verfaßte eine Beschreibung Ätoliens, wo er sich öfter aufgehalten haben soll.

Im Gegensatze zu diesen Spezialschriften stehen dann die der Sammelhistoriker. Polyb stellte den verzettelten Einzelgeschichten (σποράδες πράξεις) der früheren Zeit die jetzige, auf das Ganze gehende (σωματοειδής) Historie gegenüber und in der augusteischen Zeit verfaßte Diodor aus Sizilien, kein großer Autor, aber ein solcher, dem, wie gesagt, gute Quellen zu Gebote standen, seine „historische Bibliothek" und Nikolaos von Damaskos seine allgemeine Geschichte: Es waren die frühesten Universalhistorien.

Neben dieser eifrigen Beschäftigung mit der Vergangenheit mochte dann immerhin auch einmal die Ansicht vom geringen Lehrwert der Geschichte, etwa wie bei Schopenhauer, zum Ausdrucke gelangen. In diesem Sinne äußert sich wiederholt Mark Aurel, indem er z. B. sagt: „Unsere Nachwelt wird nichts Neues sehen, und unsere Vorwelt hat nicht mehr gesehen als wir; ein vierzigjähriger Mann, der nur gemeinen Menschenverstand hat, hat schon alles gesehen, was vor seinen Zeiten geschehen ist und nach seinen Zeiten geschehen wird, weil es einerlei ist mit dem, was er selbst erlebt."

Die Welt aber hat, sobald sie aus dem Zustand der Roheit heraus war, an die Geschichtschreiber der Hellenen anknüpfen müssen und wird von ihnen nicht mehr loskommen. Während die sonstigen wissenschaftlichen Leistungen dieser Nation nur noch aus Pietätsinteresse berücksichtigt werden und wir das Material des Wissens nicht von den Griechen zu lernen brauchen, ist man hier an die griechische Forschung selbst und an ihre Resultate gebunden. Im übrigen aber macht die historische Wissenschaft der Griechen denselben Eindruck auf uns wie die übrige Wissenschaft: den der Jugendlichkeit und des Erfrischenden. Wir fühlen bei ihnen die vollkommene Unabhängigkeit von allen Vorschriften und die Freude des Selbsterwerbens heraus. Bei ihnen ist immer freier Wille gewesen; darum sind sie Vorbilder für alle Zeiten geworden.

Neunter Abschnitt

DER HELLENISCHE MENSCH IN SEINER ZEITLICHEN ENTWICKLUNG

I. Der heroische Mensch

Neuere gehen bei Taxierung des Wertes der einzelnen Zivilisationen etwa von „Fortschritten" und „Erfindungen" aus, wobei dann die Griechen sehr zu kurz kommen. Ägypter und Babylonier sind schon Jahrtausende her sehr fleißige Leute gewesen und haben technische, mechanische, chemische Leistungen der höchsten Art aufzuweisen, bevor sie ihr Tagediebleben begannen. „In materieller Beziehung haben die Griechen auch nicht eine nennenswerte Erfindung hinterlassen", sagt Hellwald; „ja auch in ihrer Gedankenwelt und Formenwelt haben sie sich den stärksten vorderasiatischen Einflüssen gar nicht entzogen."

Es ließe sich auf die letzte Behauptung entgegnen, daß sie eben nur allem ihre Fasson gegeben haben. Was aber jene „Fortschritte" betrifft, so ist darüber zweierlei zu sagen. Erstlich ist die Ansicht erweislich falsch, daß sich mit der materiellen Bereicherung und Verfeinerung des Lebens auch der geistige Fortschritt einstelle, indem erst mit der Armut auch die Roheit verschwinde. Hie und da offenbart bei bevorzugten Rassen, auch wenn die materielle Kultur sehr mäßig ist und der von Hellwald so hoch geschätzte und vom Luxus so sorglich unterschiedene „Komfort" gänzlich fehlt, alles, was von der Seele eines Volkes abhängt, schon die höchste und reichste Schönheit, und nun geht ja über die Geschichte der Nausikaa an Seelenschönheit und Zartheit nichts mehr hinaus. Sodann aber garantiert die materielle Bereicherung und Verfeinerung des Lebens nicht gegen die Roheit. Diejenigen Klassen, welche mit ihr emporgekommen, sind oft unter luxuriöser Tünche erst recht roh und gemein und die, welche unten bleiben, vollends. Und ferner führt sie mit sich auch die Ausnützung und Erschöpfung der Erdoberfläche sowie die Vermehrung und Verpöbelung der städtischen Menschheit, das heißt alles, was auf den Untergang hindrängt, auf jenen Zustand, da sich die Welt doch wieder nach „Erfrischung" durch noch unverbrauchte Naturkräfte, also nach einer neuen „Roheit" umsieht.

Da wir nun hier die Griechen nicht nach ihrem äußeren, materiellen Dasein zu schildern haben, dürfen wir auch die materielle Tradition, die sie von Vorderasien empfingen, glücklicherweise übergehen. Sie selbst haben ja anderen Völkern ihre Erfindungen und Entdeckungen im ganzen gerne gelassen, wenn auch etwa einmal

ihr Ehrgeiz erwachte und fand, es wäre doch schön, dergleichen auch gemacht zu haben; für die mythische Anschauung der Kulturfortschritte hatten sie neben anderen Verbildlichungen ihren Prometheus, der der Menschheit das Feuer gebracht und sie vom Verzehren des rohen Fleisches (ὠμοφαγία) befreit hatte.

Überhaupt ist hier nicht von den ersten Anfängen zu sprechen. Vor allem nicht von der hypothetischen allgemeinen Urgeschichte der Menschheit, wovon Lucrez — wahrscheinlich nach epikureischer Doktrin — ein immerhin lesenswertes Bild gibt, ebenso nicht von den prähistorischen Menschen, den Troglodyten und makedonischen Pfahlbaumenschen, nicht von der vermutlichen Einwanderungsgeschichte und von der Konstruktion des hellenischen Volkes aus älteren Bestandteilen, zumal auch nicht von den verrufenen Pelasgern. Da ferner lebendig doch nur der mythisch-heroische Mensch überliefert ist, und die archäologische Forschung täglich neue Resultate bringen kann, beschäftigt uns auch die Frage, wer die Herrschenden und Dienenden von Alt-Ilion, Orchomenos, Tiryns, Mykenä waren, hier nicht, und nur kurz wollen wir auch darauf hinweisen, daß die Griechen außerhalb ihres Landes urkundlich waren, bevor sie auf eigene Rechnung in ihrem Lande selbst mythisch sind. Wir denken dabei an die ägyptischen Inschriften des 14. Jahrhunderts, welche die Namen der Dardana (Dardaner), Daanau (Danaer), Tekkra (Teukrer), Akaiuscha (Achäer) usw. als Gefangener der Ägypter enthalten und, wenn die Namendeutung richtig ist, auf Raubfahrten gegen Ägypten schließen lassen, die, was die Entfernung betrifft, nur an den Wikingszügen ihr Gegenstück haben. Der Heroenmythus trennt diese uralte Welt von der historischen bald nur wie ein zarter Schleier, bald wie ein dichter, fester Vorhang; wir sehen von jenseits her etwas schimmern oder hören auch nur Waffenklang und Rossestampfen, dumpfen Ruf und Ruderschlag; es ist das alte Tatsächliche, das aber nicht mehr als solches zu uns hindurchdringen kann. Und es ist kaum ein Schade darum; die alten Piraten dürften vielmehr froh sein, daß man von ihnen nichts Näheres weiß; es würde kaum erbaulich lauten. Der Vorhang allein macht das Tatsächliche, also Vergängliche, zum Unvergänglichen.

Im weiteren sind hier auch die Wandersagen und die frühesten mythischen Städteeroberungen zu übergehen. Von jenen ist das für uns Brauchbare schon bei früherer Gelegenheit erörtert worden; was diese betrifft, so sind die Städteeroberungen des Herakles sachlich und zeitlich von sehr verschiedenem Ursprung. Jedenfalls aber wollen einzelne Städte, wie Athen und Theben, schon enorm viel erlebt haben, bevor sie in die urkundliche Geschichte eintraten, und es ließe sich fragen, ob die ganze übrige Welt noch eine einzige Stadt von so schicksalsreichen Präzedentien, wie Theben, besessen habe.

Schließlich ist hier auch eine Charakteristik nach Stämmen zu

unterlassen, so stark auch die Gegensätze bei den Kolonialgründungen und später noch im Peloponnesischen Kriege betont werden, und wenn schon z. B. bei Thukydides (I, 124) die Korinther meinen: „Man muß den Potidäaten helfen, weil sie Dorer sind und von Ioniern belagert werden." Diese Gegensätze wurden, wenigstens in der späteren Zeit, nur wieder aufgerufen, wo es diente.

Das Volk, das in der Welt die Griechen hieß, hat nun in den verschiedenen Epochen seines Lebens eine ganz ungemein verschiedene Ausdehnung gehabt, und man hat sich bei ihm immer wieder den stark veränderten geographischen Horizont klarzumachen. So erhebt sich denn auch schon für den Mythus sowohl der vortroischen als der troischen Generation und der Nostoi die Frage nach dem Schauplatze, wobei wir davon absehen wollen, daß das Terrain selbst noch in Wanderung begriffen ist, indem der Hellespont, der Euripus, der Faro von Sizilien ein früher zusammenhängendes Land durchrissen haben sollen, und Lesbos als ein Fragment des Ida, der Ossa als eines des Olymp gilt usw. Als Gaue der Sage kommen natürlich vor allem der Peloponnes mit den westlichen Inseln, Hellas und Thessalien in Betracht; aber auch noch Ätolien ist damals berühmt, und sogar Epirus. Ferner wird ein ansehnlicher Küstenrand in Makedonien und Thrakien als griechisch vorausgesetzt: in dem perrhäbisch-magnetischen Gyrton am Fuße des Olymp herrschten Peirithoos und Ixion; auf der Halbinsel Pallene hausten die Giganten, welche Herakles erlegte; Asteropaios, der Sohn des Pelegon, stammt aus dem späteren Makedonien; Abdera hieß nach Abderos, welchen die Rosse des Diomed fraßen; auf Samothrake waren Iasion und Dardanos zu Hause, zu geschweigen des Orpheus, der nach dem Thrakien der Sänger, d. h. Pierien gehört, und unter anderem im Dorf Pimpleia bei Dion wohnte. Ferner ist die nordwestliche Ecke von Kleinasien nebst Lesbos im Mythus hochberühmt. Die Ilias zeigt eine ganz spezielle Kenntnis der ganzen Gegend am Ida; an den dortigen Höfen mögen Homers Vorgänger ihre Lieder gesungen haben; auch der Weg der Argonauten bis Kolchis ist in den großen, heroischen Mythos aufgenommen und südlich reicht derselbe über das wenigstens durch die späteren Schicksale der Auge und die des Telephos bekannte mythische Pergamos bis an den Berg Sipylos, wo Tantalos, Pelops und Niobe hausen. Dagegen ist ganz Ionien, wo doch Homer lebte und sang, von dem Gesamtmythus wie abgeschnitten, obschon es dort an der ganzen Küste an religiösen Einzelmythen nicht fehlte. Die Bevölkerung muß irgendwie nicht die Kräfte gehabt oder den Moment verpaßt haben, sich in denselben hineinzuflechten, weshalb die von Curtius vertretene Annahme, daß sie schon vor der dorischen Wanderung urgriechisch gewesen sei, uns nicht ganz sicher erscheint. Erst Rhodos ist dann wieder schon von alters her der Sitz der aus Kreta gekommenen Telchinen, und das Heiligtum der Athene zu Lindos ist von den Danaiden gestiftet;

zumal aber folgt nun ganz unvermutet als eine mythenberühmte Gegend Lykien mit seinem alten Apollsdienst, seinen Sagen von Leto, die mit ihren Kindern hier Pflege gefunden, und dem Mythus von Bellerophontes und der Chimära. Mythisch hochberühmt ist auch eine Anzahl von Inseln, und besonders wird die Bedeutung Kretas für den Mythus immer merkwürdig sein. Was aber die weiteren Gründungen am Strand von Pamphylien, in Kilikien und auf Zypern betrifft, so werden wir nie mehr in den Prozeß hineinsehen, wodurch sie griechisch waren oder wurden; neben denjenigen, die sich durch Anknüpfung an die Nosten als nachheroisch zu erkennen geben, gibt es auch etwa eine, welche deutlich älter sein möchte. Wo dann der Mythus nach Phönizien und nach Ägypten züngelt (Andromeda, Busiris, Proteus), ist er nur schön fabelhaft.

Wie bei der kleinasiatischen Südküste, so könnte sich auch im Westen die Frage erheben, wieweit der Mythus uralt und wieweit er erst ein Reflex der späteren Kolonisation sei; doch ist es meist handgreiflich, daß er erst mit den Kolonisten hinübergewandert ist. Hier kommen in Betracht die Leute des Jolaos auf Sardinien, die verschiedenen Lokalisationen des Herakles bis an die nach ihm benannten Säulen, die Sagen von geflüchteten Troern, wie Antenor als Gründer Pataviums, Äneas, der Sizilien berührt und bis Latium gelangt, den troischen Elymern auf Sizilien, ferner die Nostoi der achäischen Helden, zumal Diomeds, dessen Herrschaft am Adriatischen Meere durch die insulae Diomedeae bezeugt wurde und der bei den Venetern noch zu Strabos Zeit göttliche Ehren genoß. Auch hatte man für den Westen einen König, Latinos, vorrätig, welcher für beliebige Ankömmlinge Töchter bereit hatte, wie z. B. die Laurine für den Lokros, zu geschweigen von Phaethon am Eridanos, den aus Thessalien kommenden Pelasgern als Gründern von Cäre-Agylla, den Pisaten Nestors als solchen des italischen Pisä, Iason auf Elba und den Argonauten in Istrien, Euander auf dem Palatin, dem Odysseusgefährten Polites bei Temesa, der Gründung des lucanischen Petelia und Krimissas durch Philoktet, der Lokalisierung des homerischen Äolos auf den Liparischen Inseln und andere mehr. — Überall fand eben eine doppelte Operation statt, indem einesteils die Griechen Sagen von weitgereisten Leuten ihrer Nation sowie den Wunsch, diese Sagen festzuhalten, besaßen, anderseits die sämtlichen anderen Nationen, wo immer die hellenische Kultur hinkam, den Mythus als ein wundervolles Produkt aufnahmen und mit demselben zusammenzuhängen wünschten; den Grad aber des Wunsches der Griechen, sich zu verbreiten, und des Entgegenkommens der anderen wird man nie mehr bestimmen können.

Nun ist aber überhaupt alles Lokale mythisch empfunden, und an den Rändern der Welt wird der Dichtung erst recht heimisch zumute. Schon an den Halbfabel- und Fabelvölkern: den Lapithen, Kentauren, Pygmäen usw. hat die heroisch-hellenische Menschheit

eine aller Wirklichkeit Trotz bietende Bordüre; dann aber kommt das Hyperboreerland mit seiner uns von Sophokles so wunderbar geheimnisvoll geschilderten Gegend, es kommt die von Stesichoros besungene Fahrt des Helios, den der goldene Becher über den Okeanos trägt, und wir blicken in eine große, mythische Welt, worauf Erde und Meteorisches in mächtigem, fabulösem Zusammenhange stehen. Jenseits des Okeanos wohnen die Gorgonen, am äußersten Gestade, bei der Nacht, wo die Stimmen der Hesperiden ertönen, und an den Enden der Erde, über diese Stimmen hinaus, steht Atlas und hält mit dem Haupt und den unermüdlichen Händen den Himmel. Der Okeanos überhaupt umgibt die Erde samt dem Meere, in sich selbst zurückströmend (ἀψόῤῥοος); von ihm stammen alle Gewässer: Meere, Flüsse und Brunnen, und zwar erklärte man sich dies wohl durch ein unterirdisches Zuströmen; die Sonne geht in ihm auf und unter, und die Gestirne (wie auch die Götter) baden sich in ihm. Am Okean findet sich Glückliches wie Schreckliches: die Äthiopen, die Kimmerier, das Elysion, die Haine der Persephone und dann wieder, wie gesagt, die Gorgonen, und das Wasser des Styx ist ein Zehntelabfluß von ihm. Zumal aber sind hier die Inseln der Seligen, auch sie, wie Pindar sagt, von den Lüften des Okeanos umweht.

Die Räume von Dantes Jenseits kann man ausrechnen und abbilden, diese nicht. So besonders auch nicht den Tartaros der Theogonie (721 ff.). Neun Tage und neun Nächte würde ein eherner Amboß brauchen, um von der Erde dorthin zu fallen; er selbst ist von einer ehernen Umfriedung umgeben und um seinen Nacken ist die Nacht ausgegossen; über ihm (wohl wie ein Gewölbe zu denken) wachsen die Wurzeln der Erde und des Meeres und in neblichter Nacht sitzen dort die Titanen gefangen. Auch sind dort die Quellen (also der Ursprung) und Enden der Ge sowie des Tartaros selbst, des Pontos und des gestirnten Himmels; sie heißen schrecklich, modrig, den Göttern selbst ein Greuel. Und dieser Raum, der ein gewaltiger Schlund ist, ist fortwährend von einem schrecklichen Sturme bewegt, der von allen Seiten kommt, und es steht daselbst das furchtbare Haus der Nacht; davor trägt wiederum Atlas das Himmelsgewölbe, da wo (offenbar an einem Tor des Tartaros) Nacht und Tag, schnell wandelnd, einander anreden, indem sie, die eine hin, der andere her, die große Schwelle überschreiten.

Hier nun noch ein Wort über den Ausbildungsgrad des griechischen Mythus und über die Vielartigkeit seiner Überlieferung. Die Griechen besaßen ihn im weit vorzüglichsten epischen Gedichte der Welt, in einer großen Reihe zyklischer Epen, im Kultus, in einer bildenden Kunst höchsten Ranges, endlich in sammelnden Schriftstellern, Scholien zu Dichtern usw. Dazu war keine systematisierende Theologie darüber gekommen, keine tendenziöse Um-

deutung oder wenigstens keine, die etwas bewirkt hätte, keine absichtliche Einschränkung oder Verstümmelung.

Aber dunkel bleibt das Zustandekommen des Götter- und Heroenmythus sowie seine Ausbildung zu Sagenkreisen. Zwar sind die einzelnen Elemente und Grundzüge zum großen Teil auch bei anderen arischen Völkern nachzuweisen; aber erst die Zusammenhänge und Motivierungen, welche dem griechischen Mythus eigen sind, bewirken, daß er zu einem großen, geistigen Spiegelbilde der Nation wird. Diese aber werden doch am ehesten das Werk der Aöden gewesen sein; denn das Volk von sich aus hätte sich mit den einzelnen Anschauungen begnügt. Und daß sich bei den freiesten Varianten doch eine Art von Konsensus und eine Allverständlichkeit des Heroenmythus hat bilden können, wird am ehesten zu erklären sein aus dem Dasein einer Mythentradition in Sängerschulen und aus dem Herumwandern der Sänger.

Wenn wir nun die Frage nach Naturell und Handlungsweise des heroischen Menschen stellen, so ist ein Punkt, der uns sofort auffällt, der, daß schon damals das allgemeine Motto für das ganze spätere Griechentum gegeben ist:

„Immer der Erste zu sein und vorzustreben den anderen."

Dabei ist der Heros keineswegs ein Ideal der Menschheit. All sein Tun und seine Leidenschaft gehen bis an die äußersten Grenzen; seine Idealität liegt in seiner schönen und frischen Erscheinung; dagegen ist er nicht heimgesucht mit Edelmut, sogenannter Würde oder moralischer Vollkommenheit; er stellt die völlig ungebrochene und naive Selbstsucht der menschlichen Natur dar, so unbußfertig als möglich, aber groß und wohlwollend. Der Dichter darf seinen Reichtum auf das Gewaltige bauen. Es gibt bei Homer eine gewisse altfränkische Höflichkeit, aber keine erst aus der Geselligkeit entsprungene Heuchelei, und auch die Tragiker haben sich darnach gerichtet und nach Kräften eine naive Welt geschildert, ja, wie z. B. der Aias des Sophokles zeigt, nach dieser Seite noch gesteigert und vertieft.

An seiner idealen Erscheinung benehmen auch Missetaten dem heroischen Menschen nichts, sowenig wie Zeus etwas dabei einbüßt, wenn er Agamemnon einen Lügentraum sendet. Es sind freilich sehr starke Stücke, wenn Herakles den Iphitos meuchlings vom Fels hinunterstürzt, oder Odysseus und Diomedes den Dolon, dem sie erst das Leben zugesichert haben, erbarmungslos hinmorden, oder Peleus und Telamon, die Söhne des Äakos, ihren Halbbruder Phokos einzig nur aus Neid töten, weil er sich bei den Wettkämpfen auszeichnete. Aber im ganzen geht das Furchtbarste nicht aus einem besonders hohen Grad von Bosheit oder Grausamkeit hervor; überhaupt hängt es nicht an größtmöglicher, persönlicher Verschuldung, sondern an bestimmten Arten von Taten, welche einen Fluch (ἄγος)

Meleager
London, Britisches Museum

Mykenai, Schatzhaus des Atreus

Bassae, Tempel des Apollo Epikurios

mit sich führen, ohne Zweifel. weil sie die Rache bestimmter Götter nach sich ziehen können, und dieser Fluch kann deshalb gesühnt werden, weil die Schuld gar nicht sehr groß und die Tat an sich eine Sache entschuldbarer Leidenschaft oder auch bloßes Unglück oder vielleicht gar gerecht und löblich war. Man hat dafür die Zeremonie der Reinigung (Katharsis), meist durch einen Heros, die bei jeder Tötung erfolgen muß: Apoll bedarf ihrer nach der Tötung des Drachen Python; Theseus läßt sich, als er die Räuber und Verbrecher umgebracht (von denen Sinnis allerdings von seiten des Pittheus mit ihm verwandt ist), durch die Pythaliden am Altar des Zeus Meilichios reinigen, Koroibos sogar nach Erlegung des Gespenstes Poine in Delphi.

Und nun betrachten wir einmal den homerischen Achill, d. h. diejenige Gestalt, in der uns die eine Hauptseite des heroischen Charakters gerade so klar verkörpert ist, wie die andere es in Odysseus sein dürfte. Dieser Held wird uns in seinem Ringen nach Übermenschlichem, im Übermaß seiner Leidenschaft und in seinem unersättlichen Haß gegen die Griechen vorgeführt, deren Untergang mit alleiniger Ausnahme seiner selbst und des Patroklos er wünscht, und dann wieder in seinem tiefen Gram um den gefallenen Freund und bei der furchtbaren und höchst vollständigen Rache an Hektor, welche von Apoll und auch von Zeus schweren Tadel erfährt. Bei allem aber hat er eine erhabene Seele; er weiß, daß er zu kurzem Leben geboren (μινυνθάδιος) ist, und wie bald sein Tod auf den des Hektor folgen muß, zeigt aber schon vor der Tat, im Gegensatz zu Hektors Wehmut, sublime Ruhe. Endlich folgt seine volle Herrlichkeit bei den Leichenspielen und bei der Zusammenkunft mit Priamos. Sein göttlicher Läuterungsprozeß, der durch einzelne Züge während des ganzen Gedichtes eingeleitet ist, erhält hier seine Vollendung; aber noch in diesen letzten Reden, nachdem bereits volle Rührung zwischen ihm und Priamos eingetreten, warnt er diesen, auf den bloßen Ausdruck der Ungeduld hin, ihn nicht zu reizen, weil er ihn sonst noch zu töten fürchtet.

Diese Urwildheit der Heroen erinnert an den serbischen Marko, der noch im Schlafe gefürchtet ist. Sie zeigt sich auch bei den Unterliegenden, wenn z. B. Priamos sich in seinem Schmerz mit vielem Schmutz bewirft und auf dem Boden wälzt und hernach in seinem Jammer die überlebenden Söhne aufs schwerste beschimpft (wodurch zugleich der ungeheure Abstand zwischen Hektor und den übrigen Priamiden und Troern versinnlicht wird), oder wenn gar Hekabe sich in Achills Leib einbeißen und seine Leber verschlingen möchte. Auch Herakles hat sein gutes Teil davon. Bei der Einnahme Trojas z. B. holt er gegen Telamon, der zuerst durch die Bresche gedrungen, mit dem Schwert aus, weil er nicht will, daß ein anderer für gewaltiger als er gelte, und wird nur durch

einen raschen Einfall des schnell gefaßten Bedrohten von einer leidenschaftlichen Tat abgehalten.

Der eigentliche Wunsch des heroischen Menschen ist ewige Jugend und Göttergleichheit; ihn spricht z. B. Hektor während des Kampfes einmal aus; daneben gibt es freilich auch einige von Amts wegen alte Heroen, so bei Homer Nestor und in der thebanischen Sage Teiresias, welche dann gerade ihres Alters wegen verehrt sind. — Was aber die Charaktere betrifft, so herrscht der stärkste Rassenglaube. Ganz abgesehen von der häufigen göttlichen Abstammung, kommen die Frauen und ihre Eltern auch dem Sänger sehr in Betracht, trotzdem sich daneben etwa auch die bittere pessimistische Lehre geltend macht, daß die Söhne meist geringer werden als die Väter, und es ist im Sinne des Mythus gesprochen, wenn Isokrates den Paris auf Aphrodites Anerbieten hin die Erwägung tun läßt, alle übrigen Glücksgüter gingen rasch verloren, die edle Geburt aber verharre stets bei den Nämlichen, er sorge also mit Helenas Wahl für sein ganzes Geschlecht, während die Gaben der beiden anderen Göttinnen sich nur auf die Dauer seines Lebens erstrecken würden. Übrigens gilt die Überzeugung von dem „fortes creantur fortibus et bonis" auch noch für das folgende, agonale Zeitalter, und das Hereinbrechen der Mesalliancen ist z. B. dem Theognis (183ff.) ein Anlaß des tiefsten Jammers. Dementsprechend gilt der Charakter im ganzen als angeboren, inkorruptibel bei den Guten und inkorrigibel bei den Schlechten, und die Bildung durch Erzieher und Amme (παίδευσις) kommt nur sekundär in Betracht, trotzdem auch auf sie bisweilen ein hoher Wert für das Werden einer großen Persönlichkeit gelegt wird, und z. B. nicht nur Achill, sondern auch Iason als Zöglinge Cheirons gelten müssen, welcher im Mythus das verklärte Bild des Lehrers darstellt.

Das Gewaltige des heroischen Menschen offenbart sich nun vor allem im Kampfe. Seine höchste Stufe ist es, wenn nicht nur Aias ohne die Götter groß sein will, sondern Diomedes bei der Verfolgung des Äneas selbst Apoll nicht scheut und erst, nachdem er das viertemal „einem Dämon gleich" angedrungen, zurückweicht, da ihm der Gott schrecklich zuruft: Besinne dich und weiche! Götter und Menschen sind zweierlei. Überhaupt aber zeigt sich der Typus des Helden in den Schlachten, im Lager, in der belagerten Stadt in endloser Variation, mit wenigen Gegensätzen, wie Thersites. Wie dem echten, großen Chronikschreiber, z. B. einem Froissart, von dem man nie weiß, ob er auf seiten der Franzosen oder der Engländer steht, ist er dem Dichter als solcher lieb; daher zeigt dieser keine kenntliche Parteinahme, und am allerwenigsten um des Erfolges willen, der ja bei den Nosten den meisten Siegern übel vergällt wird. Für diese epische Lust am Geschehen ist die Hauptsache, daß es recht heftig zugeht, und dafür hat der Dichter seine stationären Verse, wie:

„Laut erhallte daselbst Wehklag' und Frohlocken der Helden.
Morden und Sterben geschah, und es schwamm vom Blute der Boden."

Am stärksten aber offenbart sich seine Objektivität am Schlusse des IV. Buches, wo Apollon die Troer und Athene die Achäer antreibt und mit der Supposition eines unbeteiligten Zuschauers, der das, was geht, nicht verachten würde, ein vortrefflicher Aktschluß gewonnen wird. Wenn aber Homer irgendwo den Achäern günstiger scheint als den Troern, so mag es höchstens etwa im III. Buch der Ilias (1 ff.), beim Aufmarsch, sein, wo die letzteren mit Lärm und Geschrei, wie die Kraniche zum Streit mit den Pygmäen am Okeanos, die Achäer aber schweigend, mutatmend und entschlossen, einer dem anderen beizustehen, ins Feld rücken. Für das Aufziehen der Heerscharen hat Homer überhaupt prächtige Bilder, und ebenso für das Vorgehen einzelner Heroen, für Diomedes z. B. das mächtige vom Löwen, der, vom Hirten nur gestreift, in das Schafgehege bricht.

Groß ist sodann die technische Genauigkeit in der Beschreibung der Kämpfe, Hiebe, Waffen, Wunden. Berühmte einzelne Waffen werden im Mythus magisch, als res fatales aufgefaßt, so der in Philoktets Händen befindliche Bogen des Herakles. Mit besonderer Liebe ist (IV, 105) vom Bogen des Pandaros die Rede; der des Odysseus wird förmlich zum lebenden Wesen. Zu dieser Realistik gehört es z. B. auch, wie (VIII, 124 ff.) die Verlegenheit des Kämpfers gezeichnet wird, dem sein Wagenlenker getötet ist und der nun selber die Zügel ergreifen muß.

Die List ist völlig erlaubt; selbst Arglist, und zwar gegen Verbündete wie Philoktet, sobald sie dem Zwecke dient, ist in Odysseus verkörpert. Dieser hat sich in früheren Jahren auch Gift zum Bestreichen der Pfeile holen wollen, solches aber erst nachträglich bekommen, weil derjenige, an den er sich zuerst wandte, die Götter fürchtete. Also man hat bei der Sache zwar ein böses Gewissen, tut sie aber dennoch.

Ein Verhältnis zu ihrem Staat haben die Heroen, wenn wir von der späteren Politisierung eines Herakles und Theseus absehen, im ganzen noch nicht; ihre halbgöttliche Natur und ihre Herrschaft verstehen sich noch von selbst, und wenn man je von der Herrschaft vertrieben wird, so geschieht dies nicht durch das Volk, sondern durch andere Erben oder durch Feinde. Zwar erscheint schon in der Ilias die Lagergemeinde etwa einmal bedenklich, und wenn auch noch ganz als Poesie, malt doch auch die Odyssee den politischen Zustand von Ithaka. Aber erst die Tragiker bringen mit besonderer Vorliebe politische Zustände ihrer Zeit in die Staaten der Vorzeit: Äschylos läßt in den Bittflehenden eine Volksversammlung stattfinden, und mehrfach klingt das Politische auch im Agamemnon durch, indem z. B. der König (849) in seinem Staat, wo nötig, baldigst mit wohltätigem Brennen oder Schneiden als Arzt ein-

greifen will, und Klytämnestra (883) vorgibt, den jungen Orest aus Fürsorge für den Fall zu Strophios entfernt zu haben, daß die laut tobende Anarchie des Demos der Herrschaft besonnenen Rates ein Ende machte. Vollends Euripides politisiert, wo es ihm paßt; man denke nur an die vom Boten im Orest beschriebene Volksversammlung mit Voten und Abstimmung.

Die Götter haben es in der Gewalt, den Heroen Ruhm zu geben (κυδαίνειν), ja einen Glanz der Persönlichkeit zu verleihen, daß auf einmal etwas Übernatürliches aus ihnen heraussieht, so daß z. B. Odysseus auf Augenblicke eine göttliche Figur werden kann. Auch der Ruhm bei der Nachwelt aber erscheint bereits als Ziel der Helden. Hektor denkt an die in künftigen Zeiten durch den Hellespont Fahrenden, welche das Denkmal des von ihm zu Erlegenden sehen und dabei den Ruhm des Siegers am Leben erhalten werden; dem Griechen, der erfolgreich die Troer ausspähen würde, wird großer, himmelhoher Ruhm bei allen Menschen in Aussicht gestellt; vor einem Kampfe erwägt man, daß jedenfalls der Besiegte den Ruhm des Siegers vermehren werde. Vollends, was Großes geschieht, ist von selber ein Sang den Künftigen.

Bei ihrem vollendeten Sichgehenlassen schimpfen sich die homerischen Helden, daß es ein Elend ist, es anzuhören. Nachdem Achill auf Athenes Zureden das Schwert in die Scheide gestoßen, läßt er seinen Worten gegen Agamemnon den freiesten Lauf, hier wird nicht das Mindeste aus guter Lebensart hinuntergeschluckt oder nobel gegeben, während man dem Gegner ans Leben möchte. Auch im Hohne gegen einen Erlegten zeigt man nicht die mindeste Generosität; besonders schnöde ist der des Patrokles gegen den Wagenlenker des Hektor, der einen trefflichen Taucher abgäbe. Aber wenn die Helden auch leicht sehr heftig aufbrennen, sind sie doch gutmütig und an sich nicht händelsüchtig und können nach dem Schelten gleich wieder freundlich miteinander sein. Der von Hektor als Feigling und auch wegen der Gaben Aphrodites verhöhnte Paris gibt zu, Hektor habe ihm kein Unrecht getan, meint aber, dieser solle ihm doch die göttlichen Geschenke nicht vorwerfen, denn diese seien nicht zu verachten, da die Götter selbst sie gespendet hätten, und aus eigenem Willen sie keiner gewinnen könnte. Wenn dann gar Paris, nachdem ihm Helena für seine Überwindung durch Menelaos das Bitterste gesagt, entgegnet, ein andermal werde er siegen, denn auf troischer Seite seien auch Götter, und übrigens wollten sie sich jetzt zur Ruhe begeben, so hat man hierin eine bewußte Komik des Dichters zu sehen.

Diese Heroen weinen auch wie Kinder, nicht etwa bloß in großen Erkennungsszenen, wie der zwischen Odysseus und Telemach, wo dies sehr am Platze ist, sondern Achill weint aus Zorn, bis Thetis aus der Flut auftaucht und ihn streichelt und, als wäre er ein verzogenes Kind, fragt: „Kind, was weinst du? Welch ein Leid ist in

dein Herz gekommen? Sage es heraus und birg es nicht in deinem Innern, damit wir beide es wissen." Es liegt in dieser heroischen Zeit im Weinen, oder vielmehr im Sichausweinen noch eine Sättigung. So sättigt Penelope in der letzten Nacht vor der Entscheidung ihr Herz noch durch Weinen, ehe sie Artemis um den Tod bittet. Aber wenn es zuviel ist, wird die Trauer auch wieder stillgestellt: Menelaos gedenkt der Umgekommenen in seinen Hallen oft, und bald ergötzt er sein Herz an der Wehklage, bald hört er damit auf; denn „schnell kommt die Sättigung an der schaurigen Klage". Und nachdem er nebst Helena, Telemachos und Peisistratos um den verlorenen Odysseus geweint, wendet Peisistratos doch ein: Es ist nicht erfreulich, nach dem Abendessen sich zu grämen; auch morgen wird dazu ja wieder ein Tag sein, und Menelaos geht darauf ein und sagt: Lassen wir das Weinen und gedenken wir wieder des Mahles.

Zu den Naivitäten gehört auch, daß die Helden die Courage verlieren dürfen. Auf den Donner des Zeus hin nehmen die größten Reißaus, selbst Odysseus überhört Diomeds Ruf, dem gefährdeten Nestor zu helfen, und flieht wie die anderen zu den hohlen Schiffen, und Agamemnon rät zweimal zur Aufhebung der Belagerung und Flucht in die Heimat, worauf ihn freilich das erstemal Diomed, das anderemal Odysseus scharf abkanzelt.

Naiv ist vor allem auch der herzhafte Ausdruck, den das Wünschen und Verlangen in der Heroenwelt findet. Odysseus bei den Phäaken bekennt sich zunächst trotz tiefer Betrübnis deutlich zu seinem Hunger, dem Unverschämtesten, was es gebe; dann aber, so verlangt er dringend, möge man ihn schon morgen in die Heimat senden, und nennt dabei nicht einmal Frau und Sohn als Gegenstände seiner Sehnsucht, sondern seine Habe, seine Knechte und sein hochgewölbtes Haus. Und später, nachdem er die Phäaken mit dem ersten Teil seiner Erzählung ins höchste Erstaunen gesetzt hat, benützt er den Augenblick, um gänzlich unbefangen von ihnen eine reiche Ausstattung mit Geschenken zu erbitten, indem es viel vorteilhafter sei, mit vollerer Hand heimzukehren. Das Höchste und Lieblichste von Naivität aber stellt Nausikaa dar, welche nicht bloß den verwandelten Odysseus bewundert, sondern auch in aller Unschuld den Wunsch ausspricht, einen solchen Gemahl zu haben, und auch Alkinoos möchte gerne einen solchen Schwiegersohn haben, „einen, wie du bist, gleichgesinnt mit mir. Ich gäbe ihm Haus und Habe". Hier ist dasjenige Wünschen, das nicht in Erfüllung geht, noch nicht gegen das Gesetz der Poetik.

Davon, daß vom bevorstehenden Tode alter Leute offen gesprochen werden darf, ist in diesem Werke schon früher die Rede gewesen; diese Freiheit hat — abgesehen davon, daß die Moira ja doch weder früher noch später kommt, als sie will — ihren Grund darin, daß noch keine optimistische Heuchelei die Taxation des Lebens beherrscht. Und auf der Abwesenheit der Heuchelei beruht

teilweise auch das Selbstlob, welches damals mit dem edelsten Zartgefühle verträglich ist. Nicht nur darf ein Odysseus offen sagen, was er für ein Schütze sei, weit der beste unter denen, die jetzt auf der Welt Brot essen, ausgenommen Philoktet, „denn mit den früheren (Herakles, Eurytos usw.) begehre ich mich nicht zu messen", sondern man braucht sich überhaupt noch nicht aus „Bescheidenheit" schlechter zu machen als der erste beste.

Die Wahrheitsliebe wird gelegentlich sehr gerühmt, möchte aber in praxi nie eine speziell griechische Tugend gewesen sein. Dagegen möchten wir noch an die Reinheit, nicht sowohl der Sitte nach sogenannten Moralbegriffen, als der Darstellung erinnern. Nausikaa badet mit ihren Mädchen; es wird aber kein Wort davon gesagt, wie sie sich im Bade ausnahm.

Trotzdem das Zeitalter durchaus kein goldenes ist, und trotz allem Vorherrschen des Bösen und des Unglücks ist nun über das heroische Dasein eine allgemeine Idealität gebreitet, und man wird ewig eine Nation beneiden, deren tägliches Phantasiebild des Vergangenen so aussah, wie diese Welt Homers. Es ist freilich eine „unnütze Welt", in welcher sehr bezeichnend, wenn wir von Bildern des Dichters absehen, der Bauer nirgends vorkommt, sondern nur als Aufseher des mobilen Reichtums der Hirt, und etwa (bei Laertes) der Gartenknecht. Dafür aber haben auch schon die herrlichen Gestalten eines Eumäos und einer Eurykleia die höchste Idealität; denn es ist hier überhaupt alles adelig und vornehm; was Dienendes und Geringes auftritt, ist nur in Beziehung und Reflex auf die Heroen vorhanden und hat einen Abglanz von deren Dasein.

Hierher gehört es, daß den damaligen Menschen durchgängig eine höhere physische Kraft zugeschrieben wird, als „die Sterblichen, welche jetzt sind", besitzen, und daß die Nachwelt sie sich von riesenhafter Größe vorstellt. Besonders aber möge man betrachten, wie im ganzen Homer durch die sogenannten epitheta ornantia Personen und auch Dinge, die den Heroen gehören, ausgezeichnet werden, indem nicht nur Könige mit einer Umschreibung der Weihe „die heilige Kraft des Alkinoos" usw. heißen, sondern der Schweinehirt als göttlich, die Diener als „hochgemut" (ὑπέρθυμοι), selbst Pferde und Schafe als schönhaarig gewissermaßen gefeit sind. Auch diejenigen Individuen, welche gemißbilligt werden, ja auch die Bösen, sind in das allgemeine Goldlicht der großen Zeit eingetaucht, gerade wie später die sogenannten bösen Charaktere in der Tragödie. Zwar hat der Mythus sich einige Frevler, wie Salmoneus und Kapaneus, und einige Ruchlose, wie Sinnis, Prokrustes, und besonders Nauplios vorbehalten, welcher als ein eigentümliches Gemisch von Wissen, Verkehrskunde, Bosheit und Rache denjenigen behilflich ist, die Töchter übers Meer verkaufen wollen, und den Schiffbruch der von Troja heimfahrenden Helden durch falsche Feuersignale herbeiführt; auch Thersites macht eine starke Ausnahme von der sonstigen

Idealität. Aber die Freier der Penelope haben an der idealen Herrlichkeit ihren Teil; obschon sie alle aufgeopfert werden, sind sie doch den Göttern ähnlich (θεοειδῆς); denn um Lumpen zu töten, dazu ist Odysseus nicht von seinen Irrfahrten heimgekehrt.

Und nun wohnt an Höfen, wie dem des Nestor und Menelaos in der Odyssee, eine edle Wohligkeit. Es herrscht der Olbos; wem aber diesen Kronion bei seiner Geburt und Ehe zugeteilt hat, wie er ihn dem Nestor für seine ganze Lebenszeit verlieh, der führt ein behagliches Alter in seinen Gemächern, und seine Söhne sind verständig und die besten Lanzenkämpfer. Vom materiellen Wohlleben ist nicht selten die Rede: wir erfahren, daß für die Könige besser gekocht wird, und immer mit denselben Worten wird der Hergang beim Opfer geschildert. Aber mit Andacht wird allein von herrlichem Weine gesprochen, z. B. von dem für des Odysseus Rückkehr aufbewahrten und von jenem allerbesten zu Ismaros, welchen der einzig gerettete Apollspriester Maron ihm schenkte, von dem erzählt wird, daß niemand von den Knechten und Mägden im Hause um ihn wußte, sondern nur Maron und seine Gattin und eine einzige Schaffnerin; und ein einziger Becher, unter das Zwanzigfache von Wasser gemischt, genügte, damit ein Duft aus dem Mischkrug aufstieg, so süß und göttlich, daß nichts davon zu bekommen ein Schmerz war. Kommt dann aber gar zu den Genüssen des Mundes noch der Sänger, dem die Gäste, der Reihe nach sitzend, lauschen, so gilt dies als die lieblichste Erfüllung des Wunsches, die man sich denken kann.

Eine Ausnahmsstellung nimmt nun noch das Phäakenleben ein, das sich um einen guten Grad höher und herrlicher darstellt, wenn auch sein Gesamtbild fühlbar fabelhafter ist als das der Höfe von Pylos und Lakedämon. Die Phäaken wohnen, den Göttern nahe und von ihnen geliebt, fern im Meere, am Rande der Welt, unbesucht von anderen Sterblichen. Beständig herrscht bei ihnen Festlichkeit, Gesang und Tanz. Das Klima ihrer Insel erinnert an die Kanarien und Azoren: es weht darüber ohne Unterschied der Jahreszeit ein ewiger West, und während das eine blüht, reift das andere. An dem Palaste des Alkinoos ist alles von edlem Metall; goldene Hunde, „unsterblich und unalternd", halten davor Wache, und Jünglinge von Gold (also belebte Statuen) stehen als Fackelträger darin. Alkinoos selbst hat in der Halle seinen Thronsessel, wo auch die Königin am Herde, von ihren Dienerinnen umgeben, Purpurwolle spinnt, und da sitzt er und trinkt er „einem Unsterblichen gleich". Die Vornehmen, die ihn umgeben, sind „zepterhaltende Könige"; das Volk aber hört auf ihn wie auf einen Gott; und auch die Königin Arete ist höher geehrt als irgendeine Gattin auf Erden und schlichtet selbst Streitigkeiten der Männer. Besonders gut ist an diesem Volke, das in einer Art von heiterem Dasein seine Zeit hinbringt, daß es auf seinen Schiffen, welche schnell sind wie ein

Fittich oder ein Gedanke und ohne Steuer und Steuermann, von Nebel umhüllt, von selbst sicher dem richtigen Ziele zusteuern, den vom Sturme bedrängten Menschen Rettung bringt. Von jeher erscheinen aber auch Götter sichtbar unter den Phäaken, wenn sie Hekatomben darbringen, und setzen sich mit ihnen zusammen ans Mahl. Und wenn ihnen auch ein einsamer Wanderer begegnet, so verbergen sie sich nicht vor ihnen, da die Phäaken ihnen nahe sind „wie die Kyklopen und die wilden Stämme der Giganten". Darin, daß sie mit den Göttern umgehen, als verstände sich dies von selbst, und in ihrer märchenhaften Schiffahrt liegt ihre besondere Begnadigung; diese wonnige Existenz ist dann freilich durch Poseidon schwer bedroht.

Auch sonst kommt an den Rändern der Welt ein erhöhter Grad des Glückes vor, so auf der Insel Syrie, wo nie Hunger und Krankheit herrscht, sondern die Leute, wenn sie alt sind, durch die Pfeile des Apoll und der Artemis fallen. Um aber noch einmal auf die Phäaken zurückzukommen, so machen wir noch auf jenen Zug höchster Gastfreundschaft im Munde des Alkinoos aufmerksam, da er sagt, der Fremde und Schutzflehende sei dem fühlenden Menschen ein Bruder. Auch für das, was zur zartesten Delikatesse an diesen Höfen gehört, daß man nämlich den edlen Gast bewirtet, bevor man ihn nach seinem Namen fragt, liefern die Phäaken das Hauptbeispiel: man beachte, wie die Nennung des Odysseus zwar gewünscht, aber verschoben und vom Dichter auf die höchste Spannung und Wirkung hin verspart wird; „der Gast, ich weiß nicht, wer er ist", sagt Alkinoos, ihn vorstellend, zu seinen Leuten.

Gegen das Banausische, wogegen Hesiod keinen Widerwillen hat, wird von dieser heroischen Welt aus einstweilen gelegentlich protestiert, indem der Phäake Euryalos den kaufmännischen Seefahrer, dessen Auge auf die Waren und den gierigen Gewinn gerichtet ist, geringschätzig dem in Wettkämpfen erfahrenen Manne gegenüberstellt, und ein stärkerer Gegensatz läßt sich allerdings nicht denken als der zwischen dem Banausen und derjenigen Denkweise, die es darauf ankommen läßt, ob man sterbend dem Feinde Siegesruhm verschafft oder siegend von ihm solchen gewinnt. Dabei aber schadet es der Idealität der heroischen Menschen nichts, wenn sie alles können. Laertes gärtnert, Achill schneidet seinen Gästen das Fleisch vor, Odysseus baut sein Floß selber und rühmt sich auch kleiner Dinge: „An Kunst aufzuwarten", sagt er zu Eumäos, „wird sich nicht leicht ein anderer mit mir messen, das Brennholz wohl zu schichten und Scheiter zu spalten, zu zerlegen und zu braten und Wein zu schenken." Daher benimmt auch der Königstochter ihre Ausfahrt zur Wäsche nichts von ihrem Adel; Nausikaa kann ruhig von ihrem Vater den Wagen verlangen mit der Begründung, daß sie seine und der fünf Brüder Gewänder waschen muß, deren zwei

noch unvermählt sind und zum Reigentanz beständig frische Kleider haben wollen.

Für alle „Erfindung" hatte der spätere Mythus den Palamedes, der dann freilich auch gehörig unglücklich wird; je nach Gunst oder Ungunst sollte er Gutes und Böses aufgebracht haben. Neben ihm können wir der mythischen Künstler: eines Dädalos, Trophonios und Agamedes, der Daktylen und Telchinen, sowie der großen Seefahrer gedenken: des Argosteuermannes Tiphys, welcher das Steuer erfunden hatte, des weitsichtigen Lynkeus, der die Felsen unter dem Wasser sah und zuerst ferne Küsten begrüßte, des Phereklos, der dem Paris seine Schiffe baute. Natürlich waren die zwei großen Hauptverbildlichungen aller Seefahrt Odysseus und die Argonauten. Die aber, welche daheim blieben, trauten den Seefahrern alles zu, und die, welche selber draußen gewesen waren, schufen, heimgekehrt, an der Fabelgeographie weiter. Es mögen die wundervollsten Lügner sein, welche die Erde getragen hat; die Reiselügner der Diadochenzeit sind daneben lauter Prosa.

Zur Idealität der Heroen gehört schließlich noch eine lustige komische Bordüre. Wir denken hier an das ganze Satirtreiben und dann besonders auch an Gestalten wie den großen Dieb Autolykos, den Großvater des Odysseus, dem, als er am Parnaß wohnte, der Einbruch in die Nachbarhäuser zur Last gelegt wurde, und der den ihm gewachsenen Sisyphos zum Geschäftskompagnon machte, oder an das weit und breit Unfug anstiftende Brüderpaar der Kerkopen, das bei Herakles an den Unrechten gekommen war, aber, die Köpfe nach unten an einem Tragebalken aufgehängt, in peinlichster Situation über eine heitere Beobachtung dergestalt lachen mußte, daß Herakles mitgerissen wurde und es laufen ließ.

Merkwürdig ist, daß bei aller naiven und oft höchst verbrecherischen Begehrlichkeit gar keine Sagen von Schätzen im allgemeinen vorkommen, welche in Grüften oder Bergwerken usw. liegen sollten (abgesehen etwa von dem, was man von einer vermeintlichen Krypta in Delphi fabelte). Die Sage redet immer nur von einzelnen kostbaren und zugleich magisch belebten Gegenständen, die zum Teil von Hephästos geschaffen, also von göttlicher Fasson sind, wie dem Goldenen Vlies, dem Halsband der Harmonia, dem Zepter des Zeus usw. An diese Dinge und nicht an Schätze ins Unbestimmte hinein hängt sich das Gelüste. Und dies, während man vom Treiben der Phönizier her recht wohl wußte, was Bergbau sei, und während man in Wirklichkeit in Mykenä, Orchomenos usw. die erstaunlichen Bauwerke besaß und kannte, welche für Thesauren galten. Man möge dem den Norden gegenüberhalten, dessen ganze Phantasie von Horten, hohlen Bergen usw. erfüllt ist.

Außer den Heroen kommen nun auch die Vertreter der Stände, die Spezialmenschen vor. Diese machen in der idealen Welt gewissermaßen eine Ausnahme und Lücke, sind aber schon für die Bewegung

des Mythus unentbehrlich. Hier könnte nun z. B. vom Arzte gesprochen werden; aber der homerische Machaon ist kein gewöhnlicher Oberfeldarzt, sondern ein Fürst und Herrscher und nur durch die Heilkunde noch besonders ausgezeichnet. Dagegen möge nun vor allem vom Sänger die Rede sein. Dieser sorgt bei Homer reichlich dafür, daß man ihn nicht vergesse. Seine Kunst steht so hoch in Ehren, daß Achill selbst Sänger ist; ja die ganze heroische Welt und ihr Mythus ist eigentlich nur um des Sängers willen vorhanden; als Alkinoos beim Gesange des Demodokos von der Einnahme Ilions die Tränen des Odysseus bemerkt hat, fragt er nach dem Grunde dieser Rührung und bemerkt dazu, dieses Schicksal hätten die Götter bereitet und das Verderben verhängt, damit auch die Künftigen daran einen Stoff zum Singen hätten. Ferner ist der Sänger der tugendhafte und zuverlässige Mensch katexochen. Agamemnon hatte bei der Abfahrt nach Troja einen solchen bestellt, um die Gattin zu schützen und zu bewachen. Diesen schleppte Ägisth nach einer öden Insel, tötete ihn dort und ließ ihn den Vögeln zur Beute. Klytämnestra aber sank erst in die Hände des Verführers, als sie von dieser höheren ethischen Macht verlassen war. Im achten Buche der Odyssee tritt denn auch Demodokos, nachdem er erst (61 ff.) herrlich introduziert worden ist, nicht weniger als dreimal auf, und zwar mit dem Gesang vom Hader des Odysseus und Achill, dem von Ares und Aphrodite und dem erwähnten vom trojanischen Pferd. Ihn hat den Gang der Erzählung (die οἶμαι) die Muse selbst gelehrt (480 f.), und die Inspiration kommt ihm (499) von einer Gottheit. Auf Ithaka aber wehrt sich Telemachos laut für den Sänger Phemios, da die Mutter es ihm verbieten will, die Rückfahrten der Helden zu besingen. Zeus ist es ja, der den Menschen das Unheil sendet, dem Sänger aber soll man nicht grollen, wenn er gerade dieses Lied singt, denn den neuesten Stoff lieben die Menschen am meisten. In diesem Zeitalter ergötzt noch der Sänger als Mythenerzähler das vornehme Gelage, während im folgenden das vornehme Symposion die Elegie schafft.

Nun darf der Gesang sich auch selber recht laut rühmen. Eumäos vergleicht (XVII, 518 ff.) die Erzählung des Odysseus, der ihm seit drei Tagen vorgeplaudert, mit dem Zauber eines Aöden, der von den Göttern liebliche Worte gelernt hat, und den man, wenn er singt, unaufhörlich zu hören wünscht, und auch Alkinoos erklärt (XI, 368), derselbe mache seine Sache im Erzählen so gut wie ein Sänger. Im Grunde ist jede Begeisterung, welche die Reden des Helden erwecken, soviel wie ein Lob des Dichters auf sich selbst; so, wenn er z. B. die Zuhörer verstummen und im Banne eines Zaubers verharren läßt in den schattigen Gemächern. Ganz herrlich darf aber am Ende (XXII, 344 ff.) Phemios, indem er zu Odysseus um sein Leben fleht, über die Würde des Sängertums reden: „Dir selber wird es ein Schmerz sein, wenn du den Sänger getötet hast,

der ich den Göttern und den Menschen singe. Nicht durch andere bin ich gebildet, sondern ein Gott hat mir Gesänge aller Art eingepflanzt, und mich dünkt, ich singe vor dir noch wie vor einem Gott." Daß aber der Sänger nicht bloß bei freudigen, sondern auch bei schmerzlichen Anlässen zur Stelle ist, lehrt sein Auftreten bei Hektors Leiche im Palaste des Priamos, und auch in seiner Verherrlichung bei Hesiod wird ausgeführt, welchen Trost er dem Bekümmerten bringt.

Mit dem Namen Heros wird, selbst wenn er Diener eines einzelnen ist, auch der Herold geehrt, z. B. Mulios, der dulichische Herold, welcher den Freiern den Wein mischt und verteilt und ein Diener des Amphinomos heißt. Aber Sänger und Herold an diesen Höfen mochten einander ziemlich genau kennen und stellenweise auch als Spaßmacher fungieren. Beim Freiermord, wo auf Telemachs Fürwort außer dem Sänger auch dem Herold Medon das Leben geschenkt wird, legt Homer mit einer gewissen Schadenfreude einen kenntlichen komischen Akzent auf den letzteren; derselbe kriecht unter dem Stuhl aus einer Rindshaut hervor, umfaßt Telemachs Knie und wird von dem „lächelnden" Odysseus begnadigt. Der Dichter will deutlich feststellen, daß zwischen Sängern und bloßen Herolden doch noch ein Unterschied sei. Übrigens genießt der Herold — wie, beiläufig gesagt, auch der Mantis und der Wagenlenker — auch bei der Nachwelt heroische Ehren; von Talthybios zeigte man zwei Gräber, zu Sparta und auf der Agora zu Aigion in Achaia; an beiden Orten brachte man ihm Totenopfer, und sein Zorn regte sich sowohl gegen Sparta als gegen Athen, als man die Dareiosherolde tötete, welche Erde und Wasser verlangten.

Während der Mantis, der Arzt, der Bauhandwerker und der Aöde gerufen werden, erscheint der Bettler ungerufen. Er ist offenbar ebenfalls eine konstante Figur der heroischen Zeit, sonst könnten nicht die Gegensätze des schlechten und bösen und des guten Bettlers in Iros und Odysseus so vollkommen wahr und selbstverständlich gegeben sein. Mit dem guten hat der Dichter wahrscheinlich daher Sympathie, weil sein eigener Stand oft an den des Bettlers grenzte. So malt er denn den Odysseus in dieser Maske mit großer Vorliebe und höchst vortrefflich. Man beachte z. B., mit welchen Worten er (XVII, 281 ff.) seine Resignation gegenüber bevorstehender Mißhandlung ausspricht, wie er das Essen in Empfang nimmt (352 ff.), wie er den Grundsatz ausspricht, ein Bettler dürfe nicht verschämt sein (578), und wie er, nachdem ihn Antinoos „wegen seines Hungers" mit dem Schemel geworfen, einen Bettlerfluch bereit hat, der jenen treffen möge, wenn es irgendwo auch zum Schutze der Bettler Erinnyen gebe (470 ff.). Höchst wirklichkeitsgemäß sind dagegen auch die Schimpfereien des Melanthios über das Bettlertum (217 ff.) und ebenso die Drohungen, die am Anfang des achtzehnten Buches zwischen beiden Bettlern fallen, und die zu einem Raufhandel

führen würden, wenn nicht durch Vermittlung der Freier das einzige Bettlern ziemende Duell, der Faustkampf, zustande käme, der mit jener furchtbaren Schlußlehre an Iros endet (105 ff.). — Freundlich werden diese Leute von Nausikaa behandelt, welche (VI, 207 ff.) den Satz ausspricht, daß die Fremdlinge und Bettler von Zeus gesandt sind und daß auch eine kleine Gabe ihnen lieb ist, und eine freundliche Gesinnung für sie spricht auch das schöne, Eiresione genannte Lied aus, worin ein Bettler eine Verlobung benützt, um etwas für sich zu ergattern. Hesiod dagegen hat mit ihnen schon lange nicht so viel Sympathie; er konstatiert unter ihnen den gleichen gegenseitigen Neid wie bei den anderen Ständen.

Wunderbar stellen sich die mythischen Frauen: Nausikaa, Penelope und in zweiter Linie eine Arete, Antikleia und Eurykleia bei Homer dar, viel edler als seine Göttinnnen. Wie sind den späteren Griechen solche Gestalten, außer wo sie, wie Antigone und die aulische Iphigenie, als Geschenk des Mythus zu betrachten sind, so ganz abhanden gekommen! Nausikaa, wie sie uns im VI. Buche der Odyssee entgegentritt, ist das Höchste, was man sich an Anmut und freier Naivität denken kann, von einer unsagbaren Lieblichkeit. Homer selbst weiß offenbar gar nicht, wie schön sie auf den Hörer wirkt, indem sie furchtlos den verwandelten Odysseus bewundert und einen solchen Gemahl zu bekommen wünscht (239 ff.) und ihn dann schließlich belehrt, auf welche Weise er es anzustellen habe, damit kein Gerede entstehe und er ihre Mutter Arete für sich gewinne (255 ff.). Und neben ihr steht nun diese Mutter, an Würde und Bedeutung ihrem Gatten Alkinoos gleich, so daß der Bittflehende sich zuerst an sie wenden muß, eine Königin, welche schlichtet und richtet. Die Vereinigung von Anmut und Beständigkeit ist dann das Höchste in Penelope. Gleichwohl werden ihr vom Dichter einige herbe Worte des Sohnes nicht erspart. Gleich anfangs (I, 356 ff.) nimmt derselbe sehr nachdrücklich das Vorrecht der Rede für die Männer und insbesondere für sich, den Herrn des Hauses, in Anspruch. Sie staunt, beherzigt und geht; droben aber weint sie, bis Athene sie in Schlummer versenkt. Und dasselbe wiederholt sich (XXI, 344 ff.), als sie gebietet, Odysseus zum Schusse kommen zu lassen; auch über den Bogen will Telemach allein entscheiden und schickt sie mit den nämlichen Worten ins Obergemach zu den Mägden, und auch jetzt gehorcht sie schweigend und weint droben wieder. — Neben den übrigen Frauen findet sich dann die herrlich wehmütige Schattengestalt der Mutter des Odysseus, Antikleia, und endlich das Urbild der treuen Dienerin, die ehrwürdige Eurykleia.

In einem eigentümlichen Glanze, ganz exzeptionell, steht die homerische Helena da, wesentlich willenlos, dabei aber von höchster Anmut. Sie ist eigentlich das unschuldige Opfer Aphrodites, und ihre Liebe zu Paris eine von dieser gesandte Ate. Weil sie sich rein objektiv ihrem Schicksal hingegeben fühlte, ist sie imstande, in ihr

Gewebe die Schlachten hineinzuwirken, welche Troer und Achäer um sie kämpften. Der Göttin macht sie furchtbare Vorwürfe, indem sie sich von derselben mißbraucht findet, als Mittel, ihrem Günstling zu Gefallen zu sein, worauf diese sie freilich gleich zur Versöhnung in den Palast des Paris führen darf. Beim Besuch Telemachs in Lakedämon führt sie sich, von Schönheit strahlend, gleich ganz anders ein als Penelope, und ihre Klage über das, was um sie geschehen, „als ihr Achäer wegen meiner, der Schamlosen, vor Troja kamet", hat vor lauter Unbefangenheit beinahe etwas Freches; auch scheut sie sich nicht, Telemach und Menelaos das Komische aus der Belagerungszeit zu erzählen; aber daneben hat sie auch ein gramstillendes Heilmittel, und zuletzt kommt gar der Geist der Weissagung über sie. Man merkt es in der Odyssee noch durch, daß sie eine ehemalige Göttin ist, während Penelope und Nausikaa dies nicht sind.

Die Chryseis und Briseis der Ilias sind nur Sachen; immerhin ist zu beachten, daß Agamemnon bei der Rückgabe der Briseis schwören muß, sie nicht berührt zu haben. In der Revue der mythischen Frauen in der Unterwelt, welche die Odyssee (XI, 225 ff.) gibt, kommt neben meist glänzenden Göttergemahlinnen und berühmten Schönheiten nur eine sehr unglückliche, nämlich Epikaste (Jokaste), sodann mit bloßer Nennung des Namens u. a. Phädra vor; mit ausdrücklichem Abscheu wird nur Eriphyle genannt. Das Furchtbare im Weib zu entwickeln und zu motivieren, blieb der Tragödie vorbehalten, welche die herzlose Zauberin Medea und den Phädratypus ausgestaltet hat, erzählt aber hatte es schon der Mythus, und den eigentlichen Scheidebrief, den Bruch mit der älteren Anschauung findet man im gleichen Unterweltsbuch der Odyssee (XI, 433f.) in Agamemnons Wort, daß Klytämnestra Schmach auch auf die künftigen Frauen gebracht habe, und wenn eine sich auch auf schöne Frauenarbeiten verstehe, und ferner in dessen allgemeiner Warnung, nie das völlige Vertrauen wegzugeben, wenn schon Penelope anders und besser sei, sowie in dem Rat, Odysseus möge immerhin auf Ithaka heimlich landen, da man den Frauen nicht mehr trauen könne; und in der Tat prüft dieser dann die Gattin sehr. Auch das theoretische Gutachten (XV, 20 ff.), das Athene selber gibt, ist tief unter dem wirklichen Verhalten der Penelope; sie predigt dem Telemach die derbsten Durchschnittsansichten, wonach die Frauen wandelbar sind, dem, der ihnen beiwohnt, sklavisch nachlaufen, die Kinder der früheren Ehe vergessen usw., als etwas Selbstverständliches.

Was bei den Griechen fehlt, ist einerseits eine Semiramis, d. h. eine große Göttin-Königin, in welcher etwa Aphrodite gelebt hätte, wie in Semiramis Mylitta-Astarte; denn bei Helena reicht es dazu nicht. Vielleicht hätten sie eine solche Gestalt, wenn sie einen Einheitsstaat gehabt hätten. Anderseits fehlt aber auch das rettende

nationale Heldenweib, eine Mirjam, Iael, Debora, Judith, Esther; ja es fehlt trotz Medea, Klytämnestra, Eriphyle usw. die schreckliche Herrscherin: ein Isabel und Athalia, und zwar darum, weil auch der Mann als Heros, nicht als Herrscher auftritt. Dafür haben die Griechen die viragines Atalante und Hippodameia, und es wird bei ihnen der Amazonencharakter und bald auch der der Verräterin, der Tarpejacharakter, ausgebildet.

Schließlich hatte die spätere Zeit auch beim mythischen Tiere (selbst von den Monstris abgesehen) den Eindruck einer besonderen Kraft. Pausanias sagt bei Anlaß des kretischen Stieres: „Vor Zeiten waren die Tiere den Menschen furchtbarer, wie der nemeische Löwe und der parnassische und der kalydonische und der erymanthische Eber und das krommyonische Schwein", wie denn auch gesagt wurde, die einen habe die Erde emporgesandt, die anderen seien Göttern heilig gewesen, wieder andere seien zur Strafe gegen die Menschen losgelassen worden.

Das Gesamtbild der heroischen Welt aber war ein so glänzendes, daß man sich vorbehalten konnte, wenigstens ein Teil der Heroen, namentlich der vor Ilion gewesenen, sei überhaupt nicht gestorben, sondern habe von Zeus an den Rändern der Welt, auf den Inseln der Seligen Wohnsitze erhalten. Dies ist die Anschauung, die sich in den Werken und Tagen (166 ff.) ausspricht; auf die Heroen folgt daselbst aber alsbald das fünfte Geschlecht und mit diesem die heftigste Prinziperklärung des griechischen Pessimismus, so daß die heroischen Vorgänger schon dadurch trotz aller auch bei ihnen geschehenen Gewalttat und allem Jammer in eine Goldwolke zurücktreten. Für uns sind diese Gestalten, trotzdem sie mythisch sind, im höchsten Sinne historisch; sie zeigen uns Metastasen der hellenischen Gefühlsweise, die wir sonst nicht kennen würden.

Vom heroischen ist der homerische Mensch insoweit zu trennen, als sich die Kultur desjenigen Zeitalters, in welchem die beiden Gedichte entstanden, in denselben noch besonders verrät; buchstäblich gehören freilich die bei Homer so oft genannten „Menschen wie sie jetzt sind" (οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν) erst dem folgenden Zeitraum an. Homerisch in diesem Sinne ist nun vor allem das Dasein von Ilias und Odyssee selbst; auch der Sänger, wie wir ihn kennengelernt haben, wird im Grunde der Zeitgenosse des Dichters sein. — Ferner muß die Art des Kämpfers notwendig zu dessen Zeit so gewesen sein, wie er sie schildert; sonst wäre jene größte Genauigkeit in der Beschreibung des Griechenlagers und in der Art, wie das Zielen, Treffen und Verfehlen dargestellt und wie die Waffen und die Wunden angegeben werden, nicht zu erklären. Bereits liegt hier auf dem bloßen Bogenschießen gegenüber vom Lanzenwurf eine geringere Achtung; der verwundete Diomed schmäht den Paris als Schützen; das Treffen mit einem Pfeil gilt nicht als offener Kampf von Mann gegen Mann (ἀντίβιον). Auch die Waffen der

Schutzbedeckung sind sicher der Zeit des Dichters gemäß; aus zwei gewiß in der ältesten Sage unsichtbar machenden Helmen, welche Diomed und Odysseus bei ihrer auch sonst höchst charakteristischen nächtlichen Späherfahrt tragen, sind z. B. feste, aus den Kopfhäuten eines Stiers und eines Ebers verfertigte Helmkappen geworden. Vor allem aber findet sich ja der das agonale Zeitalter kennzeichnende Agon schon bei den Leichenspielen des Patroklos, und Hesiod machte bereits persönlich einen musischen Agon in Chalkis mit und gewann daselbst einen Dreifuß.

In eine andere als die mythische Welt werden wir ferner mit Absicht durch die Bilder der Ilias versetzt. Hier werden uns Jagden und andere Szenen aus dem Tierleben, Phänomene des Wetters und des Meeres, bäuerische Tätigkeiten, auch etwa Erscheinungen aus dem Pflanzenleben, nur beinahe nirgends städtische Beschäftigungen vor Augen geführt, und die Hörenden und Sehenden sind Hirten und Landleute. Wundervoll lebendig ist z. B. dargestellt (X, 183 ff.), wie im Gehöfte die Hunde unruhig werden, wenn fern ein mächtiges Tier, dem bereits Hunde und Jäger folgen, durch den Wald bricht, und höchst realistisch läßt der Dichter den Löwen in die Herde fallen (X, 485 f., und besonders XI, 172 ff.). Groß und prächtig ist auch (XI, 474 ff.) das Bild von den Schakalen, die den vom Jäger verwundeten Hirsch zerreißen, aber vom Löwen gestört werden. Als Bild aus dem bäuerischen Leben bietet sich (X, 351 ff.) das Ackerfahren mit Maultieren, welche es besser als Stiere machen, ferner (XI, 67 ff.) die von zwei Seiten gegeneinander rückenden Schnitter, der hungrige Holzfäller im Walde (ebd. 86 ff.), die beiden über ihre Ackergrenze streitenden Landleute (XII, 421 ff.), der Wolle tragende Hirt (ebd. 451 f.); nur die um Lohn Wolle spinnende und ihr Gewicht wägende Frau (ebd. 433 ff.) gehört vielleicht in die Stadt. Einmal (XVIII, 207 ff.) wird auch aus dem Kriegsleben ein Bild genommen, indem das Feuer, das vom Haupte des zur Rache stürmenden Achill strahlt, mit den Notfeuersignalen einer belagerten Inselstadt verglichen wird.

Die allgemeine Vorstellung von diesem nachmythischen Leben ergänzen im Epos als früheste Genrebilder am ausführlichsten die Darstellungen der beiden Schilde, der im achtzehnten Buch der Ilias (478—608) beschriebene und der Heraklesschild der nachhesiodischen Dichtung; letztere kommt, obschon angenommen wird, daß sie kaum lange vor 600 v. Chr. entstanden sei, für uns deshalb in Betracht, weil sie noch den Gesichtskreis der alten Zeit innehält. Zunächst also das Wunderwerk des Achilleusschildes. In seiner Mitte finden sich die Erde, das Meer und die Gestirne, dann ringsum, konzentrisch in Streifen zu denken: die glückliche Stadt mit Hochzeitszügen und mit dem Rechtshandel auf der Agora; sodann die belagerte Stadt, der Hinterhalt draußen, die Schlacht, die sich beim Überfall der Herden entspinnt, die Kriegsgötter und Keren, die

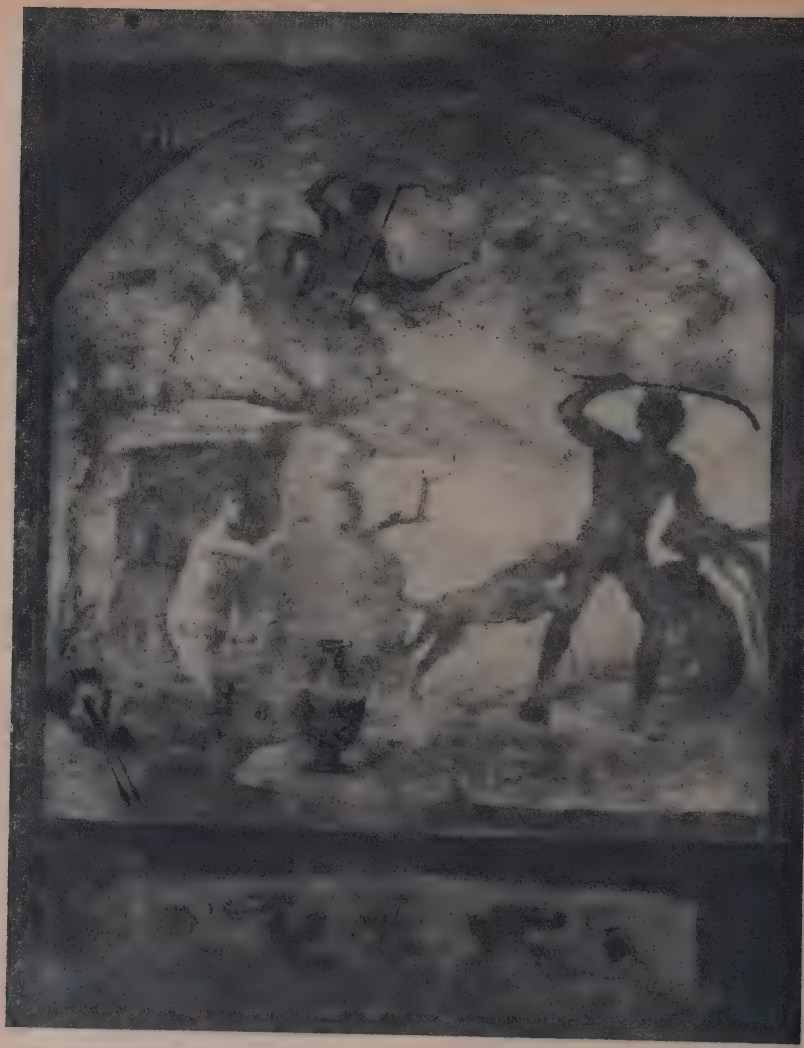
sich ihre Beute holen; weiterhin das Ackerfeld, das Feld mit den Schnittern, der Weinberg mit Weinlese, Gesang und Tanz, die von Löwen angefallenene Rinderherde und die in der Talschlucht weidenden Schafe, endlich der herrlich gestaltete doppelte Tanzreigen und die Gaukler. Und dieses ganze „Welt"bild, in welchem die wohltuenden Züge des Volkslebens ihre Vollendung gefunden haben, umströmt der Okeanos.

Bei Hesiod stellt sich die Kunstüblichkeit der Technik sowohl in der Einleitung als bei einzelnen Bildern viel deutlicher dar, und als ein besonderes Wunderwerk kommt der getrennt vom Bilde schwebende Perseus hinzu. Um das Zentrum mit der Darstellung eines fürchterlichen Drachen legen sich auf den Streifen erst Kampfszenen ohne bestimmten Inhalt, darauf zwölf Schlangenköpfe, Kämpfe von Ebern und Löwen, ein Lapithen- und Kentaurenkampf mit Ares und Athene, die Götter mit dem spielenden Apoll und den singenden Musen, ein Seehafen mit Delphinen und einem Fischer, und jener von den Gorgonen verfolgte Perseus; sodann offenbar aus Homer die belagerte Stadt, die aber sehr viel heftiger belebt ist, wie auch die Keren viel mehr ausgemalt sind als dort, weiter die glückliche Stadt mit Brautzug, Tanz, Gesang, Gelage und dem Treiben der Bürger vor den Mauern; wobei dem Leser Rossetummeln, Ackern, Ernten, Weinlese (diese wieder umständlicher als bei Homer), Faust- und Ringkampf, Hasenjagd und als Beweis der relativ späten Abfassung in ziemlich breiter Ausführung ein Wagenrennen mit einem Dreifuß als Preis vor Augen geführt wird. Hier spricht das agonale Zeitalter schon ganz deutlich zu uns.

Was bei diesen Schilderungen gänzlich fehlt, ist das Gewerbe. Dafür haben der Ackerbau und das Landleben, zumal bei Homer, edle und heitere Züge und tragen auch den Charakter der Wohligkeit: Die Hirten blasen auf der Syrinx; den Ackernden reicht jedesmal am Ende der Furche ein Mann Wein; bei den Schnittern sieht der König mit seinem Herrscherstabe still und herzerfreut zu, während unter der Eiche schon Herolde den Stier zum Mahle opfern; vollends Weinlese und Reigen sind von der größten Schönheit, während bei Hesiod die erstere viel kälter gegeben, der leztere mit wenigen Worten (280 ff.) angedeutet ist. — Solche genreartige Darstellungen seines Lebens hat nicht jedes Volk so schön hinterlassen. Freilich gibt es Ägyptisches dieser Art in den Gräbern von Beni Hassan. Auch hier wird auf den Gütern der Personen königlichen Geblütes, welche dort bestattet sind, gesät und gepflügt, aber alles präzis und ganz, als ob es so sein müßte. Bei Homer ist alles, als ob man es so wollte; an der Stelle der Genauigkeit finden wir bei den Hellenen Freude und Freiheit.

So sind diese Schilde einfache, typische Zusammenfassungen eines noch immer idealen Daseins, kunstgewordene Träume des damaligen Menschen.

Artemis. Marmor
Neapel, Nationalmuseum



Artemis und Antaeos
Wandgemälde, Pompeji

Kopf eines Giganten vom Fries des Zeusaltars in Pergamon
Berlin, Pergamonmuseum

Lapith und Kentaur. Metope vom Parthenon
London

Herakles reinigt den Augiasstall. Metope vom Zeustempel in Olympia
Olympia-Museum

Eine andere Existenz als die des homerischen Menschen ergeben, ganz abgesehen von der düsteren Einleitung, schon die Lehren der hesiodischen Werke und Tage. Daß ein Volk vorhanden war, welches für diese Gnomik empfänglich war und die Tradition in poetischer Form übernahm, erscheint sehr eigentümlich. Man möchte die Frage aufwerfen, wieweit die dorische Wanderung samt Folgen das Dasein gewalttätiger und düsterer gemacht habe, und jedenfalls erfolgte ja die scharfe Ausbildung der Polis erst nach derselben; aber Homer, der von solcher Verdüsterung gänzlich unberührt erscheint, lebte ja auch später. Sicher aber vernehmen wir hier von dem Dichter, dessen Vater einst aus dem äolischen Kyme, „nicht vor dem Reichtum, sondern vor der übeln Armut" nach dem elenden Dorfe Askra am Helikon mit seinem schlechten Klima geflüchtet war (637 ff.), eine uralte Stimme aus der Zeit, da die Arbeit zwar schon als Plage galt, aber noch nicht Banausie hieß, sondern als das einzige Heil in Ehren stand, und da neben dem unfreien Demos der kräftige freie Ackerknecht (441 ff.), der Taglöhner und die Lohnmagd (602 f.) noch ihre Stelle hatten. Neben den Heroen und ihren Nachkommen zeigt sich uns hier ein Geschlecht von Landbauern, welches nur nach gerechten Richtern seufzt und das Recht auf alle Weise mythisch und direkt verherrlicht, dies freilich, wie zu vermuten, weil anderseits die dem großen besitzenden Stande angehörigen Richter der aristokratischen Zeit (die δωροφάγοι βασιλῆες) das Recht beugten, und die griechische Schikane wieder um so viel mehr angewachsen war. Der Besitz ist allerdings in Hesiods Welt schon die Hauptsache. Aber nur der ehrliche Erwerb wird gepriesen, und zwar sehr laut (298 ff.). Gute Nachbarn sind von der höchsten Bedeutung, ja wichtiger als Verwandte (342 ff.). Diesen letzteren ist nicht unbedingt zu trauen; selbst beim Kontrakt mit einem Bruder soll man, wie zum Scherz, einen Zeugen beiziehen (371). Die Familien sollen nicht groß sein; es wird dem Landmann jene Ein- und Zweikinderpolitik empfohlen, die aufs beste umzudeuten Plutarch später das Bedürfnis empfand. Vor der Seefahrt wird hier schon lange vor Plato gewarnt; es gehört noch zum Glück der Bürger einer rechtliebenden Stadt, daß sie nicht „auf Schiffen schwimmen" (236 f.); doch gibt der Dichter bei Gelegenheit der an die Jahreszeiten geknüpften Haus- und Bauernregeln gleichwohl alle mögliche Belehrung darüber. Als die Rendezvous des Dorfes oder eines Städtchens wie Askra, das nicht etwa als Polis figuriert, erscheinen die Herberge (Lesche) und der Dorfschmied; der Fleißige wird (493 ff.) eindringlich ermahnt, sich daselbst nicht zum Müßiggange verführen zu lassen. Gegen das Ende hin folgen allgemeine Lebens- und Sittenregeln und populärer Aberglaube nebst einer Übersicht der Monatstage zum Behuf der Tagewahl für Tun und Lassen. Diese ganze Gnomik ist durchaus bürgerlich und ländlich; daß ein solches Bild des Daseins und der Pflichten am Leben er-

halten wurde, spricht, wie früher gesagt, sehr für die böotischen Landleute. Zierliche Einzelbilder sind z. B. die Schilderung des während harter Winterkälte wohlgehüteten Mädchens (519 ff.) und die des Gelages nach der Ernte (582 ff.).

Nun kommt noch ganz spät, geschmückt mit allen Gaben hoher mythischer Anschauung, der Spätling unter den heroischen Menschen, der Messenier Aristomenes. Eine wesentlich odysseische Natur, hat er nicht bloß zu kämpfen, sondern hauptsächlich auch mit seiner Haupteigenschaft, daß er auf die Dauer nicht gefangenzuhalten ist und gerettet wird, wo jeder verloren wäre, die Spartaner zu ärgern. Dabei ist er die symbolische Gestalt eines bereits hoffnungslos kämpfenden, aber nicht zur Knechtschaft, sondern zur Auswanderung bestimmten Volkes, eine Phantasiefigur, die offenbar nicht bloß bei den Ausgewanderten fortlebte, sondern zum Verdruß der Spartaner im Volksmunde der unterworfenen, helotisierten Messenier. Obwohl Äpytide und vielleicht von göttlicher Erzeugung, ist er nicht König, sondern lehnt vielmehr die Königswürde ab, durch die er als Nationalheld, der alles repräsentieren muß, nur geniert wäre; auch er erinnert mit diesem Zuge an Marko und den Cid. Dafür ist er in jedem Kampfe der Erste, indem er, von etwa achtzig Auserlesenen begleitet, mit den Stößen rasch wechselt und bald diese, bald jene spartanische Schar vernichtet, so daß er zwei- oder dreimal Hekatomphonien (Dankopfer für Erlegung von hundert Feinden) feiern kann. Überall ist er der Abgott der Weiber. Bei seiner Rückkehr nach Andania werfen sie ihm Siegerbinden und Blumen zu und singen ein Distichon, das noch zu den Zeiten des Pausanias gesungen wurde. Als die beim Demeterfeste zu Ägila von ihm überraschten Spartanerinnen mit Fackeln nach ihm schlagen und ihn so fangen, läßt ihn die in ihn verliebte Priesterin heimlich frei und gibt dann vor, er habe seine Stricke durchgebrannt, und auch als ihn die Kreter fangen, löst eine durch ein Traumgesicht dazu angemahnte Jungfrau seine Bande; diese wird dann die Gattin seines Sohnes. Er rettet aber auch seinerseits die Ehre der zu Karyä geraubten, von seinen trunkenen Genossen bedrohten Mädchen. — Viel mehr als bei den homerischen Helden tritt das Verhältnis zum Mantis hervor. Zwar überhört er etwa auch dessen Warnung: Indem er an dem Birnbaum vorbeigeht, auf welchem Theoklos die Dioskuren sitzen sieht, verliert er zur Strafe seinen Schild, den er nachher bei Trophonios zu Lebadea wieder erhält und zuletzt dorthin stiftet; aber beide sind stündlich zusammen und gehen etwa auch miteinander nach Delphi. Als der verhängnisvolle Orakelspruch sich erfüllt, wird Theoklos zuerst dessen inne, führt dann heimlich auch Aristomenes zu der Stelle des göttlichen Zeichens, überzeugt ihn, daß der Sieg Spartas nun bevorstehe und verbirgt mit ihm die geheimen Unterpfänder, welche die Wiedererhebung verbürgen, eine Szene, die in der alten Redak-

tion vielleicht sehr schön war. Als nun das letzte Schicksal, „wie bei Troja“ durch einen Ehebruch eingeleitet, hereinbricht, fordern beide trotz ihrem Vorauswissen zum äußersten Widerstande auf. Erst nach dreitägigem Kampfe befiehlt ihm der Mantis, sich und den Rest der Leute zu retten und stürzt sich dann in die Feinde, um zu sterben. Aristomenes aber und die Seinen ertrotzen sich, nachdem sie Weiber und Kinder in die Mitte genommen, den Abzug; sein und des Mantis Sohn decken die Nachhut. Während diese sich dann später in Zankle festsetzen und dasselbe in Messene (Messina) umnennen, folgt Aristomenes seinem Eidam, dem rhodischen Herrscher Damagetos, der die Tochter des trefflichsten Hellenen gefreit hat, nach Ialysos und genießt dort nach seinem Tode heroische Ehren.

Schließlich ist hier noch ein Wort über eine sehr wichtige Seite des Urgriechen, nämlich über den piratischen Menschen, zu sagen. Überall, wo Küsten und Inseln sind, bei den Völkern aller Rassen meldet sich der Seeräuber frühe und ist oft bis heute nicht zu vertreiben. Wenn bei unseren großen Kulturvölkern auch nur eine kurze Zeit alles drunter und drüber gehen sollte, wäre er auf unseren Meeren wieder da und sehr furchtbar; denn es ist einladend und für Bevölkerungen etwa sehr fischarmer felsiger Gestade förmlich gegeben, daß sie irgendwo in Ackerbaugegenden Überfälle machen und Korn, Tiere, ja auch Menschen holen. So taten die Kiliker usw. in den letzten Jahrhunderten der römischen Republik und die Normannen im frühen Mittelalter. Zumal der Archipel aber war gewiß von frühe an für die Piraterie wie geschaffen. Darbende beraubten die Arbeitenden und diese wohnten daher gern im Binnenland und befestigten sich da. Nach Thukydides waren die meisten alten Städte von der Küste entfernt angelegt; an dieser hatten sie alle ihren Hafenplatz (ἐπίνειον), deren Pausanias eine Menge nennt. Der größte Typus des Piraten ist nun schon im Mythus Odysseus, ja die Odyssee hat vom Anfang bis zum Ende den Seeraub zur Voraussetzung, und schon raubt man Reichtümer zusammen, um damit Figur in der Welt zu machen. Auch bleiben „Poseidonssöhne“ des Mythus, d. h. Seeräuberhauptleute, bisweilen in der beraubten Gegend, heiraten die Tochter eines dortigen Königs und werden griechische Fürsten, deren Polis dann als ihre Gründung gilt, ganz wie es im Mittelalter dieser und jener Normanne hielt. Später, zur Zeit der schon ausgebildeten Polis, sind dann ausgewichene Parteien gewiß oft zum Seeraub getrieben gewesen, wie in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die jeweils exilierende Partei von Genua, welche einen Teil der Rivieraburgen innezubehalten und von da aus die Schiffe der Mutterstadt zu molestieren pflegte.

II. Der koloniale und agonale Mensch

Als das koloniale und agonale Zeitalter bezeichnen wir die ganze Zeit vom Abschluß der dorischen Wanderung bis fast zum Ende des 6. Jahrhunderts, also die Zeit, die man gewissermaßen ein griechisches Mittelalter nennen könnte. Diese Einteilung ist, wie jede Einteilung, willkürlich, kann uns aber als Notbehelf dienen, da wir uns einmal, so gut wir können, einzurichten und die Bezeichnungen a potiori zu wählen haben.

Die Lage der Nation ist in dieser Zeit durch zwei große Veränderungen bedingt, und das sind die dorische Wanderung und die Kolonisation. Die dorische Wanderung, in der wir im Grunde den letzten Nostos (nur nicht von Ilion) erblicken können, schafft nicht nur definitive Sitze, auf welchen dann die bleibende Kultur errichtet wird, sondern sie vor allem schafft die Polis, d. h. die seitherige Gestalt dieser Sitze, und zwar führen hier verschiedene Ursachen zu dem gleichen Organismus, sowohl die Eroberung selbst als (wie in Athen) die Gegenwehr gegen sie, als (wie in Ionien) das Entweichen vor ihr. Nachdem dann aber diese Polis sich drei Jahrhunderte hindurch dahin entwickelt hat, daß zahlreiche vom Besitz ausgeschlossene Volksteile entstanden sind, wird dies der Haupttrieb zur zweiten Veränderung: der Kolonieaussendung.

Mit der Wanderung setzen sich Gegensätze fest, welche dann, im großen genommen, nie mehr ausgeglichen worden sind. Dorer sind erobernde, zu Lande eingedrungene Staatengründer, stark genug, sich wenigstens im Süden des Peloponnes nicht achaisieren zu lassen. Ionier sind Flüchtlinge übers Meer, welche dort Stadtgebiete erwerben, — mögen sie die betreffenden Städte, ein Ephesos, Milet u. a., schon vorgefunden oder erst erbaut haben. Zur See sind sie gekommen und maritim werden sie leben, und demselben Leben scheinen auch diejenigen peloponnesischen Dorer anheimgefallen zu sein, welche die Südwestecke von Kleinasien besetzten. Im griechischen Mutterland aber nehmen die aus Epirus gekommenen Thessalier Thessalien; die von ihnen verdrängten Arnäer ziehen nach Süden, überwinden die Kadmeier und die orchomenischen Minyer und werden Böotier; Ätoler gewinnen Elis; Achäer aus dem Süden des Peloponnes kommen nach Achaia und verdrängen die dortigen Ionier; Mytilene, Kyme, Smyrna sind achäisch-äolische Gründungen, Phokäa eine phokische.

Ob Athens Verdienst um die Ansiedlung in Kleinasien ein angebliches oder wirkliches war, lassen wir dahingestellt; jedenfalls begehrten die Athener später die Ausfahrt geleitet zu haben; eine wahrscheinliche Folge aber der Entstehung griechischer Poleis an der kleinasiatischen Westküste ist das Untertauchen und Verschwinden der älteren, nur halbgriechisch entwickelten Stämme: der Karer, Leleger, Pelasger. Ihre Larissen liegen von dieser Zeit an öde, und

ihre später vorhandenen Reste erscheinen schon als Nichtgriechen.

Während nun aber Ionien ein Hauptland des aktiven griechischen Geistes wird, und auch im südlichen Kleinasien und auf Zypern die Hellenen sich stark verbreiten, zieht sich im Mutterland der Begriff „Hellas" enger und enger zusammen. Nicht nur die Epiroten, bei welchen doch Dodona und das älteste „Hellas" zu finden waren, sondern auch die so viel näheren, in der heroischen Zeit mythisch berühmten Länder Ätolien und Akarnanien gelten als fremdvölkisch; selbst Thessalien wird den Hellenen ziemlich fremd, obwohl äußere Formen der Verbindung fortbestehen, und Makedonien ist ihnen zu derselben Zeit aus dem Gesichtskreis entschwunden, als es ein heraklidisch-temenidisches Königshaus erhält. Es wird sich zeigen, daß die Verwirklichung des Agonalen einen neuen Begriff für das Hellenentum geschaffen hat, und da war es bedeutungsvoll, daß das Mutterland im engsten Sinne sich die vier großen Festorte dauernd sicherte, wo man sich nun aus der ganzen Hellenenwelt zusammenfand; wer hier nicht völlig mithielt, erschien dann als Nichtgrieche.

Verändert sich nun schon durch die dorische Wanderung und die von ihr hervorgerufenen Bewegungen die geographische Verbreitung der aktiven und bewußten griechischen Nation merklich, so wird diese Veränderung zwei bis drei Jahrhunderte nach dem Einfall der Herakliden im Peloponnes durch die große koloniale Bewegung fortgesetzt, ein Faktum, welches, da Griechenland zugleich noch eine Masse von Söldnern nach aller Herren Ländern stellen konnte, eine ganz enorme Fruchtbarkeit der Nation zur physiologischen Voraussetzung hat.

Auch ein anderes großes Kolonialvolk gab es damals, und zwar war dies das karthagische. Am Anfang des 9. Jahrhunderts gegründet, hat Karthago Kolonien in Hülle und Fülle ausgesandt und damit relativ wenigstens das größte Geschäft der Weltgeschichte gegründet; denn die Stadt war ohne Zweifel geldreicher als die persische Monarchie. Dafür aber war die Mutterstadt Karthago auch der einzige allgemeine Handelsplatz des Reiches; nur ihr Hafen stand allen Schiffen aller Nationen offen, in einer Kolonie durfte bei Strafe des Versenkens (καταποντοῦν) kein fremdes Schiff landen; die Rechnung dabei war, es sollten nicht Fremde kommen und auf den fremdländischen Märkten die Karthager durch größere Billigkeit ihrer Waren unterbieten können. Die Grundlage dieser Macht sind der ungeheure Reichtum und ein riesiges Söldnerwesen. Man ist reich genug, unter allen Völkern und Rassen Truppen zu werben; überhaupt ist jede Frage eine Geldfrage, und die ganze karthagische Politik kommt unter das Soll und Haben eines unermeßlich großen Hauptbuches zu stehen, was alles so lange angehen mochte, bis ein Stärkerer kam, der den Karthagern das Werben unmöglich machte. Der Staat aber ist im Grunde nur die Hauptstadt, deren

Bevölkerung steuerfrei ist und Vorteile aller Art genießt; über ihr steht an der Spitze des Ganzen außer den beiden Suffeten in Gestalt des Rates der auf Lebenszeit gewählten Hundert eine Art von Aristokratie; es muß eine ziemlich sonderbare Regierung gewesen sein. Aber was Karthago anrührt, wird alles Herrschaft und nach unten Knechtschaft. Um z. B. auf Sizilien Meister zu bleiben, legte man das Volk durch Ausrottung von Pflanzungen künstlich lahm. Darum ist aber die Stadt auch bei allen Untertanen gründlich verhaßt, ja mit der Zeit selbst von den nächsten Städten, die sie selbst durch Bürgerkolonien gegründet und bevölkert hatte, einem Utica, Leptis usw., geschweige von Sizilien, Sardinien, den Balearen, Spanien aufs stärkste exekriert. Als Kolonien im wahren Sinne des Wortes können uns Karthagos Untertanenstädte gar nicht erscheinen; da sie, wie das ganze Reich, nur zur Zwangsabnahme vorhanden waren, ist, solange die Hauptstadt existierte, keine von ihnen eine Handelsstadt geworden; Handel, Zölle, Tribute, Bergwerke — alles war monopolisiert; es war kein Schade darum, als diese auf infamer Erpressung und absolutem Egoismus beruhende Herrlichkeit einer Stadt, welche Herrschaft und Besitz an einem Stück ausübte, zu Ende ging; seine guten Eigenschaften wollen wir dem karthagischen Wesen deshalb nicht absprechen, und daß es im dritten Punischen Krieg großartig unterging, ist wahr.

Dieser vom Stamme Cham geschaffenen Einheit steht nun, ihr auch in das Westbecken des Mittelmeeres nachfolgend, eine Vielheit ohnegleichen gegenüber: die Kolonien der Griechen, welche im Verlaufe der Zeit einen sehr großen Teil der fremden Welt mit einem hellblinkenden Rand von Küstenstädten versehen. Der von der Mitte des 8. bis zu der des 6. Jahrhunderts dauernde Prozeß aber, in welchem dies geschieht, fordert noch heute das Erstaunen der Betrachtenden heraus. Suchen wir uns zunächst einen Überblick über diese gewaltige Leistung des Stammes Japhet zu verschaffen.

Noch in das 2. Jahrtausend v. Chr. soll die Gründung des campanischen Cumä durch Bewohner des euböischen Kyme fallen. Von hier gingen später Dikäarchia und Neapolis aus. Für uns steht diese erste Gründung aber vereinzelt und zweifelhaft da, weil mindestens 200 Jahre sie von allen folgenden trennen. Nun aber kommen, wenn wir bei unserer Aufzählung vom griechischen Mutterland ausgehen, vor allem die Kolonien des von zwei Meeren bespülten Korinth: Auf Sizilien Syrakus (735), von dem aus dann wieder Akrai und Enna gegründet werden; im Nordwesten Kerkyra (706) und dessen Tochterstadt Epidamnos (626) sowie Ambrakia, Leukas, Anaktorion und Apollonia, endlich auf der thrakischen Halbinsel Pallene Potidäa. Von megarischen Kolonien sind zu nennen das hybläische Megara auf Sizilien (729), dessen Tochterstadt Selinunt (629), und dann im Norden und Osten: Chalkedon (685), Selymbria, Byzanz (660), auch das pontische Heraklea, die Mutterstadt von Chersonne-

sos (Sebastopol). Von dem achäisch-ionischen Ägialea gehen Sybaris (709) und Kroton (708) aus; eine der 25 meist am Tyrrhenischen Meere gelegenen Kolonien des ersteren ist Poseidonia (Pästum). Die ozolischen Lokrer gründen in Italien das epizephyrische Lokri (um 700), die Spartaner Tarent (705), von wo aus (mit Thurii zusammen) dann später an der Sirismündung Siris (Heraklea) angelegt wird. Als Mutter unzähliger Städte lernen wir ferner Chalkis auf Euböa kennen. Noch ein paar Jahre vor Syrakus wurde von hier aus das sizilische Naxos (741) angelegt, von dem dann wieder Katana und Leontini ausgingen, ferner (mit cumanischer Zutat) Zankle und auf der italischen Seite des Faro Rhegion (vor 700), weiterhin auf Sizilien Himera (650) und dann wieder im Norden auf der Halbinsel Chalkidike nicht weniger als zweiunddreißig Städte, während das benachbarte und an diesen Gründungen teilweise beteiligte Eretria sich für seine eigenen Kolonisationen hauptsächlich deren westlichsten Arm, die Pallene, ausersah. Rhodisch-kretische, also dorische Kolonien waren im 7. Jahrhundert Gela und dessen später berühmtere Tochterstadt Akragas, von Knidos (mit Rhodos zusammen) wurden die Liparischen Inseln kolonisiert, von Thera das glorreiche Kyrene (um 632), das mit seinen Tochterstädten Barka, Taucheira und Euesperidä ein Hellenolibyen der allermerkwürdigsten Art bildet. Von den Zykladen hatte Naxos (mit Chalkis) Anteil an dem sizilischen Naxos, Andros gründete Akanthos, Stageiros, die Vaterstadt des Aristoteles, sowie Argilos und Sane am strymonischen Golf, die Parier kolonisierten — bekanntlich unter Beteiligung ihres Mitbürgers Archilochos — die Insel Thasos (681), von der dann wieder Apollonia, Galepsos und Oisyme an der thrakischen Küste gegründet wurden, Ionier von Teos das thrakische Abdera.

Und nun die Kolonien der anderen Städte Kleinasiens und der zugehörigen Inseln. Schon am Anfange des 8. Jahrhunderts gründet Milet Sinope, dessen Tochterstadt Trapezunt (756) ist. Nachdem einmal dieser Anfang gemacht ist, wird um die nämliche Zeit, da die Megarer sich am Bosporus festsetzen, von dem nämlichen Milet aus der Hellespont und die Propontis kolonisiert. Hier wird Kyzikos eine milesische Stadt und wird (um 700) die Insel Prokonnesos besiedelt, dort werden Abydos, Parion, Lampsakos (652) angelegt. Und bald folgen längs dem westlichen und nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres eine ganze Masse von milesischen Kolonien: Odessos, Tomi, Istros (um 656), Tyras am Ausflusse des Dnjestr, Olbia an dem des Dnjepr, Pantikapäon auf der Krim, Dioskurias am Kaukasos und viele andere; es soll von Milet aus der Pontus mit über siebzig Städten bevölkert worden sein. Und trotzdem hatte die Stadt noch die Kraft, als in der nämlichen Zeit, namentlich von Psammetich an, Ägypten den Griechen erschlossen und von ihnen kommerziell invadiert wurde, daselbst an Orten wie Kanopos und Naukratis

die Hauptrolle zu spielen. Mit demselben Ägypten stand auch Samos in starkem Verkehr. Was soll man aber dazu sagen, daß die von Kambyses aus Theben gegen das Ammonium entsandte Division sieben Tagemärsche von Theben auf der größeren Oase eine samische Stadt antraf, deren Bewohner der äschrionischen Phyle angehörten? Schiffe der nämlichen Samier wurden um 630 vom Ostwind über die Säulen des Herakles hinaus nach Tartessos geführt, von wo sie mit großem Gewinn zurückkehrten; aber auch sie sind nicht die allerkühnsten, sondern nun kommen die Phokäer, deren Fahrten erst recht anfangen, wo die der anderen aufhören. Ihre pontischen Kolonien gingen an Milet über; aber sie zuerst fuhren im Adriatischen Meere über Kerkyra hinauf zu den etruskischen Häfen Hadria und Spina, und sie sind es, die nun im westlichen Becken des Mittelmeeres Kolonien gründen: vor allem Massalia (um 600) und von hier aus an der Riviera Antipolis, Nicäa, Monoikos, im Westen Agathe, bereits in Katalonien Emporiä, dessen von den Rhodiern gegründete Nachbarstadt Rhode (Rosas) gleichfalls an sie übergeht. Auf Korsika müssen sie zwar das zur Sicherung des Verkehrs mit Massalia angelegte Alalia wieder aufgeben, gründen aber dafür um 553 an der lukanischen Küste Elea. Endlich wird von ihnen und den Massalioten gemeinsam nördlich vom spanischen Kap St. Martin Hemeroskopeion angelegt, und es werden sogar Verbindungen mit dem Ibererkönig Arganthonios an der Bätismündung angeknüpft. Welch ungeheure Wirkung mußte das Dasein von Hellenen auf diese westliche fremde Welt üben, denken wir nur an den Einfluß, den das eine Massalia auf sein gallisches Hinterland hatte!

Diese ganze unermeßliche koloniale Tätigkeit, womit die Nation die Welt erfüllt, bietet nun ein völlig anderes Bild als das karthagische Kolonialwesen. Vor allem zeigt sich uns statt eines enormen einheitlichen Geldgeschäftes ein Regen zahlloser Einzelkräfte. Sodann findet keine Beherrschung der Kolonien durch die Mutterstädte statt. Wer auszog, das waren Griechen so gut wie die Zurückbleibenden, und sie zogen aus, um frei zu bleiben oder frei zu werden; von einem Söldnerzwange ihnen gegenüber konnte keine Rede sein, sowenig wie von einer Besteuerung zugunsten einer steuerfreien Metropole. Überhaupt hat, wie wir sehen werden, nur etwa Korinth Kolonien näher an sich zu fesseln gesucht als durch ein bloßes freundliches Pietätsverhältnis, und dies ist ein unglückliches Beispiel gewesen. Sonst bestand, im Gegensatz zu Karthago, nicht der Anspruch, mit den Kolonien ein Reich zu bilden, und damit fiel auch jeder Grund zur Verhaßtheit für die Mutterstadt weg; die neue Polis konnte sich völlig autonom entwickeln, und niemand hatte etwas dagegen einzuwenden, wenn sie, wie Massalia und Byzanz, sehr viel wichtiger als jene wurde. Schließlich ist hier auch der Handel nicht die, sondern eine Hauptsache, und da man nicht nur seinetwegen ausgezogen ist, sondern um eine Polis zu bilden,

läßt man die fremden Waren zu. So viele Städte, so viele Staaten und freie, gegen gewöhnliche Zölle offene, jeden Augenblick jeder Konkurrenz untertane Handelsplätze. Kein Wunder, daß diese Kolonien eine ganz andere kulturgeschichtliche Potenz als die karthagischen wurden. Welch kolossales Interesse hängt sich an sie dadurch, daß der Hellene seine hellenische Denkweise überallhin mitbringt und durch sie die Nationen miteinander in Verbindung setzt! Durch seine Waren und seine Anschauungen, das Materielle und das Geistige, ist er der große Vermittler zwischen den früher isolierten Völkern; durch den von ihm dem fremdländischen Ufer angewobenen Saum griechischer Städte hängt die Welt zusammen; überall ist der Strand diejenige Gegend, wo man griechisch versteht, wo sich Mischvölker bilden können und wo das Binnenland seine höhere Kultur holt.

Nicht immer leicht sind Wanderung und Kolonisation voneinander abzugrenzen, obschon Thukydides scharf scheiden will. Pausanias z. B. erzählt schon die Gründung der ionischen Städte an der kleinasiatischen Westküste ganz so, als ob es sich um eine Kolonialaussendung handelte; und höchst rätselhaft wird zumal immer bleiben, wieviel von der Hellenisierung des Südrandes von Kleinasien und Zyperns der früheren und wieviel der späteren Bewegung zuzuschreiben ist; wir werden im ganzen annehmen dürfen, daß oft eines in das andere hinübergegriffen habe. Für uns aber handelt es sich nun darum, den Gründen der Ortsveränderungen überhaupt nachzufragen, und da mag uns vor allem eine Stelle Senecas leiten, welcher als Ursachen dieser „publica exilia" die Flucht vor Feinden, welche die Heimat erobern, bürgerliche Unruhen in dieser Heimat, Übervölkerung derselben, Pest, häufige Erdbeben, Unfruchtbarkeit und Anlockung durch den Ruhm fruchtbaren Bodens nennt, als Umstände aber, unter denen die Niederlassung erfolgt, neben der Eroberung durch Waffengewalt auch das müde oder durch Mangel erzwungene Niedersitzen eines wandernden Volkes namhaft macht. Jedenfalls ist für die Griechen entscheidend, daß bei ihnen der Mensch immer mehr gilt als seine Stätte und seine Habe. „Wo ihr euch auch setzt, werdet ihr eine Stadt sein", sagt Nikias zu seinen, in das Innere von Sizilien abziehenden Landsleuten, ein Wort, das kein Nichtgrieche hätte sagen können. Und nun kam zu diesem städtegründenden Geiste noch der Geist der Seefahrt. Nachdem man zuerst gewiß mit den Phöniziern gefahren war und diesen ihre Wege zum Teil abgelernt hatte, ließ die See den Griechen keine Ruhe mehr; sobald eine Seestadt irgend erstarkt und politisch zur Bedeutung kommt, wird sie sich auf dem Wasser versuchen, mag ihr Binnenland auch noch so gut und nutzbringend sein.

Eine solche Stadt hat dem Binnenland vielleicht schon längst gegen Lebensmittel alle Bedürfnisse der höheren Kultur geliefert,

und wären es auch nur schönere und bessere Waffen und Gewänder; sie hat sich gewöhnt, der Industrieplatz für dasselbe zu sein, dabei aber Zufuhr von außen und Verkehr mit der Intelligenz von draußen immer weniger entbehren können. Da zu den frühesten Bedürfnissen aus dem Auslande die Metalle gehören, für deren Gewinnung die Phönizier Lehrer und Vorgänger sind, wird ein erstes Stadium anzunehmen sein, da man um industrieller Versorgung des Binnenlandes und um eigenen Bedarfes willen die Metalle in der Ferne suchen geht. Das zweite wird sodann sein, daß die sehr dicht gewordene Bevölkerung um den Archipel bald nicht mehr genügende Kornfluren zwischen ihren Gebirgen und Golfen hat; sie wird zunächst mit ihrem Wein und Öl, dann aber besonders mit Waffen, Gefäßen und Luxussachen nach den Kornländern ausfahren, auch die besseren Fischfangstätten der Ferne aufsuchen.

Der Handel versteht sich nämlich bei den Griechen nicht so ganz von selbst, und vollends die Industrie nicht, weil gegen alles Banausische, alles, was der geistigen und gymnastischen Ausbildung im Wege war, und vollends gegen jede Arbeit in bezahlter Abhängigkeit von anderen ein starkes Vorurteil bestand und selbst der eigenhändig betriebene Ackerbau mit der Zeit kaum noch als etwas Würdiges galt. Dieses Vorurteil konnte nur durch sehr großen Nutzen und großes Bedürfnis aufgewogen werden; man mußte fremde Länder aufsuchen, welche gegen die eigenen, relativ wohlfeil produzierten Waren wertvolle Naturprodukte jeder Art hergaben. Und nun mögen am fremdländischen Strand aufeinander gefolgt sein erstens momentane Ufermärkte, zweitens Landerwerb bei den Eingeborenen, welcher sich anfänglich auf Faktoreien mit Magazinen beschränkte, drittens endlich, aber erst zuletzt, die Gründung einer Tochterstadt.

Bei dieser letzteren wirkten dann allerdings gerne politische und soziale Ursachen mit. Daß wegen Unterliegens im Kriege eine ganze Bürgerschaft wirklich wegflieht oder hiezu bereit ist, kommt besonders bei Gelegenheit der Kämpfe mit Lydern und Persern vor; doch gehen auch schon nach den Messenischen Kriegen wenigstens starke Teile des unterlegenen Volkes nach Italien und Sizilien Die Theräer bestimmte zu der gefürchteten Gründung von Kyrene eine andauernde Hungersnot; es war dies einer der sehr ernsten Fälle, da durch Staatsbeschluß eine bestimmte Quote der Bevölkerung, und zwar jeweilen von zwei Brüdern einer, den das Los dazu bestimmte, entsandt wurde; die Enge des bisherigen Gebietes, also die Übervölkerung, wird als Grund zur Auswanderung von Meliern nach Karien angegeben. Neben solchen Kalamitäten ist das Bestimmende am häufigsten, was der Grieche Stasis (Bürgerzwist) nennt, im weitesten Sinne des Wortes. Hier kommt hauptsächlich das harte Schuldrecht und anderer Druck gegen einen, sei es von jeher vorhandenen, sei es neu entstandenen, minder berechtigten oder besitz-

losen Volksteil in Betracht. So gründete nach dem ersten Messenischen Kriege eine gegenüber der heimischen Aristokratie minderberechtigte Kaste der spartanischen Dorer, die sogenannten Parthenier, Tarent. Auch daß es vorwiegend Leute aus dem korinthischen Dorfe Tenea waren, die sich mit Archias an der Gründung von Syrakus beteiligten, wird aus der harten Herrschaft zu erklären sein, welche die korinthischen Adeligen ausübten; einen Ersatz für die Abgezogenen wird man sich durch gekaufte Sklaven geschaffen haben. Ist dann eine solche Schar einmal fort, so wird sie nicht mehr heimgelassen. Diejenigen Eretrier, welche Kerkyra besetzt hatten und wieder abfahren mußten, als Charikrates mit der korinthischen Seemacht erschien, wurden, als sie zurückkommen wollten, von ihren bisherigen Mitbürgern mit Schleudern an der Landung verhindert; sie fuhren dann nach Thrakien und gründeten Methone, und ähnlich erging es auch den Theräern des Battos, als sie von einer ersten Fahrt nach Libyen unverrichteter Dinge zurückkehrten. Übrigens setzte man selbst für die mythische Zeit bei Uneinigkeit gleich voraus, es sei dadurch die Entsendung einer Kolonie nötig geworden. Als z. B. der Stammheros Lokros mit seinem Vater Streit hat, zieht dieser viele Bürger an sich und befragt den Gott wegen Auswanderung, worauf derselbe ihm in der Tat eine Weisung gibt. Im ganzen hat man den Eindruck, die Kolonisation der Fremde allein habe der Heimat die furchtbarsten Parteikämpfe erspart, die bei der erwähnten enormen Fruchtbarkeit des griechischen Volkes sonst notwendig gekommen sein würden.

Die Sache vollzog sich nun zwei oder drei Jahrhunderte hindurch wie ein Naturprozeß, ungefragt, als müßte es so sein. Einzelne Städte müssen als Großunternehmerinnen das auswanderungslustige Volk von weit und breit aus ihren Nachbarstädten, doch immerhin, wo möglich, nur das Volk eines Stammes, in die Ferne geführt haben; besonders talentvoll erwiesen sich Milet und Chalkis auf Euböa hiefür. Der Ort wurde immer möglichst gut und rationell gewählt, weil man sich dessen bewußt war, was zu Hause gefehlt hatte, und dessen, was vortrefflich war. Man sah auf eine möglichst verteidigungsfähige Lage, Häfen, Quellen, fruchtbare Umgebung; oft freilich muß ein einziger, dann aber überwiegender Vorzug entschieden haben. Ganz als ob ein Gereister einer Stadt einen ganz wundervollen Platz zur Anlage einer Tochterstadt empfehlen wollte, klingt die klassische Stelle, da Odysseus die vor der Kyklopenküste liegende Ziegeninsel schildert. Man hört hier den wahren Auswanderungsagenten, der die Leute lüstern macht, indem er ihnen darstellt, wie die Insel nicht zu nahe und nicht zu fern von dem größeren Lande liegt und jetzt nur deshalb unbewohnt ist, weil die Kyklopen sich auf Schiffahrt nicht verstehen; ihr herrlicher Boden würde alles zu seiner Zeit tragen, es sind dort saftige Wiesen und fettes, leicht zu bearbeitendes Ackerland, und auch der Wein würde

reichlich gedeihen. Und dann der herrliche natürliche Hafen, wo man die Schiffe weder mit Tauen noch mit Ankersteinen zu sichern braucht, sondern sie einfach ans Land stoßen und warten kann, bis man weiter begehrt und die Fahrwinde wehen, und am oberen Ende dieses Hafens fließt ein klares Gewässer aus einer Grotte hervor, und Silberpappeln stehen darum. Die Sache wird so appetitlich gegeben, wie heutzutage nur eine Gegend in Amerika beschrieben werden kann.

Und nun breitet sich das Volk des Archipels wie ein Fächer zu einer Weltnation aus. Überall aber behaupteten die Kolonien die griechische Sprache, da sie das Bewußtsein hatten, daß ihr Griechentum ihr Bestes und jeder fremdvölkische Einfluß ein Untergang sei. Nur mit dem Griechentum blieben die Staaten, und nur, indem sie Staaten waren, behaupteten sie ihr Griechentum. Und diese Kolonisation des Mittelmeeres geschah vor der Zeit der höchsten griechischen Geistesblüte und sicherte derselben im voraus eine gewaltige Expansion.

Was den Handel betrifft, so ist es bis zu einem gewissen Grade möglich, die Waren zu bezeichnen, welche die Kolonien aus ihren Binnenländern gegen ihren Wein, ihr Öl, ihre Geräte, Waffen, Gewebe usw. bezogen; eine vollständige Aufzählung würde freilich eine lange Liste ergeben. Vor allem der Pontus lieferte Korn, Flachs, Schlachtvieh, Häute, Sklaven, Honig, Wachs und gesalzene Fische, von Kyrene kamen Pferde, Sklaven, Gewürze und das Arzneikraut Silphion, als Ausfuhrartikel aus Massalia war vielleicht das britannische Zinn schon sehr wichtig, die Liparischen Inseln produzierten Alaun usw. Vieles verbrauchten natürlich die Kolonien selbst für die eigene Industrie, anderes tauschten sie weiter von Kolonie zu Metropole und von Kolonie zu Kolonie. Allein der wesentliche Grund ihres Daseins ist, wie schon gesagt, nicht der Handel, derselbe dient den Auswanderern vielmehr nur als Mittel, um als freie Bürgerschaften zu leben und ihre Kräfte zu erproben. Mochte sich dann auch ein Karthago gegen sie abschließen, sein Reich tyrannisch ausbeuten und durch Söldner bewachen, auch wohl sich mit den dumpfgeistigen Etruskern gegen sie verbünden und z. B. den Phokäern den Aufenthalt auf Korsika durch den Sieg bei Alalia unmöglich machen, der Grieche gibt deshalb seine Sache nicht auf, wie gerade das Beispiel der Phokäer zeigt, die sich dafür an der Küste des italischen Festlandes festsetzten und das in der Geschichte des griechischen Geistes zu so hohem Ruhme bestimmte Elea gründeten.

Das größte Phänomen, daß die Kolonien einander so wenig im Wege waren und daß relativ so lange zwischen Nachbarkolonien Friede bestand, ja daß eine Mutterstadt die Aufgaben der anderen, deren „Fahrgeleise im Meere" respektierte, daß sogar z. B. im Golf von Tarent gewisse Distanzen von Stadt zu Stadt beobachtet wurden, ist nur aus der einheitlichen höheren Leitung des Apoll von Delphi

(für Milet vielleicht auch des milesischen Apoll) zu erklären. Keine Kolonie wurde ohne Befragung und Geheiß des großen Kolonialgottes ausgesandt, des „führenden" (ἀρχηγέτης) Apoll, an dessen Altar bei dem sizilischen Naxos die sizilischen Griechen zu opfern pflegten, ehe sie nach Delphi oder Olympia abfuhren, und keine glaubte ohne seinen Schutz zu gedeihen. Dafür erhebt aber auch erst die Kolonisation die Macht des Orakels aufs höchste; dankbare Kolonien senden ihm mehr als eine „goldene Ernte" zu, und ihre Leute pflegen bei den pythischen, wie übrigens auch bei den sonstigen panhellenischen Festen mit Glanz aufzutreten. Diese Stellung des Orakels zum Kolonialwesen hat eine große Welt- und Völkerkunde der delphischen Priesterschaft zur Voraussetzung, die gewiß im Besitze eines Schatzes von Nachrichten aller möglichen Reisenden war. So war sie imstande, den Unternehmungen ihre richtige Bahn zu weisen und dazu beizutragen, daß Vergeudung und Zersplitterung der Kräfte vermieden wurden, sowie sie auch das Ihre zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Metropolis und Tochterstädten tat.

Wie der Gott befragt wurde, und was er antwortete, wird von einer Menge von Ausfahrenden gemeldet; aber freilich sind die überlieferten Sprüche absichtlich dunkel und die Umstände anekdotisch. Namentlich kleidet sich in solche Anekdoten auch leicht ein späteres Urteil ein. Als z. B. der Korinther Archias und der Achäer Myskellos zugleich nach Delphi kommen, fragt sie der Gott, ob sie Reichtum oder Gesundheit wollen, worauf jener, der den Reichtum wählt, Syrakus, dieser das gesunde Kroton gründet. Im übrigen enthalten die gewiß fast nirgends, sowenig als bei den Städten in der Heimat fehlenden Gründungssagen, in denen solche Orakel vorkommen, auch sonst manche bemerkenswerte Züge, natürlich immer in majorem stirpis gloriam. Sehr schön poetisch ist die von Massalia, wonach die Tochter des gallischen Häuptlings dem zu ihrer Hochzeit eingeladenen Phokäer statt dem einheimischen Freier das Wasser reicht; doch geht es wohl auch treulos und grausam zu, indem die früheren Einwohner hinausgesperrt und getötet werden. Wie bei Massalia, wird auch sonst der fremdvölkische Bestandteil der neuen Bürgerschaft gerne in der Gestalt einer einheimischen Fürstentochter symbolisiert, die dann öfter den Griechen gegen die Ihren Hilfe bringt. Ein beliebter sagenhafter Zug ist es auch, daß bei der Bestimmung des Ortes Tiere als Führer dienen müssen.

Und nun die religiöse Seite der Kolonisation überhaupt. Während man in der Kolonie, die ja die Heimat ohne deren Übelstände darstellen sollte, vieles vermied, was man dort gehabt hatte, brachte man sicher deren Heiligtümer mit. Vor allem führte man vom Stadtherd im Prytaneion Feuer mit sich, das man unterwegs unterhielt; Mutter- und Tochterstadt sollten dadurch eine geheime

gemeinsame Seele haben. Auch identisch geformte Götterbilder (Xoana), wie die der Heimat, wurden mitgenommen, z. B. von den Phokäern eines der ephesischen Artemis; Priester und Seher aus alten Geschlechtern begleiteten die Ausziehenden; die Feste des betreffenden Stammes wurden in weiter Ferne festgehalten; in aller Gefahr feierte z. B. Massalia seine Anthesterien (Floralien), und das von Pylos aus gegründete Metapont hielt an dem Totenopfer für die Neleiden fest. So bestand überall der Wille, der Heimat gedenk und in einem geheimnisvollen Rapport mit ihr zu sein. Und hieher gehört es auch, daß Orts- und besonders auch Flußnamen gerne aus der Heimat verpflanzt wurden. Wie es auch im alten Griechenland eine Sybarisquelle und einen Krathis gab, so führt im neuen der Galäsus bei Tarent auch den Namen Eurotas, und Polyb bemerkt ausdrücklich, daß die Tarentiner in ihrer Landschaft und ihrer Stadt viele solche Erinnerungen an die Verwandtschaft mit Lakedämon hätten. Alles dies hatte eine ganz andere Bedeutung, als wenn Europäer ihre Ortsnamen in Amerika wiederholen; der ausgewanderte Hellene tut alles, um der Kolonie das poetische und religiöse Band mit der Heimat zu sichern.

Was den Bau anbelangt, so haben wir für die Zeremonien der Gründung ein einziges umständliches, leider aber komisch verzerrtes Bild in der Darstellung, die Aristophanes in den Vögeln von der Gründung Nephelokokkygias gibt. Euelpides und Peisthetairos haben daselbst (43) die Opfergeräte von Anfang an bei sich; nachher findet ein Dankfest (850 ff.) statt, wobei ein Priester, das Gebet ins Vogelmäßige parodierend, Götter und Heroen anruft; dann erscheinen der schlechte Dichter und der Chresmologe; reine Posse ist es endlich, wie der Astronom Meton als Vermesser der Straßen für die Luftstadt auftritt und diesem der athenische Aufseher über Bundesgenossen und der Händler mit Volksbeschlüssen folgen.

Ihrer Anlage nach werden sich die Kolonien von ihren Metropolen durch den zweckmäßigen und nach Kräften regelmäßigen Bau unterschieden haben. Während die alte griechische Stadt vielleicht ein Produkt von Zufälligkeiten oder großer Not war und heftige Änderungen erfahren hatte, sollen schon die kleinasiatischen Städte, ein Ephesos, Milet usw., rationell angelegt gewesen sein; und in den Kolonien konnte man erst recht logisch verfahren. Es gab hiefür später eigentliche Städtebaumeister. Von Thurioi erfahren wir, daß man parallele Straßen anlegte und diese mit parallelen Straßen durchschnitt, später (408) wurde auch die Stadt Rhodos nach einem ganz bestimmten Plan gebaut.

Außer einer bestimmten Mutterstadt wurden die Kolonien nach der Herkunft der die Ansiedlung leitenden Geschlechter auch einem bestimmten Stamme zugeschrieben, also als achäisch, dorisch oder ionisch benannt. Demgemäß parteiten sich z. B. im Sizilischen Krieg die Städte nach ihrer dorischen oder ionisch-achäischen Herkunft

zwischen Athen und Syrakus, freilich nicht so, daß Thukydides nicht ausdrücklich auch Ausnahmen notieren könnte. Von diesen Geschlechtern abgesehen, mochte man dann die Masse nehmen, wie man sie bekam; sie wird oft stark gemischt gewesen sein, wie ja zahlreiche Mischungen auch schon in der großen ionischen Kolonisation nach der dorischen Wanderung werden anzunehmen sein, und es war deshalb die Zuteilung oft noch spät streitig. Schon die Beschlüsse werden nicht immer in ruhigen Zeiten gefaßt worden sein, und die Abreise ging nicht immer in Güte; um Akanthos konnten sich Andrier und Chalkidier schon bei der ersten Besetzung des Ortes streiten. Ferner kam es vor, daß eine Kolonie durch späteren heterogenen Zuzug verstärkt wurde; derselbe konnte vom Gotte angeordnet sein, konnte aber auch die Vertreibung der einen oder der anderen im Gefolge haben. Auf hochgespannte Erwartungen, mit denen man ausgefahren war, wird oft ein schwerer Rückschlag und entsprechender Unfriede gefolgt sein; das hellenische Wesen mußte sich eben auf die Gefahr großer Verluste hin versuchen; hier hatte es Erfolg, dort nicht.

Die Anführer der Gründung (οἰκισταί oder κτισταί) waren natürlich ausgesuchte Leute; auch die Sage setzt für sie voraus, daß sie einen großen persönlichen Eindruck gemacht hätten oder bildschön gewesen seien. Sehr häufig sind es ihrer zwei, was seinen Zweck teilweise in der Notwendigkeit gehabt haben kann, bei Behinderung oder Tod des einen sofort einen Ersatz bereit zu haben. Auch spät wurde ihnen noch hohe Verehrung zuteil. Sie galten als Heroen und genossen Opfer und Agone und andere Jahresfeste, und ihre Gräber waren an feierlicher Stelle, in Tempelhöfen, Gymnasien usw., oder standen auch als besondere Ziergebäude auf der Agora. All diese Andacht genierte aber die nämlichen Griechen an vielen Orten nicht, mit der größten Beharrlichkeit neben den historischen Gründern noch solche aus der alten mythischen Zeit zu nennen. In den Städten von Unteritalien, Sizilien und der kleinasiatischen Südküste kennt man beinahe nur solche; überall sollten Herakles, Odysseus, Äneas, Diomed, Philoktet u. a. selbst oder doch deren Gefährten hingekommen sein, wobei kein Unterschied zwischen Griechen und Trojanern gemacht wurde; Agamemnons Kinder waren lange vor den Milesiern am Schwarzen Meer, Kalchas erscheint als Städtegründer in Pamphylien und Kilikien, ist eigentlich im Tempel des Apollon Klarios zu Kolophon begraben und hat doch sein Heroon mit Schlaforakel im italischen Daunierlande. Es mochten hier zum Teil echte Erinnerungen an eine noch frühere Zuwanderung aus Griechenland mitwirken, zum Teil aber auch der Wunsch, Göttersöhne als Gründer seiner Stadt zu haben. — Ein bezeichnender Zug ist, daß Enkelinnenstädte ihren oder doch einen ihrer Gründer gerne aus der Großmutterstadt bezogen. Höchst schmählich war es, wenn eine Kolonie unter veränderten politischen

Umständen ihren Gründer verleugnete, wie die Amphipoliten nach ihrem Übergang zu Sparta mit dem Athener Hagnon taten, indem sie die an ihn erinnernden Gebäude demolierten und alle Andenken an seine Gründung vernichteten, dafür aber den vor Amphipolis gefallenen Brasidas vor der Agora herrlich begruben und mit Festen ehrten, weil er ihr wahrer Gründer und Retter sei. Bei ihrer jetzigen Feindschaft gegen Athen dachten sie nämlich, „daß Hagnons Kult für sie fortan weder vorteilhaft noch angenehm sei". — Ein eigentümlicher Fall war es, daß Apoll den sosehr gemischten Thurioten, welche über die Frage, wer als Gründer der Stadt zu benennen sei, schweren Streit bekommen hatten, den Bescheid erteilte, er selber wolle als solcher betrachtet sein, und so die Eintracht wieder herstellte.

Und nun das Verhältnis zu der vorgefundenen nichtgriechischen Bevölkerung. Mit dieser lebte man auf so gutem Fuße, als nur immer anging. Die Existenz der Kolonie sollte ein Vorteil für sie sein, zumal sollte sie hier ihren natürlichen Markt haben, und sie selber hatte ja bisher mit dem herrlichsten Hafen, der festesten Position oft nichts anzufangen gewußt und erfuhr die Vorteile ihrer Lage erst jetzt, wie sie auch wohl meist erst jetzt Entwässerung des Bodens, Landvermessung und besseren Anbau kennenlernte. Trotz Vermählung mit den Frauen des Landes getrauten sich die Griechen, ihr Blut griechisch zu halten, und da sie den Willen dazu hatten, was ihnen bei ihrer Furcht vor der völkischen Entfremdung (ἐκβαρβαρωθῆναι) sehr nahegelegen haben muß, setzten sie es auch durch.

In mehreren Gegenden bildete sich nun um die Kolonien herum eine Mischbevölkerung. So finden wir am Pontusstrand die Hellenoskythen, bei denen hellenische Sprache und Sitte nach Kräften wird fortgepflanzt worden sein; die Schätze der südrussischen Gräber zeugen von ihrem Eingehen auf Kultur und Luxus der Ankömmlinge. Das gleiche war bei den Rhonekelten der Fall, was schon die eine Tatsache der Verbreitung des griechischen Alphabets in Gallien beweist. Eine förmliche Mischrasse waren in Ägypten seit Psammetich die sogenannten Dolmetscher (ἑρμηνεῖς), ja um Kyrene herum gab es Hellenolibyer, das heißt farbige Menschen in hellenischem Kostüm, von denen sich in dortigen Gruftmalereien Abbildungen gefunden haben.

Anderswo aber, z. B. in Sizilien und Unteritalien, finden wir eine zusammenhängendere, rein griechische Bevölkerung, ein wahres Großgriechenland, das an der Küste auf die weitesten Strecken gar keine fremdvölkischen Elemente mehr hat.

Nun wurden freilich manche, auch sehr mächtige Kolonien durch stärkere Stöße aus dem Binnenlande zerstört. Von den unteritalischen blieben mit der Zeit bloß Tarent, Rhegion und Neapel griechisch und aufrecht, alle übrigen waren den Samniten und Lucanern erlegen und ebenso die Pontustädte den Geten, auch das hellenische

Libyen mußte wenigstens wiederholt Nachschub erhalten. Allein es war bei den Kolonien eben einmal auf Verlust von vornherein gerechnet; trotz diesem allem sind sie es doch gewesen, die das Mittelmeer so lange gegen die Karthager hielten, bis Rom mächtig genug war, um es dem Stamme Cham definitiv zu entziehen.

Was ferner das Verhältnis zur Metropole betrifft, so kommt vor allem in Betracht, daß Zweige derselben Familien in Mutter- und Tochterstadt angesehen waren und daß diese sorgfältig an den Gottesdiensten jener festhielt, welche damals wohl auch an die alten Familien gebunden waren. Auch sonst äußerte sich die Pietät auf verschiedene Weise: Bürger der Mutterstadt wurden, wenn sie kamen, ehrerbietig aufgenommen; für viele bürgerliche Ordnungen, besonders für alles heilige Recht, wurde dieselbe um Rat gefragt, ja bisweilen noch nach Jahrhunderten der Entfremdung zur Beseitigung von Wirren um Hersendung von Bürgern als „Ordnern" angegangen, und ebenso erbaten sich, wie bereits gesagt, Tochterstädte etwa bei Gründung einer neuen Tochterstadt die Führer von der Mutterstadt. Dafür ehrte man die Mutterstadt gerne durch eine glänzende Stiftung, wie es denn z. B. bei Trözen einen von den Halikarnassiern erbauten Isistempel und in Sparta ein Athenebild gab, das die nach Tarent und Italien Übergesiedelten hingeweiht hatten. Ein Beispiel von Hilfe, die der Mutterstadt in politischen Nöten noch in später Zeit gewährt wurde, ist es, daß Massalia von den Römern im Aristonikoskriege (133 v. Chr.) Begnadigung für die schuldige Mutterstadt Phokäa erbat. Eine dauernde und vorteilhafte Verbindung zwischen beiden Städten wird jedenfalls auch immer durch den Handel unterhalten worden sein.

Dagegen eigentliche politische Herrschaft der Mutterstadt wurde kaum hie und da versucht. In dieser Beziehung ist der große Prozeß zwischen Korinth, Kerkyra und Epidamnos, der am Anfang des thukydideischen Werkes berichtet wird, für die allgemeinen Dinge nicht maßgebend, sondern etwas Exzeptionelles; denn Korinth verfuhr allerdings von der Bakchiadenzeit an herrschlustig gegen seine Kolonien und liebte, sie wie Außenposten seiner Macht zu behandeln, und demgemäß sagt der korinthische Redner Thukydides (I, 38) auch: „Wir haben die Kolonie Kerkyra nicht gegründet, um von ihr beleidigt zu werden, sondern um die Führung über sie zu haben und die gebührende Achtung zu genießen (ἐπὶ τῷ ἡγεμόνες εἶναι καὶ τὰ εἰκότα θαυμάζεσθαι)." Hier gab es denn gewiß zahlreiche gemischte und unter Umständen kritische Verhältnisse, wie z. B. das der Potidäaten, welche eine Kolonie von Korinth waren und von dort noch jedes Jahr Beamte (ἐπιδημιουργοί) bezogen, zugleich aber sich als zinsbare Bundesgenossen in der Symmachie Athens befanden, das ihnen schließlich die Aufnahme jener Beamten verbot. Tatsächlich mochte sich eine Kolonie wohl auch der Mutterstadt durch Aufnahme anderer griechischer Einwanderer entfremden, die

mit der ursprünglichen Aussendung nichts zu tun gehabt hatten, zumal wenn sie viel Land und wenig Leute hatte.

In der politischen Entwicklung tritt uns vor allem bei den Kolonien ein rascheres Leben vor Augen als bei den Mutterstädten. Man war ja bisweilen geradezu vor der daheim herrschenden Aristokratie, um es anders zu haben, entwichen. So war denn in der Kolonie kein Geburtsrecht aufrechtzuerhalten. Es wurden etwa (so schon in Ionien und dann besonders in Unteritalien) Timokratien mit den siebenhundert oder tausend Reichsten an der Spitze eingeführt; frühe dringt auch hie und da die Demokratie durch, und auch Königtümer und Tyrannien erheben sich bald. Für uns wird diese größere politische Beweglichkeit der Kolonien am lebendigsten bei Thukydides in der Rede des Alkibiades über die Sikelioten geschildert, wo hervorgehoben wird, wie locker dort das Bürgertum in den (durch die Synökismen der Tyrannen) stark gemischten städtischen Bevölkerungen, bei den vielen Verfassungsänderungen und Fremdenaufnahmen sei, wie ein jeder durch Eloquenz oder Parteiung seinen Gewinn am Staate zu machen suche und dann für den Fall des Mißlingens eine leichte Flucht in Aussicht habe, wie bestimmbar die Massen seien. Eine Gefahr mochte oft darin liegen, daß, wie daheim, der Grundbesitz nur in wenigen Händen war, daß sich also gerade der Zustand herstellte, dem man hatte entgehen wollen; wenigstens wird von Thurioi berichtet, daß die sogenannten Angesehenen (γνώριμοι) denselben gesetzwidrig an sich gerissen und sehr oligarchisch regiert hätten. — Von einem eigentümlichen Notkommunismus, der auf den Liparischen Inseln durchgeführt wurde, berichtet Diodor (V, 9). Diejenigen Knidier und Rhodier, die dorthin gekommen waren, wurden durch Angriff tyrrhenischer Seeräuber genötigt, sich so zu teilen, daß die eine Hälfte das Land bebaute, die andere sich gegen die Piraten wehrte; ihr Besitz war dabei gemeinsam, und sie lebten gemeinschaftlich speisend (κατὰ συσσίτια) und eine Zeitlang eigentlich kommunistisch (κοινωνικῶς). Später teilten sie Lipara und noch später auch die übrigen Inseln, aber immerhin nur auf je zwanzig Jahre, worauf eine neue Verlosung erfolgte. Ernst aristokratisch hielt sich nach dem Zeugnisse des Aristoteles Massalia, und zwar war dies auf lange der Fall; denn noch Cicero vergleicht das dortige Regiment, wenn es auch in den Händen auserlesener und sehr gerechter Persönlichkeiten war, beinahe mit dem der athenischen dreißig Tyrannen. In Thurioi dagegen schlug jene oligarchische Herrschaft (freilich erst in dem ruchlosen 5. Jahrhundert) völlig in das Gegenteil um. Nicht nur zwang der im Kriege geübte Demos die bisherigen Besitzer zur Herausgabe dessen, was sie zuviel gehabt hatten, sondern die ersten Kolonisten wurden von den später hinzugekommenen (προσγραφέντες) größtenteils ermordet, und nun deckten diese den Frevel durch neue Zuwanderung, indem ihnen in das große und schöne Land viele

Zuzügler aus Hellas herbeiströmten; der Boden wurde von neuem in gleiche Stücke und die Bürgerschaft in zehn Phylen geteilt, und jetzt erst erfolgte die Hauptgründung, nachdem die Stadt schon durch die ersten in Karrees gebaut worden war. — Später schätzten sich die Römer glücklich, als Binnenstadt erwachsen zu sein. Romulus, findet Cicero, habe wohl gewußt, was er tue; Seestädte seien einem besonderen Verderb ausgesetzt, mit den Waren kämen stets neue Reden und Sitten sowie jenes ewige unstete Ausreisen, so daß, auch wer daheim bleibe, doch den Geist auf Reisen habe. Karthago und Korinth seien untergegangen, weil sie ob Handel und Reisen Waffen und Ackerbau vergaßen . . . das Meer bringe allen möglichen Luxus . . . die griechischen Inselstädte schwämmen samt Einrichtungen und Sitten auf den Fluten; vollends aber lägen alle ihre Kolonien (Magnesia ausgenommen) weit und breit am Meere . . . daher all das Unheil und die Änderungen. Aber bequem freilich sei und bleibe es, überallhin fahren und nach allen Seiten hin die Produkte ausführen zu können.

Welches aber auch die politische Entwicklung einer Kolonie sein mochte, wenn sie nicht durch Übermacht von außen zugrunde ging (was den Eroberern oft schwer wurde!), so überbot sie leicht die Mutterstadt an Geschäften und Produkten, weil sie an ausgesucht guter Stelle angelegt und in ihrer Entwicklung ungehemmt war, an Pracht, weil sie bei ebenso großer Kunstliebe reicher und dazu planmäßig gebaut war, an Schwung und Tatkraft, weil jeder — und darunter waren auch Männer von stark gemischtem Blute — seine Kräfte erproben konnte. Auch an geistiger Tätigkeit standen sie hoch. Während das Mutterland die berühmtesten Künstler und (in Argos) die besten Musiker erzeugte, wurde das Kolonialland Ionien die Heimat der frühesten griechischen Philosophen, Pythagoras fand seinen Boden in Kroton, auch an die sizilischen Dichter-Philosophen und die großen Denker von Elea wollen wir erinnern sowie daran, daß seit dem Ruhm des Demokedes die Krotoniaten und nach ihnen die Kyrenäer als die ersten griechischen Ärzte galten.

Aber manche Kolonie mag einige Zeit Mühe gehabt haben, mehr zu sein als ein halb oder ganz zugestandenes Piratennest, dem es eines Tages schlecht gehen konnte. Von den Phokäern sagt dies Justin deutlich, und auch Zankle war nichts anderes und scheint erst durch Zuzug weiterer Hellenen ehrbar geworden zu sein. Andere waren sonst verrufen. So war für das Leichtnehmen aller Dinge und für Frivolität besonders Byzanz typisch, über das man auch wegen seiner gewalttätigen Finanzoperationen klagte; dieser Ort war wohl eigentlich durch seine stets kritische Lage demoralisiert, indem enorm reicher Genuß und schwere Bedrohung durch die umwohnenden Thraker zu rasch wechselten. Zu tief ins Wohlleben ging ferner nicht nur Sybaris, welches dafür anekdotisch bekannt ist, sondern auch Städte wie Tarent, Agrigent, auch wohl Kyrene boten dafür

starke Beispiele; von den Agrigentinern fand Empedokles, sie bauten, als wollten sie ewig leben: So sehr war, wie es scheint, ihr Privatbau dem anderer Orte überlegen, und jedenfalls war ja auf Sizilien auch der Ursprung der wissenschaftlichen Kochkunst zu suchen. Die Hauptkausalität wird wohl die gewesen sein, daß in den schon von Anfang an durch Tätigkeit und um der Tätigkeit willen entstandenen Kolonien der Erwerb niemals eine Schande war, und daß sich, weil sein Geist fortdauerte, die Mittel mächtig angehäuft hatten. Immerhin ist zu beachten, daß der Vorwurf des Luxus gerade die Kolonien trifft. Das Mutterland hat sich hierin tadelloser gehalten.

Im ganzen haben wir uns die Einwirkung der hellenischen Kolonien auf die ganze Welt unermeßlich groß zu denken. Auch Gegenden wie Mittelitalien, wo Latiner und Etrusker keine Griechenstadt aufkommen ließen, wurden nunmehr von griechischer Kultur und Kunst berührt, nachdem früher durch phönizische Vermittlung eher orientalische Stile in ihnen geherrscht hatten, und gerade in dieser Zeit, als auch in Hellas das mächtigste Aödentum vertreten war, wird am ehesten die griechische Heldensage bei ihnen eingedrungen sein. Anderseits wird aber auch der Gesichtskreis der Hellenen selbst durch die Kolonisation, neben welcher in dieser Beziehung freilich auch das Ägypten erschließende und einzelne Griechen bis in die Dienste Nebukadnezars führende Söldnertum in Betracht kommt, auf das gewaltigste bereichert. Und nun mag man es immerhin beklagen, daß sich, wie gesagt, manche dieser Orte so rasch ausgelebt haben; man wird doch anerkennen müssen, daß ihrer wenige durch bloßes Nachlassen der Kräfte in Ohnmacht versunken sind; fast überall ist entweder eine heftige innere politische Krankheit oder Überdrang von außen die Ursache des Sinkens.

Und als die griechische Nation schon ganz enorme Blutverluste erlitten, als Sizilien schon unter Karthager und Tyrannen verteilt, Unteritalien von den Binnenvölkern teils bedroht, teils ruiniert, das Adriatische Meer durch Seeräuber und den älteren Dionys unsicher geworden war, als im Mutterlande Sparta Null war, Theben als eine Ruine dalag und gewiß in manchen Gegenden (z. B. Phokis) durch Bürgerkriege Verödung eingetreten war, da füllten Alexander und seine Nachfolger den ganzen vorderen Orient noch einmal mit griechischen Städten an, mit jenen Alexandrien, Antiochien, Apameen, Ptolemaiden, Bereniken usw. bis an den Oxus, Jaxartes und Indus. Mesopotamien wurde in seinen Städten ein ziemlich, Kleinasien ein ganz hellenisiertes Land, Syrien ebenso und Ägypten soviel wie nötig. Und dies alles geschah zwar nicht immer, aber doch meist freiwillig, ohne Deportation, und die Ansiedler kamen nicht bloß aus Griechenland und Makedonien, sondern auch vom Pontus, von der kyrenaischen Pentapolis, von Italien und Sizilien. Noch einmal wird das Griechische in neuem Sinne eine Weltsprache, und die griechische Bildung zur Bildung überhaupt, und in dieser Gestalt

wurde sie dann von den Römern übernommen, und zwar mit einer Begeisterung und Ehrfurcht, welche die eigentlich römische Bildung größtenteils zurückdrängte.

In der gleichen Zeit aber, da sich die Griechen durch die Kolonien in die entferntesten Gegenden ausbreiteten, und da Männer vom Schwarzen Meere, aus Ägypten, Kyrene und Spanien beisammen waren, wenn die Gesamtnation sich zu Delphi am Herd Apolls, zu Olympia und an den sonstigen großen Agonalstätten gesammelt darstellte, erlitt das Hellenentum auch große Einbußen. Zunächst wurde Ionien durch die Lyder unterworfen, nachdem das ionische Leben schon bisher unter lydischem Einflusse gestanden hatte. Von den in Sardes regierenden Mermnaden nimmt schon der erste, Gyges (seit 708), Kolophon; Ardys (657—620) kann zwar Milet nicht nehmen, wohl aber Priene; Sadyattes (620—605) belagert sechs Jahre Milet umsonst; Alyattes (605—555), der, durch die List des Tyrannen Thrasybul getäuscht, diese Belagerung aufhebt und dann durch den Krieg mit Medien lange Zeit beschäftigt ist, zerstört die Mauern Smyrnas, das hierauf vierhundert Jahre lang nur als Dorf bewohnt wird, und nimmt das wieder abgefallene Kolophon, während ihm Priene und Klazomenä widerstehen. Endlich macht Krösos (seit 555) einen neuen Angriff auf die Städte, welchen Thales umsonst zu einem Bündnis und zur Einsetzung eines Bundesrates geraten hat. Er unterwirft Ephesos und so nacheinander die meisten ionischen, äolischen und dorischen Städte, wobei er freilich nicht einmal Öffnung der Tore, sondern nur Anerkennung und jährlichen Tribut verlangt; mit Milet schließt er ein Bündnis. Die griechische Kultur und Nationalität mag freilich durch diese lydische Herrschaft wenig gelitten haben, und Krösos selbst war ein Philhellene.

Aber nun kommt (546) der Krieg mit Kyros und die persische Eroberung und Herrschaft über die Griechenstädte. Ihr Widerstand ist hart, aber vereinzelt und beim Ausbleiben aller Hilfe von Griechenland aus vergeblich. An diese Eroberung schließt sich die berühmte Fluchtgeschichte der Phokäer, und auch die Teïer wandern aus und gründen Abdera; vergeblich aber wird von Bias eine allgemeine Auswanderung nach Sardinien vorgeschlagen. Man lebte nun eben unter einer leidlichen Herrschaft, zahlte Tribut und stellte Schiffe und Soldaten; in den einzelnen Städten regierten Tyrannen, deren Aufkommen schon Kyros begünstigte; die persischen Satrapen saßen in Sardes und Daskyleion. Die benachbarten Karer hatte Harpagos leicht unterworfen, die Lykier aber erst nach der heroischen Verteidigung von Xanthos.

Im ganzen ist die koloniale und agonale Zeit diejenige, da die Polis unter einer mit der Tyrannis alternierenden Aristokratie steht, und da neben dem festen Rasseglauben jenes eigentümliche Ideal der Kalokagathie, der Einheit von Adel, Reichtum und Trefflichkeit,

als Distinktivum der Griechen in Geltung ist, das seinen Herold in Pindar hat. Überall regiert der Adel, auch in den Staaten, die durch die dorische Wanderung nicht umgestaltet worden sind. Das Herrscherrecht beruht auf dem besseren Blut, dem größeren Grundbesitz, der Geübtheit in den Waffen, der Opfer- und Rechtskunde. Die Banausie, das heißt Landarbeit, Handwerk, Kram, Kaufmannschaft u. dgl., ist verachtet. Edle Arbeit ist nur die in den Waffen und die für die Spiele und den Staat, nicht die für die Nöte des Lebens. Emporstrebende Massen läßt man nach den Kolonien abziehen, wo sie dann ihrerseits Aristokraten werden.

Dabei hat man es hier weder mit einem isolierten Landjunkertum noch mit einem Reichsrittertum zu tun, sondern dieser Adel ist eher dem Patriziat mittelalterlicher, zumal italienischer Städte vergleichbar: Die Kaste wohnt in der Stadt beisammen und übt gemeinsam und mit Eifer die Herrschaft; zugleich bildet sie die Gesellschaft; schon das Agonale würde genügt haben, um sie zusammenzutreiben. Eine Feindin des Agonalen ist bei ihrem utilitarischen Charakter zwar die Tyrannis, und auch Sparta mit seinem kargen Dorismus, wo sich dasselbe auf seine besondere Weise fixiert, steht auf der Seite; denn hier findet sich nicht eine wahre Gesellschaft, sondern ein hart herrschendes Eroberervolk, dessen gymnastisches und sonstiges Tun wesentlich den praktischen Zweck hat, die Herrschaft zu behaupten. Im übrigen Griechenland dagegen lernen wir einen freigebigen, prachtliebenden, wagenfahrenden Adel kennen, dessen Hauptpassion das Halten edler Pferde (ἱπποτροφεῖν) ist, und der Ton, welcher hier angegeben wird, ist so entscheidend, daß auch einzelne Tyrannen, wie z. B. Kleisthenes von Sikyon und die besseren sizilischen, sich ebenfalls als edeltrefflich, agonal zu gebärden für nötig finden, freilich als Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen.

Die eine Seite der Erziehung dieser Gesellschaft bilden Festlichkeiten, Prachtopfer, Chöre und Tänze, alles an den Kultus angeschlossen, welcher in seiner Ausweitung als Mythus Anhalt und Quelle aller Bildung überhaupt ist; als die andere aber erscheint die Gymnastik, und zwar nicht als Ursache, sondern bereits als Folge des Agons, da bei der hochgesteigerten individuellen Ambition die bloß auf die Kriegstüchtigkeit gerichtete Erziehung, welche sich bisher von selbst ergeben hatte, nicht mehr genügte. Hier handelte es sich nunmehr um vollendete Durchbildung des Leibes zur Schönheit, wobei das Individuum sich so gut als für das Musische einer sehr methodischen Lehre unterziehen mußte und sich keine eigenwillige sogenannte Genialität erlauben durfte; denn auch der Gymnastik und allem, was daran hängt, kam mächtig die allgemeine Überzeugung vom Werte der Schulung (παίδευσις) zu Hilfe, eine Überzeugung, die so stark war, daß der Staat (abgesehen davon, daß er die Gymnasien errichtete) seinerseits für die Sache nicht bemüht zu werden brauchte.

Diese ganze Lebensweise machte für alle Zeiten auf die allgemeine griechische Anschauung den stärksten Eindruck. Trotz der Warnungen, z. B. eines Phokylides, war die Geringschätzung der Banausie nicht mehr aus dem griechischen Geiste zu tilgen und behauptete sich fest in der Literatur. Mäßige Menschen konnten an dieser Überzeugung ohne besonderen Reichtum festhalten; man war, wie es von dem künstlich altväterischen Xenophon heißt, „ein sowohl in allem anderen trefflicher Mann als besonders auch ein Freund der Pferde und der Jagd und in der Kriegskunst bewandert und fromm und opferliebend und ein Kenner der Opferzeichen (d. h. ein halber Mantis)", und wie offen man auch noch spät in Athen zum Lobe der Kalokagathie herausreden durfte, zeigt die Stelle in den Fröschen des Aristophanes (727 ff.), wo für die wohlgeborenen, tugendhaften, gerechten, edlen, trefflichen und auf Ringschulen, in Chören und mit Musik erzogenen Bürger das Bild der alten währhaften Silbermünzen gebraucht wird, die damals dem kupfernen Gelde weichen mußten; freilich ist dies eine derjenigen Schilderungen, die sich dann einstellen, wenn die betreffende Sache am Aussterben ist. Aus früherer Zeit wird über ein Sinken des agonalen Geistes hauptsächlich in Ionien und den Kolonien des Westens geklagt; man müßte nur im einzelnen Falle wissen, wieweit mit dem Luxus (τρυφή) wirklich Verweichlichung und Entnervung verbunden war, denn oft handelt es sich sichtbarlich nur um neidische Nachrede von Stadt gegen Stadt.

Ein allgemeiner Hauptunterschied gegenüber unserem Jahrhundert bestand darin, daß man (wie gewissermaßen noch jetzt in Frankreich) mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Rasse sah. Auch als mit der Zeit die völlige Demokratie eintrat, war man noch immer tatsächlich eine Aristokratie und Minderzahl gegenüber von Metöken und Sklaven. Das möglichst viele Geldverdienen, um möglichst viele Kinder ernähren zu können, unter welchen Entbehrungen und Arbeitsmühen und welcher Verkümmerung der Rasse es auch sei, ist erst modern. Welcher Mittel man sich aber zur Beschränkung der Quantität bediente, ist oben die Rede gewesen. Jedenfalls aber stellte sich diese Gesellschaft überaus glänzend dar, und der Sänger des homerischen Hymnus auf Apollo darf (147 ff.) von den Ioniern, wie sie sich am Feste auf Delos zeigen, sagen: „Wer ihnen begegnete, wie sie versammelt sind, würde sagen, sie seien unsterblich und nicht alternd auf alle Zeit, er sähe ihrer aller Schönheit und würde im Gemüte erfreut, wenn er die Männer schaute und die schön gegürteten Frauen und die schnellen Schiffe und ihren vielen Reichtum", worauf dann noch der besondere Preis der delischen Jungfrauen und ihres Gesanges folgt, durch den dieses herrliche Dasein seine Vollendung empfängt.

Und nun das Agonale. Während die Polis einerseits das Individuum mit Gewalt emportreibt und entwickelt, kommt es als eine

zweite Triebkraft, die kein anderes Volk kennt, ebenso mächtig hinzu, und der Agon ist das allgemeine Gärungselement, welches jegliches Wollen und Können, sobald die nötige Freiheit da ist, in Fermentation bringt. In dieser Beziehung stehen die Griechen einzig da. Auch bei Naturvölkern und Nichtgriechen findet sich das Tun um die Wette und im Vergleich mit anderen gewiß oft, vom Kriege unabhängig, bis zu einem gewissen Grade entwickelt; Kampfspiele, Reitkünste und dergleichen sind in Übung, aber jedenfalls nur innerhalb der betreffenden Völkerschaft und der betreffenden sozialen Schicht. Bei den asiatischen Kulturvölkern ist ihm der Despotismus und das Kastenwesen fast absolut entgegen; was bei den Griechen jeder geborene Grieche mitmachen durfte, das hätte in Ägypten schon lange nicht jeder Ägypter gedurft, und innerhalb der bevorzugten Kasten mochte teils die vom Despotismus auferlegte Gleichheit bzw. Rangordnung, teils die geringe Wünschbarkeit, sich in Gegenwart der geringeren Kasten zu messen, das Agonale völlig zurückdrängen; nur als Beamter oder Krieger eine Ehrung von seinem König zu erhalten, mochte die Ambition des individuell entwickelten Ägypters sein. Übrigens ist es noch bis heute nicht orientalische Denkweise, sich mit anderen Gleichstehenden zu messen, sondern sich von Sklaven oder Bezahlten etwas vormachen zu lassen. Nur in freien und kleinen Aristokratien konnte dieser Wille der Auszeichnung unter seinesgleichen vor gewählten oder sonst objektiv gegebenen Richtern zur Blüte kommen, und auch hier bedurfte es einer Nation wie der Griechen; die Römer, die sich von ihnen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie nichts „Zweckloses" mögen, würden es zu dieser Entwicklung nicht gebracht haben.

Agonal im Sinne der Zwecklosigkeit ist die heroische Welt ursprünglich noch nicht. Der Heros erfüllt große Zwecke meist noch auf einsamer Fahrt; das Abenteuer will noch nicht mit anderen Abenteuern konkurrieren; doch dämmert der Anfang eines Wetteifers etwa in den gemeinschaftlichen Unternehmungen einer Anzahl von Heroen oder auch im Göttermythus, wenn z. B. Kekrops zwischen Athene und Poseidon, Paris zwischen den drei Göttinnen als Richter amten muß, und in der späteren Zeit wurde selbstverständlich alles Agonale auch in die mythische Welt zurückversetzt und hatte seine einzelnsten Gevattern schon in der frühesten Götter- und Menschenwelt. So gehört der Sieg des Polydeukes über den Bebryken Amykos „zu den notabelsten Vorgängen in der Vorgeschichte der hellenischen Gymnastik", Apollon tötet den Hyakinthos mit dem Diskos, Herakles und Theseus sind die größten Ringer, und jener wird Stifter der Olympischen Spiele, dieser stiftet bei der Rückkehr von Kreta dem Apollo einen Agon auf Delos.

Die Hülle und Fülle des Agonalen findet sich als üblich und selbstverständlich bei Homer, der dabei eine sehr entwickelte Kenner-

schaft an den Tag legt. Wenn er dabei von der Anschauung seiner Zeit ausgeht, so hat dies seine Analogie in den Nibelungen und anderen Epen des 12. und 13. Jahrhunderts, die auch schon in die von ihnen geschilderte Sagenzeit Turniere und dergleichen verlegen; das Epos hat sich nie gescheut, einen solchen Reflex von dem Seienden auf das Vergangene zurückfallen zu lassen. Vor allem ist Scheria mit diesem großen Agens des Genusses, der Freude und des Hochgefühls reich ausgestattet. Nachdem Alkinoos den Vorschlag dazu gemacht hat, messen sich die Jünglinge nacheinander im Lauf, Ringen, Sprung, Diskos und Faustkampf. Dann erregt der Anblick der athletischen Gestalt des Odysseus bei ihnen den Wunsch, daß auch dieser sich sehen lasse, und hier spricht es Laodamas in seiner Anrede an ihn prinzipiell aus, der größte Ruhm der Sterblichen sei in Füßen und Händen. Schließlich tut denn auch Odysseus, nachdem er sich auf eine anfängliche Weigerung hin in verletzender Weise herausgefordert sieht, einen mächtigen Wurf mit dem Diskos und meldet sich nun auch zu allen anderen Kampfarten, auch zum Bogenschießen und Speerwerfen, nur den Wettlauf ausnehmend, worauf Alkinoos begütigend die Inferiorität der Phäaken im Faustkampf und Ringen zugibt und den Tanz empfiehlt, zu dessen Anordnung bereits gewählte Äsymneten vorhanden sind. — Auch die ausführliche Darstellung eines kunstgerecht angeordneten und beaufsichtigten Faustkampfes bietet die Odyssee; es ist dies das Bettlerduell zwischen Odysseus und Iros; ein anfänglicher Raufhandel, der aber durch die Einmischung der Freier zum Kampfe wird. Wir finden hier eine Prämie — es ist ein Geißmagen ausgesetzt — und von den Zuschauern wird feierlich Unparteilichkeit zugesagt, ehe es für Iros zu den furchtbaren, von Odysseus wohlberechneten Schlägen kommt.

Auch in der Ilias findet der Trieb, „immer der erste zu sein und vorzuleuchten den anderen", bei den Spielen seine reichliche Betätigung, und zwar lernen wir hier besonders auch schon den Wettkampf zu Wagen kennen. Agamemnon weiß von herrlichen Rossen nichts Höheres zu sagen, als daß er sie „kampfpreisgewinnend" nennt, und so macht denn das Wagenrennen auch bei der Gelegenheit, wo sich die umständlichsten Agone von selbst verstehen, nämlich bei den im XXIII. Buche erzählten Leichenspielen für Patroklos, den Anfang; wir erfahren von ihm und seiner Praxis aus der ganzen späteren Literatur nicht so viel wie hier, ausgenommen etwa die berühmte Schilderung der pythischen Spiele in der sophokleischen Elektra. Aber auch sonst finden sich bei dieser Gelegenheit schon fast alle späteren Gattungen mit genauer Schilderung der einzelnen Kampfesmomente und des atemlosen Verhaltens der Zuschauer, nur etwa auf einer früheren Stufe: der Faustkampf, das Ringen, der Wettlauf, der Wurf der roh gegossenen eisernen Scheibe, der Bogenschuß nach einer angebundenen Taube. Auch der Nahkampf mit

dem Speere, bei dem die erste Verwundung entscheiden sollte, gehört unter die Spiele; aber nachdem Diomedes und Aias denselben begonnen, fürchten die Achäer für Aias und heißen die beiden den Kampf einstellen und den Preis unter sich teilen, und auch Achill läßt es nicht zum Äußersten kommen, wie er auch am Schlusse das Wurfspeerschießen nicht mehr stattfinden läßt, sondern die Preise an die Angemeldeten verteilt. Als Preise aber sind von Achill nicht Kränze ausgesetzt — erst das agonale Zeitalter begnügte sich mit solchen —, sondern eine große Menge zum Teil sehr kostbarer Dinge: Schätze in edlem Metall, köstliche Geräte, Tiere und Sklavinnen, und zwar gibt es auch für den Besiegten zum Trost noch einen zweiten Preis, beim Wettrennen sogar fünf Preise.

Wie und durch welche Gedankenverbindung es kam, daß gymnische Agone bei vornehmen Totenfeiern abgehalten wurden, läßt sich fragen. Man könnte an die Völker denken, bei denen an der Leiche eines Großen dessen Gefolge sich bis auf den Tod bekämpfte, und an die tödlichen Gladiatorenkämpfe, welche die Etrusker bei vornehmen Totenfeiern stattfinden ließen; am einfachsten erklärt sich die Sache wohl durch die Erwägung, daß, wenn überhaupt viele Griechen zusammenkamen, sich Agone ganz von selbst ergaben, und daß ferner die Familie des Verstorbenen veranlaßt war, Kampfpreise auszusetzen, damit recht viele Leute zu der Bestattung kämen.

Um übrigens auf Homer zurückzukommen, so ist bei ihm alles Agonale doch nur ein unschuldiger Anfang der späteren Entwicklung. Wenn auch schon alle Kampfesgattungen vorhanden sind, so bestimmen und erfüllen sie doch das Leben der Helden noch nicht; denn diese haben vor Ilios anderes zu tun; spezielle Mythen hangen an jeder einzelnen berühmten Gestalt, und die sonst Unberühmten sind genugsam mit den wirklichen Kämpfen beschäftigt, wo sie in gewaltiger Anzahl unterliegen. Wer den Krieg hat, bedarf des Turniers nicht. Schon eher hätten die Phäaken freie Zeit zum eigentlichen Agon; aber hier handelt es sich mehr um einen heiteren Zeitvertreib, und sie gestehen z. B., wie gesagt, dem Odysseus, daß sie im Faustkampf (der einzigen Gattung, wo es auf Scheria Ernst galt) nicht vorzüglich seien. So ist alles einstweilen nur gelegentlich, nicht periodisch; erst das agonale Zeitalter sollte das ganze Leben auf diese Sache orientieren; erst nun wurden die Agonalsieger die größten Zelebritäten.

Auch das Musische wurde früh als Agon gepflegt. Auf dem Schilde des Herakles findet sich eine Darstellung des heiligen Reigens der Unsterblichen, welcher als solcher bezeichnet wird, und Hesiod fuhr zu der Bestattung des Amphidamas über Wasser nach Chalkis und gewann durch den Sieg mit einem Hymnus einen ehernen Dreifuß, den er den Musen des Helikon stiftete, ein Sieg, auf den sich dann der späte Roman vom Wettkampf Homers und Hesiods bezieht. Bei ihm finden wir denn auch die Kunde vom

Agon, wie er sich im ländlichen und bürgerlichen Leben offenbart, d. h. der Konkurrenz, welche nur eine Parallele zum vornehmen und idealen Agon ist, und zwar kommt hier seine Lehre von der bösen und guten Eris in Betracht, die wir am Anfang der Werke und Tage (11 ff.) lesen. Letztere ist die früher geborene (wonach die böse etwa nur eine Ausartung ins Große, zu Krieg und Streit wäre), und zwar scheint Hesiod sie nicht nur im Menschenleben zu finden, sondern auch in der elementaren Natur; denn der Kronide hat sie schon in die Wurzeln der Erde gelegt. Sie ist es, welche auch den Trägen und Unbehilflichen zur Arbeit aufweckt; indem er einen anderen sieht, welcher reich ist, müht dann auch er sich, zu pflügen und zu pflanzen und das Haus zu ordnen, und Nachbar eifert mit Nachbar im Streben nach Reichtum.

So wird nach dem Ausgang des heroischen Königtums alles höhere Leben der Griechen, das äußere wie das geistige, zum Agon. Dieser ist es, welcher die Trefflichkeit (ἀρετή) und die Rasse manifestiert, und der Agonalsieg, d. h. der edle Sieg ohne Leidenschaft, erscheint uns in dieser Zeit als der altertümliche Ausdruck für den friedlichen Sieg einer Individualität. Von dieser Form des Wetteifers (φιλοτιμία) kam man auf den verschiedensten Gebieten nicht mehr ab. Sie zeigt sich im Symposion bei den Gesprächen und wechselnden Skolien der Gäste, auf dem Gebiete der Philosophie und der Rechtshändel bis hinunter zu den Wettkämpfen von Hähnen und Wachteln, oder der Kolossalleistungen im Essen. In den Rittern des Aristophanes hat das Verhalten des Paphlagoniers und des Wursthändlers noch völlig die Form eines Agons, und ebenso in den Fröschen der Kampf zwischen Äschylos und Euripides im Hades mit all seinen vorangehenden Zermonien. Wie sehr aber das Agonale und das Gymnastische das Leben auf seinen verschiedenen Stufen zugleich durchdrang, zeigt aufs leuchtendste Herodots Bericht von der Werbung um Agariste (VI, 126). Hiernach erläßt Kleisthenes von Sikyon an den Olympien, wo er eben mit einem Viergespanne gesiegt, die Aufforderung zur Meldung an die, welche um seine Tochter werben wollen. Und nun ist diese Werbung, die selbst ein Agon ist, gleichsam ein Reflex der mythischen Werbung um Hippodamia, die Tochter des Önomaos. Es erscheinen dreizehn Freier, alle durch Persönlichkeit und Herkommen ausgezeichnet, und zwar zwei aus Unteritalien, ein Epidamnier, ein Ätoler, ein Argiver, zwei Arkader, ein Elier, zwei Athener, je ein Euböer, Thessalier und Molosser. Und Kleisthenes hatte ihnen eine Bahn zum Wettlauf und eine Palästra bereiten lassen, hielt sie ein Jahr bei sich und probierte sie nach Tapferkeit, Temperament, Erziehung und Charakter; die Jüngeren führte er in die Gymnasien und alle erprobte er beim Gelage; wie schließlich der Athener Megakles den Sieg davontrug, wird später zu erörtern sein.

Indem nun die Agone bald in mächtigen Schwung kamen, ja

das eins und alles wurden, entwickelte sich in Wechselwirkung mit ihnen, aber, wie wir gesehen haben, als Tochter des Agons die Gymnastik. Sie ist, obschon auch für sie mythische Erfinder und Gründer ersonnen werden, ohne das Agonale undenkbar; jedenfalls hätte sie ohne dasselbe kein solches Lebensinteresse und Distinguens der Hellenen werden können. Überall, schon in den engsten Kreisen, stellte sich der Wettstreit ein; die volle Entwicklung des Individuums war davon abhängig, daß man sich unaufhörlich untereinander maß und verglich, und zwar durch Übungen, bei denen es auf einen direkten praktischen Nutzen nicht abgesehen war.

Fast überall werden demnach die Knaben der Freien dem Lehrer in der Gymnastik (παιδοτρίβης) übergeben worden sein, dessen Unterricht neben dem des Kitharisten und des Grammatisten die Erziehung (παίδευσις) ausmachte; aber nur die etwas Wohlhabenden konnten ihr ganzes weiteres Leben dabei aushalten, und nur die ganz Unabhängigen konnten eine Lebensbestimmung daraus machen. Die Gymnastik war auf diese Weise an sich volkstümlich, in ihren höheren Graden aber etwas Vornehmes, zumal wenn der Besuch der Agone samt allem, was daranhing, damit verbunden war. Und nun war das Gymnasion ein gesellschaftlicher Hauptmittelpunkt des griechischen Lebens. Seine Entstehung wird schwerlich vor dem 7. Jahrhundert anzunehmen sein; die reichere Prachtausstattung kam jedenfalls viel später; doch nennt schon Plato alle Einzelräume, die in der Folge irgend vorkommen. Daneben bestanden als einfache, bescheidenere Anlagen, auch wohl öfter als bloße Privatanstalten, die Palästren, während die Gymnasien immer dem Staat gehörten, der sich an dieser Stelle in die Erziehung einmischte, weil ihm an der gleichmäßigen Einübung der Epheben außerordentlich viel lag.

Gymnasien gab es nun sozusagen bis in die obskursten Städtchen, und zwar noch in später Zeit; in Athen waren solche das Lykeion und die Akademie, dazu noch, wie es heißt für Leute aus unebenbürtigen Verbindungen, das Kynosarges. Sie dienten wesentlich den Übungen der Epheben (d. h. Jünglinge von 18 bis 20 Jahren), doch in Athen auch denen der Knaben, welche hier zu allen Übungsarten zugelassen waren, sowie anderseits der Athleten; überhaupt hat man nach Xenophon, Plato, Aristophanes usw. den Eindruck, daß offenbar jedermann hinkam. Die athenische Gymnastik war die vielseitigste; bei den großen Agonen finden sich attische Sieger in allen Kampfesarten, und die dortigen Gymnasten, Aleipten usw. galten als die besten; die fünf Hauptarten des Wettkampfes aber, das sogenannte Pentathlon, waren: Wettlauf, Sprung, Ringen, Diskoswurf und Speerwerfen, wozu für die, welche es weiter treiben wollten, noch der Faustkampf und das aus diesem und dem Ringkampf gemischte sogenannte Pankration kamen. In einzelnen Städten bildeten diese Übungen ein offenbar bestimmt begrenztes Ganzes.

Große Exhibitionen der athenischen Epheben waren die Fackelläufe an den Prometheen und Hephaisteen, wie es denn überhaupt in allen Städten lokale öffentliche Produktionen gab. Die Kampflehrer, bisweilen emeritierte Olympioniken, waren gewiß oft hochwichtige Personen; der von Pindar gepriesene Melesias hatte unter seinen Schülern schon dreißig Sieger. Eine große Macht hatten auch die vom Staat zu Gymnasiarchen gesetzten Bürger; ein solcher durfte Sophisten, Rhetoren und Philosophen aus dem Gymnasion entfernen, wenn er die Überzeugung hatte, daß sie durch ihre Lehren einen nachteiligen Einfluß auf die Jugend ausübten; jedenfalls war in Athen um die Zeit des Peloponnesischen Krieges die Gymnasiarchie, die eine kostspielige Leiturgie war, ein Mittel zur Popularität.

Diese Gymnastik war von einer unerhörten Vielseitigkeit und verfeinerte sich ins Grenzenlose. Es gab Städte, in welchen die Übung darin geradezu zum Vollbürgerrecht gehörte; von dem achaischen Pellene heißt es z. B., das alte Gymnasion dort diene zu den Übungen der Epheben, und keiner dürfe in die Bürgerschaft aufgenommen werden, bevor er die betreffenden Übungen durchgemacht habe. Vollends aber in Sparta war die ganze Gymnastik, so wie man sie dort haben wollte, streng in das System der Staatserziehung eingelassen.

Zu der sonstigen Gymnastik kommt nun noch der Agon mit den Pferden. Wie im Kriege der homerischen Heroen der Kampf zu Wagen der vornehmste gewesen war, so war, wie wir bereits gesehen, im Frieden schon sehr frühe das Wagenrennen die angesehenste Gattung des Wettkampfes. Erst recht wurde es nun aber in der aristokratischen Zeit das Korrelat der Hippotrophie, d. h. des vornehmen Standes, und ohne Zweifel der eigentlich vornehme Agon. Und hier machte sich nun in höherem Grade als für die übrigen Arten der Umstand geltend, daß es innerhalb der einzelnen Polis kaum genügend zu feiern war. Auch sonst drängte ja das Agonale seiner Natur nach über die Feldmark derselben hinaus, weil sich das Interesse unter beständig den nämlichen Leuten erschöpfen mußte; am meisten aber war doch dieser Wettkampf, insofern er Sache einer begüterten Minderheit war, auf allgemeinere Festorte angewiesen. Sobald man sich nun an irgendeinem neutralen Orte oder Heiligtum mit Kämpfern von anderswoher messen konnte, war die Möglichkeit panhellenischer Agone gegeben, und rasch werden — vielleicht gar nicht durch ein ausgesprochenes Übereinkommen — immer allgemeinere Kampfesorte entstanden sein, die dann um Entstehungsmythen nicht in Verlegenheit sein mochten. Die Entstehung dieser allhellenischen und dabei ausschließlich hellenischen Agonalstätten ist aber ein sehr großes Faktum für die Entstehung der hellenischen Nationalität und für das Bewußtsein, das man von ihr hatte, sie ist der einzige Durchbruch durch die Gegnerschaft der Volksstämme und weiterhin die einzige große

Protestaktion gegen die Zersplitterung in lauter abgeschlossene und verfeindete Poleis. Nur der Agon ferner war es, was gebieterisch nicht bloß das Mitmachen, sondern die Zuschauerschaft der ganzen Nation verlangte; wer sich davon selbst ausschloß, wie die Ätoler, die Akarnanen und die Epiroten, verlor mehr oder weniger das Recht, unter die Hellenen gezählt zu werden.

Eine alte Stätte für Wagenrennen muß nun z. B. der im homerischen Apollohymnus (230 ff.) erwähnte Poseidonhain von Onchestos in Böotien gewesen sein. Auch wenn im gleichen Hymnus (243 ff.) die Telphusa dem Apollon ihre Gegend durch Erwähnung des Lärms von Wagen und Rossen verleiden will, wird wohl damit das Wagenrennen und nicht nur der Verkehr an einer Quelle gemeint sein. Auf der anderen Seite konnte zwar bei dem hohen Schwung, den der Kultus in dieser Zeit hatte, auf Delos ein herrliches Stammesvolksfest, mit prachtvollem Agon in Faustkampf, Tanz und Gesang verbunden, zu Ehren Apolls gefeiert werden; dazu aber, daß Delos kein allgemeiner Agonalort werden und bleiben konnte, wirkte wohl entscheidend der Umstand, daß es als Insel zu dieser vornehmsten Gattung des Agons nicht geeignet war. Auch bei anderen, später entstandenen großen Vereinigungspunkten, wie dem Panionion oder dem Tempel der Hera Lakinia bei Kroton, haben gewiß Agone stattgefunden, ohne daß doch diese Stätten für das Agonale zu Ruhm gelangt und viel mehr als Wallfahrtsorte geworden wären.

Als panhellenisch aber muß sich am frühesten Olympia gebärdet haben, und der Mythos von Önomaos und Pelops wird im Grunde nur der Reflex dieses Tatbestandes sein. Auch die delphischen Pythien waren alt, hatten aber anfangs nur musische Agone und wurden erst in der Folge allmählich in Konkurrenz mit den übrigen Festorten gymnastisch und ritterlich allseitig wie Olympia. Der Isthmos ferner hatte die Präsumtion für uralte Wagenrennen und war auch gewiß eine Agonalstätte, wo schon sehr frühe Spiele zu Ehren des Palämon-Melikertes gefeiert wurden. Die Nemeen dürften etwa zu allgemeiner Geltung gekommen sein, als einmal Olympia nicht für alle Griechen zugänglich oder objektiv genug war. Für panhellenisch aber galten alle vier Feste, und alle wollten aus heroischer Zeit sein, und wenn man hundertmal bewies, daß z. B. die Nemeen erst dann und dann begonnen hätten, so mußten sie doch von den Sieben gegen Theben gegründet worden sein, weil die Griechen nun einmal die Dinge mit mythischen Augen betrachteten. Und nun ist das Unerhörte, daß die Nation sich an diesen großen Agonalstätten nicht nur messen, sondern auch im großen kennenlernte, ja daß infolge der während ihrer Dauer herrschenden Waffenruhe auch Bürger verfeindeter Poleis hier friedlich sich treffen konnten. Auf Olympia speziell aber lag eine hohe nationale Weihe, und die dortigen Spiele, die in ihren Anfängen noch ziemlich peloponnesisch gewesen waren, wurden mit der Zeit im vollen

Sinne des Wortes die einzige Offenbarung der Einheit des Griechenvolkes, mochte es im Mutterlande oder in den Kolonien leben, ja die nationale Bedeutung Olympias konnte noch darin einen besonderen Ausdruck finden, daß die allgemeine griechische Zeitrechnung an die Sieger im dortigen Stadion angeknüpft wurde, wodurch ein Problem, das unserer heutigen Welt viel zu schaffen geben würde, auf die leichteste Weise seine Lösung fand.

Auch außerdem aber wimmelte Griechenland von Festgelegenheiten, welche dem Nicht-Stadtbürger so gut als dem Einheimischen offenstanden und tatsächlich ebenfalls panhellenisch heißen könnten, und wer das nötige Geld für die Reisen, die Opfer, die Honorare an einen Pindar, Simonides usw. hatte, der konnte das ganze Jahr mit dergleichen zubringen und, wenn er beständig siegte, in aller Munde leben; denn die Zahl der lokalen Exhibitionen an den Festen, die überall gefeiert wurden, war eine endlose. So konnten sich denn die großen gymnastischen Zelebritäten heranbilden, wie der Ringer Polydamas, der Faustkämpfer Euthymos, der berühmte Milon von Kroton und der unvergleichliche Theagenes. Diese waren sprichwörtlich, und ganz Griechenland wußte Anekdoten und Fabeln von ihnen. Theagenes z. B. hatte damit angefangen, ein Götterbild, das ihm gefallen, von der Agora heimzutragen; er kämpfte in allen Gattungen und überall; seiner Kränze waren laut Pausanias vierzehnhundert, laut Plutarch wenigstens zwölfhundert, wovon freilich dieser Autor sich erlaubt, die meisten als bloßen Kehricht zu bezeichnen.

Aus dem Zusammentreffen des Agonalen und der Aristokratie ergab sich die Möglichkeit, daß sich in einzelnen Familien eine Tradition des Kämpfens und Siegens bildete. Solche Siegerfamilien waren dann natürlich auch die besten Kunden eines Pindar, und durch ihn erfahren war von ihnen; wir können ihn ja überhaupt nicht entbehren, wo es sich um den Animus der Wettkämpfe handelt, trotzdem wir uns sagen müssen, daß seine Leute zu den letzten agonalen Aristokraten gehört haben werden, und daß wir hier, wie auch sonst oft, ein Phänomen erst in der Zeit kennenlernen, da es in der Abnahme begriffen ist; denn bald hernach kam die Demokratie, welche dieser Klasse den Agon verleidet oder unmöglich gemacht hat. Pindar aber führt uns z. B. die korinthischen Oligäthiden vor, mit einem langen Katalog der Siege der einzelnen dieses Hauses und der vielen Orte, wo sie stattgefunden; von den Äakiden auf Ägina singt er gleichfalls oft; einmal berührt er auch das Alternieren der Siegesfähigkeit in den verschiedenen Generationen derselben Familie. Auch Pausanias erwähnt solche Athletendynastien, wie die des Lepreaten Alkänetos und besonders die der Diagoriden von Rhodos, der Abkömmlinge des Messeniers Aristomenes, unter denen die rührende Szene sich ereignet, daß der Vater von den siegreichen Söhnen in Olympia herumgetragen und von

den Hellenen mit Blumen beworfen und glücklich gepriesen wird. Natürlich sind solche Familien aristokratisch beziehungsweise spartanisch gesinnt. Ein Sohn des Diagoras, Dorieus, der in gewaltig vielen Agonen gesiegt hatte, nimmt im Peloponnesischen Kriege mit einem eigenen Schiffe für Sparta Partei. Gefangen und in Athen, wo man ihm sehr gram ist, in die Volksversammlung gebracht, wird der große und ruhmvolle Mann von den Athenern, da sie ihn als Kriegsgefangenen vor sich sehen, entlassen, ohne daß ihm ein Leides getan wird, obwohl man dazu Ursache gehabt hätte.

An den ritterlichen Kämpfen, welche, wie gesagt, früh neben den gymnischen stattfanden (in Olympia von der 25. Olympiade an), kam neben dem Wagenrennen mit dem Viergespann bald auch das Reiterrennen (mit dem ἵππος κέλης) vor, ferner das Wettrennen mit einem Gespann von Mauleseln (ἀπήνη) und das mit einer Stute (κάλπης δρόμος), welche beiden Gattungen später wieder abgeschafft wurden, sodann das mit einem Zweigespann ausgewachsener Rosse (ἵππων τελείων συνωρίς), noch später das mit jungen Tieren (πώλων ἅρμα, πάλων συνωρίς, πῶλος κέλης). Hier machten sich nun mit der größten Unbefangenheit neben allen Athleten die Pferdezüchter (mit ihren Rossenamen: Phänippos, Hipponikos, Hippokleides und andere) geltend, trotzdem sie gar nicht selber zu fahren brauchten, sondern oft aus weitester Ferne ihre Gespanne schicken konnten. Da nämlich die schaulustigen Griechen den prächtigen und höchst aufregenden Anblick nicht entbehren wollten, konnten ihnen die reichen, oft fürstlichen Besitzer der Pferde das Gesetz machen und somit den Kranz für eine Leistung in Anspruch nehmen, an der das Verdienst doch nur dem Wagenlenker zukam. Wer freilich seinen Wagen selbst lenkte, hatte den Vorteil, daß ihm als Sieger ein „Kastorgesang" gewidmet wurde; auch wird wenigstens Arkesilaos von Kyrene von Pindar auf alle Weise zum festlichen Dank gegen seinen Schwager Karrhotos angewiesen, der bei den Pythien für ihn gefahren war.

Da es sich doch schließlich nur um Wagen und Rosse handelte, so konnte man Siege mit dem Viergespann einem anderen abtreten, wie der ältere, damals aus Athen verbannte Kimon an seinen Halbbruder Miltiades tat und ebenderselbe später an Peisistratos, der ihm dafür die Rückkehr gestattete. Man möchte fragen, ob das Volk die Überlassung des Sieges an einen anderen erfuhr oder ob es etwa gar anfangs den Herrn des Gespannes noch nicht kannte. Es mochte ihm allerdings bei diesen Spielen vieles vorgemacht werden, wie wir aus der betörenden und betäubenden Wirkung sehen, die ein Alkibiades ausüben konnte.

Der Luxus des Auftretens mit Pferden konnte, wie gesagt, nur von sehr reichen Leuten und Tyrannen aufgebracht werden, und bisweilen hielt sich der Neid dann an solchen Viergespannsiegern schadlos, indem er ihnen Geschichten von skandalösem Ursprung

ihres Reichtums andichtete, wie z. B. der reiche Athener Kallias die von Krösos gegebene Erlaubnis, Gold aus seiner Schatzkammer mitzunehmen, aufs indiskreteste benützt haben sollte. Selbst noch ein Herodot kannte nur zwei Beispiele von solchen, die dreimal mit dem Viergespanne gesiegt. Als eine Stadt, in der man der Pferdezucht besonderen Eifer zuwandte, wird Kyrene genannt, woselbst sie als Landessitte galt. Auch von den Lakedämoniern heißt es, daß sie sich ihr nach den Perserkriegen mit größerer Ambition als alle anderen gewidmet hätten, was wohl mit dem Zurückgehen der Bevölkerung und dem Zusammenerben der Güter in Zusammenhang steht. Das ging so eine Weile, bis am Anfang des 4. Jahrhunderts Agesilaos der Sache auf geniale Weise ein Ende machte. Um nämlich seinen Spartiaten zu beweisen, daß die Hippotrophie nur Sache des Reichtums und nicht der Tüchtigkeit sei, und sie ihnen so zu verleiden, ließ er für seine Schwester Kyniska in Olympia ein Viergespann fahren; dies scheint geholfen zu haben. Welch ein Höhepunkt des Lebens es auch noch in später Zeit war, wenn man durch Wagenlenker und Rosse einen Sieg in Olympia davontrug, lehrt die Nachricht, daß König Philipp von Makedonien, dem zu derselben Zeit ein Sieg Parmenions in Illyrien und die Geburt seines Thronfolgers Alexander gemeldet wurden, die dritte Nachricht vom Siege eines Rennpferdes als ebenbürtige Freudenbotschaft betrachtete.

Nun waren freilich die Gefahren dieser ganzen Tätigkeit enorm und dürfen ja nicht unterschätzt werden. Was das Wagenfahren betrifft, so war es so lebensgefährlich als möglich. Pausanias erwähnt bei Anlaß des Hippodroms von Kirrha öftere schwere Beschädigungen, Pindar sagt von einem dortigen Wettfahren: Ihrer Vierzig stürzten, Karrhotos blieb unverletzt. Mögen die Vierzig eine runde Zahl sein, jedenfalls weisen sie doch auf eine große Zahl von Stürzen und gefährlichen Verletzungen hin, und denselben Eindruck macht die prächtig ersonnene Erzählung des Pädagogen vom Untergang Orests in der sophokleischen Elektra (677 ff.). Nicht umsonst opferte man im Hippodrom zu Olympia aufs ängstlichste dem Dinge, welches wie ein runder Altar aussah und Taraxippos (Pferdescheumacher) hieß, „wo die Pferde scheu werden, und die Wagen brechen und die Lenker gemeiniglich verwundet werden"; es galt daselbst, einen alten, bösen Heros gnädig zu stimmen.

Im Faustkampf und namentlich auch in dessen Verbindung mit dem Ringen, dem Pankration, wurde man fürchterlich zugerichtet, so daß der Kopf dauernd entstellt war. Pindar singt ungeniert davon, wie der Siegesruhm die Heilung für schmerzliche Schläge sei; bei den Statuen ist bekanntlich das zerquetschte Ohr ein Kennzeichen für den Pankratiasten; es war ein förmlicher Kunsttypus daraus gemacht worden. Auch schlug man einander die Zähne ein, und nicht jeder, dem der Gegner dies tat, hatte die Fassung, sie, ohne daß dieser es bemerkte, hinunterzuschlucken, wie Eurydamas

von Kyrene. Beim Ringen war das Verrenken der Finger offenbar ein erlaubtes Mittel; zwei, die es notorisch taten, hatten in Olympia ihre Statuen. Durch das Würgen, die entsetzlichen Stöße in den Unterleib usw. kamen aber auch nicht selten Tötungen vor; dieselben wurden von den Kampfrichtern, welche wußten, daß die Zurechnung in solchen Augenblicken eine höchst dubiose sei, gelinde beurteilt, und man ließ den Täter in der Regel davonziehen, während der Unterlegene etwa noch im Tode bekränzt und, wie man beschönigend sagte, in das Land der Seligen gesandt wurde. Auch starb man bisweilen von der bloßen Anstrengung an Ort und Stelle. So ein Krotoniate, während er eben vor die Hellanodiken treten wollte, und ein spartanischer Pentathlonsieger zu Olympia, während er noch den Kranz auf hatte; der berühmte Läufer Lados aber wurde nach dem dortigen Siege krank bis in die Nähe von Sparta gebracht und starb an der Landstraße. Spätere Spötter haben dann aus diesen Dingen Kapital geschlagen, und Lucian sagt in einem Epigramm (21): „In Olympia hatte ich noch ein Ohr, in Platää noch ein Auge, und in Pytho trägt man mich leblos von dannen"; die Griechen aber wollten es so und hätten sich mit etwas Leichterem nicht begnügt.

Der Lohn des Siegers waren ursprünglich wohl überall Wertpreise gewesen, wie wir sie bei Homer kennenlernen; erst in der Folge die über alles geschätzten Kränze: der Kranz aus Zweigen vom wilden Ölbaum in Olympia, in Nemea der Eppich, auf dem Isthmos der Fichtenkranz, in Pytho der Lorbeer. Daneben mochten bei musischen Agonen von alters her jene ehernen Dreifüße als Preise gelten, die man aber nicht mitnahm, sondern dem Gotte weihte. Wertpreise, aber solche geringerer Art, wie die warme Chlamys, die einer von Pindars Siegern in Pellene gewann, werden an kleineren Orten gegeben worden sein. Das wahre Ziel des Kampfes aber ist der Sieg an sich, und dieser, namentlich in Olympia, gilt als das Höchste auf Erden, indem er dem Sieger verbürgt, was im Grunde das Ziel jedes Griechen ist, daß er im Leben angestaunt und im Tode hochgepriesen werden muß. Vollends, wenn ein Sieger wieder einen Sieger zum Sohne hat, mag er sich sagen, daß er zwar an den ehernen Himmel nicht klimmen, aber mit dem Bewußtsein, das herrlichste Erdenlos erreicht zu haben, die Fahrt in den Hades antreten kann. Was die Söhne betrifft, so sind deren Eltern bisweilen von früh an mit Ahnungen ihrer Siege behaftet. Einer Mutter z. B. träumt, das Kind, das sie an sich drücke, sei bekränzt; natürlich wird der Junge zum Agon erzogen und siegt dann richtig zu Olympia im Wettkampf der Knaben. Im Traumbuche des Artemidor aber finden sich nicht nur Träume solcher, die selber kämpfen wollen oder ihre Söhne dazu nach Olympia begleiten, sondern auch sonst geht daraus hervor, daß die Phantasie der Leute mit Agonen und den einzelnen Gattungen derselben völlig angefüllt ist. Es

kommt ferner vor, daß sich die Sehnsucht in ein Wunder umsetzt, indem dem auf Ägina weilenden Vater eines olympischen Siegers der Sieg schon am gleichen Tage durch eine Erscheinung verkündet wird. Von dem Jubel aber, der im Hause des Siegers erschallt, wenn derselbe einer jener ganz agonistisch gesinnten Familien angehört, tönt uns das Echo bei Pindar entgegen. Nicht nur haucht der Sieger dem noch lebenden Großvater jene Kraft ein, welche dem Alter widersteht und macht ihn in seinem Glücke des bevorstehenden Hades vergessen, sondern mit Vorliebe wird auch davon gesprochen, daß ein verstorbener Vater oder Oheim davon hören werde. Es ist eben nicht nur der einzelne, der einen solchen Triumph einheimst, sondern mit ihm auch sein ganzes Geschlecht, und weiterhin sogar die ganze Vaterstadt: Auch diese zittert und bebt im Gedanken, ob ihr Hauptkämpfer siegen werde oder nicht, und eine Empfindung, die geradezu das übrige Leben und Treiben verstummen machte, mag in den älteren Zeiten oft an diese Sache geknüpft worden sein, ehe man den Ausgang des Kampfes wußte. Wie mächtig sie war, beweisen vor allem die Ehren, die dem Sieger zuteil wurden. Schon sein Einzug geschah mit besonderem Pomp: Mit Opfern und unter dem Zusammenströmen einer großen Volksmenge, und Thukydides (IV, 121) weiß für die Liebenswürdigkeiten, womit in Skione die Leute einen Brasidas überhäuften, keine passendere Vergleichung, als daß man ihn mit „Tänien und Blumenspenden geehrt habe wie einen Athleten". Dazu kamen noch dauernde Auszeichnungen, wie Proedrie bei Festen, Promachie in Schlachten — neben spartanischen Königen traten z. B. als deren nächste Bedeckung die Olympioniken auf —, in Athen dann bekanntlich auch die Speisung im Prytaneion. Keine Stadt wollte wieder einen Fluch wie die Achäer auf sich ziehen, denen der von ihnen nicht geehrte Sieger Oibotas angewünscht hatte, daß nie mehr einer von ihnen in Olympia siegen möchte, was später nur mit Hilfe von Delphi und mit Heroenkult des Oibotas konnte rückgängig gemacht werden. Wie es daneben freilich dem heimkehrenden Unterlegenen erging, den man doch gleichfalls in Betracht ziehen muß, verrät Pindar auch: Er hatte den trübseligsten Einzug durch abgelegene Seitengäßchen und mußte vor anderen ehrlos verstummen.

Die Städte taten aber auch überhaupt das Ihre, um die Sache zu fördern. Einzelne setzten für ihre Sieger Prämien aus, wohl um ihnen die lange und teure Vorübung durch die Aussicht auf eine Entschädigung annehmbarer zu machen. So sollte in Athen nach einem Gesetze Solons ein Olympionike 500, ein Isthmionike 100 Drachmen und die übrigen nach Verhältnis erhalten. Solon war wohl aus politischen Gründen an olympischen Siegen seiner Bürger noch etwas gelegen. Ja, es kam vor, daß man einem berühmten Ringer und Pankratiasten daheim eigens eine Stoa, um sich darin zu üben, baute, wie dies Agion dem Straton tat, der freilich

zu Olympia an einem Tage in beiden Gattungen gesiegt hatte.

Auch über das Leben hinaus dauerten die Ehren fort und mochten bisweilen für die Betreffenden in den Heroenkult umschlagen. Das kleinste Städtchen setzte seinem Olympioniken mindestens ein Denkmal. Einen mehrfachen Sieger, der freilich dann noch dazu im (Lamischen) Kriege gefallen war, begrub das Volk der Achäer um seiner Trefflichkeit willen von Staats wegen, und zwar laut der Inschrift seiner von Lysipp gesetzten Statue; von dem berühmten Viergespannsieger Kimon von Athen aber kennt Herodot (VI, 103) nicht nur das Grab, sondern weiß auch, daß an der Straße ihm gegenüber seine dreimal siegreichen Rosse bestattet sind.

Städte, welche zerstört oder durch Synökismen um ihre alte Lage und Selbständigkeit gekommen waren, lebten wesentlich durch das Andenken einzelner agonaler Sieger fort. Überhaupt wurde von einzelnen Kämpfen noch nach Jahrhunderten gesprochen. Wenn nun eine Stadt in ihrem Hauptkämpfer unterlegen war, so konnte es vorkommen, daß man die Niederlagen noch in ganz später Zeit mit Kniffen ableugnete, wie z. B. die Thessalier die des Polydamas; wenn es die Leute glaubten, mochte man mit dem einfachen Lügen den gewünschten Erfolg haben. Noch viel merkwürdiger aber sind die usurpierten Sieger. Man bestach nämlich einen Olympioniken, sich nach einer anderen Stadt als seiner Geburtsstadt zu nennen, und so ließ sich ein großgriechischer Kaulonier als Syrakusier ausrufen, nachdem die Bestechung den Leuten des Dionys mit einem Milesier nicht gelungen war; schon im 5. Jahrhundert hatte auch der ältere Hieron einen gewissen Astylos aus Kroton bewogen, bei seinem zweiten und dritten Siege Syrakus als seine Heimat anzugeben, wofür dann die Krotoniaten das Haus des Astylos zum Gefängnis erklärten und seine Statue aus dem Tempel der Hera Lakinia wegnahmen.

Was nun aber den Athleten und sein Schicksal betrifft, so müssen wir auch der Schattenseiten dieses Berufes gedenken. Es war nichts positiv Glückliches, wenn das ganze Leben auf einen Augenblick der furchtbarsten Spannung eingerichtet war; in der Zwischenzeit muß Abspannung oder tiefe Sorge um die Zukunft die Betreffenden ergriffen haben. Feinde und Neider bei Lebzeiten verstanden sich von selbst, kam es doch vor, daß ein solcher noch nach dem Tode des großen Theagenes nächtlich dessen Statue geißelte. Es kamen ferner Jüngere auf, vor denen der gealterte Athlet gewiß mit Schmerzen zurücktrat, wofern er nicht praktisch genug war, als Lehrer auszuleben und so, etwa durch einen nachher berühmten Mann, der sein Schüler war, den Leuten im Gedächtnis zu bleiben. Auch mochte man den Verfall der eigenen Kraft sonst nicht ansehen können. Der Pankratiast Timanthes, der sich zurückgezogen hatte, spannte, um sich zu erproben, täglich noch einen mächtigen Bogen; als er dies, durch eine Reise davon entwöhnt, nicht mehr vermochte,

zündete er einen Scheiterhaufen an und legte sich (offenbar, um zu enden wie Herakles) lebendig darauf. Andere nahmen noch in ihrer kräftigen Zeit eine unglückliche Richtung, und es wäre der Mühe wert, diejenigen Olympioniken nachzurechnen, welche übel geendet haben. Entweder zeigt schon ihr Wettsieg einen sehr außerordentlichen Ehrgeiz an oder sie befanden sich nach ihren Siegen in einer Stimmung, welche der Stimulantien bedurfte. Dann konnte der Olympionike in einen politischen Agitator umschlagen, wie Kylon, der in Athen beim Streben nach der Tyrannis unterging; auch der olympische Sieger Philippos von Kroton, der schönste Hellene seiner Zeit, war ein Mann von höchst ambitiösem Wesen und Lebenslauf. Zur Misanthropie ferner disponierte schon die Riesenstärke an sich, auch ohne daß von Kampfsiegen etwas gemeldet wird. So heißt es von dem Ätoler Titormos, dem Bruder eines der Agariste-Freier, der die übrigen Hellenen an Kraft übertraf, daß er vor den Menschen in die entferntesten Gegenden Ätoliens zurückgewichen sei. Ein seltener Fall mag es gewesen sein, als der berühmte Faustkämpfer Nikodoros von Mantinea in seinen alten Tagen ein segensreicher Gesetzgeber seiner Vaterstadt wurde; freilich sollte ihm dabei Diagoras von Melos geholfen haben. Das beste war, wenn ein Kampfsieger sich später im Kriege auszeichnete, wie jener Pythionike Phayllos von Kroton, der sich mit einem eigenen Schiffe zur Schlacht von Salamis einfand, oder wie Milon, der in der großen Schlacht der Krotoniaten gegen die Sybariten mit seinen sechs olympischen Kränzen angetan und mit Löwenhaut und Keule soll aufgezogen sein.

Anderseits aber sorgte die Volksanschauung für Verklärung des Athleten, indem sie ihm göttliche Abstammung und übernatürliches Ende lieh. Wenn von dem Ringsieger Hipposthenes in Sparta erzählt wird, daß ihm ein Tempel gesetzt und er auf eine Weissagung hin mit denselben Ehren wie Poseidon verehrt worden sei, so dürfte man daran denken, daß den Spartanern der Gott (dessen Epiklesis „Hipposthenes" gewesen sein kann) und der Ringer durcheinander kamen, und daß sie sich durch einen Mantis auf ein Sicheres weisen ließen. Aber auch von dem epizephyrischen Lokrer Euthymos, eigentlich einem Sohne des dortigen Flusses Kaikinos, hieß es, daß er in hohem Alter nicht gestorben, sondern „auf eine andere Weise aus den Menschen geschieden sei". Theagenes von Thasos war der vermeintliche Sohn des dortigen Heraklespriesters, eigentlich aber von einer Erscheinung des Herakles selbst erzeugt, die dessen Gestalt angenommen hatte. Von seinem Tode wird ebenfalls der Ausdruck „aus den Menschen scheiden" gebraucht, und vor seiner Statue (eben derjenigen, welche ein Feind gegeißelt hatte) pflegten die Thasier, nachdem sie durch ein merkwürdiges Schicksal ins Meer versenkt und auf pythischen Bescheid wieder heraufgeholt worden war, als der eines Gottes zu opfern. Daß nach dem Ver-

schwinden des Kleomedes von Astypaläa in einer Kiste von Delphi aus der Bescheid erging, ihn als den letzten der Heroen zu ehren, haben wir früher gesehen.

Und nun werfen wir noch einen Blick auf das Fest in Olympia, freilich ohne uns bei der Unmasse von Antiquitäten aufzuhalten, welche hier abgelagert sind. Jedenfalls war der Ort eine uralte Kultstätte, was schon die enorme Menge jener anathematischen Figuren beweist, die hier tief im Boden gefunden werden; während aber ein Orakel hier schon sehr frühe mag bestanden haben, brauchen die Spiele, deren Neuordnung ja auch erst in das Jahr 776 gesetzt wird, gar nicht besonders alt zu sein, und die Stiftung durch Herakles usw. wird wohl, wie gesagt, nur ein Widerschein des Bildes sein, das sie in historischer Zeit gewährten. Fragen wir, was dieses Olympia über die Festzeit war, so haben wir uns vor allem nicht eine Stadt vorzustellen, die über ein paar Tage die Läden schließt und das Philisterleben stillstellt, um mit anonymen auswärtigen Scharen in Saus und Braus zu schwärmen; ein „Hüttenleben" im Sinne unserer modernen Feste gab es hier nicht; vielmehr war es ein Ort, wo man sich große Entbehrungen auferlegte. Schon die geographische Lage war für die ganze östliche Seite der griechischen Welt nicht bequem; sodann war der Ort nicht besonders gut eingerichtet; man war enge zusammengedrängt und übernachtete im Freien oder unter Zelten — Wohnungen hatten nur die Jamiden —, bei Tage war man oft den Sonnenstrahlen schutzlos preisgegeben; auch dürstete man viel; das Wasser des Alpheios scheint bisweilen kaum zu trinken gewesen sein. Aber das alles wurde durch die enorme Gemütsstimmung aufgewogen, die an dieser Stätte herrschte. Ein riesiges, fünftägiges Fest wurde da gefeiert, und zwar zur Vollmondzeit. Pindar, der im elften olympischen Gesang zwar nicht das Fest, wie es war, sondern die ursprüngliche mythische Gründung schildern will, dabei aber doch die Farben aus der Wirklichkeit nimmt, läßt, nachdem die einzelnen Kämpfe vorbei sind, das liebliche Licht des freundlichen Mondes abendlich erglänzen, worauf dann der ganze Bezirk von Liedern zum Ruhme der Sieger erschallt (90 ff.). Ehe es aber zu diesem friedlichen Abschlusse kam, kostete man eine Spannung durch, die über alles geht, was z. B. bei modernen Wettrennen empfunden wird, und das inmitten einer Zuschauermenge, die von gleich heftigen Gefühlen bewegt war und für die einzelnen Vorgänge eine große Kennerschaft an den Tag legte. Dabei befand man sich an der prächtigsten Stätte, die voll von Kunstwerken war; vor und nach den Kämpfen nahm eine enorme Fülle von Gebräuchen und Opfern die Aufmerksamkeit in Anspruch; in den umständlichen Behörden kam der in der Sache waltende Ernst zum Ausdruck; man wußte, daß die Hellanodiken sich zehn Monate lang in dem für sie bestimmten Hause zu Elis von den Nomophylaken in allen ihren Obliegenheiten hatten unterrichten lassen, eine

Schulung, welche unentbehrlich sein mochte, wenn die Behörde gegenüber dem Widerspruche der Unterlegenen ihre Autorität erhalten sollte.

Beiläufig mag hier noch erwähnt sein, daß das olympische Fest (wie wohl alle wichtigeren Agone) ausschließlich eine Sache von Mannsleuten war und daß man die Weiber davon drakonisch fernhielt. Der Grund war ohne Zweifel die Besorgnis vor schrankenlosem weiblichem Beifall aus nicht gymnastischem, sondern anderem Motiv, nicht nach gymnastischen Qualitäten. Nur beim Wettlauf im Stadion waren auch Jungfrauen nicht vom Zusehen ausgeschlossen, und die Priesterin der Demeter Chamyne hatte dort ihren offiziellen Sitz.

Außer den Kämpfern kamen nun nach Olympia prächtig ausgerüstete Festgesandtschaften mit Opfertieren und Weihgeschenken der Staaten und der einzelnen; es kamen Chöre aller Art, besonders auch Knabenchöre, um beim Festopfer ihre Gesänge vorzutragen, es strömten Menschen aus ganz Griechenland und den Kolonien herbei; alle Dialekte und Interessen und Freundschaften gaben sich ihr Stelldichein; man sah, wie groß und ausgebreitet die Nation war; denn neben den zahllosen einzelnen Poleis bot sich hier einmal die Darstellung des Ganzen, und zwar eine freie, unbefohlene, und zusammengehalten war dieses Ganze in höchster Spannung durch die Wettkämpfe, bei welchen sich nicht nur Individuen, sondern dem Gefühle nach die betreffenden Poleis maßen.

An dieser Stätte, welche außerhalb auch der mächtigsten und ehrgeizigsten griechischen Poleis lag und somit neutral war, erschienen dann aber auch die Vertreter des griechischen Geistes. Daß Herodot daselbst Teile seines Geschichtswerkes vorgelesen habe, wird zwar bezweifelt; aber mitten zwischen die Kämpfe hinein trat etwa jemand auf wie der Rhapsode Kleomenes und rezitierte die Weihesprüche des Empedokles, die ihm dieser, weil es für den Vortrag an dieser Stätte eines ganz besonderen Organes bedurfte, ad hoc mußte anvertraut haben. Natürlich finden wir auch den Festredner mit vollem Mantelwurf, einen Gorgias und andere, die hier über Eintracht unter den Hellenen und Kampf gegen die fremden Völker schöne Worte machen oder den Sturz des sizilischen Dionys predigen; und endlich finden sich auch die Philosophen ein bis auf jenen Zyniker Peregrinus Proteus hinunter, der recht eigentlich das Ende des olympischen Ruhmwesens bezeichnet; denn über seinen Sprung ins Feuer konnte die müde alte Welt nicht mehr hinaus. Übrigens gab sich mit Olympia noch die späte Gelehrsamkeit ab: Unter Hadrian schrieb Phlegon von Tralles seine Olympiaden, und noch der ältere Philostratos kommt in seinem Gymnastikos bei jeder Gelegenheit auf die dortigen Dinge zu sprechen.

Eine starke Konkurrenz für Olympia hätte in Delphi erwachsen können, insofern man dort von dem anfänglich fast bloß musischen

Agon und den gymnastischen Spielen der Knaben allmählich zu aller möglichen Athletik und zum Wagenrennen überging. Doch kommt uns vor, die wahre spätere Konkurrenz sei viel eher Athen gewesen. „Die übrigen Festversammlungen kommen nach langen Zwischenräumen zusammen und enden bald wieder; unsere Stadt aber ist die ganze Zeit hindurch für die Ankommenden eine Festversammlung", sagt Isokrates jedenfalls mit einer gewissen Berechtigung. Überdies aber waren die Panathenäen ein fast so vollständiges agonales Fest wie die panhellenischen, ja nächst diesen vielleicht das allerschönste geworden. Um einen und denselben Preis, nämlich um Kränze und Gefäße mit Öl von den heiligen Ölbäumen, maß man sich auch hier in allen athletischen, ritterlichen und zuletzt auch musischen Kampfarten; für die letzteren diente seit Perikles das Odeion. In römischer Zeit mochte auch das Gladiatorenwesen Olympia Konkurrenz machen. Dasselbe blühte zuerst in Korinth; auch Athen war daran, es einzuführen, unterließ dies aber auf Bitten des Demonax.

Indes war und blieb Olympia immerhin die einzige Stätte der ganz allgemeinen griechischen Publizität und war hierin auch durch Delphi nicht zu ersetzen, welches dafür andere Seiten der Überlegenheit besaß. Wer etwas an alle Griechen bringen wollte, mußte entweder in Olympia selber auftreten oder ein Bildwerk mit Inschrift hinstiften. Während man heutzutage, was an Bildwerk geschaffen wird, ausschließlich als Schmuck der Vaterstadt daheim behält, sandten bei den Griechen einzelne, Korporationen, Städte und Bünde dergleichen an den großen Festort oder ließen es auch dort anfertigen, und aus Pausanias ersieht man, daß sie das Ziel „allgemeiner griechischer Notiznahme" für Jahrhunderte wirklich erreichten. Abgesehen von den Athletenstaaten, fanden sich dort eine Menge von Statuen politischer, kriegerischer usw. Zelebritäten. Man hatte sie vielleicht meist in der Heimat auch und empfand doch, daß dies nicht genüge.

Und hier kommen wir nun auf das agonale Denkmal überhaupt. In einer Zeit, da der agonale Ruhm der wesentliche und fast einzige war, mußte nämlich auch die Stunde schlagen, da die Griechen von der schon hoch gestiegenen Plastik dessen Verewigung verlangten und zu ihr sprachen: Du mußt es können. Vor allem handelte es sich, um von den ritterlichen Siegern zunächst abzusehen, um die Darstellung des Athleten, Ringers, Pankratiasten, Diskobols, Läufers. Deren Denkmal nun konnte kein Grabmal, Heroon u. dgl. sein; Beziehung und Symbolik als Substrat einer Dekoration hatten hier keine Stätte; auch ist der Sieger nicht oder doch nur zur Ausnahme Relief einer Stele oder Teil einer Architektur. Vielmehr ist er eine isolierte nackte Gestalt, und zwar mußte er so gegeben werden, daß ihn der Beschauer für einen (gymnastischen oder musischen) Sieger hielt; das irdische Leben, ja sogar andeutungsweise

dasjenige Momentane, welches gesiegt hatte, sollte unsterblich gemacht werden. Dabei läßt sich fragen, in welchem Grade und ob überhaupt jedesmal der Kopf ikonisch zu nehmen ist. Vielleicht bekam der Bildner den Sieger nicht einmal immer zu sehen und mußte sich mit den allerdings unumgänglichen Angaben über das Alter begnügen. Aber persönlich sollten die Statuen doch sein, und man darf sagen: Das Porträtbilden, welches hier (im ganzen genommen) mit der ganzen, und zwar nackten Gestalt beginnt, hat auf der Welt nie mehr so begonnen. Die Athleten sind bereits eine Kunstgattung, bevor von Statuen von Staats- und Kriegsmännern oder gar von Dichtern usw. in irgendwelcher größeren Anzahl die Rede ist.

In Olympia selbst waren die beiden frühesten Athletenstatuen (von Siegern der 59. und 61. Olympiade) noch Holzbilder, die eine von Feigen-, die andere von Zypressenholz; bald aber drängte die Athletenskulptur durch das Ausschreitende der Gestalten, die Aufstellung im Freien usw. gebieterisch auf den Erzguß hin und übte durch die Förderung desselben die wichtigste Einwirkung auf die ganze Plastik. In Athen war schon Kylons Statue aus Erz. Pausanias, der sich über diese Ehrung wunderte, weil Kylon ja nach der Tyrannis gestrebt habe, erklärt sie sich damit, daß er der schönste Mann und olympischer Sieger im Doppellauf sowie auch Eidam des Theagenes von Megara war. Freilich könnte diese Statue auch in späterer Zeit gesetzt worden sein, denn es kam vor, daß Sieger aus viel früherer Zeit noch nachträglich verherrlicht wurden; so in der 80. Olympiade ein Sieger der sechsten, weil der delphische Apoll es seinen Landsleuten, den Achäern, so befohlen hatte. Gesetzt wurden die Statuen teils von den Siegern selbst, teils von ihren Verehrern und Verwandten, teils von der Heimatstadt, sei es am Orte des Agons oder in der Heimat, teils auch wohl von der kampfrichtenden Behörde. Jedenfalls wurde die Ehre der Statue enorm wertgeschätzt und mit Ungeduld erwartet. Der Kyrenäer Eubotas, welcher seinen olympischen Wettlaufsieg „beim Orakel in Libyen" vorauserfahren, ließ seine Statue gleich im Vorrat machen und konnte dann an einem und demselben Tage als Sieger verkündet und in dem (wohl mitgebrachten) Bilde aufgestellt werden; Milon von Kroton aber soll gar seine eigene Statue in die Altis getragen haben. Im 3. Jahrhundert kam es dann vor, daß ein Wettlaufsieger in Olympia für drei Siege drei Statuen erhielt. Anderseits wurde zur Strafe für späteres schlechtes Benehmen eines Siegers dessen Statue auch etwa umgestürzt. Endlich ließ ein dankbarer Sieger sich von den Eliern auch bewilligen, daß die Statue seines Ringlehrers neben der seinen aufgestellt wurde.

Und nun kam auch die Verewigung von Wagen und Rossen. In früheren Zeiten wurden die letzteren wenigstens prächtig begraben: Miltiades bestattete die seinen auf dem Kerameikos, und auch der Lakonier Euagoras entwickelte hiebei große Pracht; den Wagen

aber stiftete man einfach, wie er war, nach Olympia. Mit der Zeit aber, von der 66. Olympiade an, häuften sich die plastischen Quadrigen mit den Statuen der reichen Besitzer und der Wagenlenker und Rossebändiger sowie auch Reiterstatuen und Statuen einzelner Pferde; diese mochten eine Zeitlang in Olympia, Delphi usw. die größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und jedenfalls hat die Kunst hierbei die lebendige Pferdebildung profitiert. Allein die Athletenbildung muß dann wieder sehr das Hauptthema geworden und bis spät geblieben sein. Noch in der Zeit des Pausanias hat man in Elateia an der Straße die eherne Statue des „Läufers Mnesibulos", eines Mannes, der damals im siegreichen Kampfe gegen ein eingefallenes Räubervolk umgekommen war; die Statue aber hatte er wohl noch bei Lebzeiten dafür erhalten, daß er in der 235. Olympiade im einfachen Wettlauf und im Doppellauf mit dem Schilde gesiegt hatte. — Daß neben allen Kämpfern der personifizierte Agon selbst auch seine künstlerische Darstellung fand, versteht sich von selbst. Pausanias sah ihn im Heraion zu Olympia in der Umgebung des Asklepios, der Hygieia und des Ares.

Das griechische Agonalwesen ist nun, zum Teil durch die Kolonien, bis in weite Ferne, selbst bei fremden Völkern bekanntgeworden. Zwar, wenn Pausanias (VI, 32, 1) sagt, Gymnasien und Palästren mit Statuen des Hermes, Herakles und Theseus (sic) seien auch bei vielen Nichtgriechen im Gebrauch, so wird dies nur auf Diadochenländer gehen, wo dergleichen mit dem Theater Eingang fand. Aber was soll man zu den Geschenken fremdvölkischer Fürsten nach Olympia oder dazu sagen, daß sich die Phantasie eines Außenvolkes halbgriechischer Kultur, wie die Etrusker waren, mit dem Gedanken an griechische agonale Siege als mit einer Modesache völlig angefüllt haben muß? Dies beweisen die in etruskischen und unteritalischen Gräbern gefundenen Vasen, von denen eine unverhältnismäßig große Anzahl mit gymnischen Szenen bemalt ist und so für uns, indem sie das ganze palästrische Wesen illustriert, die große Ergänzung zur athletischen Skulptur bildet. Viele davon tragen die Aufschrift „von den Kampfpreisen in Athen" und geben sich somit, da die Kränze der panhellenischen Spiele ja nicht transportabel waren, als derjenige griechische Preis, den man nach Etrurien hinüberführen konnte. Davon, daß sie alle von Etruskern gewonnen waren, kann natürlich keine Rede sein. Aber dieses Volk, welches Gladiatoren kaufte, um sich etwas vorkämpfen zu lassen, ergötzte sich nun einmal an gemalter griechischer, jedenfalls nicht italischer Agonistik, wobei wir nicht zu fragen brauchen, welch merkwürdige Gestalt dieses Agonalwesen in den Köpfen der fremdländischen Völker mag angenommen haben, und die Panathenäen genossen einen solchen Ruhm, daß man durch die Aufschriften an sie erinnert zu werden begehrte. Mögen nun die Vasen aus Griechenland selbst eingeführt oder, wie Gerhard annahm, das Fabrikat

einer kunstbegabten griechischen Töpfergilde sein, die von Volci aus alle umliegenden Gegenden Etruriens mit Tongefäßen griechischer Kunst versah, jedenfalls sind sie einer der stärksten Beweise für die berauschende Wirkung des agonalen Wesens. Daß Athen dadurch im Auslande um einen Grad berühmter wurde, ist ein Phänomen, das wir später noch werden zu betrachten haben.

Auch über das Musisch-Agonale ist hier zum Schlusse noch kurz zu sprechen. Nur mit einem Worte möge zunächst an das agonale Auftreten der Rhapsoden erinnert sein, von dem bereits oben die Rede war; Hesiods Sieg in Chalkis bezeichnet für uns diese frühere Stufe. Von den panhellenischen Agonen aber war für das Musische jedenfalls der in Delphi der bedeutendste. Die Pythien sollen ja, wie schon gesagt, ursprünglich rein musischen Charakter gehabt haben, und zwar hörte man hier Kitharöden, welche zur Kithar den Hymnus auf den Gott vortrugen, Flötenspieler, Aulöden — deren Musik freilich wegen ihres melancholischen Charakters später bald wieder abgeschafft wurde —, endlich seit der achten Pythiade auch nichtsiegende Kitharspieler. Es muß in der älteren Zeit eine Sache auf Leben und Tod gewesen sein, hier zu siegen oder zu unterliegen, und die Kampfrichter walteten ihres Amtes mit dem größten Ernste; in späteren Zeiten freilich mag auch hier, wie überall in Griechenland, das alte agonale Wesen durch das musikalische Virtuosentum zurückgedrängt worden sein, bei dem es sich um die Exhibition eines einzelnen handelte.

Aber nun möge auch des Musisch-Agonalen in seiner weiteren Offenbarung gedacht sein. Vor allem stehen die Griechen im ganzen Altertum darin einzig da, daß der Agon bei ihnen sich auch des Kultus bemächtigt und, indem er speziell dessen musische Elemente in seinen Bereich zieht, die Hauptbedingung wird, unter der die Entwicklung eines großen Teiles der Poesie stattfindet. Agonal ist, wie es scheint, das Drama, sowohl die Tragödie als die Komödie, fast von seinen Anfängen an; sodann aber sind es alle möglichen festlichen Chöre, welche z. B. in Athen, von den Phylen wettweise gestellt, d. h. den reicheren Bürgern der Reihe nach überbunden werden, so daß die Choregie eine der wichtigsten bürgerlichen Leistungen wird. Dies Wesen nahm dergestalt zu, daß Plato sehr ernstlich über die Menge von wetteifernden Chören klagen kann, welche bei jedem gottesdienstlichen Anlasse auftreten und eine ungehörige, wehmütige Wirkung erzielen. Jedenfalls aber erheischen solche Einrichtungen feste, gegebene Kampfrichter, die gut geschult und vollkommen redlich gesinnt sind. Waren solche nicht vorhanden, dann mochte die Parteinahme des Volkes sich zu derjenigen Raserei steigern, die in der Geschichte von der Ermordung eines Kitharöden in Sybaris verbildlicht ist. In solchen Fällen zeigt sich uns das Agonale von der Kehrseite: Die Leute, die bis zum größten Fieber mit diesem Treiben angefüllt sind, kennen keine Grenze mehr; es

ist etwas Gottloses, nicht ihrer Meinung zu sein, und etwas Löbliches, den angeblich nicht Berechtigten aus der Welt zu schaffen.

Durch das ganze griechische Leben hindurch geht fortan die Wettbemühung. Die Kitharöden, Kitharisten, Auleten finden bei jedem öffentlichen Auftreten ihre Richter, als verstände es sich von selbst; überall gibt es Sieger und Unterlegene. Die Hirten des Theokrit sind mit ihrem Wettgesang nur in Verlegenheit, wenn es keinen Richter gibt. „Wäre nur der Rinderhirt Lykopas hier", wünscht ein Sänger; worauf der andere: „Den brauchen wir nicht! Aber, wenn du willst, rufen wir den Holzmacher Morson, der dort das Heidekraut zusammenliest." Dieser wird dann von beiden um Unparteilichkeit gebeten. Und nun ist selbst der Dialog als Form der philosophischen Darstellung ein Agon; es kommen Agone der Rede vor, wie der von Artemisia zum Preise des Mausolos veranstaltete, an dem der jüngere Isokrates, Theodektes von Phaselis und Theopomp auftraten. Aber auch jeder Prozeß wurde mit Liebhaberei als Agon behandelt, so daß „Agon" der stehende terminus technicus für „Prozeß" werden konnte, und dazu kommen noch die Agone der bildenden Kunst, wenigstens der Malerei: der zu Samos zwischen Parrhasios und einem Rivalen um die Darstellung des Streites zwischen Aias und Odysseus und der des Panänos und Timagoras von Chalkis an den Pythien.

Erst als das Athletisch-Agonale und das Musisch-Agonale das griechische Leben vollständig durchdrangen, wird auch die Erziehung sich völlig darauf eingerichtet haben, nicht in dem Sinne, daß sich jeder zum Wettkämpfer an feierlicher Kampfstätte ausgebildet hätte, sondern nur, soweit als nötig war, um dem Agon zu genügen, der das tägliche Leben beherrschte. Schon der Grammatiklehrer, der Kitharist und der Turnlehrer, welche für jeden, der irgend etwas bedeuten wollte, in und außerhalb Athens die unvermeidlichen Lehrer der Anfänge wurden, gingen hierauf ein, und unter den Knaben war demnach ein beständiges Gewinnen und Besiegtwerden, ein beständiges Empfangen von Kränzen üblich. Auch hatte man den Begriff der politischen Ephebie mit einer bestimmten gymnastischen Ausbildung zusammengebracht, die sich dann als caput mortuum bis unter die Römer behaupten mochte. Einzelne Götter, ferner: Hermes, Apoll, Herakles, begannen diesem Wesen vorzustehen; die Kunst behandelte sie später direkt als leibliche Vorbilder dessen, was jeder gerne gewesen wäre, und der Mythus von Herakles wurde mehr und mehr dahin ausgebildet, daß derselbe zwar nicht als Agonalsieger — obwohl in der später ersonnenen Geschichte von Olympia auch dies vorkommt —, wohl aber als beständiger Kämpfer für das Heil einzelner Gegenden oder auch der Menschheit überhaupt galt, der seine Göttlichkeit gleichsam durch seine Tüchtigkeit verdient habe. Schließlich ist die ganze griechische Kunst von dem

Symbol alles agonalen Siegens, der Bekränzung durchzogen.

Das tägliche Leben von Jugend auf, die Agora, die Gespräche vom Krieg usw. taten das übrige zur Ausbildung des einzelnen. Es entstand eine Existenz, wie sie auf Erden weder vorher noch nachher anderswo vorgekommen ist: Alles vom Agon durchdrungen und beherrscht und ausgehend von dem Grundfundament, daß durch das Erziehen (παιδεύειν) alles zu erreichen sei, bei welcher Erziehung dann wieder der Familie und dem elterlichen Hause das wenigste überlassen blieb. Betrachten wir daneben den Wettbewerb, wie er sich in unserer Welt geltend macht, so springt uns vor allem der Hauptunterschied in die Augen, daß der griechische Agon immer eine ganze Bevölkerung zum Zeugen hat, während heute — ob es sich nun um persönliche Leistung oder (wie bei Gemälden, Büchern usw.) um stumme Exhibition handle — ein entweder kaufendes bzw. Eintrittsgeld zahlendes oder nichtkaufendes und wegbleibendes Publikum entscheidet. Aber meist ist ja der heutige Wettbewerb auch mit ganz anderen Zielen behaftet. Wenn auf Schulen noch ein (gewöhnlich geringer) Grad von Ehrgeiz besteht (eine Ausnahme machen nur einige höchst Ehrgeizige), so ist dafür im Leben an die Stelle der „Sehnsucht nach Ruhm", weit davon abweichend, die Geschäftskonkurrenz getreten. Der jetzige Mensch sucht viel eher eine Stellung in der Welt als plötzliche glänzende Anerkennung zu gewinnen, und er weiß wohl, warum er den Erfolg mehr auf der materiellen Seite sucht; denn das Leben ist pressant geworden. Was aber die Erziehung betrifft, so ist an Stelle der fast ganz auf künftiges Können hin gerichteten griechischen Paideusis die heutige, auf „gründliches und dennoch vielseitiges" Wissen abzielende höhere Schulbildung getreten. Bei den Griechen aber wird das rasende Streben nach nichtigem Ruhm (κενοδοξία) wenigstens in späterer Zeit schon in den Mythus zurückverlegt. Salmoneus und andere gebärden sich als Götter, und Trophonios und andere sollen sich nach einer rationalisierenden Version ihres Mythus — ähnlich wie später Empedokles — in Erdhöhlen gestürzt haben, damit man glauben sollte, sie seien „aufgenommen" worden. In Summa dürfen wir wohl aussprechen, daß die Griechen den Wert des Lebens zu sehr in der Meinung anderer gesucht haben, und wehe, wenn der Agon einst darin bestand, daß die einzelnen sich um die Wette bei den Massen geltend machten!

Indem wir nun darangehen, die Wertschätzung der Arbeit bei den Griechen zu betrachten, werfen wir vor allem wieder einen Blick auf den alten Orient. Hier hatte sich die Frage nach der Würde der verschiedenen Tätigkeiten in den großen alten Kulturstaaten, wie es scheint, schon seit Entstehung der betreffenden Reiche erledigt; eine herrschende Kaste (Priester, Krieger) hatte Herrschaft, Krieg, Jagd und Wohlleben für sich vorweggenommen und den übigen, mochten sie nach Erblichkeit der Beschäftigung in Kasten

eingeteilt sein oder nicht, den Rest gelassen. Die Industriearbeit war wohl auf einen hohen Grad von (mechanischer, chemischer, formaler) Vollendung gekommen, war aber gewiß als Mühe verachtet und galt als ein erbliches Müssen, der Ackerbau war durch die schon fast tropische Hitze tatsächlich lauter Sklavenarbeit. Ähnlich geht dann auch auf völlige Verachtung der Arbeit und des bürgerlichen Erwerbes die Denkweise, die der Adel im europäischen Mittelalter ausgebildet hat; aber neben ihm kommt allmählich der Bürgerstand empor, der nicht nur arbeitet, sondern die Arbeit in hohen Ehren hält.

Anders steht zwischen diesen beiden Welten die griechische Welt da, indem hier gerade das Bürgertum als solches die Arbeit in ziemlich weitem Umfange verachtet, obwohl es deren Wirkung nicht entbehren kann. Die einfache Erklärung: die Griechen hätten hiefür eben Sklaven gehabt, genügt nicht; denn sie verachteten auch das meiste der freien Arbeit. Auch wird man die Schuld nicht auf das Klima schieben können; denn dieses ist noch nicht so heiß, daß Feldarbeit und Freiheit sich ausschlössen.

Das Wesentliche für die Wertschätzung der Arbeit sind vielmehr die Zeit und die Umstände, unter denen sich bei einer Nation die Ideale des Daseins ausbilden. Dasjenige des jetzigen Europas stammt vorherrschend vom Bürgertum des Mittelalters her, welches allgemach dem Adel nicht nur an Reichtum überlegen, sondern auch an Bildung — freilich einer anderen als der des Adels — gleichwertig wurde. Die Griechen aber hatten das Phantasiebild ihrer heroischen Zeit, d. h. einer Welt ohne Nutzen, und wurden dasselbe nie los; sie standen dem heroischen Dasein, welches nichts enthielt als Kämpfe, Tragödien der Königshäuser und dazwischen die Götter, und zwar dies alles verbunden durch eine wunderbare Poesie, unendlich näher, als der Bürgerstand des Mittelalters der germanischen Sagenwelt stand. Während aber das heroische Zeitalter, wenigstens in seinem Scheiden, in Hesiods Werken und Tagen, noch eine Anschauung des ehrbaren Bauernlebens feststellt — es ist daselbst sogar noch ein gewisser Grad von Gewerbe gepriesen —, mußte das agonale, welches darauf folgte, die Denkart, welche die körperliche Arbeit verachtet, noch unvermeidlicher hervorbringen. Die durch die Geburt gegebenen Individuen der herrschenden Klasse sind nicht mehr, wie vorher, in beschränkter Anzahl vorhanden, sondern es herrscht eine große, wesentlich von Grundrenten lebende städtische Aristokratie, deren Lebenszweck und Ideal wiederum der Kampf, aber weniger der Krieg als der Wettkampf unter Gleichen ist. Die ganze Nation ist überzeugt, daß dies das Höchste auf Erden sei. Die Mäßigkeit der Bedürfnisse erlaubt vielen, mitzumachen, und wer dies nicht kann, beneidet und bewundert es doch. So entsteht eine Menge von Kampfstätten und Kampfgattungen, und die Gymnastik als Vorbildung dafür wird ein Hauptteil der Erziehung; mit

irgendeiner Art von erwerbender Tätigkeit aber ist diese Lebensweise unverträglich; die Agone verlangen das ganze Dasein.

Zugleich nahm jedenfalls auch das Sklaventum zu. Aber das Entscheidende war diese Zunahme nicht; denn öfter genügten rechtlose, tributpflichtige, tatsächlich leibeigene Bauern, und in Sparta waltete die herrschende Kaste über lauter solchen. Und ferner war das eigene Tun des Bauers und Handwerkers, wenn er auch Sklaven kaufte, deshalb in der allgemeinen Anschauung nicht geachteter. Nur das wird zuzugeben sein, daß die Ausdehnung des Sklaventums die ohnehin herrschende Ansicht bestärkte. Diese Anschauung des aristokratischen Zeitalters aber ist es, welche bis auf das späteste Griechentum wirkt und besonders auch noch in der Zeit des vollen demokratischen Staatslebens.

Vor allem ist das Spartiatentum absolut antibanausisch; dasjenige Ideal hellenischen Lebens, das von ihm verwirklicht wird, ist der diametrale Gegensatz alles Erwerbes jeglicher Gattung, nämlich die Ausstattung mit aller wünschbaren „Fülle der Muße", nach Plutarch eine der herrlichsten und glückseligsten Bescherungen, die es gibt. Hier ist das ganze Staatswesen auf das Dasein unterworfener Völker gegründet, welche arbeiten müssen, und man ist stolz darauf, daß kein Spartiate etwas anderes tut, als was für die Polis dienlich ist. Aber auch anderswo ist es wenigstens die Theorie des Bürgertums, daß das Ziel des Menschen die Tüchtigkeit für den Staat (was der Grieche ἀρετή nennt) sei, und nur, wer diese Qualität ganz hat, ist wert, Bürger zu sein. Nach Aristoteles ist die Banausie geradezu der Gegensatz zur Bildung (παιδεία), sie ist etwas Demokratisches und gehört zur niederen Abkunft und Armut, während die Bildung mit Adel und Reichtum zusammen den Oligarchen ausmacht. Er verbietet denn auch nicht nur in der Erziehung das eigentlich Banausische, die schwere körperliche Arbeit, sondern findet sogar, die artes liberales seien nur mäßig zu pflegen, man sei der Einseitigkeit verfallen, wenn man sich zu sehr darauf verlege, um sie vollkommen zu beherrschen. Offenbar sollen alle Eigenschaften eine Harmonie bilden und keine vorherrschen; der Grieche will, wenn er irgend kann, ein Ganzes sein und wird dies, wenn er sich ganz der Öffentlichkeit und der Gymnastik und edlen Kultur hingibt (wozu heute, wenn es einem gelingen soll, unerhörte Anstalten und Glücksfälle nötig sind). Jede Spezialität aber macht den Menschen zum bloßen Teil und damit banausisch, und wäre sie auch für das Heil des Ganzen noch so unentbehrlich und verlangte sie eine noch so hohe innere Anlage. Es fragt sich hiebei nur, wieweit die menschliche Natur die Verwirklichung solcher Ideale erträgt. Darüber, daß sie eine Menge von falschen Bürgern hatten, welche so banausisch als möglich nach den Vorteilen der Polis angelten, sind den Griechen auch später die Augen nicht aufgegangen.

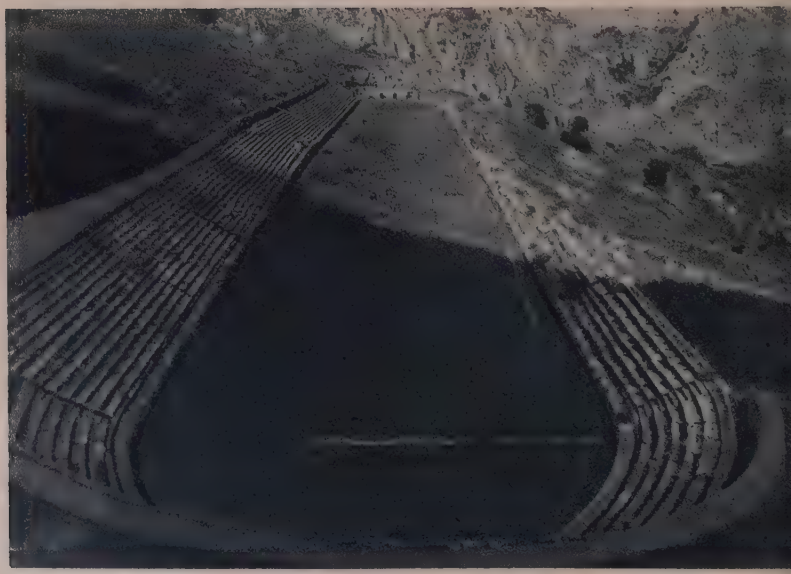
Diesem allem gegenüber steht nun allerdings die Notwendigkeit

und Leichtigkeit des Erwerbs und die große Anlage des Griechen zum Seefahrer, Kolonisator und Kaufmann, mit anderen Worten der entschiedenste Beruf dazu. Nachdem die Phönizier, bei welchen allein der Griff des Welthandels gewesen zu sein scheint, das Beispiel gegeben hatten, mußten die Annehmlichkeit des beweglichen Besitzes und die frühe Einsicht, daß Geld doch gleich Macht sein könne, auch in der hellenischen Welt eine Exzeption zugunsten des Handels herbeiführen; auch wo so viel Geist zu wecken war, wie beim Verkehr mit anderen und bei den Reisen, hätte sich der Grieche nicht zurückhalten lassen. Handel und Reederei wurden die Hauptursache des beweglichen Vermögens, und wenn die Kolonien auch zunächst entstanden waren, um Poleis zu sein, so waren die meisten doch ohne Handel nicht denkbar, und dieser behauptete sich, wo und sobald sie etwas waren, in voller und gleicher Würde mit dem Grundbesitz. Die ganz von ihm durchdrungene koloniale Denkweise wirkte dann aber notwendig auf das Mutterland zurück. Dabei ist noch keineswegs gegeben, daß die Blüte des Handels mit demokratischen Staatsverfassungen zusammenfällt; vielmehr waren die Verfassungen der handeltreibenden Poleis eher zu Timokratien ausgebildet, und in Ionien, Italien usw. sind die großen Kaufleute und Reeder offenbar zeitweise die Regenten, wie sie ja auch im abendländischen Mittelalter oft die erste Gilde und mit dem städtischen Patriziat entweder gleich an Würde oder geradezu identisch sind. Dieser oberste Klasse aber war — zumal in den ionischen Städten —, wenn sie auch wesentlich eine kaufmännische, nicht eine agonale Gesinnung hatte, mit ihren kühnen Fahrten noch eine Fortsetzerin des alten Heroentums, und, wie ihre Poesie und Philosophie, ihre mächtigen und prachtvollen Tempel und ihre großartigen Weihegeschenke beweisen, so ideal gesinnt wie irgendeine Aristokratie. Wohl sind dann durch den Luxus (τρυφή), welcher gewiß wesentlich Erzeugnis des Handelsgewinnes war, diese Staaten einigermaßen entartet; auch müssen die Ionier in dieser Beziehung stark unter lydischem Einflusse gestanden haben; doch mag manches nur neben der sonstigen griechischen Mäßigkeit in Kleid und Tisch als Luxus ausgesehen haben; daß man in Ionien den Mermnaden unterlag, kam weniger von der Weichlichkeit als von den inneren Wirren.

Nun mochte ein Sparta den Handel von seinen Vollbürgern völlig fernhalten und ein Epidamnos den Verkehr mit dem illyrischen Binnenvolke jährlich durch einen angesehenen Bürger als offiziellen „Verkäufer" besorgen lassen, weil diese Bürger sonst im Umgange mit den fremdländischen Völkern böse und neuerungssüchtig zu werden drohten; dies sind Einzelfälle, die neben den großen, überwiegenden Interessen kaum in Betracht kommen. Zumal in Athen war der Handel wohl von alters her vom Vorwurfe der Banausie eximiert, und Solons Beispiel beweist, daß auch Eupatriden Handels-

Bronzestatue eines Jünglings
Athen, Nationalmuseum

Ruinen von Delos, nach einem alten Stich



Delphi, Stadion

reisen machten. Plutarch, der es mit größter Absichtlichkeit vornehm motiviert, daß er sich dazu entschloß, bemerkt dazu, bei solchen Reisen gewinne man Zugang zu den Nichtgriechen, Freundschaft der Könige und Kenntnis vieler Dinge. In seiner Verfassung gründete Solon zwar seine abgestufte Berechtigung am Staat einzig auf den Grundbesitz; zugleich aber verlieh er in seiner Gesetzgebung der Arbeit überhaupt alle Ehre; die ganze Frage war für ihn schon aufs stärkste durch die massenhafte Einwanderung von Flüchtlingen präjudiziert, da der dürftige Boden Attikas kein müßiges Volk genährt hätte. Er bekleidet somit die Gewerbe mit einem bestimmten Ansehen (ἀξίωμα), verlangte von seinen Bürgern, daß sie nicht nur selbst tätig wären, sondern auch ihre Söhne ein Gewerbe lernen ließen, nahm Fremde, die zur Ausübung eines solchen mit ganzer Familie nach Athen kamen, in die Bürgerschaft auf und verbot die Beschimpfung gewisser Berufe. Mochte sich also in der Anschauung ein Dünkel gegen die gewerbliche Tätigkeit behaupten und das Mundwerk der Leute in Athen stets antibanausisch bleiben, so behielt daneben doch der Grundsatz seine Geltung, „daß es keine Schande sei, seine Armut einzugestehen, wohl aber, ihr nicht durch Arbeit zu entfliehen". Wie spekulativ die Athener bereits zu Solons Zeit waren, geht aus der Nachricht hervor, daß seine Freunde, denen er das Projekt der „Schuldabschüttlung" mitgeteilt, hierauf rasch viel Geld entlehnt und daraus schöne Häuser und Landstücke gekauft hätten. Jedenfalls war für Athen in der Folge ein sehr großer Austausch und Handel mit allem Möglichen unentbehrlich; die Stadt blieb immer eines der größten Assortiments, und dazu kamen die große Entwicklung des Geld- und Leihwesens, die Fabrikation mit Sklavenmassen und die attischen Bergwerke mit ihrem Betrieb. Ohne den sehr großen Gewinn, der nur von Handel und Erwerb kommen konnte, hätten die Athener ihre Staatslasten schon gar nicht ausgehalten. — Übrigens war auch Solons Nachfolger, Peisistratos, ein utilitarisch gesinnter Herrscher, wie ja überhaupt einige Tyrannen in direktem Gegensatz zu dem antibanausischen Wesen standen, indem sie von jedermann Tätigkeit verlangten und das Agonale zum Teil direkt zerstörten.

Was den Ackerbau betrifft, so ist vor allem daran zu erinnern, daß ein jugendliches Volk das Arbeitenmüssen sehr schwer nimmt, ganz anders als wir späte Okzidentalen. Daher Hesiods Jammer, daß die Götter den Menschen das Leben verborgen hätten. Indes steht doch nach demselben Dichter das Bauernleben unter dem besonderen Schutz der Götter, es ist höchst ehrenhaft und hat seinen besonderen Agon: „WennWetteifer im Pflügen, Pflanzen, Hausordnen herrscht, so ist dies für die Menschen die wohltätige Eris; auch ist Arbeit keine Schande, wohl aber Untätigkeit." Auch später ist dann dem Ackerbau sein alter Adel nie ganz zu nehmen gewesen. Selbst wenn der Eigentümer die eigentliche Arbeit durch lauter Sklaven ver-

richten läßt, muß er eben doch dabei sein, indem sonst der Ertrag zu sehr leidet, und so mußten auch der Spartiate und besonders die Spartiatin die arbeitenden Heloten in Person beaufsichtigen; ein gleichartiges Leben mit den Sklaven und freien Arbeitern ergab sich dabei unvermeidlich von selbst. Jedenfalls war man dadurch vom Vollbürgertum nicht ausgeschlossen, und zumal bestand auch ein klares Bewußtsein von dem edlen Zusammenhang des Ackerbaues mit der Kriegstüchtigkeit; noch Euripides spricht von den „Selbstackerern" (αὐτουργοί), welche allein das Land erhalten. Erst der Lohnknecht (θής) galt als wesentlich geringer und wurde kaum besser als der Sklave behandelt, weil er eben bereits ein solcher war, der da mußte; auf diese Klasse, nicht auf die Eigentümer, mag zu beziehen sein, was etwa zu Unehren des Ackerbaues gesagt wird; im übrigen dürfte es die törichte Ausnahme sein, die ein einzelnes übermütiges Landstädtchen machte, wenn von den Thespiern berichtet wird, es hätte bei ihnen für eine Schande gegolten, ein Gewerbe zu lernen und sich mit dem Landbau zu beschäftigen.

Daß der Ackerbau für die Griechen viel Anziehendes hatte, sieht man deutlich auch aus Autoren wie Xenophon, dessen Sokrates ihn neben dem Krieg als die des Bürgers würdige Beschäftigung hinstellt und ausführt, wie kein anderes Gewerbe stattlichere Erstlinge für die Götter und reichlichere Feste gewähre, keines den Sklaven lieber, den Frauen und Kindern angenehmer sei. Aber nun kommt Plato und läßt in seinem Staat durch den nämlichen Sokrates die Ackerbauer unter die Dienenden drücken, die von der Leitung des idealen Staates ausgeschlossen sind, und das zu einer Zeit, da der wirkliche athenische Staat hätte den Göttern danken können, wenn sie in ihm noch das große Wort geführt hätten. Man fragt sich, wie die Auffassung sich auch nur so habe ändern können. Möglicherweise hatte Plato die weitere Lage der Dinge noch unter Augen, da die eigentliche Arbeit auf dem Feld fast ausschließlich von Sklaven besorgt wurde. Für nobler galt es ja gewiß schon längst, nur von großen Landrenten zu leben, sich mit Hippotrophie, Jagd, Philosophie usw. abzugeben und damit noch im besten Falle die eigene Aufsicht über die Güter zu verbinden. — Aristoteles sodann, bei welchem die bürgerliche Berechtigung wesentlich auch mit der Waffenfähigkeit zusammenhängt, muß die Bauern notwendig etwas höher stellen als die eigentlichen Banausen. Dennoch rechnet er sie in denjenigen Partien der Politik, wo sein Staatsideal zu Worte kommt, zur Masse, die zwar in der Polis vorhanden sein muß, aber neben dem beratenden und kämpfenden Teile der Bürgerschaft nichts zu sagen hat, und deren Angehörige in der freien Volksversammlung nicht anders als gerufen erscheinen dürfen. Offenbar ist auch ihre Tätigkeit unter der allgemeinen Definition subsumiert, wonach zum Banausischen alles gehört, was Leib, Seele und Verstand der Freien zur Übung der bürgerlichen Tüchtigkeit untaug-

lich macht, wie denn alle Taglohnarbeiten dem Geiste die Muße und den höheren Flug benehmen. Wo er dagegen nicht im Sinne seines Ideals, sondern im Hinblick auf die gegebenen Verhältnisse spricht, da sagt der gleiche Aristoteles freilich: Wenn schon Demokratie sein müsse, dann sei allerdings der ackerbauende Demos der beste. Er gibt also zu, die Bauern seien etwas, und sie wären auch in der Tat etwas gewesen, ja die großen Theoretiker hätten sich dreimal besinnen dürfen, ehe sie ihnen jene niedrige Stellung anwiesen.

Während also der Bauer von Hesiod abwärts immer geringer taxiert wird, muß sich für den Hirten ein weit günstigeres Vorurteil erhalten haben; sonst wäre er nicht in der Bukolik des dritten Jahrhunderts ein großer Gegenstand der Poesie geworden. Man scheint ihn, weil man seine körperliche Anstrengung nicht sah oder nicht beobachtete, während man beim Bauer und Ackersklaven die harte Arbeit vor Augen hatte, nicht für einen Banausen gehalten zu haben und traute ihm lauter Muße zu. Schon frühe konnte die Idealgestalt des Daphnis entstehen, und auch Apollon ist ein Hirt, aber nie ein Bauer gewesen: Hirt und Gott sind edle Tagediebe. Ob der Hirt Sklave war oder nicht, kommt in dieser Beziehung weniger in Betracht, weil er auch als Sklave in seinem Kommen und Gehen sehr frei erschien und kaum ernstlich zu beaufsichtigen war.

Bedeutend ungünstiger ist die allgemeine Präsumtion für die Gewerbe und Künste, obwohl tatsächlich ein sehr ausgedehnter und einträglicher Gewerbefleiß vorhanden war, der überall, wo er sich mit der Form berührte, sogar Edles und Herrliches schuf. Hierin gehen die Griechen mit dem übrigen Altertum einig. Während sich aber in den Kulturstaaten des Orients der Unterschied zwischen Handarbeit und Nichthandarbeit durch das Kastenwesen erledigt und in den Halbkulturstaaten durch den geringen Bedarf, soweit derselbe über die Arbeit der Hausweiber und Haussklaven hinausgeht, behauptet sich bei den Griechen trotz großem Bedarf eine entschiedene theoretische Geringschätzung, hie und da auch mit praktischen Folgen. Die Quelle dieser Verachtung war eine doppelte, indem erstens die Arbeit um Geld als solche und zweitens die sitzende, am Schatten geschehende, den Leib verunedelnde Arbeit übel angesehen war, jene als illiberal (ἀνελεύθερον), diese als banausisch in engerem Sinne. So werden denn in Athen trotz Solons Meinung, daß man keinem seine Arbeit vorwerfen dürfe, mit den Banausen öffentlich wenig Umstände gemacht, wie dies die verächtlichen Aufzählungen verschiedener Arten von Gewerbetreibenden bezeugen, die sich Aristophanes erlauben darf. Wenn man aber gar auf die Theoretiker hört, so findet man sie darin einig, daß dieselben eine inferiore Menschengattung darstellen. Schon Sokrates, der doch fleißig in ihren Buden herumstrich, verachtete sie im Grunde und erzürnte unter anderen den Anytos tödlich damit, daß er ihm, dem zeitlich in hohen Ämtern Stehenden, abriet, seinen Sohn in das

eigene Gerberhandwerk zu nehmen. Xenophon läßt Sokrates sagen, die banausischen Bestrebungen beschädigten den Leib durch das Sitzen, das Leben im Schatten und das Feuerarbeiten, und bei der Verweibischung der Leiber würden auch die Seelen schwach; dies würde sich am deutlichsten bei einem feindlichen Einfalle zeigen: Wenn man da die Landbauer und die Gewerbetreibenden besonders fragte, ob man das Gebiet verteidigen oder es preisgeben und nur die Mauern bewachen sollte, würden jene alle für die Verteidigung stimmen, diese aber gemäß ihrer Erziehung würden stille sitzen wollen, ohne sich auf Anstrengungen und Gefahren einzulassen. Plato im Staat hält die Gewerbetreibenden so gut als die Landbauer von aller politischen Tätigkeit fern und drückt sie zu steuerzahlenden Untertanen herab. Für Aristoteles, bei dem die Frage nach der Staatsbefähigung (dies ist im Grunde seine ἀρετή) einseitig in den Vordergrund kommt, ist der eigentliche Maßstab der Unwürdigkeit das Arbeiten um Lohn (μισθαρνία). Im Grunde hält er den freien Banausen dem Sklaven gleich; nur sei seine Knechtschaft eine begrenzte, während die des Sklaven eine von der Natur gesetzte (also unbegrenzte) sei. Nach seinem Geschmacke würde er alle von der Polis ausschließen, da sie keine Trefflichkeit haben. Wieweit die Verachtung selbst der wichtigsten Leistungen ging, wenn sie Spezialitäten und irgendwie mit materieller Hantierung verbunden waren, und wie enge man die Grenzen der liberalen Tätigkeit zog, lehrt am deutlichsten der Kallikles des platonischen Gorgias, dem Sokrates vorhalten kann, er verachte den Kriegsmaschinenmeister samt seiner Kunst, der doch für Rettung im großen sogar den Feldherren gleichstehe, ja ganze Städte rette, und der (so gut wie die Rhetoren) große Worte machen könnte, und würde dessen Sohn seine Tochter nicht geben und auch keine Tochter von ihm zum Weibe nehmen. Man möge hiezu die wichtige Partie bei Plutarch halten, wo es bei Anlaß des Archimedes als eine förmliche Schande für die Mathematik erscheint, wenn sie sich zu praktisch wichtigen Anwendungen bequemt. Archimedes selbst hält dies für banausisch und Hieron hat ihn dazu nötigen müssen.

Nun ist es zwar an dem, daß man geehrter Bürger sein kann, wenn man als reicher Kapitalist eine große Fabrik hat, worin man — vielleicht ohne eigenes Verständnis und nur mit Hilfe kundiger Werkmeister — durch abgerichtete Sklaven arbeiten läßt. So fabrizierte der Vater des Sophokles Waffen, der des Demosthenes ebenso, der des Isokrates Flöten. Es ist aber sehr bezeichnend, wie in den Viten der Söhne jedesmal darüber debattiert wird, ob ein solcher Mann gleichwohl recht vornehm gewesen sei. Hätten sie selbst Hand an die Arbeit gelegt, so glaubt man, daß weder der Sohn des Sophillos neben einem Perikles und Thukydides Stratege geworden wäre, noch der des Theodoros eine Ehrenstatue in Olympia erhalten hätte. Im übrigen „wurde der größere Teil dieser Geschäfte in vielen

Städten von selbst solchen Klassen der Einwohnerschaft überlassen, die ohnehin als unfrei oder ortsfremd zu keiner bürgerlichen Tätigkeit berufen und befugt waren. Wir finden selbst in Athen und anderen Demokratien, daß dieselben je länger je mehr aus den Händen der Bürger in die der Metöken übergingen, die zu diesem Ende selbst aus allen Gegenden Griechenlands und seiner Nachbarländer nach den Hauptstädten des Verkehres zusammenströmten." Viele attische Metöken mochten Lyder, Phryger, Syrer, vielleicht auch Juden sein; es wurde diesem Stande schon durch Themistokles, damit viele kämen, mancher Vorschub getan, obschon der Metöke keinen Grundbesitz erwerben durfte, wie die Sklaven der Tortur unterworfen war und, wenn er seine Taxe nicht zahlte, als Sklave verkauft werden konnte. Auch Aristoteles, welcher ausdrücklich das Dasein von bürgerlichen Banausen konstatiert, gibt daneben an, daß das Banausische von alters her in den meisten Fällen durch Sklaven oder Fremde verrichtet worden sei. Jedenfalls aber war eine Banausenklasse schon für die Waffenfabrikation, zumal wenn einmal künstliche Wurfgeschosse u. dgl. in Gebrauch kamen, ganz unentbehrlich, wie überhaupt für jegliche Metallarbeit, die nun einmal der verrufenen Feueresse nicht entbehren kann, und darum wurden, wenn auch eigentlich die alte athenische Voraussetzung lauten mochte: „Dem Bürger der Grundbesitz, dem Metöken die Gewerbe", doch schon zu des Themistokles, ja, wie gesagt, zu Solons Zeit eine Menge Zugewanderter, die doch nur vom Gewerbe leben konnten, direkt ins Bürgerrecht aufgenommen.

Für genügsame Seelen wie Antisthenes war in Athen die Leichtigkeit, sich mit banausischen Arbeiten durchzuschlagen, groß. Er fand, er sehe keine Arbeit, die so gemein wäre, daß sie ihm nicht genügenden Unterhalt böte. Andere aber fanden es einen positiven Jammer, Banause zu sein. In dem pseudoplatonischen Axiochos wird ein solcher unter denen, die sich über ihr Schicksal beklagen, zuerst angeführt, wie er vom Anbruch des Tages bis zur Nacht arbeiten muß und sich kaum die nötigen Lebensmittel erwirbt, sein Los beklagt und jede schlaflose Stunde mit Jammer und Sorgen ausfüllt. Mochten aber die Leute, welche die Feder führten, über das Los der Banausen denken, wie sie wollten, sicher ist, daß in Athen von Perikles' Tode an Gewerbsleute und Handwerker aus dem niederen Bürgerstande sich vordrängten und eine politische Rolle spielten, trotzdem sie einer freien Erziehung durch Musik und Gymnastik entbehrten. Sie führten jetzt in den Volksversammlungen das Wort und bekleideten die Ämter, und da sie nicht besser sein wollten als der große Haufe, wurde es ihnen viel leichter, die Menge zu behandeln als den Aristokraten.

Und nun wurde zufälligerweise auch die ganze Plastik in die Verdammnis des Banausentums hineingezogen. Kunst und Poesie der Griechen erscheinen ja uns Spätgeborenen ziemlich unwider-

sprochen als das Höchste und Herrlichste, was sie geleistet, und es liegt uns darum nahe, eine ähnliche Hochschätzung der Kunst und der Künstler bei den Griechen selbst vorauszusetzen: Wenn wir uns die Tempel ihrer Blütezeit mit ihren vom Giebel herableuchtenden Gruppen, ihren Hallen voller Anatheme, ihren Kultusbildern höchsten Ranges vorstellen, so zweifeln wir zunächst nicht daran, daß die Schöpfer solcher Herrlichkeiten unter den Einwohnern eine Ehrfurcht genossen hätten fast wie übermenschliche Wesen, daß es als ein Glück gegolten hätte, ihnen zu nahen, und als ein unvergleichlicher geistiger Genuß, irgendwie von ihrer Gefühlswelt Kunde zu gewinnen. Aber in Wahrheit verhielt es sich ganz anders. Auch die plastischen Künstler wurden aufs stärkste von dem gegen die Banausie bestehenden Vorurteile betroffen, und keine Hoheit des Geistes konnte es gutmachen, daß sie erwerbende Leute waren, den Meißel führten und an der Feueresse standen.

Noch bis ins 7. und 6. Jahrhundert, als die ersten plastischen Meister von höherer Bedeutung aufstanden, lag auf ihnen ein Abglanz der Heiligtümer, welche sie schmückten; Orakel nehmen sich ihrer an, und sie dürfen noch ungescheut ihr Bildnis an oder neben dem Kultbild anbringen. Den Späteren wird eine solche religiöse Achtung nicht mehr gegönnt. Und leider hatte schon die Ilias den Künstler unter den Göttern nicht bloß von seinem bekannten Sturz her hinken lassen, sondern ihm auch diejenige Mißgestalt gegeben, welche man ganz besonders den Banausen zutraute: Hephästos ist ein Riese mit mächtigem Nacken und zottiger Brust, darunter aber zappeln schwächliche Beine.

Wie wir sahen, waren die Künstler freilich in einer und derselben Mißachtung begriffen mit allen denjenigen, welche sich einer besonderen Lebensaufgabe, einer Spezialität gewidmet hatten; auch die Musiker und manche Dichter teilten hierin ihr Los. Es lautet sehr groß, wenn die Griechen als dasjenige Volk gepriesen werden, in welchem, wer irgend konnte, für das Ganze sich ausbildete und lebte und nicht für ein Besonderes; allein wir als Nachwelt fühlen uns doch einigen von jenen Einseitigen mehr verpflichtet als denen, die sich vor lauter harmonischer Kalokagathie gar nicht mehr zu lassen wußten, meist aber in der konkreten Polis, wie sie seit dem Peloponnesischen Kriege war, kaum mehr die Stelle fanden, um ihre „Trefflichkeit" zur Geltung zu bringen. Und wenn es einmal so weit war, hätte man den Spezialitäten die schuldige Ehre erweisen dürfen.

Es ist wahr, daß die zusammenhängenden Haupträsonnements, auf welche wir hier angewiesen sind, erst aus der Kaiserzeit stammen; allein wer wird bei Plutarch und Lucian nicht sofort den Widerhall der älteren attischen Denkweise erkennen, als deren Überlieferer diese beiden Autoren uns so oft unentbehrlich sind? Auch sprechen sie, wie sich zeigen wird, in einem Tone, in welchem

nur alte, weitverbreitete, selbstverständliche Überzeugungen pflegen vorgetragen zu werden. Im Leben des Perikles bereitet Plutarch gleich eingangs darauf vor, daß man ja das Kunstwerk lieben und den Künstler verachten könne: „Wir lieben Wohlgerüche und Purpur, halten aber Salbenköche und Färber für illiberal und für Banausen." Er sagt es in Beziehung auf einen allzu gründlichen und fachmäßigen Betrieb der Musik und bringt zu weiterer Begründung Anekdoten aus dem 4. Jahrhundert vor: Von Antisthenes, der über den gepriesenen Musiker Ismenias sagte: Ein jämmerlicher Mensch, sonst wäre er kein so trefflicher Flötenspieler! — und von Philipp von Makedonien, der beim kunstreichen Saitenspiel seines Sohnes an einem Gelage ihn anfuhr: Schämst du dich nicht, so schön zu spielen? — Und nun folgt (c. 2) das berüchtigte Wort: „Kein Jüngling von besserer Anlage hat jemals beim Anblick des Zeus zu Olympia, der Hera von Argos gewünscht, Phidias oder Polyklet gewesen zu sein oder Anakreon, Philemon, Archilochos, wenn er sich ihrer Dichtungen freute; denn, wenn auch das Werk Vergnügen erweckt, so folgt noch nicht notwendig, daß der Meister des Nacheiferns würdig sei." Anderswo verrät Plutarch noch einen besonderen Nachteil der Künstler: „Alkamenes und Nesiotes und Iktinos und all diese Banausen und Handarbeiter haben die Redekunst abgeschworen", und allerdings hatte, wer ein Meister der plastischen Form werden sollte, ganz unmöglich Zeit und Muße, auch noch jene Kunst zu lernen, welche in dem sinkenden Griechenland die Vorbedingung jeder öffentlichen Geltung war; ja es ist denkbar, daß die großen Künstler ihrerseits eine herzliche Verachtung gegen diejenige Majorität von Rhetoren und Sykophanten hegten, welche die Beredsamkeit zum niederträchtigsten Zwecke gebrauchten.

Viele, welche den plastischen Künstler gering achteten, fanden es wenigstens wünschenswert, öffentliche Ehrenstatuen zu erhalten. Der pathetisch geschraubte König Agesilaos verbittet sich im Sterben auch dies: „Wenn ich Edles verrichtet habe, so wird dieses mir zum Denkmal dienen, wo nicht, so helfen mir alle Statuen zu nichts, welche ohnehin Werke von geringen Banausen sind." Und so hat sich denn das ganze Altertum dareinfügen müssen, nicht mehr zu wissen, wie König Agesilaos ausgesehen, dem man jahrzehntelang bis zur Ermüdung an jedem Kreuzweg der griechischen Geschichte begegnet.

Auch nachdem längst schon eine Kunstkennerschaft blühte und für alte Kunstsachen die höchsten Phantasiepreise bezahlt wurden, ist die Kunst selber bei den Autoren nur ein Handwerk. Zuletzt offenbart dann Lucian in seinem „Traum" diese ganze Denkweise im Zusammenhang. Er ist bei einem Oheim in die Lehre getan worden, der nur ein wackerer Hermenmacher und Steinmetz war; allein die „Techne", welche ihm im Traum erscheint, mahnt ihn zu Höherem: Scheue dich nicht, wenn dein Leib verschrumpft und

deine Kleidung schmierig ist, denn auch Phidias begann so und leistete doch den Zeus, und Polyklet schuf die Hera, und Myron wurde hochberühmt und Praxiteles bewundert, und jetzt verehrt man sie wie die Götter. Willst du nicht auch bei allen Menschen ruhmreich werden, so daß man den Vater beneidet, der dich gezeugt? — Dies konnte aber die „Techne" nur mit Stottern und mit Sprachfehlern (βαρβαρίξουσα) hervorbringen, und nun folgt die Erscheinung und Rede der „Paideia", das heißt der literarisch-rhetorischen Bildung, welche sich damals so unermeßlich über die Kunst erhaben dünkte: Zunächst, wenn du ebenfalls nur ein Steinmetz wirst, so bleibst du ein bloßer Arbeiter mit dem Leibe, unberühmt, beschränkt an Geist, bei Freund und Feind wenig ästimiert, ein Mensch des großen Haufens; vor den Mächtigen duckst du dich und mußt dem schmeicheln, welcher reden kann; du lebst wie ein Hase, als Opfer des Stärkeren. Würdest du aber auch ein Phidias oder ein Polyklet und schüfest Wunderwerke, so würden zwar alle deine Kunst loben, aber keiner, der noch etwas Vernunft hätte, würde begehren, deinesgleichen zu sein; denn welcher (Meister) du auch wärest, so gältest du doch als Banause, als Handarbeiter, als einer, der von seiner Arbeit leben muß. Sokrates, der als Bildhauer erzogen war, ist, sobald er das Bessere erkannte, zu mir übergelaufen. — Im weiteren schildert die Paideia die beiden Lebensläufe: Einerseits den Mann der erhabenen Rede, der edlen Gestalt, welchem Lob, Proedrien, Einfluß, Ämter, Ruhm zuteil werden, und welcher glücklich gepriesen wird wegen seiner Einsicht; — anderseits den Unglücklichen: In schmutzigem Kittel, anzusehen wie ein Sklave, in den Händen Hebel, Meißel, Bohrer, abwärts gekauert an seiner Arbeit, niedergebückt und niedrig strebend, in jedem Sinne unten gehalten; kein Aufrichten, nie ein männliches, freies Wollen! Nur darauf sinnend, daß die Statuen harmonisch und wohlgestalt geraten, nicht aber, daß er selbst harmonisch und edel werde, daher denn auch geringer geachtet als die von ihm gemeißelten Steine.

Lucian ließ sich belehren, wurde reisender Redekünstler und trug später seinen Landsleuten in Samosata eben diese Erzählung seines Traumes vor. Er schließt: „Und nun bin ich allermindestens nicht weniger berühmt als ein Bildhauer!" Was denn beim Kunstverfall der antoninischen Zeit nicht viel sagen will; auch war es entschieden gut, daß er keine Götterbilder schaffen mußte. Dafür hat sein einmal geweckter Kunstsinn uns manche wichtige Nachricht, manche belebte Schilderung aus der alten Kunstwelt geschenkt.

Davon, daß die schon in der Zeit des vollen Glanzes übliche Verachtung des Plastikers für die Plastik vielleicht ein Glück war, haben wir bei früherer Gelegenheit schon gesprochen. Die Kunst konnte mit voller Naivität auf das herrlichste weiterschaffen, als hätte es keinen Peloponnesischen Krieg und keine Zerrüttung des sonstigen griechischen Lebens gegeben; sie allein wurde nicht in

die allgemeine Krisis hineingerissen, sie allein hielt die Idealität der Göttergestalten aufrecht, während die Philosophie dieselben aufgab und die mittlere Komödie sie in ihrem burlesken Kot herumzog. Auch einem anderen Unheil entzog sie sich nur durch die Mißachtung der Künstler: Während die Tragödie als vermeintlicher „idealer Lebensberuf" jenen Schwarm von Dilettanten weckte, jene „tausend Knaben", über welche Aristophanes höhnt, blieben die Unberufenen der Plastik ferne, ja es bedurfte ohne Zweifel eines sehr starken inneren Antriebes, um Bildhauer zu werden. Dafür mögen denn jene erhabenen Banausen bei ihrem Umgang mit Göttern und Heroen ein inneres Glück empfunden haben, welches sie hoch erhob über diejenige soziale Taxierung, die ihnen von ihren „harmonischen" Landsleuten zuteil wurde. Freilich, wenn die übergroße Herrlichkeit der Werke trotz allem Vorurteil dem Künstler einen hohen Ruhm schuf, dann kam der griechische Neid und brachte Verderben. Phidias starb im Kerker durch Gift, und es bleibt dabei, daß sein Denunziant Menon, den er so glänzend widerlegt hatte, vom Demos Steuerfreiheit erhielt, und daß die Strategen besonderen Volksbefehl bekamen, für dessen werte Sicherheit zu sorgen, allerdings Anerkennungen, welche die Polis auch anderen Denunzianten zu erteilen pflegte.

Ein eigentümlicher Vorzug, den die großen Meister der Plastik schon seit früherer Zeit genossen und der sich wie ein Ersatz der mangelnden Achtung ihres Faches ausnimmt, ist es, daß sie weit über ihre Heimatstadt hinaus für die größten Aufgaben in Anspruch genommen wurden. Mochten sie auch in der fremden Stadt über diese Zeit nur als Metöken wohnen und gelten, so hatte doch immer dieselbe der Kunst das große Opfer gebracht, einen Nichtbürger, sogar vielleicht aus einem politisch verfeindeten Staat, zu berufen, während man in der Regel Einheimische (ἐπιχωρίους) zur Verfügung gehabt hätte. Im Tychetempel zu Theben waren an dem Bilde der Göttin mit dem kleinen Plutos auf dem Arme, der Kopf und die Hände von Xenophon, dem Athener, der Rest von dem Ortskünstler Kallistonikos. Stärker als alle Bedenken sowohl wegen Banausie wie wegen fremder Herkunft der Künstler war eben jene große Grundkraft alles griechischen Lebens, der Agon, hier als Wetteifer der Städte, ein nicht minder vollkommenes Gebilde zu erhalten als anderswo schon vorhanden war. Und mit dem Künstler wird auch oft der vollkommene Stein gewandert sein, und aus pentelischem und parischem Marmor wurde gemeißelt und selbst gebaut in Böotien, Arkadien und Phokis. — Übrigens war auch der Baumeister schon seit der mythischen Zeit überall zu Hause, wo man seiner bedurfte, und Trophonios und Agamedes, „als sie heranwuchsen, wurden gewaltig im Bau von Tempeln für Götter und von Königsburgen für Menschen".

Um aber auf die Mißachtung der Künstler zurückzukommen,

weshalb machten denn die Maler davon eine Ausnahme und galten nicht als Banausen? Das Faktum steht außer allem Zweifel, schon durch das Auftreten, welches die Berühmten unter ihnen sich erlaubten. Zeuxis erschien zu Olympia in einem Gewande, in dessen Muster sein Name mit goldenen Buchstaben eingewebt zu lesen war. Parrhasios vollends trug sich in Purpur und Gold, mit einem goldenen Kranz; er gab sich selber in Versen als einen Sprößling Apolls, als den ersten griechischen Künstler, als den, welcher die Grenzen der Kunst erreicht habe. Ferner gab es Malerbildnisse, während die Züge eines Polyklet, Skopas und Praxiteles der Nachwelt verlorengingen, weil man ja Banausenstatuen in Olympia usw. nicht hätte aufstellen dürfen, und während es dem Phidias bekanntlich zu der Veruntreuungsklage noch eine Asebieklage zuzog, daß er sein und des Perikles Bildnis in die Amazonenschlacht auf dem Schilde der Pallas Parthenos eingeschmuggelt hatte. Der Grund dieser höheren sozialen Stellung der Maler kann nur in dem vermeintlich viel geringeren Grade körperlicher Anstrengung und namentlich in ihrem Fernbleiben von der Feueresse gelegen haben; es verhält sich mit ihnen ähnlich wie mit den Hirten gegenüber den Bauern. Außerdem aber taten sie noch in einer anderen Beziehung das Mögliche, um der Banausie zu entrinnen: Sobald sie bedeutenden Erwerb gesammelt hatten, begannen sie gratis (προῖκα) zu malen oder ihre Werke zu verschenken — oder, wenn sie dies nicht taten, so wurde doch später fest behauptet, sie hätten es getan. Schon von Polygnot heißt es bei Plutarch: Er war keiner von den Banausen und malte die Poikile nicht um des Erwerbes willen aus, sondern umsonst, aus Ehrliebe gegenüber der Stadt Athen, auch bekam er als Lohn das attische Bürgerrecht und überdies durch die Amphiktyonen wegen der Malereien in Delphi das Recht der öffentlichen Bewirtung in den griechischen Städten. Zeuxis (laut Plinius) verschenkte später seine Werke, weil sich doch für den Ankauf kein hinlänglich würdiger Preis setzen lasse, so seine Alkmene an die Agrigentiner, seinen Pan an den König Archelaos. Daß er für die Besichtigung seiner Helena ein Eintrittsgeld verlangte, machte ihn keineswegs zum Banausen, weil keine körperliche Anstrengung damit verbunden war und sein Ruhm dabei konstatiert wurde. Nicht das Geldbekommen war banausisch, sondern das Gelderwerbenmüssen.

Mit der Zeit wurde es sogar möglich, den Zeichenunterricht zu einem allgemeinen für die freigeborenen Knaben zu machen. Dem Modellieren und Bossieren würde diese Ehre niemals widerfahren sein.

Der vollkommensten Verachtung verfiel schließlich der Kleinkram (καπηλεία), unter dem nicht bloß aller Fürkauf und Wiederverkauf begriffen ist, sondern alles, was einen beliebigen Preis für irgendeine Leistung verlangt, wie z. B. die Gastwirtschaft und selbstverständlich wohl alles Geldleihen der Trapeziten und Daneisten um

Zinse. So erkennt zwar Plato im Buch von den Gesetzen zunächst die vollkommene Unentbehrlichkeit der betreffenden Menschenklasse zur Ausgleichung der Bedürfnisse an, deduziert aber die vorherrschende Verächtlichkeit der betreffenden Individuen aus deren schrankenloser Begehrlichkeit und Gewinnsucht, welche sie in üblen Ruf gebracht habe, und führt uns die Krämer und Wirte in einem Lokal an entlegener Landstraße vor, wo man zwar aufgenommen, aber übernommen und wie kriegsgefangene Feinde gebrandschatzt werde. Vollends Aristoteles behauptet, Kleinkram und Tauschhandel würden billigerweise getadelt; denn der Gewinn sei hier nicht naturgemäß, sondern komme von anderer Leute Schaden her; mit dem größten Recht aber hasse man das Leihgeschäft, welches das Geld nicht nach seiner wahren Bestimmung als Tauschmittel behandle, sondern zur Anhäufung des Zinses. Auch wirft er die Marktleute (ἀγοραῖοι) verachtungsvoll mit den Banausen und Lohnknechten zusammen und findet, eben weil sie sich immer auf dem Markt und in der Stadt herumtrieben, sei diese ganze Sorte immer zum Abhalten von Volksversammlungen geneigt, wozu sie denn allerdings das Mundstück haben mochten.

Entscheidend war für diese Beurteilung offenbar teils die Neigung der Griechen zum Betrug, teils die sonstige Unbrauchbarkeit der betreffenden Individuen, und was speziell die Verachtung der Geldverleiher betrifft, so dürfen wir uns hier auch der als Wucher empfundenen Höhe des damaligen Zinsfußes erinnern, wonach zehn Prozent schon unter Berücksichtigung der Freundschaft verlangt wurden, aber auch 25, ja 36 (= monatlich drei) vorkommen, ohne daß etwas dazu bemerkt wird. Es wird nun der circulus vitiosus geherrscht haben, daß diese Leute, je mehr man sie verachtete, sich um so verächtlicher benahmen; denn wer einmal dieses Eis gebrochen hatte, genierte sich wohl weiter in nichts mehr, da dies ihm doch nichts geholfen hätte. Wenn man aber dann nachher über die elende Bedienung schalt, so hätte man sich sagen dürfen, man habe sich selbst gegen die Betreffenden so benommen, daß sich zu ihrer Tätigkeit nicht leicht ein achtbarer Mensch hergeben mochte. Das Ende vom Liede und die große Schattenseite dieser Auffassung war, daß im 4. Jahrhundert manche gar um keinen Preis mehr arbeiten wollten, und daß sich ganz gegen den echten griechischen Charakter die Schmeichler und Parasiten ausbilden konnten. Den einzigen Ausweg, nämlich die Askese der (echten) Kyniker, mochte eben in einer bedürfnisvoll gewordenen Zeit nicht jeder ergreifen.

Unsere beständige moderne und nordische Verwunderung wird nun durch die Frage erregt, wovon die Leute, soviel wir sehen, ohne Gewerbe und ohne nachweisbare Renten gelebt haben mögen. Woher nahmen sie nur schon das Geld, um ihre Sklaven zu kaufen? Das ganze jetzige Europa, denken wir, würde ja bei einer solchen Lebensweise einem baldigen Hungertode verfallen. Zur Erklärung

dient vor allem, daß Genügsamkeit und Sobrietät im allgemeinen groß waren, obwohl man Schlemmen und Prassen bei Gelegenheit gerne mitmachte und von den wirklich Reichen, wie Kallias und seiner Familie, verlangte, daß sie ihren Reichtum zeigten. Eines mag völlig gefehlt haben: das Essen und Trinken aus bloßer Langeweile und Stumpfheit. Man hatte keine nordische Langeweile und war nicht stumpf.

Das bloße Leben und sein Anblick war ferner etwas — und ist es im Süden noch heute hie und da. Und da man keine drängende Eile hinter sich hatte, konnte man sich dem einzelnen Anblick hingeben, und daneben standen Leute, welche Weises und Witziges dazu sagten. Wer aber von Agora und Kerameikos hinweg ein Abwechslung wünschte, ging in den Piräus und sah den Schiffen zu. So sind noch zur römischen Zeit alle vier Kollokutoren von Lucians Navigium nach dem Piräus gekommen, weil dort als Gratisanblick ein außerordentlich großes Schiff, eines von denjenigen, welche das Korn aus Ägypten nach Italien führen, angelegt hat, und die Menge der Zuschauer ist so groß, daß sie darin einen von ihnen verlieren.

Man liebte den Reichtum zu allen Zeiten, und brünstig, aber doch nicht so, daß man sich, um ihn zu gewinnen, leicht zum Erwerb entschlossen hätte, sobald derselbe mit irgendeiner unedel scheinenden Anstrengung verbunden war. Den Wert des Lebens suchte man, wenigstens der Anschauung, wenn auch nicht der Tat nach, im siegreichen Wettstreit irgendeiner (nur nicht der industriellen) Art mit anderen. Auch heute haben ja diejenigen Tätigkeiten gewisse Schranken, die sich ein sogenannter „Gebildeter", ja einer, der auch nur in einer Sekundarschule gewesen ist, gefallen läßt: Steinklopfer und dergleichen will ein solcher nie werden. Allein diese Schranken sind unendlich weiter gezogen; Manipulationen selbst sehr derber Art schließen nicht von der „Bildung" aus, welche gewissermaßen die damalige Kalokagathie vertritt, und künstlerische Tätigkeit adelt in der neueren Zeit vollends die leibliche Aktion, die damit verbunden ist. — Damals aber sagte noch Sokrates, in dessen Kreise sich die philosophische Kalokagathie der adeligen substituiert hatte, die Muße (ἀργία) sei die Schwester der Freiheit.

Indem wir nun zu den weiteren sozialen Veränderungen übergehen, welche diese Zeit zeigt, betrachten wir zunächst die Stellung der Frauen*). Diese waren nicht bloß von den Symposien, sondern, wie wir gesehen haben, von weit dem Größten, was das griechische Dasein bot, nämlich von den Agonen, ausgeschlossen, und nicht einmal ihre Augen hatten an diesem Höhemomente teil; von einem Zufüßenlegen des Sieges im Sinne der Ritterlichkeit war vollends

---

*) Vgl. darüber Hans Licht, Sittengeschichte Griechenlands, Bd. I. Die griechische Gesellschaft, Bd. II. Liebe und Ehe in Griechenland, Paul Aretz, Verlag, Berlin, Jeder Band RM 5.80.

keine Rede. Die Agone aber waren nicht bloß Exhibitionen der gymnastischen Tüchtigkeit, sondern auch der jugendlichen Schönheit und durch beides zugleich Gewähr der künftigen Bürgergröße. Und nun hat schon das Altertum einen Zusammenhang zwischen dem agonalen Wesen und dem Aufkommen der Männerliebe erkannt, welche in der homerischen Zeit noch nicht hervortritt, seit dem agonalen Zeitalter aber mehr und mehr das griechische Leben durchzieht, ja mit dem griechischen Geiste beinahe wesentlich verbunden erscheint und sich sogar als ein hochideales Element gebärdet. Die agonale Bewunderung des Mannes für den Jüngling und auch des Knaben für den Mann mag einigen Anteil daran haben; in Gymnasien sah man die Statue des Eros zwischen Hermes und Herakles; — ja auch für den Krieg wird Wert auf das Verhältnis gelegt. Allein die Sache hat rätselhaftere und dunklere Seiten; sie nimmt z. B. je nach Landschaften (Kreta, Sparta, Elis, Böotien) einen eigenen Charakter an, d. h. sie gewinnt den Rang einer konstanten Sitte; — die einzigen Regierungen, welche die Männerliebe und zugleich die Gymnastik verfolgten, sollen die Tyrannen gewesen sein, welche von dieser Seite her Verschwörungen befürchteten; in anderen Staaten blieb die Sache in sehr weitem Umfang straflos; Athen strafte nur die Notzucht und verbot dem, welcher sich gewerblich verkauft hatte, das öffentliche Auftreten; erst mit dem Geld und mit der Gewalttat stellt sich die Schande ein.

Neben diesem allem blieb der eheliche und außereheliche Umgang mit den Frauen ohne irgendwelche merkbare Abnahme. Die Ehe war bürgerlich so hochwichtig wie jemals und irgendwo, weil nur aus der echten Ehe der echte Bürger hervorging; nur bemerkt man keinen Zug der Innigkeit mehr darin, frevle und höhnische Reden über die Frauen nehmen überhand.

Schon in der Odyssee hatte der Schatten des Agamemnon bitter geredet; aber nun symbolisieren die beiden Erweiterungen der Pandorageschichte, welche wohl erst zu dieser Zeit in die hesiodischen Epen eingeschoben worden sind, die entsprechende Anschauung in mythischer Form noch besonders. Nach derjenigen in der Theogonie stammen von Pandora alle Weiber, es wird für dieselben das Bild von den Drohnen im Bienenkorbe gebraucht; in den Werken und Tagen aber wird Pandoras Sendung noch umständlicher als eine Rache des Zeus an den Menschen dargestellt, weil diese durch Prometheus das Feuer erhalten haben; hier erscheint auch der Name „Pandora“ zuerst, und zwar wird er damit motiviert, daß das Gebilde des Hephästos von allen Göttern mit Gaben ausgestattet worden sei „zum Unheil den betriebsamen Männern“. Weiterhin haben wir noch aus dem 7. Jahrhundert über die Frauen ein betrachtendes Gedicht von völlig herbem Ton in den Jamben des Simonides von Amorgos, dies freilich aus einer Zeit, da der Jambus bereits gewohnt war, alles anzugreifen und nichts zu schonen, und auch ein Jahr-

hundert später klingt das üble Urteil über die Frauen noch bei Phokylides nach.

Nicht nur in der Poesie aber, sondern auch in den Volkssagen und Städtegründungsgeschichten weit und breit, wie sie dann später, z. B. bei Parthenios, der Stoff zu Novellen werden, ist alle zarte Weiblichkeit ausgeschlossen; was den Ausschlag gibt, ist herzlose Gier und Gewalttat. Da gibt es Königstöchter, welche vor allem rasch ihre Lust befriedigt haben wollen, wobei sie die Avancen, und zwar oft sehr frevelhaft, machen, und später dem herangewachsenen Sohn ein Erkennungszeichen an den Vater mitgeben. Auch nimmt in diesen Zeiten ein besonderer Typus überhand, den wir als den Tarpejatypus bezeichnen können. Das Weib begeht nämlich aus Liebe zu einem Feind das Schrecklichste, was jetzt zu begehen ist, den Verrat an der Polis, der eigenen Heimat. So kam schon in der Gründungsgeschichte (κτίσις) von Lesbos die von Parthenios (21) überlieferte Geschichte von Peisidike, dem Königstöchterlein von Methymna, vor, das von der Mauer seiner dem Achill starke Gegenwehr leistenden Stadt den Peliden erblickt, sich in ihn verliebt und ihm durch Vermittlung einer Amme die Übergabe versprochen hat, wenn er es zum Weibe nehme. Die Frevlerin schiebt dann den Riegel des Tores und sieht zu, wie ihre Eltern ermordet und die Frauen auf die Schiffe geschleppt werden, erweckt damit aber nur den Abscheu Achills und wird von dessen Leuten gesteinigt. Überhaupt überwiegt in allen Novellen sehr stark die Anschauung, das Schreckliche sei von den Weibern ausgegangen; zumal Verleumdungen, in deren Folge der Mann untergeht, spielen hier eine große Rolle; man könnte sagen, wie im Mittelalter dem Weibe als solchem gegenüber eine romantische Verhimmelung, so sei hier eine romantische Verhärtung üblich und der Wille, das Gräßlichste vorauszusetzen. Und wo es diese Sagen und Gründungsgeschichten gelassen, da fährt später die Tragödie fort.

Während so der weibliche Charakter von Poesie und Sage vorwiegend ins Düstere ausgemalt wurde, war doch die hellenische Anschauung in bezug auf die Frauen eine nach Stämmen verschiedene. Am tiefsten standen dieselben eigentlich in Ionien und in Athen. Dort kann ihre stärkere Abschließung vielleicht durch lydischen Einfluß erklärt werden; daß sie in Athen durchaus nur auf das Haus und auf so viel Kultur beschränkt waren, als für das Hauswesen dienlich war, dürfte am Ende aus der vehementen Entwicklung der Polis erklärt werden, welche die Menschen zu ausschließlich mit ihrem Tun erfüllte. Bei anderen Stämmen war dies anders. Im Peloponnes war zwar in Korinth, woselbst ein sehr ausgedehntes Hetärentum regierte, die Frau nur wenig geachtet, in Lakedämon dagegen, wo die Spartiatin das Gut hüten mußte, war ihre Stellung notwendig eine höhere; die Mädchen wurden dort so erzogen, daß sie förmlich agonal wurden, und es wurden ihnen auch Wettkämpfe

zuteil, was seinen Grund nicht etwa nur in der Absicht gehabt haben wird, sie zum Gebären tüchtiger zu machen. Ähnliches kam in Elis vor; in der (arkadischen?) Alpheiosebene aber gab es einmal an Festen der eleusinischen Demeter für Frauen einen Schönheitsagon, bei dem die Beteiligten Goldträgerinnen (χρυσοφόροι) genannt wurden; auch Konkurrenzen in Sittsamkeit und Hausführungskunst wurden abgehalten. Besonders ausgezeichnet sodann war in bezug auf die Frauen der äolische Stamm. Von dem keischen Simonides gibt es eine Grabschrift auf eine gewaltige thessalisch-böotische Jägerin Lykas, „vor deren Gebein noch die Tiere zittern"; es muß dies eine förmliche Virago gewesen sein, derengleichen auf ionischem Boden unmöglich war, in Böotien aber noch hie und da vorkommen mochte. Auch treten hier die Dichterinnen noch gleichwertig mit den Dichtern auf; der jugendliche Pindar findet am Ende des 6. oder Anfang des 5. Jahrhunderts in öffentlichen Agonen Nebenbuhlerinnen an Myrtis und Korinna, welche, wie er, chorische Dichtungen schaffen, und wird von der letzteren einmal besiegt; hundert Jahre vorher aber sangen auf Lesbos die wundersamen Dichterinnen der individuellen Lyrik: Sappho und ihre berühmten Freundinnen Damophila und Erinna, unter denen, wenn sie auch nicht chorisch dichteten, ein gewisser Wetteifer, also etwas wie ein musisch-agonales Verhältnis, sich von selbst ergeben mochte; auch Schönheitskämpfe kamen übrigens in Lesbos und Tenedos vor.

Wo aber die Frau darniedergehalten war, stieg natürlich in demselben Maße die Hetäre. Käufliche Wesen waren seit uralten Zeiten massenhaft vorhanden gewesen; das steigende Sklaventum brachte sie rasch von einer Hand in die andere; auch an Tempel wurden Sklavinnen häufig geschenkt; weit berühmt für seine gewaltig geldgierigen Hierodulen war zumal Korinth, wo freilich dies Gewerbe als ein wichtiger Industriezweig besteuert wurde; auch in Athen gab es öffentliche Anstalten dieser Art, und zwar waren dieselben eine Stiftung Solons, der aus ihrem Ertrag der Aphrodite Pandemos einen Tempel baute. Indes für uns handelt es sich nur um die Frage, welches die erste individuelle Zelebrität dieser Art war, und dies möchte für unsere Kenntnis (da wir nicht wissen, wie frühe es z. B. berühmte Milesierinnen gab) Rhodopis gewesen sein, mag nun Herodot (II, 134 f.) richtig von ihr geredet oder sie, wie Athenäos (XIII, 69) behauptet, mit der Doricha von Naukratis zusammengeworfen haben. Von ihrem Lebenslauf ist vielleicht kein einziger Zug sicher. Eine Thrakierin von Herkunft, soll sie Mitsklavin des Äsop gewesen sein, der um 580 blühte; sie wurde ferner noch als Sklavin, um ihr Gewerbe zu üben, nach Naukratis in Ägypten gebracht, dann aber durch Charaxos, den Bruder der Sappho, losgekauft, worauf sie in der Freiheit große Schätze erwarb, so daß der griechischen Phantasie träumen konnte, sie habe daraus die Pyramide des Mykerinos erbauen lassen. Als sie nun aber reich

und unabhängig war, erwachte in ihr die große Ambition, den Hellenen ein Denkmal an sich zu hinterlassen, und so ließ sie aus dem zehnten Teil ihrer Habe viele eiserne Bratspieße für ganze Ochsen machen und stiftete diese nicht etwa in irgendeinen Tempel der Aphrodite, sondern nach Delphi, wo dieselben sich noch zu Herodots Zeiten hinter dem Altar der Chier, dem Tempel gegenüber befanden. Nachdem Rhodopis, worauf sie es angelegt hatte, so berühmt geworden war, daß alle Hellenen ihren Namen kannten, folgte Archidike, die gleichfalls aus Naukratis hervorgegangen war, wo, wie Herodot sagt, die Hetären liebenswert zu geraten pflegten. Auch diese wurde besungen (ἀοίδιμος) und genoß somit allgemeinen Ruhm; doch war sie weniger der Gegenstand der Unterhaltung in den Konversationslokalen (ἧσσον περιλεσχήνευτος), d. h. wohl von den feinen Kennern weniger hochgestellt, ein Ausdruck, womit von Herodot eine ziemliche Nuance des allgemeinen Interesses angedeutet wird. Als berühmt sind dann etwa noch Leaina, die Geliebte des Harmodios, und Nanno, die Flötenbläserin des Mimnermos, zu nennen. Jedenfalls kann der Ruhm dieser Hetären nur von ihrem Geist und ihrer Konversation hergekommen sein; denn für das Physische hatte man so viele unberühmte schöne Weiber wie man begehrte; der Grieche fand vielleicht schon damals bei ihnen einen Ersatz desjenigen geistigen Umganges, den er mit der Gattin nicht hatte oder nicht haben mochte.

Die damalige Geselligkeit ist insofern schon weiter gediehen als in den heroischen Zeiten, als sie sich nicht auf die Fürstenhöfe und das Kriegszelt beschränkt, sondern überall, wo freier hellenischer Boden ist, die Leute hinreißt und einen großen Teil ihres Lebensglückes ausmacht. Ihre Grundlage ist seit den ältesten Zeiten das Symposion, das aber freilich je nach den Entwicklungszeiten des Griechentums sehr verschieden ist. Die künstlich auf Mäßigkeit und Spötterei eingerichtete, kurz abgebissene, nüchterne Geselligkeit der Spartiaten bei den Syssitien konnte allen möglichen Lakonismus entwickeln, aber keine Hingebung an den Moment und keine Poesie. Hier hat die spartanische Kultur ihre Hauptlücke: Das Syssition ist kein Symposion und, wie alles Spartanische, wesentlich unfrei. Dagegen die freie hellenische Sitte ist, abgesehen von öffentlichen, sei es politischen oder durch den Kultus herbeigeführten Gastmählern und von Privatfesten (wie Hochzeiten, Einladungen bei der Namengebung eines Kindes, Feiern eines agonalen Sieges usw.), reich an Zusammenkünften ohne besonderen Anlaß. Auch der Eranos (das Picknick) ist uralt, er kommt schon bei Homer und Hesiod vor und stellt offenbar einen Grad der Freiheit mehr dar; denn, mochte der einzelne (wie dies später oft der Fall war) den Beitrag in Geld zahlen oder in einem Korbe mitbringen, in keinem Falle wurde man dabei jemand verpflichtet; der Reichtum erhielt nicht den ausschließlichen Vorzug des „Hausmachenkönnens“, und so bedeutet

der Eranos wesentlich soviel wie die Gleichheit. — Aber auch bei den vorgeladenen Symposien, die jemand im eigenen Hause gab, herrschte (wenigstens in vorrömischer Zeit) keine Rangordnung, und wenn auch die Einladung in der Regel so früh erfolgte, daß der Geladene sich zur Teilnahme noch rüsten konnte, so ging doch die Freiheit so weit, daß man noch Ungeladene mitbringen durfte. Dies ist nur denkbar, wenn alles auf die Konversation ankam und diese alle übrigen Genüsse weit überwog.

Der Gang des Symposions ist einfach. In Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen z. B., welches in seiner späten Fiktion das Kostüm einer sehr alten Periode durchzuführen sucht, werden (5), nachdem man zuerst abgegessen hat, die Speisetische weggenommen und Kränze an die Anwesenden ausgeteilt; dann wird mit Wein, und zwar mit ungemischtem, eine Spende dargebracht, worauf die Flötenspielerin eine kurze Melodie spielt; sowie diese aus der Mitte der Gesellschaft abgetreten ist, beginnen an den aufgetragenen Tischen der Trunk und die Konversation. Herr der Geselligkeit ist dabei der Wein, von dem schon in der Odyssee mit einer Andacht gesprochen wird, die man heutzutage nicht mehr würde auftreiben können; derselbe ist aber meist stark mit Wasser gemischt, und zwar entweder, weil er köstlich stark war, oder weil die Griechen noch nicht abgestumpft, sondern sehr reizbar waren und die Gelage lange sollten dauern können; Zaleukos soll in seinen Gesetzen den Genuß von Ungemischtem sogar bei Todesstrafe verboten haben. Das Bier überließ man den Ägyptern, Branntwein gab es noch nicht, und am allerwenigsten als hauptsächliches Volksgetränk. Es herrschte ferner die schöne Sitte, daß man bekränzt trank; denn das Symposion sollte einem Gotte zu Ehren vor sich gehen, und dieser sein religiöser Bestandteil verlangte die Bekränzung; der Lorbeer des Apoll oder der Efeu des Bakchos waren das Symbol einer gemeinsamen höheren Weihe. In der früheren Zeit pflegte man beim Mahle zu sitzen, was mit dem Glauben an die Gegenwart der Götter in Verbindung gebracht wird; in der agonalen Zeit aber kam das Liegen auf, das, da alle mit ihren Köpfen gegen die Mitte zu konvergieren, den Vorteil hatte, daß nur ein Diskurs möglich war.

Und nun ist also das Symposion die Quelle einer Konversation, deren Bedeutung für die Griechen noch aus den Worten des Entzückens spricht, womit davon die Rede ist. Hatte schon Hesiod in seiner Melampodie gesagt: „Das Süßeste ist es, beim Mahle und herrlichen Festschmaus an Gesprächen sich zu ergötzen, nachdem man sich mit Speise gesättigt", so folgt nun die sympotische Elegie, wie sie uns aus den erhaltenen Stücken des Theognis und Xenophanes bekannt ist, und die bildende Kunst bleibt nicht zurück; denn gerade bei den ältesten Kunstwerken (Vasenmalereien, Gruftmalereien, den Reliefs von Assos) gehören Gelage zu den beliebtesten Gegenständen, und mögen dabei auch hin und wieder Gelage der

Seligen gemeint sein, so sind diese doch nur das höhere Abbild der Irdischen. Was mag man hier alles gesprochen haben! Wir wissen nur, daß alle Welt fand, das Symposion sei das Allerherrlichste. Da kamen Witz, Scherz, Streit, Bosheit und Gemütlichkeiten vor. „Zur Winterszeit", sagt Xenophanes, „soll man am Herdfeuer auf weicher Kline liegen, wohlgesättigt und süßen Wein trinkend und Kichererbsen naschen und dazu sprechen: Wer und woher bist du? Wie alt bist du, mein Bester? Wie alt warest du, als der Meder (nämlich Harpagos im Namen des Kyros) ins Land kam?" — Den Rest mag man so anmutig als möglich hinzudenken. Unfehlbar war das Symposion auch die Heimat des Politisierens, und es wurden hier der Staat und alle seine Angelegenheiten von einem unendlich gescheiten Volke durchgenommen; Leute verschiedener Parteien werden kaum zusammengeladen worden sein; ja vielleicht dürfte man hier auch den Anfang des Hetärienwesens suchen. Daß Takt und Toleranz gegenüber solchen, die nicht weiter trinken, sich nicht wach erhalten konnten usw., guter Ton war, lehrt eine Hauptstelle bei Theognis; daneben mag man sich immerhin daran erinnern, daß damals im gesellschaftlichen Leben eine allgemeine Offenherzigkeit noch als löblich galt, wo sie bei uns schon höchste Indiskretion wäre. Unter allen Umständen aber stellen neben den Gesprächen auf der Agora die der Symposien eine zweite Seite des spezifisch griechischen Lebens dar; wie sehr sie den Griechen ans Herz gewachsen waren, läßt sich schon daraus schließen, daß das Wehmütigste, was man von einem Toten sagen konnte, war: Für ihn ist kein Gelage und keine Musik mehr.

Hier wollen wir schließlich noch zu der allerliebsten Geschichte zurückkehren, die Herodot von der Werbung um Agariste, die Tochter des Kleisthenes, erzählt, weil sie uns speziell für Athen in sozialer Beziehung eine Reihe von Schlüssen gestattet. Von den Freiern haben die beiden Athener: Hippokleides, des Tisandros, und Megakles, des Alkmäon Sohn, bei längerer Prüfung mehr als alle elf anderen gefallen, und von diesen beiden wieder Hippokleides mehr, sowohl durch seine Persönlichkeit als durch seine Abstammung von den korinthischen Kypseliden. Auch beim Gelage am Entscheidungstage, wo um die Wette Gesänge und andere Produktionen zum besten gegeben werden, dominiert er unter den übrigen bei weitem, bis er durch einen verhängnisvollen Exzeß das Wohlgefallen des Kleisthenes verscherzt. Er tanzt nun nämlich nicht nur die Emmeleia, sondern führt auf einem Tisch attische und lakonische Tänze auf und stellt sich zuletzt sogar auf den Kopf, um mit den Füßen zu gestikulieren. Dies wird dem Tyrannen zu viel und er ruft aus: „O Sohn des Tisandros, du hast deine Hochzeit vertanzt!", worauf er zur Antwort erhält: „Das grämt den Hippokleides nicht." Hieraus ersehen wir, daß der athenische Eupatride die Schranken der sonstigen griechischen Adelsgravität (welche sich

gymnastisch und musisch nur in strengen Formen produzieren mochte), selbstverständlich durchbrochen hat. In Athen will man vor allem sich und andere unterhalten und sich mit gar allem produzieren, wenn man nur etwas vorstellt und die Leute amüsiert. Ferner kündet sich in dem Athener, der lakonisch und attisch tanzen und am Ende auch Seiltänzerkünste leisten kann, während anderswo die Leute wohl nur die lokalen Tänze konnten, bereits die spätere Vielseitigkeit Athens an. Und wenn ihm darob eine reiche Werbung zunichte wird, so kann sich's der Athener aus dem Sinne schlagen, nicht bloß wegen leichten Blutes, sondern weil er in seinem reicheren Leben sich getrost auf noch viele andere Sachen und Interessen verläßt. — Am Ende aber gibt Kleisthenes seine Tochter doch einem Athener.

Überhaupt aber verdient das damalige Athen, daß man noch einen Augenblick bei ihm verweile. Wenn wir die dortige Entwicklung im 7. und 6. Jahrhundert betrachten, wie sie Plutarch darstellt, so erfahren wir, mag auch noch so vieles verschoben und tendenziös zurechtgemacht sein, weit mehr vom Innern der Leute als sonst von irgendeiner Bevölkerung; in diesem Grade ist allein hier Bewußtsein und Räsonnement zu Hause. Und welch tiefe und vielseitige soziale Bildung setzt nicht allein Solon voraus, der zwischen den verschiedenen Hauptinteressen die richtige Mitte (das μέσον) fand! Man braucht nur einen Blick in seine Gedichte zu tun, um eine nach allen Seiten der Welt hingewandte, außerordentlich klare Reflexion kennenzulernen. Überhaupt aber macht er nicht nur von allen sieben Weisen, unter welchen er seine Hauptparallelgestalt in Thales hat, weit den deutlichsten Eindruck, sondern er wirkt speziell als der bewußte Athener, in welchem seine Stadt nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften persönlich geworden ist.

Zur Vervollständigung von Athens sozialem Bilde dienen auch die höchst sprechenden Voraussetzungen, auf welchen bei Herodot (I, 30 ff.) die Gespräche Solons mit Krösos beruhen; zumal ist echt attisch die Gestalt des Patriarchen Tellos, der noch das Glück hat zu fallen, indem er einen Sieg der Athener entscheidet, während die argivische Geschichte von Kleobis und Biton schon mehr ins Allgemeine der herodoteischen Weltanschauung ausweicht. Auch auf Züge wie die Deisidämonie, welche die Leute nach der Ermordung von Kylons Anhang Erscheinungen sehen ließ und zur Berufung des Epimenides führte, möge man achten, sowie anderseits auf das, was von der Schmuckliebe und der ionischen Wohllebigkeit der alten Athener gemeldet wird. Die Panathenäen, deren Ruhm schon in dieser Zeit Italien erfüllt haben muß, sind von 566 an nicht mehr auf bloßes Wagenrennen beschränkt, sondern werden durch das Hinzutreten des gymnischen Agons weiter ausgebildet, die Eleusinien aber nehmen einen solchen Aufschwung, daß die Ehrfurcht vor ihnen eine allgemein hellenische wird und man über-

all ihnen beizuwohnen wünscht. Bei Peisistratos und seinen Söhnen zeigt sich dann der Wille, eine gewerblich reiche Stadt zu haben, verbunden mit der schon ganz sichtbaren Absicht auf die höchste Geisteskultur, und das, während die ionischen Städte bereits unter die lydischen und persischen Könige kommen. Eine entscheidende Tatsache ist hiefür die Sammlung und Redaktion der homerischen Gedichte, wie sehr auch die Einzelangaben variieren mögen, so daß die meisten Peisistratos oder Hipparch nennen, während Diogenes von Laerte schon Solon das Verdienst zuweist. Und daneben ist die Aussage von öffentlich zum Gebrauch ausliegenden Büchern, also einer frühesten öffentlichen Bibliothek, zu halten, wonach also schon damals ein Bedürfnis nach einem Depositum der Schriftdenkmale und eine Art Publikum, welches zu lesen wünschte, bestanden hätte, und Peisistratos diesem entgegengekommen wäre. — Bezeichnend ist dagegen, daß man (seit Dädalos) vor dem Ende der Peisistratidenzeit keinen einzigen athenischen Künstler mit Sicherheit kennt; die Zerstörung Athens im Perserkriege allein würde dies nicht erklären; wären solche auch nur mit Namen bekannt gewesen, so würde die Ruhmesliebe der Athener diese Namen aufbewahrt haben.

In diesem Zeitalter begegnen uns nun allmählich auch Zelebritäten, d. h. Menschen von allgemein hellenischer Notorietät, durch welche die Agonalsieger etwas auf die Seite gedrängt werden, und zwar sind dies vor allem die Tyrannen, dann die Dichter und Künstler und schließlich besonders die sieben Weisen und die wunderlichen Heiligen. Es ist von ihnen meist schon in anderem Zusammenhange die Rede gewesen; jedenfalls sind sie charakteristisch für eine Zeit, da sich die bloße Kopfzahl noch nicht alles erlaubt und zutraut, und da man noch Sinn für mächtige Individualität hat. Im Grunde eine sehr außerordentliche Sache, die sich keineswegs von selbst versteht, sondern nur durch das Emporkommen des Individuums und seiner Zelebrität zu erklären ist, ist z. B. das Aufkommen von Künstlernamen. Es ist dabei immer vorauszusetzen, daß der Künstler sich inschriftlich genannt, ja etwa sich selber an dem betreffenden Anathem abgebildet hat; wenn also z. B. Theodoros von Samos, der die Ringgemme des Polykrates schnitt, der erste Steinschneider ist, „dessen Name uns genannt wird", so wird er gewiß selber dafür gesorgt haben, und dies, nachdem vielleicht seit einem halben Jahrtausend oder auch schon viel länger Gemmen geschnitten worden waren. — Berühmte Weise pflegen emporzukommen, wenn und weil es keine einflußreichen Priester gibt. An Stelle der letzteren finden wir bei den Griechen zunächst jene phantastischen Mittelspersonen, Katharten und Wundermenschen, die wir wunderliche Heilige genannt haben, und sicher war ja Epimenides eine große Gestalt in Athen. Was nun aber die Sieben betrifft, so bleibt trotz allen chronologischen Widersprüchen soviel

sicher, daß um 600 v. Chr. einzelne bestaunte Männer anfingen, Weise genannt zu werden. Wie früh und durch welche Autorität ihre Sprüche (ἀποφθέγματα), die sie nach der Meinung der Griechen offenbar entweder beständig im Munde geführt oder bei einer Zusammenkunft gesprochen hatten, entstanden, und durch welchen Konsensus sie in den delphischen Tempel kamen, wissen wir, wie früher gesagt, nicht, und ebensowenig, in welchem sozialen Medium diese sieben Reputationen, die erst noch ganz verschiedener Gattung sind, emporkamen; die Qualifikation des einzelnen als „Weiser" σοφός) aber mußte in jenen Zeiten, da Delphi für alles mögliche angefragt wurde, vom Gotte direkt ausgesprochen werden, und zwar geschah dies mit dem Ausdruck, niemand sei weiser, oder geradezu, der Betreffende sei der weiseste Mensch. Diese Männer werden von ihren Heimatstädten prächtig begraben, ja dem Bias weihten die Leute von Priene ein Temenos, das sogenannte Teutameion, und erwiesen ihm demnach heroische Ehren.

Überall erwacht nur die Individualität als solche, und erst damit werden die Griechen ein Volk, das keinem anderen gleichsieht. In der nämlichen Zeit, da der persönliche Ruhm einzelne aus der Masse hervorhebt, bedarf es aber auch bald nicht mehr der Agone oder irgendeines Förmlichen, damit der eine sich triumphierend über dem anderen fühlen kann; Witz und Schmähsucht beginnen sich in bisher unerhörter Weise geltend zu machen. Spöttereien hatte es immer gegeben: Die Hohnreden bei den Festen, zumal den dionysischen, aber auch den Eleusinien sind uralt, und auch der Mythus kannte die Spottworte der Magd Jambe gegen die trauernde Demeter. Nun aber entdecken die Griechen, daß das gewiß von jeher geübte böse Mundwerk eines Stiles fähig sei, und bilden diesen in der Poesie und in der Geselligkeit des Symposions aus. Hier ist vor allem wieder an Archilochos zu erinnern der „Freund und Feind gleichmäßig schmähte", für seine Lästerung aber den Jambus zu voller Schönheit ausbildete. Als Individuum war er böse und unglücklich auf alle Manier und hat über sich selbst das Schlimmste ausgesagt, und eine ganz ähnliche Natur scheint der durch seine Häßlichkeit verbitterte Hipponax gewesen zu sein; aber neben diesen Hauptspöttern, die durch die enorme Gabe der Bitterkeit etwas geworden sind, erlaubten sich doch auch edlere Naturen direkte Schmähungen, so z. B. Alkäos gegen Pittakos. Ziemlich lange wartet dann das Epigramm, bis es das regelmäßige Gefäß des Witzes wird, wenn auch schon von Alkäos ein Hohnepigramm vorhanden ist; die des Simonides sind noch alle sepulkral, monumental, anathematisch mit Ausnahme der letzten, und auch diese sind eher scherzhaft als witzig.

In diese Epoche gehört auch die Ausbildung der Gestalt des Margites, auch wenn die Redaktion, wie man sie später hatte, erst von demselben Pigres stammen sollte, dem man auch eine der nette-

sten Parodien, die man sich denken kann: die Batrachomyomachie, zuschrieb. Es handelt sich offenbar um eine Sammlung von Charakterzügen und Anekdoten, wie sie sich allmählich aus Symposienspäßen und dergleichen bilden mochten. Der Held ist kein gewöhnlicher Dummkopf, sondern ein solcher, der alles anrührt und damit die Aufmerksamkeit erregt. Er ist ein reiches Muttersöhnchen und man scheint etwas auf seine Bildung verwandt zu haben, nur verfehlt er leider jegliches Können und versteht die vielen Dinge, die er versteht, alle schlecht. Sodann ist er sprichwörtlich als ein Tor, der die ordinärsten Dinge nicht weiß und buchstäblich nicht über fünfe zählen kann, und hier setzt nun der griechische Zotensinn an und bereitet das Lächerliche durch das Zusammentreffen von Torheit mit sexuellen Dingen. Von irgendeiner Parodie nach Homer kann hier nicht im geringsten die Rede sein, und daß das Ding ernstlich für homerisch genommen wurde, zeigt, wie es mit der Kritik der Griechen beschaffen war. Gedichte dieser Art entstehen aber in einer Entwicklungszeit, da die Nation sich enorm gescheit findet und ihren Hochmut darob an einem Sündenbock auslassen muß.

Mit Sparta meldet sich dann der Lakonismus, der eigentlich nur höchst Richtiges in kürzester Form sagen will, aber von selbst eine Richtung auf den Witz hinnimmt; das „Spotten und Sichverspottenlassen" der spartanischen Syssitien war eine Vorschule dazu. Auch das Auftreten von Spottworten von Polis gegen Polis wird in diese Zeit gehören.

Das 7. und 6. Jahrhundert sind nun auch die Blütezeit der sogenannten Tierfabel (αἶνος, μῦθος, λόγος). Dieselbe war freilich gewiß seit Urzeiten den Griechen mitgegeben; auch finden sich bei ihnen nachweislich sehr alte Fabeln, wie die in Hesiods Werken und Tagen (202 ff.) erzählte vom Habicht und der Nachtigall. Jetzt aber werden nicht nur solche von Archilochos und Stesichoros überliefert, sondern Äsop, an dessen historische Persönlichkeit wir bestimmt glauben, soll seine Blüte um das Jahr 580 gehabt haben; es ist kein Zweifel, daß wir dieses Zeitalter für ganz besonders fähig und tätig in der Fabel halten dürfen. Dies ist aber eine Sache, nach deren Grund wir wohl fragen dürfen; denn das fabelhafte und parabolische Gewand für allgemeine Wahrheiten und Wahrnehmungen wäre damals längst kein Bedürfnis mehr gewesen; seit langem — schon bei Hesiod — war die ganz direkte Reflexion am Leben, und im Grunde kommt die Fabel bei den Griechen erst spät in Aufnahme, während z. B. bei den Arabern Lokman, „der Weise", schon als Zeitgenosse Salomos gilt. Nach unserer Vermutung dürfte sich diese Frage aus der damaligen Zunahme des Sklavenwesens beantworten, und Äsop wenngleich eine historische Person, wäre das lebendige Symbol dieser Tatsache. Was nämlich im griechischen Hause der Sklave, in dessen orientalischer oder libyscher Heimat die Fabel ja schon längst blühte, sobald er nur griechisch stottern konnte, naiv und

einfach etwa den Kindern erzählte, mochte den Griechen einen eigentümlichen Eindruck machen; diese Geschichten enthielten die für alle Völker verständliche Weisheit; vielleicht eröffneten sie neben dem Götter- und Heroenmythus doch eine wesentlich neue Welt, und die Griechen fanden Gefallen daran und verwerteten den gegebenen Schatz weiter, wie ja ein wahrhaft reiches Volk dadurch reich wird, daß es vieles von anderen übernimmt und weiterbildet.

Äsop selbst heißt bald ein Thraker, bald ein Phryger, etwa auch ein Äthiope; er soll in Samos Mitsklave der Rhodopis gewesen sein, sich einmal bei Krösos aufgehalten haben und zuletzt von den Delphiern in einen Abgrund gestürzt worden sein. Er ist lange nicht der einzige Vermittler der Fabeldichtung für die Griechen; späte Rhetoren, wie Hermogenes, Aphthonios, Theon, nennen neben den seinen noch zyprische, ägyptische, sybaritische Fabeln, und dann werden auch nach denjenigen Ländern, von wannen den Griechen die meisten Sklaven gekommen sein müssen, phrygische, karische, kilikische und libysche unterschieden. Indes stammen die Fabeln, welche die Griechen hatten, doch lange nicht alle aus dem großen Gemeingut, sondern es sind viele, speziell griechische, mit momentanem und lokalem paränetischem Zwecke ersonnene darunter, wie z. B. gerade die des Stesichoros, der die Himeräer vor Phalaris warnte, indem er ihnen von dem Pferde erzählte, das sich, um sich an dem Hirsch zu rächen, den Menschen als Reiter gefallen ließ. Ferner sprechen bei weitem nicht bloß Tiere, sondern Tiere und Menschen oder auch bloß Menschen, auch Bäume und Pflanzen; — eigentliche gnomische Weisheit, Lebensanschauung, politische Momente, Spaß und Witz nehmen jedes beliebige Gewand an.

Neben dem, was die Erwachsenen daran fanden, blieben dann die Fabeln für die Kinder eine Einleitung in die Kenntnis vom Lauf der Welt. Hätten wir nur auch noch etwas von den köstlichen Märchen, welche ihnen die Sklaven erzählt haben mögen und welche der klassische Geist abwies! Auch die absichtslose, naive Kindergeschichte, welche nicht paränetisch war, sondern nur hübsch hingesagt wurde, lebte nämlich der paränetischen Fabel. Kleobuls Mutter soll z. B. dem kleinen Bruder des Weisen erzählt haben, wie der Mond einst seine Mutter gebeten habe, sie möchte ihm ein Kittelchen weben, welches ihm passe, weil ihn sosehr friere; sie aber habe gesagt: Wie soll ich's weben, daß es paßt? Denn heute sehe ich dich voll, dann halbmondig, dann wie eine Sichel.

In der nämlichen Zeit aber, da die Fabel am meisten blühte, liegen auch schon die Anfänge der ionischen Schule, welche, wenn sie sich auch wesentlich an Naturforschung halten mochte, doch der philosophischen Reflexion den Weg bahnte. Noch im 6. Jahrhundert äußert sich sodann das politische und politisch-soziale Räsonnement bei Solon und dann wieder bei Theognis, und vollends tritt das seelische Bewußtsein in der vollsten Reife bei den großen

Lyrikern vom 8. bis zum 6. Jahrhundert zutage; wir finden hier eine Süßigkeit des Gefühls, die nicht mehr hat überboten werden können. Während aber die Poesie einen Teil ihres Herrlichsten bereits gegeben hat und ruhig eine neue Gattung nach der anderen entwickelt, hat die bildende Kunst ihre letzten Hüllen noch nicht gesprengt und kann den Seelenausdruck noch nicht hervorbringen. Wenn Sappho die herrlich thronende Aphrodite mit unsterblichem Antlitze lächeln sah, wird sie ein anderes Lächeln gesehen haben als das starre, welches die damalige Plastik darstellte. Es war aber ein großer Vorteil, daß diese, ehe sie an die Darstellung des seelisch Mächtigen ging, in der Gestalt der Athletenstatuen die leibliche Belebtheit geben mußte. Als dann die Zeit der schönen Seele und der inneren Mächtigkeit kam, war man über die Anfangsschwierigkeiten schon völlig hinweg, ein Glück, das anderen Kunstepochen nur auf Umwegen hat zuteil werden können.

Über den damaligen Religionszustand fassen wir uns hier kurz. Das agonale Zeitalter ist vor allem die Zeit von Delphi. Herodot ist voller Kunden davon, wie Hellenen und fremdländische Völker dahin kommen, sowohl um eine nahe Zukunft zu erfahren, als um Kultbescheide zu holen, als um wegen der Kolonieaussendung nachzufragen. Die Männer von Delphi sind die Träger eines eigentümlichen Kompromisses zwischen Inspiration und Reflexion. Was aber ihre Stellung zur Nation betrifft, so ist wohl zu beachten: Man mußte nicht nach Delphi; selbst es für Kolonialsachen zu befragen, war freie Sitte; es war eine Macht, die nur so viel galt, als man sie wollte gelten lassen, aber äußerst erwünscht als Kundensammlung, als Zentrum des griechischen Wissens über die Welt. Wie die Bescheide zustande kamen, darüber machte man sich in einem Zeitalter wie dieses (vielleicht absichtlich) keine Gedanken; die ohnehin starke Überzeugung vom Dasein der Mantik ließ einen Zweifel nicht aufkommen, und da es eine Sache allgemeiner Wahrnehmung war, daß Delphi bei seinen Bescheiden die Fragenden gut berichte, grübelte man nicht lange und tat wohl und weise daran.

Sodann fällt in diese Zeit jedenfalls eine starke Zunahme des Dionysoskultus samt seinen kolossalen Festen und seinen Weisen, eine Erscheinung, für die es freilich an festen chronologischen Daten fast ganz gebricht. Wenn auch nicht der Tempelkult, so müssen doch die Feste dieses Gottes in dieser Zeit allen übrigen Festen über den Kopf gewachsen sein; sonst hätte nicht dieser Kult allein z. B. in Athen die kolossalen Veranstaltungen hervorgerufen, welche dann zur Entwicklung des Dramas führten; das Drama ist aber wirklich eine Disziplinierung des dionysischen Impetus durch ein formales Prinzip, welches gar wohl apollinisch heißen mag. Auch in die eleusinischen Weihen dringt Dionysos-Jakchos ein, trotzdem für die dortige Symbolik wohl auch Kore genügt haben würde; man mag eben, was nicht abzuhalten war, klüglich reguliert

und in ein System gebracht haben. Dem Apoll aber stieg Dionysos in Gestalt seiner Thyiaden bis auf den Gipfel des Parnaß nach.

Schließlich möge hier der großen Gestalt des Pythagoras nochmals gedacht sein. Gewiß nicht ohne sehr guten Grund ließ er Ionien und das eigentliche Griechenland liegen und suchte sich seine Wirkungsstätte in Unteritalien. Und nun mögen wir noch sosehr bedauern, daß Herodot uns außer einem einzigen rätselhaften Wort nicht auch nur eine halbe Seite über ihn hinterlassen hat, das eine scheint doch sicher, daß er hier Tausende zu einem gemeinsamen Leben und Streben begeistert hat. So hat gewiß nicht erst eine spätere Zeit ersonnen, daß seine Anhänger die Gütergemeinschaft eingeführt hätten, mag es auch — wie bei den Urchristen — beim Versuch, bei einem einmaligen Anlaufe geblieben sein. Dieselbe sollte nicht ein allgemeiner populärer Kommunismus, sondern eine gegenseitige Ausgleichung und Aushilfe unter den Eingeweihten sein und ist der wahrste Ausdruck des innigsten Zusammenhaltens. Es stellte sich wirklich ein gemeinsames Leben her, und es ist ganz glaubhaft, daß die Freunde in Kroton ein gewaltiges Auditorium erbauten. Wer will überhaupt sagen, wie stark die anfängliche Wirkung eines geisterfüllten Machtmenschen, dergleichen der „langbehaarte Mann aus Samos" war, gewesen sein könne gegenüber von bildungsfähigen und bildungsbedürftigen Bevölkerungen, wie die jener großgriechischen Städte, welche das dunkle Gefühl hatten, in ihrem Fett zu ersticken? Und welche Aufregung kann schon dasjenige Element seiner Lehre, welches allein volkstümlich sein konnte, die Lehre von der Seelenwanderung, gebracht haben? Seine auf dieser Überzeugung aufgebaute Religion und Ethik muß seine innerste Kraft gewesen sein; indem dazu ein für seine Zeit gewaltiges Wissen, eine jedenfalls außerordentliche Mitteilungsgabe und eine erstaunliche Persönlichkeit kam, fühlte er, daß er allen alles sein könne, und seine Stellung in geistiger und zugleich in irdischer Beziehung muß eine fürstengleiche gewesen sein.

Ob er vielleicht auch dem dionysischen Taumel entgegenwirken wollte, der damals durch die griechische Welt ging und später in Unteritalien als Kultus von Liber und Libera und bakchanalisches Treiben so berüchtigt wurde, wissen wir nicht; sicher waren noch die späteren Pythagoreer eifrig für reinen, einfachen Kultus. Jedenfalls in einer Sache aber kreuzte er geradezu die damalige Gefühlsweise, indem er alle mahnte, „die Ehrsucht und Ruhmesliebe zu fliehen, die am meisten den Neid hervorrufen, und die Bewegung unter den vielen", was soviel hieß wie: „Weg mit dem Agon, der sonst das ganze Leben beherrscht!"

Und ihm gegenüber nun die konkrete Polis, wie sie sich in Großgriechenland wird ausgebildet haben! Da sein ganzer Anhang, namentlich aber die engere Schülerschaft sich von den übrigen Einwohnern der betreffenden Städte durch die gegenüber dem kolo-

nialen Wohlleben proklamierte asketische Lebenshaltung bald von selber (ungefähr wie Savonarolas Anhang von den übrigen Florentinern) unterschieden haben muß, konnte sie nicht anders als eifersüchtig werden. Nehmen wir dazu die geheimnisvolle, in Symbolen redende Ausdrucksweise der Pythagoreer und bedenken wir den natürlichen Gegensatz des geistig Gewaltigen zum großen Haufen, mochte dieser Haufe in jeder Stadt auch nur die tausend Reichsten umfassen, so begreifen wir den Haß der Unbekehrten, der den Sturz der Sekte in Kroton und Metapont herbeiführte. Das Pythagoreertum aber lebte weiter. Im 4. Jahrhundert noch ist eine Äußerung desselben der Anschlag des Damon und Phintias auf den jüngeren Dionys.

Der Zustand Griechenlands im ganzen macht, wenn wir nun noch einen Blick auf ihn werfen, den Eindruck eines noch gebundenen, und zwar zu seinem Glücke und nur durch die mangelhafte Überlieferung. Denn tatsächlich war die Regung schon sehr frei; nur das Wort, das Gerede ist uns noch nicht erhalten, und darum stellt sich die Zeit als eine solche dar, da die schöpferische Tat überwiegt. Wir kennen z. B. noch nicht oder nur wenig die politischen Reflexionen der damaligen Griechen; aber tatsächlich entstehen vor unseren Augen Hunderte von konkreten Kolonien, also von Poleis. Und gewiß hat hier das Abwägen der Rechte schon ein völlig reifes, politisches Räsonnement mit sich geführt, und die Timokratie als besonders häufige Staatsform ist nicht von heute auf morgen entstanden: Es ist die Zeit der sogenannten Gesetzgeber, d. h. der Schöpfer von Verfassungen, von denen wir eben nur fast jedesmal kaum ein paar Zeilen erfahren. Derjenige aber, von dem wir am meisten wissen, Solon, hat noch die Kraft, den Grundbesitz zur Basis der Staatsberechtigung zu erklären, wobei er wahrscheinlich schon gegen den Strom schwimmt.

Das schönste Distinguens der Zeit aber ist die Wenigkeit der Kämpfe zwischen Hellenen. Abgesehen von der Vergrößerung Spartas gegen Messenien, Arkadien und Argolis und etwa der euböischen Fehde, den paar Exekutionen zugunsten des delphischen Apoll und einigen schweren Kämpfen in Ionien, kommen kaum irgendwelche namhaften Kriege vor; die möglichen unruhigen Kräfte werden durch die Kolonisation absorbiert, die Griechen fressen einander noch nicht auf. Es ist noch nicht die Zeit der gewaltsamen, im Sinne der Machthäufung geschehenden Synökismen, noch nicht die derjenigen Städtehegemonien, welche (wie die Thebens) zur Vernichtung widerstrebender einzelner Poleis einladen, noch nicht die derjenigen Städtezerstörungen, welche eine mächtigere Polis ausübt, um nicht eventuell Verbündete Spartas in der Nähe zu haben, wie nach den Perserkriegen Argos mit Mykenä und Tirynth tat. Unermeßlich reich aber ist diese Zeit im Gebiete des Schönen: Die

bildende Kunst tut, wie gesagt, ihre große Vorarbeit, die Poesie bringt schon das Herrlichste zur Reife.

III. Der Mensch des 5. Jahrhunderts

Dasjenige Jahrhundert, das den Hellenen nach dem glänzendsten Morgen den trübsten Abend bringen sollte, ist die Zeit der größten Ausdehnung des Hellenentums vor Alexander. Noch sind die Kolonien fast alle am Leben; erst stark in der zweiten Hälfte (seit den 430er Jahren) erleiden die unteritalischen durch das Vordringen der Lucaner und Bruttier größere Einbußen. Anderseits wird Ionien den Persern wieder abgenommen, von denen wir freilich nicht wissen, wieweit sie das hellenische Leben eingeschränkt hatten: schon ihre weite Verbreitung konnte die Nation mit Stolz erfüllen.

Weit die Hauptsache aber war, daß durch Marathon, Salamis, Himera, Platää und Mykale das Gefühl der Gesamtnation im siegreichen Kampf mit einer Weltmonarchie und mit der großen Handelsrepublik des Stammes Cham gewaltig erhöht worden war.

Jene Weltmonarchien, welchen auch die tüchtigsten Einzelbildungen zur Beute werden können, pflegen zu entstehen, indem irgendein früh und kräftig entwickeltes Volk sich in irgendeiner furchtbaren Krisis unter einer gewaltigen Dynastie (auch mit Hilfe einer Religion) als Kriegsstaat organisiert und rings um sich her sowohl Höher- als Wenigerzivilisiertes zu Boden wirft. Königs- und Volkspathos verlangen seither das Zusammenrauben der Schätze der Welt in einen Palast, das Herschleppen von Hunderttausenden von Sklaven für Bauten, Exemtion des herrschenden Volkes von Steuern. Weil man durch Eroberung entstanden ist, ist Stillesitzen unmöglich; auch kräftige Naturvölker will man unterwerfen, nicht sowohl um sie auszurauben, als um sie (wie Kyros die Massageten, Dareios die Skythen) zur Heeresfolge zu zwingen; sie sollen Raubgenossen werden, damit man mit ihrer Hilfe noch weitererobern kann, und ebenso muß man u. a. Seevölker unterwerfen, um deren Flotten zu gewinnen. Die innere Organisation ist dabei gering und primitiv; im Kern ihres Wesens bleibt die Weltmonarchie barbarisch, d. h. auf dem Kulturzustand, wo sie im Moment ihres Entstehens stand; sie hat mit beständigem Abfall zu kämpfen und muß die Außenlande (wie Ägypten) immer neu besiegen; aber sie bleibt schlimm und gefährlich bis in ihren Verfall; der Sultanismus und seine furchtbaren Regierungsmittel mit völliger Gleichgültigkeit gegen gut und böse nehmen in ihr kein Ende.

Die speziellen Gefahren, worunter die Griechen dem Kampfe mit dieser Macht entgegengingen, sind mehrfacher Art. Erstens sind Teile der Nation schon unterworfen und müssen Kontingente gegen ihre Stammesgenossen stellen. Ferner leben griechische Flüchtlinge von hoher Stellung am persischen Hofe; ja der vertriebene Spartaner-

könig Demaratos macht sich um Xerxes früh dadurch verdient, daß er Dareios zu dessen Thronfolge bestimmen hilft. Sodann wird in Hellas gegen einzelne Bestechung aller Art geübt, gegen griechische Apostaten ist man zuvorkommend und sie erhalten hohe Prämien. Endlich wenden sich desperate Staaten und Parteien in Griechenland an Persien, so selbst der von Sparta dauernd bedrohte Kleisthenes und seine Partei, und Ägina gibt 490 den Dareiosherolden sogleich Erde und Wasser, weil es mit den Persern Athen zu bekriegen wünscht. Und während man so von allen Seiten nach Persien hinwinkt, zeigt sich die persische Regierung in Ionien von ihrer gewinnendsten Seite: Mardonios, der nach dem unglücklichen ionischen Aufstand den Befehl über die Land- und Seemacht bekommen hat, versucht es mit der Milde; die Steuern sind nicht höher als früher; statt der abgenutzten Tyrannen gönnt der die Griechen genau kennende persische Statthalter den Städten Demokratien, was jedenfalls einer der feinsten Streiche der Perser gewesen ist; dazu kommen die sonstigen Vorteile der persischen Untertanen; es herrscht Rechtssicherheit, und die Städtefehden sind stillgestellt, so daß Ionien materiell wieder zu Kräften kommen kann.

Und nun kommen also die Perserkriege. Wenn wir über sie nur eine einzige außerathenische, nicht von enormem Gerühm angesteckte Darstellung hätten! So aber müssen wir uns bescheiden, es mit einer zurechtgemachten und mit Legenden auf alle Weise ausgeschmückten Geschichte zu tun zu haben und die Ereignisse nur unter diesem Vorbehalte betrachten zu können. Zunächst erfolgt 490 die bekannte Sendung des Datis und Artaphernes und deren Niederlage bei Marathon, wodurch aber die ganze Partie nur aufgeschoben ist; dann setzt sich zehn Jahre später die große Menschenlawine von angeblich 170 Myriaden gegen Griechenland in Bewegung. Es war eine unsinnige, widerspruchsvolle Masse; man hatte allen Völkern ihre National- und Spezialbewaffnungen lassen müssen, auch ihre einheimischen Anführer, welche freilich nicht als Strategen, sondern nur als Sklaven galten, indem nominell lauter Achämeniden und Königsschwiegersöhne kommandierten. Die persische Monarchie war nicht mächtig oder nicht einsichtig genug gewesen, um etwa nur 17 Myriaden, diese aber völlig homogen und für den Kampf gegen Griechen vorgeübt, in den Krieg zu führen. Erst nach Salamis durfte Mardonios aus dem Heere die auslesen, die er wollte, und mit angeblich 30 Myriaden einen rationellen Feldzug führen. Und doch hing bei Platää alles von den Persern ab; die übrigen Völker flohen ohne Schwertstreich, sobald sie jene fliehen sahen.

Wir dürfen fragen, was geschehen wäre, wenn Xerxes gesiegt hätte, er, welcher imstande war, den Belustempel zu verwüsten und dessen Priester zu töten. Trotz allen Wünschen des Mardonios, Satrap von Hellas zu werden, hätte er doch wohl das Land ent-

völkert, d. h. die Hellenen ins Innere seines Reiches versetzt, wie dies nach dem Datiszuge mit den Eretriern geschehen war; denn dies wäre für ihn jetzt die einzige Auskunft gewesen, wenn er nicht beständig gegen diese zähen Poleis von vorn anfangen wollte. Im Königtum selbst aber würde der Ormuzd-Dünkel einen schwindelnden Grad erreicht haben. Derselbe ist bereits in der Inschrift von Bisitun lang und breit entwickelt; Ormuzd war von dem Perserkönig vollständig daraufhin einkassiert worden, daß nunmehr alle Völker vor dem gottbeschützten Herrscher brav sein sollten. Überhaupt hat sich keine Religion des Altertums je so dazu geeignet, den Hochmut des ewigen Rechthabens und Allesdürfens aufs höchste zu steigern wie die Zendreligion; es fehlte vielleicht nur noch der Sieg über Hellas, um dies Meinen zum völligen Wahnsinn ausschlagen zu lassen. Die polytheistischen Griechen aber, bis jetzt gut und böse, wie es kam, und nicht zum Heucheln erzogen, hätten sich dann, nach Mesopotamien versetzt, vielleicht auch müssen den Vendidad gefallen lassen.

Nachdem diese Gefahr auf das glücklichste abgewandt war, folgte, was folgen mußte: die Befreiung der erst lydisch, dann persisch gewordenen Poleis Kleinasiens. Freilich wurde hier das politische Leben jedenfalls kein bedeutendes und, wie uns das Verhältnis Heraklits zu seinen Ephesiern ahnen läßt, meist wohl kein glückliches; bei dem sehr fertigen Räsonnement müssen es in der Mehrzahl ohnmächtige Demokratien gewesen sein. Aber die Befreiung war doch die gemeinsame Tat der Hellenen, und ihr entsprach das mächtige panhellenische Pathos der damaligen Zeit. Die neue Stellung Griechenlands und Siziliens zur übrigen Welt rief mit Notwendigkeit einen neuen Maßstab der Dinge. Wie bald aber nach ungeheuren Siegen in einer Nation die Schäden aufbrechen, lehrt die damalige wie die neuere Zeit. Es ist nicht zu vergessen, wie nach den Perserkriegen Argos, um „gegen Sparta wehrfähig zu sein", mit Mykenä und Tirynth umging und bald darauf Athen mit Ägina, und wie erst die Tyrannen, dann das Volk selbst im Streben nach der Hegemonie mit den sizilischen Stadtbevölkerungen schalteten, zu geschweigen des Unterganges alter Poleis (wie Platää und andere) im Peloponnesischen Krieg. Und eben dieser Krieg führt uns am stärksten vor Augen, wie sich an die Siege das böse Schicksal der Nation anschloß. Denn er hängt sich an das, was im großen genommen die Beute und das Schlußresultat derselben ist, die athenische Hegemonie; in seinem Verlaufe aber gibt Sparta durch den Subsidienvertrag des Jahres 412 eben dem einst so ruhmvoll besiegten Persien alle Länder und Städte, welche die Vorfahren des Königs je besessen, wieder preis.

Ehe wir nun von dem allgemeinen Leben des damaligen Hellas sprechen, müssen wir einen Abschnitt über die Stadt einflechten, deren Primat die große Hauptveränderung gegenüber dem 6. Jahr-

hundert bezeichnet, über das Griechenland Griechenlands, wie ihr großer Geschichtschreiber sie genannt hat: Athen. Schon das Land und seine Produkte werden uns laut gepriesen. „Wir haben die Luft aufs herrlichste gemischt, und weder Hitze noch Kälte treten hier im Übermaß ein. Was Hellas und Asien Schönstes erzeugt, darauf machen wir mit dem Reizmittel unseres Landes Jagd", sagt Euripides in einem Fragment seines Erechtheus, und auch in der Medea heißt es an einer prächtigen Stelle, daß die Erechtheussöhne beständig mit anmutigem Behagen durch den strahlenden Äther ihres Himmels daherschreiten, und die Göttin Kypris Wellen aus dem schön strömenden Okeanos geschöpft und sie in Gestalt milder, sanft lächelnder Lüfte über das Land hingehaucht habe. Bei seinem nicht fetten, aber edlen Boden brachte das Land außer den Oliven Honig, Weizen und Feigen besser als die ganze übrige Welt hervor; die Marmorbrüche des Hymettos und Pentelikon lieferten einen prächtigen Stein und die Silberbergwerke von Laurion, die zu Strabos Zeit als erschöpft galten — man bearbeitete damals nur noch die alten Schlacken — müssen im 5. Jahrhundert noch sehr ergiebig gewesen sein.

Indes wird das Lob des Landes stark reduziert durch jene früher von uns erwähnte Stelle des platonischen Kritias, aus welcher hervorgeht, daß Attika ein entwaldetes, verkalktes Land war, wie heutzutage die Provence und ein großer Teil Italiens, wo zwar die herrlichsten Früchte gedeihen können, aber kein rechter Baum fortkommt. Den Umstand, daß es in mythischer Zeit nicht so starke Bevölkerungswechsel über sich mußte ergehen lassen wie andere Landschaften, führt schon Thukydides (I, 2) auf die dünne, die Begehrlichkeit nicht reizende Ackerkrume zurück; Länder wie Böotien und Thessalien waren viel fruchtbarer, und daß es von Sparta, namentlich solange dieses Messenien besaß, an natürlichem Reichtum weit übertroffen wurde, wird stark betont; wenn der Chor im koloneischen Ödipus die Herrlichkeit seiner Gegend in wunderbaren Tönen preist, wird es sich im Grunde nur um einen übriggebliebenen, schönen und gesegneten Winkel von Attika handeln.

Daß infolge des Peloponnesischen Krieges an Stelle vieler einst dichter Ölpflanzungen Öde war, wissen wir aus einer bekannten Rede des Lysias; aber auch unabhängig von allem Krieg gibt die attische Landwirtschaft, wie sie sich daselbst darstellt, einiges zu denken; denn das Grundstück, von dem die Rede ist, erleidet gar zu häufige Pacht- und Eigentumswechsel. Für den Staat aber lag eine ganz besondere Gefahr darin, daß ein Land, das so oft mit anderen Händel hatte und eine so künstliche politische Stellung einnahm, für seine halbe Million Köpfe, trotz dem rarischen Gefilde und der Triptolemossage, bei weitem nicht genug Korn baute und daß man hier Brot aß, welches von Ägypten bis nach Südrußland gewachsen war. Hier hatte Athens Selbstgenügsamkeit (αὐτάρκεια)

eine bedenkliche Lücke; man brauchte (nach Böckhs Berechnung) 800.000 bis 1,000.000 Medimnen fremdes Korn, und bei jedem Seekrieg konnte Hunger eintreten, wenn es der Flotte nicht gelang, die Kornzufuhr zu sichern, was eine ihrer wichtigsten Aufgaben war. Auch war man wegen der Pontuszufuhr, und hätte es sich nur um russisches Getreide und eingepökelte Fische gehandelt, schon frühe genötigt, auf dem thrakischen Chersonnes und womöglich auch am Bosporus militärisch etwas zu gelten. Als nach Ägospotamoi die Verbindung mit jenen Gegenden abgeschnitten war, litt dann wirklich Athen Mangel an allem und besonders an Nahrung.

Für den Kornhandel aber schuf man sich Nachhilfe durch die gewalttätigste Gesetzgebung. Es war Gesetz, daß kein Athener oder Metöke auf ein Fahrzeug Geld ausleihen dürfe, welches nicht Getreide oder andere Waren als Rückfracht nach Athen brächte; von einem Bürger, der zu Schiffe nach Athen heimkehrte, erwartete man, daß er Getreide mitbringe, und auch Metöken und Fremde hielten es so, um sich angenehm zu machen. Ferner aber durfte kein Bürger oder Metöke, wenn er nicht als einer, der Korn ins Ausland geführt hätte (ἐτέρωσε σεσιτηγηκώς), denunziert werden wollte, Getreide nach anderen Plätzen führen, welches hochweise Gesetz unter anderem die Folge gehabt haben wird, daß die attischen Reeder das Getreide überhaupt zu führen vermieden. Auch der Aufkauf durch die Händler (Sitopolen) war in ruinöser Weise beschränkt und scharf bedroht; auf den Medimnos sollten sie nur einen Obol aufschlagen dürfen. Aber die Großhändler (ἔμποροι) hatte man offenbar nicht in der Gewalt, und diese hielten mit den Verkäufern oft zusammen und trieben durch künstliche Alarmgerüchte die Preise in die Höhe. Die zur Aufsicht bestellten, jährlich durch das Los ernannten Sitophylaken ließen sich (wie attische Beamte eben nur zu oft waren) gerne in Einverständnisse mit ihnen ein; anderseits war es für Sykophanten auch eine leichte Sache, gegen Unschuldige die Klage auf Kornwucher zu erheben; die Strafe für Kontraventionen aber war von unvernünftiger Härte; man begnügte sich nicht mit Geringerem als dem Tode.

Nun hören wir allerdings, daß Sitophylaken, obwohl Vollbürger, oft hingerichtet wurden, bloß weil sie die Bosheit der Sitopolen nicht zu bemeistern wußten, und ebenso Sitopolen, auch wenn sie Entlastungszeugen vorbrachten. Dies alles half nichts: Die Polis, welche immer recht haben wollte, hatte sich hier förmlich in eine Sackgasse verrannt; denn die Dinge gestalteten sich nun so, daß weder die Großhändler noch die Sitopolen Athener waren. Jene waren offenbar fast immer Fremde, denen man nichts antun konnte und denen gegenüber ganz gegen die sonstige athenische Art die größte Rücksicht herrschen mußte, diese in der Regel Metöken, die das verhaßte und von den Bürgern gemiedene Geschäft auf sich nahmen; sie konnten dabei freilich täglich auf Leben und Tod an-

geklagt werden, der Gewinn war aber so groß, daß viele doch den Hals wagten. Mochte nun die Polis ihren Unwillen über diese ihr wahrhaft feindliche Clique noch so laut ausrufen, und mochte sie noch so viele Todesstrafen verhängen, es half dies alles nichts gegen eine sehr lästige Abhängigkeit von Nicht-Athenern, und zwar deshalb, weil man durch unvernünftige und gegen die Natur gerichtete Gesetze einen rechten Kornhandel selbst unmöglich machte.

Wenn wir nun dem Leben Athens gerecht zu werden suchen, müssen wir uns zunächst mit dem enormen Ruhmgerede abfinden, das über seine ganze Geschichte verbreitet ist. Sehen wir einmal zu, was sich die Athener alles eingebildet haben.

Vor allem möchte man wissen, woher das Vorurteil einer ganz aparten attischen Frömmigkeit bezogen wurde. „Die Frömmigkeit habe ich auf der Welt nirgends wie bei Euch gefunden und die milde Denkart und das Meiden der Lüge", läßt Sophokles den Ödipus zu Theseus sagen; wie dies in der letzten Zeit des Peloponnesischen Krieges, da alles dicht voll von Sykophanten und käuflichen Zeugen lief, ohne Erröten angehört werden konnte, ist uns unverständlich. Man glaubte ja aber in Athen sogar, das priesterliche Volk zu sein, dem Apoll einst bei einer großen, über die ganze Erde verbreiteten Hungersnot aufgetragen habe, für alle Hellenen und fremdländischen Völker Gelübde zu tun. Und nun bestand ferner die allgemeine Voraussetzung eines besonderen athenischen Edelmutes und Biedersinnes (φιλανθρωπία καὶ χρηστότης) und einer besonderen Gastlichkeit, zumal gegen Flüchtlinge, und endlich gab es, während die Griechen im ganzen sonst auf Erfindungen keine großen Ansprüche erhoben, eine Tradition über attische Kulturverdienste, welche für alle übrigen Griechen und Menschen förmlich beleidigend klingt. Die Athener haben darnach die Menschen zuerst die Saat des Getreides und den Gebrauch von Quellwasser gelehrt, und nicht nur sind Weinstock und Feige bei ihnen zuerst gewachsen, sondern auch Recht und Gericht und Agon und körperliche Übungen und das Anschirren der Pferde an den Wagen sind ihre Erfindung. In den späteren Zeiten hatten es aber die Athener wirklich bequem: Die ganze hellenistische Welt renommierte für sie in einer Weise, womit nur die enorme Blague zugunsten des heutigen Paris verglichen werden kann. Man rühmte an ihnen, daß sie zuerst einen Altar des Mitleids errichtet, sie zuerst die Hellenen einer gesitteten Lebensweise teilhaft gemacht, sie zuerst Gesetze erfunden, welche dem wilden und ungerechten Leben ein Ende machten, sie zuerst Flüchtlinge gerettet und der rechten Handlungsweise gegen Schutzflehende bei allen Menschen Kraft verschafft hätten; endlich daß Athen die gemeinsame Bildungsstätte (κοινὸν παιδευτήριον) für alle Menschen sei; den Herd und das Prytaneion der Hellenen sollte auch der pythische Gott die Stadt einmal genannt haben.

Hier ist ein Wort über den attischen Mythus zu sagen. Nur in

Olympische Wettläuferin
Rom, Vatikan

Wagenrennen
Konstantinopel, Antikenmuseum

Gefallener Krieger, vom Tempel in Aegina
München, Glyptothek

Athen und etwa noch in Theben gab es eine Art fortlaufender Kunde, in welcher eine uralte politische Entwicklungsgeschichte und endlos reiche Kultur sich verflechten, beides im Einzelausdruck der Überlieferung für die frühere Zeit mythisch. Und zwar zeigt schon die Beschaffenheit dieses Mythus, daß es sich um etwas Besonderes handelt: Es fehlt ihm zwar nicht an zahlreichen Berührungen mit dem griechischen Mythus im allgemeinen, und sein Hauptheld Theseus ist einer der großen griechischen Heroen; allein daneben hat er ein uraltes unabhängiges Leben. Es sieht aus, als wäre eine Anzahl von teils überlieferten, teils symbolischen Namen in eine bald genealogische, bald politische Aufeinanderfolge gebracht. Mit der Zeit bekamen dann die Tragiker den größten Einfluß auf diese Tradition, und, wie sie, hatten auch die Redner eine ganze Anzahl von Gemeinplätzen zur idealisierenden Gestaltung der ganzen athenischen Vergangenheit vorrätig; in den Demen aber lebten noch allerlei zum sonstigen Mythus nicht stimmende Lokalsagen weiter.

In den Mythen von Aktäos, Kekrops, Kranaos, Erichthonios, Erechtheus, Pandion usw. bis Theseus liegen nun also Naturmythen, politische Anschauungen und religiöse Ideen ganz merkwürdig durcheinander. Wie alt die einzelnen Bestandteile zu taxieren seien, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Sagen knüpfen sich an die Lokalitäten der Akropolis, des Areopag, der Pnyx, die von Keleos und Triptolemos auch an Eleusis an; an der Spitze steht der Wettstreit von Poseidon und Pallas um die Akropolis, der durch das Zeugnis des Kekrops geschlichtet wird; es ist eine alte Allegorie oder ein noch älterer Naturmythus. Auch uralte Angriffe von außen werden berichtet: Karer, Böotier, Pelasger, Amazonen, welche letzteren ihr Lager auf dem Areopag gehabt haben sollen, alles soll mit Athen zusammengestoßen sein; allein Athen blieb Sieger. Nachdem dann Theseus durch den Usurpator Menestheus gestürzt ist, erscheint die Stadt zuerst durch ihn und nach seinem Falle durch die Theseussöhne Akamas und Demophon am Trojanischen Kriege beteiligt, und die Athener heißen „wohlerfahren im Kampf (μήστωρες αὐτῆς)“ und befreien die alte Äthra, die Mutter des Theseus. Aber sonst erfährt man nicht viel von ihnen, ja alle Stellen der Ilias und Odyssee, wo von Theseus und seinen Söhnen die Rede ist, stehen im Verdacht, spätere Einschiebsel zu sein, und schon im 2. Jahrhundert v. Chr. behauptete der boshafte Daphidas, freilich ein Feind Homers und ein Spötter gegenüber Delphi, die Athener seien im Trojanischen Kriege gar nicht dabei gewesen; sie müßten sich also mit Gewalt an den allgemeinen hellenischen Mythus angehängt haben. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß sie hier keine großen Geschäfte gemacht haben, und nun mußten sie sich gar noch nachsagen lassen, sie hätten mit Homer selbst Verdruß gehabt,

indem sie ihn um fünfzig Drachmen gebüßt hätten, weil sie ihn für wahnsinnig hielten.

Mag es nun aber mit dem Trojanischen Kriege gegangen sein, wie es will, jedenfalls ist ein großes Faktum, daß infolge der dorischen Wanderung die Kolonisation Ioniens von Athen aus geleitet wurde. Die Theseiden erscheinen inzwischen durch die vor den Herakliden aus dem Peloponnes flüchtenden Neleiden verdrängt; es folgen als Könige noch Melanthos und sein Sohn Kodros. Des letzteren Söhne und Bastarde führen die zahllosen Geflüchteten nach den Zykladen und der kleinasiatischen Küste, und Athen stellt sich so in kritischer Zeit vermöge einer besonderen Kraft und Kapazität an die Spitze eines enormen kolonialen Geschäftes, an dessen Tatsächlichkeit wir wohl kaum zweifeln können; schon das Pietätsverhältnis, das die ionischen Städte später zu den Athenern hatten, beweist es. Während sich also die Bevölkerung auf der einen Seite viel auf Autochthonie zugute tat, d. h. darauf, daß Attika, welches wegen seiner mageren Erde frei von Umwälzungen blieb, eben darum stets von denselben Menschen bewohnt gewesen sei, wußte man doch, daß die aus dem übrigen Hellas vertriebenen Mächtigen zu den Athenern als einem sicheren Aufenthalte gezogen und Bürger geworden seien und das Land so volkreich gemacht hätten, daß es nicht mehr genügenden Raum hatte und man darum Kolonien nach Ionien aussenden mußte, ja diese uns bei Thukydides zuerst entgegentretende Anschauung einer Verschmelzung von Autochthonie und Gastlichkeit, wonach Athen schließlich doch wieder ein Exzerpt aus ganz Griechenland war, blieb die herrschende und wurde später von den epideiktischen Rednern auf das glänzendste amplifiziert.

Die Gastlichkeit Athens (die in Wirklichkeit nicht immer eine freiwillige möchte gewesen sein) spiegelt sich übrigens auch im allgemeinen hellenischen Mythus, der hierher förmlich auf Besuch kommt. Nicht nur müssen die Thraker unter Eumolpos und die Amazonen unter Hippolyte in feindlicher Absicht in das Land gekommen sein, sondern auch die Herakliden suchen hier gegen Eurystheus Hilfe, und der Krieg, womit dieser ihre Auslieferung erzwingen will, ist der erste, den die Stadt gegen Peloponnesier zu bestehen hat; auch Lapithen, Minyer und Kadmeier wohnen zeitweise da; nach dem Untergang der Sieben vor Theben zwingt Theseus auf das Flehen des Adrastos hin die Thebaner durch siegreichen Kampf, die Leichen herauszugeben und begräbt dieselben in Eleusis; alle Welt hat sich sozusagen einmal in Attika aufgehalten. Auch wird der versöhnende Schluß griechischer Mythen etwa einmal nach Athen verlegt. Hier findet Ödipus seinen Frieden, nachdem das ganze unselige Labdakidenhaus von Theben hergekommen ist, um vor den koloneischen Greisen und König Theseus gleichsam seinen Prozeß zu plädieren, und bei Euripides wird selbst Herakles nach dem Morde seiner Kinder von Theseus aufgenommen. Orest wird

vor dem Areopag freigesprochen; die athenische Ruhmsucht wollte sogar, daß die Messenier bei den Rechtshändeln, die dem ersten Kriege mit Sparta vorangingen, eine schiedsgerichtliche Entscheidung desselben Tribunals gewünscht hätten.

Was den Charakter des attischen Mythus betrifft, so möge schließlich doch daran erinnert sein, daß man sich auf dessen Menschlichkeit gegenüber den Geschichten von Ödipus, den Atriden, Medea usw. etwas zugute tun konnte. Isokrates, der dies betont, weist darauf hin, daß in Athen Königsgeschlechter von vier bis fünf sich regelmäßig folgenden Generationen ohne Familiengreuel schon in mythischer Zeit vorkommen. Diese sittliche Überlegenheit gipfelt dann in Theseus, welcher nach dem Redner die Demokratie eingeführt hat, die dann schon seit ihm als eine Schule der Gesetzlichkeit gilt. Athen soll die übrigen Griechen belehrt haben, durch welche Verfassung und welche Kriege Hellas groß zu machen sei, und selbst Lykurg soll hier politisch und militärisch manches entlehnt haben. Übrigens hat von Theseus schon Euripides die lächerliche Fiktion, daß er zwar heroischer König, zugleich aber Stifter aller Demokratie und alles Liberalismus sei.

Unter der Eupatridenherrschaft und noch im ganzen 7. Jahrhundert erscheint Athen nicht merklich ausgezeichnet neben den übrigen griechischen Bevölkerungen. Aber vom 6. Jahrhundert an findet hier allmählich jene ganz einzige politische Entwicklung statt, wobei alle Übergänge ohne schreckliche Peripetien und Reaktionen durchgemacht werden. Vor allem bedeutet die solonische Gesetzgebung den stärksten Sieg der Reflexion und der milden und billigen Sitte, die Tyrannis der Peisistratiden sodann erscheint als die einsichtigste und zweckmäßigste von allen Tyrannien, und die nachherige Ausbildung der Demokratie seit Kleisthenes als die ruhigste und allmählichste; von der Tyrannenvertreibung an aber ist die Initiative in griechischen Dingen in Athen.

Dies alles beweist zunächst eine absolut hohe politische Anlage. Zugleich aber ergreift Athen weit über alle Hellenen das Prinzipat der Bildung, Kunst und geselligen Sitte, während vor dieser Zeit der hellenische Geist und seine Hervorbringung gleichartiger über die verschiedenen Stämme verteilt gewesen waren und der Hauptakzent bei den asiatischen Ioniern gelegen hatte. Fördernisse hierfür waren die zentrale Lage und die glückliche Mischung ländlicher und geschäftlicher Tätigkeit, welche Attika bot; die Hauptsache aber ist auch hier die höchste auf Erden dagewesene Anlage. Es ist, als hätte die Natur Jahrhunderte hindurch alle Kräfte gesammelt, um sie hier auszugeben, und Athen nimmt in sozialer Beziehung eine ähnliche Stelle ein wie Florenz in der Renaissance, welches in der Geschichte die einzige Parallele bietet, d. h.: Eine Stadt will und kann am stärksten, was ein ganzes Volk will und gerne möchte, so wie etwa in einem Sohn eines Hauses die spezifische Familien-

anlage am stärksten auftritt. Hernach ist dann das ganze Hellenentum, soweit es ein freies ist, von Athen aus gefärbt und bestimmt; der Hellene erkennt in bezug auf Kultur in dieser Stadt sein allererstes Organ.

Bei der völligen Entfesselung der Kräfte, auch der falschen, verbraucht sich nun Athen freilich politisch ziemlich rasch; aber es hatte seine Kulturposition gerettet und blieb die geistige Hauptstadt der Hellenen, als die Agonalstätten und das Orakel von Delphi ihre zentrale Bedeutung verloren hatten, wie es sich denn auch materiell rettete und unter den Römern anständig ausleben konnte.

Wollen wir nun die Art der Athener kennenlernen, so finden wir sie reichlich geschildert; sie und die Nachwelt haben dafür gesorgt, daß man von ihnen weit die meiste Kunde hat. Hier bieten sich uns vor allem die Grabreden für gefallene Krieger. Während die Karthager, wenn sie viele Leute verloren hatten, nur die Stadtmauer mit schwarzen Tüchern zu behängen wußten, bestand bekanntlich in Athen die Sitte, den Gefallenen ein öffentliches Begräbnis zu veranstalten und bei dieser Gelegenheit sie und die Vaterstadt durch einen Redner preisen zu lassen. Auch diese Sitte wurde natürlich in die mythische Zeit reflektiert: Menestheus sollte vor Troja dem Alias die Grabrede gehalten haben. In Wahrheit wissen wir davon erst etwas von der Zeit der angehenden Rhetorik an, welche hier ein höchst erhebendes Thema fand. Von der perikleischen Grabrede bei Thukydides möge nachher die Rede sein; das Altertum aber kannte auch von Gorgias einen epitaphischen Logos, den sein Verfasser, als Nicht-Athener, unmöglich kann gehalten haben, der aber als Musterrede für solche Gelegenheiten seine guten Dienste tun mochte. Mag ferner die Grabrede des Lysias auf die Gefallenen des (sehr mittelmäßig ausgegangenen) korinthischen Krieges von Lysias oder einem anderen verfaßt oder auch nur für die Schule fingiert sein, jedenfalls zeigt sich hier das athenische Gerühm in seiner Fülle, indem gleich zu Anfang erklärt wird, daß alle Zeit nicht ausreichen würde, um eine den Taten der Toten entsprechende Rede zu verfassen. Wenn daselbst die Amazonen, die Sieben vor Theben, die Herakliden und die Perserkriege zum Ruhme Athens herangezogen sind, so hat man es mit einer bestimmten Reihenfolge von mythischen und geschichtlichen Verdiensten zu tun, wovon jeder Athener überzeugt scheinen mochte; sie mußte schon Herodot um die Ohren geschwirrt haben, dessen Athener sich (IX, 27) vor der Schlacht von Platää offiziell des Schutzes der Herakliden, des Sieges über die Amazonen, des Begräbnisses der Sieben und endlich der Schlacht bei Marathon rühmen. Die nämlichen Taten kehren dann in der dem Demosthenes untergeschobenen Rede auf die Gefallenen bei Chäronea wieder; die beträchtlich spätere Zeit derselben verrät sich schon durch die weitgenommene Perspektive, wonach Gesamthellas hier seine gesamte Freiheit eingebüßt hat; Grabreden auf

Gefallene zu entwerfen, wird eben ein sehr beliebtes Thema für Schüler und Dilettanten gewesen sein, indem der Anfänger das feierlichste Thema liebte, das überhaupt zu finden war. Ein Hohn auf die ganze Sitte könnte es schon sein, wenn der Verfasser des pseudoplatonischen Menexenos der Aspasia die Rezepte für dieselben in den Mund legt; im 4. Jahrhundert, da die Heere schon vorwiegend keine Bürgerheere mehr waren, hatte die Sitte wohl überhaupt oft kaum mehr einen Sinn. Waren aber Bürger gefallen, so lohnte die Grabrede immer noch. Demosthenes hielt eine solche (nicht erhaltene) auf die Gefallenen bei Chäronea, und von Hypereides hat sich die auf die Toten des Lamischen Krieges gehaltene wiedergefunden. Er erzählt (was er sich bei Perikles gemerkt haben mag) keine Mythen und mythischen Verdienste, sondern rühmt die Taten des Leosthenes und seiner Mitgefallenen. Diese werden im Hades empfangen werden von den Heroen vor Ilion, von Themistokles und den athenischen Tyrannenmördern, welchen allen sie aber durch ihre Verdienste irgendwie überlegen sein sollen. Sie haben ihr Leben geopfert, damit Athener und Griechen frei leben, und ihnen wird zugute geschrieben, auch was erst nach ihrem Tode erreicht wurde, weil es auf den von ihnen gelegten Grundlagen geschah. Ähnlich wie bei Perikles werden sie glücklich gepriesen und die Hinterlassenen getröstet; die makedonische Knechtschaft, welche der Redner durch den Sieg des Leosthenes vermieden glaubt, trat freilich nachher aufs bitterste ein. — Übrigens fällt auch bei anderem Anlaß ein Redner, wenn ein Krieg kurz vorher stattgefunden hat, sehr leicht in den zur Leierkastenmelodie gewordenen Epitaphienton. So kann es Lykurg in der Klagerede gegen Leokrates nicht unterlassen, die Toten von Chäronea zu preisen.

Das verklärte Bild Athens aus der Zeit am Anfang des Peloponnesischen Krieges haben wir nun aber in der von Thukydides (II, 35 ff.) erhaltenen epitaphischen Rede des Perikles, welche im Winter des ersten Kriegsjahres gehalten worden ist. Sie ist offenbar an ein kritisches Volk gerichtet, dem man noch nicht mit wohlfeilem Enthusiasmus kommen durfte; wer eine Festrede halten will, sollte sie darum immer vorher lesen. Vor allem verzichtet Perikles auf jeden Mythus und beschränkt sich, indem er die Toten rühmt, rein auf den Preis der gegenwärtigen Generation wegen ihrer lebendigen, immerfort aktiven Eigenschaften mit groß genommener Distanz. Dies geschieht mit einem Optimismus, gegen den uns zu wehren uns noch heute kaum möglich ist, dessen Parfüm aber bei näherem Zusehen bedenklich verduften dürfte. Er rühmt die Gleichheitsverfassung, wobei eine Bevorzugung im Staat nur nach Maßgabe der Trefflichkeit stattfindet — daneben stand Kleon und wuchs ihm immer mehr über den Kopf. Er rühmt das ungezwungene Privatleben, die Erholungen für den Geist durch Agone, Opfer und anmutige häusliche Einrichtungen, ohne spartanische Lebens-

schikane, die Zwanglosigkeit des Daseins, bei der man ohne beständige kriegerische Übung doch, wenn es drauf und dran geht, so kühn ist, wie die immerfort Abarbeitenden (die Spartaner) — bei diesem ungezwungenen Leben war er selbst mit etlichen Prozessen gehetzt, Aspasia war kriminell verfolgt, und den Anaxagoras konnte er kaum vom Tode erretten. Er rühmt, wie man in Athen das Schöne ohne Verschwendung liebt — warum nicht, wenn man die Bundesgenossen konnte steuern lassen, damit die prächtigen Bauten möglich wurden? Er rühmt, wie auch die den Gewerben Zugewandten sich am Staate beteiligten — wir dürfen wieder an Kleon denken, der ja Gerber war. Er stellt dar, wie die Athener nicht als Empfänger, sondern als Spender des Guten ihre Freunde gewinnen und dabei nicht auf unmittelbaren Nutzen rechnen, sondern auf ihre Freiheit vertrauen, wie ihr Staat eine Erziehung für ganz Hellas sei, Athen allein größer sei als sein Ruf, nur seine Feinde, wenn geschlagen, sich nicht entwürdigt, nur seine Untertanen sich nicht entehrt fühlen — demgegenüber kann man in demselben Thukydides lesen, wie verhaßt Athen bei seinen Untertanen war. Es ist nicht schwer, Thukydides zu widerlegen; aber mit dem höchsten denkbaren Genie werden die Dinge so hingesagt, als verstünden sie sich von selbst, bis es dann heißt: Wir bedürfen keines Homer, jedes Meer und Land ist ein Schauplatz unserer Kühnheit; so errichten wir unvergängliche Denkmäler des Guten wie des Übels, das wir zufügen können; worauf dann die Wendung folgt: Und für eine solche Stadt sind diese hier gestorben. — Man hat, wie gesagt, Mühe, sich diesem Optimismus zu entziehen, der bald nachher durch furchtbare Katastrophen bestraft worden ist: Der Genius der Darstellung aber hat seinesgleichen nicht. Und nun dürfen wir ja trotz allem zugeben, daß wir hier die Athener doch kennenlernen. Der Mensch ist nicht bloß, was er ist, sondern auch, was er sich zum Ideale gesetzt hat, und auch wenn er diesem nicht völlig entspricht, wird durch das bloße Wollen auch ein Teil seines Wesens bezeichnet.

Recht interessant ist dann auch die zweite von Thukydides (II, 60 ff.) mitgeteilte Rede des Perikles. Er beweist hier den Athenern in einer Zeit, da ihre Landschaft von den Spartanern besetzt war und die Ölwälder großenteils dahin waren, die Unmöglichkeit des Zurückgehens und die Notwendigkeit eines großes Ehrgeizes. Das kleine, jetzt verwüstete Attika sei neben ihrer sonstigen Macht nur ein Gärtchen und ein Nebenvergnügen ihres Reichtums; der Hegemonie zu entsagen, welche die größte bisher in Hellas vorgekommene sei, stehe nicht mehr bei ihnen; dieselbe sei tatsächlich schon eine Gewaltherrschaft; aber man könne ohne sie nicht autonom weiterleben; nur, wer um großer Ziele willen beneidet zu werden erküre, urteile recht. Auch daß man dies den Athenern sagen durfte, zeichnet sie.

Ganz vortrefflich gezeichnet sind die Athener bei Thukydides auch (III, 37 ff.) in der Rede, wodurch Kleon auf harte Bestrafung der abgefallenen Mytilenäer dringt. So böse und roh derselbe sonst dargestellt wird, erscheint er hier doch sehr bedeutend. Er nimmt seine Landsleute auf seine Weise und darf sie anfahren und ihnen Vorwürfe von der bezeichnendsten Art machen, indem er sie Knechte des Außerordentlichen und Verächter des Gewöhnlichen nennt, deren jeder selbst ein Redner und womöglich ein Widersprecher sein wolle, schnell bei der Hand, voraus zu erraten, was vorgeschlagen werde, aber schwerfällig darin, die Konsequenzen der Dinge vorauszuerkennen. Wenn er ihnen zuletzt insinuiert, falls sie Verzeihung gewährten, sollten sie nur von der Herrschaft abdanken und, ohne etwas zu wagen, die braven Leute spielen, so ist es nach dem, was wir aus dem Munde des Perikles wissen, fraglich, ob dies noch möglich gewesen wäre.

Schließlich kommen bei Thukydides noch die Schilderungen im Munde der Feinde, z. B. (I, 70 f.) in dem der Korinther. Diese sagen, die Athener seien neuerungssüchtig, rasch im Überlegen und Ausführen, waghalsig, an kein Zaudern gewohnt, Freunde auswärtiger Unternehmungen; sie verfolgten ihren Vorteil soweit als möglich, verwendeten ihre Person für den Staat, als gehörte sie gar nicht ihnen, nicht ausgeführte Pläne gälten ihnen als Verlust, jeder Gewinn scheine ihnen wenig gegenüber dem, was noch zu tun bleibe, und beim Mißlingen hofften sie sogleich auf etwas anderes; ihr Streben vollziehe sich unter Mühen und Gefahren das ganze Dasein hindurch, von dem, was sie hätten, genössen sie sehr wenig und kennten kein anderes Fest, als das Zweckmäßigste durchzuführen; sie seien geboren, um weder selbst Ruhe zu haben noch sie anderen zu gönnen. In dieser korinthischen Schilderung der Athener ist eigentlich bereits eine Erklärung der sizilischen Expedition gegeben.

Was aus allen diesen Reden hervorgeht, das ist der leidenschaftliche Gesamtwille, der diese Bevölkerung vorwärtstreibt. Ihr wahrer Stimulus ist die ewige Unzufriedenheit, wenn etwas nicht unternommen oder nicht vollständig genug durchgeführt worden ist. Weil man durch Leidenschaft vorwärtsgetrieben wird, ist man seiner Beschlüsse nicht ganz mächtig; aber man erreicht bisweilen das Unglaubliche. So sieht es doch sehr großartig aus, wenn man den Persern in alle Häfen des östlichen Mittelmeeres nachfährt, mit dem unter Inaros von ihnen abgefallenen Ägypten ein Bündnis schließt, den größeren Teil von Memphis erobert und auch, nachdem man schließlich geschlagen und zum Verbrennen der eigenen Schiffe genötigt ist, doch noch freien Abzug aus Ägypten durchsetzen kann. Und welche enorme Unternehmungslust spricht sich in der Totenliste aus, die aus einem der Jahre dieses ägyptischen Krieges (458) inschriftlich erhalten ist und die mit dem Satze beginnt: „Von der erechtheischen Phyle sind diese im Kriege gefallen:

auf Kypros, in Ägypten, in Phönizien, bei Halieis auf Ägina, zu Megara, im selben Jahre!" Aber nebenbei ist nicht zu vergessen, was die Glanzzeit der athenischen Hegemonie die übrigen Griechen für Opfer gekostet hat, wenn z. B. eine ruhmvolle Polis wie Ägina den Athenern im Wege war und bei der Hegemonie nicht bleiben wollte. Ägina gedieh eben und war voller Hochgefühl und reich an Geldmitteln und Trieren und es war auch eine Stätte hoher Kunst gewesen; die Feindschaft mit Athen aber war alt, und die Verrechnung von Recht und Unrecht ist hier schwer. Athen kam, verwüstete die Insel und machte die Stadt tributpflichtig (457) und später (429) vertrieb es die alten Einwohner und ersetzte sie durch attische Kleruchen; sie wurden dann freilich 404, nachdem Sparta sie in der Zwischenzeit in der Thyreatis angesiedelt hatte, durch Lysander wieder restituiert.

Noch vor der Demütigung der Ägineten ist Athen bei Önophyta in Böotien siegreich, und nun kommt auch die Zeit der großen Küstenverwüstungen: Tolmides verwüstet (455) Kythera und die peloponnesische Küste und verbrennt daselbst die lakedämonischen Arsenale, worauf er die Städte Kephallenias gewinnt, Naupaktos erobert und dort die von Sparta abgefallenen Messenier ansiedelt. Mit dem Jahre 453 steht dann die attische Hegemonie auf ihrem Höhepunkte: Indem Perikles bei Sikyon eine Schlacht gewinnt und, wenn er auch die Stadt nicht nehmen kann, das Gebiet verwüstet und sodann noch die akarnanische Küste plündert, erscheint der korinthische Meerbusen großenteils Athen untertan. Nachdem dann aber inzwischen Kimon auf Zypern gestorben und mit den Persern wenigstens faktisch ein dauernder Friede zustande gekommen ist, kommt die Hegemonie ins Schwanken. Athen verliert durch die Niederlage bei Koroneia (447) seinen Einfluß in Böotien und den übrigen mittelgriechischen Landschaften, Megara fällt ab, und Euböa, welche das gleiche beabsichtigt, muß durch Perikles schwer gezüchtigt werden. Der auf dreißig Jahre geschlossene Friede mit Sparta (445) sichert zwar den Athenern im ganzen ihre Bundesgenossenschaft; aber bald folgt die Fehde der Samier gegen das von Athen begünstigte Milet und darauf der samische Krieg des Perikles (440—439), der mit der Schleifung der Mauern von Samos und der Einführung einer Demokratie auf der Insel schließt. Auch hier handelt es sich um Abwendung einer großen Gefahr; alle diese Zwischenhändel aber waren für Denkende gewiß deutliche Vorspiele von viel Größerem, und der von größtem Gedeihen begleitete Friede, den Diodor (XII, 26) für die Zeit um 440 v. Chr. auf der ganzen Welt konstatiert, trug keinerlei Gewähr der Dauer in sich.

In den nämlichen Zeiten findet die Demokratisierung der athenischen Bürgerschaft mit den drei Solden für Krieg, Gericht und Volksversammlungen, der völligen Entwicklung des Sykophantenwesens, den Staatsprozessen usw. ihre Vollendung, und damit sollte

die weite Hegemonie über lauter übervorteilte griechische Volksgenossen vereinbar sein, eine Herrschaft, wie sie sonst in der Welt nur aristokratischen Republiken: einem Venedig, einem Genua (das, wenn auch entzweit, doch aristokratisch entzweit war), den holländischen Generalstaaten, und zwar meist über Leute anderer Menschenrassen, beschieden gewesen ist. Unbedenklich werden die Bundesgenossen durch Konfiskation und den Zwang, ihre Prozesse in Athen zu führen, aufs ärgste gereizt, und es mögen schon damals viele Leute aus den Hegemoniestaaten, um dem Druck in der Heimat zu entgehen, in das (445) von Perikles an der Stelle des alten Sybaris gegründete Thurioi entwichen sein. Hat sich aber eine Polis dieser Herrschaft mit Gewalt entziehen wollen, so ist Athens ultima ratio im besten Falle die Ansiedlung von Kleruchen in dem niedergeworfenen Gebiet, sonst auch Zerstörung der Stadt und auf den Trümmern die Einrichtung minderwertiger Demokratien; daß daneben Spartas Popularität gewann, ist nur natürlich. So trieb man dem Peloponnesischen Kriege zu: Da Athen mit der Pflicht beladen gewesen ist, der Welt das Allerherrlichste zu vermitteln, und da davon, ob seine Kultur weiterexistierte oder nicht, für die Menschheit unendlicher Gewinn oder Verlust abhing, müssen die Waghalsigkeit seiner Politik und die unhaltbaren Zustände, welche sie schuf, auch uns immer zu denken geben.

Nun ist aber auch davon zu sprechen, was Athen seine eigenen Leute kostete. Davon, was es brauchte, um ein exemplarischer Athener zu sein, war in diesem Werke schon früher die Rede. Am vollständigsten verrät es Antiphon in einer seiner Tetralogien, wo sich ein solcher als einen Mann definiert, der viele und große Vermögenssteuern entrichtet hat, oft Trierarch war, glänzende Choregien leistete, sich oft an Sammlungen für bedrängte Freunde beteiligte, für viele große Bürgschaften zahlen mußte, sein Vermögen nicht durch Prozessieren, sondern durch Arbeit erwarb, dazu ein eifriger Opferer und loyaler Bürger war. Man kann sich nur wundern, daß nach allen Steuern, Trierarchien, Choregien, Freundessubskriptionen, Bürgschaft und Opfern (d. h. Bewirtungen) noch etwas übrigblieb. Zu dieser Ausbeutung aber kommen nun noch die vielen sonstigen Plagen, die diese Stadt über ihre Bürger verhängte, vor allem die politische Schikane durch die unaufhörlichen Staatsprozesse und das damit emporkommende Sykophantentum, welche das Leben in weitem Umfang verderbt haben müssen; sodann aber auch das sonstige ewige Prozessieren. Dieses war überhaupt griechische Art. Schon auf dem Schild Achills erscheinen sowohl der Rechtshandel als dessen Behandlung ganz bedenklich. Im ganzen griechischen Volke aber und in allen Städten wird man auch in der aristokratischen Zeit damit fortgefahren sein. Erst in den Tyrannien dürfte eine Unterbrechung eingetreten sein, und zwar teilweise als Wohltat, in den Demokratien aber müssen die

Gerichtshändel wieder eine ständige Beschäftigung, und zwar eine sehr ungesunde, gebildet haben, und nun liefert eben die Denkmäler davon nur Athen, wo, abgesehen von eigentlichen Bösewichtern, welche es auf Rache, Brandschatzung usw. abgesehen hatten, in vielen Bürgern durch das Prozessieren, die Ambition des öffentlichen Redens, und was sonst noch daran hing, unterstützt vom Müßiggang, ein Geist der fieberhaften Schikane erwacht war, der eine Parallele zum politischen Sykophantentum bildet. Unter den Prozessen, die wir kennen, sind nicht erst mehrere durch Lysias, sondern schon einige durch Antiphon bekannte handgreiflich von dieser Art. Ganz im allgemeinen heißt es etwa in einer Verteidigungsrede: „Jetzt machen die Intriganten das Dasein den gänzlich Unschuldigen nicht weniger gefahrvoll (ἐπικίνδυνον) als denen, die großes Unheil verschuldet haben."

Wie rasch man mit dem Hinrichten von Behörden bei der Hand war, haben wir bei Gelegenheit der Sitophylakes gesehen. Wenn wir dann gar lesen, daß die Athener einst in blindem Mißtrauen alle ihre Verwalter des Bundesschatzes bis auf einen hätten hinrichten lassen, und daß auch dieser eine schon den elf Männern übergeben war, als die Wahrheit an den Tag kam, möchte man schließen, die permanente Stimmung der Athener sei gewesen, als würde ihnen etwas gestohlen. Man hat es eben hier mit einem Demos zu tun, welcher teils wirklich von denjenigen, welche die öffentlichen Geschäfte besorgten, verraten und beraubt, teils in beständigem zornigem Mißtrauen gegen seine Behörden unterhalten wurde und dabei unersättlich genußsüchtig geworden war. In pressanten und leidenschaftlichen Zeiten aber, wie die der sizilischen Expedition war, steigerte sich die Nervosität aufs höchste, und Athen zeigt beim Hermokopiden- und Mysterienprozeß deutlich die Eigenschaften des Größenwahns, der bei jedem Verdacht auf Widerstand in völlige Raserei umschlägt. Die Denunzianten erklären sofort, der Hermenfrevel sei die Tat von nicht wenigen und habe die Aufhebung der Demokratie zum Ziele gehabt; der Demos aber zittert vor jedem Geräusch und ist nahe daran, diesmal die Folter auch gegen Bürger anzuwenden; auch besteht damals die Praxis, daß, wer einen Mitschuldigen zur Anzeige bringt, straflos ausgeht, wer aber keinen Glauben findet, des Todes ist.

Bei Plutarch möge man nachlesen, in welchem Belagerungszustand sich ein Reicher, wie Nikias, sein Leben lang fühlt. Die äußerste Zurückgezogenheit schützt ihn vor der allgemeinen Zudringlichkeit nicht; vielmehr gehen die Begehrenden und Empfangenden bei ihm beständig aus und ein, und er gibt denen, die ihm schaden könnten, nicht weniger als denen, die eine Wohltat verdienen, weshalb er von den Komikern seiner Sykophantenfurcht wegen verspottet wird. Wenn von ihm gesagt wird, er habe gesehen, wie der Demos zwar die Erfahrung der Leute von Rednergabe und

Talent manchmal zu gebrauchen wisse, aber eine bedeutende Kraft beargwöhne und Stolz und Ansehen einer solchen darniederhalte, so mögen wir uns daran erinnern, daß Athen seine ganz großen Kräfte überhaupt schon im 5. Jahrhundert aufgebraucht hat. Phidias starb im Kerker, Perikles freilich an der Pest, aber doch wohl auch vor Kummer, Nikias selber ging lieber in Sizilien als in Athen unter. Als dann (411) Alkibiades in Kleinasien stand, konnte man freilich auf der Straße einen zum anderen sagen hören: „Die Stadt hat keinen Mann mehr."

Wie dann nicht nur den Intriganten, sondern den eigentlichen Politikern zumute sein mochte, wenn neben allem der unberechenbare Farceur Aristophanes und die übrigen Komiker permanent die Sachlage und die Persönlichkeiten ins Groteske übersetzten, können wir uns leicht denken. Die ganze Anschauung war a priori mit Spott und Hohn völlig angefüllt, ja mit einer Skandalelektrizität geschwängert, die jeden Augenblick sich zu entladen bereit war; darüber belehrt uns Aristophanes so deutlich, daß uns daneben die Untersuchungen, was bei Stesimbrotos von Thasos (bzw. Plutarch) Klatsch sei und was nicht, fast kindisch erscheinen. Erscheint aber schon hierdurch das Glück dieser Zeiten sehr bedingt, wie mußte erst den denkenden Leuten überhaupt zumute sein, als Athen, ungewarnt durch den Krieg von 431 bis 421, von Alkibiades dem großen Krach entgegengeführt wurde! Hätte man sich in neuerer Zeit nicht so völlig über die Herrlichkeit des athenischen Lebens verblendet, so würde schon das allgemeine Entweichen zu dem so verrufenen König Archelaos zu denken geben, zu dem neben Nicht-Athenern wie Chörilos von Samos und Zeuxis auch Euripides und Agathon gingen; von letzterem heißt es, er sei mit vielen anderen dauernd in Makedonien geblieben und habe sich in der königlichen Residenz wohl befunden.

In einem rosigen Schimmer erschien das Athen des 5. Jahrhunderts schon den Leuten des 4., die diese frühere Zeit rühmten, wenn ihnen die Misere ihrer Gegenwart recht zur Empfindung kam. Von den Rednern verfährt in dieser Beziehung Isokrates ungleich. Bald verherrlicht er das frühere Athen überhaupt, bald macht er Unterschiede, indem er z. B. den Verfall schon von der großen Hegemonie an datiert und findet, Perikles habe den Staat bereits in einem betörten, wenn auch noch ganz leidlichen Zustand übernommen. Demosthenes aber verklärt die alte Zeit in der dritten Olynthischen Rede (35) mit dem Satze: „Jene, denen die Redner nicht schmeichelten noch schön taten, wie diese jetzt euch, haben fünfundvierzig Jahre über die willigen Hellenen geherrscht, mehr als 10.000 Talente auf die Akropolis geführt, den König Makedoniens zum Untergebenen gehabt, wie es sich für Hellenen gegen fremdländische Völker ziemt, durch persönliche Kriegsleistungen zu Lande und zu Meer erreicht, daß sie viele herrliche Siegeszeichen errichten konnten,

und allein von allen Sterblichen einen über den Neid erhabenen Ruhm hinterlassen ... Von Staats wegen schufen sie so schöne und große heilige Bauten und Weihgeschenke, daß keinem Späteren ein Übertreffen möglich geblieben ist, als Privatleute aber waren sie so bescheiden und hielten sich so dem Geist der Demokratie getreu, daß Leute wie Miltiades und Aristides, wie ihr noch jetzt sehen könnt, nicht herrlicher wohnten als der Nachbar auch. Denn der Staat wurde von ihnen nicht zur Bereicherung gebraucht, sondern jeder glaubte, das Allgemeine zu mehren sei seine Pflicht." Hier sind natürlich sowohl die nicht schmeichelnden Redner als die willigen Bundesgenossen pia desideria, der Redner konnte von dem früheren Zustand kein kritisch genaues Bild geben, ist uns aber dafür gerade durch seine Sehnsucht interessant.

Es ist in diesem Werke früher davon die Rede gewesen, wie Athen seinen Staat und seine Hegemonie vermittels der Volksversammlung und des Volksgerichtes regierte, wie die Menge mit den verschiedenen Solden und mit Genüssen aller Art hingehalten wurde, und wie Demokratie und Seeherrschaft eine Art von Identität bildeten. Bei den Bundesgenossen war man großenteils tödlich verhaßt, obschon man sich — wie z. B. Perikles in der Leichenrede tut — gelegentlich schon damals einredete, daß die Hegemonie beliebt sei; und da sie auf Abfall sannen, und man sich ein Sparta gegenüber hatte, wäre die vorsichtigste, mit dem größten Geheimnis und der größten Vorbereitung verbundene Politik geboten gewesen. Statt dessen mußte alles vor einen Demos gebracht werden, von dem man wußte, daß man ihm nur durch Täuschung Gutes erweisen könne und nie durch offenes Überzeugen. So kam man in einer Art von oszillierender Bewegung demjenigen Kriege entgegen, welcher der Peloponnesische genannt wird. Daß Perikles zu demselben gedrängt hat, darf man nicht deshalb abstreiten, weil die Sache einen üblen Ausgang genommen hat; er hatte wegen seiner persönlichen Stellung kaum eine andere Wahl; denn er hatte damals mit anderen zu konkurrieren, die auch mächtig geworden waren und das Volk auf ihre eigene Manier vorwärtstrieben.

Schon in der ersten Hälfte dieses Krieges (431—421), die mit dem Frieden des Nikias schloß, zeigten die Hellenen jetzt, da sie sich gegeneinander wandten, was entfesselte Leidenschaft vermag, und die volle Zerrüttung ihrer Zustände trat an den Tag. Was wollte der Friede von 421 noch sagen, nachdem die wildesten Greuel schon geschehen waren? Die Wut war noch viel zu groß, und man greift es mit Händen, daß er nur eine Pause für neue Zurüstungen sein konnte. In dieser Zeit lernt man die Athener bei der Einnahme von Skione kennen, wo sie die männliche Bevölkerung niedermachen und die Frauen und Kinder in die Knechtschaft bringen, und bei dem gleich entsetzlichen Vorgehen gegen Melos, wozu sich Nikias hergab; sie sollten die Folgen dieser Dinge

zu tragen bekommen. Während des nämlichen unruhigen Halbfriedens aber, während im Peloponnes die Händel und Fehden gar nicht aufhörten und Argos, welches mehrmals je nach der Parteiherrschaft zwischen dem damals von Alkibiades beherrschten Athen und Sparta hin und her lief, eben wieder für Athen verpflichtet galt (vielleicht 417), kamen, duftend von athenischem Hochgefühl, die Hiketiden des Euripides auf die Szene, worin der Dichter die alte Äthra zu ihrem Sohne Theseus sagen läßt: „Siehst du, wie deine Heimatstadt (wegen ihrer Sympathiebündnisse mit den Schwächeren) unüberlegt gescholten, die Scheltenden zornig anblickt. In den Bedrängnissen und Gefahren nämlich pflegt sie groß zu werden, indes ruhige Städte, die sich zu keiner Tat erheben vor lauter Behutsamkeit, auch den Blick nicht zu erheben wagen." Derartige Ermahnungen hatte man kurz vor der sizilischen Expedition in Athen gerade noch zu hören nötig.

Und nun also die sizilische Expedition, wodurch eine Stadt mit so mäßiger Bevölkerungszahl und so unsicherer Hegemonie eine Herrschaft in der Ferne zu gründen versucht, eine Unternehmung, die immer eine Tatsache ersten Ranges bleiben wird und die wir nur aus einer inneren Überreizung erklären können, wie sie sonst nicht wieder über ein Staatswesen von dieser Bildung gekommen ist. Begehrt hatte man in Athen die Insel schon bei Lebzeiten des Perikles; doch hielten sich dieser und andere sonst waghalsige Politiker, wie Myronides und Tolmides, einstweilen an das weniger Unsichere oder wollten doch wenigstens, ehe sie mit Sizilien anbanden, die Lakedämonier überwinden und ganz Griechenland unter ihre Hegemonie bringen. Auch als 427 der Schmerzensschrei der von den Syrakusanern angegriffenen Leontiner durch Gorgias nach Athen gelangt und eine starke athenische Flotte in die westlichen Gegenden abgegangen war, kam es zunächst nicht zum Kriege: Leontini machte seinen Frieden mit Syrakus, alle Leontiner wurden syrakusanische Bürger, ihre Stadt ein fester Platz von Syrakus, und die athenische Flotte fuhr, ohne auf Sizilien Eroberungen gemacht zu haben, zurück. Jetzt aber war der große Hauptantreiber der attischen Politik Alkibiades, der längst Absichten auf Sizilien gehabt hatte, und dieser tat, als das Hilfegesuch der Egestäer kam, das Menschenmögliche, um Athen in das große Abenteuer hineinzustoßen. Athen träumte jetzt in seiner Sünden Maienblüte, sich zu einem großen Westreich zu erweitern; Sizilien sollte nur gewissermaßen das Morgenbrot sein, die Phantasie ging in echt athenischer Art viel weiter und spiegelte den Leuten eine Eroberung Karthagos, ja Afrikas bis zu den Säulen des Herakles vor, d. h. Eroberungen, womit sich einst Alexander in seinen letzten Träumen tragen sollte, als er die halbe Welt schon besaß, und das alles in einer Zeit, da man, wie Isokrates sich später ausdrückte, der eigenen Vorstädte nicht Herr war.

Einem Demos gegenüber, der vom ewigen Aufenthalt in Volksversammlungen und Gerichten her allgemach so weit gekommen war, der Welt seinen Willen auferlegen zu wollen, und von dem er selbst wußte, daß es nichts nützen würde, ihn zur Erhaltung des bisherigen Besitzstandes zu mahnen, konnte Nikias mit seinem Abraten nichts ausrichten. Nach dem echten Gesetz der verwöhnten Menschen trieb man vorwärts, ehe noch das Vorhandene befestigt war, und wollte vor allem nicht mit verdrießlichen Vorarbeiten beginnen, welche in diesem Falle in Siegen über Sparta und festerer Unterwerfung der Bundesgenossen in Griechenland selbst bestanden haben würden. Daß der erste große Unfall in Sizilien den Sturz der athenischen Macht in Hellas herbeiführen müsse, griff wohl jeder mit Händen, aber das Verständige regte die Phantasie nicht auf; es war angenehm, sich zu übertäuben, und Nikias schien seinem Volke Sizilien zu mißgönnen, und zwar nicht aus Einsicht, sondern aus Bequemlichkeit.

Und nun wurde mit Syrakus angebunden und Nikias, der sich früher den schwierigen Kommandos (gegen Spartaner usw.) entzogen, zur Übernahme des Oberbefehls gezwungen, den er mit Alkibiades und Lamachos teilen sollte. Aber Syrakus besaß damals auch eine Hegemonie. Nachdem der Sikeler Duketios, der seit der Mitte des Jahrhunderts sein Volk zu kühnem Widerstande gegen die griechischen Städte an der Küste angetrieben und zuletzt Kale Akte gegründet hatte, 440 v. Chr. an einer Krankheit gestorben war, hatten die Syrakusier sich zunächst alle Sikelerstädte untertänig gemacht. Die einzige davon, welche sich nicht unterwarf, das kühne Trinakia, war in heldenmütigem Kampfe unterlegen; nachdem die älteren Leute sich selbst getötet hatten, hatten es die Sieger hier gerade wie die Athener im Mutterlande gemacht: Sie schleppten den Rest der Bewohner in die Sklaverei, zerstörten die Stadt und sandten das Beste von der Beute nach Delphi. Und in solchem Glücke hatten sie hundert Trieren gerüstet und die Zahl ihrer Reiter verdoppelt, auch das Fußvolk verstärkt und sich finanziell gehoben, indem sie die unterworfenen Sikeler tüchtig zahlen ließen, mit der Absicht, diese Mittel zur allmählichen Unterwerfung von ganz Sizilien zu gebrauchen. Auch waren sie in der rücksichtslosen Durchführung dieses Vorhabens schon ziemlich weit gekommen, und der Widerstand der Städte, die es sich nicht wollten gefallen lassen und deshalb ihre Zuflucht zu Athen nahmen, hatte wenig Aussicht auf Erfolg. Gegen diese Macht zog man nun zu Felde und trug sich mit der Absicht, Syrakusier und Selinuntier in die Sklaverei zu verkaufen, den übrigen aber einfach Steuern aufzuerlegen, die sie jährlich nach Athen zu entrichten hätten; tatsächlich hätte man im allerbesten Falle etwa ein kurzlebiges Bündnis mit den besiegten Sikelioten erreichen können.

Nachdem das Abenteuer einmal beschlossene Sache war, machten

auch die, welche vorher widerstrebt hatten, aus der Not eine Tugend und die Rüstungen fanden unter größtem Opfersinn der Reichen statt, „welche der Neigung des Demos entgegenkommen wollten"; eine Menge Bürger, Fremde und Bundesgenossen meldeten sich freiwillig zum Mitziehen; sosehr waren sie durch die Hoffnung echauffiert, den Boden von Sizilien unter sich zu teilen. Aber als man nun in Sizilien war, trat mit der Rückberufung des Alkibiades der krankhafte Zustand Athens erst recht zutage. Es ist ja eine und dieselbe Nervosität, welche die Stimmung zum sizilischen Zuge und das Austanzen der Mysterien und den Hermokopidenfrevel und so vieles andere hervorgebracht hatte; gibt es aber etwas Bezeichnenderes, als daß Bagatellsachen, wie die beiden Frevel, in einem Prozeß verflochten, mitten in der größten Unternehmung eine solche Rolle spielen konnten? Als dann Alkibiades entwichen war, Sparta auf sein Betreiben offiziell mit Athen gebrochen hatte, und die anfangs nicht aussichtslose Belagerung von Syrakus trotz der Verstärkung des Heeres durch die Hilfsmannschaften des Demosthenes die übelste Wendung nahm, da war es schließlich Nikias, der sich dem Vorschlage widersetzte, in die Heimat zu fahren und diese gegen den bevorstehenden Einfall der Lakedämonier zu verteidigen. Seine Erwägung, daß man bei noch vorhandenen Schiffen und Kriegsmitteln nicht eigenmächtig abfahren dürfe, wenn man nicht von den Sykophanten gefressen werden wolle, hat über das Schicksal der athenischen Armee recht eigentlich entschieden, und nun hängt sich daran, daß er und andere angesehene Leute sich damals nicht heimwagten, alles andere: Die berüchtigte Hafenschlacht, der Zug nach dem Innern der Insel, die Bewältigung des ganzen Heeres beim Asinarosflusse, wo 18.000 Athener und Bundesgenossen umkamen, 7000 in eine fürchterliche Gefangenschaft gerieten. Als dann die Hiobspost nach Athen kam, schlug die Nervosität der Athener wieder arg aus. Ein Barbier im Piräus, in dessen Bude ein Fremder die erste Nachricht mitgeteilt hatte, war nach der Stadt geeilt und hatte der Behörde, und zwar auf dem Markt, gemeldet, was er gehört. Diese berief in der Konfusion eine Volksversammlung und führte den Mann vor; da er aber nicht sagen konnte, von wem er die Sache habe, erschien er als Lügner, der die Stadt in Schrecken setzen wolle, und wurde auf das Rad gebunden und so lange gefoltert, bis Leute kamen, die den ganzen Jammer berichteten.

Wieweit bei dem Beschlusse der sizilischen Expedition das dunkle Gefühl mit im Spiele war, daß man mit großen fernen Wagnissen die inneren Krisen am ehesten beschwöre, wissen wir nicht; selbst beim Gelingen wäre der innere Hader wohl dennoch ausgebrochen. Jedenfalls war es ein Interesse der ganzen übrigen Welt, daß durch diesen Ausgang und durch Ägospotamoi diese Art von unruhiger Ambition auf immer zur relativen Ruhe gewiesen wurde. Auch dieser wahnsinnige Entschluß war aber eine praktische Folge der

enormen Einbildung gewesen, die man in Athen von sich hegte; hier zahlte man das Hochgefühl von Marathon und Salamis her, wovon, wie bereits gesagt, schon die dritte Generation (durch die Herodot sich instruieren ließ) nur ein zurechtgemachtes Bild in sich trug. Nach demjenigen Größenwahn, welcher hier handgreiflich zutage tritt, wird man aber auch jede Aussage über das früher Geschehene prüfen müssen. Ein Volk, das in seinen Lebenszielen so verrückt werden konnte, wird auch seine ganze Vergangenheit mit verdrehten Augen angeschaut haben, und wir haben es mit folgendem allgemeinem circulus vitiosus zu tun: Eine sehr ins Schöne gemalte Vergangenheit, verbunden mit einer schon furchtbar ausgearteten, aber ans Prahlen gewöhnten Gegenwart, drückt auf Taten und Entschlüsse und treibt das Ganze dem Untergange zu.

An das sizilische Unglück knüpft sich dann der zweite Teil des Krieges, und dazwischen spielt die abenteuerliche Laufbahn des Alkibiades, mit welchem interessanten Menschen Athen sich wieder einläßt, nachdem er zuvor Sparta nach Kräften gegen die Vaterstadt angefeuert hat; doch verbannt es ihn nachher noch einmal, und er findet zuletzt in Kleinasien durch einen feigen Satrapen seinen Tod. Trotz des Abfalles vieler Bundesgenossen, des spartanischen Bundes mit Persien und der inneren Wirren, welche mit der Verfassungsänderung des Jahres 411 zusammenhingen, wendet Athen auch jetzt noch die beste Tapferkeit auf; aber nun kommt endlich das große Unglück bei Ägospotamoi, worauf die Stadt durch die beiden Landheere der spartanischen Könige und die Flotte Lysanders von allen Seiten bedrängt wird und zugleich unter einer Hungersnot leidet, die sich während der mehrfachen Unterhandlungen mit den Spartanern aufs äußerste steigert. Und nun müssen wir sagen, daß wir bei den Athenern die wahre Kraft der Verzweiflung (ἀπόνοια) vermissen, wozu sie durch ihre ganze Vergangenheit verpflichtet gewesen wären. In Worten ist diese freilich vorhanden: Als im Rat Archestratos vorschlägt, mit den Lakedämoniern auf deren Bedingungen hin Frieden zu schließen, wird er gefesselt und (echt athenisch) das Psephisma gefaßt, es solle verboten sein, über einen Frieden einen Antrag zu stellen, dessen Bedingung die Schleifung der langen Mauern wäre. Aber, so viele am Hunger starben, hat Xenophon doch nicht ein einziges Wort über einen Ausfall, den man gemacht hätte; die Belagerten hatten nur noch Zorn, Pathos und Jammer vorrätig; wenn ein Größenwahn wie der vorangegangene zusammenbricht, hinterläßt er eben nicht Energie, sondern Schwäche. Das Ende bringt dann die bekannte Gesandtschaft des Theramenes nach Sparta, wo Korinther, Thebaner und „viele andere der Hellenen" verlangten, man solle keinen Friedensvertrag mit den Athenern schließen, sondern Athen zerstören. Die Spartaner aber proklamierten nun die bekannten Bedingungen: Zerstörung der langen Mauern und des Piräus, Über-

gabe der Schiffe bis auf zwölf, Rückkehr der Flüchtlinge, Versprechen, mit Sparta die gleichen Freunde und Feinde zu haben und ihm Heeresfolge zu Lande und zu Meer zu leisten. Dies brachte Theramenes nach Athen, wo ihn die durch die Hungersnot heruntergebrachte Volksmenge zitternd empfing; am folgenden Tage widersprachen in der Volksversammlung noch einige; weit die meisten stimmten zu.

Nach dieser Belagerung, bei der es in Athen ungefähr wie in Florenz im Jahre 1530 zuging, fängt für Athen eine neue Rechnung an. Zwar die Herrschaft der dreißig Tyrannen, die sich an den Sieg der Spartaner anschloß, dauerte nicht lange. Die Restauration der Demokratie in ihren alten Formen war verhältnismäßig leicht, schon weil die Tyrannis gar nicht mehr fortzusetzen gewesen wäre; das Militärische an dem Hergang war nicht bedeutend, und dazu kam noch von seiten Spartas eine halbe Konnivenz. Aber für die auswärtige Politik sind den Athenern von da an sozusagen die Beißzähne ausgebrochen gewesen, und Sparta konnte sie als Gegengewicht zu Theben und Korinth gar wohl fortleben lassen. Wenn sie später wieder (NB. nicht mit Söldnern, sondern mit dem Bürgerheer) sich dem Pathos überließen, folgte ein Chäronea.

Die Athener des 5. Jahrhunderts sind nun aber einmal doch das zentrale Volk von Hellas geworden. Vor allem wird ihnen nachgesagt, daß sie die ganz Guten und die ganz Bösen liefern, gleichwie der attische Boden den herrlichsten Honig und den schnellsttötenden Schierling hervorbringe. Ferner aber hat damals alle Welt die Augen auf sie gerichtet, so daß man schon auf diese Zeit das von Aristoteles überlieferte Wort eines gewissen Kydias beziehen konnte: „Alle übrigen Hellenen stehen um die Athener im Kreise herum und hören nicht bloß, sondern sehen mit Augen alles, was sie beschließen.“ Auch ist der Athener der allseitigste Hellene, der in mehrfachem Sinne das gesamte Griechenland repräsentiert. „Die übrigen Hellenen bedienen sich ihrer besonderen Sprache und Lebensweise und Tracht; in Athen aber ist dies alles aus allem Hellenischen und Fremdvölkischen gemischt“, heißt es in der Schrift vom Staate der Athener. Schon äußerlich nahm nur der Athener vollständig Notiz vom Tun und Reden der übrigen Hellenen und konnte alles, was sie einzeln konnten. Wie schon Hippokleides nicht nur lokal attisch, sondern auch lakonisch usw. tanzte, so ahmt die aristophanische Komödie alle Dialekte nach, und gar ein Alkibiades schillert in allen Farben: Er schwelgt in Ionien ärger als ein Ionier, übt sich und turnt in Theben, tummelt Rosse und führt den Zügel in Thessalien mit mehr Sachkenntnis als die Aleuaden, zeigt in Sparta mehr Kraft und Einfachheit als die Spartiaten und überbietet in Thrakien die Landeskinder im Trinken des Ungemischten (was nicht jedermanns Sache war). Daß der nämliche in Sparta und dann

ebenso bei Tissaphernes Lenker der auswärtigen Politik war, weist auf ein dem Themistokles ganz ähnliches Naturell.

Athen war ferner das größte Assortiment für die Produkte aus aller Welt, wie sie uns etwa in der ersten Elegie des Kritias vorgeführt werden, bis auf fremde Prachtvögel. Im Frieden war es ein Aufenthalt zum Entzücken für diejenigen, die nicht von den Sykophanten verfolgt wurden. Wie sehnsüchtig klingt die Schilderung in der aristophanischen Eirene, wo man alles Gute sieht, wovon es hier riecht, tönt und schimmert; Herbstfreude, Schmausereien, Dionysosfeste, Flötenspiel, Weinlesesänger (komische Dichter), Lieder des Sophokles, Krametsvögel, Verschen des Euripides . . ., Efeu, Mohn, blöckende Schafe, Frauen, die mit wehenden Gewändern über Land gehen, bis auf die eingeschlafene Sklavin und den umgestürzten Krug daneben, werden uns gewissermaßen auf einer rasch aus der Vogelperspektive aufgenommenen Photographie des äußeren Lebens vor Augen geführt. Es tat aber den Athenern auch wohl, wenn Boten der Hegemoniestädte ihre Stadt die veilchenbekränzte und die strahlende nannten. Schon durch ihre Feste verdiente sie diesen Preis, von denen freilich Perikles in der Grabrede sagt, sie seien vorhanden, um die Trauer des Daseins zu unterbrechen. Die prächtigste Repräsentation des athenischen Lebens brachten alljährlich einmal die Panathenäen, deren ideales Nachbild wir im Fries des Parthenon haben; die Eleusinien waren die höchste Weihe Griechenlands und für ganz Griechenland, und dazu kamen noch die Dionysien mit Tragödie und Komödie.

Die Bedeutung Athens als Kulturherd wußten die Griechen aber auch zu schätzen. Daß in Athen die größte Freiheit zum Reden war, d. h. daß man es nirgends so wie hier mit allem wagen und auf so viel Eingehen und Verständnis hoffen könne, war eine zugegebene Sache. Die Hauptvoraussetzung dabei war, daß man nur hier in tieferem Sinne des Wortes zu sprechen wisse, während z. B. Elier und Böotier nicht als klug im Handhaben des Wortes (σοφοὶ λέγειν) galten und nicht als fähig, die junge Welt zu überzeugen. In welcher anderen Stadt hätte auch ein Antisthenes sein Dasein preisen können, wie er es in Xenophons Symposion (IV, 43) tut, indem er sagt, er habe Muße in Fülle, um das Schauenswerte zu schauen und das Hörenswerte zu hören und — was ihm das Höchste ist — umzugehen mit Sokrates? Wie dürftig erscheint daneben (wenn wir von den bildenden Künstlern absehen) das Personal an den anderen Orten. Aus den kleinasiatischen Städten dringt kaum ein Laut zu uns; der größte ionische Mann, Heraklit von Ephesos, fühlt sich in seiner Bürgerschaft einsam und gibt ihr seinen Abscheu zu erkennen, und auch in Korinth ist man im 5. Jahrhundert fast gänzlich ohne Personen. Dafür kommen bedeutende Ionier nach Athen: aus Milet sind Thargelia und Aspasia, aus Klazomenä Anaxagoras; überhaupt ist es der einzige Ort, wo auch auswärtige

begabte Menschen eine Tätigkeit oder wenigstens, wenn auch nur als Metöken, eine relativ sichere Aufenthaltsstätte finden, und bei den Philosophen ist es fast von Anfang an der bevorzugte Aufenthalt, mögen sie auch zuweilen mit Asebieprozessen heimgesucht und die freie Forschung nichts weniger als begünstigt werden. Und nun entsteht auch das Höchste der Architektur und bildenden Kunst im Grunde nur hier, indem hochwichtige Künstler hier geboren werden (die dann auch auswärts das Größte schaffen) und anderseits auswärtige sich am liebsten zu Athen aufhalten.

Daß indes auch im damaligen Athen eine Gestalt vorkommt, die von dem Leben und Treiben der Stadt nichts wissen will, darf nicht übergangen werden. Es ist der während des Peloponnesischen Krieges stadtbekannte Timon, ein ursprünglich freigebiger, nicht unedler, philosophisch gebildeter Mann, der durch Undank von Freunden und Schützlingen bis zum Haß gegen die Vaterstadt gelangt ist, aus welchem wohl erst spätere Zeiten eine eigentliche Menschenfeindschaft gemacht haben. Von ihm wird der charakteristische Zug gemeldet, daß er allein an Alkibiades seine Freude gehabt habe, weil er in ihm den künftigen Verderber Athens erkannte.

Und nun hatte dieses Athen noch sein Theater und schuf in seinen Tragödien die großartigste und letzte Verwirklichung des Mythus, welcher hier im Interesse einer neuen psychologischen Vertiefung ganz frei gehandhabt wurde, während seine Komödie als groteske Verklärung der Tagesinteressen und als eine bunte Welt in Karikatur die Menschen entzückte. Und zwar war es offenbar lange im Alleinbesitz der beiden dramatischen Gattungen und blieb es im Grunde immer. Nur hier lernte der Grieche diejenige Objektivierung hellenischen Wesens kennen, welche diese Gattungen gewähren, mochten die großen Agonalstätten auch alles übrige Musische auf Augenblicke bei sich zu konzentrieren imstande sein. Während er bisher von dramatischem Wesen etwa diejenige heilige Pantomime gekannt hatte, da ein Priester oder eine Priesterin einzelne Momente aus dem Mythus ihrer Tempelgottheit darstellten, und außerdem auf Spaßmacher, Charakternachahmer und Possenszenen beschränkt gewesen war, die sich aus Volksgesprächen und Grimassen von selbst ergeben mochten, wurde er nun inne, daß es inmitten seines Landes eine Stadt gebe, wo aus dem Taumel des dionysischen Kultus eine lebendige Verwirklichung des ganzen Mythus sich erhoben habe; er erfuhr ferner, daß es hierfür einen eigenen kolossalen Bau gebe, in dessen Halbrund sich das Volk wie in einer zweiten Volksversammlung fühlen könne, während auf einer Bühne das, was anderswo nur Rhapsoden erzählten oder Bildwerke darstellten, durch lebendige Gestalten und reiche Chöre magisch vorgeführt werde, und zugleich erfuhr er, daß in demselben Bau zu gewissen festlichen Zeiten das Bild des wirklichen, jedesmaligen Athen in kolossaler grotesker Umgestaltung zur Dar-

stellung gelangte. Endlich tönten durch ganz Griechenland einzelne Namen von großen Dichtern, welche die Träger von diesem allem, von dieser neuen, fast unerhörten Poesie seien. Und dies Neue war nicht etwa ein asiatischer Importartikel, sondern eine in höchstem denkbarem Sinne hellenische Schöpfung, hervorgegangen aus dem tiefsten Innern des nationalen Geistes.

Die Sache hatte freilich auch ihre Kehrseite. Der Zwang zur Choregie mochte, wie wir früher gesehen, auf den Besitzenden oft schwer lasten. Auch ist in diesem Werke schon wiederholt betont worden, daß die in der Komödie geübte persönliche Schmähung vor allem eine erstaunliche Roheit und Grobheit war, und daß, was sonst in der ganzen Welt Kot gewesen ist, es auch bei Aristophanes (wie schon bei den Jambikern) gewesen sein muß, so gerne manche Gelehrte für ihn eine Ausnahme machen möchten. Und nun wird einerseits der Verkehrston der attischen Gesellschaft unvermeidlich unter dem Eindruck der Komödie gestanden haben, anderseits aber müssen wir auch der Opfer dieses Tones denken. Wohl mag eine Gesellschaft und Geselligkeit, welche das ganze Jahr neben allen anderen Guillotinen auch die der Komödie über ihrem Halse hängen sah, ein Interesse dabei gefunden haben, sich gleichgültig zu stellen, war es aber wohl mit Ausnahme derjenigen, welche dabei ausgeschämt wurden, im Innersten nicht, und wenn man nun in Athen, wo man nur um eine Ecke ging oder zu einem Symposion kam, auf Opfer der Komiker traf und von den nächsten Dionysien an selber dazu gehören konnte, so bildete sich diejenige Stimmung, wobei der Geist ganz im stillen eine Tür nach der anderen und zuletzt auch die innerste zuschließt.

Aber im höchsten Grade bezeichnend für die athenische Gemütsart, wahrscheinlich gegenüber von allen übrigen Griechen, jedenfalls aber gegenüber von anderen Völkern bleibt das Verhalten der alten Komödie zum Zustande der Stadt. Kein jetziges Volk hielte diese Art von Objektivierung seiner selbst, und zwar an feierlicher, fast offizieller Stelle, aus, und am allerwenigsten in Zeiten der Not und des allgemeinen Leidens oder doch der allgemeinen Besorgnis; dieses ganze groteske Akkompagnement eines Krieges, wie des Peloponnesischen, würde jede jetzige Stadt sich verbitten, und ein Aristophanes würde als ein ruchloser Farceur gegenüber dem allgemeinen Elend erscheinen. Und nun zeigt sich doch darin, daß das damalige Athen hiefür nicht bloß einen, sondern eine Anzahl von Dichtern mit einem völlig gereiften, selbstverständlichen Stil fand und gewähren ließ, eine größere Unabhängigkeit vom ordinären Wohlergehen, als neuere Bevölkerungen irgend haben würden. Die nämliche Komödie aber ist nicht nur fähig, den jedesmaligen Lenkern, sondern auch dem ganzen allgemeinen Pathos Hohn zu bieten: Athen duldet den souveränen Witz über sich selber.

Was das sonstige Leben in Athen betrifft, so ist anzuerkennen, daß damals eine Zeit war, wo der Geist zu seiner Ehre kam; man konnte ganz arm und doch ein wichtiger Mann sein. Der tapfere und kühne Lamachos z. B. war so unbemittelt und einfach, daß er den Athenern bei jedem seiner Kommandos eine geringe Summe „für Kleidung und Soldatenschuhe" verrechnete und dies wohlgemerkt durfte. Bei der allgemein vorgeschriebenen Einfachheit des Lebens, und zumal bei der Homogenität und Zugänglichkeit der geistigen Genüsse konnte man sich viel mehr gleichen, und der Reichtum unterschied noch nicht so, wie es heutzutage der Fall ist. Auch in Athen wird zwar seine Geltung mit dem Worte: „Das Geld, das Geld ist der Mann!" laut beklagt; aber im ganzen bestimmte er den sozialen Rang doch noch nicht und war dabei eine gefährliche und immer gefährlichere Sache. Ein Mittel, ihn zu gewinnen, war die Führung der Politik. So soll das Vermögen des Themistokles, der von seinen Eltern drei Talente geerbt hatte, nach einer Nachricht bei der Konfiskation deren über hundert betragen haben, und Kleon, der mit nichts angefangen hatte, hinterließ fünfzig Talente. Selten vergaß sich ein Politiker selbst, wie Aristides tat. Einige waren auch von Haus aus reich. So Nikias und die Dynastie, in welcher die Namen Kallias und Hipponikos wechselten. Der sprichwörtlich reiche Kallias II. soll 200 Talente besessen haben, die dann freilich sein gleichnamiger Enkel, in dessen Hause Platos Protagoras und das xenophonteische Symposion spielen, mit Dirnen, Schmarotzern und Sophisten zusammen verschwendet hat. Es scheint aber, daß die frühere Generation (um 500) den Reichtum mehr in Wohlleben und Pracht zutage trug als die perikleische; denn die alten Athener trugen purpurne Überwürfe und bunte Leibröcke, hatten das Haar in Zöpfen, die mit goldenen Zikaden geheftet waren, verwandten auch sonst vielen Goldschmuck und ließen sich von Dienern Klappstühle nachtragen. Dagegen in der perikleischen Zeit vereinfachte sich die Tracht, ein Wunder, welches wohl großenteils der allgemeine Neid zustande gebracht haben wird, indem man der hohen finanziellen Zumutungen wegen etwas behutsamer wurde, daneben gewiß aber auch das Bewußtsein, daß der schöne Mensch in der einfachen Tracht schöner sei und daß man sich darin bequemer bewege. Daß eine große tatsächliche Gleichheit herrschte und das das Aussehen bei arm und reich, Mann und Frau davon abhing, ob man gut gewachsen war und sich gut bewegte, lassen verschiedene direkte Aussagen erraten. Wir erfahren z. B., daß man ein Oberkleid, wenn man kein eigenes hatte, beim Walker um einen halben Obol auf den Tag entlehnen konnte, und daß, wenn man sparen wollte, Mann und Frau das gleiche tragen durften. Der Stoff war die Wolle, und es ist überliefert, daß das Spinnen und Weben die ständige Tätigkeit der unverheirateten Griechinnen (außer den Lakedämonierinnen) gewesen sei. Daneben

erfährt man freilich aus den Komikern allerlei Namen von Putzstücken und sonstigen Verschönerungsmitteln, und die Eitelkeit wird sich von jeher auszuzeichnen gewußt haben; aber im großen kam es darauf an, wie jeder sein Obergewand trug. Und auch das übrige Leben war noch einfach. Man wohnte in Häusern mit dünnen steinernen Wänden, die ohne zu große Schwierigkeit von Dieben (τοιχώρυχοι) durchgraben werden konnten; ein gewisser Besitz von Mobiliar war auch bei den ärmeren Leuten vorhanden, aber im ganzen scheint auch dabei nicht viel Luxus geherrscht zu haben und ebensowenig damals noch im Essen und Trinken. Eine Anzahl von Reichen mochte natürlich in allen diesen Dingen eine Ausnahme machen; es ist überliefert, daß solche bereits Gymnasien und Badeanlagen für sich hatten.

Nun war freilich in der nämlichen Zeit, da Sparta bei den Griechen im allgemeinen eine starke Verdunkelung erlitten haben muß, zu Athen beständig in Staatsansicht und Leben eine Partei von Lakonizonten vorhanden, die sich eines noch einfacheren Lebens beflissen, einen kurzen Mantel trugen, sich mit Riemen gürteten, mit besonderer Vorliebe turnten und die Ohren vom Faustkampf zerschlagen hatten, ganz als läge in diesen Dingen die Überlegenheit der Lakedämonier über die Hellenen. Es mochte ihnen dabei zum Teil wohl bitterer Ernst sein, denn sie konnten gegen ihre Vaterstadt manches auf dem Herzen haben, zum Teil war es aber gewiß nur Modesache und bei der sonstigen Armut der betreffenden leicht zu erreichen; am Ende hat man in einer Zeit, da das Vermögen zur eigentlichen adeligen Lebensweise mehr und mehr abnahm, etwa schon aus Sparsamkeit lakonisiert.

Den späteren Niederschlag in der Meinung über das Aussehen der alten Athener finden wir bei dem älteren Philostratos, der als ihr Charakteristikum den überaus klugen und geistvollen Blick nennt und auch der Athenerin ein ernstes Äußeres zuschreibt. Anderseits ist freilich bei Aristophanes auch davon die Rede, daß sich die attische Frechheit, wie in gewissen schnippischen Redensarten, so auch in einem spezifisch attischen Blick ausspreche. Daß sich der Sklave in Athen besonders frech und keck benahm, haben wir früher gesehen.

Um nun aber nochmals auf den Charakter der Athener zu kommen, so lautet das allgemeine moralische Urteil über sie allerdings verschieden. Es wird ihnen vieles nachgeredet; aber noch der sonst bittere Plato, der die Schlimmsten unter ihnen besser als irgend jemand kannte und schilderte, läßt ihnen eine schöne Gerechtigkeit widerfahren, indem er den Lakedämonier in seinen „Gesetzen" den Satz, „daß die Guten unter den Athenern dies in besonderem Grade sind", als ein bekanntes Wort anführen und damit begründen läßt, „daß sie allein ohne Zwang, aus der reinen Natur heraus gemäß gottbestimmtem Schicksal wahrhaftig und ungekünstelt gut sind".

Diese freie Sittlichkeit, welche mit der höheren Bildung und allgemeinen Selbständigkeit zusammenhängt, war Sache der Besten. Aber auch im ganzen waren die Athener von allen Griechen das empfindungsfähigste Volk und gewiß am ehesten der Rührung zugänglich; nur hatten sie die Schwäche, wie die Franzosen zu J. J. Rousseaus Zeit, die Ergreifbarkeit und das Tugendgefühl für etwas Bares zu nehmen, und blieben dabei doch, wie sie waren. Ihnen wurde die ganze sokratische Ethik gepredigt; alle Welt wollte sie besser machen, und auch die Dichter erhoben diesen Anspruch. Das Resultat dieser beständigen Erzieherei war dann, daß man dem Guten applaudierte, weil man Geschmack dafür hatte, dabei aber blieb, was man war, wie in der Legende die Zuhörer eines gewissen Heiligen. „Die meisten Erfolge sind euch dadurch entgangen, daß ihr eure Pflicht nicht tun wolltet, nicht dadurch, daß ihr sie nicht einsahet", sagt Demosthenes. Die nämliche Wahrheit ist aber auch in der hübschen Anekdote von den spartanischen Gesandten im athenischen Theater illustriert, denen das Volk mächtigen Beifall klatschte, weil sie vor einem Greise aufstanden, dem sonst niemand Platz machte. „Die Athener wissen, was das Rechte ist, tun es aber nicht", sagte damals einer der Spartaner.

Hier möge auch des höchst bezeichnenden Optimismus in den Ausdrücken gedacht sein, den sich die Athener haben müssen nachsagen lassen. Man liebte, von schlimmen Dingen mit Schonung zu sprechen und gab ihnen, wie Plutarch sagt, immer den mildesten Namen. Schon Solon hatte für seine große Eigentumsentziehung „Lastenabschüttelung" (σεισάχθεια) gesagt. Spätere nannten die Huren „Hetären", die Tribute (φόροι) „Zuschüsse" (συντάξεις) — wobei freilich das Seufzen der Bundesgenossen das gleiche blieb —, die Besatzungen (φρουραί) „Bedeckungen" (φυλακαί), das Gefängnis „Wohnung" (οἴκημα). Ein Unglück, wie Niederlagen, Schiffbruch, Tod usw., umschrieb man dezent mit dem Ausdruck „etwas dulden" (παθεῖν τι); Lysias braucht im Gegensatz zur glücklichen Lage des Staates nicht das Wort „schlecht", sondern „ungeschickt" (ἀνεπιτηδείως) oder „fahren, wie wir lieber nicht wollten"; von Frevlern gegen die Vaterstadt sagte man, „sie haben gegen die Stadt Unglück gehabt" (δεδυστυχήκασιν εἰς τὴν πόλιν); zu Aristoteles' Zeiten nannten sich sogar die Räuber „Erwerbende" (πορισταί). Das wären an und für sich nichts als nette Schattierungen gewesen, wenn nicht die Sache durch jene furchtbare, auf ganz Griechenland, gewiß aber besonders auf Athen bezügliche Schilderung im dritten Buche des Thukydides (82) vervollständigt würde, wo die Entwertung und Veränderung der Ausdrücke als Begleiterscheinungen der Zersetzung und des Verfalls namhaft gemacht werden.

Indem wir nun von den Athenern zu den Griechen überhaupt übergehen, haben wir vor allem vom Zurücktreten des eigentlich Agonalen zu sprechen. Wenn es einen ganz großen Unterschied

zwischen dem fünften und dem vorigen Jahrhundert gibt, so liegt er hier. Zwar äußerlich bleibt noch der Pomp des Athletentums, und Pindar, der noch ganz das alte Lebenspathos der Olympioniken verherrlicht, wirft einen Schein über seine ganze Zeit, als wäre alles noch wie früher gewesen, auch wußte man in kleinen Städten natürlich noch immer nichts anderes, als daß der Athlet das Ideal der Menschheit sei, und noch eine Schar wie die Griechen der Anabasis hält, sobald sie sich einigermaßen in Sicherheit sieht, unter den unbequemsten Umständen einen Agon in allen Formen der Gymnastik und mit einem Pferderennen ab. Aber bald nach Pindar scheint das Epinikion ausgestorben zu sein, zum Zeichen, daß er selbst bereits eine zurückbleibende Potenz gefeiert hatte, und da er sehr alt wurde, konnte er noch erleben, wie fast plötzlich allerlei Kritik und Spott über die Ringkampfsieger laut wurde. Hatte schon früher mit einer der Elegien des Xenophanes die Philosophie protestiert, sie sei mehr wert als alle agonalen Sieger, da diese doch einer Stadt weder Wohlgesetzlichkeit noch materielles Gedeihen schaffen könnten, so ließen sich ähnliche Äußerungen jetzt auf der attischen Bühne hören. „Nicht die Männer mit breiten Schultern und breitem Rücken sind die verläßlichsten, sondern die Verständigen bringen überall die Entscheidung", heißt es bei Sophokles, und in einem Fragment des euripideischen Autolykos wird ausgeführt, bei den Athleten gehe alles mit Fressen darauf, so daß sie keine Habe für das Vaterland erwürben, und arm zu sein verständen sie dann auch nicht. In der Jugend Stadtgötzen, gingen sie im Alter wie schäbig gewordene Mäntel einher. Und da laufe Griechenland um ihretwillen zusammen! Wer von diesen Ringern, Läufern usw., die da bekränzt worden seien, habe hernach der Vaterstadt genützt? Ziehe man denn mit dem Diskos in die Schlacht? usw. Im täglichen Leben behauptet sich die Gymnastik freilich schon aus sanitarischen Gründen als eine selbstverständliche Diät; aber man machte kein großes Aufsehen mehr davon, und selbst den Spartanern scheint mit der Zeit wenigstens die ewige Turnerei verleidet gewesen zu sein, so daß die Ephoren der Garnison von Dekeleia die Mahnung mußten zukommen lassen, sie solle nicht promenieren statt zu turnen.

Die Erklärung für diesen Rückgang liegt darin, daß es seit der Zeit, da die Griechen die Verdienste im Perserkrieg als einen Agon behandelten, ganz andere Wettkämpfe gab als die im Stadion von Olympia und ganz andere Preise für die höchste Auszeichnung als den dortigen Ölbaumkranz. Es ist wohl nicht mehr als ein netter Mythus, was Herodot (VIII, 123 f.) berichtet, daß nach Salamis die griechischen Strategen auf dem Isthmos darüber abgestimmt hätten, wer der ruhmwürdigste und wer der zweitruhmwürdigste Hellene sei, und daß von den zwei Stimmen, die jeder Stratege auf den Poseidonsaltar legte, je die erste ihm selbst, die zweite

dem Themistokles gegolten habe, worauf man freilich Bedenken gefunden habe und ohne Entscheidung abgereist sei. Aber im höchsten Grade bezeichnend ist diese Geschichte, weil sie eine große Veränderung des Horizontes der Griechen dartut: Der Grieche will durch Verdienste um Hellas zuvorderst stehen und denkt, wenn er sich nicht ausgezeichnet hätte, ginge die Welt unter; in zweiter Linie kann er dann allerdings nicht umhin, dem Themistokles die Palme zu reichen.

Mit dem zunehmenden Eindringen der Demokratie verloren dann auch diejenigen Schichten, auf welchen tatsächlich der Agon größtenteils beruht hatte, die Macht und oft auch ihren Reichtum; auch die Gesellschaft, welche Pindar besingt, ist demnach eine bereits stark im Sinken begriffene. Alle Siege in Olympia usw. garantieren eben nicht mehr den mindesten Einfluß in der Polis, wonach doch jetzt alle strebten. Die Polis aber nimmt mit denjenigen vorlieb, welche ihre Leidenschaften vertreten, und fragt gar nicht mehr nach der Edeltrefflichkeit: Vielmehr geschieht alles, um den Denkenden das „Immer-der-Erste-sein-Wollen" zu verleiden; ja die ganze Praxis der Demokratie wird mit der Zeit ein unechter Agon, wobei die scheußliche Übelrede, die Sykophantie usw. sich in den Vordergrund drängen. Diese Polis bleibt nur höchst schausüchtig und beutet den Rest von Wetteifer der Besitzenden durch scheinfreiwillige Choregien aus; darum bleibt einstweilen noch, wenn auch immerhin nur in Athen, der dramatische und chorische Agon am Leben, bis auch dieser dem allgemeinen Dilettantismus und ohne Zweifel auch der Futilität der Kampfrichter unterliegt. Sonst brauchte man die Edeltrefflichkeit, solange man in Athen auch die Fiktion aufrechterhielt, als wäre die Demokratie dauernd mit ihr verbunden, überhaupt nicht mehr, da man ja die Mehrheit hatte, und sie hatte, auch wo sie noch weiterlebte, ihre Gründe, nicht stark hervorzutreten; denn Reichtum an den Tag zu legen, wurde wohl allmählich bedenklich, und dieser war doch eine Vorbedingung des agonalen Betriebes gewesen. Die Neureichen aber (wenigstens in dem Megara des Theognis) werden sich alle Kalokagathie erspart haben.

Auch das Aufkommen der Redekunst schadete der Gymnastik. Nachdem die Griechen von jeher höchst beredt gewesen und die Beredsamkeit (und zwar auch die öffentliche und gerichtliche) als hohe Gabe der Musen gepriesen hatten, erschien dies im 5. Jahrhundert wie abgetan neben dem, was die großgriechischen Sophisten brachten, und was nun für Staatsrede und gerichtliche Rede bald als unentbehrlich galt. Die frühere Eloquenz war höhere Begabung, die jetzige das Resultat einer Schulung. Die causa, welcher diese „geschulte" Rede von den sizilischen Prozessen an dient, ist freilich indifferent und die Beredsamkeit, zumal bei den demokratisierten Gerichten, von Anfang an moralisch in den zweifelhaftesten Hän-

den. Aber sofort muß sich in den wichtigeren Städten ein Auditorium hinzugefunden haben, welches diese Gattung bewunderte und darnach verlangte; auch muß sich ein Agon von Redner gegen Redner gebildet haben, der jetzt viel interessanter schien als die Gymnastik. Darum wird die Verödung der Gymnasien in Athen von Aristophanes in den Wolken gewiß nicht mit Unrecht mit der Sophistik in Verbindung gebracht; die junge Welt hielt sich statt in ihnen in den Gerichtshöfen auf und hielt, während die Alten zu Felde zogen, Volksreden, weil das Gerede die Leute viel namhafter machte; am meisten aber soll diesen die Jugend verhaßt machenden Ton Alkibiades angegeben haben, in dem man denn auch den „Zerstörer der Gymnasien" erkannte.

Die Macht der Persönlichkeit zeigt sich also jetzt in den großen Beispielen nicht mehr agonal, d. h. im Siege über einen oder einige ähnliche, sondern absolut, und was Plutarch von Themistokles sagt, daß er auf jedem Gebiete von anderen unterschieden (ἴδιος) sein wollte, gilt mehr oder weniger von allen damaligen großen Männern. Dies hindert indes nicht, daß die großen Männer der Einzelstaaten es etwa liebten, blendend in Olympia aufzutreten, und sich hier ganz Hellas empfahlen, ja die Festbesucher bewirteten und dabei etwa auch die Spartaner ausstachen.

Und hier kommen wir nun wieder auf Alkibiades. Dieser beschloß kurze Zeit, nachdem Aristophanes in den Wolken die Hippotrophie schon völlig als Karikatur gegeben hatte, den Umstand, daß die Griechen die Aufregung des Wettfahrens doch nicht entbehren konnten, dafür auszubeuten, daß ganz Griechenland sich mit seiner Person beschäftigen sollte. Nachdem er bereits ein großes Vermögen durchgebracht, hatte er jetzt durch seine Verheiratung mit der ersten Partie Griechenlands, der Tochter des reichen Hipponikos, wieder Geld in Menge, und so sandte er denn nach Olympia, was sonst selbst kein König je getan hatte, sieben Wagen und gewann drei Preise. Dabei machten sich fremde Städte, die sich wohl bei Athen recht insinuieren wollten, eine Ehre daraus, ihn zu unterstützen: Ephesos lieferte ihm ein Prachtzelt, Chios Pferdefutter für den kolossalen Marstall, mit dem er auftrat, und Opfertiere, Lesbos Wein und andere Ausstattung für die Bewirtung zahlloser Hellenen. Es war eine panhellenische Choregie im großen, womit er für Athen renommieren wollte, eigentlich aber über Athen hinausdachte. Daß durch diesen Pomp die individuellen gymnischen Sieger diesmal ruiniert werden mußten, liegt am Tage; Alkibiades soll sie verachtet haben, weil sie manchmal von geringer Herkunft, aus kleinen Städten und wenig gebildet waren, vielleicht dienten sie ihm auch nicht, weil er an ihnen seine Meister würde gefunden haben; die zuschauenden Griechen aber, rechnete er, seien schon verpöbelt genug, um die Gemütsspannung beim Wagenfahren ergreifender zu finden wie die beim Anblick gymnischer Meisterschaft, und um

in großen Gratisbewirtungen etwas höchst Angenehmes zu sehen. Der Erfolg war dann freilich, daß sein und Athens Ruhm in jedermanns Munde war; zugleich aber wurde der Sache insofern moralisch der Boden ausgeschlagen, als der Phantasieeffekt der Wagenfahrerei nunmehr abgenutzt war, und ein Stück wie das, daß er es wagen konnte, einem athenischen Landsmann, der zu Ehren seines Hauses und der Stadt Athen gleichfalls konkurrieren wollte, das Gespann einfach abzuzwingen, mag dann noch dazu beigetragen haben, die letzten guten Toren zu verscheuchen. In den Demokratien war wohl bald fast niemand reich und unklug genug, um an den Festen mit einem solchen aufzuziehen.

In der nämlichen Zeit fällt der Begriff der Kalokagathie, welcher früher rein dem Leben entnommen war und das aristokratisch-agonale Wesen bezeichnete, den Philosophen in die Hände, welche den alten Sinn scheinbar beibehalten, ihn aber doch auf alle Weise ethisch in die Kur nehmen. War die Kalokagathie ein Sein gewesen, so tritt nun an ihre Stelle ein Wirken auf andere, nämlich das „Die-Menschen-besser-Machen" (τὸ βελτίους ποιεῖν τοὺς ἀνθρώπους); dies wird nunmehr der Maßstab, der an Menschen und Einrichtungen gelegt wird; Sokrates aber, und wer sonst noch so redete, sprach damit ein neues Ideal aus, mochte es mit der Wirklichkeit aussehen, wie es wollte. Und schon hatte man dabei nicht mehr den Edelfreien, sondern den Bürger überhaupt, ja bald den Menschen überhaupt im Auge.

Überhaupt scheint damit, daß die Demokratie die Werte der Menschen ganz neu zu verteilen anfing, der Rasseglaube eine ziemliche Erschütterung erfahren zu haben, und zwar in Athen ohne Zweifel durch die starke Mischung der aktiven Bevölkerung, die Aufnahmen von Metöken und Fremden in die Bürgerschaft, das Vordrängen des Seevolks, welches bei Salamis gesiegt hatte, wie der Hoplit bei Marathon, anderswo aber durch allerlei Gewaltsamkeit beim Sturz der Oligarchen und ganz besonders durch zahlreiche, teils freiwillige, teils (bei Katastrophen) erzwungene Mesalliancen. Schon Theognis (183 ff.) beklagt es schwer, daß das Geld das edle Blut mit dem unedlen vermischt habe, und daß so die Rasse, welche man bei Schafen, Eseln und Pferden rein zu erhalten strebe, bei den Menschen verdorben werde, indem der edle Mann das Weib aus gemeinem Hause heiratete und umgekehrt. Das komische Urbild einer Mesalliance des Geblüts sind für uns der bäuerische Strepsiades der aristophanischen Wolken und seine Megaklidion, von welcher der Sohn die noblen Passionen geerbt hat. Daß aber der Reichtum in der nämlichen Zeit, da das Heruntersetzen der Reichen auf der tragischen Bühne ein häufiger Gemeinplatz war, so gefährlich er seinem Besitzer werden konnte, stärker begehrt wurde, hatte seinen Grund: Er verlieh zwar nicht die eigentliche Achtung, war aber notwendig die Hauptsache geworden, als die früher mit ihm verbundene höhere Distinktion aufhörte.

In diesem Jahrhundert ist nun auch das Aufkommen zahlreicher berühmter Ärzte zu beobachten. Einen Anfang der inneren Medizin können wir zwar bereits frühe, im Epos, konstatieren. Schon Arktinos in der „Einnahme Trojas" erzählt von den beiden Poseidonssöhnen Machaon und Podaleirios, daß jenem der Vater die leichteren Hände verliehen habe und die Gabe, Geschosse aus dem Fleisch zu ziehen und zu schneiden und alle Wunden zu heilen, diesem aber eine sichere Einsicht in die Brust gelegt habe, das Unsichtbare zu erkennen und das Unheilbare zu heilen. Überhaupt hatte es wohl immer Ärzte gegeben, aber sie waren noch im 6. Jahrhundert rar. Damals ließ sich der böse Kleomenes von Sparta bei langer Krankheit noch von Katharten und Manteis behandeln, doch gab er zu, dies beweise eben, daß er nicht mehr ganz derselbe sei, und schon pflegte etwa eine Polis berühmte Heilkünstler auf eine bestimmte Zeit zu mieten. So stellte Ägina den Demokedes, der es in Kroton bei seinem zornmütigen Vater nicht mehr hatte aushalten können, um ein Talent jährlich an, nachdem er, obwohl ohne Instrumente, Medizinen usw., die übrigen dortigen Ärzte (falls nicht Herodot das Dasein solcher bloß supponiert) alle übertroffen hatte. Derselbe ließ sich dann hernach von den Athenern um 100 Minen mieten, was diese wohl hätten bleiben lassen, wenn sie gute andere Ärzte gehabt hätten, und hernach von Polykrates gar um zwei Talente. Wie er schließlich Hofarzt bei Dareios wurde, aber nach nichts strebte, als in die Heimat zurückzukommen, und am Ende seine Flucht glücklich bewerkstelligte, ist eine Geschichte, die man nie ohne Bewegung wird lesen können. Von ihm an nahmen aber, wie Herodot sagt, die krotoniatischen Ärzte die erste Stelle unter ihren Fachgenossen ein; nach ihnen kamen die von Kyrene; während das Mutterland das Primat der Musik behält, stammen also die ersten großen Ärzte aus den Kolonien.

Nun aber nahmen, wie gesagt, die Ärzte an Zahl stark zu. Dieselben bildeten sich in Schulen zu ihrem Berufe aus, und zwar schlossen sich solche besonders gerne an die Asklepiostempel und die damit verbundenen Heilanstalten an, deren berühmteste in Epidauros, dem thessalischen Trikka und auf Knidos und Kos waren; aus den Kurprotokollen, welche hier aufgenommen wurden, sollen etwas wie Archive medizinischer Beobachtung entstanden sein. Daneben aber beschäftigten sich seit Pythagoras auch die Philosophen gern mit medizinischen Lehren; geschah dies auch mehr um der allgemeinen Erkenntnis willen, als daß Männer wie Empedokles, Anaxagoras, Demokrit u. a. selbst Ärzte gewesen wären, so werden sie doch das Systematische in die Medizin gebracht haben. In der zweiten Hälfte des 5. und noch tief in das 4. Jahrhundert erfüllte dann, wie noch kein früherer, ganz Hellas mit seinem Ruhme der aus der Asklepiadenschule seiner Vaterstadt Kos hervorgegangene Hippokrates. Welchen Eindruck er auf die griechische Welt machte,

geht schon daraus hervor, daß er von der Tradition mit allen berühmten Männern und Ereignissen zusammengebracht wird und unter anderem die Pest des Jahres 430 vorausgesagt haben soll, eine Tradition, von der freilich alles einzelne bestritten und zweifelhaft bleibt. In Athen soll er von Staats wegen in die Eleusinien eingeweiht worden sein und viele Schüler herangezogen haben, denen er einen feierlichen Eid auf gewissenhafte Beobachtung der ärztlichen Pflichten und geregelte Transmission der Lehre abnahm; in seinen Schriften verehrte man gewissermaßen die Stimme eines Gottes. Auch sein Ruhm drang übrigens nach Persien, und er soll einen Ruf des Artaxerxes Mnemon abgelehnt haben, desselben Königs, bei dem wir zur Zeit der Schlacht bei Kunaxa den weltkundigen Knidier Ktesias als Leibarzt antreffen. Er starb in hohem Alter (wohl 377) in Thessalien.

Uns aber interessiert bei der Vermehrung der Ärzte und ihres Ansehens vor allem der Umstand, daß man der ärztlichen Kunst mehr als früher bedurfte. Die Griechen waren offenbar kränklicher geworden, und dies wohl kaum infolge größeren Wohllebens — obschon Pythagoras in Kroton und Empedokles bei seinen reichen Sikelioten auch hiermit dürften zu kämpfen gehabt haben —, sondern vielleicht mehr vom vielen zurückgetretenen politischen Ehrgeiz und vom ungesunden Treiben der ganzen Polis. All die satanischen Bosheiten, womit man einander zusetzte, wird man auch physisch nicht umsonst gehabt haben, vielmehr mußte der unendliche hinuntergefressene Ärger und Jammer des „Bürgers", wobei dieser noch beständig von Sophrosyne duften sollte, Unzählige mit Notwendigkeit krank und nervös gemacht haben. Zudem mußte aber auch die „Entwicklung des Individuums" ihr Teil an der Entwicklung der Krankheiten und daher das Steigen der Ärzte mit sich bringen.

Bei derjenigen Erweiterung des Agonalen zu einem Wettstreit im ganzen Leben, welche für diese Zeit bezeichnend ist, treten nun eben vor allem die Individuen mächtig hervor. Hiebei wird zunächst bemerklich das gänzliche Fehlen der „Bescheidenheit". Die Philosophen, Sophisten, Dichter, Maler, Techniker, geschickten Leute aller Art, welche jetzt statt der Agonalsieger in Griechenland Zelebritäten werden, haben die Kunst und den Willen, sich ohne Rückhalt geltend zu machen, und die öffentliche Meinung verlangt dies von ihnen; denn nur auf Enthaltung von aller tatsächlichen Hybris, nicht aber auf Verbergen des eigenen Wertes bezieht sich die Sophrosyne; der Weise darf und soll sich als Weiser geben, der Glückliche, schon damit die Gottheit seinen Dank erkenne, als Glücklicher; man braucht sich nicht zu verstecken und neben jedem elenden Kerl klein zu machen; das Zugeständnis der Hinfälligkeit des Glücks mag ja daneben immerhin offen bleiben. Hierher gehört schon das prächtige und stilvolle äußere Auftreten, womit man

damals ohne Zweifel neben der vorherrschend einfach gewordenen Tracht der Bevölkerung sehr abstach. Wie schon früher bei festlichen Gelegenheiten die großen Musiker, so hielten es jetzt Philosophen und Maler. Empedokles, der sich freilich unter seinen Agrigentinern und Selinuntiern als einen auf die Erde gelangten Gott gab, und die Sophisten Gorgias und Hippias gingen in Purpur, der erstgenannte auch mit Golddiadem und delphischem Kranz, und wie sich Parrhasios und Zeuxis trugen, haben wir bereits gesehen. Ferner ging man im Selbstruhm bis zum Unglaublichen an Naivität. Wie es Pindar damit hielt, haben wir früher betrachtet; auch Simonides spricht in den Epigrammen unbefangen von seinem unübertroffenen Gedächtnis und von seinem im höchsten Alter durch einen chorischen Sieg gewonnenen Ruhme. Mandrokles, der Erbauer der Bosporosbrücke für Dareios, stiftete von dem Geschenke des Königs in das Heräon von Samos ein Gemälde, welches die Überbrückung des Meeres samt dem thronenden Dareios und dem ziehenden Heere darstellte und eine Inschrift enthielt, wonach er mit dem Werke sich selbst einen Kranz aufgesetzt und dem Volke von Samos Ruhm erworben habe. Parrhasios nannte sein Selbstporträt „Gott Hermes" und nannte sich in seinen Versen einen Sprößling Apolls und Fürsten der Kunst oder den Hellenen, der den ersten Rang darin gewonnen und das höchste Ziel erreicht habe, was er denn doch füglich dem Urteil der Nachwelt hätte überlassen können. Wenn Zeuxis seine Werke schließlich verschenkte, so lag der Grund hiefür zwar wohl nicht darin, daß er sie für unbezahlbar hielt, sondern er mochte sich dadurch wie Polygnot über die Banausie zu erheben glauben; doch spricht sein Selbstgefühl aus dem Worte: „Es wird mich einer eher kritisieren als es mir nachtun." Sogar ein Teppichweber rühmte sich in Delphi an einem Teppich, Pallas habe eine göttliche Anmut in seine Hände gelegt. Überhaupt kommt die Namensnennung auf Werken der Kunst und der Kunstindustrie, wie schon gesagt, nachweislich sehr frühe vor; wir wüßten gerne, wieweit sie auf Anathemen verboten war. Auch ganze Bevölkerungen streuen sich selbst den dicksten Weihrauch. „Seit der Pontus die Scheide zwischen Asien und Europa macht, und der wilde Ares über vielen der Sterblichkeit waltet, ist noch nie eine schönere Tat erdbewohnender Männer zu Lande und auf dem Meere zugleich geschehen", hieß es auf der Inschrift des Anathems, das die Athener nach Kimons Land- und Seesiegen bei Zypern dem delphischen Apoll stifteten.

Wie in der heroischen Zeit, so werden auch jetzt bei den berühmten Individuen die Erzieher und Ammen beachtet und notiert, wobei wiederum der Glaube an die Paideusis stark zutage tritt; es konnten sich auf diesem Wege Namen von unfreien Pädagogen erhalten, während der der Mutter daneben verlorengehen mochte. Berühmt ist in dieser Beziehung zumal Damon, der Musiklehrer

des Perikles, der diesem freilich unter der Hülle der Musik sollte Politik beigebracht haben und darum später durch den Ostrakismos verbannt und von den Komikern als Cheiron verspottet wurde.

Und nun bietet sich uns das Bild einer Mehrheit von Staaten, deren jeder abwechselnd personifiziert ist in führenden Individuen, welche ihrerseits wiederum abwechselnd steigen und stürzen, ein Anblick, wie ihn die Welt bisher nicht gekannt, gewiß auch die phönizischen und punischen Städte nicht. Welch ein Unterschied auch gegenüber Rom! Hier tragen bis ins 6. Jahrhundert der Stadt alle ausgezeichneten Menschen mit Ausnahme Coriolans und einiger wenigen anderen Outlaws eine und dieselbe Physiognomie; sie sind einseitig als Krieger und Diener ihres Staates für Rom allein da, und erst spät mit der Allerweltsbildung kommen die entfesselten Individuen empor. Bei den Griechen aber waltet die Individualität, welche von anderen unterschieden sein will, und es tritt der Begriff der persönlichen Macht (δεινότης) in den Vordergrund, welche je nach Umständen die höchsten Verdienste und die größten Verbrechen gegenüber der Polis umfaßt; diese Polis selbst aber mit ihrem Argwohn und ihren engen Gleichheitsbegriffen einerseits und ihren hohen Ansprüchen an die Tüchtigkeit (ἀρετή) des Individuums anderseits treibt den Begabten auf diese Bahn, die ihn zum waghalsigen Zugreifen (τόλμα) und unter Umständen zur Wut führen kann, und auch Sparta, welches die nach Allseitigkeit strebende Individualität in einer einseitigen Staatsnützlichkeit festhalten will, erreicht damit nichts anderes, als daß es lauter ruchlose Heuchler zieht, wie schon im 6. Jahrhundert den schrecklichen Kleomenes, im fünften einen Pausanias und endlich einen Lysander. Ob nun diese Entwicklung für das Schicksal der Poleis gut und ob sie überhaupt vermeidlich war, bleibt streitig; aber die griechische Welt macht damit im guten und bösen einen enorm reichen, genialen Eindruck. Die Gefahr, die damit verbunden war, hat man später schon erkannt, und aus Athen, das an hervorragenden Individuen die glänzende Reihe von Themistokles bis auf Kritias erzeugt hatte, ertönt wie eine Stimme aus einer Welt der Objektivität das Wort, welches Aristophanes dem Äschylos in bezug auf Alkibiades in den Mund legt:

> Ein Löwenjunges hege man im Staate nicht;
> Doch ist's gehegt, dann füge man sich seiner Art.

Plato aber läßt im Gorgias, dessen fingierte Zeit nicht lange nach dem Tode des Perikles anzunehmen ist (p. 483 d ff.), die gewaltsame Persönlichkeit und ihr Recht als Gegenschlag der unwahren Gleichheit durch Kallikles folgendermaßen schildern: „Das Gesetz der Natur will, daß der Bedeutendere (ἀμείνων) über den Geringeren (χείρων) herrscht. Freilich anders unser (athenisches) Gesetz, wonach wir die Tüchtigsten und Kräftigsten jung wie Löwen einfangen

und sie mit beschwichtigenden Zaubergesängen und Hokuspokus kirre machen, indem wir die Gleichheit zum Prinzip haben und behaupten, sie sei das Schöne und Rechte. Wenn aber, denke ich, einer aufsteht, der die richtige Natur dazu hat, so wirft er dies alles von sich ab und zerreißt es und entrinnt und tritt eure Schriften und Zaubermittel und Heilgesänge und gegen das menschliche Wesen gerichteten Gesetze sämtlich mit Füßen und zeigt sich als euer Herr, und da tritt strahlend hervor das Recht der Natur (τὸ τῆς φύσεως δίκαιον)." Im 4. Jahrhundert war dann freilich wenigstens in Athen dafür gesorgt, daß sich die Sache anders gestaltete. Da ist man nicht mehr persönlich mächtig (δεινός) in Beziehung auf die Polis, sondern in Beziehung auf Philosophie, Eloquenz, Kunst, Privatleben usw.

Mit welchen Umrissen aber ein Wesen noch als groß galt, lehren zumal auch einzelne Gestalten der Tragödie, bei denen es im wesentlichen nichts ausmacht, daß sie mythisch und keine Menschen des 5. Jahrhunderts sind. Denken wir vor allem an den Aias des Sophokles. Seine eigentliche Schuld, wie sie in der vom Boten berichteten Rede des Kalchas (758 ff.) definiert wird, ist nicht Trotz gegen die Götter, sondern nur das Gefühl übergewöhnlicher Kraft; er hat seinem Vater, der ihn mit dem Worte entließ, er solle mit einer Gottheit Hilfe immer siegen wollen, entgegnet: Mit den Göttern kann auch ein Nichtiger Kraft erwerben, ich getraue mir, auch ohne sie den Ruhm an mich zu ziehen, und den unversöhnlichen Haß der Pallas hat er sich dadurch zugezogen, daß er einst im Kampfe ihre Hilfe ablehnte, weil bei ihm der Feind nicht durchbrechen werde. Damit zeigt er eine Gesinnung, die über das menschliche Maß hinausgeht, und deshalb wird er von Athene nach dem uralten, wildmythischen Motiv, woran der Dichter seine Psychologie heftet, verblendet und töricht gemacht, so daß er Vieh und Hirten tötet. Aber es ist wohl zu beachten: er würde, noch bei gesunden Sinnen, bloß weil ihm Achills Waffen vorenthalten wurden, die Führer des achäischen Heeres nachts mit Arglist ermordet haben. Daraufhin würde ihn ein jetziges Theaterpublikum nicht mehr tragisch finden und eine jetzige, „öffentliche Meinung" ihn in ihrem Sinne für „verloren" und „verschätzt" halten. Für Sophokles und die Athener aber bleibt er eine der höchsten Teilnahme würdige ideale Gestalt, und die pathologischen Tatsachen seines Zustandes, wie teils er selbst, teils Tekmessa sie aussprechen, sind höchst großartig gemeint. Auch eine Medea, wie wir sie bei Euripides motiviert finden, wäre auf der heutigen Bühne unmöglich; und nun kann gar ein szenischer Charakter noch sympathisch bleiben und allgemein verständlich sein, der seinen Machtsinn so unverhohlen in die Welt hinausruft, wie dies der Eteokles der Phönissen tut. Dieser will, anstatt gesetzlich und laut Abrede mit Polyneikes abzuwechseln, die Macht einfach behalten, weil er sie hat

Aphrodite
London, Britisches Museum

1. Silenskopf. 2. Aphrodite. 3. Eros
Griechische Terrakotten

(504 ff.); um die Herrschaft, „die höchste Gottheit" zu besitzen, würde er in den Himmel oder in die Unterwelt gehen; sie einem anderen zu überlassen und dafür das Geringere zu nehmen, freiwillig zu dienen, wo er herrschen könnte, erscheint ihm als Feigheit. Er schließt mit dem Satze:

> Wenn einmal Sünde sein muß, ist's am schönsten doch,
> Um Herrschaft sündigen. Sei man dann in anderem fromm.

Letztere Kautel ist echt athenisch und im Sinne einer Polis gesprochen, die, wenn's gerät, eine Zeitlang groß ist und vielleicht viele andere Gegenden zum Frieden unter sich zwingt; mißlingt oder erlischt aber die Machtbildung, so mag die Welt eine Zeitlang zur Mördergrube werden.

Um aber auf die historischen Persönlichkeiten Athens zu kommen, so ist das Naturell der damaligen großen Männer von Themistokles an überhaupt der stärkste Ausdruck des athenischen Wesens, daher denn auch Kimon als Ausnahme so kenntlich gewesen sein soll. Ein echter Athener ist vor allem der erste, welcher Athen um jeden Preis vorwärtsgetrieben hat: der erstaunliche Themistokles. Voll von persönlicher Macht und Waghalsigkeit und von jenem Triebe beherrscht, überall etwas Besonderes zu sein, gewinnt er schon in seiner ruchlos durchlebten Jugend durch Züge, die bereits völlig in der Art des Alkibiades sind, gewaltsam die allgemeine Aufmerksamkeit. Er braucht dabei, um in der Demokratie zu gelten und zu blenden, enorm viel Geld, ohne eine Spur von ökonomischem Gewissen; sobald er aber den erstrebten Einfluß hat, setzt er auch das Außerordentliche durch, nämlich den Verzicht der Bürgerschaft auf eine sonst echt im Sinne der Demokratie liegende Einrichtung: die Verteilung der aus den laurischen Silbergruben eingehenden Gelder unter die einzelnen Bürger. Es sollten aus diesen Einnahmen Trieren zum Kriege gegen die Ägineten erbaut werden, und erst noch hatte er, wie angedeutet wird, die geheime Absicht, daß alle Schiffe zum Kampf gegen die Perser dienen sollten, wie denn auch geschah.

Es läßt sich nun überall fragen, wieweit dieser Odysseus des 5. Jahrhunderts in Wahrheit der Tausendsassa und Schwerenöter gewesen sei, als den man ihn auffaßte. Vieles von der Tradition über ihn geht auf den unzuverlässigen Stesimbrotos von Thasos zurück, und wenn sich auch die Hauptsachen schon bei Herodot finden, so hat doch auch dieser nur berichtet, was man ihm in Athen sagte. Daß Themistokles aber mit Hilfe seines Frevelsinnes (des πανοῦργον) in verzweifelten Lagen unerhörte Wagestücke ausgeführt und die kolossalsten Gefahren auf sich genommen hat, wird man nie bezweifeln können. Und nun kommt noch die Bestechung und Überlistung der Spartaner, die Verbannung durch den Ostrakismos, die abenteuerliche Flucht, der überwältigende Eindruck auf

Artaxerxes und das Ende in Magnesia, eine Geschichte, die, so vieles daran (namentlich an den letzten Schicksalen) erfunden sein mag, doch noch heute den Leser zwischen Bewunderung und Schauer balanciert und in einen Taumel der Hingebung hineinreißt.

Ein Vertreter der athenischen Art ist auch Perikles, der sich gebändigt und der Stadt vollständig gedient hat, mit deren Größe er die seine identifizierte. Er wollte die Gegensätze des vollkommenen Bürgers und des ungeheuren Menschen harmonisch in sich vereinigen; doch ist es auch ihm nicht ganz gelungen. Im übrigen hat auch er das Äußerste gewagt, und, wie früher schon gesagt, den Ausbruch des entscheidenden Krieges mindestens wünschbar finden müssen.

Und nun der Mann, in dem sich Athen im höchsten Grade personifiziert: Alkibiades! Wir kennen ihn scheinbar genau, nicht nur aus der Biographie des Plutarch, sondern aus Thukydides, Andokides bzw. Pseudo-Andokides und Isokrates (περὶ ζεύγους). Und doch ist es schwer, von ihm zu sprechen. Denn wenn wir aus Plutarch recht eigentlich sehen, wie Athen die „Individualität" dieses Menschen durch Hinterdreinlaufen und Aufnotieren alles dessen, was er tat, großzog, so geht daraus nicht minder hervor, wie die athenische Phantasie, sei es durch die Feder des Stesimbrotos oder anderer, nachgearbeitet und alles, was ihm ungefähr ähnlich sah, von ihm ausgesagt hat; auch hier wird man das Typische vom Historischen nie genau scheiden können. In ihm bekommt die demokratische Gleichheit der Bürger ihren Gegenschlag durch Schöpfung einer abnormen Absonderlichkeit, in deren Hände zuletzt in gefährlichen Augenblicken die Macht des Staates gerät. Diese Absonderlichkeit muß damit beginnen, alles zu sein und zu können, was man in Griechenland überhaupt ist und kann. Alkibiades ist von vornehmer Herkunft und von einer ausnehmenden Schönheit, die ihm in allen Lebensaltern eigen geblieben ist. Dazu ist er von der Natur mit einer Redegabe ohnegleichen ausgestattet und zugleich mit jener Gabe, sich den Menschen geistig zu assimilieren (ἐξομοιοῦσθαι), wodurch er sie betört, ohne es zu wissen und zu wollen. Sein Verhältnis zu Sokrates würde dafür sprechen, daß es ihm anfänglich auch nicht an innerer Tiefe gebrach. Aber man muß sich hüten, Plato hier zuviel Glauben zu schenken; denn das Symposion begehrt keine historische Urkunde zu sein; sein Verfasser hatte in einem philosophischen Dialog das Recht des Dichters, das meiste hinzuzuersinnen. Das Verhältnis könnte also sehr viel kürzer und geringer gewesen und von Alkibiades z. B. nur aus Pikanterie oder um Liebhaber zu ärgern aufgesucht worden sein; Plato aber konnte es bei der ungeheuren Macht, welche Alkibiades auf seine Mitbürger ausübte, wünschbar finden, auch diesen Schatten in seinen Dialog hineinzuziehen. Mag es sich indes hiemit verhalten haben, wie es will, sicher ist Alkibiades ein wunderbares Gemisch von ganz

immensen Gaben auf der einen Seite und von einer höchsten, teils bewußten, teils unbewußten Scharlatanerie im Geltendmachen dieser Gaben anderseits, der größte aller Demagogen, wie ihn Plutarch treffend nennt; ja auch jenes Sichakkomodieren an anderer Länder Sitte ist nur jedesmal wieder eine andere Phase seiner Demagogie. Seine Athener aber sind von ihm völlig verhext, lassen ihm das Unglaubliche durchgehen und tun ihm den Gefallen, alles an ihm interessant zu finden, selbst ohne daß er das besonders zu wollen braucht; man kommt ihm dergestalt entgegen, daß es ein Wunder wäre, wenn er die Besinnung behalten hätte. Mit der Zeit zeigt er dann allerdings durch sein Auftreten in Olympia gar zu deutlich, daß er die Griechen als Gaffer und Schwätzer taxiert. Hier malt er grell im Tapetenstil; in Athen aber wird seine Stellung bald so, daß Timon ihn als denjenigen begrüßen kann, der das große Verderben bringen wird. Hatte er sich schon früher eingebildet, es könne jemand im Alter nicht ein großer Mann (λαμπρός) werden, wenn er jung nicht ein gänzlicher Frevler (πονηρότατος) gewesen sei, so übt er nun, nachdem er durch die Macht der Rede die übrigen Demagogen aus dem Felde geschlagen hatte, in der Politik nach außen Lug und Trug und hat z. B. an der Ausmordung der Melier eine Hauptschuld. Zugleich aber steckt er die Athener mit jenem ungeheuren Ehrgeiz (dem φιλόνικον und φιλόπρωτον) an, der ihm eigen ist, und zeigt den Willen, sich ihre Phantasie völlig dienstbar zu machen, und wenn er auch recht wohl weiß, daß die Sache mit Melos ruchlos und das sizilische Projekt unsinnig ist, treibt er doch bei beidem vorwärts, um an der Spitze der athenischen Leidenschaft zu bleiben.

Die Konsequenz alles bisherigen Alkibiadeskultus tritt dann unausbleiblich ein. Die von ihm geweckte oder doch am meisten geförderte Ambition nicht nur auf Sizilien, sondern auf Herrschaft nah und fern, zumal auf Gründung eines großen Westreiches, führt zur sizilischen Expedition, dem Höchsten, was vermessener Egoismus wagen konnte. Aber nun ist derselbe Mann, der die Athener in diese unglückliche Unternehmung hineingezogen hat, wegen des Hermokopidenfrevels in eine Kriminaluntersuchung verflochten und sieht plötzlich seine ganze Existenz bedroht. Und als er dann dem Staatsschiffe, das ihn nach Athen bringen sollte, entwichen und nach Sparta gelangt ist, da zeigt sich, was Plato an der angeführten Stelle das leuchtende Hervortreten des Rechtes der Natur nennt. In Athen zum Tode verurteilt, sagt er: „Wir wollen beweisen, daß wir am Leben sind", und wird nicht nur in seinen Manieren ein vollendeter Spartaner, sondern zeigt seine echteste Natur darin, daß er jetzt ganz Athenerfeind wird und sich keine halbe Wehmut oder gemütliche Hintertür offen behält. Ohne Bedenken gibt er die zweckmäßigsten Maßregeln zur Vernichtung Athens an: er mahnt zur Hilfe an Syrakus und zur Befestigung Dekeleias, damit die Athener

ihre Einkünfte sowohl von der Landschaft als von den Bergwerken verlieren und auch ihre Bundesgenossen im Hinblick auf ihre Bedrängnis von ihnen abfallen sollen, und endlich betreibt er den Abfall Ioniens von Athen und das Bündnis zwischen Sparta und Persien. Nebenbei aber führt er sich noch im Königshause des Agis ungebührlich auf, indem er sich in ein Verhältnis mit dessen Gattin Timäa einläßt, mit der vollen Absicht, daß an Stelle von Herakliden seine Nachkommen Könige von Sparta werden sollen.

Auch auf Tissaphernes, zu dem er seine Zuflucht nimmt, als die mißtrauisch gewordenen Spartiaten ihm nach dem Leben trachten, übt er seinen Zauber aus; denn es gab, wie Plutarch sagt, keinen Charakter und keine Natur, die den Reizen seines täglichen Umganges hätte widerstehen können, und selbst solchen, die ihn fürchteten, gewährten seine Gegenwart und sein Anblick einen Genuß und frohe Stimmung. Und nachdem er eine Weile in einer Art von Mittelstellung gelebt hat, bietet sich allmählich die Möglichkeit, in das tödlich geschädigte Athen zurückzukehren. Aus den Unterhandlungen, die deshalb in Samos gepflogen wurden, ist uns wieder ein ganz echter Zug überliefert. Er „weint" nämlich dort über sein Schicksal, weil er von seinen Feinden genötigt worden sei, seine eigene Kraft und Tüchtigkeit (ἀρετή) gegen die Vaterstadt zu betätigen. Also diese schöne Eigenschaft, die hier ganz unabhängig von der Tüchtigkeit für den Staat als die berechtigt geltende Tatsache in seinem Wesen erscheint, hat das Recht, sich um jeden Preis zu offenbaren, und Feinde entschuldigen alles. Man akzeptierte diese Entschuldigung; seine Rückberufung war zwar nach dem Ausdruck des Dionysos in den aristophanischen „Fröschen" eine schwere Geburt; sie wurde aber von ihm wunderbar vorbereitet, indem er nicht mit leeren Händen, sondern mit Glanz zurückkehren wollte; und er war wieder siegreich und hatte neue Verdienste um Athen gewonnen, als endlich der auf ihn geschleuderte Fluch von den Eumolpiden zurückgenommen und er mit unerhörtem Pomp in der Heimat wieder empfangen wurde. Darüber, daß man seiner Genialität nicht genug nachgesehen, konnte er sich wahrlich nicht beklagen; er erhielt das unbeschränkte Kommando zu Land und zur See, und besonders das geringere Volk soll gehofft haben, daß er mit der Verfassung und dem Schwätzerregiment, das den Staat zugrunde richte, ein Ende machen und die Zügel selbst ergreifen werde. Aber nun wurde ihm eben sein fabulöser Ruhm verderblich, indem man jetzt glaubte, es müsse ihm alles gelingen, und wo dies einmal nicht geschah, der Meinung war, es fehle nur an seinem guten Willen. Als er die übertriebenen Erwartungen nicht erfüllte, und sein Unteradmiral, der — als rechter Athener — auf eigene Faust Ruhm gewinnen wollte, sich bei Notion hatte schlagen lassen, begannen die Klagen in der Volksversammlung wieder, und er mußte, als der Demos nunmehr zehn Strategen wählte, von neuem weichen. In Thrakien,

wo er sich einen Zufluchtsort gesichert hatte, hatte er dann noch Gelegenheit, den attischen Strategen ihrer exponierten Stellung wegen, die sie bei Ägospotamoi eingenommen hatten, eine nutzlose Warnung zukommen zu lassen; bald darauf ging er in Kleinasien durch Mörderhand unter.

Es hatte von dieser über alle Parteiherrschaft in Volksversammlung, Gericht, Hetärien usw. hinaus erwachsenen, allbetörenden Persönlichkeit für Athen geheißen, wie für Sparta von dem (im übrigen einen soviel widrigeren Eindruck machenden) Lysander: Die Heimat hielte keinen zweiten dieser Art aus. Aber man hielt hernach schlechtere aus; denn Poleis sind dazu da, unerhörte Subjekte emporzutreiben; nur hatte man im 4. Jahrhundert, da wohl mancher gerne so hätte sein mögen, die alten Kräfte nicht mehr auszugeben. Alkibiades aber wird auf alle Zeiten ein Gegenstand des Nachdenkens sein. Wie er mit seinen persönlichen Gaben Athen zur sizilischen Expedition verführt, wie es ihn aufs äußerste gebracht, unendlich viel von ihm gelitten, ihn wieder aufgenommen und nochmals von sich gestoßen hat, bleibt eine der beklagenswertesten Partien der ganzen griechischen Geschichte.

Mit dem Hervortreten der großen Individuen hängt das Wachsen der Ruhmbegier (φιλοτιμία), das Streben, seinem Leben durch Taten Glanz zu verleihen (τὸν βίον λαμπρὸν ποιεῖσθαι τοῖς δρωμένοις), zusammen. Und zwar handelt es sich hier um den Ruhm bei der Nachwelt, an welchen zu denken heutzutage auch bei der glänzendsten Hingebung nur eine sehr geringe Neigung vorhanden ist, als empfände man dunkel, es möchte an der Nachwelt nicht mehr viel sein. Bei den Griechen aber kann Plato seine Diotima zu Sokrates sprechen lassen: „Du siehst, wie die Menschen sich aufs äußerste anstrengen, um namhaft zu werden und unsterblichen Ruhm auf alle Zeiten zu erwerben; alle sind bereit, deshalb Gefahr zu leiden, mehr als um der Kinder willen, und den Besitz aufzuopfern und jede Anstrengung auf sich zu nehmen und für die Sache zu sterben. Oder glaubst du etwa, daß Alkestis wegen Admets gestorben oder Achill um Patroklos in den Tod gegangen oder euer Kodros für die Herrschaft seiner Kinder ihn gesucht hätte, wenn sie nicht gewußt hätten, daß ein unsterbliches Gedächtnis ihrer Tugend fortdauern werde, wie dasselbe jetzt wirklich bei uns fortlebt?“ Worauf Sokrates entgegnet: „Weit entfernt, sondern damit ihre Tüchtigkeit unsterblich sei und ihr Name ruhmvoll, tun alle alles, und je trefflicher sie sind, um so mehr.“ Daß dieses Streben nach Nachruhm bis in die heroische Zeit hinaufreicht, haben wir früher gesehen; jetzt aber nimmt vollends der Agon diese höchste Form an, während anderseits mit der Zeit statt der Zelebrität auch die Notorietät ihre Rolle zu spielen beginnt, und man neben den berühmten Individuen, unter die z. B. auch die schönsten Weiber gehören, auch die ver-

brecherischsten und die lächerlichen: die dummen Kerle, Fresser, Säufer usw., aufzählt.

Der größte Beweis der Ruhmbegier sind aber für uns die zahlreich werdenden Denkmäler. Der alte Orient kennt (vom König abgesehen) keine andere Verherrlichung des Individuums als das Grab, und auch dies außerhalb Ägyptens, dessen Grabstelen eine Ausnahme bilden, kaum irgendwo so ausgebildet, daß es das Privatindividuum mit seiner Persönlichkeit und seinem Tun der Nachwelt näherbrächte. Der Despotismus hat das Alleinrecht auf Notorietät bei den künftigen Geschlechtern, so daß wir aus Vorderasien, Persien usw. nur von Königsgräbern etwas wissen. Bei den Griechen dagegen kann das einzelne Individuum verherrlicht werden, und zwar geschieht dies zunächst ebenfalls auf seinem Grabe durch die Grabschrift (ἐπιτύμβιον ἐπιτάφιον), deren poetische Form, das Grabdistichon, im 5. Jahrhundert mit Simonides und dessen Grabschriften auf einzelne wie auf ganze Scharen jedenfalls einen ganz besonderen Aufschwung genommen hat. Sodann aber zeigt sich die Verherrlichung, vom Grabe abgelöst, in der Form der Ehrenstatue, deren früheste Gattung, wie wir früher gesehen, die im 6. Jahrhundert schon beginnende Athletenstatue ist, die dann aber vom 5. Jahrhundert an jeder Art von Zelebritäten: Staatsmännern, Strategen, Dichtern, Musikern, Rednern usw. teils von Staats wegen, teils durch Verwandte, Verehrer, Korporationen usw. gesetzt wird.

Es wurde nämlich mit der Zeit ein ganz übliches Ziel munizipaler Euergesie, daß man, wie durch Kränze, Proedrien usw., so vollends durch eine Statue auf Gemeindebeschluß belohnt zu werden wünschte, und so kam es, daß noch zur Zeit des Pausanias die Städte reich an Ehrenstatuen aller Art waren, worunter freilich die späteren, um sehr mittlerer Verdienste willen oder auch bloß aus Parteigunst gesetzten die früheren überwogen. Außer den mächtigen Depositis von Statuen auf den Agoren und Akropolen der einzelnen Städte aber ist hier noch des Volkes von Porträtstatuen zu gedenken, welches sich an den großen Agonalstätten zusammenfand. Zumal Olympia und Delphi waren lange nicht bloß für Athleten, sondern für Berühmte jeder Art die allgemeinen Weihestellen der griechischen Ruhmesdemonstration. Hier verherrlichten Staaten ihre Mitbürger, ganz abgesehen davon, ob dieselben ihre Statuen auch in der Heimat hatten, und so fanden sich an diesen Orten Staats- und Kriegsleute (ohne Rücksicht darauf, wie wehe man damit den Unterlegenen tun mochte), Friedensstifter, Geschichtschreiber wie Anaximenes von Lampsakos, Redner wie Gorgias, lakedämonische Könige, Diadochen usw. in bunter Fülle beisammen.

Schließlich gelangte man auch zu der großen monumentalen Tendenzgruppe, wie sich denn Lysander in Delphi, von mehreren Göttern umgeben und von Poseidon bekränzt, inmitten seines Mantis,

seines Steuermanns und von 27 Statuen (gewiß sonst ganz obskurer) Unteranführer der Spartaner und Anführer seiner Bundesgenossen darstellen ließ. Aber gerade an eine nach Olympia gestiftete Lysanderstatue kann Pausanias auch die Betrachtung knüpfen, wie alle Welt mit solchen Ehrenbezeigungen nur immer den augenblicklich Mächtigen schmeichle. Die Samier hatten einst die vergoldete Statue des Alkibiades in ihr Heräon als Anathem gestiftet; nach Ägospotamoi stifteten nicht nur sie jenes Lysanderbild nach Olympia, sondern auch die Ephesier in ihr Artemision den Lysander, den Eteonikos, den Pharax und andere durchaus nicht namhafte Spartiaten; als aber die Dinge wiederum umschlugen und Konon bei Knidos gesiegt hatte, ging mit den Ioniern wieder eine solche Änderung vor, daß man im Heräon auch einen ehernen Konon und einen Timotheos sah und ebenso im Artemision.

Was übrigens die berühmten Athener betrifft, so gab es von ihnen früher gemalte als skulpierte Porträts, und überhaupt nahm das gemalte Porträt im 5. Jahrhundert stark zu, in öffentlichen Fresken wie als Tafelbild, das dann etwa von der Familie des Dargestellten in ein Heiligtum geweiht wurde. Solche Porträts sind dann in den späteren Zeiten massenhaft kopiert und selbst in Bücherminiaturen wiederholt worden.

Um aber nochmals auf das Grab zu kommen, so möge hier noch der Polyandrien, d. h. der Gräber für viele Gefallene, gedacht werden. Bei Platää hatten ein solches die Lakedämonier, die Tegeaten, die Athener, die Megarer, die Phliasier. Welche Ambition sich daran knüpfte, geht daraus hervor, daß von solchen Bevölkerungen, die nicht mitgekämpft hatten, um künftiger Geschlechter willen leere Grabhügel errichtet wurden. Diese Geschichte beweist zum mindesten, was man sich in Sachen des erschlichenen und erpreßten Ruhmes zutraute, und hat ihre Parallele darin, daß Pausanias auf der Inschrift des delphischen Dreifußes frecherweise nur sich als Widmenden nannte, und in der Ungeniertheit, womit nach den Perserkämpfen einzelne Staaten, Heere und Anführer die Ehre des höchsten Verdienstes für sich zu usurpieren suchten. Was aber die monumentale Gestaltung der Polyandrien betrifft, so kennen wir den Löwen von Chäronea. Derselbe war ohne Epigramm, und zwar, wie Pausanias meint, weil das Glück der Tapferkeit nicht entsprach, vielleicht aber eher, weil jedes Wort überflüssig oder auch bei der fortdauernden und periodisch zunehmenden makedonischen Macht bedenklich gewesen wäre.

Indem wir nun zur Betrachtung weiterer gesellschaftlicher Verhältnisse übergehen, beschränken wir uns zunächst, was die Männerliebe betrifft, darauf hinzuweisen, was in dem Hauptaktenstück, das wir dafür haben, nämlich in Xenophons Gastmahl, in Sachen derselben öffentlich im Gespräch zugegeben und als allverständlich supponiert wird, und wenden uns nun vor allem der Stellung der

Frauen zu. Diese ist gegenüber dem vorigen Jahrhundert vielleicht noch wesentlich verringert, ja es hat bisweilen den Anschein, als wäre in Athen, aus welchem unsere Aussagen stammen, der letzte Rest von Herzlichkeit für das Geschlecht gewichen. Auch die besonderen Feste und Mysterien der Frauen und ihr merkwürdiges, in starkem Kontrast zu der sonstigen Zurückgezogenheit stehendes massenhaftes Auftreten vor allem Volk, nicht nur an der Panathenäenprozession, sondern auch bei ziemlich wilden Kulten, beweisen noch gar kein hohes Ansehen derselben. Sklaven hatten ihre besonderen Kulte auch, und das Höchste, das man hatte, nämlich alles Agonale sowie die Poesie und Literatur, zumal das ganze Drama, existierte doch nur für die Männer. Auch Geltung in der Geselligkeit aber haben nur die Hetären; diese dürfen beim Symposion etwa das Wort führen; wie wir früher gesehen haben, ist es aber auch wesentlich die Gabe der geistreichen Konversation, worauf ihre Bedeutung beruht, während für das Mädchen aus dem Hause das Schweigen und die wenigen Worte als Schmuck galten.

Für die Frau des Hauses aber, für die Sophokles das klassische Wort hat, gilt: „Schweigen, o Frau, gibt der Frau ihren Schmuck." Sie soll aber nicht nur selbst nicht reden wollen, sondern der Schmuck soll auch darin bestehen, daß von ihr geschwiegen wird. Ganz sprechend ist in dieser Beziehung der Schluß der perikleischen Grabrede, wohl das Offiziellste, was über die Stellung der Frauen in Athen existiert. Der Redner tröstet hier zuerst die Eltern, dann die Brüder und Söhne der Gefallenen und zuletzt die Witwen (es ist viel, daß diese nur anwesend sein durften) mit dem Wort: „Wenn ich auch der weiblichen Tugend mit Bezug auf die Witwen gedenken soll, so will ich mit kurzer Mahnung alles sagen: Zu großer Ehre wird es euch gereichen, wenn ihr euren Charakter nicht verleugnet und wenn so wenig als möglich, weder im Lob noch im Tadel, euer gedacht wird." Dies ist das Zeugnis des Mannes, der mit Aspasia (die er dabei ausnehmen mochte) lebte und wohl auch sonst ein ziemlich bewegtes Liebesleben hinter sich hatte.

Die Ehe aber wird geringgeschätzt. Bei den ernsthaftesten Gelegenheiten stellt sich immer nur das Argument ein: Sie existiere nicht wegen der Liebe und vollends nicht zur Befriedigung eines sinnlichen Bedürfnisses, sondern nur zur Erzeugung von Kindern, und um an solchen Pfleger für die alten Tage zu haben, und zwar sollte man, wie Antisthenes beizufügen pflegte, dieser zu erzeugenden Kinder wegen das physisch und geistig bestbeanlagte Weib nehmen. Man könnte demnach fast auf den Gedanken kommen, die gesetzliche Ehe wäre in Athen überhaupt untergegangen, wenn nicht die Bestimmung sie geschützt hätte, wonach als Bürger bloß die Kinder von Bürgern und Bürgerinnen anerkannt wurden. Das ethisch Schönste und das Höchste an Verehrung, wozu ein Mann sich gegenüber seiner Frau aufschwingt, enthält noch der Ökono-

mikus Xenophons, wo Isomachos erzählt, wie er seine junge Gattin erzog, der er am Ende sagte (42): „Wenn du dich besser erweisest, als ich bin, so wirst du mich zu deinem Diener machen." Dies ist aber ein isoliertes Wort; das übrige ist alles Härte. Vor allem pflegt man, während die Frau zum Leben in ihrer Gynaikonitis verdammt und in jeder Weise geknechtet ist, mit Kebsweibern und Hetären alle mögliche Üppigkeit; Klagen hierüber schallen uns aus den Thesmophoriazusen des Aristophanes entgegen. Aber auch Sophokles findet das Frauenlos traurig, indem er erwägt, wie das herangewachsene Mädchen nach glücklich verlebter Kinderzeit von den heimischen Göttern und den Eltern hinweggestoßen und verhandelt wird, oft zu Fremden und Nichtgriechen, jedenfalls in ein ungewohntes Haus, und nach der Brautnacht alles loben oder schön zu finden scheinen muß. Schon an die Werbung knüpfen sich Dinge, die etwas ewig Anstößiges haben. Man denke an die Naivität, womit man Bräute sitzen läßt, sobald sich findet, daß deren Vater arm gestorben, was nicht nur beim Tode Lysanders, sondern nach der einen Version bei dem des gerechten Aristides vorgekommen sein soll. Von einem Durcheinanderheiraten nach rein geschäftsmäßiger Konvenienz, das für uns ganz unglaublich klingt, gibt die Heiratsgeschichte des Verschwenders Kallias III. ein Beispiel, wie sie Andokides in der Mysterienrede darstellt. Man kann ja nun sagen, daß dies ein einzelner, verwilderter Mensch gewesen sei; aber die Geringschätzung der Frauen auch durch die bedeutendsten Männer wird uns durch gar zu deutliche Aussagen verraten. Besonders ist auch Platos Bericht über den Abschied Xanthippes von Sokrates — Xanthippe mag sonst gewesen sein, wie sie will — indirekt dafür so bezeichnend, wie wenige Umstände man mit den Frauen machte. Als sie mit dem Knäbchen jammernd bei ihm sitzt und nach Frauenart ausruft: Jetzt reden deine Freunde zum letzten Male mit dir und du mit ihnen, wirft er einen Blick auf Kriton und sagt: O Kriton, es mag diese jemand nach Hause führen; was denn mit der laut Klagenden und Gestikulierenden auch geschieht. Mit Phädon ist Sokrates ganz anders innig; hier spricht schon der gemütliche Zug, wie er ihm nach seiner Art im Haare wühlt. Wenn Plato damals auch nicht anwesend war, so ersetzt für uns doch eine Fiktion, die er an die Stelle des Wirklichen glaubt setzen zu dürfen, den wahren Hergang vollkommen. Ein indirekter Schluß auf die Geltung der Frauen läßt sich auch daraus ziehen, daß unter den vielen überlieferten Gesprächen fast keine mit Frauen vorkommen; es reden beinahe nur Männer, und die Weiber gelten als völlig abwesend, selbst wenn welche zugegen sind. Eine völlige Ausnahme macht Diotima, auf welche sich Sokrates im platonischen Symposion beruft; mag auch die ganze Figur nur eine Schöpfung Platos sein, so zeigt sich hier doch eben von seiten Platos ein eigentümlicher Aufschwung.

Wirkliche politische Macht, Einfluß auf das äußere Leben haben in dieser Zeit nur hie und da Frauen vom Rande der griechischen Welt aus Familien von Kolonialtyrannen oder persischen Vasallen; so schon im 6. Jahrhundert Pheretime von Kyrene, sodann Artemisia von Halikarnaß, deren Charakter schon die verruchte Verstellung zeigt, womit sie bei Salamis, um sich zu retten, ein Schiff der eigenen Partei in den Grund bohrt, und die höchst entschlossene Mania, die Witwe des persischen Vasallen Zenis, des Herrschers von Dardanos, welche mit der Gunst des Pharnabazos weiter herrschte, sogar Schlachten kommandierte, zuletzt aber von einem Schwiegersohn ermordet wurde. Im eigentlichen Griechenland kommen kriegerische Heldentaten von Frauen kaum vor; dagegen werden die Spartiatinnen auch jetzt infolge der besonderen Verhältnisse Spartas mehr zu sagen gehabt haben als die Frauen anderswo.

Charakteristisch für die Geringschätzung der Frauen ist die zunehmende Verwunderung über den Ursprung des Trojanischen Krieges um eines untreuen Weibes willen. Dagegen wird sonst der Ehebruch der Frauen nicht leicht genommen. Euripides läßt in der Andromache, wo unter anderem auch Peleus (595 ff.) sich höchst lächerlich über den schädlichen Einfluß des spartanischen Frauenturnens auf die weibliche Sittsamkeit ausläßt, Hermione in ihrer Selbstanklage (930 ff.) Störungen des ehelichen Verhältnisses hauptsächlich auf die Besuche der Frau durch andere Weiber zurückführen, von denen die eine aus Gewinnsucht, die andere, um eine Mitschuldige zu haben, viele aus roher Sinnlichkeit Unheil stiften helfen, und in der Tat konnte es bei dem sonstigen Zwang nur gefährliche Folgen haben, wenn man wirklich der Gattin den beliebigen Empfang anderer Weiber, vielleicht der ersten besten Nachbarinnen, gestattete. Jedenfalls bestand ein großer Unterschied gegenüber von heute darin, daß die ungetreue Frau nicht in der Galanterie einer öffentlichen Meinung — welche eben damals die Weiber nicht machen halfen — Billigung für sich fand, und daß Untreue mit jedem anderen Diebstahl ging. Sie wurde überhaupt nicht interessant gefunden und war für den Gatten und ebenso für die schon vorhandenen Kinder wohl eine Schande; aber von dem heutigen Hohn über einen solchen Gatten war man weit entfernt, und er durfte in einer Weise, welche heute undenkbar wäre, Lärm schlagen. Vollends gab sich auch die Szene nicht mit psychologischer Ausdeutung und Beschönigung desselben ab. Übrigens mag man sich daran erinnern, daß schon im Mythus Hephästos alle Götter herbeiruft, um die Gemahlin des Ares, von seinem Netz umfangen, vorzuzeigen, und daß das allgemeine Gelächter nicht auf ihn, sondern auf die beiden geht.

Was die Zeichnung der Frauen durch die Dichter betrifft, so mag streitig bleiben, wieweit Aristophanes in seinen drei Weiberstücken (Tesmophoriazusen, Lysistrate und Ekklesiazusen) anzuhören wäre;

denn wie sich heute eine Komödie, wo nur Männer zuhörten, gebärden würde, wüßten wir auch nicht, zumal in verdorbenen großen Städten. Dagegen ist auf die Tragiker wohl zu achten; denn wenn auch die kulturhistorische, allgemeine Beweiskraft von Dichteraussagen möglicherweise eine sehr geringe sein kann, falls der Dichter ein völlig spezieller, von der Welt abgewandter Mensch ist, so ist sie doch eine sehr große und zwingende, wenn, wie im alten Epos, das Volksgefühl in Person spricht, oder wenn, wie in der Tragödie, ernsthaft zum Volke gesprochen wird. Hier kann nur vorkommen, was die vielen billigen.

Welch herbe Worte bringt nun nicht schon Äschylos vor! In den Eumeniden (657 ff.) führt Apoll aus, nur der Vater sei der Erzeuger des Menschen, die Mutter die bloße Nährerin (τροφός), und Pallas sei ja sogar ohne Mutter erzeugt, und in ihrem Schlußwort (734 ff.) nimmt diese selbst a priori für die Männer Partei. Die rauhe Anrede des Eteokles an die jammernd durcheinanderstürzenden Thebanerinnen mag außer Betracht fallen wegen des furchtbaren Moments; aber wie hart klingt es dann wieder in den Schutzflehenden, wenn König Pelasgos es kaum verantworten zu können erklärt, daß Männer für Frauen den Boden mit Blut bespritzen. Daß dieser Dichter keine Liebschaft auf die Szene gebracht hat, dürfen wir dem Euripides der aristophanischen Frösche glauben.

Daß Sophokles über das Frauenschicksal wehmütige Töne findet, haben wir bei Gelegenheit des Tereusfragments gesehen. Ob er aber seine Antigone und Elektra würde geschaffen haben, wenn der Mythus sie ihm nicht vorgeschrieben hätte, der eben anders als die damalige Zeit dachte, läßt sich fragen; uns scheint, daß solche Charaktere auf der Szene, aber nicht im Leben lebten.

Und nun Euripides. Daß bei ihm die bewegenden Dinge mit Vorliebe von den Frauen ausgehen, wurde bereits bei der Betrachtung der Tragödie bemerkt. Weiber sind denn auch in der weit größeren Zahl seiner Stücke die Hauptpersonen, auf denen der Akzent liegt, und der Chor besteht fast immer aus solchen; ja man kann sagen, daß das Hervorheben des Weibes geradezu das Neue und Originale an diesem Dichter ist. Hatte dieser keine Begabung für das Heroisch-Ideale? Oder waren die männlichen Charaktere etwa überhaupt erschöpft, waren der Aias, Ödipus und Herakles des Sophokles etwa schon das letzte Mögliche, und war der eigentliche Segen von der Weiterdichtung am Mythus gewichen? Wenn man diesen, wie Euripides tut, verändert und oft mißbilligt, werden vielleicht die Männer überhaupt meist bald als geringwertig (φαῦλοι) herauskommen. So ist denn derjenige neue männliche Idealcharakter, für den er die höchste Anstrengung aufgewandt hat, sein Hippolyt; Ion ist schon viel schwächer. Dagegen wimmelt es bei ihm von teils großartig schrecklichen, teils idealen weiblichen Gestalten, und zwar von Anfang an bis zu seinem vielleicht spätesten Stücke, den

Bakchen, in denen alles unrecht behält gegenüber einer furchtbaren, prachtvollen Raserei der Weiber. Die Mannsleute pflegen mit ihren Reflexionen über die Weiber dergestalt abzustechen, daß der Dichter, indem man diese Reflexionen zu sehr als seine Stimme nahm, als Misogyn geltend gemacht werden konnte. Er dürfte aber viel eher Miso-Heros oder Heroomastix heißen; denn vielen Heroen (z. B. den Atriden meist) geht es bei ihm erbärmlich schlecht; sie vertreten meist ein ziemlich schäbiges, positives Recht oder eine Konvenienz, die Weiber dagegen die Aufopferung und die Leidenschaft, welche letztere freilich durchaus nicht vorherrschend Liebe, sondern Rache u. dgl. ist.

Anstößig ist aber die rücksichtslose Offenheit, womit in Stücken wie dem Hippolytos und dem Orest das Verhältnis der Ehe als ein höchst riskiertes und der Charakter der Frau als ein ganz besonders für das Böse und Furchtbare zugänglicher denunziert wird. Ein Hauptaktenstück ist in dieser Beziehung die große Rede des Hippolytos (616 ff.); nicht daß alle Griechen so gedacht zu haben brauchen, aber es genügt völlig, daß er mit diesen Ansichten ein idealer Charakter sein kann, weit entfernt, mit Hohn oder Abscheu von der Szene getrieben zu werden. Er beginnt mit der Klage, daß das Weib zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes unentbehrlich sei. Jetzt gebe der Vater eine Mitgift und vermähle die Tochter, um das Übel loszuwerden, der Gemahl aber nehme die verderbliche Pflanze freudig ins Haus und putze und schmücke sie, um dafür in dem Zwange zu leben, entweder, mit trefflichen Verwandten verschwägert, (scheinbar) fröhlich die böse Frau zu behalten, oder, indem er eine gute Frau und unnütze Verwandte habe, mit dem Vorteil den Nachteil zu decken. Am besten sei noch der daran, dem zwar eine Null, aber doch ein von Einfalts wegen unnützes Weib zu Hause festsitze, „eine Kluge aber hasse ich. Möge nicht in meinem Hause eine sein, die weiter denkt, als für ein Weib gut ist; denn die zu allem fähige Bosheit erzeugt Kypris eher in den Klugen, während das gedankenlose Weib durch die Kürze seines Verstandes vor der Torheit bewahrt bleibt." Hiemit spricht Hippolytos gewiß ein im damaligen Athen sehr verbreitetes Gefühl aus — nur die Hetäre hatte der damalige gebildete Athener gerne klug —; aber echt athenisch ist gewiß auch das Folgende, da er (mit Bezug auf die Amme) ausführt, auch keine Dienerin sollte bei den Frauen aus- und eingehen, sondern lautlose beißende Tiere sollten bei ihnen sitzen, damit sie niemand zur Anrede und Gegenrede hätten, während jetzt die Frauen im Hause den üblen Rat pflögen und die Mägde die Pläne hinaustrügen. Solange den Weibern noch eine Verbindung mit der Außenwelt durch Dienerinnen blieb, schien alles Einmauern nach athenischer Ansicht nicht zu helfen.

Neben Hippolytos steht dann die furchtbare Gestalt der Phädra, die, nachdem Hippolytos den Antrag der Amme mit dieser Tirade

abgewiesen hat, Kypris durch ihren eigenen Tod erfreuen, zugleich aber auch jenem zum Jammer gereichen will, damit er nicht über ihrem Tode übermütig werde. Bei ihrem Entschluß zum Selbstmord hat sie immerhin, insofern sie ihrer Liebe nicht physisch unterlegen ist, einen Anspruch auf schönen Nachruhm. Auch die Gestalt der Amme ist hier sehr bedeutend. Sie ist die Zwischenträgerin und mit ihrer Lehre, man dürfe es überhaupt nicht so genau nehmen und es sei schon etwas Rechtes, wenn das Gute das Schlimme im ganzen überwiege, die Entschuldigerin des Fehltrittes der Herrin.

Im Ion erfahren wir (398 ff.) aus Kreusas Munde, daß die Frauen im allgemeinen gehaßt werden und es bei den Männern übel haben. Auch sie ist einer von denjenigen Charakteren, die wir nur richtig fassen, wenn wir uns vor Augen halten, daß der Wille zur Herrschaft und zur Befriedigung der Leidenschaft etwas Berechtigtes ist, dem ungeheuer vieles erlaubt wird. Es gilt als etwas Selbstverständliches, daß eine Frau in ihrer Lage, wenn z. B. ein Stiefsohn im Hause mächtiger als sie wird, sich zum äußersten befugt glaubt; ein sehr starkes Stück aber ist doch das Motiv, wodurch sie der Pädagoge zum Mord an Xuthos und Ion auffordert, indem er (843) geradezu sagt, sie solle nunmehr eine Frauentat (γυναικεῖόν τι) unternehmen, und darauf, wie in der langen Stichomythie (985 ff.) das Detail des Mordes bis zur genauen Vergiftungsinstruktion beschlossen wird, hat Euripides sich wahrscheinlich nichts Geringes eingebildet. Auch Kreusa bleibt ihm bei aller Schrecklichkeit dramatisch möglich.

Zu den furchtbaren Weibern gehört außer ihr und Medea besonders auch die scheußliche Elektra des Orest. Auch bei dieser ist vor der optischen Täuschung zu warnen, als ob Euripides die Großartigkeit oder dramatische Erhabenheit beim Weibe nicht mit ganz besonders düsteren Zügen vereinbar glaubte. Der sophokleische Aias ist ja ebenso furchtbar und doch großartig und der höchsten Teilnahme würdig gedacht, und zu seiner Gewaltnatur (δεινότης) bildet die schreckliche Energie solcher Weiber ein Gegenstück. Anderseits aber wird die Idealität auch nicht durch schlaue Anschlägigkeit gestört, welcher von Euripides für löblich gehaltene Zug unter anderem in der langen Beratung zwischen Helena und Menelaus ausgemalt wird, wobei die schlaueste, zuletzt adoptierte Idee von ihr auseinandergesetzt wird.

Im Gegensatze zu diesen allen stehen dann die enorm edelmütigen, aufopfernden Weiber; die beiden Iphigenien, Makaria, Polyxena, Theonoe u. a. Sie sind wieder um einen deutlichen Ton anders als die sophokleische Antigone und haben zum Teil doch etwas Geschraubtes.

Um nun aber von den Gestalten der Dichter auf die athenische Wirklichkeit zurückzukommen, so ist noch von den damaligen Hetären ein Wort zu sagen. Nachdem einige derselben schon früher

durch Geist und Schönheit weit emporgekommen waren, so daß ganz Hellas auf sie schaute und sie in den Leschen besprach und gegeneinander abwog, tritt diese Gestalt nun weit in den Vordergrund, und es bildet sich die Generation, aus der dann im 4. Jahrhundert eine Lais hat hervorgehen können. Daß der gewöhnliche, sinnliche Umgang die Athener für die Hetären eingenommen habe, haben wir bereits bezweifelt; dafür dienten andere Mädchen (πόρναι, παλλακαί). Vielmehr ist die Hetäre die Frau, die durch Anmut des Geistes imponiert, und hierin überragt nun damals bekanntlich alle anderen Aspasia von Milet, die Freundin des Perikles. Wie sie nach Athen kam, weiß man nicht; sie soll einer anderen Milesierin, der Thargelia, nachgeeifert haben, die gleichfalls nicht nur sehr schön, sondern auch klug (σοφή) war. Perikles lebte mit ihr, nachdem er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin getrennt, auf großem Fuße und hatte von ihr seinen gleichnamigen Sohn. Man traute ihr den entscheidenden Einfluß auf das Entstehen des samischen, ja des Peloponnesischen Krieges zu und sogar lehrenden Einfluß auf Perikles als Redner. Und doch wird ihr sehr bestimmt nachgesagt, daß sie Mädchen zu öffentlichem Gebrauch unterhielt, und angeklagt wurde sie nicht nur wegen Asebie, sondern auch, weil sie dem Perikles freie Weiber verkuppelte. Die Tränen des Perikles retteten sie; nach seinem Tode aber verband sie sich mit Lysikles, einem Demagogen von niederer Herkunft, der aber durch sie einer der ersten Männer Athens wurde. Der jüngere Kyros nannte ihr zu Ehren seine Milto Aspasia.

Es kann nun für Aspasia sprechen, daß man Sokrates, wenn auch in ironischem Tone, sich als ihren Schüler konnte bezeichnen lassen, und wir glauben auch gerne, daß verheiratete Männer ihre Gattinnen zu ihr führten, um sie zu hören, so nach einer Stelle bei Cicero Xenophon die seine, die gewiß eine ehrbare Frau war; die Leute nahmen eben das, was an ihr gut und glänzend war, die prächtige Konversation. Was aber die sehr bestimmt lautenden Klagen gegen sie betrifft, so ist es ganz unmöglich, sie zur Evidenz zu bewahrheiten oder zu widerlegen. Das ganze Medium, in dem sie lebte, ist eben ein zu düsteres und verwildertes; das zeigt Aristophanes auf jeder Seite. Wäre sie also auch noch so rein gewesen, so sind doch wir nicht mehr in der Lage, dies zu erweisen.

Jedenfalls aber ist Perikles auf lange Zeit der einzige Hellene, in dessen Leben eine Frau eine bestimmende Stelle einnimmt, so daß er in seinem Tun und Lassen auf sie orientiert ist. Alle anderen Griechen sind etwa eine Zeitlang in den Banden irgendeiner Hetäre, und höchstens dies. Daß aber der Wert eines Mannes irgend davon abhängen könnte, welchem Weib er gefallen habe, und daß an einem gescheiterten Liebesverhältnis ein verfehltes Leben hängen könnte, wäre ein völlig ungriechischer Gedanke gewesen. Man konnte mit einer unglücklichen Ehe sehr unglücklich sein, aber bei

keinem Griechen hing das dauernde Glück des Daseins von Liebschaft und Ehe ab. Alle Leidenschaft, welche vorkam, bezog sich nur auf sofortigen Genuß und war vorübergehender Art, wie sie denn auch als eine Krankheit galt. Die Gattin war vollends weit entfernt, ein ausschließliches materielles oder gar seelisches Anrecht auf den Gatten geltend machen zu können; ein solches Anrecht auf das Individuum besaß nur die Polis, die den Menschen denn auch sequestrierte. Wohl aber behauptete der Gatte das Alleinrecht auf die Gattin, und im Hinblick auf die Kinder, welche echt sein mußten, half ihm die Polis dabei.

Der Mann wurde ferner nicht durch Liebesverhältnisse mit Weibern erzogen und fertig gebildet. Das Weib pflegte die Sitte im Hause, gab aber nicht in einer Sozietät den Ton an und hatte, so übel auch bei Aristophanes die Weiber über die Männer lästern mögen, das Renommee des Gatten oder gar anderer Männer nicht in seiner Gewalt; auch bestimmte es nirgends die Rangverhältnisse, geschweige daß der Rang eines Mannes durch die Toilette der Frau ausgedrückt worden wäre. Eine gemischte Sozietät von Familien eines gewissen Ranges existierte nicht; das Symposion war etwas weit anderes. Die Töchter wurden rein nach Konvenienz verheiratet und hatten (wie auch die Mütter) dazu nichts zu sagen. Während die Männer reiche Bräute, d. h. Mitgiften, wohl immer suchten, ist etwas, das nicht vorkam, das stadtkundige Angeln von Familien nach reichen jungen Männern, die „Flirtation", und am wenigsten wurden die Mädchen selber zur Jagd dressiert. Das ganze Gebiet der Mode existierte nicht. Die Tracht war kaum und jedenfalls nur langsam wandelbar. Vor allem aber konkurrierten die Weiber nicht untereinander durch Trachtenerneuerung, und vollends konnten sie damit nicht durch Herumstolzieren auf die Männer Eindruck machen. Dafür hatten sie ihre gemeinsamen Gottesdienste, wie die Thesmophorien, wobei die Exhibition der schönen Erscheinung zu Ehren einer Gottheit stattfand.

Diese Lage der Dinge steht im Zusammenhang mit der antibanausischen Gesinnung. Erwerben zu müssen, um ein Haus zu machen und dann ranggemäß zu leben, wäre für den Griechen ganz undenkbar gewesen. Zur antibanausischen Gesinnung gehörte vor allem ein wohlfeiles Leben, einfache Erziehung der Söhne, Beschränkung des Aufenthaltes auf Stadt und Feldmark. Der Besitzende wurde aber auch durch alle möglichen Leiturgien und Choregien so gebrandschatzt, daß er für sein Haus keinen großen Aufwand mehr machen konnte.

Später gibt dann die neuere Komödie so ziemlich das Maß dessen an, was das Liebesverhältnis gewährte: Begier und beim Zögern die Eifersucht. Irgendwelche seelische Tiefe hat es nirgends; es könnte nach der letzten Szene aufhören.

Was die Geselligkeit betrifft, so haben wir schon früher gesehen,

daß ihre Grundlage von alten Zeiten her das Symposion ist, ja man kann sagen, dieses sei ein Hauptventil der Privatexistenz gewesen, welche eben doch auch ein Bedürfnis war. Über die rauschenden fakultativen Zutaten desselben, die in dieser Zeit einen breiteren Raum einnahmen, wollen wir kurz hinweggehen und eliminieren also, was von Musik und Tanz usw. dabei vorkam: Die Flöten-, Saiten-, Kitharspielerinnen, die Tänzerinnen und die Anwesenheit von Hetären, sprechen auch nicht von den allerhand Witzen, die sich an das Rätselaufgeben knüpften, und nicht von dem Würfelspielen und Wetten, und berühren nur kurz den berühmten, zu unendlichen Scherzen Anlaß gebenden Kottabos. Dieser war ein Spiel, wobei Wein auf geschickte Weise aus einem Behälter in den anderen gespritzt werden mußte. Die Art, wie er aufschlug, galt als orakulös, zumal für Liebessachen, und es konnte durch diese Vexierkunst ein Gast dazu gebracht werden, eine Liebschaft zu bekennen. Das Überhandnehmen der luxuriösen Dinge beim Symposion dürfte seine Erklärung darin finden, daß eben in einer Zeit und Stadt, da kostbare Wohnung und Kleidung wegfielen, da man mit Ausnahme des Pädagogen keine Sklaven hatte als die ganz gewöhnlichen, da es keine Kutschen gab und die Hippotrophie auf dem Rückgange war, und da sonst alles „Standesgemäße" und „Rangbezeichnende" zu keinem Ausdruck gelangte, Symposion und Hetären der einzige mögliche Luxus waren.

Alles Symposion ging in Privatwohnungen vor sich; in der Wirtschaft zu speisen, hätte auch ein ordentlicher Sklave nicht gewagt. Wollte nicht ein einzelner die Kosten tragen, so hielt man es lieber so, daß jeder seinen Zuschuß (συμβολή) gab, war aber freilich trotzdem nicht immer sicher, daß nur die Gehörigen zusammenkamen, denn, wie gesagt, wurden oft Ungeladene mitgebracht, und bald drängten sich auch die Parasiten ein. Über den normalen Hergang haben wir die sichersten Notizen aus dieser Periode. Vor allem erforderte das Zeremoniell eine Handwaschung, dann wurden die Tische hineingetragen, es wurde gespeist, zum zweitenmal wurden die Hände gewaschen und nunmehr das Trankopfer dargebracht. Wegen dieser Spende, wobei von den inzwischen bekränzten Gästen dem guten Dämon zu Ehren ungemischter Wein genippt wurde, und wegen des damit verbundenen, von allen Gästen angestimmten Päans mußte die Flötenspielerin (vielleicht meist eher eine ältliche Person als eine junge und schöne) zugegen sein; dann wird sie nach Umständen auch weggeschickt und nun beginnt an den „zweiten Tischen" das eigentliche Symposion, in der Regel unter der Leitung eines durch irgendwelche Abstimmung oder durch Bohnenlos ermittelten Vorsitzenden (ἄρχων, συμποσίαρχος). Hier ist der Wein mit einem Wasserzusatz von zwei gegen ein Drittel oder drei gegen ein Viertel gemischt; diese richtigen Proportionen brachten nach der bündigen Angabe eines Dichterfragments Frohsinn, während, wenn

man sie verschmähte, Übermut und schon beim bloßen Hälftenzusatz von Wasser Tollheit eintrat. Die Dichter haben manches recht gemütliche und schöne Wort über den Wein und das Zechen; da man aber eben doch lange und viel trank, ist schließlich sehr häufig von Trunkenheit die Rede, und an den Dionysosfesten ist diese selbst allgemein erlaubt. Der Symposiarch konnte diktieren, man trank einander vor (was in Sparta verboten war) und auch eigentliches Straftrinken gab es, kurz, es bestand ein gewisser Trinkzwang, welcher nach einem Fragment des Sophokles nicht besser als Zwang zum Dürsten war. „Ja, wenn das Haarweh schon vor dem Rausche käme, wäre niemand unmäßig", konnte ein Dichter eine seiner Personen weise sagen lassen. Großes Interesse haben die Griechen immer von dem Gefäß des Nestor bis auf den ungebrauchten, hölzernen Napf bei Theokrit für die Trinkgefäße mit ihrer Menge von Formen und der Fülle und Bedeutung der daran dargestellten Figuren und Historien gehabt. Alles, was zum Genuß gehört, sei rund und wie die Welt und wie Sonne und Mond, so der Tisch, der Kuchen, das Brot, das Trinkgeschirr, führt gewiß nach einer älteren Idee einer der Mitredner des Athenäus (XI, 78) hübsch aus, und wenn es in einem späten Epigramm heißt: „Gib mir den süßen Becher, den aus Erde gemachten, woraus ich geschaffen bin, und in der ich, dahingegangen, wieder liegen werde", so hat hier die Verbindung des Genusses mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit einen sehr schönen Ausdruck gefunden. Auch daran dürfen wir denken, daß die Formen dieser Gefäße in den Grabgefäßen nachgebildet sind, die ja nie dem Gebrauch dienten, aber dem Toten für das schöne Aussehen mitgegeben wurden.

Wie durch das Trinken wurde die Konversation auch durch den Gesang belebt. Es gab dessen dreierlei, indem bald alle Gäste zusammen sangen, bald auch alle, aber einer nach dem anderen, bald, und zwar zuletzt, nachdem die beiden ersten Formen vorangegangen waren, nur die ausgezeichneteren Sänger von dem Platze aus, wo sie gerade saßen. Weil man dabei ohne Reihenfolge, gleichsam im Zickzack verfuhr, hieß diese letztere Form Skolion (Zickzack). In dem, was man sang, behauptete sich lange das treffliche Alte, wenngleich auch schon von einem Dichter der alten Komödie darüber geklagt wurde, daß (offenbar beim Symposion) der frivole Gnesippos, welcher Serenaden für Ehebrecher erfunden hatte, statt des altmodisch gewordenen Stesichoros, Alkman und Simonides zu hören sei. Noch viel später, in der Umgebung des jüngeren Dionys, sang man bei Tische die Päane des Phrynichos, Stesichoros und Pindar und überließ es den Schmeichlern, die des Tyrannen zu singen.

Die Hauptsache aber war gewiß durchgehends die Konversation. Nirgends sonst in der Welt und nie in der übrigen Weltgeschichte ist das Gelage sosehr das Gefäß des Geistes gewesen. Schon das Liegen der Gäste auf ihren Klinen mit den Köpfen gegeneinander

machte ein allgemeines Gespräch nicht nur möglich, sondern notwendig; es unterhielt sich nicht jeder, so gut er konnte, mit seinem zufälligen Nachbar, daher auch nur gesagt worden sein wird, was alle hören konnten und sollten. Und wie zum stillen Klatsch zu zweien kein Anlaß war, so war man auch gänzlich sicher vor Toasten, dieser Verschleppung feierlicher Eloquenz ans Gelage, womit der einzelne auf einige Zeit das Interesse gewaltsam an sich reißt. Dazu kommt die Unabhängigkeit dieser Konversation von Reichtum und Stand und Rang und jene Offenherzigkeit und Unbefangenheit in der Besprechung der Lebensverhältnisse, sowie auch jene Absenz der modernen Bescheidenheit, welche für die Griechen charakteristisch ist; auch war die Zunge jedermann gelöst, und für das, was zum „wissenschaftlichen" Ausdruck etwa noch gefehlt hätte, sorgte die Sophistik. Dies alles aber ist mit einer sehr entschiedenen Höflichkeit verbunden zu denken, welche so sichere Grenzen hatte wie die heutige, nur andere; denn Takt ist von jeher eine anmutige Gabe der Götter gewesen, und verbindliches Benehmen haben gewiß die Griechen sehr zu schätzen gewußt. Und nun lieferte Athen auch andere Themata, als die zu den Gesprächen der Asiaten und auch der übrigen Griechen sein mochten. Hier waltete ein starkes allgemeines Bedürfnis, sich über den Weltlauf im Zusammenhang auszusprechen, wovon ohne Zweifel manche Tiraden des Euripides ein Reflex sind, ja die Popularität dieses Dichters kann wesentlich darin gelegen haben, daß er Themata der allgemeinen Überzeugung schön und wohllautend und noch ohne eigentliche Rhetorik aussprach. Anderseits aber war hier auch jeder zur Kritik aller Menschen und Dinge und zu Heiterkeit und Spott aufgelegt; nur möchten wir freilich auch gerne wissen, wieweit das Symposion seine gefährliche Seite hatte, indem das politische Hetärienwesen sich daran anschloß und es gewissermaßen als sein Vorzimmer brauchte.

Die sympotische Geselligkeit der Ausgezeichneten und Berühmten aber muß schon früher beobachtet und aufgezeichnet worden sein. Ein ziemlich umständliches Referat über ein athenisches Symposion, wobei Kimon war und aus seinem Perserkriege erzählte, gibt Plutarch nach Ion, und derselben Quelle sind die Tischreden des Sophokles auf Chios entnommen, welche ihren Anlaß von einem weinschenkenden Knaben nehmen, dann aber schon in literarische Besprechung überschlagen, bis es doch mit einem Kusse ausgeht. Für uns aber gibt vom Symposion, wie in der vorigen Periode die (nunmehr bald zum Epigramm einschrumpfende) Elegie, so jetzt der philosophische Dialog das Hauptzeugnis, ja wir können gerade daraus, daß die bedeutendsten Schriftsteller so vielen Geist darein verlegt haben, einen Schluß darauf ziehen, in welch hohem Maße es das Gefäß des Geistes war.

Das platonische Symposion, das hier zuerst in Betracht kommt, ist wahrscheinlich vom Anfang bis zum Ende eine sehr freie Dich-

tung. Seine Personen mögen teils gar nie, teils zu anderen Zeiten zusammen gewesen sein, und ihre Reden gehören wohl fast ganz Plato an. Aber wenn auch nicht eine unmittelbare geschichtliche, so bleibt es doch eine Urkunde höchsten Ranges, weil es uns zeigt, was man als möglich dachte. Und nun setzt schon die bloße Möglichkeit, diese Leute beisammen zu denken, eine ganz einzige Höhe von Geselligkeit voraus. Wichtig ist auch schon die bloße Voraussetzung, daß es zur Zeit der höchsten geistigen Blüte Athens, aber auch in einer Zeit, da die Dinge politisch recht bedenklich standen, eine unvergleichliche Konversation auch ohne allen Einzelklatsch gegeben habe, wo jeder eine allgemeine Anschauung über ein großes Thema im Zusammenhang, auch wohl in einen Mythus gekleidet, habe aussprechen können. Daß dies damals möglich war, spricht für Renans Satz, daß der Sturm der Geschichte dem Gedanken eigentlich günstig sei.

Mit einem Worte erinnern wir an die feinen Einzelzüge des platonischen Symposions, z. B. an die Zwischenkomplimente, womit das Intervall zwischen den Reden des Pausanias, Eryximachos und Aristophanes einerseits und dann anderseits der des Agathon ausgefüllt wird. Was aber den äußeren Hergang anbelangt, so muß daran erinnert werden, daß wir hier nicht ganz das Normale haben. Als man sich nach dem Päan dem Trunke zuwendet, wird niemand zum Vorsitzenden bestimmt; auch wird man, weil die Gäste noch vom vorigen Tage her Haarweh haben, einig, nur so viel zu trinken, als jeder wolle, und die Flötenbläserin wird darum gleich weggeschickt. Und nun hat dieses Gelage auch einen zweiten und dritten Akt. Nicht nur stürmt Alkibiades in erhöhtem Zustande herein, mit einem dichten Kranz von Efeu und Veilchen mit vielen Bändern auf dem Haupte und von einer Flötenbläserin und mehreren Kumpanen begleitet, sondern nach dessen höchst außerordentlichen Reden erscheinen plötzlich viele schwärmende Gesellen (κωμασται) und nehmen — man weiß nicht, ob durch Agathons Sieg hiezu berechtigt — Platz, und jetzt wird alles voll Lärm, die feste Ordnung hört auf, und jedermann zecht.

Wenn nun aus Platos Symposion die edlere attische Konversation doch nur einseitig zu erkennen ist, so ist dafür das xenophonteische für den wirklich möglichen Ton der Geselligkeit durchaus belehrend, weil das wichtigste Aktenstück über dieselbe, sosehr auch der abnorme Sokrates Seele und Zentrum des Ganzen ist. Man hat fast durchgängig den Eindruck von echten Erinnerungen, mögen dieselben auch aus einem halben Leben auf einen Abend zusammengedrängt sein. Neben einer feineren Sittlichkeit und Höflichkeit präsentiert sich zum großen Unterschiede von aller neueren Geselligkeit das offene Aussprechen der eigenen Seelenbewegungen und das Besprechen der Neigungen anderer, und man sieht in eine scheinbar erstaunliche Indiskretion hinein, die aber ihre bestimmten

Schranken hat. Es gibt kaum eine Schrift, die uns besser zeigte, wie eine Gesellschaft höchsten Ranges zusammengesetzt sein konnte und wie sich die Elemente gegenseitig ausglichen. Da das Symposion in einem vornehmen Hause vor sich geht, kann der Autor auch Zutaten bringen. Dieser Art sind das Mädchen und der Knabe eines mit einer Flötenspielerin auftretenden Syrakusaners, welche mit Tänzen und Pantomimen die Diskussion auf das zweckmäßigste unterbrechen dürfen. Außerdem findet sich aber auch der Spaßmacher von Beruf (γελωτοποιός) ein, eine verächtliche, aber je nach der Gesellschaft doch nicht ganz entbehrliche Persönlichkeit. Zu diesen Leuten kommt er nur ungeladen, par contrebande, und wird von Kallias geduldet, weil es hart wäre, ihn fortzuschicken; als er sieht, daß er mit seinen Späßen niemand zum Lachen bringt, wird er traurig und fängt an zu weinen, worauf sie ihn alle gutmütig trösten: Sie würden schon wieder lachen, und ihn damit tatsächlich beseitigen.

Wahrscheinlich von den Symposien des Plato und Xenophon her setzte sich dann das Vorurteil fest, daß das Symposion überhaupt eine Literaturform für Darstellung von Weltanschauungen und philosophische Disputationen und zuletzt für alles mögliche Wissenswürdige sei. So scheint Epikur einzelne Schriften in diese Form eingekleidet zu haben. Und noch später, bei Plutarch und Athenäus, wurde sie vollends zum Rahmen für bloß gelehrte Verhandlungen. Einzelne gelungene Formen der Poesie müssen es sich eben gefallen lassen, daß sie zu Gehäusen für Dinge werden, die nicht hingehören. Dies alles aber war nur ein Widerschein von dem mythisch gewordenen Glanz der Gelage der goldenen Zeit.

Nun ist das Symposion nicht die einzige Form der Geselligkeit; auch das Herumschlendern auf den öffentlichen Plätzen (ἀγοράζειν), von dem früher schon die Rede war, dient ihr. Wenn es aber schlechtes Wetter und auf der Agora ungemütlich ist, oder wenn man engere Gesellschaft wünscht, so lungert man auch geschwätzig in den Buden, und zwar zu Athen vorzüglich in denen, welche der Agora zunächst liegen. Eine solche hat der Gebrechliche, der sich in der XXIV. Rede des Lysias für seine Staatsunterstützung wehrt — einem gewissen Schusterwitze nach, den er hat, könnte er ein Schuster sein —; derselbe verantwortet sich gegen den Vorwurf, es würden bei ihm böse Pläne geschmiedet, mit der Erklärung: Alle Gewerbetreibenden, welche Buden besäßen, beherbergten irgendwelche Besucher; „denn Ihr alle, Ihr Herren Richter, seid ja gewohnt, der eine einen Salbenladen, der andere eine Barbierstube, der dritte eine Schusterbude usw. zu frequentieren, und zwar am liebsten die dem Markte zunächst liegenden." Die Barbiere galten schon damals für geschwätzig, und es wird dies etwa damit entschuldigt, daß die geschwätzigste Gesellschaft bei ihnen verkehre. Als einer den König Archelaos fragte: „Wie soll ich dich rasieren,

o König?", antwortete dieser: „Schweigend." Daß Neuigkeiten, wie die Kunde des sizilischen Unglücks, zuerst an sie gelangen konnten, haben wir früher gesehen.

So ist die Geselligkeit dem Griechen inhärent; es ladet ihn alles dazu ein, auch die Praxis des Staates mit seiner Volksversammlung und seinen Gerichten; alles drängt sich eben dahin, wo gesprochen wird. Aus dieser Umgebung geht der vollendete Gesellschaftsmensch hervor, z. B. der (teilweise noch ins 5. Jahrhundert fallende) Aristipp, der, wie es kam, Chlamys und Lumpen tragen und sich (wie Alkibiades) in jeden Ort, jede Zeit und jede Rolle schicken konnte, und der, als man ihn fragte, was er von der Philosophie gewonnen habe, die Möglichkeit, kühn mit jedermann zu verkehren, nannte. Und nun bilden sich auch gesellschaftliche Zentren, die man wohl beachten darf. Ein solches vermuten wir am Hofe des genannten makedonischen Archelaos (413—399). Offiziell freilich besegneten sich griechische Gemüter vor ihm, wenn man nur seinen Namen nannte, aber das Talent eines Euripides, Agathon, Chörilos von Samos und der Maler Zeuxis und Timotheos galt doch wenigstens, was es wert war; man wurde dort etwa von Hunden, aber nicht von Sykophanten zerrissen. Eine Gruppe für sich werden in Athen die Lakonisten gebildet haben. Ein vollendetes Unikum aber ist das große athenische Haus, das wir am Beginn des platonischen Protagoras kennenlernen. Welch ausgesuchte Höflichkeit tritt uns bei der Morgenaudienz, welche die drei großen Sophisten geben, sowohl von seiten des Wirtes — dies ist auch hier Kallias — als der übrigen Anwesenden entgegen! Hippias erkennt denn auch wohl an, daß dieses größte und beglückteste Haus der Stadt, welche das Prytaneion von Hellas sei, ein Recht darauf habe, daß sie etwas der Ehre dieser Aufnahme Würdiges vorbrächten.

Schließlich möge noch daran gedacht sein, wie die gute Lebensart auch in der Sprache zum Ausdruck kommt. Hier finden wir jetzt z. B. die beiden Worte, welche den Gebildeten, Umgangsfähigen ziemlich allgemein bezeichnen: ἐπιεικής und χαρίεις. Jenes bezeichnet ursprünglich offenbar nur das Mäßige, Angemessene im Gegensatz zum Übermäßigen; irgend einmal ist aber der sittliche Nebenbegriff des Billigen und Schicklichen hinzugekommen, und stellenweise tönt deutlich auch eine Etymologie von ἐπιείκω (nachgeben) hinein, die dem Griechen als schlechtem Etymologen am nächsten ins Ohr klingen mochte, und von dieser möchte dann der später herrschende Sinn: kondeszendent, traitabel am bewußtesten abgeleitet sein; χαρίεις, das bei Homer nur für alles Schöne, Anmutige und Wertvolle gebraucht wird, dann artig, scherzhaft, heiter heißt, wird endlich völlig konventionell gebraucht für die, welche sich von der Menge unterscheiden, die Gebildeten. Auch ἀστεῖος, kommt zur Bedeutung „gebildet" schlechthin; εὐτράπελος hat den Doppelsinn a) wandelbar, b) artig, witzig, fein; αἰδώς umfaßt in

seinen verschiedenen Schattierungen fast die ganze Gesittung, soweit sie über das vorgeschrieben Rechtliche hinausgeht; das Wort bezeichnet das Gegenteil des frechen, platten Egoismus und schließlich auch den Takt.

Hier müssen wir nun nochmals auf die Sophistik als soziales Ereignis kommen. Dieselbe wird, wie uns scheint, gerne zu tragisch genommen, indem man zu viel auf den platonischen Sokrates hört; sie mußte sich aber im 5. Jahrhundert mit völliger Unvermeidlichkeit einstellen, und bei der Offenheit, mit welcher sie verfuhr, kann sie nur als etwas Selbstverständliches gegolten haben.

Also die drei Männer von Abdera, Keos und Elis und neben ihnen der große Leontiner ziehen durch Griechenland, machen überall und besonders in Athen das größte Aufsehen, bemächtigen sich der ersten Leute, funktionieren häufig als Staatsgesandte und gewinnen, indem sie ihre Persönlichkeit auf alle Weise geltend machen, hohe Honorare, Ehrenstatuen, Bürgerrechte usw. Schon eine so gewaltige Geltung und Wirkung beweist, daß die Sache weit über das hinausging, was Plato uns davon mitzuteilen für gut findet; denn mit der Reklame allein, von welcher Seite es ihm konveniert, die Sophisten lächerlich zu machen, würde sie sich nicht erklären. Diese war zwar gewiß enorm; wir brauchen bloß an das Auftreten in herrlichem Gewande und an die vergoldete Statue zu denken, die Gorgias sich in Delphi setzte; aber man darf sie den damaligen Leuten nicht zu sehr verargen; in einer Zeit ohne Presse mußte jeder sein eigener Publizist sein, und nicht bloß Sophisten, sondern sehr große Männer (vor allem Alkibiades) müßten uns anfangs, wenn wir ihr damaliges Auftreten sehen, marktschreierisch vorkommen. Für besser als andere braucht man sie im übrigen nicht zu halten; sie waren auch Griechen; aber sie vereinigten in ihrer Person oder vertraten doch, der eine mehr, der andere weniger, zusammen dreierlei: nämlich das Denken, indem sie auch Philosophie, und zwar auch Ethik, betrieben, das reiche und vielseitige positive Wissen und das Reden, für dessen Technik sie sogar Begründer waren.

Vor allem sollen sie nun durch ihre Lehre von den zwei Seiten (δύο λόγοι) einer jeglichen Sache sittliche Indifferenz gepredigt und so den Verfall gefördert haben. Indes ist der Satz, daß über jeden Gegenstand entgegengesetzte Meinungen gleich gut behauptet und durch Reden plausibel gemacht werden können, an sich doch nicht verwerflich; er konstatiert im Grunde ja nur eine Tatsache und schiebt dem Schüler ins Gewissen, daß er nur das ihm wirklich richtig Scheinende behaupte. Über seine Anwendung auf Recht und Moral müßte man überhaupt bessere Quellen haben als den Konkurrenten Plato. Offenbar handelt es sich bei dem bekannten Anspruch auf die Kunst, die schwächere Sache zur stärkeren zu machen, doch einfach um eine geistige Gymnastik, wobei von vornherein

erklärt wurde, daß man von Recht und Unrecht absehe, und dies wurde den Sophisten dann zur wirklichen sittlichen Indifferenz ausgelegt, mit nicht größerem Rechte, als gegenüber einem vom Gericht bestellten Verteidiger eines Verbrechers geschehen würde. Daß aber die Griechen hierdurch verdorben worden wären, ist ganz unglaublich; vielmehr ist die Nation vor allem selbst mitschuldig als eine redliebend gewordene und zu beständigem redendem Auftreten gezwungene, und zumal die Athener waren im täglichen Gespräch gewiß von jeher und lange, ehe Gorgias kam, gute Advokaten; es ist zu vermuten, daß man sich hier immer sehr geschickt zusetzte und anderseits auch sich anhörte. Das Bild hiervon, von umständlicher Rede und Gegenrede an (wobei heftige Inkonsequenz des erregten dramatischen Ausdrucks neben der rhetorisch richtigen Ausführung von Gründen und Umständen leicht sehr zurücktritt) bis zur leidenschaftlichen Folge von Monostichen, haben wir in der Tragödie; man ist zwar versucht, eine Art der euripideischen Beredsamkeit direkt auf den Einfluß der Sophistik zurückzuführen; aber auch hiervon dürfte das meiste urathenisch sein, was natürlich zwischenhinein das Bewußtsein nicht ausschließt, daß allzu feines Reden Länder und Völker verderbe.

Auch die Lehre vom Recht des Stärkeren war im damaligen Griechenland nicht mehr noch weniger als eine Konstatierung des wirklich vorhandenen Zustandes, findet sich auch ganz ähnlich bei Spinoza wieder. Wer in den Staaten durch Waffengewalt oder Rede mächtig war, der gab ja in der Tat (wie Thrasymachos und Kallikles bei Plato im Gorgias und in der Republik sagen) Gesetze nach seinem Belieben und Vorteil, und was ein solcher anordnete, das war ja wirklich im betreffenden Staate Recht, und was ihm zuwider war, hieß rechtswidrig. In diesem Sinne bestand natürlich das Recht nur nach Meinung und Übereinkunft (δόξῃ καὶ νόμῳ); es bedeutet aber noch kein Lobpreisen, wenn man auf das Tatsächliche hinweist. Wenn man dann aber den Sophisten überhaupt die „Geltendmachung der Subjektivität gegen das Allgemeine der Sitte und des Staates" zum Vorwurf macht, so fragen wir, ob sich nicht gegen dieses Allgemeine die berühmtesten Athener ganz ohne sie längst aufgelehnt hatten. Hat es nicht einen Themistokles gegeben, der auf allen Gebieten etwas Besonderes sein wollte? Sind nicht die allerwichtigsten Leute Subjektivisten gewesen? Für was für Kinder hält man denn eigentlich die Athener, daß die von draußen Kommenden ihnen diese revolutionäre Gesinnung erst hätten beibringen müssen? Und nicht anders steht es mit ihrem skeptischen Verhalten gegen die Volksreligion. Wenn Protagoras den Satz aussprach: „Von den Göttern weiß ich nicht zu erforschen, ob sie sind oder ob sie nicht sind; denn vieles hindert mich an dieser Forschung: die Unsicherheit der Sache und die Kürze des menschlichen Lebens", so

tat er dies in einer Zeit, da sich auch seine athenischen Kunden wohl meist den Göttern gegenüber so verhielten, und zwar von selber.

Und nun taten die Sophisten, was, wenn sie nicht dagewesen wären, andere statt ihrer getan hätten, weil es in der Zeit lag: Sie halfen, wie wir schon früher gesehen haben, die Redekunst (ἀντιλογικὴ τέχνη) ausbilden, welche für und gegen jegliches zu sprechen vermochte, und brachten damit den Athenern gerade, was diese am meisten wünschten. Dabei betätigten sie selbst vor allem eine höchste Gewandtheit im Sprechen ex tempore, so daß Hippias sich rühmen konnte, er wisse über jeden Gegenstand jedesmal wieder etwas Neues zu sagen, und daß er wie Gorgias — wofern wir darüber einen zuverlässigen Bericht haben — sich anerbot, jede beliebige Frage aus dem Stegreif zu beantworten. Hiezu kam jene ungemeine Eleganz der Elokution, welche Gorgias durch die Symmetrie seines Periodenbaues erzielte, kam ferner die Bemühung um den präzisen Ausdruck (ἀκριβολογία), welche besonders Sache des Prodikos war, und weiterhin die genaue Kenntnis aller der Mittel, wodurch auf Richter und Volksversammlung Eindruck gemacht werden kann. Bald entwickelte sich denn auf die Anregung zumal des Gorgias hin ein eifriger Betrieb des rhetorischen Studiums. Redekämpfe fanden statt; man übte sich an fingierten Fällen, legte sich Sammlungen allgemeiner Themata an, die man überall einflechten konnte (loci communes), und schuf auch die epideiktische Rede, für welche neben den Reden des Gorgias der „Herakles am Scheidewege" des Prodikos als das große Muster zu nennen ist. Auch entstanden die ersten Lehrbücher (τέχναι) der Beredsamkeit in diesen Kreisen. Davon, daß Sophisten wie Gorgias und Antiphon in Delphi und Olympia als Festredner auftraten und Eintracht unter den Griechen, Kampf gegen die fremdländischen Völker predigten, haben wir früher gesprochen; auch Hippias „bezauberte Hellas" in Olympia mit mannigfaltigen und wohlstudierten Reden; die großen Agonalstätten mögen überhaupt Glanzorte für die Sophistik gewesen sein.

Virgil nennt als die Vorzüge der Griechen vor den Römern die bildende Kunst, die Wohlredenheit (orabunt causas melius) und die Astronomie. Hievon ist die Astronomie eine praktische Wohltat für die ganze Welt, aber nicht ein allgemeines nationales Vermögen; daß aber die Bildwerke als Zeugnis für den griechischen Geist vorhanden sind, ist ein großes Glück; denn außerhalb der Kunst übertönt die Wohlredenheit seit etwa 400 v. Chr. die übrigen allgemeinen Eigenschaften der Griechen sehr beträchtlich und nimmt allen Äußerungen einen Teil ihrer Naivität. Sie wird im Staatsleben, wie heute die Presse, das Werkzeug zu wenigem Guten und drei Vierteln alles Bösen; sie färbt und schwächt die Poesie und auch die Historiographie; auch die Philosophen sind im Leben zum Teil eher Rhetoren. Und dies ist im großen und ganzen die Wir-

kung der Sophistik, die wesentlich als Redekunst aufgetreten war. Das ganze Altertum hat ihr hierin recht gegeben, und auch ihre größten Gegner geraten unter die Folgen ihrer Wirkung, selbst Plato, den seine dialogische Form dabei nicht hindert. Das Phänomen, im großen und von weitem angesehen, präsentiert sich dann aber folgendermaßen: Wie in hochgebildeten Zeiten von allseitiger Begabung und allseitigem Streben etwa geschieht, sobald die öffentlichen Zustände dies nicht hindern, und vollends, wenn sie es im höchsten Grade fördern, tritt ein Wirkungsmittel ein, welches eine Macht für sich bildet und den Mittelmäßigen und nur ad hoc Begabten und Situierten das Messer in die Hände liefert. Auch die Hochbegabten und Hochberechtigten müssen dann mithalten, um nur irgend Gehör zu finden; es ist später das höchste Zeugnis zugunsten Epikurs, daß er jede Rücksicht auf Wohlredenheit überwunden hatte. Derjenige Übergang aber, wo das neue Mittel und die ungebrochene, alte geistige Macht (wie bei Thukydides und Euripides) noch zusammenwirken, ist dann erstaunlich.

Daß übrigens dem rhetorischen Wesen gegenüber das Mißtrauen berechtigt sei, wußten die Griechen wohl.

„Stark ist dein Mundwerk; doch mir kam ein braver Mann,
Der glänzend über alles spricht, noch niemals vor"

läßt Sophokles den Ödipus zu Kreon sprechen; und auch die Römer machten in ihrer Geschichte die Erfahrung, daß man durch die Wohlredenheit nicht immer gewinnt. Mit dem Wort omnia plena consiliorum, inania verborum rühmt Cicero die alte Zeit.

Um aber zur Sophistik zurückzukehren, so berührte sich diese doch vielfach mit der Philosophie. Zwar wurde sie von den eigentlichen Philosophen perhorresziert, und deren Mißmut wird immer sehr begreiflich bleiben, da sie sich in einer Art von Minderheit sahen. Ganz hübsch läßt Lucian die Philosophie sagen: „Ich weiß nicht, wie dies Geschlecht neben mir aufwuchs, eine Mischform gleich den Hippokentauren, in der Mitte zwischen Windbeutelei und Philosophie dahintreibend." Aber die Philosophen können es doch nicht lassen, nach den Sophisten hinzuschielen, und anderseits sind diese ohne Zweifel mit den wichtigsten Philosophemen der verschiedenen Schulen vertraut, ja in einzelnen Fächern eines eigenen systematischen Unterrichtes wohl fähig; denn neben allen sophistischen Künsten besteht ganz gut, daß Protagoras praktische Weisheit und Tugend lehrte, und wer sagt uns, daß er nicht einen ganz ernstgemeinten ethischen Kurs gab, wie ja auch viele andere Sophisten sich der Erziehung (dem παιδαγωγεῖν, παιδεύειν ἀνθρώπους) widmeten, worin sie wirklich vielerlei spezielle Kenntnisse besaßen? Ihre Dialektik war derjenigen der Philosophen vielleicht so ziemlich ähnlich und war auch eine geistige Gymnastik; auch ihre berüchtigten Fangschlüsse, welche ja jeder fähige Grieche im Moment

und mit Vergnügen entlarvt haben muß, waren gar nichts als ein treffliches logisches Schulmittel und finden sich übrigens auch bei den Eleaten und Megarikern wieder. Ihr angeblicher philosophischer Ausgangspunkt aber, daß es kein wahres und allgültiges Erkennen, kein Wissen, nur ein Vorstellen gebe, ist an sich wohl haltbar, und sie mögen vielleicht damit als die ersten Skeptiker um die Prüfung des Erkenntnisvermögens ganz hübsche Verdienste gehabt haben; auch in dieser Lehre von der Subjektivität des Erkennens war ihnen übrigens die Philosophie Heraklits vorangegangen.

Soviel ist immerhin zuzugeben, daß die Sophisten im ganzen bei ihrer Philosophie nicht die Prätension hatten, den Menschen auf sein eigenes Inneres zu verweisen, ihn „besser zu machen". Trotzdem Protagoras auch dieses Gebiet streifte, so liegt bei ihnen der Akzent doch mehr auf den Spezialkenntnissen und Fertigkeiten zu praktischer Verwendung, die man den Leuten beibringen wollte, als darauf, daß man prätendiert hätte, Überzeugungen zu wecken. Hiedurch aber sind sie die höchst unentbehrlichen Vermittler einer plötzlich sehr allgemein verlangten, aber noch wenig durch systematische Studien und ausreichende Bibliotheken unterstützten Bildung, wenngleich die Zeitgenossen davon als von etwas ohne Zweifel Allbekanntem und Selbstverständlichem weniger als vom Stärkermachen der geringeren Sache gesprochen haben. Und zwar kommt hier zunächst die Kenntnis vieler Geschäfte und Gewerbe in Betracht. Wenn Hippias in den meisten Künsten der weiseste der Menschen war und in einem ganz von seiner Hand gemachten Aufzug nach Olympia kam (was unter anderem voraussetzt, daß er Seelenstärke genug besaß, um den Vorwurf der Banausie nicht zu fürchten), so spricht hieraus zunächst jenes Streben nach Allseitigkeit, das nur in einer Epoche relativ einfachen Lebens denkbar ist, und ganz im Geist einer Frühzeit hoher Bildung erscheint er dabei nicht bloß als Vielerforschender (Polyhistor), sondern auch als ein Vielkönnender. Der nämliche aber führte in seine „Unterredungen" ein: Geometrie, Astronomie, Musik, Rhythmik, sprach auch über Malerei und Bildnerei, und in Lakedämon sprach er, weil die Lakedämonier bei ihrem Willen zur Herrschaft diese Gattung von Gegenständen liebten, über die Arten der Staatsverfassung, über Kolonien und über staatliche Unternehmungen; er soll mit seinem Wissen auch alles, was man Archäologie nannte, umfaßt, sogar über Völkernamen geschrieben haben. Protagoras erbietet sich bei Plato unter anderem auch, die Kunst guter Haus- und Staatsverwaltung zu lehren, wovon er bei seiner Weltkenntnis sehr viel Interessanteres wissen konnte, als Plato ihn sagen läßt. Wenn wir von dieser Weltkunde, welche die damaligen Sophisten besaßen und mitteilten, nur viel hätten, zumal von der vergleichenden Kunde von Städtegründungen, Verfassungen, Einrichtungen, ökonomischen Zuständen! Der Umstand, daß hierin Thukydides wohl ihr Schüler war,

gibt uns davon einen hohen Begriff. Nehmen wir noch dazu ihre grammatischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen, die von ihnen geübte Erklärung der alten Dichter, ihre Jurisprudenz und Kriegskunde, und daß man die Grundlage der formalen Logik ihnen verdankt, und bedenken wir, daß dieses Sachliche, das sie aus den verschiedenen Gebieten des Wissens vorbrachten, nicht nur nützlicher, sondern auch kurzweiliger war als das meiste, was die Philosophen lehrten, so wird uns klar, daß sie gerade das waren, was dem damaligen Bildungseifer entsprach. Ganz im Sinne des sachlichen Lehrens war auch das Streben des Hippias, eine Mnemonik aufzustellen, d. h. eine Anweisung, das Gelernte in den Köpfen zu befestigen. Diese Mnemotechnik war bei der relativen Seltenheit der Bücher eine unentbehrliche Kraft, namentlich auch für den herumreisenden Wissenden selbst, der eben omnia sua secum portans sein mußte. Wenn nun schließlich zu dem Sachinhalt noch eine schöne rhetorische Form der Mitteilung kam, die der Zuhörer ebenfalls studieren konnte — und eine solche haben wir ja z. B. bei den teils öffentlich, teils in privaten Kreisen gehaltenen Vorträgen (ἐπιδείξεις) des Gorgias jedenfalls vorauszusetzen —, so können wir keinen Augenblick mehr über die Größe des Erfolges, zumal bei der vornehmen und reichen Jugend, und über die hohen Honorare staunen, die sie sich mit Recht zahlen ließen und die man ihnen gewiß nicht für ihre Fangschlüsse und rhetorischen Schlauheiten zahlte. Es war nicht jedermanns Sache, sich ironisch und asketisch gegen das ganze Wissen zu verhalten, wie Sokrates.

Nun hatte die Sophistik das merkwürdige Schicksal, daß es dem großen Farceur Aristophanes beliebte, in seinen Wolken, aus den schlechtesten Rabulistenkünsten, aus dem anaxagoreischen Besprechen der Himmelserscheinungen und Leugnen des ganzen alten Olymps und aus der sokratischen Dialektik einen Teig zu machen und den Hauptfeind der Sophistik als deren Hauptvertreter hinzustellen. So entsteht aus allen möglichen Vorurteilen des athenischen Philisters, der alles, was ihn ennuyiert, zusammennimmt (und ohnehin als Dichter diesmal nicht sonderlich inspiriert ist), eine Gesamtkarikatur, die auf alles, aber auf nichts völlig paßt, immerhin aber doch auch ihrerseits auf das höchst nützliche Wissen Bezug nimmt, das die Sophisten lehrten und wofür ihnen gewiß auch einiges nachzusehen ist, das uns als Schwindel vorkommen würde. Jedenfalls sind sie nicht die eigentlichen Lehrer der Lüge gewesen, als welche sie nach dieser Darstellung erscheinen würden; dieselbe zeigt vielmehr wieder einmal, wie vorsichtig man mit dem äußerst rasch und ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit skizzierenden Aristophanes als historischer Quelle sein muß. Dagegen mochten sich die Athener allerdings nicht nur durch die sich weise dünkenden jungen Leute (νεανίαι δοκησίσοφοι), die aus ihren Schulen hervorgingen, geärgert fühlen, sondern auch bedroht durch wirklich gefährliche Subjekte,

die, wie z. B. Kritias, in sophistischen Kreisen verkehrten. Es war zwar nicht Schuld der Sophisten, daß in den griechischen Staaten, die ganz auf Gleichheit der Bildung beruhten, eine Steigerung der Bildung bürgerliche Ungleichheit nach sich ziehen mußte; tatsächlich aber wurde diese Ungleichheit sofort auch zu größerem politischem Einflusse ausgebeutet.

Daß die Sophistik zur Zeit des Aristoteles „gänzlich in Verachtung geraten" war, begreift sich leicht. Derselbe traktiert allerdings die Sophisten nie anders als in diesem Tone; es scheint aber, daß es zu seiner Zeit überhaupt keine lebenden Menschen mehr gab, die sich so genannt hätten oder sich so hätten nennen lassen. Offenbar hat er nur ein schriftliches Depositum vor sich, und zwar von einseitig logisch-dialektischem Inhalt; während er von ihrem ehemaligen Sachwissen und Sachunterricht nichts mehr weiß oder doch keine Notiz davon nimmt, da er dessen als einer durch Wissen und Sammlungen entbehrlich gewordenen Vorstufe nicht mehr bedarf. Es war nämlich seither durch Spezialisierung der Wissenschaften (und vielleicht auch durch Gründung von Bibliotheken) anderweitig Rat geschaffen worden, und so war es den Sophisten ergangen wie den italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts, welche gleichfalls stürzten, als für den Sachinhalt, den sie vertraten, anderweitig gesorgt war. Was aber die Rhetorik betrifft, so mochte ein schwülstiger Ausdruck aus ihren Reden etwa einmal mit Recht getadelt werden; dagegen war zu Aristoteles' Zeit das Stärkermachen der geringeren Sache gewiß ebensosehr Mode und Bedürfnis als hundert Jahre vorher, und wenn dies die spezifische Tätigkeit der Sophisten gewesen wäre, so hätten sie floriert bis in alle Ewigkeit; jedenfalls hatte derjenige Aristoteles, der in seiner Rhetorik jene früher von uns besprochene Pathologie der Zuhörer entwirft und dabei eine so totale sittliche Indifferenz an den Tag legt, kein Recht, von den Sophisten mit sonderlicher Verachtung zu sprechen.

Die Sophisten führen uns auf die Abwendung großer Kreise vom Mythus, die zu ihrer Zeit eingetreten ist und die doch, wie wir gleich zu Anfang bemerken wollen, wahrlich kein Verbrechen war. Wenn wir sehen, wie derselbe im 4. Jahrhundert, von der bildenden Kunst abgesehen, scheinbar tot ist, und seine Organe, das Epos und die Tragödie, wenn sie auch weiterschaffen, keine Geltung mehr haben, also daß er erst in Alexandrien wieder eine Renaissance feiert, so hat dies seinen Vorgang einerseits in der Impietät, welche die alte Komödie gegen die Götter übte, anderseits aber in der rationalistisch klaren Denkweise, welche in der letzten Generation des 5. Jahrhunderts herrschend war und bei Männern wie Thukydides und besonders Perikles zum Ausdruck kommt. Und nun ist zwar die Philosophie überhaupt wesentlich ein Durchbrechen des Mythus; allein für das damalige Athen handelt es sich speziell um Aufhebung aller Deisidämonie im täglichen Leben, vermöge natür-

licher Erklärung besonders der Himmelsphänomene (NB. alles nur für Höhergebildete), und dies hängt sich weniger an Diagoras als an Anaxagoras, der durch seine Lehre der ganzen Natur die Göttlichkeit benahm. Dieser hatte den größten Einfluß auf Perikles, den er, wie Plutarch sagt, mit Meteorologie und Metarsiologie erfüllte und so beeinflußte, daß er in seine Beredsamkeit Physiologie gleichsam wie eine Farbe goß; noch Demosthenes erinnerte, als die Pythia auf Philipps Seite stand, die Athener daran, wie er die Abhängigkeit von Chresmen und Orakeln für einen Vorwand der Feigheit gehalten und dafür auf Vernunft und Nachdenken gehört hatte. Und neben dem Staatsmann steht hier der Dichter: Euripides erlaubt sich bisweilen, den Mythus förmlich zu korrigieren und beweist damit den „Verfall des mythischen Verständnisses". So in der Polemik gegen Äschylos, die in seine Elektra (508 ff.) eingeflochten ist; in dem nämlichen Stücke darf aber auch der Chor — es sind mykenische Frauen — ganz naiv betonen (737 ff.), er für seine Person glaube nicht, daß Zeus auf das thyesteische Gastmahl hin die großen Himmelslichter verkehrt habe aufgehen lassen, „doch frommten die Schreckenssagen, um den Ruhm der Himmlischen zu erhöhen", was darauf hinausläuft, daß solcher Glaube für das Volk gut sei. Aristophanes denunziert dann seinen Gegner an einer Stelle geradezu, daß er die Götter leugne, während er ihn anderswo mit seiner anaxagoreischen Kosmogonie aufzieht und ihn in den Fröschen (893 ff.) vor Beginn des Agons im Hades statt der Götter die Luft, die Zunge, die Pfiffigkeit und die eigene Schnüffelnase anrufen läßt.

Was Sokrates betrifft, so warnt er bei Xenophon vor dem Zuvielwissenwollen des Anaxagoras und sucht dessen Sonnentheorie zu widerlegen, und auch in der platonischen Apologie protestiert er gegen Komplizität mit ihm. Eine Hauptstelle für sein Verhalten zum Mythus findet sich aber im Phädros (p. 229 b ff.). Hier sprechen Sokrates und Phädros über die wahre Stelle, wo Boreas die Oreithyia geraubt. „Hältst du dies Mythologem für wahr?" fragt Phädros, und Sokrates entgegnet: „Wenn ich zweifelte, wie die Weisen tun, so wäre dies nicht widersinnig. Ich würde dann (unhomerisch) räsonierend (σοφιζόμενος) sagen, der Nordsturm habe sie von dem nahen Felsen heruntergerissen, und als sie so umgekommen, habe man gesagt, sie sei von Boreas geraubt worden. . . . Ich halte nun solche Untersuchungen für fein, aber für Sache eines allzu eifrig angestrengten und nicht gerade glücklichen Menschen, wäre es auch nur deshalb, weil nachher für ihn die Notwendigkeit vorhanden ist, auch die Gestalt der Hippokentauren richtig zu erklären und dann die der Chimära. Und dann strömt herbei die Masse der Gorgonen und Pegase und anderer, welche an Menge nicht zu bewältigen sind, und die wunderbarsten Fabelwesen. Will einer, der nicht daran glaubt, sich jedes einzelne der Wahrscheinlichkeit nach

erklären, so wird er, weil sein Verständnis ungebildet ist, viel Zeit brauchen. Ich aber habe dazu keine Muße, und zwar deshalb: Ich kann nicht einmal, wie der Spruch von Delphi verlangt, mich selbst erkennen, und da wäre es lächerlich, fremde Dinge zu betrachten. Und so lasse ich jene Fragen auf sich beruhen, und betrachte, indem ich der landläufigen Ansicht (τῷ νομιζομένῳ) darüber folge, nicht sie, sondern mich selbst, ob ich ein wildes Tier oder ein gezähmtes Wesen bin, das von Natur am Göttlichen Anteil hat" usw.

Es ist nun eine nicht ganz einfache Frage, wieweit um diese Zeit ein allgemeiner Unglaube um sich gegriffen habe. Allgemeiner Frevelmut, der überhaupt nur noch an seine Zwecke der Gier dachte und Götter oder Nicht-Götter völlig auf sich beruhen ließ, mag in Hülle und Fülle tatsächlich vorhanden gewesen sein, ohne offiziell zugestanden zu werden. Aber in schwachen Momenten verfielen die Frevler dieser Art dann der Deisidämonie. Die philosophische, von göttlicher Regierung absehende Welterklärung eines Diagoras, Anaxagoras und anderer aber, die sich bis zu einem gewissen Grade an den Tag wagte, unterlag regelmäßig den Asebieprozessen. Diese sind mit einem Minimum von Götterglauben verträglich, dieses Minimum aber war und blieb im Altertum bis in die spätesten Zeiten vorhanden. Euripides durfte es wagen, die Götter nicht besser, sondern eher schlimmer darzustellen als sie bei Homer sind, und die alte und mittlere Komödie durfte sie durch den Kot ziehen; aber leugnen durfte man sie nicht: Denn ihr Neid und ihre Rachsucht blieben wenigstens insoweit gefürchtet, als man bei irgendeiner Kalamität doch „nicht wissen konnte", ob nicht irgendeine Götterranküne dahinterstecke. Auch beim dünnsten Glaubensfaden und bei geringster Achtung vor den Göttern war es doch für den Staat und für den einzelnen sicherer, einen gewissen Grad von Eusebie innezuhalten; sobald es an die Verantwortlichkeit geht, wird jeder vorsichtig. Und hieran schloß sich dann jederzeit diejenige Religiosität an, welche überhaupt noch vorhanden war, und proklamierte immer von neuem das Walten der Götter. Auch beunruhigte der Glaube an Götter, wie die griechischen, die nicht Urbilder und Prinzipien der Ethik, sondern eher solche der menschlichen Leidenschaften und überhaupt niemals heilig und niemals über die Moira mächtig waren, das ordinäre Gewissen nicht und war mit jeder Genußsucht verträglich. Also wozu sie abschaffen? Den Rest tat der enorm reich mit dem ganzen öffentlichen und Privatleben verflochtene Kultus, besonders das Verhältnis desselben zur Lebensfreude. Und neben all diesem war die Sorge über die Dinge im Hades trotz Auflösung der Religion eher im Steigen; die niedere Deisidämonie kam erst recht in Flor. Bei den Philosophen aber, im allgemeinen gesprochen, stellte sich dann statt des Atheismus eher irgendeine Art des Monotheismus ein.

Um abzuschließen, müßte man nun die innere Wandlung aller

hellenischen Staaten von 500 bis 400 oder schon 415 v. Chr. in jeder Kulturbeziehung durchgehen, soweit Aussagen vorliegen. Überall fände sich a potiori: der Horizont durch die Perserkriege verändert, die politische Gestaltung vorherrschend demokratisch, die Individuen geweckt und entwickelt, aber auch der Kampf zwischen ihnen und ihren Staaten überall im Gange, Reflexion und Räsonnement vorherrschend über die einfache Pflichterfüllung. — Die Philosophie hat das Weltall und den Menschen aus eigenen Kräften zu erklären unternommen; die gesellige Lebensform hat ohne Zweifel ihre Höhe erreicht. Dabei ist die Sittlichkeit durch die Erschütterung des Staates, ihres wesentlichsten Anhaltes, stark miterschüttert; nicht bloß ist Sitte aufgelockert, sondern der egoistische Frevel ist schrankenlos. — Die Poesie gibt sich im 5. Jahrhundert wesentlich aus; sie produziert ihre letzten großen Formen, die ihr noch beschieden waren: die chorische in weitestem Umfang, die Tragödie, die alte Komödie, das Epigramm, und erfüllt dieselben mit wahrhaft lebendigem Inhalt, woneben das 4. Jahrhundert wie abgestanden aussehen wird; es behält an neuen Formen nur eine Nachlese übrig (die mittlere und neuere Komödie), und was es in den älteren schafft, das lebt nicht weiter. — Dagegen erreicht die bildende Kunst im 5. Jahrhundert erst das Erhabene, so daß dem 4. das Süße und Schöne, das vollkommen seelisch Belebte zu schaffen übrigbleibt.

Und nun noch ein Wort über die allgemeine Zersetzung des griechischen Lebens während des Peloponnesischen Krieges, ein Faktum, das so groß ist, daß man die Augen absichtlich verschließen müßte, um es nicht zu sehen. Dieselbe war wohl vorbereitet: Gerade daran, daß Griechenland sich seit den Perserkriegen einer ungeheuren Kraft bewußt ist (wobei es nachher keinen großen Unterschied begründet, ob eine Polis bzw. Partei überhaupt nicht oder sogar auf seiten der Perser mitgehalten hat), knüpft sich die Bestimmung zu einem sehr raschen Ausleben. Denn jetzt erst fängt das eigentliche Machttreiben an, welches früher nur die Eigenschaft Spartas gewesen war. Der Antrieb aber kommt von der fast überall durchdringenden Demokratie her. Das Volk, welches gesiegt hatte oder sich dies einbildete, baut jetzt seinen innerlich ruhelosen Staat aus, der sich natürlich auch nach außen in Schlägen ausspricht. Niemand fühlt sich bei dem neuen Maßstab, der für alle Dinge gilt, mächtig genug, gerade weil man sich im Persischen Kriege so mächtig gefühlt hatte; Ehrgeiz und Eitelkeit finden nicht mehr ihr Genüge im Proklamieren und Bejubeln von Agonalsiegern; man muß sich nach außen regen, d. h. gegen andere Poleis, andere höchst empfindliche, in letzter Instanz nur durch Vernichtung unschädlich, d. h. racheunfähig zu machende Wesen; und dabei führen jetzt natürlich, während alles bisherige Ehrwürdige: Mythen, Heiligtümer, agonaler Ruhm, in den Städten wertlos wird, das große Wort

die Realpolitiker. Das ganze weitere 5. Jahrhundert, in Griechenland wie in Sizilien, ist nun nur Vorbereitung und Einleitung zum Peloponnesischen Krieg, d. h. zur Gruppierung der Gewalt übenden und Gewalt duldenden Poleis unter zwei Bannern und zum Entscheid, wer der Stärkere sei. Waren die Poleis bisher aufs höchste um Unabhängigkeit bemüht gewesen, so müssen sie sich jetzt in Symmachien und Hegemonien fügen. Einzeln, aber für den Moment verbündet, hatten sie den Xerxes und Mardonios geschlagen; jetzt unterliegen sie einer allgemeinen inneren und äußeren Treiberei; der Krieg innerhalb der Nation aber, auf welchen diese mit Notwendigkeit drängt, muß unvermeidlich den Persern, sobald diese irgendeine Politik verfolgen, das große Wort in griechischen Dingen verschaffen.

Und nun ist nicht nur das furchtbare alte Kriegsrecht aus der mythischen Zeit noch am Leben, sondern es wird erst recht methodisch und empörend angewandt: Ausmorden, Verkauf in die Sklaverei, Verwüsten aller Pflanzungen, Ödelegen und Zerstören sind an der Tagesordnung. Die Schwächung der Kräfte aber verhindert noch nicht die Ambitionen: Die sizilische Expedition der Athener, während sie daheim stündlich durch einen Wiederausbruch des Krieges bedroht sind, gibt ein für allemal hiefür das Maß an. Athen würde damit den völligen Untergang verdient haben wegen unheilbarer Schädlichkeit.

Wie dies alles aber auf den Charakter der Nation wirkte, darüber höre man Thukydides in jenen berühmten Kapiteln (82 f.) seines III. Buches, wo er die Darstellung der allgemeinen Verrottung an die Greuel von Kerkyra deshalb anknüpft, weil der dortige Parteikampf mit der früheste war und somit einen um so schrecklicheren Eindruck machte; denn später „geriet sozusagen die ganze hellenische Nation in Bewegung", indem überall die Demokraten für Athen, die Oligarchen für Sparta waren. Und nun lernt man kennen, wie der Umsturz von Verfassungen, der im Frieden schwer war, im Krieg viel leichter wurde, indem die, welche ihn wollten, leicht Fremde dazu herbeirufen konnten. Im Frieden waren Staat und Individuen, weil nicht in der Not, noch besser gesinnt gewesen; aber im Kriege, der den Erwerb und die Genüsse raubt, werden die Menschen böse, denn er ist ein gewalttätiger Lehrer (βίαιος διδάσκαλος). Wo aber die Parteiung spät ausbrach, war sie desto heftiger, ränkevoller, rachelustiger, indem man jetzt erst Vergangenes erfuhr und nachholte. Auch die Veränderung der Wortbedeutungen kommt zur Sprache, und es wird dabei der ganze politische Jargon gegeben, wie er sich namentlich in den Hetärien bildete. — Hiebei gewinnt man eine Ahnung von dem Verderb, der solche Klubs nicht bloß für Staat und Moral, sondern für alle Geselligkeit sind; denn abgesehen von der gewöhnlichen Vereinsverdummung, wird jeder edlere objektive Austausch des Geistigen nicht bloß für

Hermes des Praxiteles
Olympia, Museum

1. und 2. Aphrodite-Statuetten. 3. Hypnos. 4. Aphrodite-Kopf
London, Britisches Museum

die betreffende Nacht unmöglich, sondern den Menschen überhaupt verleidet; mit seiner ganzen Existenz wird man auf die schlechteste Geselligkeit auf Erden hingewiesen und durch Komplizität an sie gefesselt.

Thukydides aber führt weiter aus, wie der gegenseitige Verlaß auf gemeinsamen Verbrechen beruhte. Versöhnungsschwüre wurden nur gehalten, solange es unvermeidlich und zweckmäßig war; man fand (und hier tritt nun die Entwicklung des eigentlich Satanischen zutage) nicht nur größere Sicherheit, sondern auch mehr Vergnügen dabei, sich an dem ungedeckten Gegner durch Mißbrauch des Vertrauens (also durch zuvor erheuchelte Freundlichkeit) zu rächen; durch Trug siegend, trug man den Preis der Pfiffigkeit davon; eher wollte man böse sein und gewandt, als gut und ungeschickt heißen, und die beiden Parteien, von denen Thukydides mit keinem Worte verrät, welche ihm lieber sei, brauchten trotz ihrer schönen Namen im Kampfe alle Mittel. Wo sie durch ungerechte Abstimmung oder durch Gewalt die Herrschaft erwarben, ließen sie dem Hader alle Genugtuung; ein Haupthaß aber bestand gegen alles, was von Bürgern parteilos blieb: Diese wurden entweder wegen ihres Nichtmithaltens oder aus Neid, weil sie sich aufrecht hielten, dem Verderben geweiht. Jede Art von schlechter Denkweise wurde herrschend, das Schlichte, das hauptsächlich zur edlen Art gehört, verlacht und verachtet. Alles war nur Feindschaft und Treulosigkeit; kein Sühnwort mehr sicher, kein Sühneid gefürchtet; allgemein war nur das Sichdurchhelfen, und die Schlimmsten, welche obenauf waren, schritten aus Besorgnis, die Gegner möchten ihnen an Rede und Gewandtheit überlegen sein, frech sofort zu Tätlichkeiten. Wer die Dinge auf verständigem Wege behandeln wollte, ging ihnen gegenüber meist wehrlos zugrunde.

Diese Kapitel, worin uns die furchtbare Unsittlichkeit, welcher alle Parteien verfallen sind, zumal die Entsetzlichkeit ihres Kampfes und der dabei waltenden kalten, schrecklichen Berechnung, vor Augen geführt wird, sind nun einmal da und sind unsterblich. Man hätte in der gegenseitigen Bekämpfung wahrlich vorsichtiger werden dürfen. Denn den Persern konnte mit nichts besser gedient sein, und Alkibiades machte es diesen auch begreiflich, daß das Weiterkämpfenlassen der beiden Gegner ihre einfachste Politik sei. Auch meldet sich schon während des sehr unsicheren Nikiasfriedens, da alles voll Gärung ist, die Schnappsackpolitik roher, zurückgebliebener Völkerchen (die dann nach anderthalb Jahrhunderten in Gestalt des Ätolischen Bundes so furchtbar werden sollten): Doloper, Änianen und Malier überfallen Heraklea Trachinia, gewinnen eine Schlacht, belagern die Stadt und werden nur durch einen thebanischen Hilfszug abgetrieben. Aber man blieb auf beiden Seiten zum Äußersten entschlossen, und wenn wir geneigt wären, an den Worten des Thukydides etwas herunterzudingen, so sprechen für sie die An-

klänge, die wir bei Euripides in dem Eteokles der Phönissen und in der Kreusa des Ion finden; auch hier lernen wir, was man bei dem rücksichtslosen Herrschenwollen alles wagt, um Meister zu bleiben.

Überhaupt verraten uns die Dichter mancherlei. Daß sich z. B., während sonst der Raubkommunismus die Zeiten Polybs abwarten mußte, die betreffenden, auf allgemeine Gleichheit des Besitzes dringenden Räsonnements damals schon vernehmlich gemacht haben müssen, können wir aus einer Tirade des Euripides schließen, wo gepredigt wird, daß es kein Leben und Wohnen mehr wäre, wenn es nur Arme gäbe, und daß zum Wohlbefinden des Ganzen eine Mischung von arm und reich nötig sei; denn beide seien aufeinander angewiesen. Bezeichnend ist für diese Zeit auch, daß der direkte Patriotismus, der in den Sieben des Äschylos noch so überzeugend spricht, bei Euripides teilweise schon hohl klingt. So in der langen Tirade des von Eumolpos und den Thrakern bedrohten Erechtheus, der mit übertriebenstem Edelsinn seine Tochter für das Vaterland opfern will. Ein Fragment dieses Dichters lehrt auch, daß jetzt den Leuten auch Lichter darüber aufgingen, wie die Sitte besser sei als das Gesetz, und zwar darum, weil sie kein Rhetor verdrehen könne; dieses aber könne einer durch seine Reden auf und ab verwirren und beschädigen.

Und nun Aristophanes. Er mag für einen Tugendwächter einen kuriosen Ton reden; aber ein in allen Literaturen einziges Aktenstück bleibt die berühmte Rede des gerechten samt der Gegenrede des ungerechten Logos in den Wolken (961 ff.) doch; beide setzen, wenn sie verständlich sein sollten, voraus, daß eine große Zahl von Athenern in ihnen wirklich das Bild des älteren und des jüngeren Athen erkannten und im stillen über die Dinge einig waren, die der Dichter, wie es Pflicht des Dichters ist, laut sagt. In den Fröschen (1014 f.) nennt sein Äschylos — NB. unmittelbar vor Ägospotamoi — das jetzige Geschlecht ein sich den Bürgerpflichten entziehendes, gemeines, gaunerisches, schuftiges; Euripides hat ihm (1069 ff.) die Geschwätzigkeit beigebracht, welche die Palästren veröden läßt und die Matrosen des Staatsschiffes zur Insubordination bringt; die Stadt wimmelt von Unterschreibern und frivolen Volksaffen; vor Mangel an Gymnastik aber ist niemand mehr imstande, beim festlichen Fackellauf die Fackel zu tragen. Bald hier, bald da wird sodann den Behörden Bestechlichkeit vorgeworfen; ja es wird etwa auch die Schlechtigkeit der Männer im allgemeinen behauptet und unter anderem mit Staatsdiebstahl, Heeresflucht und gar Menschendiebstahl begründet. Dies kommt in den Thesmophoriazusen vor, in denen sonst das Elend und die Verderbnis der Weiber mit den grellsten Farben gemalt sind. Eheliche Untreue der Frauen, Unterschieben von Kindern usw. werden als Taten, die offenbar nicht selten sind, angeführt und es ist von dem wachsenden Mißtrauen der Männer (vielleicht ohne wesentliche Übertreibung) die Rede,

als dessen Urheber Euripides denunziert wird. Im Plutos erscheint dann gleich zu Anfang das Glück aller Bösen als eine zugegebene Sache; Karion und sein Herr Chremylos sind einander an kalter Frevelrede gewachsen, indem sie behaupten, daß nur die Ruchlosigkeit Nutzen bringe.

Im Grunde ist die alte Komödie selber ein Stück von der Krisis des griechischen Lebens und der Beweis dafür, daß Athen mit einer Elektrizität des Skandals vollgeladen war, die nicht nur an den Dionysien, sondern als permanentes Gewitter das ganze Jahr hindurch zur Entladung kommen mußte. Als kulturhistorische Quelle aber ist sie nicht zu missen, und namentlich die Parabasen, in welchen der Dichter direkt redet, sind in bedeutendem Grade Aktenstücke; denn Aristophanes, welcher, sobald er von bestimmten einzelnen redet, der stärkste Verleumder sein darf, kann, wo er Handlungsweisen überhaupt schildert, nur Sachen gesagt haben, welche jedermann kannte und kenntlich fand.

Plato soll nach Aristoteles einem Archibios gegenüber geäußert haben, es sei in Athen Mode geworden zuzugeben, daß man böse (πονηρός) sei. Dies würde an die Italiener zur Zeit Machiavellis erinnern; jedenfalls aber legen Personen seiner (ihrer Voraussetzung nach in dieser Spätzeit des 5. Jahrhunderts gehaltenen) Dialoge die stärksten Zeugnisse über die Krisis des griechischen Lebens ab. An einer wichtigen Stelle der Republik (II, 3—8) läßt er vor allem die alte Ansicht vom Gotteslohn auf Erden und von dem sinnlich ausgemalten Gotteslohn im Jenseits zusammenschlagen, indem er von der allgemein menschlichen Neigung zum Bösen und von dem Leiden der Guten und Triumph der Schlechten auf Erden ausgeht, die durch ihre Reichtümer den Gerechten sogar im Kultus mit Opfern und Weihegeschenken überbieten und darum auch von den Göttern mehr geliebt sind; dann aber kommt eine Auseinandersetzung darüber, was das eigentlich für eine Wirkung haben müsse, wenn man den jungen Leuten sage, die Götter gäben den Bösen Glück und den Guten Unglück und seien durch Formeln und kräftige Sprüche bestimmbar, und es wird einem jungen Manne die Folgerung in den Mund gelegt: So will ich mir denn den Anschein der Tugend geben, dabei aber als Fuchs handeln. Um nicht entdeckt zu werden, dazu sind Verschwörungen und Hetärien dienlich. Ferner gibt es ja Lehrer der Überredungskunst, welche vor Volk und Gericht sprechen lehren; teils mit solcher Überredung, teils mit Gewalt werden wir mächtig genug sein. Wenn die Götter, die man, wie es heißt, weder täuschen noch vergewaltigen kann, überhaupt existieren und sich um das Erdenleben kümmern, so wissen wir hiervon doch nur durch die Sagen und die genealogisierenden Poeten, und aus eben diesen erfahren wir auch, daß man die Götter mit Opfern, besänftigenden Gelübden und Weihegeschenken herumbringen kann. Dann mag man eben freveln und opfern (ἀδικητέον

καὶ θυτέον); denn mit der bloßen Gerechtigkeit bleibt man zwar ungestraft von seiten der Götter, büßt aber den Nutzen ein, den die Ungerechtigkeit gewährt; als Ungerechte aber machen wir Gewinn und erflehen trotz allen unseren Vergehen von den Göttern, daß sie uns straflos lassen. Und wenn uns und unseren Nachkommen mit Strafen im Hades gedroht wird, so vermögen doch die Weihen und die lösenden Götter vieles, wie die größten Poleis behaupten und diejenigen Göttersöhne, welche Poeten und Propheten geworden sind.

Eine zweite Stelle (VI, 6—8) handelt von den Demagogen. Diese tadeln oder loben in jeder Art von Versammlung (in Ekklesie, Gerichtshöfen, Theater, Lager), was gesagt oder getan wird, mit höchstem Lärm und stärkster Übertreibung, und Steine und Mauern geben Lob und Tadel mit doppeltem Lärm zurück. Was soll nun die Jugend dabei empfinden? Und welche diesem Treiben entgegengesetzte Bildung wird nicht von diesem Lob und Tadel abwärtsgeschwemmt werden, wohin der Strom treibt, bis man endlich dasselbe sagt, treibt und wird wie jene? Übrigens lehren diejenigen lohnarbeitenden Individuen, welche von den Demagogen Sophisten genannt und als Konkurrenten betrachtet werden, im Grunde auch nichts anderes als diese Meinungen der Menge, welche in den Versammlungen vorgebracht werden, und das nennen sie dann Einsicht (σοφία). Es ist, als studierte jemand alle Leidenschaften und Begierden eines großen und mächtigen Tieres (δρέμμα), wie man ihm nahen und es berühren müsse, wovon es böse oder sanft werde, und auf welche Stimmen oder Töne hin zahm und wild. Das Resultat hievon wird als ein Fach (τέχνη) gelehrt, und ohne zu erwägen, was wirklich schön oder schändlich, gut oder böse ist, benennt man alles so oder anders, je nach der Meinung des großen Tieres; was diesem gefällt, ist gut, was ihm Schmerz macht, böse. Der junge, begabte Ehrgeizige aber, von dessen Persönlichkeit die Verwandten viel hoffen, muß, besonders wenn er aus einer großen Stadt, reich, vornehm, schön und groß ist, voll unsagbarer Hoffnung werden und sich für fähig halten, Hellenen und Nichtgriechen zu weiden, hochmütig und voll leeren und unsinnigen Dünkels.

Später (VIII, 10—13) wird dann das Bild der Demokratie gegeben, freilich nach den äußersten Fällen, da die Armen die übrigen getötet oder verjagt und Verwaltung und Ämter unter sich verlost haben. Alles ist frei und die Stadt voll Ungebundenheit im Tun und Reden. Da gedeihen allerlei Leute, und politische Einrichtungen sind zum Auslesen da, wie in einem Kaufladen. Den allgemeinen Pflichten und Beschlüssen weiß man sich nach Kräften zu entziehen; für das Verbrechen herrscht Sympathie, so daß zum Tode und zur Verbannung Verurteilte dableiben und öffentlich herumgehen; auf Erziehung wird nicht mehr geachtet; man ehrt einen, wenn er nur behauptet, er sei dem Volke wohlgesinnt. Und nun entspricht der

Zerfahrenheit des Staatswesens die des demokratischen Mannes, der, bunt und voll von Gegensätzen wie sein Staat, jeden Tag nach der Begierde lebt, die ihn gerade ergreift, heute trunken und sich am Flötenspiel ergötzend, morgen nüchtern, bald turnend, bald ganz faul und apathisch, dann wieder bei der Philosophie verweilend, aber meist Politik treibend, indem er aufspringt und das erste beste sagt und tut. Manchmal beneidet er Kriegsleute und stürmt nach dieser Seite hin, dann wieder Geldmänner usw. In seinem Leben ist weder Ordnung noch eine innere Nötigung, und doch nennt er es angenehm, wohlanständig, glücklich (gewiß dachten die meisten Athener so). — Dies ist aber die Demokratie, welche gelegentlich in Tyrannis umschlägt. Der demokratische Staat, in großem Durst nach Freiheit, gerät an unrichtige Schenken und wird weit über das Maß von ungemischtem Weine trunken gemacht. Wenn dann die Behörden nicht äußerst gelinde verfahren, so werden sie als Ruchlose, als Oligarchen angeklagt und mißhandelt, und die, welche ihnen noch gehorchen wollen, als freiwillig-knechtische Nullen beleidigt. Was man rühmt und ehrt, sind Regierende, welche Regierten und Regierte, welche Regierenden gleichen. Und dieser Geist dringt auch in die Familie ein; der Vater ist dem Sohn gleich und fürchtet sich vor ihm, der Sohn aber hat vor ihm weder Achtung noch Furcht. Ebenso wird der Metöke dem Bürger gleich und sogar der Fremde; der Lehrer fürchtet die Zöglinge und schmeichelt ihnen, und diese verachten Lehrer und Pädagogen; Junge und Alte wetteifern miteinander in Worten und Werken, und die Greise setzen sich zu den Jungen und erfüllen sich mit witzigem Scherz, um nur ja nicht mürrisch und herrisch zu scheinen. Endlich werden sogar die gekauften Sklaven und Sklavinnen nicht weniger frei als ihre Käufer, und zwischen Männern und Weibern besteht vollends Gleichheit und Freiheit. Sogar die Tiere gehen freier einher als anderswo, die Hündinnen, Pferde und Esel; sie stoßen auf die Leute, die ihnen nicht aus dem Wege gehen. Zuletzt werden die Menschen äußerst empfindlich und kümmern sich um geschriebene und ungeschriebene Gesetze nicht mehr, damit gar kein Herr mehr über ihnen sei.

Anderswo (IX, 3) wird in einem höchst großartigen Bilde der verarmte Wüstling geschildert. Dieser wird, wenn er zumal seinen Liebschaften alles untergeordnet und das elterliche Vermögen verloren hat, während zugleich in ihm ein Schwarm von Begierden sich aufgesammelt hat, zunächst in ein Haus einbrechen oder einem des Nachts Daherkommenden das Kleid rauben, dann aber ein Heiligtum plündern und sich keines Mordes und Frevels mehr enthalten. Sind deren irgendwo nur wenige, so gehen sie auswärts in Tyrannendienste oder stiften, daheim bleibend, nur viele (relativ) kleine Übel (worunter Plato auch die Missetaten der Sykophanten rechnet); werden ihrer aber mehr und mehr, so geht aus ihnen mit

Hilfe der Volkstorheit der Tyrann hervor, und zwar ist dies (wie Plato fälschlich meint) derjenige, der in sich selbst den größten Tyrannen (das heißt Schwarm von Leidenschaften) hat. Es hatte dann freilich seine Gründe, daß sich von den attischen Catilinariern keiner zum Tyrannen aufzuschwingen vermochte.

In dem Werke von den Gesetzen (III, 15 f.) knüpft sodann Plato das Bild der Ausartung an den Verderb der Musik und an die Theatrokratie. Einzelne Züge, wie die Unbotmäßigkeit gegen die Eltern und die Gesetze, lauten hier ähnlich wie in der Republik. Wenn es dann völlig dem Ende zugeht, reißt Unbekümmertheit um Eide, Treue und Götter ein, wobei man die sogenannte alte Titanennatur nachahmt; freilich treten dann auch jene alten Folgen ein: böse Zeiten ohne Aufhören des Jammers.

Im Gorgias (26 f.) endlich darf Plato dem Sophisten Polos, nachdem dieser die schrecklichen Familienfrevel erzählt hat, wodurch Archelaos auf den makedonischen Thron gekommen ist, die Frage in den Mund legen: Gibt es wohl von dir, Sokrates, anzufangen, einen Athener, der lieber irgendein anderer Makedonier als Archelaos wäre? Und Sokrates entgegnet: Alle Athener und Fremden mit wenigen Ausnahmen werden dir zugeben, daß sie lieber Archelaos wären (worauf eine bedenkliche Aufzählung von so denkenden Athenern folgt).

Auch Xenophon gibt eine Schilderung davon, wie es zugeht, wenn die Kalokagathie von der Stadt gewichen ist: Mangel an Ehrfurcht vor dem Alter und Verachtung der Gymnastik treten ein; statt sich gegenseitig zu helfen, kränkt man einander und beneidet die Mitbürger mehr als alle anderen Menschen; bei öffentlichen wie bei Privatzusammenkünften wird gehadert, und die meisten Prozesse hängt man sich gegenseitig an; allgemein herrschen Feindschaft und Haß. Während in Seesachen noch Subordination herrscht und man auch (was Xenophon des Hohnes wegen konzediert) bei gymnastischen Agonen noch den Vorstehern gehorcht und ebenso bei den Chören den Dirigenten, sind Hopliten und Reiter Athens die disziplinlosesten auf der Welt.

So erschallen von verschiedenen Seiten die lautesten Klagen. Daß ihnen Tatsachen zugrunde lagen, lehrt schon der Umstand, daß ein Mensch wie Andokides möglich war. Obschon selber als Keryke von Hermes abstammend, ist er doch Teilnehmer des Hermokopiden- und des Mysterienfrevels, wird aber als Angeber der übrigen freigesprochen. Hiebei ist er vom größten Eifer und denunziert seinen eigenen Vater Leogoras. „Den anderen brachte er durch seine Angabe den Untergang, den Vater aber, der schon gefesselt war, rettete er, indem er sagte, derselbe werde der Polis noch sehr nützlich sein. In der Tat überführte nun Leogoras viele als Diebe am Staatsgut und sonstige Übeltäter, und damit wurde er vom Prozesse ledig."

Von Theramenes aber, dem die Athener von allen Seiten zu seiner

Rettung gratulierten, als das Haus einstürzte, aus dem er eben getreten war, ist das bekannte Wort überliefert: „O Zeus, auf welchen Moment sparst du mich auf!“ Dies war gewiß aus der Empfindung gesprochen; denn alle trieben vorwärts und sahen den gewaltsamsten Ausgang kommen; sie wußten nur nicht, welchen. Manchem mochte einstweilen zumute sein: Wenn mich doch nur beizeiten die Erde verschlänge!

IV. Der Mensch des 4. Jahrhunderts bis auf Alexander

Seit dem Peloponnesischen Kriege wird die griechische Kulturgeschichte wesentlich zur griechischen Geschichte schlechthin. Früher war der Hellene nur zu begreifen als lebendiger Bestandteil seiner Polis, auf welche sich all sein Dichten und Trachten und seine Sittlichkeit bezog. Allein die Entwicklung der Demokratie nach ihren düsteren Seiten und die Verwilderung, welche der Peloponnesische Krieg über die hellenische Menschheit brachte, lösen — im Grunde sogar in Sparta — die Fähigsten innerlich und zum Teil auch äußerlich von ihrer Polis ab; die einen wollen nur noch den Staat und die Lage Griechenlands beherrschen und ausbeuten, ohne sich in ihrem Inneren an irgend etwas gebunden zu fühlen. Die anderen leben für geistige Interessen, die mit dem Staat nichts mehr zu tun haben; die meisten endlich wollen nur noch genießen; viele gehören als Söldner jedem zahlungsfähigen Mächtigen.

Dies ist der Typus des 4. Jahrhunderts. — Allein die Nation in dieser Umgestaltung hatte noch enorme individuelle Kräfte und eine große Zukunft; sie sollte in den beiden folgenden Jahrhunderten der Sauerteig für den ganzen vorderen Orient und die intellektuelle Schule für die Römer werden. Der Hellenismus ist das auf die ganze Welt angewandte und von der ganzen Welt in Anspruch genommene Griechentum, das große Mittel der Kontinuität des Geistes zwischen der älteren und der römischen und mittelalterlichen Welt.

Wir sollen uns alle Anwendung des Wünschens auf vergangene Zeiten abgewöhnen, schon weil wir in unserer Gegenwart und in unserem täglichen Leben töricht zu wünschen pflegen. Allein wenigstens in betreff des Hellenismus können wir die Dinge unmöglich anders wünschen, als sie geschehen sind. Wir können — und hiebei handelt es sich nicht bloß um das Kuriositätsinteresse des Historikers — nicht wünschen, daß statt der makedonischen Obmacht in Griechenland und der Eroberung Persiens etwa eine Überwältigung des entzweiten und zerrütteten Griechenlands durch irgendeine neue volksfremde Naturmacht Asiens oder des skythischen Nordens stattgefunden hätte. Wir können nicht wünschen, daß Rom, wie in diesem Falle wohl geschehen wäre, ohne die hellenistische Bildung blieb; denn nur dem Philhellenismus der Römer für ein noch am Leben befindliches Griechenland verdanken wir es, daß die Kultur der ganzen alten Welt weitergelebt hat. Das hellenistische

Römertum aber war der unentbehrliche Boden für die Verbreitung des Christentums. Und das Christentum, abgesehen von seiner Eigenschaft als Religion, sollte dann die einzige Brücke werden, welche die alte Welt mit ihren germanischen Eroberern zu verbinden bestimmt war. In dieser ganzen Kette von Ursachen und Wirkungen aber ist der Hellenismus der wichtigste Ring.

Indem wir mit der Veränderung des geographischen Akzents beginnen, müssen wir vor allem des Sinkens von Großgriechenland gedenken. Schon während des Peloponnesischen Krieges (420) war Cumä, das sich früher tapfer für seine Freiheit gewehrt hatte, von den Campanern genommen worden, welche die Einwohner ausmordeten oder verkauften, und nicht lange ging es, so war Neapel die letzte griechische Stadt dieser Gegend. Am Anfang des 4. Jahrhundert sodann wiederholten sich die Angriffe der Lucaner auf die Städte am Tarentinischen Golf, die sich (393) zu einem Schutzbündnis gegen die fremden Völker und den diesen verbündeten älteren Dionys zusammengetan hatten, aber nach der vernichtenden Niederlage der Thuriner bei Laos (390) größtenteils den beiden Gegnern unterlagen. Dann kam das Vordringen der Samniten und der Brettier, die zur Zeit, da der Reisebericht des Skylax verfaßt wurde (um 356), viele Griechenstädte unterworfen hatten und das Land vom Tyrrhenischen zum Ionischen Meere besaßen. Nur Tarent, das in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts seinen als Staatsmann und Feldherrn wie als pythagoreischen Philosophen, Mathematiker, Mechaniker und Musiktheoretiker bedeutenden Archytas hatte, war in langen Kämpfen mit den Messapiern schlagfertig geblieben. Abgesehen von den Söldnern, soll es aus seiner Bürgerschaft 20.000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde haben aufbieten können; die Bevölkerung war aber gewiß stark italisiert und ihre Beziehungen zur Halbinsel stärker als die zu Altgriechenland. Als dann die Lucaner ihre ganze Macht gegen Tarent, Metapont und Heraklea wandten, warb man hier doch periodisch fremde fürstliche Kondottieri, und zwar zuerst Archidamos III. von Sparta, der 338, wie es heißt, an demselben Tage unterging, da die Griechen bei Chäronea unterlagen, sodann Alexander von Epirus, den Bruder der Olympias, welcher sagen konnte, das Schicksal gönne seinem Neffen Siege über Weiber, ihm harten Kampf mit Männern; nach bunten Erfolgen entzweite er sich mit den Tarentinern selbst und kam (332) nach dem unglücklichen Gefechte bei Pandosia durch Mord um. Zuletzt (303) sollte der ruchlose Spartaner Kleonymos gegen Lucaner und Römer helfen, der nämliche, der später aus Wut und Rache Pyrrhos gegen Argos geführt hat. Nach anfänglichen Erfolgen zeigte auch er sich durchaus unzuverlässig und plünderte unter anderem mit den Lucanern das griechische Metapont. Trotz dieser Schläge, die das Griechentum in Unteritalien empfing, blieben zwar die größeren Griechenstädte: Thurii, Metapont, Heraklea,

Rhegion und, wie gesagt, Neapel einstweilen, wenngleich geschwächt und öfter abhängig, bestehen, ja selbst auf dem platten Lande und in den kleineren Städten wurden die Hellenen geduldet, und z. B. Kyme, Poseidonia, Laos, Hipponion blieben, wie Skylax und die Münzen lehren, auch unter samnitischer Herrschaft noch Griechenstädte. Indes manche wurden doch zerstört oder ganz von Fremden bewohnt, und auch, wo sich noch ein Stock von griechischen Bürgern hielt, waren diese ihrer Feldmark beraubt und krochen innerhalb ihrer Mauern auf einen engeren Umfang zusammen; auch muß z. B. den Bewohnern von Poseidonia (Pästum) nach der schönen, früher von uns angeführten Stelle des Musikhistorikers Aristoxenos ihr Schicksal doch so vorgekommen sein, als wären sie dem fremdvölkischen Einfluß verfallen. Vielfach sprach man nun eben wohl sabellisch und griechisch nebeneinander. Daneben brachte es freilich eine merkwürdige Eigenschaft des hellenischen Geistes wiederum mit sich, daß das Griechische als Sprache und Kultur bei den unteritalischen Nichtgriechen selbst ziemlich stark weiterwucherte; aber immerhin hat hier ein großer Kapitalverlust griechischen Geblütes stattgefunden.

In Sizilien, wo früher schon die löblichen Tyrannen die Stadtbevölkerungen aufs gewaltsamste gemischt hatten, hatte das Scheitern des attischen Angriffs die Nachwirkung, daß das halbgriechische Egesta, das nun die Rache aller Sikelioten fürchtete, Karthago zu Hilfe rief. Hannibal, von Natur ein Hellenenfeind, der außerdem seinen am Himeraflusse unterlegenen Großvater Hamilkar zu rächen hatte, erschien (408) und nahm nacheinander Selinunt, Himera, Agrigent, Gela und Kamarina, deren Einwohner teils vernichtet, teils ausgetrieben wurden. Nach diesem riesigen Aderlaß an dem sizilischen Griechentum ist es der beste Rechtstitel des älteren Dionys (405—367), daß ohne ihn ganz Sizilien bleibend unter Karthago gefallen und der griechisch-abendländischen Kultur entzogen worden wäre; derselbe benützte aber, wie man bald einsah, das Entsetzen vor den Karthagern nur, um über Griechenstädte zu herrschen, und hatte gar kein Interesse daran, jene vollständig zurückzudrängen, ja er ließ sie, wenn er sie hätte vernichten können, absichtlich schlüpfen. Und seine Mittel waren haarsträubend; denn gegen Griechenstädte scheint er keine andere Alternative gekannt zu haben, als entweder Vernichtung des griechischen Volkes oder Übersiedlung desselben nach Syrakus. In dieser Millionenstadt wimmelte es durch eine unglaubliche Neumischung von alten und neuen Bürgern aller Art, darunter auch freigesprochenen Sklaven und besonders vielen Söldnern; an diese bunte Masse wurden ganze Quartiere neu verteilt, in Ortygia aber, um die Burg ließ der Herrscher nur seine speziellen Anhänger und seine Söldner wohnen, und an solche hatte er als Lohn auch die Städte gegeben, deren alte Einwohner er in Syrakus konzentrierte. — Wie man sieht, ist dieser

terroristische Besitzwechsel von Stadt und Land die völlige Negation der Polis, das heißt des eigentlich Hellenischen; aber Dionys tat damit, was man tun mußte, wenn man die Einwohner mehrerer Poleis zusammen beherrschen wollte, mochte daneben auch das Tyrannenstreben nach einem Großstaat von Sizilien, wozu die karthagische Gefahr immer neuen Vorwand lieh, in den leidenden Poleis eine Kraft und eine Wut erregen und steigern, wie sie sonst nur etwa in den furchtbarsten Religionskämpfen vorkommt. Die Karthager und den Tyrannen loszuwerden, war eben ein Ideal, das nicht mehr erreicht werden konnte, und so hielt sich wenigstens Syrakus während der letzten zwei Drittel dieser Regierungszeit ruhig.

Es folgt die Herrschaft des jüngeren Dionys, der nicht viel anderes als ein Schwelger und ein entsetzlicher Tyrann war, und dann die unnütze sogenannte „Befreiung" durch Dion, wodurch nur die Hilflosigkeit der Griechen zutage gebracht wurde. Die Folge aller dieser Wirren war, daß zur Zeit der Wiederkehr des Tyrannen (346) Syrakus fast verödet, das übrige Sizilien durch Vertreibung der alten Bewohner im jämmerlichsten Zustande, die meisten Poleis im Besitze bunt zusammengewürfelter fremdvölkischer Massen, zumal unbesoldeter Söldner waren, deren Anführer Tyrannen wurden. Dabei mischte sich Karthago immer aufs neue in die sizilischen Dinge, und die Insel war verloren, wenn das Mutterland nicht zu ihrer Erhaltung die letzten Anstrengungen machte. Dies hat Timoleon von Korinth nach Sizilien geführt, dessen ganze Unternehmung zweierlei Wert hat, indem sie erstlich ein freier Willensakt des Griechentums und dann ein unentbehrliches Glied der Kette von Ursachen war, welche Sizilien beim Stamme Japhet festhielten; eine Heilung des sizilischen Jammers aber war sie nicht, sondern nur eine Pause zwischen zweierlei Jammer. Als er kam, trauten ihm die unglücklichen Städte anfangs gar nicht, weil sie allen Anführern von Truppen gegenüber verbittert waren und nur den Herrn zu wechseln fürchteten. In dem bevorzugten Syrakus hatte die Agora hohes Gras getrieben, wo Pferde weideten und Roßhüter lagerten; auch die meisten anderen Städte waren voll von Hirschen und wilden Schweinen; in den Vorstädten jagte man; aus den Burgen und Zitadellen, wohin demnach die Bevölkerung zusammengekrochen war, ging niemand in die Stadt hinab; sie schauerte vor allem, was Agora, politisches Treiben und Rednerbühne hieß, weil von diesen Dingen her die meisten Tyrannen über sie gekommen waren. Durch Timoleons Verdienst wurde dies nun anders. Syrakus füllte sich wieder durch die Ankunft zahlloser früherer Verbannter und anderer Ansiedler; denn die Korinther ließen bei Agonen und Festen, und wo immer noch sikeliotische Flüchtlinge waren, bis nach Asien, jeden, der zurückkehren wollte, hiezu einladen, daher denn der Gesamtzuzug aus Korinth, Griechenland und Italien 60.000 Mann betrug, denen Korinth freie Überfahrt gewährte. Auch in

den anderen Städten, in Leontinoi, Apollonia, Entella wurde die Demokratie hergestellt, das Hellenentum als solches erhob sich und die punische Herrschaft wankte. Und als dann Timoleon (339) die Karthager am Krimisos geschlagen, folgte auch der Untergang der einzelnen Söldner-Tyrannen in den Städten; der Friede mit Karthago aber ließ diesem bloß das Gebiet westlich vom Halykos; und ferner mußte es den Griechen dieses Gebietes freien Abzug gestatten und versprechen, keine Tyrannen mehr zu unterstützen.

Timoleon erlebte vor seinem Tode (336) noch den allgemeinen Zustrom aus dem von Philipp bedrohten Griechenland und aus den von den Lucanern bedrohten großgriechischen Städten, und Sizilien hatte jetzt wirklich eine neue Blüte: Außer Syrakus erholten sich auch Agrigent, Gela, Kamarina usw. wieder etwas, letztere hauptsächlich mit Hilfe von Eleaten und Keiern, welche die neuen Bürger mit sich führten. Von Neuansiedlern in Syrakus aber stammte ab der rheginische Flüchtlingssohn Agathokles, der dann nach neuen Parteiwirren die Tyrannis wiederhergestellt und achtundzwanzig Jahre (317—289) innegehabt hat. Sein Tun gegenüber der hellenischen Bevölkerung ist wesentlich das des älteren Dionys, nur noch greller. Aber auch seine Herrschaft muß als das einzige Mittel der Rettung vor Karthago betrachtet werden; die Städte, die sich ihr entziehen wollten, hatten, wie früher die Tyrannen, keine andere Wahl, als ad hoc diesem zu huldigen. Nach seinem afrikanischen Zuge aber und nach entsetzlichen Kämpfen aller Art blieb es wieder bei einer Teilung der Insel zwischen den beiden Mächten, nur so gab es auch unter ihm (wie unter Dionys) in seinen letzten Zeiten wieder einige Erholung für das unglückliche Land.

Während so die Poleis Siziliens eine im Sterben wütende letzte Kraft darstellen, kommt es auch in anderen griechischen Gegenden zu verschiedenen Bevölkerungsveränderungen. Mausolos von Karien (377—353) verpflanzte die Einwohner von sechs Lelegerstädten nach Halikarnaß und ließ nur zwei bestehen. Um die nämliche Zeit (366) gründeten die Bewohner der Insel Kos ihre glänzende Hauptstadt und brachten sie zu großer Blüte; im Peloponnes aber entstanden nach Leuktra die großen Gründungen des Epaminondas: Megalopolis und das neue Messene. Daß dagegen nach dem Heiligen Kriege Phokis nicht völlig vernichtet wurde, war einzig das Verdienst Philipps, dem die völlige Wehrlosigkeit genügte, während die Nachbarn die Vernichtung wünschten. So wurden zweiundzwanzig phokische Städte ihrer Mauern beraubt, alle Pferde verkauft, alle Waffen vernichtet. Was die Ränder der griechischen Welt betrifft, so werden die Pontusgriechen damals eher im Abnehmen gewesen sein; in der Cyrenaika muß sich das Griechentum vollständig behauptet haben, denn man konnte von dort bei der Rekonstruktion Messeniens Leute abgeben. An der Küste von Ionien behauptete sich, auch als dem abziehenden Agesilaosheere der persische Steuereinnehmer auf

dem Fuße gefolgt war, das griechische Leben, wie es scheint, vollständig, und als persische Häfen und vielleicht Industrieorte mochten die dortigen Städte die „Befreiung" vielleicht kaum mehr sehr wünschen. Das südliche Thrakien, das im 5. Jahrhundert als Verbündeter wie als Feind unter stürmischen Häuptlingen in den griechischen Dingen eine Rolle hatte spielen können, zerfiel, nachdem König Seuthes, der Brotherr des Restes von Xenophons Zehntausenden, gestorben war, in Einzelfürstentümer und wurde ungefährlich; die große Einbuße, welche Hellas an der dortigen Küste durch die Zerstörung der chalkidischen Städte erlitt, war nicht das Werk der Thraker, sondern Philipp von Makedonien. Epirus war wegen seiner adriatischen Lage nicht zum Eingreifen in die griechischen Dinge geeignet und zählte überhaupt nur als fremdvölkisch gewordene Naturkraft mit, die gefährlich werden konnte, wenn sie einheitliche Herrscher bekam. Aber freilich konnte es noch ein Glück sein, wenn diese Halbgriechen stark genug waren, um völlig fremdländische Völkerwellen von den Griechen abzuhalten; hat doch 378 eine bloße Hungersnot genügt, damit die nordthrakischen Triballer mit einer Zahl von 30.000 Mann Abdera überfielen und dem Untergang nahebrachten.

Und nun Makedonien und seine hellenische Zukunft. An dieses Land knüpften sich wenigstens althellenische Erinnerungen; denn laut Herodot waren die Dorer einst Makedonier gewesen; der Stammvater des Volkes hieß Pelasgos; die Sprache schien nur den Hellenen fremdländisch, so gut wie die der Anwohner des Acheloos; sie gehörte im übrigen derselben Sprachenfamilie an wie das Griechische und mochte mit diesem etwa so verwandt sein wie das Schwedische und Dänische mit dem Deutschen, wobei einige Entfremdung durch Einwirkung der Illyrier nicht ausgeschlossen ist. Die Fürstenhäuser aber galten für hellenisch, indem irgendwann korinthische Bakchiaden nach der Lynkestis und argivische Temeniden (also Herakliden) nach der Orestis gelangt waren. Und diese Temeniden hatten dann die Strandebene Emathia erobert, welche durch ihre Einwohner, die (angeblich samt ihrem Apollsdienst aus Kreta hergelangten) Bottiäer und die durch ihren Dionysos- und Musenkult bekannten Prierier, sowie durch die griechischen Strandkolonien dem Griechentum schon sehr offenstand. Die Bedeutung Makedoniens bestand nun zunächst vor allem darin, daß es Hellas im Norden gegen die völlig Nichtgriechen, die Illyrier und wohl auch schon die Kelten, deckte; hochwichtig ist aber, daß die Könige seit demjenigen Alexander, der die Hellenen bei Platää von dem bevorstehenden Angriff unterrichtete, alle in irgendeinem Sinne Philhellenen waren, nur daß der eine mehr hellenische Kultur, beziehungsweise Zelebrität, der andere mehr hellenische Küstenstädte begehrte. Zumal Archelaos (413—399) nahm während des Peloponnesischen Krieges eine soziale Stellung ein, etwa wie Philipp

von Burgund während der Zerrüttung Frankreichs; auch ließe sich die Art, wie man zu ihm nach seiner Hauptstadt Pella ging, mit dem Zug neuerer Westeuropäer nach Rußland vergleichen; seine Absicht war, sich hellenischer Bildung zu bemächtigen zum Zweck künftiger Herrschaft über die Hellenen. Die auf den Tod des Amyntas (390—369) folgenden schrecklichen Wirren führten dann unter anderem die Thebaner als Schiedsrichter in das Land, und der von Pelopidas unterstützte Ptolemäos mußte mit dreißig anderen vornehmen Knaben seinen Schwager Philipp nach Theben geben. Dies ist der geniale Mensch, in dessen Händen der wenig beachtete Staat zum Herrn von Hellas werden sollte.

Während nun die hellenische Nation im ganzen materiell zurückging, führte die Zerrüttung des Staates mit Notwendigkeit die weitere Erschütterung der Sittlichkeit mit sich. Bei den Griechen hatte sich, wie gesagt, das ganze sittliche und geistge Leben auf den Staat bezogen, selbst die Familie war wesentlich eine politische Anstalt, und auch die Religion hatte keine stärkere Seite als das Lokale. Dieser Staat aber hatte sich, solange er ganz, d. h. in den Händen einer bestimmten Richtung gewesen war, als das Göttliche betrachtet und sich und seiner Allmacht alles erlaubt. Sowie er nun in die unrechten Hände kam und sowie man anfing, sich die Heimat zu verbittern, indem man sich politisch auf das äußerste verfolgte, mußte alles aus den Fugen gehen, die Religion nicht ausgeschlossen. Und nun zerrissen in Wahrheit die Titanen der schrecklichsten Zwietracht diesen Zagreus. Als dies aber geschehen und der Gott in Stücke gegangen war, mochten sich die Griechen selber ganz abscheulich vorkommen. Einem Teile war es gegeben, vermittels einer kühnen Resolution als Philosophen zur Apolitie überzugehen; für die Mehrzahl war mit der Polis ihr Stolz und Kultus dahin, der höchste Zweck aller ihrer Anstrengungen, die höchste Darstellung ihres Wesens, daher wurde denn auch trotz allem die Polis nach Kräften hergestellt, aber freilich in ärmlicher Gestalt. Und immer von neuem erwachten durch die Anarchie in den griechischen Gemütern die Kämpfe bis zu der definitiven tödlichen Schwächung, welche im 2. Jahrhundert v. Chr. sichtbar wird.

Da aber die Göttlichkeit der Polis seit dem Ende des Peloponnesischen Krieges verschwunden war, erhoben sich neue Götter, und zwar in Gestalt zunächst jener ruchlosen Outlaws, an deren Spitze Lysander steht, dann der Tyrannen des späteren Typus und endlich Philipps von Makedonien. Unter Betörung von Gaffern und Mutlosigkeit und Abwendung der Besseren sucht sich aus den Trümmern der alten Ordnung bald hier, bald dort, zum Teil mit direktem Anspruch auf göttliche Verehrung, die persönliche Herrschaft zu befestigen. Die „Besseren“ aber glauben nur noch „besser“ sein zu können, wenn sie sich, wie gesagt, vom Staatswesen nach Kräften abwenden, demselben nur noch passiv oder gar nicht angehören.

Was endlich beim Bankrott der Poleis an Glaube und Hoffnung nach neuerem Geschmack der einzig mögliche Ersatz gewesen wäre: daß sich aus Greueln vieler Kleinstaaten durch Usurpation eines genialen Frevlers, an welchen kein Mangel war, wenigstens eine Großmacht — etwa von der Art des jetzigen regno d'Italia — gebildet hätte, wurde den Griechen nicht zuteil. Eine solche hätte, wenn sie entstanden wäre, in sich das Privilegium des bisher auf Hunderttausende verteilten Wollens und Verbrechens konzentrieren müssen. Aber damit mußte man warten, bis die Römer kamen; denn die griechische Polis, wie sie war, konnte nicht sterben, und ebensowenig war ihr die Delegation der Macht an ein größeres Ganzes möglich. Statt dessen folgten aufeinander ein temporäres Vorwiegen Spartas, dann Thebens, dann niemandes, bis auf Philipp. Und selbst Makedonien hat sich bezeichnenderweise auch nach Chäronea die einzelnen Polis nicht einverleibt, sondern sie, Theben ausgenommen, weislich „selbständig" gelassen und sich damit begnügt, sie nur partiell und momentan zu beherrschen.

Das 4. Jahrhundert ist vor allem die Zeit des politischen Niederganges, von der an auch bei manchen modernen Gelehrten diejenige Erbaulichkeit aufhört, womit sie von den früheren griechischen Dingen zu reden pflegen, und welche sie, auf christliche Zeiten angewendet, gar nicht vertragen können. Überall ist durch die Demokratie eine enorme Petulanz großgezogen worden. Innere Verachtung gegen die wirklichen Inhaber von Regierung und Gericht und allgemeiner Hohn (auch der Komödie) kreuzt sich mit öffentlichen Speisungen und lärmenden Festen; ein eigentlicher Pöbel entsteht, und Leute dieses sehr nervös gewordenen Pöbels können dann durch Taten aller Art die ganze Stadt kompromittieren. Das Hauptübel war und blieb, daß die sogenannte Demokratie die Ausgezeichneteren durch Versagung jeder Sicherheit zum Frevel oder zur Apolitie trieb und keiner Kritik der Einsichtigen mehr zugänglich war. Aus dieser Zeit und der furchtbaren Stimmung, welcher Griechenland damals überlassen blieb, stammt das Gerühm der Tugend der Vorfahren und ihrer Pietät gegen Eltern, Götter und Tempel, und überhaupt bei allen Rednern die laudatio temporis acti, aus dieser Zeit das Feierlichmachen des Eides über jedes Maß hinaus; in dieser Zeit findet ein Plato notwendig, sein Oberkontrollkollegium mit heilig-priesterlichen Ehren zu umgeben, um eine ganz selbstverständliche Ehrlichkeit desselben zu sichern, wie dies heutzutage durch Kautionen geschieht. Und wenn dann im Verlaufe des Jahrhunderts jemand unbestechlich bleibt, wie Phokion, so ist des Rühmens kein Ende. Freilich hatte schon Konon dem Pharnabazos den Rat geben können, die Demagogen der griechischen Städte einfach zu kaufen; die Korruption war eben überall, und gewiß waren auch die attische und die spartanische einander wert. Leider besitzen wir die Partie aus dem X. Buche Theopomps über die

attischen Demagogen nicht mehr; aber das ganze Leben des Demosthenes, sein Kampf mit den Vormündern, mit Meidias und mit seinen späteren politischen Feinden, alles macht den Eindruck eines vorherrschend düsteren Zustandes; man sieht, mit welch enormer Frechheit das Böse öffentlich auftritt.

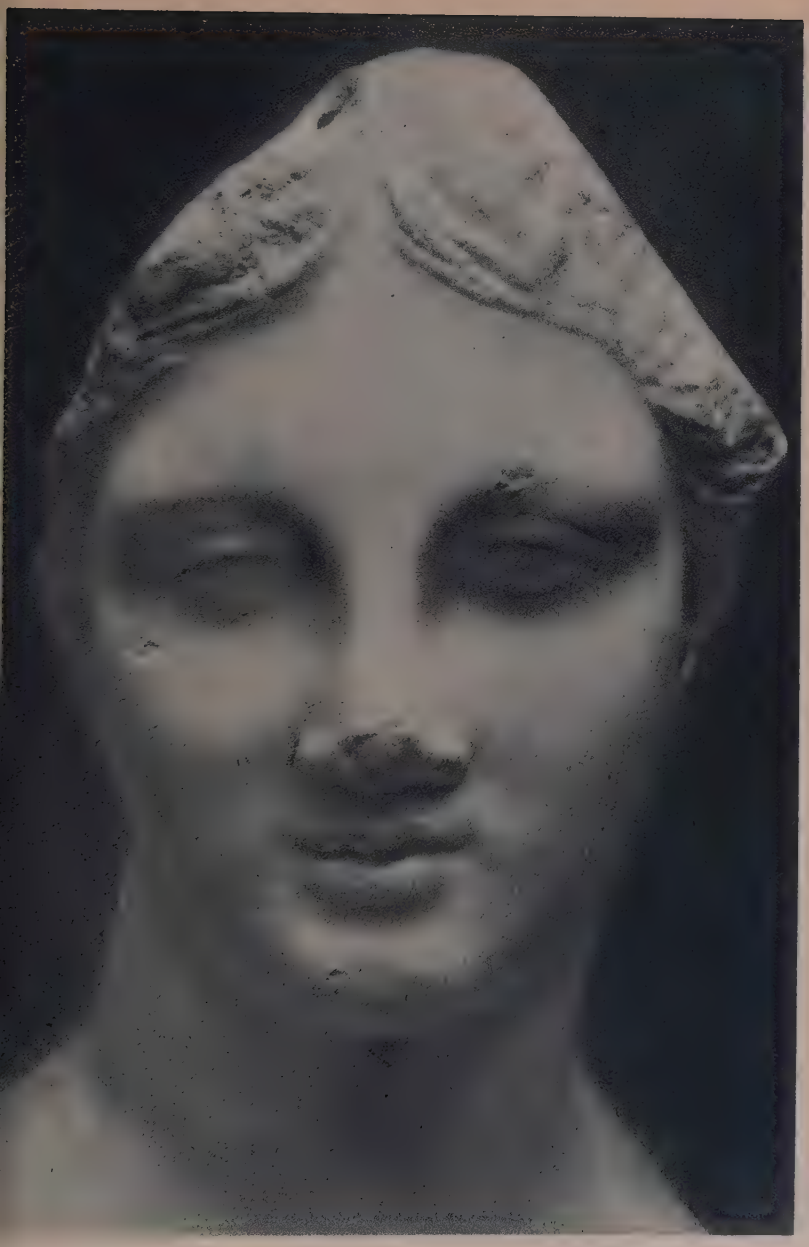
Wie es in Griechenland eigentlich aussah, sieht man besonders deutlich an einem Umstand: das sind die mißratenen Söhne. Herunterkommen können Familien freilich in allen Zeiten und Ländern; in Athen und Griechenland aber tritt dies besonders deutlich zutage, weil erstlich vorher entsetzlich renommiert worden war, und dann, weil hier ein fester Rasseglaube, d. h. ein Glaube an die Vererblichkeit der Trefflichkeit bestanden hatte, der nun das allerdeutlichste und schlimmste Dementi bekam. Das Phänomen wird freilich nicht erst im 4. Jahrhundert, welches sich überhaupt wie ein mißratenes Kind des 5. Jahrhunderts vorkommen mochte, sondern viel früher, schon an den Söhnen des Aristides und des älteren Thukydides bemerkt; es drängte sich mit der Zeit aber so deutlich auf, daß Aristoteles daraus geradezu eine allgemeine Beobachtung ziehen kann; er findet, daß die glänzend begabten Familien nach der Seite der Tollheit, diejenigen, bei denen ein gesetzter und ernster Charakter zu Hause sei, nach der der Einfalt und Trägheit hin ausarten, und nennt für jene als Beispiel die Nachkommen des Alkibiades und des älteren Dionys, für diese die des Kimon, des Perikles und des Sokrates.

Wir möchten die Erschlaffung der hellenischen Bürgergemeinde nicht davon ableiten, daß die meisten Ehen unter Söhnen und Töchtern verwandter Familienkreise geschlossen wurden, glauben vielmehr, daß Athen seine Leute von selbst durch die hier gepflegte Freiheit demokratischer Sorte und deren Folgen verderbte, und möchten jedenfalls hier für die Entartung der Söhne den Grund suchen; denn die Frechheit, welche sich in Athen auch in den alten Familien eingenistet hatte und den „neuen" von Haus aus eigen war, gründet oder perpetuiert überhaupt keinen Geist, keine Sitte und keine Überzeugung; die Söhne der Begabt-Frechen sind schon nur noch frech, und die Enkel futil; nur der Respekt perpetuiert die Familien und gibt ihnen Traditionen. So scheint es uns sich von selbst zu verstehen, daß die Söhne der politischen Streber nichts taugten. Sokrates, der freilich selbst dumme Söhne gehabt haben soll, wird das Wort in den Mund gelegt, die Söhne der politischen Männer seien um nichts besser als die der Schuster. So charakteristisch als möglich aber für ein vornehmes und geistreiches Haus, wo viele interessante Leute aus und ein gehen, wo man aber versäumt hat, Respekt zu pflanzen, ist, was Plutarch über die Familie des Perikles meldet. Darnach war der älteste der beiden rechtmäßigen Söhne des Staatsmannes, Xanthippos, von Natur ein Verschwender. Mit einer jungen und vielbrauchenden Gattin, der

Tochter des Tisandros, vermählt, ertrug er ungeduldig die sparsame Genauigkeit des Vaters, der ihm nur eine schmale Ausstattung zu gewähren pflegte. Er sandte daher zu einem der Freunde des Hauses und ließ sich Geld geben, als geschähe es im Auftrage des Perikles. Als der Darleiher es später zurückverlangte, verklagte ihn Perikles; der junge Xanthippos aber, darüber erzürnt, schmähte über den Vater, indem er zuerst in Absicht des Hohns Konversationen, welche dieser mit den Sophisten zu führen pflegte, kundbar machte. Außerdem aber wurde durch ihn die üble Nachrede „wegen der Frau" (Aspasia) unter die Leute gebracht, und so blieb die Feindschaft zwischen Vater und Sohn bis zum Tode des letzteren unheilbar. Die innere Wahrscheinlichkeit dieser Dinge hat einen zu hohen Grad, als daß wir sie als Lästerungen des Stesimbrotos verschmähen könnten, der zwar ein Sammler von Skandalen war, den aber bei jedem einzelnen Punkte zu überführen unser kritisches Vermögen nicht hinreicht. Wir sehen hier in Zustände hinein, deren Anblick den Philosophen das Zölibat erleichtern konnte.

Zu den mißratenen Söhnen ist auch Alkibiades der Jüngere zu rechnen, gegen welchen die XIV. und XV. Rede des Lysias gerichtet ist. Er verspielte unter anderem das Seinige, wie damals manche junge Athener taten, bezeichnend für eine Generation, welche von den Vätern wohl das Emotionsbedürfnis, aber neben den Nerven nicht auch die Kraft geerbt hatte; hernach wurde er auch eine Zeitlang Pirat. Später verkaufte dann Ktesippos, der Sohn des Chabrias, selbst die Steine des Denkmals, welches der Staat um 1000 Drachmen seinem Vater errichtet hatte; umsonst hatte sich Phokion, der ihn leichtsinnig und unbändig fand, seiner angenommen. Aber auch Phokions eigener Sohn, Phokos, siegte zwar einmal an den Panathenäen, war aber ein Trinker und führte ein unordentliches Leben; der Vater brachte ihn nach Lakedämon und mischte ihn zur Besserung unter die Jünglinge, welche die dortige Erziehung durchmachten. Trotz dieser Institutsbildung in dem damals schon grundfaulen Sparta scheint er sich nicht sehr gebessert zu haben; er rächte sich zwar später an den Anklägern seines Vaters, wurde aber kein seriöser Mann (ἀνὴρ σπουδαῖος) und heiratete ein Mädchen, das er aus einem schlechten Hause loskaufte.

Im übrigen darf man nicht vergessen, daß damals in ganz Griechenland die Demokratie zahlreichen „Oligarchen" das Leben oder die Heimat und die Familie raubte, d. h. daß der höhere Stand in wiederholten Krisen überall unterging, so daß überhaupt keine Deszendenz, weder gute noch schlechte, vorhanden war. Freilich wollte noch spät dieser und jener von Keryken und Eumolpiden stammen, im ganzen verschwinden aber die altberühmten Familien im 4. Jahrhundert und leben zur Zeit des Isokrates nur in ihren Gräbern fort; von den Individuen der demosthenischen Zeit hat kaum mehr jemand eine bekannte oder berühmte Herkunft.



Mädchenkopf aus Chios
Boston, Museum of fine Arts

Satyr und Mänaden bei der Toilette. Rotfigurige Schale
Rom, Vatikan

Krönung der Braut. Attische Vase
Athen, Nationalmuseum

Tänzerin. Griechisches Relief
Berlin, Skulpturensammlung

Symposion
Berlin, Antiquarium

Kordax-Tanzszene
Griechische Vasenbilder

Betrachten wir nun die einzelnen Staaten, so finden wir vor allem zu Sparta an der Pforte dieser Zeit in Lysander die wahrhaft symbolische Figur speziell spartanischer und allgemein griechischer Vorworfenheit bei hoher Begabung. Das spartanische Programm war an sich fürchterlich, obwohl früher Brasidas und auch neben Lysander Kallikratidas sich auch anders zu geben wußten; Lysander aber tritt nach seinem Siege überall mit den Verruchtesten, die in den oligarchischen Hetärien ihr Wesen trieben, in die engste Komplizität, gönnt ihnen jeden Frevel und scheut vor den furchtbarsten Schlächtereien nicht zurück, wie er denn in Milet achthundert Leute der Volkspartei, nachdem er sie durch Schwüre aus ihrem Versteck herausgelockt hat, den Oligarchen zur Ermordung übergibt; der Lohn aber für seine Freunde besteht in unverantwortlicher Herrschaft über die Städte und absoluter Gewalt. Daneben spielt er einerseits, obwohl er heimlich für seine kostbaren Zwecke viel Geld erworben haben muß, den armen und für Bestechung unempfänglichen alten Spartaner, während er anderseits höchst bezeichnenderweise als der erste unter den Griechen wie ein Gott Altäre, Opfer und Päane von den Städten erhält und offenbar darauf eingeht, auch den Dichter Chörilos beständig als Lobdichter um sich hat. Als schließlich nicht die Klagen der hellenischen Städte, wohl aber die des Pharnabazos zu seiner Abberufung geführt haben, und er darauf eine Reise zum Ammonium unternimmt, wollen die spartanischen Angesehenen seine jetzt noch immer durch die vorgeschobenen Hetärien ausgeübte Herrschaft nicht mehr und lassen daher in den betreffenden Städten den Demos emporkommen; allein da schwillt die Bewegung nach dieser Seite zu stark an, und der zurückgekehrte Lysander kann die Spartiaten doch wieder bewegen, den Oligarchen zu helfen. Noch gelingt ihm, an Stelle des Leotychides den Agesilaos, welchen er als seinen Mann herangezogen hat, zum Könige zu befördern; allein jetzt muß er erleben, daß er gerade an diesem einen unabhängigen Herrn findet. Höchst verstimmt kehrt er aus Asien, wohin er ihn begleitet hat, heim, haßt nunmehr das ganze spartanische Staatswesen noch mehr als früher und nimmt die früher schon gehegten Pläne wieder auf, das Königtum allen Herakliden, ja allen Spartanern zugänglich zu machen, so daß es nicht mehr den von Herakles Stammenden, sondern „den ihm Ähnlichen" gehören und also unfehlbar auf ihn fallen soll. Zu diesem Behufe läßt er sich von Kleon aus Heraklea eine Rede an die Mitbürger verfassen, meint dann aber doch, er müsse diesen noch durch Furcht und Deisidämonie zusetzen und versucht Bestechung des delphischen und dodonäischen Orakels und des Ammoniums und Vorschiebung eines ad hoc dressierten Wunderkindes, kurz eine Reihe der gröbsten Täuschungen, wobei billig jedes Kind auf ihn als Urheber hätte raten müssen. Dies alles war mißraten, als dieser

allseitig verruchte und von wachsender Melancholie und Wut halb wahnsinnig gewordene Mensch (395) bei Haliartos fiel.

Für Sparta wurden eben die große, mit Ägospotamoi errungene Macht und die daherige Hybris die direkte Ursache des Verfalls. Was an anderen Orten die Niederlage und Parteizerrüttung, das bewirkte hier der Sieg: das Herrschenmüssen über ein schon völlig individualisiertes Griechenland mußte auch dieses Volk individualisieren und so den ohnehin schon angefressenen spartanischen Geist völlig zersetzen, und die Regierung des Agesilaos, dessen Feldzüge in Kleinasien am Ende doch nur Scheinglanz sind, konnte die aus den Fugen gegangene Denkweise nicht herstellen. „Durch die Herrschaft", sagt Isokrates, „kam das siebenhundert Jahre lang unbewegte Gemeinwesen in Sturm und der Auflösung nahe; sie erfüllte die einzelnen mit Ungerechtigkeit, Liederlichkeit, Unbotmäßigkeit gegen die Gesetze und Geldsucht und den Staat mit Hochmut gegen die Bundesgenossen, Begehrlichkeit nach fremdem Besitz, Verachtung der Eide und Verträge." Der Redner weiß, daß es ein Irrtum ist, wenn manche meinen, Leuktra sei die Ursache des Unheils; „denn der Haß der Bundesgenossen begann nicht erst da; Sparta unterlag wegen seiner früher geübten Hybris, und diese fing an, als es die Seeherrschaft ergriff". Mit Leuktra aber und dem großen Abfall der Bundesgenossen, als alles herausgegeben werden mußte, worauf man den alten Stolz gebaut hatte, drängten sich dann allerdings jene früher von uns namhaft gemachten Zeichen des Verfalls in den Vordergrund: die offizielle Preisgebung des spartanischen Pathos in der Behandlung der Feldflüchtigen und die spartanische Gestalt der Apolitie, nämlich der Absentismus der Könige aus dem abgeschmackt gewordenen Sparta, eines Archidamos III., des älteren Akrotatos und des schändlichen Kleonymos. Auch hier mußte nun die Polis ihren ganzen früheren Hochmut wieder hinunterwürgen: Alexander half seine Ironie nichts, als er die Beutestücke vom Granikos mit der Aufschrift „Alexander und die Hellenen außer den Lakedämoniern" weihte; ihr Dünkel war damit nicht zu brechen, und eben spannen sie eine Erhebung gegen ihn.

Wenn nun nur nicht alle diese Sachen die ganze übrige hellenische Welt in Unruhe versetzt hätten. Aber überall wurden schon vor und zumal nach Leuktra diejenigen Regierungen, die mit Hilfe Spartas oben gewesen waren, mit den entsetzlichsten Gewalttaten aus der Welt geschafft; es erfolgt der Skytalismos von Argos und jene Reihe von Greueltaten zu Korinth, Phlius, Phigalia, von denen in diesem Werke früher die Rede war. Von Argos sagt Isokrates um die Mitte des Jahrhunderts, daß es in beständigem Kriege mit stärkeren Nachbarn sei, jährlich Verwüstungen seines Gebietes erlebe und dann ebenso regelmäßig die Hinrichtung der angesehensten und reichsten Bürger, mit solcher Freude, wie man sonst kaum Feinde töte; mit dem Kriege, meint der Redner, würde auch dies

aufhören. Lehrreich geht bei Diodor mit diesen Geschichten durcheinander, was zu gleicher Zeit Dionysios in Sizilien gegen die Griechen verübte. Wir werden nicht etwa sagen, daß die vernichteten Oligarchen um ein Jota besser gewesen seien als ihre Gegner; aber was soll aus einem Volke werden, in dem die besitzende und gebildete Klasse auf diese Weise ausgerottet wird? Mit dem Reichtum hörte eben auch die gebildete Sitte auf und starb jedenfalls unter anderem wieder ein gutes Stück der agonalen Pracht weg; auch im griechischen Geistesleben müßte sich das Wegfallen und Unmöglichwerden eines höheren Standes noch deutlicher verfolgen lassen. Schließlich zeigte sich auch die äußere Natur damals feindselig gegen Hellas: Ein Erdbeben mit folgender Flut vernichtete 373 die Städte Helike und Bura in Achaia, und ihr Untergang galt als Äußerung des Zornes der Götter.

Und nun die durch die spartanische Mißhandlung erst möglich gemachte Erhebung Thebens unter Pelopidas und Epaminondas. Gegen Sparta in seiner Machtfülle aufzustehen, wie hier geschah, war etwas sehr Großes, da man wissen konnte, daß der weitere Kampf bestenfalls Theben allein noch lange Zeit am Halse bleiben werde, und man Böotiens nur geringstenteils sicher war. Bei Leuktra taten es die 6000 Thebaner doch allein; erst nach diesem glänzendsten Siege, den Hellenen über Hellenen davongetragen haben, konnte man mit Hilfe sicherer Verbündeter die spartanische Macht stürzen; aber die Basis für alle diese durch das tiefe Sinken Spartas bedingten Großtaten war zu schmal, wenn Theben wirklich nur 8000 Bürger hatte. Und nun war das große Unglück für Griechenland, daß es Athen und Theben nicht gegeben war, sich auf vernünftiger Grundlage, wenn auch ohne Allianz, dauernd zu verständigen. Hiermit wäre geholfen gewesen; allein Athen liebte in der auswärtigen Politik das Finassieren und wurde bei jeder Lebensregung Thebens nervös, und zwar nicht bloß die Regierung, sondern das ganze Volk und seine Ekklesie, welche in ihrem Neid und ihrer Besorgnis schon 369 dem von Epaminondas bedrängten Sparta ein Heer unter Iphikrates zu Hilfe sandten und diese Hilfe im Kriege von Mantinea (363/362) wiederholten. Ferner war man mit den übrigen böotischen Städten zum Teil unversöhnlich verfeindet und benahm sich mörderisch gegen sie. Schon vor Leuktra (374) war von den Thebanern Platää (seit dem Xerxeskrieg zum dritten Male) zerstört worden; später geschah das nämliche mit Thespiä, dessen Mannschaft freilich an der Spitze der unzuverlässigen böotischen Bundesgenossen das thebanische Heer vor der Entscheidungsschlacht verlassen hatte; aber seine Mauern waren dem Orte schon vorher geschleift worden. Auch Orchomenos, der Zufluchtsort der böotischen Oligarchen, wurde grausam zerstört, und zwar zu einer Zeit, da Epaminondas (wahrscheinlich durch einen Seezug im Ägäischen Meere) von Böotien ferngehalten war; er sagte nachher, wenn er zugegen gewesen wäre,

wäre diese Schandtat nie geschehen, wie er denn auch in Wahrheit gegen feindliche Böotier Schonung geübt hat.

Zu diesem allem kam der Neid der thebanischen Demagogen gegen den großen Führer. Nachdem er und Pelopidas, um durch den Zug an den Eurotas Spartas Macht auf die Dauer brechen zu können, ihre Böotarchie (370/369) trotz der hierauf gesetzten Todesstrafe um einige Monate zu verlängern gewagt hatten, wurden sie zwar in dem gegen sie erhobenen Prozesse freigesprochen; aber der Rhetor Menekleidas, einst einer der in Charons Hause zur Befreiung Thebens Verschworenen, später in Theben hintangesetzt und darum nun ein böser und desperater Sykophant, setzte doch nicht lange nachher die Enthebung des Epaminondas von der Böotarchie durch und intrigierte gegen Pelopidas, indem er Charon hoch über diesen erhob. Epaminondas wurde dann allerdings, nachdem er anfänglich den Feldzug zur Befreiung des in Pherä gefangenen Pelopidas (368) als Gemeiner mitgemacht hatte, in den Oberbefehl wieder eingesetzt; aber man sieht hier doch, daß in Theben, sobald es die Spartaner aus der Kadmeia los war, eine ziemlich nichtswürdige Streberwirtschaft begonnen haben muß. Schließlich war man auch der Bundesgenossen im Peloponnes nicht völlig sicher. Schon 369 kam es beim Zug gegen Sparta nicht zur Eroberung der Stadt, weil sich die Arkader, die doch den Thebanern alles verdankten, unordentlich verliefen. Überhaupt zeigte das neue Gesamtarkadien eine bedenkliche Schwäche. Der Synoikismos der Landstädte zu einem Staat mit der neuen Hauptstadt Megalopolis hatte etwas geradezu Mörderisches und erfüllte dann seinen Zweck doch nicht; denn bald stellten sich Mißtrauen gegen Thebens Prinzipat über den Peloponnes und Händel aller Art zwischen den soeben zum Teil mit Gewalt Vereinigten ein; um 364 schon findet sich Mantinea in derjenigen starken Opposition zu den übrigen, die es zwei Jahre später zum Bunde mit Sparta und Athen veranlaßt hat; nur die Sorge vor Sparta hielt einen Teil von Arkadien auf thebanischer Seite.

Nun mag bei diesem allem zugegeben werden, daß Theben in seiner großen Zeit sehr mächtig war; denn ein großes Bündnis war doch gelungen, seine Heere bestimmten von Leuktra bis Mantinea die Schicksale von Griechenland, und die Interventionen in den zerrütteten nördlichen Ländern Thessalien und Makedonien sowie der die Selbständigkeit Messeniens involvierende Vertrag, den Pelopidas mit dem Großkönige zustande brachte, sind starke Beweise für sein damaliges Übergewicht. Aber der sterbende Epaminondas, als er in seinem Zelte hörte, daß auch Daiphantos und Jolaidas gefallen und also für Theben kein Stratege mehr übrig sei, ahnte, was kommen würde und riet aus Gründen zum Frieden, und schließlich half auch der 362 zustande gekommene Friedensschluß, an dem nur Sparta keinen Anteil nahm, nichts mehr. In Griechenland überhaupt waren Verwirrung und Zerrüttung größer als zuvor,

kein Staat mehr war stark genug, um die Führung zu übernehmen; Athen, eines großen Rivalen ledig, ergab sich seiner Eubulosvergnüglichkeit, und im Peloponnes hatte Spartas Sturz neben dem Guten, was geschah, vielleicht mehr Schlimmes im Gefolge. Die thebanische Hegemonie aber löste sich ja nicht etwa deshalb auf, weil die Thebaner nur die Waffen gepflegt und darüber die Wohlredenheit versäumt hatten, wie der gute Ephoros meinte, vielmehr hatte hier eben überall hinter dem Patriotismus das Anarchische längst gelauert, und als niemand mehr da war es zu zügeln, wurde Gewalttat nach allen Seiten geübt; nachdem es im Heiligen Kriege auch in dieser tugendhaften Polis dazu gekommen war, daß weniger die Einfälle in das Feindesland den Feinden als die Heimkehr der Heere den Mitbürgern schadete, deren angesehenste und opferbereiteste man mit Prozessen zu überziehen und zu töten pflegte, schrie man schließlich um Hilfe zu Philipp von Makedonien.

Dieser Heilige Krieg (355—346) ist nun aber nicht bloß durch seinen Verlauf, sondern auch durch die allgemeine Voraussetzung, worauf er hinweist, ein Phänomen von wahrhaft symbolischem Sinne für diese Zeit. Derselbe hat freilich, wenn man will, schon seine mythische Vorgeschichte. Nach alten Sagen war Krios, der Sohn eines Herrschers in Euböa, durch Apoll getötet worden, weil er das Heiligtum und die Häuser reicher Delphier plünderte; später hatten die Phlegyer, ein räuberisch und mörderisch entarteter Zweig der Orchomenier, wegen ähnlichen Unterfangens von dem Gotte durch Blitze und Erdbeben ihren Untergang gefunden; auch Neoptolem sollte damals die Plünderung versucht haben, als er in Delphi getötet wurde. In den Bakchen des Euripides (1336) weissagt ferner Dionysos dem Heere des Kadmos einen elenden Abzug für den Fall, daß es das Orakel des Loxias plündere, und prahlerisch läßt der homerische Hymnus (178 ff.) sogar den kleinen Hermes die Absicht äußern, dies zu tun. Indes war in der früheren Zeit der Nation der Tempelraub in großem Stil doch nicht üblich gewesen; noch der sonst so furchtbare Hippokrates von Gela schalt, als er nach seinem Sieg über die Syrakusier sein Lager im Peribolos des Zeustempels aufschlug, den Priester und einige Bürger, die er dabei betraf, daß sie die goldenen Anatheme und das goldene Gewand der Zeusstatue wegnehmen, d. h. wohl in Sicherheit bringen wollten, als Tempelräuber und enthielt sich seinerseits der Anatheme „um des guten Rufes willen, und weil, wer einen solchen Krieg erhebe, sich nicht gegen die Gottheit verfehlen dürfe". Nun aber, da die allgemeine Ruchlosigkeit so hoch gestiegen war, daß z. B. im Peloponnesischen Kriege auch die Unverletzlichkeit des Bodens von Elis von beiden Parteien nicht mehr respektiert wurde, und zugleich die Staatsbedürfnisse, besonders das Bedürfnis großer Söldnerwerbungen, außerordentlich zunahmen, stellte sich die Frage von selbst, weshalb noch ein so großes liegendes Kapital vorhanden sein

sollte wie die Tempelschätze in Delphi. Lüsterne Blicke mochte vor allem Dionys von Syrakus nach dem Schatze des Gottes werfen, er, der, wo er irgend konnte, Tempel zu plündern und den Raub mit den frivolsten Witzen zu begleiten pflegte; auch Iason von Pherä traute man teilweise zu, daß er den Frevel plane, und als er (370) ermordet wurde, hieß es gleich, das sei die gerechte Strafe für seine Gier. Jetzt aber mußte die Art, wie die Amphiktyonen auf den frivolen Antrieb des ziellos gewordenen Thebens hin um ganz gewöhnlicher Händel willen ihre Sprüche gegen die Spartaner und Phokier taten, das Unheil ganz unvermeidlich heraufbeschwören.

Während Theben nicht einmal ganz Böotien auf seiner Seite hatte, gewann der Phokieranführer Philomelos heimlich den König Archidamos von Sparta, warb mit spartanischem und eigenem Geld Söldner und bemächtigte sich sofort Delphis, wo er das Priestergeschlecht der Thrakiden vertilgte und dessen Vermögen konfiszierte, sonst aber sich weder an den Bürgern noch an dem Tempelschatze vergriff. Daß er diesen unberührt lassen und volle Untersuchung darüber gestatten wolle, beteuerte er auch dann noch durch Boten überallhin, als er nach einem Siege über die mit Theben verbündeten Lokrer seinen Söldnern anderthalbfachen Sold zahlen mußte und das Orakel völlig in seiner Macht hatte. Aber während er sich, noch in Erwartung eines stärkeren Angriffs der Böotier und Lokrer, mit der Brandschatzung der reichen Delphier begnügte, beschlossen die Gegner schon, die Phokier als Tempelräuber zu züchtigen. Und jetzt erst, da sich mit Ausnahme von Sparta und Athen alles gegen diese erhob, sah Philomelos sich gezwungen, die Hände an die heiligen Weihegeschenke zu legen und das Orakel zu berauben. Nun begann für Phokis der circulus vitiosus: um sich zu wehren, bedurfte man der Söldner, und um diese zu halten, brauchte man Geld; als Söldner aber strömten ihm natürlich nur die frevelhaftesten Gesellen und größten Götterverächter zu. Und nun waren die Phokier nicht allein die Schuldigen; vielmehr hat auch Athen ziemlich mitgeholfen und Stücke aus der phokischen Beute erhalten, und die Spartaner, die ihre gerühmte Verfassung durch Delphi erhalten und noch bis jetzt den Gott über die wichtigsten Dinge befragt hatten, waren völlige Mithalter der Tempelräuber.

Nach einer anfänglich im Grunde liederlichen Kriegführung und mehreren Niederlagen wurde nun freilich endlich den Thebanern, welche außer von den Lokrern noch von einem Teile der Thessalier und mehreren kleineren Völkerschaften der Amphiktyonie unterstützt waren, ein bedeutenderer Sieg zuteil, wobei der verwundete Philomelos, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, in einen Abgrund sprang (354); aber dessen Bruder Onomarchos, der persönlich mit amphiktyonischen Strafurteilen völlig beladen war und schon deshalb einen Frieden (den übrigens Theben auch nur zum Schein gewährt haben würde) nicht wünschbar fand, trieb zu neuen

großen Werbungen an und vermünzte den Schatz ohne Schonung und ohne Rücksicht auf die fürchterliche Wut, die nun in Griechenland gegen diejenigen losbrechen mußte, die zuerst über die allgemeine griechische Sparbüchse gingen. Mit dem Gelde wurden unter anderem nicht nur die Angesehenen der verbündeten Städte, sondern auch Feinde, wie die Thessalier, bestochen, daß sie sich stille hielten. In Phokis selbst wurde getötet, wer dem Machthaber entgegen war, und sein Vermögen eingezogen; dann drang dieser wieder in Lokris, Böotien und Doris ein, eroberte Städte und verwüstete das Land und zog schließlich dem thessalischen Tyrannen Lykophron zu Hilfe. Indes hier trat ihm Philipp von Makedonien entgegen, der zwar auch in zwei Schlachten so geschlagen wurde, daß er kaum wieder Haltung in seine Armee brachte, in einem zweiten Feldzuge aber einen entscheidenden Sieg davontrug (352). Sechstausend Söldner fielen im Kampfe, dreitausend wurden gefangen und darauf ersäuft, manche retteten sich durch Schwimmen auf die Flotte des „zufällig" vorbeifahrenden Atheners Chares; Onomarchos wurde, als er dies auch versuchte, niedergemacht und die Leiche aufgepfählt.

Da aber der Schatz noch nicht zu Ende war, ergänzte der neue Anführer Phayllos die Söldner abermals, und zwar jetzt durch Verdoppelung des Soldes, bot Bundesgenossen auf und münzte weiter. Spartaner, Achäer und Athener hielten noch offen zu ihm und sandten ihm über achttausend Mann zu; der jetzt landlos gewordene Tyrann von Pherä stieß mit zweitausend Mann zu seinem Heere; auch manche kleinere Poleis hielten um der Zahlung willen mit. Freilich blieb das Kriegsglück aus. In mehreren Treffen von den Böotiern besiegt, starb Phayllos bald an der Schwindsucht, und unter seinem Nachfolger Phaläkos, dem noch sehr jungen Sohne des Onomarchos, wurde ein großer Teil von Phokis gründlich verwüstet und ausgeplündert. Doch war bald auch Theben so erschöpft, daß es für die Fortführung des Krieges vom Perserkönig 300 Talente erbetteln mußte und sich auch, nachdem es diese erhalten, eine Reihe von Jahren zu keiner größeren Unternehmung aufraffte.

In Delphi waren inzwischen die 120 goldenen Ziegel des Krösos, ferner 360 goldene Schalen, sodann die an Gewicht zusammen 30 Goldtalente schweren Statuen eines Weibes und eines Löwen vermünzt worden, was alles in Silberwährung 4000 Talente ausmachte, und auch von den silbernen Tempelschätzen hatte man über 6000, im ganzen also mehr als 10.000 Talente gewonnen; es kam in kurzer Zeit soviel neues Geld in Umlauf, daß der Geldwert sank. Diese Wirtschaft führte auch unter den Phokiern zu Streitigkeiten; Phaläkos wurde abgesetzt, andere gefoltert und hingerichtet, weil sie für sich persönlich Geld geraubt hatten. In Theben aber hatte man von diesen Wirren keinen Nutzen zu ziehen vermocht, Böotien war wieder stückweise von den Phokiern besetzt, und so wandte man sich endlich mit lautem Flehen um Hilfe durch Ge-

sandte an König Philipp, der schon zur Zeit des Phayllos nur durch eine schnelle Besetzung der Thermopylen von seiten Athens von dem Einmarsch in Phokis abgehalten worden war.

Wir wissen nicht, was er sich dabei im Innersten dachte, als er pathetisch für Apoll als Rächer des Tempelfrevels und als Herold der hellenischen Moralität gegenüber den Räubern auftreten mußte; es mag von Anfang an für ihn eine herzblutende Sache gewesen sein, daß der schöne Schatz so verschlempert wurde, statt seinen Zwecken zu dienen. Jetzt, da er eben Olynth vernichtet hatte (348), sah er Thebens Erniedrigung gern und hatte es mit der Hilfe nicht eilig, sondern gedachte vielmehr, den Thebanern „den leuktrischen Dünkel auszutreiben (τὰ Λευκτρικὰ φρονήματα συστεῖλαι)". Immerhin sandte er Truppen, durch die eine phokische Schar in den Flammen des Tempels von Abä ihren Untergang fand, und erschien, als den Phokiern noch einmal Hilfe von dem Spartaner Archidamos kam, persönlich mit einer starken, nun auch durch die Thessalier verstärkten Heeresmacht in Lokris. Jetzt kapitulierte der wieder zum Anführer gemachte Phaläkos durch Gesandte samt seiner Mannschaft auf freien Abzug, wohin er wolle. Derselbe zog mit achttausend Söldnern nach dem Peloponnes; Philipp aber besetzte Phokis, berief das Synedrion der Amphiktyonen und überließ diesem die weiteren Entscheide; mit seinen pathetischen Beschlüssen des Dankes, der Rache und des Abscheus nahm diese furchtbare Episode der griechischen Geschichte ihr Ende.

Den Söldnern aber wurde nachgesagt, daß sie alle ein böses Ende gefunden hätten. Phaläkos führte ein wirres Abenteurerleben, bis er vor Kydonia vom Blitze getroffen oder nach anderen von seinen Soldaten ermordet wurde; die früheren phokischen Söldner unter Archidamos wurden mit dem Könige von den Lucanern umgebracht, ein Rest auch im Peloponnes getötet; noch dem großen Timoleon machte ein gewisser Thrasios, der zur phokischen Frevlerarmee gehört hatte, im entscheidenden Augenblick vor der großen Hauptschlacht gegen die Karthager tausend Söldner abspenstig, welche Schar dann in Bruttium umkam. Auch die Frauen der Frevler traf die Nemesis: Das Weib eines phokischen Anführers, welches das Halsband der Helena getragen, wurde eine gemeine Hure, und die, welche das der Eriphyle bekommen hatte, verbrannte in ihrem Hause, das ihr ältester Sohn im Wahnsinn angezündet.

Um nun auf die weiteren Gestaltungen des Lebens im damaligen Hellas zu kommen, so fassen wir uns kurz über die Spättyrannis, indem wir für dieselbe auf frühere Abschnitte dieses Werkes verweisen. Sie kommt an den Rändern der griechischen Welt empor und zeigt ihre furchtbaren Züge in Sizilien, dem pontischen Heraklea und Thessalien; dagegen — trotz Platos Ahnung, daß aus dem Catilinarier notwendigerweise der Tyrann hervorgehen müsse — finden wir sie nicht in Athen, nicht im sonstigen Mittelgriechenland

und nicht im Peloponnes. Weil hier ein Tyrann sich nicht über mehr als eine Stadt hätte erheben können, sondern bei jedem Versuche einer Vergrößerung sofort zugrunde gegangen wäre, hätte die Tyrannis einerseits die mit ihr verbundene Gefahr nicht gelohnt, und anderseits fraß die Pöbelmasse der Städte einstweilen ihre Wohlhabenden lieber langsam selber auf, als daß sie einem Tyrannen emporgeholfen hätte, dessen Söldner dann viel zu rasch mit denselben würden fertig geworden sein. Erst wo die Kanaille der untersten Sorte später durch Emporheben eines Tyrannen noch eine letzte Beute zu erpressen hofft, entstehen dann die Tyrannien im Geschmack des 3. Jahrhunderts.

Als nahes Beispiel des Schreckens und Abscheus hatte aber Hellas doch während der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Tyrannen des thessalischen Pherä. Gegenüber dem Aleuadenadel des übrigen Thessalien hatte sich hier, vom Volke begünstigt, ein Mann namens Lykophron erhoben, hatte (404) in einer großen Feldschlacht gesiegt und sich der Herrschaft über einen starken Teil Thessaliens bemächtigt. Sein Werk wurde von Iason (wahrscheinlich seinem Sohne) mit Hilfe von sechstausend auserwählten Söldnern erfolgreich fortgesetzt. Vermöge seiner glimpflichen Art, Städte zu gewinnen und zu verwalten, setzte derselbe durch, daß das von Lykophron nur zeitweilig beherrschte Pharsalos sich ihm definitiv unterwarf, und daß er zum Oberhaupt (Tagos) von Thessalien erwählt wurde. Iason soll nun bereits den Blick auf die Eroberung Persiens gerichtet gehabt haben. Er bildete ein großes thessalisches Volksheer aus, besetzte das trachinische Heraklea, d. h. die Thermopylen, baute eine Flotte, versicherte sich der Majorität im Amphiktyonenrat und schien sich zum Führer der Nation zu qualifizieren, als er (370) mitten in den größten Absichten von sieben Jünglingen „als Tyrann" ermordet wurde. Und nun mußte Thessalien, nachdem schon von Iasons Brüdern einer den anderen ermordet hatte, die früher von uns geschilderte Schreckensherrschaft seines durch neuen Mord emporgekommenen Verwandten Alexander erleben. Auch dessen Ermordung durch Gattin und Schwäger führte aber das Ende der Tyrannis nicht herbei, und schließlich blieb den Aleuaden, die von dem durch den phokischen Krieg genugsam beschäftigten Theben keine Hilfe mehr erhalten konnten, kein anderer Halt übrig als Philipp von Makedonien. Dieser befreite Thessalien allerdings von den pheräischen Tyrannen und von den mit ihnen verbündeten phokischen Söldnern und erklärte Pherä zur freien Stadt, besetzte aber den wichtigen Seehafen Pagasä für immer. Ja von da an herrschten die makedonischen Könige fortwährend über dieses Land, das — bei nomineller Freiheit — völlig die Untertanenpflicht der Makedonier teilte.

Auch auf Sizilien müssen wir hier nochmals kommen, weil sich da eine ganz besondere Seite der Spättyrannis offenbart. Wir haben

es hier mit dem grauenvollsten Regiment der sogenannten Zweckmäßigkeit zu tun, wobei die Polis — Syrakus höchstens ausgenommen — von allen ihren griechischen Prätensionen nichts als das entsetzlichste Elend erntet. Auf der einen Seite steht in Karthago ein Erbfeind da, der das sizilische Griechentum rasch oder langsam vernichten muß, wenn er die Insel ganz und dauernd besitzen will. Und diesem gegenüber stehen die Städte, eine jede für sich mit allzu gemischter Bevölkerung und vom 5. Jahrhundert an an jede Gewaltsamkeit gewöhnt und untereinander viel zu gehässig und entzweit, um ein festes Bündnis zu schließen, teilweise aber auch schon auf ein Bündnis mit Karthago oder Übergabe an dasselbe gefaßt. Zu irgendeinem Zusammenhang sind sie nur durch äußersten Zwang und partiellen Ruin (Ausmordung ganzer Kasten, Übersiedlung nach Syrakus, Besetzung mit Söldnern als Bevölkerung und dergleichen) zu bringen. Dies aber vermögen nur furchtbare Individuen: der ältere Dionys und Agathokles, welche beide einen Teil der Insel temporär den Karthagern überlassen, um den Rest als die vollkommensten aller Tyrannen zu beherrschen.

Welch eine gewaltige Gestalt ist der ältere Dionys, und welche verruchte Einsicht findet sich in allem seinem Tun! Kalt und den gewöhnlichen Genüssen unzugänglich, zeigt er in den einzelnen Mitteln seiner Herrschaft die höchste Ingeniosität. Entschlossen ist er über alle Begriffe; sodann ist er immer bei Geld, und gegenüber seinen Söldnern benimmt er sich mit dem größten Takt; er hat mit ihnen etwa Krisen, weiß sie aber doch immer zu behalten, so daß er schließlich ohne wesentliche Anfechtung ausleben kann. Die Griechen wußten lange nicht, mit wem sie es zu tun hatten, bis sie diese außerordentliche Fähigkeit und schreckliche Rücksichtslosigkeit kennenlernten.

Hätten die Städte sich von 405 an völlig gutwillig ihm und den folgenden Tyrannen gefügt, so wäre viel mehr hellenisches Menschenkapital geschont worden, aber als Poleis konnten sie dies nicht über sich gewinnen, und da nun, was noch im Sinne der alten Polis fühlte und dachte, entweder darauf angewiesen war, sich durch Empörung und Verschwörung zu äußern, und sich dabei alles zu erlauben pflegte, oder doch als so gesinnt galt, mußten die Tyrannen dieses ihnen gegenüber als oligarchisch erscheinende Element womöglich völlig vernichten. Was dabei an politischem Leben zugrunde ging, kann man sich ohne Grauen nicht denken, und ebenso nicht die Größe des Leidens, welches damit über Bevölkerungen kam, deren höchster Anspruch auf Glück sich mit dem Anspruche auf Teilnahme an diesem Leben gedeckt hatte. Aber nur so war Rettung der Nationalität vor Karthago möglich, mochte auch das eigentliche Hellenische, die Polis, dabei untergehen.

In der Mitte zwischen den beiden großen Tyrannien steht allerdings die lichte Gestalt des Timoleon, der es mit dem einzigen,

was auf dem zerstampften Boden noch wachsen konnte, der vollen Demokratie, versuchte. So stellten sich denn in der kurzen Pause alle äußeren Formen und Ansprüche der Polis wieder her. Aber dies reichte, solange es konnte, und nach Timoleons Tode (336) begann der alte Jammer mit Söldnerwirtschaft, Abfall der einzelnen Städte und Zusammenhalten mit Karthago aufs neue. So meldete sich denn nach zwanzig ganz grauenvollen Jahren mit Agathokles die Tyrannis wieder, anfangs freilich behutsam, indem der Tyrann sich selbst nach Vertilgung der syrakusischen „Oligarchen" möglichst lange als Demokraten gab; hernach aber kam er bald auf entsetzlichere Fährten als seine Vorgänger. Und nun ist dieser Mensch, der immerfort mit seinem Schicksal spielt, auch die erstaunlichste von allen sizilischen Tyrannenfiguren geworden. Nirgends lernt man besser als bei seiner von uns später noch zu betrachtenden Geschichte, was für kolossale subjektive Kräfte das späthellenische Temperament noch hatte.

Mehr nur ein pathologisches Interesse haben die Tyrannen des pontischen Heraklea. Hier hatte der sehr übermütig gewordene Demos Schuldenerlaß und neue Landverteilung gefordert, und die Stadtregierung, die sich in ihrer Verlegenheit umsonst an Timotheos und Epaminondas um Hilfe gewandt hatte, sah sich darum gezwungen, den früher von ihr selbst verbannten Klearch, der einst zu Athen vier Jahre lang Plato und Isokrates gehört hatte, als Aufseher für bürgerliche Eintracht (ἔφορος τῆς ὁμονοίας) zurückzuberufen. Dieser erschien (364), hütete sich aber wohl, seine Macht in Art der alten Äsymneten zur Vermittlung der Gegensätze zu gebrauchen, sondern beschloß, durch das Exil verwildert, sofort, die Tyrannis für sich zu gewinnen, und bediente sich zu diesem Zwecke eines doppelten Verrats; denn erstlich lockte er den persischen Satrapen Mithridates, in dessen Diensten er früher gestanden hatte, unter dem Vorwand, ihm die Stadt zu überliefern, nach Heraklea, nahm ihn daselbst gefangen und gab ihn nur gegen hohes Lösegeld frei; sodann aber schlug er sich alsbald auf die Seite des Demos und ließ sich von diesem die Herrschaft übertragen, indem er ihm vorstellte, wenn er sich zum Widerstande gegen die herrschende Partei stark genug fühle, wolle er mit seinen Soldaten sofort abziehen, sonst aber möchte man es ihm sagen, wenn er bleiben solle. Darauf setzte er alsbald sechzig Anteilhaber des früheren Regiments gefangen und brandschatzte sie, als wollte er ihnen das Leben verkaufen, tötete sie dann aber gleichwohl. In seiner Haltung als Tyrann aber nahm er sich — ähnlich wie Apollodor von Kassandreia — Dionysios zum Muster: Seinen Söldnern gestattete er gegen die Bürger alles und rottete — schon um der für ihre Bezahlung unvermeidlichen Konfiskationen willen — die früheren Besitzenden allmählich aus; wenn man liest, daß er bei der Belagerung einer Stadt die Bürger vom sechzehnten bis zum fünfundsechzigsten Jahre

während der Hundstage absichtlich zwischen Sümpfen und stehenden Wassern kampieren und daselbst wegsterben ließ, während er mit seinen Söldnern gesunde und schattige Punkte bezog, gewinnt man den Eindruck, daß er es auf die ganze wirkliche Bürgerschaft abgesehen hatte. Als dann die vor ihm Geflohenen die Nachbarstädte zum Kriege gegen ihn gewannen, ließ er deren Sklaven frei und vermählte sie bei Todesdrohung mit ihren Gattinnen und Töchtern, deren freilich manche erst den aufgedrungenen Gemahl und dann sich selbst töteten; auch gewann er gegen jene Städte eine Schlacht, bekam dabei die Ausgewichenen gefangen und führte sie im Triumph auf, worauf die Stadt voll von Gefängnis, Folter und Tod war. Wie dieser Mensch, der sich bei seinem dauernden Glück für einen Gott hielt, nach zwölfjähriger Herrschaft von zwei Platonikern ermordet wurde, haben wir früher gesehen; aber mit dem Tode des Tyrannen kehrte die Freiheit nicht zurück, sondern auf Klearch folgten zunächst sein Bruder und sein Sohn.

Sonst wäre hier noch, von einigen Tyrannen auf Euböa und von dem Usurpationsversuch des Timophanes zu Korinth abgesehen, des kuriosen Tyrannen Hermeias von Atarneus und Assos Erwähnung zu tun. Derselbe war Eunuch und Sklave eines Wechslers. Nach Athen gelangt, hatte er Plato und Aristoteles gehört, wurde dann aber nach der Rückkehr Mittyrann und später Nachfolger seines Herrn, der die Herrschaft über jene Gegend an sich gerissen hatte. Er ließ dann Aristoteles und Xenokrates zu sich kommen, sorgte für sie und gab Aristoteles eine Bruderstochter zur Gattin. Freilich kam er nach einiger Zeit um, indem der Rhodier Memnon, der damals persischer Heerführer war, sich seiner durch Verrat bemächtigte und ihn zum Großkönig sandte, der ihn kreuzigen ließ; die Philosophen aber konnten sich durch Flucht aus der Gegend retten, die nun persisch wurde.

Das Söldnertum, von dem beim Heiligen Kriege und bei der Spättyrannis so oft die Rede sein mußte, ist in dem Umfange, den es nun hat, ein spezielles Erzeugnis dieser Zeit. In welchem Grade sich dadurch das Kriegswesen veränderte, zeigt schon der eine Umstand, daß die Kondottieri, welche jetzt aufkamen, wenigstens gegenüber der Polis Athen und gegenüber anderen Poleis die Prozesse durch Gewalt und Bestechung zu ihren Gunsten konnten entscheiden lassen, und daß kleinere Städte wohl ohnehin nicht wagten, ihnen ein Haar zu krümmen, während es im 5. Jahrhundert, da es sich um gewählte Strategen und Bürgerheere gehandelt hatte, den Demagogen ganz im Gegenteil leicht gewesen war, irgendeine verrucht eitle Demokratie gegen schuldlose Strategen zu hetzen, selbst wenn diese nicht unterlegen, sondern nur etwa nicht entscheidend und namentlich für den Geschmack des Pöbels nicht glänzend genug aufgetreten waren. An die Stelle des bedrohten tritt

also jetzt oft der drohende Stratege, der seiner Brotpolis unter Umständen wenig nachfragt.

Das Söldnerwesen selbst hatte freilich seine frühen Antezedentien. Ionier und Karier hatte schon Psammetich in seinen Diensten gehabt, kretische Bogenschützen kommen in den Messenischen Kriegen vor, und frühe dürften auch Arkader als Söldner verwandt worden sein. Während ferner sonst der Kriegsdienst eine Ehren- und Bürgerpflicht war und der Freie in Waffen nur seiner Polis angehörte, hatten doch die Tyrannen Söldner sowohl als Leibwachen wie für den Heeresdienst gehabt. So wird von Polykrates ausdrücklich gesagt, daß er neben einheimischen Bogenschützen gemietete Hilfstruppen gehalten habe. In Sizilien aber hatte Gelon nicht nur Söldner gehabt, sondern auch deren 10.000 eingebürgert, und Hierons wegen Tyrannei verhaßter Bruder und Nachfolger Thrasybul hatte eine Masse von solchen geworben, um mit ihnen dem Bürgerheer die Spitze bieten zu können. Die siegreich gewordenen Sikelioten gewährten diesen Söldnern freien Abzug; doch blieben auf der Insel noch 7000 Mann, die man nach der jetzt überall erfolgten Herstellung der Altbürgerschaften nicht an den Ämtern teilnehmen ließ, sei es, weil man sie dessen nicht für würdig hielt, oder weil man ihnen wegen ihrer Gewöhnung an die Tyrannis nicht traute. — Im eigentlichen Griechenland freilich kämpften noch in der ersten Hälfte des Peloponnesischen Krieges bürgerliche Hoplitenheere aufs tapferste; indes erscheint daneben schon damals der Peloponnes als selbstverständlicher Werbeplatz; während der sizilischen Expedition ferner finden sich in Athen, um eine Drachme auf den Tag angeworben, jene 1300 Thraker ein, die dann zu Mykalessos so fürchterlich gehaust haben, und vor Syrakus fochten auf beiden Seiten arkadische, auf athenischer auch ätolische und kretische Geworbene.

Mit dem Ausgang des Peloponnesischen Krieges nimmt dann aber das Söldnertum, gefördert durch die Auflösung des Staates, die Verarmung oder Verbannung und Heimatlosigkeit Unzähliger und die gesteigerte Abenteuerlust rasch und allgemein zu, und nun begegnet uns vor allem als eine Parallelfigur zu Lysander die bezeichnende Gestalt des Lakedämoniers Klearch, welcher es zustande bringt, Spartaner, Ortstyrann und Kondottiere zugleich zu sein. Nachdem er nämlich im Peloponnesischen Kriege spartanischer Flottenanführer gewesen ist, sendet Sparta ihn nach Byzanz, als dieses sich (403) wegen inneren Haders und eines thrakischen Angriffs einen Führer erbittet, und da ihn nun die Byzantier völlig frei handeln und große Söldnerscharen sammeln lassen, gibt er sich bald völlig als Tyrannen: Er ermordet die Archonten der Stadt hinterlistig bei einem Opfer, wozu er sie geladen hat, läßt auch den Rat der Dreißig (die sogenannten Βουωτοί) erdrosseln, zieht die Habe aller Getöteten ein, setzt auch noch anderen Reichen mit falschen Anklagen zu, welche

deren Tod und Verbannung zur Folge haben, und vermehrt mit den so gewonnenen Reichtümern seine Söldner. Als ihn dann die Spartaner durch Gesandte auffordern, seine Macht niederzulegen, hört er nicht auf sie. Erst auf die Nachricht, daß sie gegen ihn Truppen unter Panthoidas senden, verlegt er seine Macht nach dem gleichfalls von ihm beherrschten Selybria; von hier flieht er, in einer Feldschlacht geschlagen und von Panthoidas belagert, nächtlich nach Ionien, allwo nun sein Verhältnis zu Kyros beginnt. Nach der Charakteristik, die Xenophon in der Anabasis (II, 6, 1 ff.) auf die Erzählung seines Todes hin von ihm gibt, war er im höchsten Grade und unbedingt kriegs- und gefahrliebend, für seine Leute höchst tätig, dabei fähig, jeden mit dem Gedanken zu erfüllen, „daß dem Klearchos Gehorsam geleistet werden müsse", aber düster, von rauher Stimme und bösem Aussehen; der Soldat sollte ihn mehr fürchten als die Feinde, wenn der Dienst unbedingt genau gehen sollte. In den Momenten der Gefahr war der Eindruck seines Wesens freilich ein dem gewöhnlichen entgegengesetzter; war dieselbe aber vorüber, so gingen ihm viele davon; denn ihm fehlte das Gewinnende, er war immer scharf und brutal, so daß ihm aus Freundschaft und Neigung kein Mensch folgte.

Und nun die Anabasis selbst. Da, wenn irgendeine an sich furchtbare Erscheinung uns unter einladender Form präsentiert worden ist, dies hier geschieht, steht sie als glänzend täuschendes Bild des Söldnertums genau am Eingang des 4. Jahrhunderts. So wenig populär Kyros schon wegen des teilweise auf seine Rechnung kommenden spartanischen Sieges und des darauf folgenden Druckes bei den Hellenen im allgemeinen sein mochte, folgten ihm doch aus Hellas und dem Peloponnes 13.000 Mann und auch aus Asien, wie es scheint, 7000 Griechen. Kurz vor der Schlacht bei Kunaxa versprach er den griechischen Anführern, sie sollten im Falle des Sieges als seine Freunde an die Stelle der Satrapen, der Freunde seines Bruders, treten, und überdies wolle er jedem Hellenen eine goldene Krone schenken; was Klearch ihm alles mochte versprochen haben, möchte man gerne wissen. Überhaupt darf man fragen, was mit Hellas geschehen wäre, wenn er gesiegt hätte. Gewiß hätte er mächtigen Einfluß auf die Griechen erlangt; aber die Folgen seines Tuns würden wohl das persische Reich zersprengt haben, das nun weiterleben konnte, indem die Achämeniden ihre Hände in den griechischen Staatshändeln behielten und die Griechen nur als Söldner, nicht als Herren in ihrem Lande hatten.

Die stolze Entschlossenheit, womit sich die Griechen nach Kunaxa zunächst unter Klearch gebärden, bewegt nun zwar die Perser zur Anwendung des gemeinsten Verrates, indem die Hauptleute im Zelte des Tissaphernes gefangengenommen und darauf getötet werden. Allein nun folgt die Machtergreifung Xenophons, in dessen Reden sich aller Mut der Schar und alle geistige Überlegenheit des Helle-

nen und vollends des Atheners konzentriert. „Wir könnten uns hier behaupten", heißt es da, „würden dann aber wohl, an Wohlleben und schöne persische Frauen gewöhnt, gleich den Lotosessern der Heimkehr vergessen; mein Rat ist: Wir ziehen zu den Unsrigen nach Hellas und melden ihnen, daß, wenn sie in der Heimat arm leben, dies ihre eigene Schuld ist, da es ihnen freisteht, hierher zu ziehen und diese Reichtümer in Besitz zu nehmen." Mit seiner hohen Vereinigung von Intelligenz, Redegabe und Tatkraft ist er der faktische Anführer, während Cheirisophos der nominelle ist. Und nun folgen auf die Kämpfe mit persischen Scharen die mit Bergvölkern, Strömen, Schnee und Hunger, bis endlich auf dem heiligen Berge Theches zwischen Erzerum und Trapezunt der Ruf: Thalatta! Thalatta! erschallt. Da weinen sie vor Freude und errichten ein Steindenkmal, und als sie bei Trapezunt das Meer wirklich erreichen, feiern sie Feste und Spiele.

Solange die Gefahr da ist, zeigt diese Lagergemeinde ihre Art von Größe, indem sie gewissermaßen eine einträchtige Polis darstellt; hernach nimmt bald die Disziplin ab und die Eintracht wird durch Ränke gegen Xenophon wenigstens zeitweilig gestört. Immerhin hat die Schar das volle Verständnis ihrer Lage, und schwere Erfahrungen veranlassen sie, sich wieder zu vereinigen, nachdem sie sich bei Herakleia durch Uneinigkeit in drei Teile gespalten hat. Nach dem Tode des Cheirisophos und nach unglücklichen Kämpfen seines Nachfolgers Neon gegen Bithynier und Truppen des Pharnabazos erhält Xenophon die volle Führung. Er hält das Heer noch von der Plünderung von Byzanz ab und geht schließlich, durch die schändlichen Intrigen des dortigen spartanischen Harmosten bewogen, samt den Truppen in die Dienste des Thrakerfürsten Seuthes. Da dieser sie für sehr tapfere Dienste nicht auslohnt, übergibt er den Rest des Heeres zu Pergamos dem spartanischen Feldherrn Thimbron zum bevorstehenden Kampf mit Tissaphernes; es sind noch sechstausend Mann. Er selbst kommt als wohlhabender Mann nach Griechenland.

In Griechenland selbst aber wurde nun das Söldnertum bald eine ganz allgemeine Erscheinung. Hier hätten die geschwächten Staaten im 4. Jahrhundert alle des Friedens bedurft, Sparta und Theben so gut wie Athen, aber die Folgen des Begangenen, die innere Zersetzung und die Schwäche selbst machten ihnen einen wahren Friedenszustand unmöglich. Nun waren aber entweder (wie in Sparta) der Bürger zu wenige oder die Bürger, zumal die wohlhabenden, hatten (wie in Athen) nachgerade einen derartigen Widerwillen davor, für den eigenen Staat Kriegsdienste zu tun, daß sie sich lieber zur Bezahlung von Angeworbenen plündern ließen, und so traten denn die Söldner in die Lücke, die ja auch natürlich für die oft ziemlich weiten Truppentransporte am besten verfügbar waren. Die Mittel zur Söldnerwerbung erhielten die Staaten hie

und da von Persien; Sparta dagegen zur Zeit seiner größten Macht konnte zu diesem Zwecke die verbündeten Orte zu Geldzahlungen anhalten, statt daß dieselben Mannschaften gestellt hätten; auch Agesilaos gestattete den asiatischen Hellenen einen Loskauf und stellte um das Geld Söldner ein; von solchen müssen wir uns ihn im asiatischen Kriege hauptsächlich begleitet denken; viel weniger Bundesgenossen und nur ganz wenige Spartiaten mag er mit sich gehabt haben; am Ende seines Lebens hat er sich freilich selbst nach Ägypten verkauft.

So kommen denn diese Söldnerheere zustande als eine kriegerische Kraft, die von jeder Polis abgelöst ist; auch sie stellen eine Seite der allgemeinen Abwendung vom Staate dar; dieselbe Apolitie, welche den Philosophen zur souveränen Reflexion über die Staaten und den Staat überhaupt befähigt, tritt hier höchst furchtbar in Waffen auf; man kann sagen, die Philosophen seien der eine, die Söldner der andere Pol derselben. Neben dieser sowohl materiellen als intellektuellen kriegerischen Kraft, über die der Werber verfügen konnte, war das Bürgerheer soviel wie nicht mehr da, und wenn der Utopist Plato mit Absicht auf Verwirklichung in diesen Zeiten noch meinte, es lasse sich in der Polis eine ausgeschiedene Kaste von Hütern (φύλακες) konstruieren, so ist dies eine Verirrung ähnlich der fixen Idee von nationaler Bewaffnung, woran Machiavelli laboriert hat.

Vor allem kommt nun das Söldnerwesen Athens in Betracht. Für diesen Staat sammelte im sogenannten böotisch-korinthischen Kriege (394—387) Konon eine Schar, welche als das „Söldnerheer zu Korinth" bezeichnet zu werden pflegt. Dies ist die Truppe, die von Iphikrates, an den sie hernach überging, zusammen mit Chabrias durch veränderte Bewaffnung und Organisation bedeutend gehoben wurde, so daß sie (allerdings noch mit einem Bürgerheere zusammen) die Lakedämonier schlagen konnte. Und nun sind von da an eben alle attischen Feldherren dieser Zeit ganz wesentlich und weit vorherrschend Söldnerführer, gerade wie dies später die lakedämonischen Könige auch sind, und die Masse von taktischen und mechanischen Verbesserungen, neuen Waffengattungen, Strategemen usw., die in Verbindung mit ihren Namen genannt wird, gehört nicht mehr in die Geschichte der griechischen Bürgerschaften und Bürgermilizen, sondern in die der Kriegswissenschaft überhaupt. Es ist aber höchst bedeutend, daß diese Griechen jetzt in der Welt des Krieges das geistig bewegliche Element zu einer Zeit darstellen, da vielleicht selbst Persien (geschweige denn, wenn man von dem einzigen Karthago absieht, die anderen Nicht- und Halbgriechen) von einer alten, rassemäßigen Kriegsweise gar nicht loskommen konnte. Mögen auch ihre herumziehenden Exerziermeister, die Hoplomachen, oft unpraktische und im Kriege unausführbare Künsteleien vorgeschlagen haben, so wurden doch sicher viele wirkliche Fortschritte

erzielt. Zu den Kriegsmaschinen, die bereits Perikles gehabt hatte, kamen nun aus Sizilien die Katapulte, deren Anblick König Archidamos III. den Ausruf entlockt haben soll: „O Herakles! Es ist dahin mit der Tapferkeit des Mannes!" Auch im Seekrieg waren die Griechen jetzt wohl jedenfalls manövrierfähiger als alle anderen; mehrmals kommt z. B. die halbmondförmige Aufstellung der Flotte bei ihnen vor.

In die Kriegsgeschichte gehört auch der anekdotische Ruhm des Iphikrates, um welchen herum freilich eine wahre Reklame tätig gewesen sein muß, und der auch selbst prahlen half. In der Fülle von Ressourcen und von rettenden praktischen Einfällen tritt bei ihm und anderen die odysseische Seite der griechischen Natur wieder einmal zutage. So ist zwar unter Umständen auf die Söldner wenig Verlaß, und es laufen ihrer zweitausend von ihm zu den Lakedämoniern über; aber er versteht es dann, diesen durch eine Botschaft die Übergelaufenen wenigstens verdächtig zu machen. Oder er hält die Truppen in einem Augenblicke, da sie durch Mangel in meuterische Stimmung gekommen sind und eine Ekklesie verlangen — auch dieses von allen Enden der griechischen Welt zusammengelaufene Gesindel begehrt also nach einer Ekklesie —, durch Scheinboten des Perserkönigs zum Narren, welche in persischem Kostüm auftreten und in persischer Sprache baldige Ankunft des Geldtransports melden müssen. Auch soll er es geliebt haben, wenn der Söldner beutegierig und genußsüchtig war, weil er dann, um seine Begehrlichkeit zu befriedigen, tapferer kämpfte. Freilich ist er dann zwischenhin lange Zeit gar nicht im Dienste von Athen, sondern bekämpft die Thraker im eigenen Geschäft, heiratet die Tochter des Thrakerkönigs Kotys und setzt sich dergestalt über alle Gunst der Athener hinweg, daß er sich auf dessen Seite hält, auch als derselbe Athens Feind ist. Und hierin hat er Nachfolger an Chares und Charidemos, mit denen Athen vollends übel daran ist; denn diese machen oft gar keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, verprassen das Geld, brandschatzen die Bundesgenossen und gehen mit ihren Truppen in fremde Dienste, so daß Athen nicht mehr weiß, wo seine Flotte steckt. Der letztere, der von Oreos auf Euböa, also gar kein Athener war, war bisweilen geradezu verräterisch, aber auch Chares, der tollkühne, renommistische Kondottiere, ein Mensch von wüsten Sitten, hat in fünfzig Jahren den Athenern trotz seiner militärischen Eigenschaften mehr geschadet als genützt. — Fragen wir nun nach der Herkunft der Söldner, so bietet sich vor allem die früher erwähnte Stelle aus dem „Philippos" des Isokrates (96), wo es heißt, „die Dinge in Hellas ständen so, daß es leichter wäre, aus den Heimatlosen (πλανώμενοι) als aus den in den Städten als Bürger Lebenden (πολιτευόμενοι) ein Heer zusammenzubringen, und ein solches könnte größer und besser sein als die Schar des Kyros und Klearch; denn damals habe es keine

(konstant vorhandene) Söldnerschaft gegeben; man hätte aus den Städten werben müssen und mehr Geld an Geschenken für ihre Werber ausgegeben als Sold an die Krieger." Diese Stelle ist hochwichtig schon für die Erklärung der Möglichkeit der späteren Kolonien Alexanders und der Diadochen, in denen sich dieses Programm in unendlich viel großartigerem Maße erfüllt hat, als der gute Isokrates sich je konnte träumen lassen, sodann aber einstweilen auch für die Erklärung der Zunahme des Söldnertums seit dem Anfang des Jahrhunderts, und schließlich ist sie retrospektiv von höchster Bedeutung für die tatsächliche Auflösung des griechischen Bürgertums. Söldnertum kann schon durch bloße Auswanderung bei Übervölkerung entstehen; es muß entstehen, sobald Poleis durch ihre Nachbarstaaten vernichtet werden oder aber von sich aus einzelne Schichten ihrer Bevölkerung durch Verbannung und sonstige Nötigung zur Flucht und Verleidung der Heimat verjagen, wie dies hier der Fall war, notabene nachdem in den meisten Staaten die Demokratie gesiegt hatte. Gerade solche Kräfte, welche das Bürgerheer am besten hätte brauchen können, geben nun die furchtbarsten Söldner, und die ganze Erscheinung bildet die wahre Gegenrechnung zu der ruchlos gewordenen Polis. Diese sieht nunmehr dieselben Menschen, welche durch Krieg der Heimat beraubt oder von anderen Poleis ausgetrieben worden sind, als gesammelte Wetterwolke um sich und ist bei ihrer eigenen militärischen Fäulnis öfter genötigt, sie um hohen Sold in Dienst zu nehmen. — Wenn der Redner dann (120 ff.) König Philipp auffordert, im weiten Perserreich oder doch wenigstens im vorderen Kleinasien Städte zu gründen und die Heimatlosen daselbst anzusiedeln, deren also genug für die umfassendste Kolonisation vorhanden gewesen sein müssen, so ist es eine billige Frage, wie und wovon diese vielleicht ungeheure Menge von verzweifelten Menschen, wenn sie nicht Solddienste taten, außerhalb ihrer Heimatstädte gelebt haben möge. Beiläufig heißt es an der gleichen Stelle, sie fügten jedermann Schaden zu, der ihnen begegnete, und wenn man ihrer Ansammlung nicht Einhalt täte, so würden ihrer unvermerkt so viele werden, daß sie den Hellenen nicht minder furchtbar würden als den Nichthellenen; und in Wahrheit werden sich auch damals schon die vielen Piraten, welche das Meer unsicher machten, aus dieser für alle Welt gefährlichen Kaste rekrutiert haben, welche plötzlich und unvermerkt noch gefährlicher werden konnte. Am nächsten aber lag diesen Heimatlosen doch immer der Solddienst, vielen schon aus dem einen besonderen Grunde, weil der rechtlos in einer fremden Polis Lebende sehr leicht zum Sklaven gemacht werden konnte. Auch andere mit der Ordnung zerfallene Elemente strebten demselben zu; es ist bezeichnend, daß schon in den Vögeln des Aristophanes (1367) dem Manne, der seinem Vater ans Leben gehen möchte, der Rat gegeben wird, seine Kräfte darin zu verwenden.

Was dachte nun der eigentliche Grieche von diesen Söldnern? Er konnte nichts als jammern und schimpfen, aber nicht es ohne sie machen. Demosthenes in der Aristokratesrede, welche gegen eine törichte, dem Charidemos zugedachte Vergünstigung gehalten ist, sagt (139) bei Anlaß dieses Feldherrn: „Alle diese Söldnerführer suchen, indem sie hellenische Städte einnehmen, eine Herrschaft auszuüben, und treiben sich, wenn man die Wahrheit sagen soll, in jedem Lande als die gemeinsamen Feinde aller derjenigen herum, die in ihrer Heimat frei nach Gesetzen zu leben wünschen." Auch Isokrates malt das Söldnertum, zumal das von Athen, mit den schwärzesten Farben. „Statt uns selbst zu üben", heißt es bei ihm, „stellen wir Staatslose, Überläufer und aus der sonstigen Verbrecherwelt zusammengeströmtes Gesindel ein, das, wenn jemand es höher löhnt, mit ihm gegen uns ziehen wird, und wenn sie sich irgendwo recht gewalttätig aufgeführt haben, so haben wir noch eine Freude daran. Wir sind solche Toren geworden, daß wir, obgleich selber in Not, uns darauf eingelassen haben, Fremde zu ernähren und außerdem noch unsere Bundesgenossen beschädigen und brandschatzen, um ihnen den Sold zu schaffen. . . . Bei Ausfahrten zur See brauchten unsere Vorfahren Fremde und Sklaven als Schiffsleute, die Bürger aber als Hopliten, wir dagegen brauchen Fremde als Hopliten und lassen die Bürger rudern." Plato endlich sagt von den Söldnern, es gebe zwar unter ihnen viele todesmutige, aber mit sehr wenigen Ausnahmen seien sie frech, gewalttätig, frevelhaft, ja so ziemlich die allertollsten Gesellen.

Es war allerdings eine traurige Sache, wenn man sehen mußte, wie die teure Werbung von Söldnern, über welche vielfach nicht mehr Bürger des zahlenden Staates, sondern fremde Kondottieri das Kommando führten, überall die Finanzen ruinierte und wie die gleichwohl oft nicht bezahlten Soldaten sich durch Plünderungen aller Art bezahlt machten. Und nun wurden mit der Zeit in den Fällen, da Persien keine Subsidien gab und keine Tribute von Untertanen zu erheben waren, auch die Mittel der Geldbeschaffung abscheulich. Was in neueren Zeiten das denkbar Verächtlichste gewesen ist, das Aufwirtschaften von Aristokratengut und Kirchengut für Bedürfnisse des Augenblicks, hat damals seinen Vorgang. Es bietet sich auch, abgesehen von den Tyrannenstaaten, deren Herrscher naturgemäß die Knechte ihrer Söldner sind und ihnen zwar ihr Heil anvertrauen, sie aber doch so gut als die Komplottmacher fürchten, das odiöse Bild demokratischer Poleis, welche nicht selber Kriegsdienste tun, sondern, wie Kyzikos, aus der konfiszierten Habe der Reichen ihre Söldner bezahlen, oder, wie Chalkedon, zu einem höchst gefährlichen Kapersystem greifen, um Geld für sie zu haben. Und daneben bildet sich allmählich in kühnen Köpfen ein Kausalnexus zwischen Söldnern und Tempelschätzen. Was die phokischen Söldner im Heiligen Krieg getan haben, hat sein Vorspiel darin,

daß Dionysios mit dem geraubten Schatz von Pyrgoi ein Söldnerheer wirbt und üble Absichten auf Delphi hat. Es war das Menschenmögliche, daß das über Elis siegreiche Arkadien sich (364) der olympischen Tempelschätze zur Weiterführung des Krieges im ganzen enthielt.

Nutzen hat die Polis im Grunde von den Söldnern nicht viel gehabt, und im Kriege von Chäronea, wo Athens Verbündete (Theben, Korinth, Megara, Kerkyra), abgesehen von den vielleicht mäßig großen Bürgeraufgeboten, 15.000 Söldner zu Fuß und 2000 zu Pferde stellten, wurde man eben doch geschlagen. Überblicken wir aber die Erscheinung für sich, so müssen wir doch zugeben, daß wir hier ein gewaltiges Element des griechischen Wesens vor uns haben, das sein Schwergewicht in sich selbst hatte.

Hier ist nun noch ein Blick auf die großen Werbemächte der damaligen Zeit: Karthago, Syrakus und Persien zu werfen. Nach seinen großen Siegen begehrte Karthago im Jahre 406 ganz Sizilien und verlegte sich deshalb, unter furchtbarem Mißbrauch seiner reinen Geldmacht, abgesehen vom Aufgebot seiner Bürger und seiner afrikanischen Bundesgenossen, auf Werbung im größten Maßstabe. Da es nun Iberer, Balearen, Kampaner und andere unteritalische Völker, Sardinier usw. in Masse nach Sizilien werfen konnte, wäre für die sizilischen Griechen wohl absolut nur ebenfalls durch Werbung zu helfen gewesen. Aber dieses Verhältnisses bemächtigte sich nun Dionys, der sich daneben zwar noch eine regelmäßige Aushebung erlaubt zu haben scheint, dessen Tyrannis aber doch wesentlich Werbertum ist. Durch welche Eigenschaften er das Thema der Söldnerbehandlung löste, haben wir früher gesehen; dieselben strömten ihm von allen Enden her zu, und Sparta gestattete ihm ausdrücklich die Werbung; doch hatte er auch Nichtgriechen verschiedener Herkunft: neben eingeborenen Sikelern besonders Kampaner und auch Iberer. Zum Lohne überließ er ihnen freiwillig Entella, Katana und Aitne, einmal auch, durch eine Söldnerrevolution gezwungen, Leontinoi, worauf aber das nächste war, daß er neue Truppen warb. Davon, wie er das Geld außer durch Steuern durch schreckliche Konfiskationen und skandalösen Tempelraub beschaffte, war schon mehrfach die Rede.

In dem wüsten Durcheinander zur Zeit des jüngeren Dionys und des Dion spielen durchweg auch die Söldner jeweilen ihre Rolle, und beim Aufkommen der zweiten Tyrannis des Dionys (seit 346), die dieser mit lauter Söldnern und Spähern führte, gründeten Söldnerhauptleute in einzelnen Städten ähnliche Tyrannien und hielten es dann, als Timoleon kam, mit den Karthagern; doch gingen die 10.000 Mann des Dionys zu diesem über, und nach der Schlacht am Krimisos gingen auch die kleinen Tyrannen unter. Aber nach Timoleons Tode, als sich wieder Oligarchen und Demokraten schieden, erstere sich auf Söldner stützten und neuer Kampf

mit Karthago bevorstand, erhob sich das Söldnertum mit Agathokles in seiner furchtbarsten und genialsten Gestalt. Mit Heimatlosen, Steinbruchsträflingen und verzweifelnden Armen bildete er als Stratege seine erste Rotte. Freilich wurde er dann später, als es in Afrika schlecht ging, von den Söldnern gefangengenommen und konnte ihnen nur mit Mühe entwischen; sie hatten damals für den immerhin sehr außerordentlichen Menschen weder Sinn noch Pietät.

Von dem sizilischen Söldnertum, das, insofern es politisch ganz anders verwendet wird und weil großenteils aus Kampanern und Halbgriechen bestehend, spezifisch von dem griechischen verschieden ist, kommen wir auf die griechischen Söldner in persischen Diensten. Persien gestand offen zu, daß es ohne griechische Werbung nicht bestehen könne; es brauchte sie, wie das kaiserliche Rom die Germanen, schon aus dem einen Grunde, weil die ägyptischen Gegenkönige deren auch hatten, und zwar finden wir solche in den Diensten des Großkönigs wie einzelner Satrapen. Einmal (380) muß Athen es sich gefallen lassen, den Chabrias abzurufen, der mit griechischen Söldnern Nektanebos, den Herrn des abtrünnigen Ägypten, unterstützt hatte, und dem Pharnabazos, welcher das Land unterwerfen sollte, den Iphikrates zu Diensten zu stellen, worauf dann freilich die Unterwerfung noch nicht gelingt. Aber um die gleiche Zeit (375) wurde der böotische Krieg auf bloßen Pfiff des Artaxerxes hin stillgestellt; Griechenland mußte sich versöhnen, damit dem Könige die Werbung zu dem gleichen Zweck offenstünde. Hätten die Perser die Augen offen gehabt, so hätte der Großkönig in einer Zeit, da die kriegerische Kraft der Hellenen dem zu Gebote stand, der Geld hatte, bei einigem ernstlichem Willen, abgesehen von seiner Allianz mit einzelnen Griechenstaaten, das ganze griechische Söldnertum gegen Griechenland selbst anwerben können, waren doch die Schätze von Ekbatana noch intakt; und noch um 354 unter Artaxertes Ochos (359—338) befürchtete man so etwas; es ist ein erstaunlicher Optimismus, wenn damals Demosthenes in der Symmorienrede (31 f.) sagt, gegen Ägypten und andere Abtrünnige zögen wohl griechische Söldner dem Könige zu, gegen Hellas aber, glaube er, würde kein Hellene ziehen.

Wenigstens die letzte Unterwerfung der empörten persischen Westlande wurde König Ochos damals, trotzdem ihm Athen und Sparta die Werbung versagt hatten, nur durch die griechischen Söldner möglich, und hier begegnet uns nun nach dem Falle von Sidon der Rhodier Mentor und neben ihm Lakrates mit einem thebanischen und Nikostratos mit einem argivischen Kontingent. Bei Pelusium kämpften aufs tapferste wegen des beiderseitigen Ehrgeizes Griechen gegen Griechen; und zwar hatte jede der feindlichen Griechenscharen in der Schlacht außer ihrem eigenen Strategen noch einen nichtgriechischen Anführer. Freilich kapitulierten die Griechen des Nektanebos nach ihrer Niederlage dann auch leicht

an die des Ochos, welche ihnen sicheren Heimtransport versprachen, und übergaben Pelusium; Mentor aber gelangte nun zur größten Macht, indem er den allmächtigen Eunuchen Bagoas zwang, mit ihm zusammenzuhalten und ihm die gleiche Stellung im Westen des Reiches zu überlassen, die er selbst im Osten innehatte, zugleich aber zum eigentlichen Großwerber für das Reich wurde. Von Ochos hoch beschenkt, konnte er nun auch seinen in Ungnade gefallenen und geflüchteten Bruder Memnon wieder in Gunsten bringen, der dann nach seinem Tode an seine Stelle trat.

Immerhin fehlte es im Perserreiche in der Zeit des Ochos und Arses (338—336) oder vielmehr des Bagoas, der in Susa unumschränkt regierte und beide Könige samt ihren Familien aus der Welt schaffte, an einer einsichtigen zentralen Leitung. Statt sich durch das gefährliche Beispiel warnen zu lassen, wodurch der jüngere Kyros dargetan hatte, was mit Griechen gegen die persische Regierung möglich wäre, war man damals und noch unter Dareios Kodomannos erstaunlich sorglos. Noch als Philipp den Attalos und Parmenion nach Asien sandte, hatte ihm Memnon nur 4000 Mann entgegenzusetzen, und nach Philipps Tode entschlug man sich eine Weile aller Sorgen. Endlich scheint Memnon eine stärkere Rüstung durchgesetzt zu haben, wenigstens konnte er 335 mit 5000 Mann die Makedonier wieder aus Asien treiben; auch erging jetzt ein persisches Schreiben, das die griechischen Staaten zu einem Bündnis gegen Makedonien lud; persische Hilfsgelder gingen nach Athen, es erfolgte der Losbruch Thebens, aber auch dessen Katastrophe.

Und nun kam die Invasion Alexanders. Dieser beschränkte sein Heer absichtlich auf 30.000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, es mit Söldnern bedeutend zu vermehren, aber er nahm deren nur 5000 mit, weil die Verpflegung mit wenigen sicherer war; der Rest waren Makedonier, Bundeskontingente der Griechen und leichtbewaffnete Halbgriechen. Memnon aber hatte im persischen Kriegsrat nicht genug Kredit, um es durchzusetzen, daß Alexander keine Schlacht geliefert, sondern er durch Verwüstung des Landes ausgehungert würde. Im Mai 334 wurde gegen seinen Willen am Granikos geschlagen, wobei das Fußvolk, an 20.000 griechische Söldner, gar nicht zum Gefechte kam, sondern nach der Flucht der Reiterschar ohne Erbarmen bis auf 2000 Mann niedergemetzelt wurde. Die Überlebenden wurden in Fesseln zur Zwangsarbeit nach Makedonien geschafft; Alexander behandelte sie — etwa wie Generale der ersten französischen Republik die Emigranten — als Überläufer und Verräter. Memnon warf sich nach Halikarnaß und mit ihm die athenischen Hauptleute Ephialtes und Thrasybulos. Als er sich hier nicht mehr behaupten konnte, fuhr er nach Kos und suchte den Krieg in Alexanders Rücken nach Griechenland hinüberzuspielen, starb dann aber während der Belagerung von Mytilene, was ein schwerer Verlust für

das Reich war; die Mannschaft kam jetzt unter törichte Perser zu stehen und fand stückweise und allmählich den Untergang.

Bei Issos hatte Dareios wieder 30.000 griechische Söldner, die auf das tapferste kämpften, aber in die Niederlage mitgerissen wurden; doch retteten sich noch 8000 davon in guter Ordnung nach Tripolis und fuhren von da nach Zypern und Ägypten. Um Dareios aber sammelten sich noch mehrmals Tausende hellenischer Söldner, deren Treue bewies, daß sie doch nicht bloß für den Sold kämpften. Bei Arbela bildeten sie seine Leibgarde, und noch auf der Flucht nach Ekbatana waren 2000 unter dem Phokier Patron und dem Ätoler Glaukos um ihn, und dieser Rest der 50.000 Hellenen, welche in seinen Diensten gestanden, blieb ihm auch noch gegen Bessos treu. Nachdem sie ihn nicht mehr hatten retten können, kapitulierten die letzten 1500 auf Gnade und Ungnade und wurden in Alexanders Heer eingestellt.

Wenn dann Alexander einmal die vollen Schatzkammern Persiens gewann, so konnte er eine Menschenwerbung anstellen, die es ihm möglich machte, wirklich die ganze damalige Welt zu erobern.

Werfen wir nun wieder einen Blick auf Athen. Diese Stadt expliziert ja alles am besten, und zwar nicht etwa, weil wir für sie mit historischen Darstellungen gut versehen wären — die politische Geschichte muß man vielmehr aus Xenophon, Diodor und anderen sehr zusammenerraten —, sondern weil wir aus den Rednern und für den Anfang auch aus Aristophanes eine Fülle von moralischen Tatsachen kennen. Diese aber sind so, daß wir ein von Älian erhaltenes Wort des Isokrates an die Spitze dieser Ausführung stellen könnten, wonach die Stadt zwar zu vorübergehendem Aufenthalte mehr als irgendeine andere in Hellas angenehm war, zu dauerndem Leben aber keine Sicherheit mehrt bot, und zwar wegen der Sykophanten und der Demagogen.

Wie war es hier nach Ägospotamoi gegangen? Es ist eine Tatsache, die man wußte, und Andokides sprach die unangenehme Wahrheit auch aus, daß Sparta bei der damaligen Katastrophe Athen die Fortexistenz sicherte, während man, wenn der Wille der späteren Verbündeten Athens, der Thebaner und Korinther, gesiegt hätte, die Einwohner in die Sklaverei verkauft und die Stadt würde ödegelegt haben. Freilich verschont Sparta Athen nur, damit Theben nicht zu mächtig werde, gerade wie es anderseits nach Leuktra nicht vom Edelmut hergekommen ist, daß man von Athen aus den flehenden Lakedämoniern Iphikrates mit 12.000 Mann zu Hilfe sandte, sondern viel eher von der neidischen Besorgnis vor dem nahen Theben. Immerhin aber war die Fortexistenz Athens gesichert, und nach der kurzen Herrschaft der dreißig Tyrannen konnte auch der Staat mit vollständiger Herstellung der Demokratie in ihren alten Formen von neuem eingerichtet werden. Nur sah es mit der damals erteilten allgemeinen Amnestie sogleich zweifelhaft aus; was die

Oligarchen, als sie die Niederlage der Stadt zur Konstruktion eines wehr-, schiff- und machtlosen Athen benützten, mit logischer Strenge vorausgesehen hatten, daß nämlich jedes demokratische Athen wieder auf die alten Pfade eines grausamen Streber- und Sykophantenwesens einlenken werde, geschah trotz dem gegebenen Versprechen sofort und ganz unvermeidlich. Überall wurden nachträglich Klagen aufgerührt und geltend gemacht, und weil an allem etwas von der wüsten Erinnerung an jene schreckliche Zeit haftete, konnten sich die Sykophanten gleich nach der Restauration wieder auf ihre Beute werfen.

In der äußeren Politik zehrte man noch an den Reminiszenzen von der Zeit des Perikles her. Dieser hatte die Athener einst durch eine politische und künstlerische Beschäftigung (oder Muße) zu einer ewigen Hegemonie über die übrigen Griechen heranbilden wollen, dabei aber die Demokratie mit allen Konsequenzen großgezogen. Dadurch waren in den übrigen Griechen, welche auch eitel waren, alle Dämonen wachgerufen worden, und die Folge war der Peloponnesische Krieg gewesen. Alle Staaten hätten nun nach dessen Ende des Friedens dringend bedurft; aber da der Unfrieden im Innern der Menschen zu groß war, konnte man nicht Frieden halten, wenn man wollte; das innere Leid, das zehrende Fieber brachte die Ausbrüche immer wieder hervor. So ging denn der Kapitalverlust der griechischen Menschheit zunächst in Gestalt des böotisch-korinthischen Krieges seinen verheerenden Gang weiter, wobei sich an alle Kämpfe im Felde noch die Stadtrevolutionen beider Parteien hängten. Und nach dem Antalkidasfrieden (387) erhob sich innerhalb so vieler „autonom" gewordener Poleis der Hader erst recht. Freilich atmete Athen nun allmählich von dem spartanischen Druck wieder auf, und nach der Befreiung der Kadmeia wurde (378) sogar die Neubildung eines athenischen Seebundes möglich; Chabrias siegte (376) bei Naxos und Timotheus (375) bei Leukas über lakedämonische Flotten; auch beherrschte man dauernd noch die Inseln Lemnos, Imbros und Skyros und ein Gebiet am thrakischen Chersones; allein die neue Hegemonie war sehr bescheiden, mit dem Bürgerheer zu Lande sah es fortwährend mager aus, und so war alle „ganz große" Politik nunmehr unmöglich; Athen übte keinen Zauberzwang mehr aus, und wenn es für sich auch noch seine Nerven hatte, so war es doch soweit ernüchtert, daß es sich keinen sizilischen Wahnsinn mehr erlauben konnte; die ganze Existenz hatte man nur einmal so können in die Luft aufprasseln lassen und nicht wieder.

Da Neid noch stärker als Haß ist, verband man sich, wie gesagt, nach Leuktra mit Sparta gegen Theben; aber Entscheide konnte man doch nicht mehr geben, und alle athenischen Kriege und Allianzen dieser Zeit blieben fruchtlos. Inzwischen mochte es freilich sehr ärgerlich sein, daß ein Pelopidas mit seinem Kriegsruhm beim Großkönig mehr als Athen mit seiner Rhetorik galt, am aller-

schlimmsten aber war doch, daß man das 457 zinspflichtig gemachte und 431 nach Vertreibung der alten Einwohner mit Kleruchen besetzte, nach Ägospotamoi aber diesen wieder abgenommene und den Ägineten zurückgegebene Ägina täglich vor Augen haben mußte. Dieses eine Faktum genügt, um Lage und Stimmung der Athener zu erraten; es war für sie fast, was die Herstellung von Messenien für Sparta wurde, wie dieses mußten sie ihre nahezu stärkste Tat wieder hinunterwürgen.

Da nun die äußere Macht verloren war, die Prätensionen aber geblieben waren, funktionierte sich die Staatsmaschine an dem eigenen Attika müde, wobei noch das beständige unvernünftige Schlottern vor der Gefahr auffällt, irgend jemand möchte die bestehende demokratische Verfassung stürzen. Mit der Ausbeutung dieses Aberglaubens konnte z. B. während des böotisch-korinthischen Krieges von den Rhetoren ein Friede mit Sparta bekämpft werden. Wie stark aber der allgemeine Ekel an der Politik geworden war, lehren uns die (vielleicht 392 aufgeführten) Ekklesiazusen des Aristophanes. Selbst Hohn und Bosheit haben hier etwas Lahmes; es ist das erste Stück des Dichters, worin kein Mitlebender auf der Szene auftritt, während er ihrer viele noch gelegentlich zitiert und verhöhnt, und wo er dies nicht tut, die Nachwelt doch durch die verwunderlichsten Generalaussagen erbaut. Im 4. Jahrhundert mag freilich die Schmähung allmählich stark an Wirkung verloren gehabt haben; daß man aber die persönlichen Masken verbot, hing wohl daran, daß man sie jetzt verbieten konnte. Der Staat und die Öffentlichkeit hatten keine Zelebritäten mehr wie Kleon, Euripides und Sokrates; die Personen ersten Ranges lebten außerhalb beider, zum Teil in freiwilliger Armut, und Athen mußte für seine Geschäfte mit geringeren Leuten vorliebnehmen, mochte denselben nachgesagt werden, was da wollte. Dessen ist nun allerdings viel. Die Weiber sollen statt der Männer den Staat übernehmen, weil, wie ihre Führerin Praxagora (176 ff.) klagt, die Polis sich stets an schlechte Leiter hält, von denen einer, wenn er einen Tag recht gewesen ist, dafür zehn andere schlecht sein muß, und jeder folgende mehr Unheil als der vorhergehende anrichtet; aber auch der Demos sieht überall nur auf seinen persönlichen Nutzen; in die Volksversammlung kommt er gleich den Lehmträgern allein um der drei Obolen willen, d. h. die Sache wird zu einer Frage des geringsten Taglohnes, der athenische Philister erscheint (435 ff.) nach Aussage seiner Frau als ein Dieb, Sykophant und Schurke, und zwar im Durchschnitt; schweigen können nur noch die Weiber, während die Männer selbst zugeben, daß sie ausschwatzen, was sie beraten, und nur sie betrügen einander nicht, während diese es trotz allen Zeugen tun. Dazwischen läßt sich einmal (473 ff.) zum Beweis für den leichten Mut, der für die damalige Generation kein unerwünschter Besitz sein mochte, auch der alte optimistische Trost hören: „Was

wir (Athener) Unsinniges und Törichtes beschließen, schlägt uns alles zum Bessern aus", und sehr hübsch kommt auch die athenische Neigung für das Neue und Unerhörte zu Worte, wenn es (455 ff.) heißt, man müsse den Staat den Weibern übergeben, weil dies allein darin noch nicht vorgekommen sei, oder wenn die Heldin für ihre ironische Befürchtung, die Neuerung möchte Anstoß geben (586 ff.), mit dem Satz beruhigt wird, wegen des Neueren solle sie sich keine Sorge machen; denn dies und das Vernachlässigen des Alten ersetze den Athenern anderweitige Herrschaft.

Auch im Plutos, der in der vorhandenen Redaktion 388 aufgeführt worden ist, herrscht eine ähnlich trostlose Stimmung. Den Guten geht es schlecht, den Bösen gut, die Rhetoren bereichern sich, auch vom angeblichen Freund ist man eines Sykophantenstreichs gewärtig (377 ff.); zumal aber erscheint die allgemeine Pauvretät ungeheuer; nicht nur spielt auch hier der Ekklesiasten- und Heliastensold (329 f., 1166 f.) seine Rolle, sondern wegen der schlechten Honorare gibt es keinen guten Arzt mehr (407 f.); vor lauter Misere hat man Panzer und Schild aufs Leihhaus getragen (450 f.), auch im Asklepieion geht es ärmlich zu, indem der Priester daselbst offenbar (676 ff.) auf die Kuchen und Feigen, die er vom heiligen Tisch stiehlt und in seinen Sack „weiht", angewiesen ist; daß (595 ff.) arme Leute die Speisen regelmäßig rauben, welche die Wohlhabenden allmonatlich an die Gräber der Ihrigen bringen, paßt doch wohl nur in eine Zeit des tiefsten Elends.

Wie nun in diesem Jammer gewisse Redner ein Idealismus ohnegleichen zugunsten des vorhergegangenen Jahrhunderts ergreift, haben wir schon oben gesehen. Hier möge noch daran erinnert sein, wie im Areopagitikus des Isokrates durch das Lob der älteren Zeit die eigene, d. h. die der Staatsverwaltung des Eubulos, gezeichnet wird. Die positiven Vorschläge des Redners, welche auf Herstellung der Macht des Areopags hinzielen, waren undurchführbar, da man ja die alte Gesinnung, die hiezu gehört hätte, nicht herstellen konnte; auch hat er über das 6. und 5. Jahrhundert offenbar fabulose Ideen; seine historische und politische Erudition war überhaupt nicht groß, und am Ende dürfte er auch einiges völlig ersonnen haben; ist ihm doch, wenn er nur seine Phrasen schön runden und Zug in seine Rede bringen kann, jeder Sachverhalt gleichgültig; da die Rede aber ein wahrer Inbegriff alles Übelbefindens in der attischen Demokratie des 4. Jahrhunderts ist, bleibt sie durch die Hiebe auf die eigene Zeit für uns belehrend. Isokrates bildet sich ein altes Athen ein, wie es gar nie existiert hat, nämlich ein solches, das bereits demokratisch, aber gleichwohl noch gerecht und glücklich war, und nun durchzieht die ganze Rede das lächerliche Gerühm der attischen Demokratie an sich neben dem kläglichen Jammer über die konkrete Demokratie. Von dem Patriotismus der guten alten Zeit weiß er zu erzählen, daß die Ämter damals nicht begehrt

und umworben gewesen seien; jeder sei seinen eigenen Geschäften nachgegangen, hätte aber noch nicht verlangt, dieselben aus öffentlichen Mitteln aufzubessern. Wer Muße und genug Vermögen hatte, mußte dem Allgemeinen dienen wie ein Knecht; Redliche wurden belobt, Unredliche ohne Nachsicht bestraft; im Kultus hatten noch nicht luxuriöse neue Opfer die althergebrachten verdrängt; die Eintracht von reich und arm gar war so groß, daß die Armen neidlos einsahen, ihr eigenes Wohlbefinden würde durch den Wohlstand der Reichen befördert, die Reichen aber jede Not der Ärmeren als Schmach für sich empfanden und durch Ausgabe von Grundstücken um geringe Miete, durch Verwendung in auswärtigen Handelsgeschäften und durch Erleichterung anderer Tätigkeiten Aushilfe schufen, ja wer Geld entlehnte, wurde lieber gesehen, als wer solches zurückzahlte. So herrschte Friede im Innern, und über jeden auswärtigen Feind wurde man Meister. . . . Aber freilich saß die Jugend nicht in den Würfelspiellokalen und bei den Flötenspielerinnen; wenn sie je über die Agora gehen mußte, geschah dies mit aller Bescheidenheit; Bejahrteren zu widersprechen oder sie zu beleidigen, galt damals für ärger als jetzt, wenn man es den Eltern tut; in der Kneipe zu essen oder zu trinken, wagte nicht einmal ein wohlerzogener Sklave, und die Witzbolde und Spötter, die jetzt (bei dem allgemeinen Ton des Spottens) Talente (εὐφυεῖς) heißen, galten für unglückliche Menschen. Die Hauptschuld daran, daß es anders gekommen ist, liegt nach dem Redner kurz hinter ihm an der Generation, welche die Macht des Areopags brach; daß man aber noch immer unbußfertig war, lehrt ein Satz wie der (66), die Demokratie habe die Stadt mit göttlichen und menschlichen Einrichtungen dergestalt geschmückt, daß noch jetzt fremde Besucher sie für wert hielten, nicht nur über die Hellenen, sondern auch über die ganze übrige Welt zu herrschen.

Jedenfalls waren im Personal der Bürgerschaft bedeutende Veränderungen vorgegangen. Waren im Staat die Banausen schon vor und während des Peloponnesischen Krieges mächtig gewesen, so hatten nun nach der Restaurierung „aus Mangel an Männern" viele Bürgeraufnahmen stattgefunden. Fremde, wie Thessalier und Andrier, waren so bald nach 403 (wohl über die Zwischenstufe des Metökentums) in Menge zum attischen Bürgerrechte gelangt; dafür, daß dies durch den Tod vieler echten Athener während des Peloponnesischen Krieges notwendig geworden war, haben wir die wichtige Aussage des Isokrates, der in der Friedensrede (86 ff.) alle die enormen Menschenverluste Athens seit der ägyptischen Expedition von 458 aufzählt und dann fortfährt: „Alljährlich errichtete man irgendein Gesamtgrab, zu welchem dann unsere Nachbarn und andere Hellenen pilgerten, nicht um mitzutrauern, sondern um sich unserer Verluste zu erfreuen. Dabei merkte man nicht, daß man diese Gräber mit Bürgern, die Phratrien und Bürgerlisten aber mit

solchen anfüllte, die die Stadt nichts angingen. . . . Denn die Familien der erlauchtesten Männer und die größten Häuser, welche die Tyrannenzeit und den persischen Krieg überlebt hatten, finden wir vertilgt. Es ist aber nicht die Stadt glücklich zu preisen, welche von allen Enden her aufs Geratewohl viele Bürger anhäuft, sondern diejenige, welche die Rasse der von Anbeginn an Angesiedelten am besten erhält."

Die großen Widersprüche nun, welche in der Waltung dieser Polis bestanden, haben wir im zweiten Abschnitte dieses Werkes kennengelernt. Auf der einen Seite hat man es mit einer höchst tyrannischen Regierung des Augenblicks durch die Ekklesie und tyrannische Machthaber zu tun, wobei der Staat immer recht hat und lauter Feinde sieht, Todesstrafen für jede Kleinigkeit verhängt und die Konfiskation als stehende Finanzquelle anwendet; daneben aber steht das liederlichste Funktionieren der staatlichen Organe, unter denen der Gesetzredaktor Nikomachos und seine Freunde, welchen der ganze athenische Staat nicht imstande ist, Widerstand zu leisten, eine förmliche Illustration zu den Ekklesiazusen sind. Die Gesetzmacherei steht in solchem Flor, daß nach dem Ausdruck des Isokrates, welcher in der Masse und Tüftelei der Gesetze einen Beweis für üble politische Zustände erblickt, mehr die Stoen mit Urkunden als die Gemüter mit Sinn für das Recht erfüllt sind; auch Gelegenheitsgesetze und Gesetze mit rückwirkender Kraft kommen in Menge zustande. Und das, obschon man im ganzen Staatswesen noch die umständlichsten formalen Kautelen hat, und z. B. bei neuen Gesetzen die Antragsteller den Gesetzesentwurf und daneben das alte Gesetz öffentlich auf dem Markte aufstellen müssen, damit jeder es prüfen und in der Volksversammlung seine Bedenken vorbringen könne, auch die Bürgerschaft Fürsprecher zur Verteidigung des bisherigen ernennt usw. Legislation und Gerichtswesen hindern eben nicht, daß der Staat eine Schikane geworden ist und die Individuen böse und korrumpiert sind, und wie alles umgangen oder ihm auch direkt zuwidergehandelt wird, zeigen die Redner.

Je pathetischer der Staat sich gebärdet und je tyrannischer er im einzelnen Falle eingreift, desto größer ist der Frevelmut der einzelnen und desto fester die Entschlossenheit durchzuschlüpfen. Die hier betätigte Kunst der vollkommenen Durchtriebenheit (was der Grieche das πανοῦργον nennt), wobei die Leute um des Profites willen ihr Leben mit der größten Leichtigkeit in die Schanze schlugen, ist erstaunlich. Die Steuern an den Staat, der dem Bürger durch seine Ausartung und seine Plackereien verleidet war, umging man, sobald man dazu den nötigen Einfluß hatte; z. B. wurde den 300 Reichsten, welche seit 357 in den für Ausrüstung der Trieren gebildeten Steuergesellschaften (Symmorien) die erste Klasse bildeten und bei der Rüstung einer Expedition das Geld vorzuschießen hatten, stark vorgeworfen, daß sie die Lasten unbillig auf die

Minderbegüterten verteilten und daß infolge davon die Ausrüstung meist langsam und mangelhaft vonstatten zu gehen pflege. Daneben ließen sich beständig Klagen wegen Unterschleifs hören. „Mit voller Sicherheit stehlen sie das Eurige. Entweder merkt man es nicht, und dann genießen sie den Raub ohne Furcht, oder man merkt es, und dann kaufen sie sich mit einem Teil ihrer Missetat von der Gefahr los, oder, wenn es zum Prozeß kommt, retten sie sich durch ihren Einfluß", sagt z. B. Lysias in einer während des böotisch-korinthischen Krieges gehaltenen Rede von irgendwelchen Subjekten, denen er vorwirft, im Kriege aus Armen reich geworden zu sein, und zwar haben sie sich aus dem Gute des Volkes bereichert, das nun um ihretwillen arm ist und sich nicht mehr über das erzürnt, was diese stehlen, sondern dankbar ist für das, was es noch bekommt. Was die Beamten betrifft, so waren sie unter Umständen alle bestechlich, und man drängte sich eben deshalb zu diesen Verrichtungen, weil man bestochen werden konnte. Bei manchen mochte sich hier nicht bloß der Wille, mit dem Risiko zu profitieren, geltend machen, sondern das Bestimmende war für sie ein gewisser Wagemut und das Hochgefühl, einmal ein glücklicher Betrüger zu sein. Uns aber machen diese Zustände den Eindruck, die meisten Athener wären damals statt für die Betätigung in der Polis längst für ein polizeilich geschütztes, ruhig tätiges Privatleben reif gewesen.

Mitten hinein meldet sich dann ein finanzieller Quacksalber, der dem Staate prächtige Mittel eingeben will, wodurch er recht glücklich werden könnte. Es ist der Verfasser der Schrift „Über die Einkünfte", das heißt der alte Xenophon (wenn anders es dieser ist), der in der Zeit des Heiligen Krieges, nachdem die Athener sein Exil aufgehoben, seinen Traktat zu Eubulos Gunsten schrieb.

Wir haben früher gesehen, wie derselbe durch Verhätschelung der Metöken, denen er sogar Bauplätze schenken und für die er ein besonderes Amt der „Metoikophylakes" errichten möchte, sowie durch Ausbeutung der Silberbergwerke und Vermehrung der Bergwerkssklaven ins Ungemessene die Einnahmen des Staates steigern wollte, und dies alles, weil er sich bei seinen völlig altfränkischen Ansichten eine Bürgerschaft wünschbar und möglich denkt, die nur für den Staat und dessen Macht existiert. Die Zeit hiefür war längst vorüber. Dagegen ist das allgemeine Phänomen des damaligen athenischen Lebens, daß man nach Rechten statt nach Pflichten und nach Genuß statt nach Arbeit verlangt, und hier treten nun die fatalen Konsequenzen der antibanausischen Gesinnung zutage. Da man das Beglückende der wirklich angestrengten Arbeit nicht empfand und außerhalb derselben leben wollte, mußte man auf anderem Wege suchen, zu dem guten Leben zu gelangen, und erlaubte sich dafür nun einfach alles. Oft wurde man dabei ein Lump und ein Verbrecher; Meineid, falsches Zeugnis, gemeiner Diebstahl (das λωποδυτεῖν und τοιχωρυχεῖν) und gewöhnlicher Mord aus Gewinn-

sucht waren an der Tagesordnung, und es bildete sich die odiose Gestalt des Parasiten. Es wäre die höchste Zeit gewesen, daß dem Gesindel der Müßiggang und die Genußsucht vom Staate verleidet worden wären; aber der Jammer war im Gegenteil, daß dieser absolut nicht imstande war, jemand am hellen Tage gegen die verruchtesten Anfechtungen zu schützen, vielmehr nur das ganze Rüstzeug seiner Formen und Einrichtungen dem Angreifer zu Gebote stellte.

Für das Detail des erbärmlichen Zustandes, worin das damalige Athen sich befand, ist nun vor allem der Redner Isäos belehrend, trotzdem seine in Zivilstreitigkeiten gehaltenen Reden nur eine Seite der griechischen Verruchtheit beleuchten. Hier erfährt man nämlich besonders, wie auf jedes Erbe, das nicht von ganz resoluten und kräftigen Leuten beschützt wird, eine Anzahl von gierigen Schurken lauert. In der IV. Rede z. B. ist der Fall folgender: Es ist ein gewisser Nikokles außer Landes im Kriege gefallen, und die natürlichen Erben seines nur zwei Talente betragenden Vermögens sind zwei Söhne eines Vaterbruders. Allein nun schert eine ganze Anzahl von Individuen das Haar und trägt Trauer, als wäre sie erbberechtigt. Einer gibt sich als Neffe des Erblassers aus, wird der Unwahrheit überführt und tritt zurück; ein anderer behauptet, der Verstorbene habe ihm alles vermacht, muß aber ebenfalls Ruhe geben; ein dritter bringt vor den Archon ein dreijähriges Kind als das des Erblassers, während dieser doch elf Jahre lang gar nicht mehr in Athen gewesen war; ein vierter sagt, derselbe habe sein Vermögen der Athene geweiht, zugleich aber ihm vermacht; ein fünfter und sechster behauptet zuerst, er habe einen Prozeß um ein Talent gegen sie verloren, da sie es aber nicht beweisen können, stellen sie nunmehr auf, er sei ihr Freigelassener gewesen, was sie wieder nicht beweisen können. Dies sind die, welche gleich anfangs auf das Erbe lossprangen; sie verloren bei der Zurückweisung nur die beim Beginne des Prozesses deponierte Summe, welche bloß ein Zehntel des in Anspruch genommenen Kapitals betrug, und der Redner findet mit Recht, dies sei viel zu wenig; der Abgewiesene sollte dem Staate so viel erlegen wie er zu erhalten gedacht hatte, dann würden Gesetzesverachtung, Verwandtenkränkung und Verleumdung des Verstorbenen aufhören. Aber nun kommt erst noch einer mit einem angeblichen Testament des Verstorbenen zu seinen Gunsten und behauptet zugleich, derselbe sei gar nicht der Sohn des Oheims der Erben, sondern eines ganz anderen Mannes gewesen. — Ähnlich behauptet nach der VIII. Rede Diokles, ein gieriger, bloß angeheirateter Verwandter, den Tochtersöhnen und einzigen Erben eines gewissen Kiron ins Gesicht, ihre Mutter sei gar nicht Kirons Tochter gewesen, und dabei erfährt man ganz nebenbei auch zur Charakteristik des schändlichen Menschens, daß das Vermögen, mit welchem er jetzt den großen Herrn spielt, fremdes Gut ist. Er hat dieses nämlich dadurch

an sich gebracht, daß er sich einem Vater, der drei Erbtöchter hinterlassen hate, als Adoptivsohn unterschob, obwohl darüber von dem Verstorbenen gar keine Verfügung hinterlassen war. Und als das Vermögen zweier dieser Töchter durch ihre Männer von ihm zurückgefordert wurde, wußte er den Mann der älteren in seine Gewalt zu bringen, sperrte ihn ein und mißhandelte ihn auf eine beschimpfende Weise, worüber er zwar wegen Ehrenschändung verklagt, aber doch bis jetzt straflos geblieben ist; den Mann der zweiten ließ er durch einen Sklaven umbringen, schickte diesen darauf aus dem Lande und schob die Schuld auf die vorgebliche Schwester; und nachdem er sie durch seine Schändlichkeiten eingeschüchtert hatte, entzog er als Vormund ihrem Sohn noch obendrein sein Vermögen und besitzt jetzt dessen Landgut, wofür er jenen nichts als ein paar schlechte und steinige Ackerstücke gegeben hat. Aus diesem entsetzlichen Porträt mag man sehen, was in Athen um gewaltsamen Besitzes willen geschah und ungestraft bleiben konnte; einen Staatsanwalt gab es nicht, und gegen ein solches Individuum regten sich, scheint es, keine Sykophanten.

Ganz alltäglich mögen Fälle gewesen sein wie der der VII. Rede zugrunde liegende, daß ein Oheim als raubsüchtiger und ungetreuer Vormund selber behauptete, Miterbe zu sein und überdies das Erbe des Verstorbenen veruntreute, oder daß sich eine Familie, wie die des Demosthenes, den Raub des Erbes durch Richterspruch mußte gefallen lassen, bis die rechtmäßigen Erben oder deren Söhne soweit herangewachsen waren, daß sie sich vor Gericht wieder für ihr Erbe wehren konnten.

Auf ein anderes Gebiet, nämlich das der bürgerrechtlichen Verhältnisse, wirft die Rede des Demosthenes gegen Eubulides Licht. Hier handelt es sich um eine jener Ausmusterungen in den Demen, da alle nicht von einem Bürger und einer Bürgerin Erzeugten (und zwar sehr viele mit Recht) eliminiert und zu Metöken degradiert wurden; eine Appellation stand zwar an das Volksgericht offen, wer dann aber auf sie hin verlor, wurde als Sklave verkauft. Und nun hat sich in diese Verhältnisse, in denen die Sykophantie gewiß vor allem in höchster Blüte stand, im Demos Halimus ein infamer Mensch namens Eubulides eingenistet. Gegenüber seinen Opfern, unter denen der von Demosthenes verteidigte Euxitheos ist, hat er die (in der Stadt selbst abgehaltene) Demotenversammlung mit Reden und Nebengeschäften solange hingehalten, bis es dunkel wurde und die meisten heimgingen; die dreißig, welche übrigblieben, waren seine Einverstandenen, und nun folgte eine betrügerische Abstimmung, wobei die meisten mehr als eine Stimme abgaben, so daß sich in der Urne über sechzig Stimmen gegen Euxitheos fanden. Der Vorwand, unter dem dieser des Bürgertums beraubt wurde, bestand nur darin, daß sein Vater fremdländisch sprach und lebte, was von langer Sklaverei durch Kriegsgefangen-

schaft herkam, und daß die Mutter, wie dies bei der allgemeinen Not häufig geschah, Ammendienste getan hatte; das Bürgerverzeichnis des Demos aber sollte in den Unruhen verlorengegangen sein. Die Frechheit des Eubulides, der sich zu rächen hatte, weil Euxitheos sich einst bei einer seiner Sykophantien unter den Gegenzeugen befand, war aber um so größer, da dieser eine Menge väterlicher und mütterlicher Verwandter und eine Masse Zeugen vorführen konnte und die Demoten selbst ihn und die Seinigen Jahrzehnte hindurch als Bürger behandelt, ja in das Los für das Priestertum des Herakles hatten kommen lassen.

Teuflische Menschen hat es überall und zu allen Zeiten gegeben, und die Gewaltsamkeit des ganzen öffentlichen Zustandes in Athen ist nicht nach unserem Maßstab der Sekurität zu beurteilen. Das höchst Anstößige, weshalb das Athen der Redner uns mit solchem Abscheu erfüllt, liegt darin, daß Volksversammlung und Gerichte mit allen ihren offiziellen Formen sich zum Schauplatz und Werkzeug der ärgsten Schikanen und Verfolgungen hergeben. Wenn wir uns alle die käuflichen Redner, die Masse von nicht ausgeführten Beschlüssen, die Klatscher und Auspocher, die Sykophanten und falschen Zeugen, das Verwickeln von Unschuldigen in Kriminalprozesse, das Stillemachen des durch sein Recht Überlegenen durch Mord vor Augen stellen, so staunen wir über die enorme Frechheit, womit das Böse hier öffentlich auftritt. Dieser Zustand hat seine Parallele in dem der französischen Terreur 1793/94; in Athen aber muß es permanent mehr im höchsten Grade verruchte und dabei tatfähige Menschen gegeben haben als proportional in irgendeiner jetzigen Großstadt.

Und doch waren immerhin Volksversammlungen und Gerichte wiederum Organe, durch welche auch ein Demosthenes zum Wort und zum Sieg gelangen konnte. Er fand endlich ein Verständnis, wie es nur bei der politischen Reife und geistigen Bildung der Athener möglich war. Und ferner: Auch das Bedenklichste tritt uns hier stets im Gewande der höchsten Bildung entgegen.

Zu der Zeit, da jedermann entschlossen war, auf irgendeine Weise zum Genusse zu kommen, ging nun aber auch der Staat auf das Genießen ein, und es begann das Regiment des Eubulos, welcher von 354 an anderthalb Jahrzehnte Athen verwaltet hat. Nicht nur sollten nun — was ja auch in früherer Zeit das Klügste gewesen wäre — die Kriege eingestellt werden, sondern alles sollte nur ein Vergnügen und die Hauptsache im athenischen Leben die Feste und die damit verbundenen Geldverteilungen sein. So wurde denn das Festbudget das wichtigste im Staate, dem alle Überschüsse der anderen Kassen zugute kommen sollten. „Panathenäen und Dionysien", sagt Demosthenes, „müssen bei euch stets zur rechten Zeit stattfinden (während ihr die Zeit zum Kriege verpaßt) und kosten euch so viel als irgendeine Heeressendung; für sie ist alles pünktlich vor-

gesehen, und jeder von euch weiß lange vorher, wer Choreg und wer Gymnasiarch der betreffenden Phyle ist, und wann und an wen man sich für jegliches zu wenden hat, während für den Krieg nichts recht geordnet ist." Schließlich war, wie bekannt, sogar Todesstrafe darauf gesetzt, wenn jemand die Verwendung der betreffenden Summen zu einem anderen Zweck als dem der Vergnüglichkeit beantragen sollte, und es dauerte lange, bis es Demosthenes gelang, dieses Spinnengewebe zu zerreißen. Welche Versunkenheit der Nation setzt eine solche Politik voraus! Aber freilich machte sie den Krieg unmöglich, und wie groß die Sehnsucht nach Frieden war, lehrt die kurz vor dem Amtsantritt des Eubulos verfaßte Friedensrede des Isokrates. Dieser möchte, von der Ansicht ausgehend, die verwünschte Herrschaft über andere (ἀρχή) habe Athen wie Sparta zugrunde gerichtet (94 f., 104 f.), den Athenern jede Macht nach außen, jede Seeherrschaft und jeden Krieg ausreden und sie glauben machen, sie würden dann (trotz allem, was geschehen!) von aller Welt geliebt und respektiert werden. Und dabei malt er (20 ff.) fast im Sinne eines Eubulos den herrlichen Zustand aus, da man, der Übersteuerungen und Trierarchien und Kriegsleiturgien ledig, ohne Gefahr Landbau, Schiffahrt und andere Gewerbe triebe, da die Stadt die doppelten Einnahmen hätte und voller Kaufleute, Fremder und Metöken wäre, und man bedürftige Athener und andere Hellenen an der thrakischen Küste ansiedeln könnte.

Bei aller Pracht der Feste herrschte ein erbärmliches öffentliches Bauwesen, wobei man höchstens auf übertünchte Zinnen, Wege- und Brunnenanlagen stolz sein konnte. Dafür fing nun der Privatbesitz und Privatluxus stärker und hoffärtiger hervorzutreten an; Demosthenes sagt, daß die jetzigen Reichen viel schöner wohnten als einst Miltiades und Aristides, ja prächtiger als der Staat bauten. Es dürfte dies die Zeit gewesen sein, da im Leben der Vermögensunterschied größere Geltung zu bekommen begann.

Bei allem aber hatte man das Gefühl, daß mit diesem Treiben die alte Herrlichkeit gewichen sei; die Stadt schien ein altes Mütterchen geworden zu sein, das sein Gerstensüppchen schlürft und Sandalen trägt. Und doch hätte man allen Grund gehabt, sich aus dem Genußleben aufzuraffen; denn man konnte sehr unliebsam an das liederliche Regiment erinnert werden. Draußen im saronischen Busen blühte der Seeraub, wie denn z. B. Diogenes auf der Fahrt von Athen nach Ägina von den Piraten eines (offenbar berühmten) Hauptmannes Skirpalos gefangen und nach Kreta gebracht wurde, und einem Alexander von Pherä konnte es einfallen, durch seine Raubschiffe den Piräus zu überraschen und die dortigen Wechslertische ausrauben zu lassen.

Unwiederbringlich war eben das alte große Athen dahin. Vorbildlich für ganz Griechenland vollzog sich hier die große Verwandlung des Hellenentums aus einer politischen in eine Kulturpotenz

und die Verwandlung des Bürgers in denjenigen Bildungsmenschen, welcher dann der Träger des Hellenismus werden sollte, und die Philosophie mit ihrer Staatsflucht gab das Exempel. Das geistige Primat aber war jetzt mehr als je bei Athen, da die ionischen Städte im Geistesleben nichts mehr bedeuteten und Korinth, Theben, Argos und Sparta ebensowenig. Ein Ausnahme macht auch jetzt nur die bildende Kunst, welche noch Ubiquität hat. In der Philosophie aber ist Athens führende Stellung eine selbstverständliche, und diejenigen philosophischen Menschen, die es im übrigen Griechenland gibt, müssen alle wenigstens auf Zeit dahinkommen. Und auch die bloße ungeheure Geltung der Redekunst würde für Athen entschieden haben. Von Isokrates sagt Dionys, daß er die begabtesten Leute, sowohl aus Athen wie aus dem übrigen Hellas, geschult habe, von denen die einen Gerichtsredner, die anderen namhaft in Staatsgeschäften, wieder andere Geschichtschreiber „der Händel von Hellenen und Nichtgriechen" wurden; auch mußte die Stadt darauf beharren, zum mindesten Hauptsitz der Eloquenz zu bleiben, weil diese bald die wichtigste Kraft war. Nehmen wir dazu, daß doch noch immer die Tragödie bestand und mit neuen Stücken bedient wurde, und daß hier der Hauptsitz der mittleren und der neueren Komödie war, so erhalten wir noch immer den Eindruck einer ungeheuren geistigen Regsamkeit; es kamen für Athen doch Fluida in Betracht, die man anderwärts vergebens suchen würde.

Athens politische und militärische Lage aber war um das Jahr 350, als die makedonische Gefahr drohender zu werden begann, schon eine sehr üble. Mit dem Seebund war es durch den Abfall von Chios, Rhodos, Kos und Byzanz und den unglücklichen Bundesgenossenkrieg gänzlich abwärts gegangen; wo die Stadt aber je noch Verbündete oder kleine Untertanenschaften hatte, gab es für diese keinen größeren Schreck, als wenn athenische Kommandanten mit der Flotte kamen, weil sie sodann, da die Kriege Athen nichts mehr kosten sollten, sicher waren, im günstigsten Falle starke Kontributionen zahlen zu müssen, im ungünstigen aber von unbesoldeten und hungrigen Söldnern ausgeplündert zu werden. Daß man auf diese und ihre Anführer völlig angewiesen war, haben wir bereits gesehen. Man mochte aber über die Schlechtigkeit und Unzuverlässigkeit der Kondottieri so laut man wollte klagen; angesichts ihrer Situation mußte man ihnen eine gewisse Gerechtigkeit doch widerfahren lassen; denn neben sich hatten sie die Rhetoren, welche die Ambition hatten, sie erstens zu instruieren und dann hinterdrein anzuklagen, und die Athener waren stets bereit, Lügnern zu glauben und daraufhin die ersten besten Beschlüsse zu fassen. So hatte denn nach Demosthenes jeder Feldherr zwei- oder dreimal einen Prozeß auf Leben und Tod zu bestehen; da aber eine wirkliche Kontrolle über diese Söldner nicht möglich war, war es auch der echte Prozeß nicht, und um so mehr gedieh der falsche. Hatte

Iphikrates die Richter einst mit Hilfe von Bewaffneten eingeschüchtert, so ließ jetzt ein Chares die für den Krieg bestimmten Gelder, soweit er sie nicht für seine Liederlichkeit verwandte, in Athen, und zwar für die Redner, Psephismenschmiede und Prozesseführer aus den Bürgern, und der Demos zürnte ihm nie darüber, sondern liebte ihn. „Denn", so heißt es, „die Leute lebten selber so; die Jugend saß in den Herbergen der Flötenspielerinnen und bei den Hetären, die etwas Älteren beim Würfelspiel und ähnlichem Zeitvertreib, und der ganze Demos gab mehr Geld für Schmausereien und Geldverteilungen aus als für die ganze Stadtverwaltung." Auch von Charidemos erzählt Demosthenes in der Aristokratesrede, daß er die Rhetoren gekauft habe. Daraufhin konnte er es wagen, hin und wieder direkt gegen das athenische Interesse zu handeln und z. B. die Piraten, die sich damals zu Alopekonnesos an der Westküste des Chersones gesammelt hatten, zu unterstützen, als die Athener ihnen zu Leibe gehen wollten, oder einen athenisch gesinnten Thrakerhäuptling und dessen Sohn, die er durch Verrat in seine Gewalt bekommen hat, damit sie ja keine Gnade fänden, den feindlichen Kardianern auszuliefern, die den Vater dann ertränkten, nachdem sie den Sohn vor seinen Augen niedergemacht hatten. Man nahm auch dies hin, gerade wie man sich mit offenen Augen berauben ließ, wofern nur zugleich für das athenische Vergnügen gesorgt wurde. Und dabei sicherten sich diese Kondottieri, denen man zu Athen Statuen errichtete und dankbar die von Athen gewonnenen Siege zuschrieb, im Bewußtsein, daß doch alle Athener böse (χαλεποί) wären, feste Stützpunkte und Depots im Ausland, wo man ihnen nicht beikommen konnte; so Konon auf Zypern, Timotheos auf Lesbos, Iphikrates in Thrakien, Chares zu Sigeion, Chabrias in Ägypten. Sie hatten keine andere Wahl; im ganzen aber hat man hier ein Verhältnis vor Augen, wie es unmoralischer kaum je zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer bestanden hat.

Daneben befand sich das athenische Volksaufgebot in völligem Zerfall. „Es ist so weit mit unseren Bürgern, daß sie sich zum Kampf mit den Feinden nicht einmal mehr vor die Mauern getrauen", sagt Isokrates in seiner Kritik des athenischen Wesens, und anderswo: „Während wir keinen Tag vorbeigehen lassen, ohne uns gegenseitig zuleide zu leben, ziehen wir, falls man uns keinen Sold gibt, nicht einmal mehr zu einer Musterung aus", oder: „Herrschen wollen wir, aber selber zu Felde ziehen nicht mehr; Händel fangen wir mit der halben Welt an, aber die Kriegsübung überlassen wir heimatlosen und eventuell treulosen Söldnern." Es war so, daß Phokion einst böse, undisziplinierte Schwätzer ruhig in Masse desertieren ließ, weil sie im Felde doch nur geschadet haben würden und ihn nun in Athen mit ihrem bösen Gewissen nicht mehr verschreien und mit Sykophantenkünsten würden angreifen können. Auch konnte es allenfalls vorkommen, daß die Bürger als Ruderer

mitgingen, wenn man die Söldner als eigentliches Hoplitenheer aussandte. Als endlich auch das Bürgerheer einmal in einer „großartigen Aufwallung" auszog, erlebte man Chäronea.

Und nun die Organe, deren sich ein Eubulos und andere leitende Staatsmänner zur Beherrschung der Volksversammlung und des Volksgerichtes bedienten. Dies waren nach wie vor die Staatsredner (ῥήτορες), über deren allgemeine Ruchlosigkeit man einig war. Trotz aller auf Bestechung gesetzten Todesstrafe waren Reden und Schweigen käuflich. „Wenn unsere Schönfärber Krieg gegen irgendeinen Staat erheben wollen, so erdreisten sie sich zu sagen, man solle den Vorfahren nachahmen, während sie sich selbst Geld zahlen lassen", sagt z. B. Isokrates, und Demosthenes hat über sie die starke Stelle: „Wenn euch jemand fragte, welche Sorte von Leuten ihr in der Polis für die schlimmsten haltet, so würdet ihr nicht die Bauern, die Kaufleute, die in den Silberbergwerken und dergleichen nennen, sondern alle würden, denke ich, einstimmen, wenn jemand diejenigen nennte, die um Sold Reden zu halten und Anträge zu stellen pflegen." Man wußte von ihnen genau, daß sie für Geld das Bürgerrecht und andere Ehren vergeudeten, so daß selbst Feinde Athens und Verbrecher damit geehrt wurden, und daß sie überhaupt nichts ohne Rücksicht auf ihren Vorteil taten, und man wies mit Fingern auf einzelne, die aus Bettlern reich, aus obskuren Leuten angesehen geworden waren, prächtige Privathäuser bauten und um so höher stiegen, je tiefer der Staat sank; aber gleichwohl, auch wenn sie das Schwerste begangen hatten und offenbar überwiesen waren, sprach man sie frei, wenn sie nur eine oder zwei Artigkeiten (ἀστεῖα) vorbrachten, und auch wenn man einen verurteilte, war es nur um eine Bagatelle. Der Grund aber, weshalb das tausendmal getäuschte Athen sich von diesen Leuten nicht abbringen ließ, lag darin, daß sie sich immer als volksfreundlich (δημοτικοί) zu geben wußten, und in tiefster Seele verhaßt waren bei dieser beständig vor Aufhebung der Demokratie zitternden Bevölkerung nur die Vertreter der alten Kalokagathie. So verbat sich denn der Demos das Dazwischentreten von vornehmen und uneigennützigen Leuten, weil diese für oligarchisch gesinnt galten, und hielt, wie Isokrates sagt, Berauschte für gesinnungstüchtiger als Nüchterne, schmeichelten sie doch seinen Begierden und halfen ihm unter Umständen seine Leidenschaften befriedigen; denn grausam konnten die Athener noch immer sein. Neben den ganz Ausgeschämten aber hatte man noch die Sorte der relativ Bösen: Ein gewisser Pytheas in der Zeit Philipps leugnete es nicht, als ihm jemand seine Schlechtigkeit vorwarf, da ihm sein Bewußtsein dies nicht erlaubt hätte, meinte aber, unter den attischen Politicians sei er wenigstens die kürzeste Zeit böse gewesen, indem er sich offenbar darauf etwas einbildete, daß er nicht immer so war, und fand, er täte kein Unrecht, da man ihn nicht den Allerschlimmsten an die Seite stellen könne. Daß dabei

die Sykophantie ungeschwächt fortdauerte, und man oft nicht wußte, wo der Rhetor aufhörte und der Sykophant anfing, ist selbstverständlich; dieses Treiben läßt sich aber so lange verfolgen, bis das attische Staatswesen mit dem letzten Redner für uns durchsichtig wird.

Trotz diesem allem aber versteht es sich, daß bei den Rednern, sobald es ihnen dient, neben den stärksten Anklagen des gegenwärtigen Zustandes das übliche athenische Gerühm zwischenhinein tönt. „Nicht die Gefahren, sondern das Unrühmliche und Schandebringende zu fliehen, ist bei euch heimische Art", sagt z. B. Isokrates, und zwischen alle Wahrheiten der Aristokratesrede hinein muß den Athenern mit einem Satze flattiert werden, wie (112): „Ihr Athener habt noch niemals einen Verbündeten verraten, die Thessalier aber jederzeit jeden." Besonders gerne hielt sich das Pathos durch das Feiern von Tyrannenmord schadlos, welcher, wenn man von ihm hörte, noch immer eine Delice war. Als der Thrakerkönig Kotys, den man zum Bürger gemacht und mit goldenen Kränzen geehrt, später aber zum Feinde bekommen hatte, von einem gewissen Python und Herakleides (358) ermordet worden war, erhielten diese Mörder als Wohltäter der Stadt ihrerseits auch Bürgerrecht und goldene Kränze, was freilich nicht hinderte, daß Python aus allen Ehren daraus- und zu Philipp überging.

In argem Kontrast zu dem Pathos, das man unter Umständen aufbot, standen auch die leeren Kassen. Zwar betrug das steuerbare Gesamtbesitztum von Attika 6000 Talente, und Demosthenes kann sagen, es sei in der Stadt beinahe so viel Geld wie in allen anderen zusammen; über die finanziellen Verhältnisse des Staates aber wird vom Anfang des Jahrhunderts an geklagt, und dafür, daß derselbe sich häufig durch Konfiskationen gegen Unschuldige half, bietet schon Lysias die infamsten Beispiele. Demosthenes kann dann gar seinen Mitbürgern zurufen: „Ihr habt nicht einmal Geld zur Ausrüstung für einen Tag in der Kasse." Auch über die Verarmung vieler Bürger herrscht beständige Klage. Es gibt zu denken, daß ein Vermögen von 90.000 Drachmen, wie es der Vater des Demosthenes hatte, den Besitzer schon in die höchste Steuerklasse brachte; im Areopagitikos des Isokrates aber erhalten wir (54) die klägliche Schilderung gewiß sehr zahlreicher Leute, die schon am frühen Morgen vor den Gerichtshöfen stehen mit der Hoffnung, daß das Los, heute zu sitzen und damit eine halbe Drachme zu verdienen, sie treffen werde; auch erzählt er, daß bei Festen und Prozessionen Personen in (geliehenen) goldenen Gewändern auftreten, die den Winter über Kleider haben, daß man es gar nicht sagen darf.

Über die allgemeine Korruption der Staatsleute, Redner usw., welche freilich nicht nur in Athen, sondern in ganz Griechenland herrschte, haben wir eine Hauptaussage in der dritten Philippischen Rede des Demosthenes (36 ff.). Nachdem er das auf die Empörung der Zuhörer berechnete Bild der damaligen griechischen Dinge ge-

geben hat, bezeichnet er es als einen Hauptunterschied seiner Zeit von der der Perserkriege, daß damals das Schrecklichste gewesen sei, der Bestechlichkeit überführt zu werden, und niemand von Rednern oder Strategen den günstigen Augenblick für irgendein Unternehmen erkaufen konnte, während jetzt dies alles wie vom Markte verkauft werde; statt dessen aber sei das eingeführt, woran Hellas jetzt kranke: Neid, wenn einer etwas bekommen habe, Gelächter, wenn er es zugebe, Verzeihung für Überwiesene, Haß, wenn jemand dergleichen schelte, und was alles sonst sich an die Bestechlichkeit knüpfe. Und nun mußte es kommen, daß das Volk, welches so charakterisiert werden konnte, sich auf einmal einer großen Existenzfrage gegenübergestellt sah und einem Philipp von Makedonien als Gegner.

Konstatieren wir nun vor allem den bedeutendsten kulturgeschichtlichen Zug, der uns bei diesem Kampfe in Athen entgegentritt: Er besteht darin, daß diese Stadt sich im Munde der Redner beständig von ihrem Dasein und ihrer ganzen politischen Bilanz Rechenschaft gibt. Wir können die Olynthischen und Philippischen Reden des Demosthenes der zeitgeschichtlichen Paränese bei den jüdischen Propheten an die Seite stellen; sie werfen allein schon Ströme von Licht auf das ganze damalige Dasein der Griechen; keine andere Stadt derselben bietet etwas im entferntesten Ähnliches. So mag denn Demosthenes sich hie und da irren und Äschines lügen und vertuschen; aber es existiert doch ein Ort, wo die Lage der Dinge laut konstatiert wird.

Und die Athener bekommen wirklich genug zu hören. Der große Redner schiebt ihnen selbst alles ins Gewissen, wenn er ihnen zu bedenken gibt, sie hätten Männer, welche den richtigen Rat geben könnten, und wären selbst am allerbesten befähigt, den Rat zu beurteilen, und würden auch handeln können, wenn sie sich jetzt noch aufrafften, oder, wenn er ihnen zuruft: „Wenn diese oder jene Messenier und Peloponnesier gegen das handeln, was ihnen die klare Einsicht sagt, so geht es noch an. Aber ihr, ihr seht alles ein und hört von uns, wie ihr bedroht und umgarnt seid, und bleibt doch untätig, bis unvermerkt das ganze Unglück über euch kommt; sosehr haben der Genuß des Augenblicks und die Faulheit das Übergewicht über das, was euch helfen könnte." Auch hält er ihnen gerne vor, wie leicht sie es anders haben könnten. „Sparta liegt zu Boden", heißt er in der dritten Olynthischen Rede (27), „und Theben hat sonst zu tun; wir könnten uns sichern und anderen Recht schaffen, wir wären allein, d. h. ohne Konkurrenten. Aber wir haben unser eigenes Gebiet eingebüßt und mehr als 1500 Talente umsonst ausgegeben."

Ob Philipp von Anfang an auch nur im Ernste mit Athen Streit wollte, mag zweifelhaft sein, aber jedenfalls machte er die Athener nervös, und bei seinem Nähertreten ergab sich sofort eine Scheidung

in neue Parteien. Hätte Athen eine absolute Regierung gehabt, so wäre wohl der Gedanke nicht ausgeschlossen gewesen, mit Makedonien ein Kompagniegeschäft zu machen; da es aber keine Geheimpolitik gab, und alles in der Volksversammlung verhandelt werden mußte, war dies unmöglich, und ohnehin war Philipp ein so kühner Mensch und erfüllte die Hellenen mit einem solchen Gefühl tiefer Unheimlichkeit, daß man nicht so leicht mit ihm in Allianz treten konnte. Dafür aber gab es in Athen eine makedonische Partei mit Äschines, Demades und anderen an der Spitze, die mehr und mehr stadtkundig wurde, bis man zuletzt sagen konnte, selbst die Schulkinder kennten die Redner, welche makedonischen Sold empfingen, die Gastfreunde makedonischer Besucher und solche, die denselben auf den Straßen ihre Aufwartung machten.

Ihnen trat Demosthenes entgegen. Derselbe hatte bekanntlich lange Mühe, beim Volke Gehör zu finden, das sich zwar einen Ohrenschmaus, wenn dieser von einem guten Redner zu haben war, gerne gefallen ließ, ja ihn verlangte und die einzelnen Redner taxierte und kritisierte, deshalb aber nicht nötig fand, sich nach ihnen zu richten. Seine politische Machtlosigkeit nahm erst durch den Konflikt mit Philipp ein Ende, und in diesem hat er denn seine besten Kräfte, die der größten Beredsamkeit und einer außerordentlichen Beständigkeit, betätigt. Was seine politische Moral betrifft, so war dieselbe im Altertum insofern eine bestrittene Sache, als man nicht wußte, ob er persisches Gold angenommen und wieviel. Hierin gegen ihn Partei zu ergreifen, ist nicht unsere Sache. Indes finden wir es auch wohlfeil, den großen Redner von dem ästhetischen Eindrucke aus, den er uns macht, zugleich zu einem makellosen Musterbild des Patriotismus zu machen und die Vorwürfe eines Hyperides, Theopomp und Demetrios von Phaleron als bloßen gehässigen Klatsch zu bezeichnen, und können uns somit auch den modernen Ehrenrettungen nicht unbedingt anschließen. Wir müssen gestehen: Wer das damalige Athen kennt, wird äußerst vorsichtig in der Entscheidung solcher Fragen sein. Der Skandal und die böse politische Nachrede liefen damals dergestalt auf allen Gassen herum, daß wir zu der Meinung kommen, auch die Besseren seien anfechtbar gewesen, und uns diesem Eindruck sowenig entziehen können wie bei dem Athen des Aristophanes; eine solche Zeit würde umsonst verlangen, daß wir in ihr einen völlig intakten Charakter statuierten.

Jedenfalls aber hat Demosthenes das Verdienst, das Walten des Eubulos durchbrochen zu haben. Es schien ein frischer Zug in die Bürgerschaft zu kommen, und es duftete wieder einmal nach Ruhm; auch nahm Athen die Sache wohl von der ästhetisch-ambitiösen Seite und dünkte sich etwas damit, daß in ihm der Herd virtuosenhafter Rede gegen Philipp brannte, während man mit Äschines und dessen Parteigängern das Kontra ebenfalls intra muros hatte. Als

Redner ist Demosthenes aber auch allerersten Ranges, und man wird die dritte Olynthische Rede und unter den Philippischen namentlich auch wieder die dritte, wo er mit dem Tone der vorwurfsvollen Ironie den Athenern sozusagen das Herz im Leibe umwendet, nie ohne die größte Bewunderung lesen können. Welches Feuer z. B. spricht aus Stellen, wie dem Schlusse der letztgenannten Rede, wo er Rüstungen, Bündnisse, Gesandtschaften verlangt, welche die Hellenen zusammenrufen, vereinigen, belehren und warnen sollen, dann aber den Zuhörern klarmacht, daß sie selbst mit dem Beispiel der Anstrengungen vorangehen und nicht erwarten sollten, Chalkidier und Megarer würden Hellas retten und sie selber könnten sich die Mühe sparen; denn ihnen hätten ihre Vorfahren diese Ehrenpflicht hinterlassen. Es ist nicht zu verwundern, daß der Mann, der solche Schläge führte, Athen in der Tat auf seine Seite gebracht hat, und zuletzt erfolgte gar das berühmte Herumbringen der bisher so feindlichen Thebaner samt ihren Strategen und Böotarchen, so daß Demosthenes die thebanische Volksversammlung so gut wie die athenische leitete.

Eine kühlere Betrachtung der Verhältnisse wird freilich zu der kriegerischen Politik des Redners manches Fragezeichen setzen können. Es wäre noch sehr die Frage gewesen, ob Philipp das südlich vom Parnaß gelegene Griechenland nicht gerne im Frieden gelassen hätte, um seinen großen Plänen gegen Persien nachzugehen. Er hatte allerdings Korinther, Achäer und Thebaner verletzt, aber wenigstens direkt Athen noch gar nicht. Gleichwohl soll nun nach der dritten Philippika Athen als Schirmherrin der ganzen griechischen Nation auftreten; denn nur mit diesem Argument kann Demosthenes die Athener ins Feuer bringen. Es gehörte ein starker Glaube zu der Erwartung, daß, nachdem die griechischen Städte sich seit hundert Jahren in den Kriegen auf das entsetzlichste traktiert und das Ausland sich längst hatten einmischen lassen, ein panhellenischer Patriotismus in letzter Stunde Wunder tun werde. Und nun muß der Redner erst noch seinen Athenern sagen, daß sie vorderhand zu einem Entscheidungskampf mit Philipp noch zu schwach wären und einer Niederlage entgegengehen würden; denn die Gegnerschaft sei nicht nur eine solche, wie einst die der Lakedämonier im Peloponnesischen Kriege; auf Philipps Seite sei eine ganz andere Kriegführung. Und trotz allem und obwohl er genau weiß, wie wenig das attische Bürgerheer taugt, treibt er das vergnügungssüchtige und verlotterte Volk zu einem Kriege, der ein Kampf um die Existenz werden mußte. Offenbar hoffte er auf ein Ereignis in Makedonien selbst, was er mit dem Worte andeutet, man habe es nur mit einem Manne zu tun. Aber Philipp starb noch nicht und wurde auch noch nicht ermordet. Jedenfalls war diese Politik furchtbar gewagt, und man tut gut daran, sich zu erinnern, daß nicht alle Gegner des Demosthenes gekaufte makedonische

Parteigänger waren, und daß besonders Phokion von Anfang an gegen die ganze Treiberei war.

Beim Aufgebot zu dem entscheidenden Kampfe stellte sich, wie es heißt, die gesamte junge Mannschaft willig und brach rasch nach Böotien auf; doch brachten die Verbündeten immerhin neben ihren Bürgerscharen ein starkes Söldnerheer mit, und so kam es denn (338) zur Schlacht von Chäronea. Es wäre für Demosthenes ein Glück gewesen, wenn er hier hätte fallen können; statt dessen wurde er, wie Neuere sagen, „in die Flucht verwickelt", oder, wie es bei Plutarch weniger mild heißt, er floh von seinem Posten und lief aufs schmählichste davon, indem er die Waffen wegwarf. Philipp aber rezitierte am Abend des Sieges triumphierend den Anfang des Beschlusses der Kriegserklärung: „Demosthenes, Sohn des Demosthenes von Päania, hat den Antrag gestellt." Hier ist entschieden eine Lücke im Leben des Redners; denn was später folgt, hat nicht mehr zur Mehrung seines Ruhmes gedient.

In Athen herrschte auf die Nachricht von der Niederlage hin, bei der tausend Bürger gefallen waren, zunächst jäher Schreck. Dies erhellt unter anderem aus dem Antrag des Hyperides, Frauen und Kinder in den Piräus fortzuschaffen, die Sklaven zu Freien und die Metöken zu Bürgern zu erklären und die einer Atimie Verfallenen wieder in ihre Rechte einzusetzen. Derselbe wurde im ersten Moment angenommen, aber doch glücklicherweise nicht ausgeführt; denn dies hätte den reinen Terrorismus der Verzweiflung bedeutet. Nachdem indes noch im 4. Jahrhundert alle nicht aus rein bürgerlicher Ehe Entsprossenen aus der Bürgerschaft waren ausgemerzt worden, zeigt schon der bloße Antrag (um dessentwillen Hyperides dann später einen Prozeß zu bestehen hatte), wie tief man heruntergestimmt war. Philipp aber unterließ den gefürchteten Angriff auf Athen, ja er zeigte sich — wenn auch in ironischer Weise — höchst gnädig, schickte die Toten zur Bestattung nach Athen, gab die zweitausend attischen Gefangenen ohne Lösegeld frei und ließ den Athenern nicht nur Attika, sondern gab ihnen sogar noch von dem Besitze ihrer thebanischen Bundesgenossen den Grenzort Oropos, um den sie mit diesen lange gestritten hatten. Für dies alles mußten sie freilich eine Bundesgenossenschaft mit ihm eingehen, konnten aber ihre antimakedonischen Staatsmänner behalten, und der Demos nahm auch jetzt noch für Demosthenes gegen alle Anklagen Partei. Da man keine Reue zeigen wollte, betraute man ihn bekanntlich schon mit der Grabrede für die Gefallenen.

Und nun, bei wiedergewonnener Fassung, hagelte es in Athen lauter Feldherrnprozesse. Die einen sollten Schiffe, die anderen Bundesstädte verraten haben, die Betreffenden aber flohen alle, offenbar, weil von den athenischen Gerichten kein Mensch Billigkeit erwartete. Dabei müssen die öffentlichen Ankläger in ein wahres Denunziantenfieber geraten sein, denn sie kamen nun mit feierlichen

Staatsklagen (Eisangelien) über Bagatellsachen, z. B. weil jemand Flötenspielerinnen teurer gemietet habe als das Gesetz erlaubte, oder weil ein anderer sich in einen unrichtigen Demos habe einschreiben lassen.

Hier tritt nun auch die odiöse Gestalt des Redners Lykurgos auf. Dieser ist wohl ein patriotischer Mann und ein vortrefflicher Finanzverwalter gewesen, der sich nicht daran gewöhnte, vom Staatsgute zu stehlen, war daneben aber ein vollkommen einseitiger Fanatiker. Und nun mußten auf seinen Antrag die Athener den Lysikles, der bei Chäronea wohl oder übel, weil Chares kein Genie war, das Kommando hatte führen müssen, zum Tode verurteilen, wie er denn in seinen Reden der „schärfste Ankläger" war. Aus seiner Anklagerede ist ein Muster im schärfsten Terroristenstil von 1793/94 erhalten. „Du bist Anführer gewesen", fährt er den Lysikles an, „da, wo 1000 Bürger fielen und 2000 in Gefangenschaft gerieten, wo ein Siegeszeichen gegen Athen errichtet wurde und ganz Hellas in Knechtschaft geriet. Und, nachdem sich dies alles unter deiner Anführung begeben hat, wagst du zu leben und das Licht der Sonne zu schauen und den Markt zu betreten, du, der du eine lebendige Mahnung bist der Schmach und Schande des Vaterlandes." Dabei erfährt man nicht, daß Lysikles sich im mindesten verfehlt habe, und im Grunde hätte dies alles ebenso pathetisch gegen Demosthenes gesagt werden können; aber Lykurg muß nun einmal seinem Pathos oder seiner patriotischen Affektation den Lauf lassen, und Lysikles ist ihm zum Opfer gefallen.

Als dann (336) Philipp, nachdem er sich auf dem Bundestage zu Korinth zum Feldherrn der hellenischen Nation gegen Persien hatte ernennen lassen, am Hochzeitsfeste seiner Tochter zu Ägä ermordet worden war, herrschte in Athen wieder der größte Jubel. Man brachte Freudenopfer dar, und Demosthenes zeigte sich, obschon ihm erst vor wenigen Tagen eine Tochter gestorben war, bekränzt und in glänzendem Gewande. Diese Freude kann man wohl begreifen. Daß man aber nun sofort auch dekretierte, den Mörder Pausanias (d. h. wenn man ihn bekäme) mit einem goldenen Kranze zu beehren, ist einer der Höhepunkte athenischer Lächerlichkeit. Und nun hatte man es mit Alexander zu tun. Diesen hat Demosthenes erstaunlich unrichtig beurteilt, indem er ihn einen Knaben und Margites nannte; sowenig er damals ahnen konnte, daß derselbe einer der mächtigsten Menschen aller Jahrtausende war, hätte er doch so niemals sprechen sollen. Gar nicht zu entschuldigen aber ist, daß er nun die Thebaner zum Aufstand drängte und ihnen Waffen schaffte, worauf sie die makedonische Besatzung ermordeten, Er beherrschte damals die Rednerbühne; die Athener rüsteten, und von den persischen Statthaltern in Kleinasien hoffte man auf Hilfe; als aber Alexander in Böotien erschien, verging dem Volke der Mut. Demosthenes „erlosch" (ἀπεσβήκει), wie es bei Plutarch heißt, und

das verlassene Theben ging unter; wollte man es schon zur Empörung veranlassen, so hätte unter allen Umständen nachher viel mehr geschehen müssen. Von einer Gesandtschaft, die darauf zu Alexander abging, zog sich Demosthenes aus Furcht vor dem Zorn des Königs rechtzeitig zurück; es stand ihm aber doch bald nahe, an den Sieger ausgeliefert zu werden, da dieser die Auslieferung von zehn antimakedonischen Staatsmännern verlangte. Demades gelang es, den König zu begütigen, und dieser schwenkte nach Asien ab. In Athen aber spielte sich nun der große Handel zwischen Demosthenes und Äschines ab, welcher durch den Antrag des Ktesiphon auf öffentliche Bekränzung des ersteren und die Einsprache des letzteren kurz nach Chäronea begonnen hatte und sich einige Jahre hinzog, bis er mit der siegreichen Kranzrede des Demosthenes und der freiwilligen Verbannung des Äschines sein Ende nahm. Daß dieser Redekampf noch damals, während des siegreichen Vordringens Alexanders in Asien, unter der allgemeinen Aufmerksamkeit Griechenlands stattfinden konnte, beweist vor allem, was für inkurable Liebhaber der Eloquenz die damaligen Griechen waren. Im übrigen machen auch die bei diesem Anlaß gehaltenen Reden der Gegner, in denen ziemlich viel schmutzige Wäsche gewaschen wird, selbst dem Leser, der nicht alles glaubt, einen peinlichen Eindruck. Es bleibt ein Niederschlag zurück, der nicht zum Beruhigenden gehört.

Auch der Leokratesprozeß des Lykurg fällt in diese Zeit (etwa 332). Der Angeklagte sollte sich dem Heeresdienste entzogen haben, weil er zur Zeit des Krieges von Chäronea landesabwesend war, und sollte dann besonders auf Rhodos durch seine falschen Berichte, daß Athen von den Makedoniern eingenommen sei und der Piräus belagert werde, die Ursache geworden sein, daß die dort zur Fahrt nach Athen bereiten Kornladungen liegen blieben; hernach hatte er fünf Jahre in Megara als Metöke gelebt. In seiner Anklagerede nun kennt Lykurg keine Grenzen der Rabulisterei, um diesen Mann zu verderben, der denn doch nach Athen zurückgekehrt war, so sicher er hier eine Anklage voraussehen mußte. Sein Hauptkniff besteht darin, daß Leokrates mit der vollen Schuld desjenigen Unterganges von Athen beladen wird, welcher eingetreten sein würde, wenn es alle gemacht hätten wie er, und dies wird durch alle Verhältnisse hindurchgeführt. Den Athenern werden die dicksten Schmeicheleien gesagt; sie mußten ernsthaft anhören, daß sie sich durch Frömmigkeit gegen die Götter, Pietät gegen die Eltern und Wetteifer für das Vaterland vor allen Menschen am meisten auszeichneten, und daß sie dies alles ganz besonders würden zu vernachlässigen scheinen, wenn Leokrates ihrer Rache entginge. Im völligen Epitaphienton heißt es als etwas Paradoxes und doch Wahres von den bei Chäronea Gefallenen, sie seien siegend gefallen, und nachher, mit ihren Leibern sei die Freiheit der übrigen Grie-

chen zu Grabe getragen worden; die Athener allein verständen treffliche Männer zu ehren; denn in anderen Städten ständen auf den Agoren Athleten, bei ihnen aber gute Strategen und Tyrannenmörder. Die alte Leier vom Perserkrieg kehrt wieder, wonach sich einst kein nichtgriechisches Kriegsschiff mehr in den griechischen Gewässern habe zeigen dürfen und auch die asiatischen Griechen autonom sein sollten. Ferner heißt es: Das habe die Stadt Athen als Herrlichstes voraus, daß sie den übrigen Hellenen zum Muster für große Taten geworden sei; denn, wie sie der Zeit nach die älteste sei, so hätten die attischen Vorfahren sich überhaupt vor den anderen Menschen durch Trefflichkeit ausgezeichnet, worauf dann mit sehr umständlichem Pathos die Geschichte vom Opfertode des Kodros folgt. Dabei hat die Rede etwas forciert Altfränkisches. Gleich anfangs ruft Lykurg einheimische Götter und Heroen zu Zeugen gegen den, welcher ihre Tempel, heiligen Stätten und altherkömmlichen Opfer durch seinen Verrat befleckt habe, und ähnliche Ausbrüche der Andacht kommen auch nachher noch. Weil Leokrates ein Meineidiger sein soll, wird sogar der Ephebeneid aufgewärmt, und ein Schreiber muß ihn vorlesen und ebenso einen Eid, den die Hellenen vor Platää geschworen hatten (dies in einer Zeit des allgemeinen Eidbruches), und weil er indirekt, und soviel an einem einzelnen lag, die vaterländischen Gottesdienste würde haben untergehen, die Eltern in die Gewalt der Feinde kommen und die Toten die ihnen zukommenden Ehren verlieren lassen, wird mit Emphase die Fürsorge der Götter für das Tun der Menschen und hauptsächlich für deren Pietät gegen Eltern und Verstorbene betont und eine Sage erzählt, wonach sich einst die Lava des Ätna geteilt habe, um einen Sohn zu schonen, der seinen Vater rettete. Neben diesen religiösen Delikatessen, deren Lächerlichkeit im damaligen Athen auf der Hand liegt, fällt dann noch die Vorliebe des Redners für Mythen und Antiquitäten auf. Man erfährt alte Zornesbeschlüsse der Athener; aber auch patriotische Dichterstellen von Tyrtäos und anderen werden zitiert — wie bald darauf sollte in Athen der Ithyphallikos auf Demetrios gesungen werden!

Inzwischen blieb Athen das Hauptquartier aller Ränke gegen Alexander. Und nun mußte es sich begeben, daß die größte Geschichte eines Kassendiebes, welche die Welt kennt, sich teilweise hier abspielte. Alexanders flüchtiger Schatzmeister Harpalos kam aus Babylon nach Griechenland und brachte von den 5000 Talenten, die er gestohlen hatte, noch 700 mit nach Athen. Ob dieser Summe wurde die ganze Stadt nervös, und in den Prozeß, der schließlich den einflußreichsten Demagogen dafür gemacht wurde, daß man den Dieb erst aufgenommen und nachher hatte entwischen lassen, wurde auch Demosthenes verwickelt, der seinen anfänglichen Widerstand gegen die Aufnahme aufgegeben hatte, weil Harpalos ihn, wie man behauptete, mit 20 Talenten erkauft haben sollte. Die

Schuld des Redners vertreten unter anderen Hyperides und der Kläger, für den Deinarchos seine Reden schrieb, sowie unter den Historikern Theopomp, dem Plutarch nude crude nachschreibt. Auch wurde derselbe vom Gericht schuldig befunden und zu einer Buße von 50 Talenten verurteilt. Die Neueren halten ihn großenteils für das Opfer einer Intrige. Da es nun ein für allemal mißlich ist, ex conjectura Recht oder Unrecht zuzusprechen, wagen wir auch hierüber keine Entscheidung. Jedenfalls aber wurde Demosthenes verhaftet und sah sich, nachdem ihm die Flucht gelungen war, zu einem längeren Exil in Ägina und Trözen gezwungen, und nun gehört zu den Hauptaussagen über Athen im ganzen, was Plutarch aus dieser Zeit über ihn berichtet, daß er nämlich den jungen Leuten, die dort seine Gesellschaft aufgesucht hätten, vom politischen Leben mit dem Worte abriet, wenn sich von Anfang an zwei Wege vor ihm aufgetan hätten, der eine zur Rednerbühne und Volksversammlung, der andere geradenwegs in den Tod, und hätte er die Übel, Ängstigungen, Verfolgungen des Neides, Verleumdungen und Kämpfe beim politischen Leben vorausgewußt, so wäre er lieber gleich in den Tod gegangen. So werden mit der Zeit die Politiker Athens wohl alle gedacht haben.

Nach Alexanders Tode (323) entstand eine neue Bewegung zur Vertreibung der Makedonier aus Hellas, für die sich jedenfalls viel mehr als für die vorhergehende sagen ließ. Demosthenes wurde heimberufen und glänzend empfangen; aber nach anfänglichen schönen Erfolgen verriet sich in diesem sogenannten Lamischen Kriege die innere Schwäche der griechischen Poleis; als die makedonische Sache wieder siegreich war, wurde der Redner von neuem flüchtig und hat dann (322) das bekannte Ende auf Kalauria gefunden.

Nachdem bei der Betrachtung der athenischen Verhältnisse oft von dem athenischen Größenwahn die Rede sein mußte, müssen wir doch auch feststellen, daß nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland aus dem 5. Jahrhundert her einen großen Maßstab der Dinge, eine Erinnerung an vergangenen Ruhm ererbt hatte, welche nicht ruhig schlafen ließ. Eine solche Erbschaft hat ihr Pro und Kontra. Jede Epoche im Leben eines Volkes kann ihre sehr besondere Pflicht und Aufgabe haben, an welcher man nicht irregemacht werden darf durch das, was man in glänzender Jugend vollbracht hat. Allein dies bezieht sich höchstens auf Kulturaufgaben; moralisch dagegen dürfte man nie mehr sinken, und nun war Griechenland moralisch handgreiflich und offenkundig geringer geworden als im 5. Jahrhundert, und zwar nicht sowohl in der Privatmoral als in allem, was die Polis berührte. Hier hatte die höchste Idee des griechischen Lebens vor aller Augen Bankrott gemacht; die Abwendung der Denkenden und Gebildeten vom Staat, ihre Apolitie und ihr Kosmopolitismus waren offen zugestandene Dinge.

Wenn es nun hiermit anders werden sollte, so konnte dies nur

geschehen durch eine ganz kolossale und vorbildliche Anstrengung einzelner, welche ein großes Beispiel gaben. Einstweilen aber nagte an ganz Griechenland der Vorwurf der Gesunkenheit und machte den Besseren schlaflose Nächte, und dabei ist nicht zu vergessen, daß es in Athen vermutlich noch weit besser stand als anderswo, und daß wir vom inneren Leben weit der meisten übrigen Städte nur wenig und gar nichts Zusammenhängendes, meist nur Arges wissen. Zumal die ionischen Städte mochten wieder — wie im 5. Jahrhundert — nur in den bildenden Künsten Athen nahestehen; im übrigen aber waren sie völlig bedeutungslos und wurden von Gemeinden wie Rhodos und Kos stark überholt.

Indem nun den Leuten die einzelne Polis aus allen möglichen Gründen verleidete, fand, wenn auch nur bei einzelnen und wenigen, jene mächtige Anstrengung des individuellen Idealismus wirklich statt; mit dieser verband sich das inzwischen völlig gereifte Bewußtsein der Nation von dem, was sie im Vergleich mit allen anderen Nationen war, und so erhob sich ein neuer Typus, den wir notdürftig als den des tugendhaften Panhellenen bezeichnen wollen. Dieser Typus weicht total von dem der berühmten athenischen Staatsmänner (eines Konon, Timotheos, Chabrias, Iphikrates, Phokion) ab, welche mit Ausnahme des Demosthenes nur Athener waren; er vertritt eine Gesinnung, welche durch die Reflexion hindurchgegangen und vielleicht wesentlich Erzeugnis der pythagoreischen und sokratischen Ethik ist. Während viele den Staat (und zwar den eigenen wie den fremden) völlig beiseite lassen mochten, um entweder als Philosophen oder als Forscher und Reisende oder als bloße Genußmenschen zu existieren, werden durch diese Denkart einzelne dazu bestimmt, sich dem Leben für die Nation in weitem Sinne zuzuwenden und vor allem Hellenen, das heißt politische Menschen, zu bleiben, auf welchem Boden es auch sei.

Zu diesen Panhellenen rechnen wir natürlich nicht Männer wie den älteren Dionys, obschon es sich für diesen im Kampf mit den Nichtgriechen von selbst ergab, daß er als Vertreter des Hellenentums passieren wollte; er hat dasselbe übrigens stets nur soweit beschützt, als seinen persönlichen Zwecken dienlich war, und, wie wir gesehen haben, die karthagische Macht auf Sizilien absichtlich nicht vernichtet, um selber notwendig zu bleiben. Auch gehören die Epideiktiker, von den Sophisten des 5. Jahrhunderts bis Isokrates, nicht hierher. Freilich hatte sich ihre Rhetorik des panhellenischen Pathos bemächtigt und angefangen, den Hellenen Eintracht und gemeinsamen Kampf gegen Nichtgriechen und Tyrannen zu predigen; aber dieses Pathos war an sich sehr wohlfeil und nur das wirkliche Nachleben schwer, und da es zum letzteren nicht kam, so war es eine gerechte Strafe für die Vernutzung der Idee, daß von diesen Rhetoren der echte Hellene, wo er auftrat, verkannt wurde, und daß z. B. von Isokrates, dessen griechischer Patriotismus eigentlich nur

eine wohllautende Melodie ist, Pelopidas und Epaminondas nirgends auch nur genannt sind.

Dagegen gehört schon einigermaßen hierher Xenophon. Durch sein Kommando nach dem Verrate der Feldherren kam er von selbst in die Lage, in seiner so sehr gemischten Armee der Repräsentant des Hellenischen zu werden. Später, nachdem man ihn von Athen, wahrscheinlich schon wegen seines Dienstes bei dem mit Sparta verbündeten Kyros, verbannt hatte, legt er allerdings ein einseitiges Spartanertum an den Tag und verkennt das Nationale da, wo es in leibhafter Gestalt auftritt, gerade wie Isokrates; doch mag er geglaubt haben, gerade im Spartanertum das echte Hellenentum darzustellen; schon sein Äußeres sollte die gesamthellenische Gesinnung beweisen; er wird uns geschildert als gerüstet mit einem argivischen Schild, einem attischen Panzer, einem Helm von böotischer Arbeit, und auf einem epidaurischen Pferde reitend.

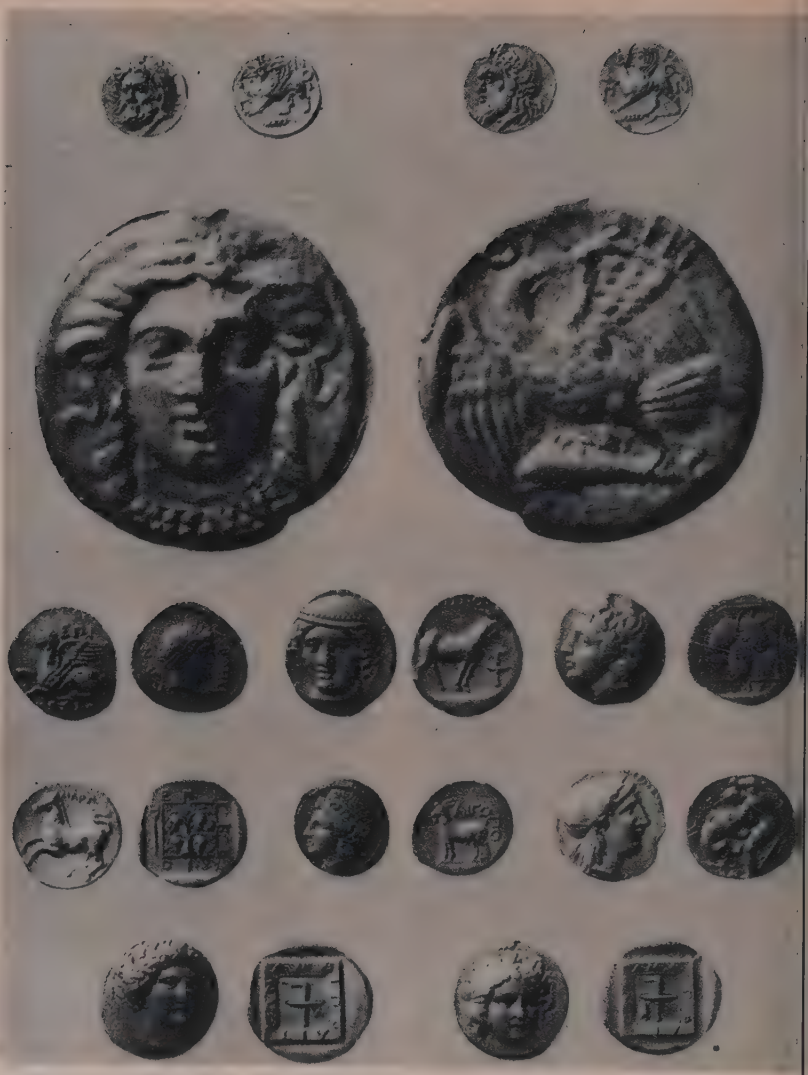
Nun tritt aber eine ganz merkwürdige Art von Männern in den Vordergrund in Gestalt der italischen Pythagoreer. Wie wir früher gesehen haben, hatte der Bund des Pythagoras selbst nicht den Zweck gehabt, politische Herrschaft auszuüben, und wenn er sich nach den Krisen in Kroton und Metapont, wo Lokale und Menschen untergingen, noch irgendwie tatkräftig nach außen geltend gemacht hätte, müßte man aus dem 5. Jahrhundert etwas davon hören. Jetzt aber, nachdem diese Leute vielleicht lange ein stilles Herrnhuterdasein geführt haben, ohne daß man viel von ihnen wußte, ist von der Zeit des Sokrates an auf einmal wieder von ihnen die Rede, und zwar erscheinen sie nun auch politisch tätig. Dies ist die Reihe, zu der Philolaos von Tarent (oder Kroton) und Lysis von Tarent gehören, welche nach Theben gerieten, und ebenso Kleinias aus Tarent, der im lukanischen Heraklea, und Eurytos, der in Metapont lebte, sowie der etwas spätere große Tarentiner Archytas. Dabei ist gleichgültig, ob der Hokuspokus eines Geheimbundes irgendwann und vollends in dieser späteren Epoche wirklich existiert hat; wesentlicher verband jedenfalls die einzelnen die Sinnesweise; sie wollten eine sittlich-religiöse Reform des griechischen Lebens und konnten an deren Verwirklichung nur denken, wenn sie in den Städten politischen Einfluß hatten. Dies sind die Leute, welche immer wieder glaubten, man könnte vermittels eines philosophisch-aristokratischen Bündnisses Sizilien noch einmal helfen und seine Poleis restaurieren. Sie sind es, die Plato mit so inständigen Briefen auffordern, der ersten Einladung des jüngeren Dionys zu folgen, die ihn dann wieder auf des Dionys dringende Bitten zu seinem letzten Besuche vermögen, und auch, als er sich wieder mit ihm verfeindet hat, seine freie Entlassung durch eine fast drohende Gesandtschaft bewirken. Der Mann, auf welchem ihre Hoffnung ruht, ist Dion, in welchem pythagoreische Tradition und enge Freundschaft mit Plato zusammentreffen; Plato selbst aber ist, besonders in seiner Lehre von der

Seele und vom Jenseits, auf das stärkste von der pythagoreischen Lehre bestimmt, die sich bei ihm mit der sokratischen Ethik verschmilzt. Das enge Verhältnis der beiden Männer tritt am meisten während Dions Aufenthalt in Griechenland zutage, wo dieser Plato die Mittel zu einer glänzenden Choregie schenkt und seinerseits von dem Philosophen den Griechen auf alle Weise empfohlen wird. Bei diesen gab es allerdings in der öffentlichen Meinung bereits eine weichliche und wohlfeile Bewunderung eines solchen Strebens. Der Versuch aber, der nun erfolgte, in Syrakus eine dem Ideal entsprechende Verfassung herzustellen, war vollkommen aussichtslos, und daß Dion, nachdem ihm die Vertreibung des Dionys aus Syrakus gelungen war, einer Verschwörung unterlag, war das Ende, das nach den gegebenen Umständen für diesen Mustermann erwartet werden mußte.

Weit die vollständigste Gestalt dieser Art ist Epaminondas, bei dem nur ewig wird zu beklagen sein, daß es bei Plutarch über ihn keine Biographie gibt. Bei seinem Vater Polymnis war Lysis, der, wie wir gesehen haben, dem flüchtigen Philolaos nach Theben gefolgt war, Mitglied der Familie geworden, und im beständigen Umgang mit ihm bildete sich der Jüngling zu dem Manne aus, der dann in einem Spezialvolk als eine mit Willen panhellenische Idealgestalt mit den zwei Tendenzen der bürgerlichen Tugend und der Liebe zur Weisheit dasteht und dieser seiner Richtung durch das bekannte Wort Ausdruck gegeben hat, die Thebaner müßten, wenn sie die ersten in Hellas sein wollten, die Propyläen von Athen an den Aufgang zur Kadmea stellen. Nachdem ihm mit Gleichgesinnten, die er fand oder bildete, und unter denen ihm der nächste Pelopidas war, 379 die Befreiung Thebens von den Spartanern gelungen war, beherrschte seine jungböotische Partei bald ganz Böotien und erzwang auch das Mithalten der Widerstrebenden. Aber auf dem Kongreß in Sparta (371) redete er schon nicht mehr für Theben allein, sondern gemeinsam für ganz Griechenland, und nach dem Siege bei Leuktra bewies er sein Hellenentum durch die Tat, indem er nicht nur Messenien wieder herstellte und den arkadischen Gesamtstaat schuf, was alles nur durch einen solchen Panhellenen möglich war, sondern auch das feindliche Sparta bloß unschädlich zu machen gedachte, wie er denn überhaupt hellenische Städte nie vernichten wollte.

Seine größte Wirkung übte Epaminondas, wo er es wohl nicht erwartet hätte, nämlich auf Timoleon von Korinth aus, von dem es klar bezeugt ist, daß er am meisten ihm nachgestrebt habe. In Sizilien lag freilich, als der Retter kam, die Sache von selbst so, daß man nur zwischen Hellenen und Nichtgriechen (beziehungsweise den im karthagischen Interesse befindlichen Tyrannen), zwischen Rettung und Untergang der Nationalität wählen konnte. Und nun tauchte als Helfer dieser Mann mitten aus dem Elend von

Apollo Sauroktonos
Rom, Vatikan



1—22. Griechische Münzen (400—336 v. Chr.)

Korinth auf, und auf seinem Programm steht von Anfang an die Herstellung des sikeliotischen Hellenentums. Daß ihm diese durch den gewaltigen Zuzug gelang, den er aus ganz Hellas und Großgriechenland nach Sizilien brachte, haben wir früher gesehen, und nach der Schlacht am Krimisos konnte er durch die Weihestücke, die er in die Heimat sandte, sein Korinth zu derjenigen Stadt machen, deren herrlichste Tempel nicht, wie anderswo, mit Spolien von Mitgriechen, sondern mit solchen von Nichtgriechen geschmückt waren. Panhellene ist er schon durch die aus Hellenen aller Art gemischte Bevölkerung, die er in Sizilien ansiedelte; von Dion aber wich er darin ab, daß er nicht aristokratisch gesinnt war, sondern überall die Demokratie herstellte, welche damals wohl oder übel das allein Mögliche war.

Diejenige Entbehrungsfähigkeit aller Art und Unterordnung der eigenen Willkür unter das Bessere, die wir bei unvergeßlichen Gestalten, wie Epaminondas und Timoleon, finden, war im ganzen nicht die Sache der Griechen, und es darf daher nicht befremden, daß solcher Männer nur wenige waren. Man soll aber bei solchen Tendenzen nicht fragen, wie viele sie verwirklicht haben, sondern ob sie überhaupt verwirklicht worden sind, und das läßt sich bei den Genannten nicht bestreiten. Auf solche Präzedentien hin lag es aber auch einem Philipp und Alexander nahe, sich ebenfalls von einer panhellenischen Seite zu geben, und dem ersten sagt es Isokrates laut: „Andere Heraklesnachkommen mögen die Stadt lieben, in welcher sie daheim sind, du dagegen, der du nicht von einer abhängig bist, magst ganz Hellas für dein Vaterland halten, wie einst euer Urvater (Herakles) selbst." Und daneben leuchtet als Gegensatz in dieses alles mit seiner Laterne Diogenes hinein, indem er nicht mehr den Bürger, ja vielleicht sogar nicht mehr den Hellenen, sondern den Menschen sucht.

Wie nun die Polis dem großen ethischen Menschen nicht mehr genügt, so genügt sie auch nicht mehr dem ruhmbegierigen Egoisten. In dieser Beziehung geht schon aus einer grellen Erfahrung, die Athen mit Iphikrates machte, hervor, wie kalt bereits manchen die gewöhnlichen städtischen Ehrenbezeigungen lassen mochten. „Ihr wißt, Athener", sagt Demosthenes, „daß Iphikrates bei uns eine eherne Statue hatte und Speisung im Prytaneion und Geschenke und andere Ehren, wegen deren er hochbeglückt (εὐδαίμων) war (!). Und doch hat er es gewagt, um der Interessen des Kotys willen gegen Eure Strategen zu kämpfen und das Wohlergehen des Kotys höher zu schätzen, als die Ehren, die er bei Euch genoß." Es mag allerdings besonders bitter gewesen sein, daß einer sogar sein Standbild dahinten ließ, um dem großen Geschäfte nachzugehen.

Dafür regt sich bei den verschiedensten Anlässen ein Ruhmessinn, der in den weiten Kreisen der Nation Aufmerksamkeit erregen will und sich oft in sehr merkwürdiger Art betätigt. Es konnten hiezu

die großen Feste benützt werden, wie denn der ältere Dionys, der außer dem Maßstab für gut und böse auch den Takt für Gehöriges und Lächerliches muß verloren haben, von Syrakus aus die Griechen mit schlechten Tragödien heimsuchte, und, als endlich die Athener seine „Lösung Hektors" an den Lenäen 367 mit einem ersten Preise gekrönt hatten, eine solche Genugtuung hatte, daß er sich darob bei einer Freudennacht betrank und davon starb. Besonders aber kommt hier die große Reklame in Betracht, die sich an Leichenbegängnisse knüpfte. Schon das Übermaß schmerzlicher Ehrenbezeigungen der Thessalier und anderer Verbündeten für den gefallenen Pelopidas (364), wobei „alle bisher menschlicher Trefflichkeit erwiesene Anerkennung überboten wurde", indem sich große Geleite aus allen Städten und Gauen wetteifernd dem Leichenzuge beigesellten, hatte offenbar nicht ganz auf dem echten Gefühle beruht, sondern war nervös ansteckend, ein Bedürfnis der Ruhmesanbetung gewesen; nun aber wurde die Bestattung des karischen Fürsten Mausolos (352) zur Sache eines bei weitem nicht bloß auf seine Hauptstadt Halikarnaß, sondern auf alle Hellenen berechneten Ruhmes. Er selbst war schon monumental gesinnt gewesen und hatte, nachdem er erst die Stadt Halikarnaß neu angelegt hatte, für seinen Palast den Plan ausdrücklich selbst mit feiner Benützung der Lage ausgedacht. Als er nun aber tot war, wurde von seiner Witwe und Schwester Artemisia die Trauer um ihn zu einer Sache der nationalen Ästhetik gemacht. Diese fällt mit ihrem Tun, welches ein kurzes war (352 bis 350), indem der Schmerz um den Gemahl sie bald ins Grab geführt haben soll, noch eben in die Zeit, bevor Makedonien alle Stauner und Gaffer auf seine Seite zog; die große Reklame konnte also noch gerade dem großen welthistorischen Ruhm vorangehen. Und nun wurde hier nicht nur aller bisherige Gräberluxus durch das Mausoleion überboten, einen Bau, gegen dessen Anlage sich sehr viel würde haben sagen lassen, womit aber eine Ruhmredigkeit ohnegleichen verbunden war, sondern bei dem riesigen Stiftungsfest dieses Grabmals, dessen Vollendung Artemisia nicht mehr erlebte, veranstaltete man jenen mächtigen Agon, an dem außer einem tragischen Wettkampf — als hätte man nicht an einer Leichenrede genug — der Wettkampf von vier großen Rednern stattfand, die das Lob des Mausolos zu verkünden hatten; der Historiker Theopomp soll bei diesem kolossalsten aller epideiktischen Exzesse die Palme gewonnen haben.

Der Ausweg des verhärteten Individualismus gegenüber dem idealistischen Panhellenentum sind der Ruhm durch Verbrechen und die Sucht nach Vergötterung. Größe wollten die Bösen wie die Guten, und auf dem alten Wege, durch Hingebung an die einzelne Polis (durch das Spartam nactus es; hanc orna) war sie nicht mehr zu erreichen. Vor allem geht nun der vom echten Staatsbewußtsein verlassene Ruhmsinn nicht nur ins Abstrakt-Idealistische

irre, wie dies etwa bei der Tötung des Iason von Pherä durch idealistische Tyrannenmörder der Fall war, sondern ins Absurd-Zerstörerische. So gestand Herostrat, der (356) den Tempel von Ephesos anzündete, wenigstens auf der Folter seine Ruhmesabsicht (mentis furorem) ein, und Theopomp in den Historien schwatzte seinen Namen aus, den die Ephesier zu verschweigen beschlossen hatten. Hatten sich früher sieben Städte darum gestritten, welche den Homer geboren habe, so stritt man jetzt, durch was für einen Landsmann Epaminondas erlegt worden sei, ob durch einen Mantineer oder einen Spartaner oder den Athener Gryllos. Pausanias aber, der Mörder König Philipps, hatte vor der Tat den Sophisten Hermokrates gefragt, wie er am berühmtesten werden könnte, und die Antwort erhalten: Wenn er denjenigen töte, der das Größte vollführt hätte. Auf diese Weise wurde der Mörder durch den ganzen Ruhm des Ermordeten umfaßt und getragen, und zugleich mochte sich auch der Haß gegen das Seltene und Einzige stillen.

Und nun die Selbstvergötterung derjenigen, die mit dem gewöhnlichen Ruhm nicht zufrieden waren. Im Grunde war zwar bei dem niedrigen Begriff von den Göttern und ihrer Macht das Kompliment, das man sich dabei machte, nicht übergroß; aber doch war es immerhin angenehm, zum Gotte zu avancieren, wenn es nämlich die Leute glaubten, und so erklärte sich jetzt, in der Zeit der allgemeinen Verlotterung, während früher die Abstammung von den Göttern eine Art Adelsdiplom gewesen war, der erste beste selbst zum Gotte. Der früheste, der sich herzhaft in dieser Weise feiern ließ, war, wie wir früher gesehen haben, Lysander, welcher Opfer und Päane akzeptierte, seinen Lobdichter um sich hielt und auf Samos, als er daselbst die Demokratie niedergeworfen hatte, statt des Herafestes Lysandrien feiern ließ. Mit der Zeit aber fand er bald diesen, bald jenen Nachfolger. So verlangte der schreckliche Klearch von Heraklea die Anbetung und die Ehre, welche den olympischen Göttern gebührten, tat sich Gewänder an, wie sie sich an drapierten Götterbildern fanden, nannte sich, wenn er bescheiden sein wollte, den Sohn des Zeus und sein Kind Keraunos und ließ sich auf der Straße einen goldenen Altar vorantragen. Merkwürdigerweise wird nun aber auch von Heraklides Pontikos ähnliches berichtet, dem Schüler des Plato und Aristoteles und vielseitigen Autor, der aus demselben Heraklea stammte und seine Vaterstadt irgendwie von den Nachfolgern Klearchs hat befreien helfen. Derselbe soll den Wunsch gehabt haben, als Heros verehrt zu werden, und bestach die Pythia, den herakleotischen Gesandten, die wegen einer Hungersnot nach Delphi gegangen waren, auf den Fall Hilfe zu versprechen, daß man ihn bei Lebzeiten mit einem goldenen Kranze ehrte und ihm nach seinem Tode heroische Ehren erwiese. Dies bekam freilich allen Beteiligten schlecht. Heraklides bekam bei der Bekränzung im Theater einen Schlagfluß, und die Pythia wurde zu derselben Zeit

im Adyton von Delphi von einer Schlange gebissen. Dem Tode nahe, befahl dann Heraklides noch, seine Leiche verschwinden zu machen und statt seiner eine Schlange auf das Bett zu legen, damit es scheine, er wäre zu den Göttern gegangen; aber auch dieser Betrug wurde entdeckt, und so erwies es sich, daß Heraklides nichts als ein Tor gewesen sei. Neben dieser Geschichte kann es dann allerdings nicht weiter auffallen, daß der Schwiegervater des Iphikrates, der thrakische Häuptling Kotys, ein gefährlicher Trunkenbold, einst eine Mahlzeit und ein Brautgemach richten ließ, um mit Athene Hochzeit zu halten. Von den Leibwächtern, die er aussandte, um nachzusehen, ob sie noch nicht komme, schoß er in seinem Rausch den ersten nieder, als derselbe mit einer verneinenden Antwort zurückkehrte, und ebenso den zweiten; ein dritter war dann so klug zu melden, die Göttin warte schon lange auf ihn. Ferner wird von einem der Söldnerhauptleute des Artaxerxes Ochos, Nikostratos, der sich um 350 bei der Unterwerfung der abgefallenen persischen Außenlande in Rat und Tat sehr tüchtig erwies, gemeldet, daß seine Klugheit einen Beisatz von Narrheit gehabt habe; denn, weil er sich durch Körperkraft auszeichnete, sei er beim Feldzuge in Nachahmung des Herakles mit Löwenhaut und Keule aufgezogen. Unter den Leuten, die sich solches einbildeten, ist aber auch der berühmte Arzt Menekrates aus Syrakus, der sich Zeus nannte, weil er durch seine Kunst für die Menschen allein zur Ursache des Lebens werde. Die durch ihn von der fallenden Sucht Geheilten zwang er, sich schriftlich als seine Sklaven zu bekennen; sie gingen ihm als Gefolge nach, und zwar ebenfalls als Götter kostümiert: ein Herakles, ein Hermes mit Chlamys, Heroldstab und Flügelschuhen, ein Apoll, ein Asklepios; Menekrates selbst wandelte mit diesem Götterchor in Purpur und Prachtschuhen, mit einem goldenen Kranz und Zepter einher. Da er als der „Allbelebende" an König Philipp als den „Allzerstörenden" einen Brief schrieb, kam er freilich an den Unrechten, indem ihm dieser zurückschrieb, er wünsche ihm einen gesunden Verstand (ὑγιαίνειν). Auch soll Philipp ihn einmal damit verhöhnt haben, daß er ihm bei einem prächtigen Schmaus zwar eine eigene Kline am ehrenvollsten Platze rüsten ließ, ihm aber dann, während die anderen schmausten, nur Weihrauch vorsetzte. Menekrates freute sich der Ehre eine Weile, zeigte aber dann doch durch Hunger, daß er ein Mensch sei, und zwar ein törichter, und ging zuletzt entrüstet fort, indem er sagte, daß ihm Hybris widerfahren sei. — Über alle diese Dinge muß man sich nicht zu sehr wundern. Die Leute der damaligen Zeit konnten so verrückt werden, weil man sich in der Polis nicht mehr auszeichnen konnte, wenn man nicht die Wege der Politiker geringen Schlages mitwandeln wollte, und weil ihnen die einfachen und besseren Ziele des Lebens unenthüllt blieben. — Endlich haben wir hier noch der merkwürdigen Gestalt der Phryne

zu gedenken (gleichviel ob es historisch eine oder zwei gewesen sind). Als Hyperides sie vor dem Volksgerichte gegen die von dem beleidigten Euthias erhobene Asebieklage verteidigte und dabei zu unterliegen fürchtete, zerriß er ihr Gewand und zeigte den Richtern ihren Busen, was diese mit heiliger Angst erfüllte und davon abhielt, die Priesterin und Botin Aphrodites zu töten. An Eleusinien und Poseidonien stieg sie angesichts der gesamten Hellenen nackt in die Flut, was um so bedeutender war, weil sie sich sonst sorgsam verhüllt hielt und kein öffentliches Bad besuchte. Darnach bildete Apelles seine Anadyomene; zu Praxiteles aber war das Verhältnis so, daß in dem Tempel ihres Heimatortes Thespiä nicht nur dessen Eros, den er ihr geschenkt, stand, sondern auch ihre eigene Statue neben einer ebenfalls von ihm geschaffenen Aphrodite. Nimmt man dazu, daß auch in Delphi eine goldene Statue der Phryne in einer Reihe mit den Königen Archidamos und Philipp stand, so erhält man den Eindruck, daß offenbar Phryne und Aphrodite den Leuten wirklich etwas durcheinander kamen, wenn auch Praxiteles sie noch auseinander hielt, und das in der nämlichen Zeit, da dem Aristoteles ein läppischer Asebieprozeß wegen angeblicher göttlicher Besingung des Hermeias von Atarneus angehängt werden konnte.

Neben denjenigen, die sich als Götter gaben oder dafür genommen wurden, begnügten sich andere mit einem besonders idealen Auftreten. So kam der Komiker und Dithyrambiker Anaxandridas, als er einen Dithyrambus einzuüben hatte, indem er daraus etwas rezitierte, zu Pferde geritten. Dazu war er eine schöne, große Erscheinung mit wallendem Haar und goldgesäumtem Purpurgewande. Siegte er mit einem Stücke nicht, so arbeitete er es nicht um, sondern zerschnitt es ins Räucherwerk und ließ es darin verbrennen. An solchen Leuten mochte dann wohl der attische Hohn seine Zähne üben.

Nach den Tugendidealisten, den Ruchlosen und den Narren kommt nun endlich in Gestalt Philipps von Makedonien der große Realpolitiker. Wir haben oben gesehen, wie er in früher Jugend durch seinen Schwager Ptolemäus — welcher zugleich der Liebhaber seiner Mutter war — dem Pelopidas als Geisel nach Theben mitgegeben wurde. Hier blieb er drei Jahre im Hause des Pammenes, der zum Kreise des Epaminondas gehörte; inzwischen wurde durch Ptolemäos sein älterer Bruder Alexander, und Ptolemäos wieder durch Perdikkas, den zweiten Sohn des Amyntas, aus der Welt geschafft; überhaupt war damals für Makedonien eine Zeit der entsetzlichsten Wirren, indem zu unaufhörlichen Thronstreitigkeiten noch Fehden mit allen Nachbarn kamen. Von Perdikkas wurde Philipp nach seiner Rückkehr mit einem kleinen Vasallat ausgestattet; aber nach einigen Jahren (359) kam der Bruder in einem furchtbaren Kampfe mit den Illyriern um, und so fiel dem Dreiundzwanzigjährigen das Königtum von Makedonien, freilich unter den schrecklichsten Umständen, zu. Wie er sich nun der ver-

schiedenen Thronbewerber entledigte und die Illyrier durch seinen ersten großen Sieg über ihren König Bardylis gänzlich aus Makedonien vertrieb, ist eine Geschichte, die ihn schon in seinem ganzen Wesen zeigt. Nachdem er sein eigenes Volk erst mit der größten Mühe hatte kampfesfähig machen müssen, war dieser Illyriersieg militärisch vielleicht noch ein ganz anderes Heldenstück, als später Chäronea war. Die leichte Elastizität aber, womit er von Anfang an in genialem Kampf gegen die ihn umgebenden Gefahren auftritt, und die Entschlossenheit, immer mit seiner Person zu zahlen, beweisen, daß er in einer Sorte von Gewässern schwimmen gelernt hat, worin tausend andere untergegangen wären.

Woher er daneben freilich sittliche Bedenken hätte kennenlernen sollen, ist schwer einzusehen. Im Umgang mit den pythagoreisch gerichteten Thebanern mochte ihm allenfalls eine Ahnung von Besserem aufgegangen sein; aber die weiteren Erfahrungen, die er machte, müssen diese bald überwogen haben; auch hat er die Griechen gewiß schon in Theben von ihren schwachen und schlechten Seiten kennen- und sie und die Menschen überhaupt verachten gelernt, und angesichts der meisten von ihnen ist er gerade mit seiner Unbedenklichkeit ein echter Grieche. Ein solcher ist er aber auch durch seine vollendete geistige Regsamkeit, durch die Fähigkeit, alles zu erraten und die Menschen zu durchschauen; das Odysseische von ihnen hat er so gut als einer. Nur vom griechischen Politiker trennt ihn insofern eine tiefe Kluft, als er ein wirklicher König ist und auf den Royalismus seines Volkes zählen kann.

Seine Makedonier hätten an und für sich den Angriffskrieg nicht geliebt und ohne Philipp gerne ruhig gesessen und Hellenen und Perser sich selbst überlassen. Aber nun gewann die alte Sitte, daß die Söhne der Edlen als des Königs Knappen und Pagen am Hofe aufwuchsen, ihre volle Bedeutung. Wenn einzelne Geschlechter grollten, waren doch ihre Söhne des Königs Geiseln; zugleich aber genossen diese unter strenger Zucht eine Erziehung, die sie befähigte, dem König künftig als Hauptleute und Statthalter zu dienen. Aus ihnen ergänzte sich die königliche Leibgarde, welche von der kriegerischen Mannschaft des Herrenstandes gebildet wurde, und zwar nahmen den ersten Rang in derselben die ritterlichen Geschwader der ebenbürtigen „Freunde und Gefährten (ἑταῖροι) des Königs" ein. Dieser waren vor Philipps letztem Zuge nach Hellas achthundert, und bei Alexanders Übergang nach Asien waren sie doppelt so stark; sie waren mit königlichen Lehen reich ausgestattet. Ihnen zunächst standen die Schildknappen (ὑπασπισταί), eine auserlesene und ebenfalls schon durch ihre Geburt bevorzugte Fußtruppe. Die Masse des schweren Fußvolkes endlich bestand aus dem Aufgebote der einzelnen Stämme, und auch diese freigeborenen Söhne des Landes wurden mit dem Namen „Gefährten des Königs im Dienste zu Fuß" (πεζέταιροι) geehrt. An dem adeligen Aus-

schusse des Heeres aber, dem sogenannten Agema, welches zugleich wie eine Art von Volksvertretung dem König gegenüber angesehen wurde, hatte dieser eine Stütze, dergleichen nie ein griechischer Tyrann besaß. Dies eben aber haben die Griechen, denen Philipp als ein Barbar, sein Reich als ein großes heterogenes und darum unhaltbares Mischwesen und sein Volk als ein Volk von Sklaven erschien, die längste Zeit nicht begreifen können. In ihrem Lande war die Treue der rarste Gegenstand. Wie hätten sie für eine Pietätssache, wie den makedonischen Königsloyalismus, Sinn haben können?

An Anstrengungen konnte Philipp seinen Makedoniern das Unglaubliche zumuten. In der Schlacht aber kam ihm die Taktik des Epaminondas, die er in Theben schon mochte kennengelernt haben, trefflich zustatten. Er bildete sie weiter aus und entzündete durch den Ruf der Unbesieglichkeit, der sich an seine Phalanx hängte, bei seinem Volk jenes militärische Hochgefühl, das noch unter den römischen Kaisern nachzuklingen scheint. Auch hellenische Söldneroffiziere unterstützten ihn übrigens bei seinen Neuerungen im Kriegswesen, und überhaupt hielt er sich neben dem makedonischen Heere immer auch Soldtruppen und verwandte solche für diese oder jene Unternehmung etwa auch allein.

Im übrigen war in diesem Heere das eine und alles Philipp selbst. Beständig lebendig, auch wenn es ihm zeitweise diente, den Toten zu spielen, war er überall da, wo seine Anwesenheit not tat. Immerhin verwandte er in seinem Dienste auch Feldherren; an solche war er aber streng in seinen Ansprüchen, er soll die Athener einmal ironisch glücklich gepriesen haben, weil sie jährlich zehn Strategen zu wählen vorfänden, während er in so vielen Jahren nur einen, den Parmenion, fand.

Von großen Griechen genügte ihm, nachdem sein Vorfahr Archelaos einst alle möglichen Zelebritäten nach Makedonien berufen hatte, der eine Aristoteles. Diesem vertraute er bekanntlich durch einen ganz besonderen Entschluß die Bildung seines Sohnes an, förderte aber auch seine Forschung, wie es keiner Polis eingefallen wäre, indem er ihm die Mittel sowohl für viele sonstige als auch besonders für die zoologischen Untersuchungen gewährte. Ob er zu ihm wirklich auch noch Isokrates bei sich zu haben wünschte, ist sehr fraglich.

Und nun stand neben ihm seine Gattin Olympias von Epirus, mit der er sich in seiner Jugend vermählt hatte, nachdem die beiden sich als Kinder bei den samothrakischen Weihen kennengelernt hatten. Diese orgiastische und opferkundige Frau hatte ihre schrecklichen Seiten, und am Tode ihres Mannes ist sie wahrscheinlich mitschuldig gewesen; aber sie muß ein ganz außerordentliches Weib gewesen sein, fähig, die Mutter des allerseltensten Menschen zu werden. Freilich hatte Philipp auch noch andere Verbindungen. Eben die Polygamie, welche eine Hauptursache der furchtbaren

Tradition des Königsmordes im makedonischen Temenidenhause war, sollte auch ihm verhängnisvoll werden. Überhaupt mochte es an seinem Hofe oft wild hergehen. Aus Hellenen und Nichtgriechen soll er sich eine schreckliche Gesellschaft gebildet haben, und besonders die Griechen, die er um sich hatte, waren, wie man meinte, ein zusammengelaufener Auswurf von Mördern, Räubern und Wüstlingen. Von seinem Herumtreiben an Gelagen, seiner Possenreißerei, seinem Tanzen und Schwärmen und seinen vielen Räuschen erzählte man sich alles mögliche. Diese Dinge täuschten den Blick der pathetisch gerichteten Griechen. Allerdings mochte er manchen Schurken um sich haben; er duldete aber eben nur diejenigen, die er für seine Zwecke brauchte, und wußte sich der schlimmsten Elemente weislich zu entledigen. Es hätte in dieser Beziehung den Griechen zu denken geben können, daß er eine „Verbrecherstadt" (πονηρόπολις), Kalybe, hatte, wo er gegen zweitausend falsche Zeugen, Sykophanten usw. zusammensperrte, lauter Leute, die er hätte töten können, die er aber vorzog auf diese Weise unschädlich zu machen, wie ja auch die Thraker die Tötung von Menschen vermieden. Was aber das wüste Treiben betrifft, so mag stark ins Gewicht fallen, daß Theopomp, der diese Schattenseiten gut kannte und auch wohl in übertreibender Weise schilderte, gleichwohl zu dem Gesamturteil gekommen ist, Europa habe überhaupt noch nie einen solchen Mann hervorgebracht. Dieser rastlos tätige König, der sich nie schonte und auf die Menschen außerordentlich, ja dämonisch wirkte, dürfte vieles nur obenhin mitgemacht haben, um die anderen desto besser ausforschen zu können.

Wenn wir nun nach Philipps vermutlichem politischen Programme fragen, so ist wohl gewiß, daß er eine mächtige hellenische Kraft zusammenbringen und damit den Kampf gegen das morsche Perserreich aufnehmen wollte. Zu diesem Zwecke alle hellenischen Poleis einzeln zu unterwerfen, war, wie er wohl wußte, unmöglich; er hätte damit sein Leben zubringen müssen; auch hatte er keineswegs die Unterwerfung von ganz Griechenland nötig, sondern nur die der Länder etwa bis Böotien und die Ohnmacht des übrigen Hellas und des Peloponnes, die durch Bezahlung von Parteien und durch eine Anzahl von Besatzungen in Ruhe gehalten werden mochten. Hatte man einmal die persischen Schätze, so wäre denkbar gewesen, daß durch Söldnerwerbung die Eroberung auch des äußersten Westens möglich geworden wäre; indes soweit dachte der praktische Philipp kaum. Schon für die näheren Zwecke mochte er sich die Schwierigkeiten nicht zu klein ausmalen; denn er täuschte wohl andere, aber — zum Unterschiede von den Griechen — niemals sich selbst. Nun folgt also jene merkwürdige Laufbahn gegenüber den von ihm vollkommen durchschauten Hellenen: Nachdem er durch den Sieg über die Illyrier die erste große Grundlage für seine Macht gelegt hat, gewinnt er zunächst durch die Eroberung von

Amphipolis die Herrschaft über die wichtige Strymongegend mit ihren Goldbergwerken, eröffnet sodann Makedonien nach der See, indem er die mit Athen verbündeten Küstenstädte wegnimmt, benützt den Heiligen Krieg, um sich als „Retter" Thessaliens vor den pheräischen Tyrannen und deren phokischen Helfern zum Führer und Leiter Griechenlands aufzuwerfen, macht dann, um im Norden den stärksten Widerstand zu brechen, das sehr mächtige Olynth und seine Bundesgenossenstädte auf der Chalkidike dem Boden gleich, greift auf den böotischen Hilferuf von neuem in den Heiligen Krieg ein, bewilligt Phaläkos mit seinen Söldnern freien Abzug, bestraft die Phokier, wird Amphiktyone, tritt daneben, indem er die übrigen Peloponnesier vor Sparta beschützt, in Thebens Fußstapfen und arbeitet zwischenhinein immer wieder in Illyrien und Thrakien an der Erweiterung seiner Macht über die nördlichen Stämme. Dabei ist sein beständiger Grundsatz: Alle gewinnen, die Guten brauchen, die Bösen mißbrauchen; diesen befolgt er mit stauenswerter Virtuosität, so daß ihm die meisten nicht widerstehen können. Vor allem kauft er sich überall Personen und Parteien. Daß die Rednerbühne eine goldene Ernte sei, war ein Satz, der in Griechenland schon lange Geltung hatte. Man brauchte Geld, um anständig zu leben, und daß man sich bezahlt machte, so gut man konnte, galt als eine verzeihliche Nervenschwäche. Daß nun aber das Geld von draußen ebenso angenehm klingen konnte wie das, welches man sonst gewann, leuchtete doch vielen nicht ein, und nun fing, besonders nach der Einnahme Olynths, das selbst durch den Verrat zweier Führer der Bürgerschaft gefallen war, makedonisches Gold überall bei den einflußreichen Persönlichkeiten seinen Weg zu finden an; wer in den Städten davon nahm, hieß Philipps Gastfreund und Vertrauter, und bei Festen wie dem, da er für diesen Erfolg dem olympischen Zeus dankte, übte er eine allgemeine Blendung aus, die ihm solche in Masse zuführte.

Vortrefflich führt er auch die Rolle eines Beschützers des delphischen Orakels durch. Schon, da ihm (352) die Athener den Durchmarsch durch die Thermopylen wehren, kehrt er in sein Land mit dem Erfolge zurück, seine Herrschaft durch seine Taten und seine Frömmigkeit gegen die Gottheit gehoben zu haben; bei seiner späteren Intervention (346) sieht er dann vor allem darauf, daß es ja das Aussehen habe, als gedächte er nur der Rache für das beraubte Orakel, und weiß auch nach der Kapitulation und dem (gewiß nicht nach dem wahren Geschmack der griechischen Verbündeten bewilligten) Abzuge des Phaläkos meisterhaft den Scheinrespekt gegen die Amphiktyonen zu wahren, indem er diesen die Gesamtentscheidung über alle zu erledigenden Fragen überläßt; daß sie denn auch sogleich ihn und seine Nachkommen in ihren Kreis aufnehmen, und zwar sogar mit dem Recht auf zwei Stimmen, ist schon die

Vorbereitung zur späteren Anführerschaft über alle Hellenen, die ihm eben wegen seiner Frömmigkeit zuteil geworden sein soll.

Wichtig ist, daß mit Philipps Auftreten die erbärmlichen Beziehungen zu Persien und dessen Oberrichtertum in hellenischen Dingen aufhörten, in welches sich nicht nur Sparta beim antalkidischen Frieden, sondern auch Theben bei der Gesandtschaft des Pelopidas hatte fügen müssen, indem der Großkönig entschied, die Hellenen seien autonom und Messene solle wiederhergestellt werden. Wie nun aber nach dem Abschluß des Philokratesfriedens (346), als Philipp „der Freund Athens" geworden, der alte Isokrates in seinem „Philippos" den Perserkrieg empfiehlt, ist doch wieder für die Griechen sehr charakteristisch. Der Redner stellt ernsthaft das Programm auf, der künftige Anführer der Hellenen solle vorher die vier Hauptstaaten derselben: Athen, Sparta, Theben und Argos, deren damalige Feindschaft in und unter sich er ganz richtig einen Wahnsinn nennt, unter sich versöhnen und in ihrem Innern beruhigen, eine Arbeit, womit wohl nicht nur Philipps Leben, sondern auch das von drei oder vier Nachfolgern umsonst hätte hingebracht werden müssen, ehe nur ein Schritt gegen Persien geschehen wäre. Beherrschen aber sollte er die Städte beileibe nicht, weil sie (107) „nicht gewohnt seien, Alleinherrschaft über sich ergehen zu lassen"; vielmehr denkt er sich Philipps Waltung in drei Abstufungen, die er (154) gegenüber einem solchen Manne die Naivität hat mit dem Satze zu empfehlen: „Ich sage, du sollst den Hellenen Wohltaten erweisen, die Makedonier als König (βασιλεύειν) und möglichst viele Nichtgriechen als Herr beherrschen (ἄρχειν)." Es will nun zwar immerhin schon etwas heißen, daß dieser Unterschied zwischen zwei Arten der Herrschaft gemacht wird; auch scheinen dem Redner schon Lichter über den makedonischen Royalismus aufgegangen zu sein, indem er dem König großen Ruhm für den Fall verspricht, daß er die Hellenen so gestimmt haben werde, wie die Lakedämonier es gegen ihre Könige und seine eigenen „Gefährten" (die Makedonier überhaupt zu nennen erlaubt der attische Hochmut nicht) gegen ihn seien. Aber das „freie" Bündnis griechischer Poleis mit Makedonien gegen Persien, das er nun möchte, war an sich ein lächerlicher Gedanke. Philipp hätte lange warten können, bis sich in den Hellenen eine Art von Royalismus gebildet hätte; ein praktisches Verhältnis oder Bündnis aber ist mit der Petulanz von Existenzen, wie diese Poleis waren, überhaupt nicht möglich. Bekanntlich war es ja auch nicht einmal mit der Popularität der Expedition gegen Persien bei den Griechen sehr weit her, so lockend Isokrates dieselbe ausmalt, indem er Philipp in Aussicht stellt, er könne entweder ganz Persien nehmen, oder, wie einige sagen, sich auch mit der Einnahme Kleinasiens von Kilikien bis Sinope, also dem „kleineren Projekt", begnügen. Und nun werden alle diese guten Ratschläge in einer Schrift erteilt, deren Verfasser (73 ff.)

sagen muß, daß Philipps Macht in dem eigenen Athen ein Gegenstand des stärksten Mißtrauens sei, weil die Gegner (d. h. die Partei des Demosthenes) mit der Behauptung, dieselbe werde nicht für, sondern über Hellas vergrößert, die Menge mitrissen, und der ferner (129) ehrlich zugibt, daß seine Vaterstadt sich weniger um das kümmere, was er, als um das, was die auf der Rednerbühne Tobenden sagen. Philipp bekam die Rede und las sie: man mag denken, was er dazu für „bomolochische" Gesichter schnitt.

Sehr genau beobachtet Demosthenes Philipps unheimliches Hereinragen in die griechischen Verhältnisse und hat es meisterhaft und bis auf den heutigen Tag erschütternd dargestellt. Er weiß, daß auf des Königs Seite die Taten, auf der der Athener nur Worte sind, daß diese selbst ihn groß gemacht haben und, wenn ihm ein Unglück geschähe, durch ihre Nachlässigkeit rasch einen anderen Philipp schaffen würden, er dankt den Göttern, daß sie den König als einen Aufrüttler gesandt haben, ohne den man von Staats wegen in das tiefste Lotterwesen versänke; auch weiß er trefflich dessen Handlungsweise und seine Ziele zu charakterisieren, am vollständigsten in der dritten Philippika, wo er z. B. (10) mit Berufung auf Olynths Schicksal ausführt, wie Philipp, selbst wenn er in vollem Marsche auf Attika und den Piräus wäre, nicht zugeben würde, daß er der Angreifer sei, und wie für ihn zum Unterschiede von der altväterischen Kriegführung im Peloponnesischen Kriege Sommer und Winter keinen Unterschied ausmache; auch operiere er ohne Hoplitenphalanx gerne mit leichten Truppen, Reitern und Söldnern, und wenn ihm dann von den an inneren Schäden krankenden Städten kein rechter Widerstand entgegengesetzt werde, sei er auf einmal mit Belagerungsmaschinen zur Hand; entscheidende Schlachten gelängen ihm besser als den Griechen, und deshalb müsse man ihn zu Hause beschäftigen usw. (47 ff.). Aber bei aller dieser Einsicht weiß Demosthenes noch immer nicht, was für ein König und Kriegsherr Philipp ist. Er ist ihm in der gleichen Rede (31) kein Hellene und nicht einmal ein Nichtgrieche aus einem Lande, das man mit Anstand nennen kann, sondern ein entsetzliches Wesen aus Makedonien, von wannen man früher nicht einmal einen ordentlichen Sklaven bekommen konnte (was, beiläufig gesagt, für die Makedonier eher schmeichelhaft war). Auch baut der Redner viel zu sehr auf Philipps Verhaßtheit in seinem nordischen Reich; er glaubt gerne an die Möglichkeit einer Empörung der Thessalier, Illyrier und Thrakier und meint, durch die vielen Kriege sei die Herrschaft über die Makedonier nur unsicherer geworden; seine Leute hätten keinen Anteil an der Ehre der Erfolge, sondern nur die Plage von allem, sie würden jedes Privatdaseins beraubt und durch den Krieg vom Handel abgesperrt, aus welchem allem hervorgeht, daß Demosthenes die Makedonier ganz beurteilt, als wären es Athener, für welche dergleichen allerdings ein Unglück sein

konnte, und daß er, weil er nur den athenischen Individualismus kennt, von derjenigen Philotimie, die im makedonischen Hauptquartier lebte, keine Ahnung hat. Auch aus der Verworfenheit von Philipps Umgebung zieht er den falschen Schluß, der erste Unfall werde dessen Ohnmacht enthüllen; er kann ihn offenbar nicht von den Tyrannen unterscheiden und nennt ihn auch beiläufig so. Und dazu kommt der Generalirrtum, daß eine auf tiefen Egoismus, Lüge und Gewalttat gebaute Herrschaft nicht solid sein könne, als ob in der Regel die Mächte der Erde auf etwas anderes gebaut würden. Demokratien freilich mögen mit dieser Manier zugrunde gehen; wenn aber eine Großmacht soll geschaffen werden, so geschieht dies in der Regel nicht bei schönem Wetter, sondern geht unter entsetzlichem Gewitter vor sich.

Und nun ist es allerdings an dem, daß Philipp alle Eide brach, alle Verträge mit Füßen trat und jeden Verrat kaufte. Will man ihm aber irgendwie gerecht werden, so muß man bedenken, daß auch die Griechen damals die größten Eidbrecher waren und sich nicht hätten einbilden dürfen, ein Privilegium hierfür zu haben. Auch daß jeder Mensch seinen Preis habe, um den er könne gewonnen werden, war eine Maxime, die Philipp eben nur aussprechen konnte, weil die Griechen so überaus käuflich waren; allein ist er da jedenfalls nicht schuldig. Aber allerdings lernten die Griechen durch ihn eine Diplomatie kennen, die ihnen entsetzlich war. Mit ihren beständig redenden, Psephismen fassenden und alles Interesse verpuffenden Volksversammlungen waren sie gegenüber einem solchen Praktiker vollkommen hilflos. „Er war selbst, was für den Krieg das Allerwichtigste ist, unumschränkter Gebieter über seine Leute, und sodann hatten diese die Waffen beständig in der Hand. Ferner war er reich an Geldmitteln und führte aus, was er beschlossen hatte, ohne es in Psephismen zum voraus zu verkünden und öffentlich zu Rate zu gehen, ohne auch von den Sykophanten vor Gericht gezogen und mit Klagen wegen Gesetzwidrigkeiten verfolgt zu werden und ohne überhaupt irgend jemand verantwortlich zu sein, sondern indem er mit einem Worte allein die Macht, Führung und Entscheidung über alles hatte", sagt nach seinem Tode kein Geringerer als Demosthenes. Um uns die ganze Überlegenheit seiner Situation vor Augen zu stellen, brauchen wir dazu nur noch an die schlaffen Bürger- und unzuverlässigen Söldnerheere der Griechen sowie an deren durch die Sykophanten bedrohten Strategen zu denken. So konnte er denn handeln, indes sie politisierten, konnte, weil er ein König war, auch etwa einmal einen Schritt zurücktun, und machte sich nichts daraus, daß die Feinde ihn recht schwarz malten, während er sie betörte.

Unter diesen Umständen ging Griechenland, weil eben Demosthenes für Philipp nicht zu kaufen war, dem entscheidenden Kriege entgegen. Daß es hier zu einer Feldschlacht gegen die Athener und

Thebaner kommen mußte, war diesem gewiß nicht bequem. Da es aber einmal so kommen mußte, rechnete er Demosthenes und die Athener aus und richtete sich auf den nötigen Schlag gegen die verbündeten griechischen Bürgerheere ein; mit seinen dreißigtausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferd war er hiezu stark genug; ob er wirklich unmittelbar vor Chäronea geglaubt hat, die Thebaner noch auf seine Seite zu bekommen, ist doch zweifelhaft. Und nun hatte er bei seinem Siege das große Glück, die beiden größten Poleis nicht etwa nur durch Schlauheit und Ausnützung ihrer Lauheit zu überwinden, sondern nachdem sie ihren letzten Enthusiasmus umsonst aufgewandt hatten. Jetzt konnte Theben zu einer böotischen Landstadt degradiert, Sparta tief gedemütigt, Athen durch Freundlichkeit gewonnen und Philipp auf der Tagsatzung von Korinth zum Heerführer der Hellenen gegen Persien erhoben werden, für welchen Perserkrieg den eigentlichen Titel die Vergeltung der Tempelverwüstung des Xerxes abgeben mußte, trotzdem das griechische Pathos damals gerade nicht von dem Gegensatz gegen Persien zehrte. Die Hellenen wurden durch makedonische Besatzungen zu Theben, Chalkis, Korinth und Ambrakia in Gehorsam gehalten, und schon standen makedonische Truppen auf kleinasiatischem Boden, als Philipps Ermordung zu Ägä dem Unternehmen scheinbar ein Ende bereitete; man ahnte im Augenblicke nicht, daß Alexander das ganze politische Vermächtnis seines Vaters erfüllen würde.

Mit Philipp war Hellas in die Botmäßigkeit eines solchen gekommen, der anders verfuhr als alle bisher bekannten Tyrannen, ja als Hellenen überhaupt: Vernichtend, wo es diente, sonst aber fähig, die vorhandenen Kräfte nicht zu fürchten, sondern in seinen Dienst zu nehmen. Neben ihm sinken langweilige Zelebritäten wie Agesilaos ins Dunkel; dafür regt sich auf einmal eine merkwürdige Sympathie gebildeter Griechen für das Monarchische; von dem äußeren Griechenland, das sich an seinem Hofe bildete, gibt bereits Isokrates im „Philippos“ (19) zu, daß es aus nicht unbekannten und nicht unverständigen Männern bestanden habe, und daß deren Umgang ihm bei Erweiterung seiner Herrschaft sehr nützlich gewesen sei. Man griff es mit Händen, daß dieser Mensch vollkommen der Schöpfer seines eigenen Glückes war, indem er, aus tiefster Gefahr emporgekommen, seinen Staat neu organisiert, sein Heer geschaffen und ein Reich gegründet hatte, wie das makedonische nun war; aber freilich mit der hellenischen Polis im alten Sinn hatte es nun ein Ende.

Schließlich möge noch an eine Reihe von Anekdoten und geistvollen Worten erinnert werden, in welchen bei Philipp ein auffallender Zug der Milde und Herzlichkeit, ja hie und da selbst der Größe zutage tritt. So ließ er sich im Siege sein Glück nicht zu Kopfe steigen oder doch nur in jenem kurzen Moment, da er das Psephisma des Demosthenes singend parodierte, und setzte nach

einer Nachricht nicht einmal ein Tropäon. Am Ende könnte die Geschichte doch echt sein, daß er sich in seiner Siegestrunkenheit durch eine Bemerkung des gefangenen Demades habe zurechtweisen lassen, und, indem er den Kranz abtat und allen Jubel einstellte, die attischen Gefangenen ohne Lösegeld entließ; nur merkten die guten Athener nicht, daß er bloß Kraft sparen wollte, indem er ihnen schmeichelte. Ein schöner Zug ist es ferner, wie er bei mehreren gleichzeitig eintreffenden Glücksnachrichten die Tyche um ein kleines Unheil bittet, und sehr fein die Art, wie er sich zu Leuten stellt, die ihn lästern, indem er sich z. B. den athenischen Demagogen zu Dank verpflichtet erklärt, weil sie ihn durch ihr Schimpfen dazu provozieren, sie durch die Tat zu widerlegen, oder einen Schmähsüchtigen deshalb nicht vom Hofe fortjagt, damit er seine Bosheit nicht in weitere Kreise bringe, oder sich, statt wie die Griechen bei jedem Hohn und Widerspruch entsetzlich zu leiden und böse zu werden, den betreffenden Mann einfach ansieht und kauft. Als Richter über zwei Bösewichter gebietet er dem einen einfach, sich aus Makedonien fortzumachen, dem anderen, jenen zu verfolgen. Seinem Sohn empfiehlt er, sich bei den Makedoniern beliebt zu machen, solange er noch freundlich sein dürfe, indes ein anderer König sei. Von Herz und Diskretion zeugt es, wenn er einem alten thebanischen Gastfreund aus seiner Jugend, der nichts von ihm annehmen will, sagt: Raube mir nicht meine Unbesiegbarkeit, indem ich dir an Gefälligkeit unterläge, oder wenn er seinen Schmerz ausspricht, weil er einem seither Verstorbenen erwiesenes Gutes nicht mehr erwidern kann.

Gewiß von höchstem Interesse war für Philipp die Bekanntschaft mit dem jüngeren Dionys in Korinth. Nachdem viele Reden dahingeströmt waren, stellt der König endlich die Frage, wie es gekommen, daß Dionys die große, vom Vater ererbte Herrschaft nicht habe behaupten können, und erhält die bekannte Antwort, daß dieser ihm alles übrige, nur nicht sein Glück hinterlassen habe.

Philipp soll sich seit Chäronea jeden Morgen von einem Diener haben zurufen lassen, er sei nur ein Mensch, und wie er den sich als Zeus gebärdenden Menekrates verhöhnte, haben wir oben gesehen. Obschon er sehr Wunderbares für möglich hielt, wehrte er sich gewiß solange als möglich gegen Vergötterung. Und nun ist freilich nicht zu leugnen, daß er zu Ägä am Morgen seiner Ermordung sein Bild als Gott der Pompa der zwölf Götter auf einem dreizehnten Wagen folgen ließ; daß ihm persönlich aber damit Ernst gewesen sei, können wir nicht glauben.

Indem wir nun zur Betrachtung des damaligen griechischen Privatlebens übergehen, beginnen wir mit einem Phänomen, das uns schon früher mehrfach beschäftigt hat, der Abwendung vom Staate. Es gab eine alte theoretische Überzeugung, daß es „unschicklich“ sei, wenn man außerhalb seiner Heimat lebe, und die Gesetz-

gebung und Praxis tyrannischer Poleis tat gewiß das übrige, damit man das zwangsweise Bleiben gerne antiquarisch beschönigte. Mit der Zeit fiel es dann allerdings auf, daß schon Simonides nach Sizilien gegangen, Äschylos ebendort und Euripides in Makedonien gestorben war, Herodot in Thurii gelebt hatte. Aber geschehen war es eben, und nun mochte das Flüchten außer Landes von dem Zwangsstaate, solange derselbe dauerte, immerhin, wie in den Jahren 1793 und 1794 die Emigration, als ein Verbrechen geahndet, und wenn es vollends als eine Flucht vor dem Kriegsdienst eingeklagt werden konnte, in wilder Rede, wie der des Lykurg gegen Leokrates, als todeswürdig bezeichnet werden, die Staatsflucht ließ sich dadurch nicht aufhalten, und schlimm war für die Polis, daß auch die Bedeutendsten, welche dablieben, doch ihrem Pathos, wovon sie zu leben vermeinte, so gründlich aus dem Wege gingen. Um von ihr nicht verschlungen zu werden, was das Los derjenigen war, die recht „tugendhaft" geworden waren und dabei im Staate leben wollten, blieben allerdings die Klügeren daheim und ließen über sich ergehen, was da kam; aber sie verfügte, gerade weil sie ihre Macht über alle Begriffe hinaufgeschraubt hatte, über den inneren Menschen nicht mehr; die Phantasie der Leute entwich ihr und weilte bei Philosophie, Lebensgenuß und wo immer sonst.

So tritt uns nun in der Gestalt des Isokrates die leibhafte Eloquenz als Privatbeschäftigung entgegen. Unter den drei Ruhmestiteln, die er hinterlassen haben soll, soll auch der der höchsten Sophrosyne gewesen sein, „weil er sich vom Staate ferngehalten und dabei beharrt habe, mit den bürgerlichen Angelegenheiten nichts zu tun zu haben". Sein freiwilliger Tod bei der Kunde von Chäronea erschien daneben freilich als der höchste Beweis von Freiheit. Besonders aber tritt uns die Abwendung vom Staate in Verbindung mit der negativen und (in den Utopien) positiven Kritik desselben bei den Philosophen entgegen. Wir haben bei Betrachtung der freien Persönlichkeit gesehen, wie die Freiheit zum Teil gerade darin besteht, daß man sich um seine Polis nicht kümmert; ist man dazu gar noch arm, so kümmert sie sich auch nicht um einen. Diesen Weg geht einer nach dem anderen. Was Plato betrifft, so haben wir von ihm jenen denkwürdigen Satz über den Philosophen, der die Straße zur Agora und Pnyx nicht kennt, Antistehenes und Diogenes stellen sich ganz und gar als Kosmopoliten dar; besonders kommen hier auch Aristipp und die Sekte der Hedoniker in Betracht; der abgeschmackte philiströse Egoismus erklärt aus ihrem Munde, daß der Philosoph überall ein Fremder sei. Und nicht minder schlägt das (an und für sich auf vieles Reisen angewiesene) sammelnde Wissen diese Richtung ein. Demokrit, Hippokrates und Eudoxos und von den Historikern Ephoros und Theopomp finden sich hier zusammen; der große Aristoteles ließ das aktive Athen ganz beiseite, gelangte aber durch seine theoretische Betrachtung

des Staates zur Anerkennung mehrerer berechtigter Staatsgestalten und steht so nicht bloß außerhalb des konkreten Staates, sondern über demselben; bei Epikur endlich, der sich mit seiner Aufforderung, im Verborgenen zu leben, nicht nur dem Staat, sondern auch der Notorietät entzieht, ist Staatsverachtung und Menschenverachtung beisammen, vielleicht auch Sorge vor der Bosheit der Menschen und ihrer geringen Neigung und Fähigkeit, andere (und namentlich ausgezeichnetere) glücklich zu machen oder auch nur deren Glück zu dulden.

Eine besondere Form, die die Abwendung vom Staat in dem demokratischen Athen annimmt, ist das Preisen des in alter Zeit Eingerichteten und seither stationär Gebliebenen, der demokratischen Entwicklung Entzogenen, vor allem Ägyptens, wozu noch die große Begeisterung aller Oligarchen für Sparta kommt, in welchem man dann eine Nachbildung Ägyptens sah. Diese Philägyptie findet sich nicht nur bei Plato, der dafür bekannt ist, sondern auch Isokrates redet bei Gelegenheit so. Man wird an die Vorliebe einiger Aufklärer des 18. Jahrhunderts für China erinnert, wenn man im Busiris (15 f.) auch das Kastenwesen als weise Einrichtung eines Ur-Reichsgründers und Gesetzgebers gepriesen sieht und (20) liest, daß man in Athen das Leben am glücklichsten hinbringen würde, wenn die einen nach ägyptischer Einrichtung das Arbeiten, die anderen (nämlich die Kriegerkaste) das Erhalten des Besitzes zur Aufgabe hätten; auch die ägyptische Frömmigkeit erhält (24), wie bei Plato, ihr spezielles Lob.

Schließlich waren aus besonderen Gründen dem Staate die Heimatlosen (πλανώμενοι) und die Söldner entzogen; die vielen aber, welche in ihm noch mitlebten, hatten nur die Wahl, unglücklich oder ruchlos zu sein.

Auch eines anderen Ideals war man nunmehr müde geworden, nämlich des agonalen. Hatte man schon im 5. Jahrhundert den Agon des gegenseitigen Sich-im-Staate-Überbietens kennengelernt und sich damit auf ganz andere Weise als früher zugesetzt, so machten sich jetzt andere, das Agonale zurückdrängende Mächte noch in höherem Maße geltend. Freilich die Gymnastik hielt sich fortdauernd als ein wesentliches Lebenselement aller liberal Geborenen, und Aristoteles muß sogar etwa einmal gegen das hie und da vorkommende Übermaß der gymnastischen Erziehung kämpfen, das Schönheit und Gesundheit verderbe, oder auch gegen deren zu frühen Betrieb, welcher auf Kosten der allgemeinen Ausbildung des Leibes geschehe. Auch sieht man nicht, daß das eigentlich Agonale formal nicht vollkommen fortgedauert hätte, wofern nicht eine Katastrophe wie der Heilige Krieg die Sache unterbrach. Wenn der Olympionike in seine Vaterstadt einzog, lief noch immer das ganze Volk zusammen, um ihn von den Dächern usw. zu beschauen; auch fiel der fabelhafte Riese und Kraftmensch Polydamas wenigstens

noch in die Wende des Jahrhunderts. Aber ein wirklicher Ruhm war doch nicht mehr, wie früher, mit diesen Dingen zu gewinnen, und auch für irgendwelche Lyrik, Chöre u. dgl. wird kaum jemand die Kosten übernommen haben. Selbst gegen das Wagenrennen existiert ein direktes Wort der Verachtung schon von Plato; als sich nämlich Annikeris von Kyrene darauf viel zugute tat (es ist derselbe, der ihn in Ägina aus der Sklaverei loskaufte) und, um ihm seine Kunst zu weisen, tadellos in der Akademie herumkutschierte, und alle denselben bewunderten, meinte er, wer auf so kleine und unwerte Dinge so viel Ernst wende, könne unmöglich seinen Ernst irgendwelchen großen widmen. Zumal aber hatte in den meisten Gegenden Griechenlands niemand mehr die Lust und die Mittel dazu, mit der alten agonalen Pracht an den Olympien usw. aufzutreten, schon deshalb, weil die Reichen an gar zu vielen Orten einer systematischen Verfolgung unterlagen, und man darum froh sein mußte, wenn nur in der Heimat den Choregien usw. genügt werden konnte. Bei solcher Lage der Dinge fuhren mit Viergespannen wohl meist Leute der griechischen Außenlande, und so konnte selbst der ältere Dionysios auf die Idee kommen, jetzt wäre das Feld für ihn offen, den Gelon und Theron zu spielen. Der böse Tyrann sandte (388) zu den Olympien seinen Bruder Thearides mit mehreren Viergespannen, die es an Schnelligkeit allen zuvortaten, und für die Festversammlung mit Gold durchwirkte und mit den kostbarsten bunten Tüchern geschmückte Zelte. Er sandte auch die tüchtigsten Rhapsoden zum Vortrag seiner Dichtungen, und wirklich lief anfänglich wegen der schönen Stimme der Vortragenden alles zusammen. Hernach aber, als man die Miserabilität der Dichtungen innewurde, verlachte man den Dionysios, ja die Verachtung stieg so weit, daß einige seine Zelte ausraubten. Der anwesende Redner Lysias aber rief die Menge an, sie möchte die von der gottlosesten Tyrannei hergesandten Theoren gar nicht bei den heiligen Agonen zulassen, und als der Agon gleichwohl vollzogen wurde, geschah es zufällig, daß von den Viergespannen des Dionysios die einen aus der Bahn hinausflogen, die anderen aufeinander trafen und zerschmettert wurden. Bezeichnend ist bei dieser Geschichte, ob sie nun wahr sei oder nicht, daß sich bei den Griechen sofort der Konsensus bildet: „Rosse, Wagen und Zelte sieht man gerne; aber seine schlechten Verse pfeifen wir ihm aus." Im übrigen aber läßt sich daraus schließen, daß es damals auch in Olympia ziemlich demokratisch und der attischen Theatrokratie entsprechend zuging.

Und nun die Athleten. Schon der Mißkredit der ganzen Spartanerei seit Leuktra mochte etwas zum Sinken alles gymnastisch Agonalen beitragen. Vor allem machten sich aber jetzt die wirklichen Militärs nichts mehr aus ihnen. Epaminondas verlangte, der Leib des Hopliten solle nicht sowohl athletisch als soldatisch geübt sein. Und auch die Philosophen gaben nichts auf sie. Eine direkte

Verleugnung des Agonalen liegt in der Lehre aller Hedoniker, von Aristipp abwärts bis Epikur; mit dem angenehmen Leben ist das Immer-der-Erste-sein-Wollen a priori unverträglich. Aber auch Diogenes war den Kraftmenschen sehr aufsässig. Während er den Söhnen des Xeniades, seinen Zöglingen, eine gute gymnastische Erziehung gab, verfolgte er die Berufsathleten mit seinem Witz auf alle Weise. Als man ihn fragte, warum sie so unempfindlich (ἀναίσθητοι) seien, antwortete er: Weil sie ganz aus Schweine- und Rindfleisch aufgebaut sind; und als er einen ungeschickten Ringer sah, welcher Arzt geworden war, fragte er ihn: Du willst wohl deine ehemaligen Besieger herunterkriegen? Daß Plato selbst noch an den Isthmien gerungen und gesiegt habe, wie die Biographen melden, möchten wir bezweifeln. Mit der Zeit jedenfalls bildete sich in Athen eine derartige Geringschätzung des agonalen Wesens aus, daß (332) die Stadt, welche zu einer Buße verurteilt war, weil ein gewisser Kallippos seinem Gegner den Sieg beim Pentathlon abgekauft hatte, die Sache erstlich nicht einfach mit Geld abmachte, sondern sich den Spaß erlaubte, ihren ersten Prozeßredner, Hyperides, nach Elis zu schicken, um auf Erlaß der Buße zu plädieren, und sodann, als die Elier hierauf nicht eingingen, gleichwohl nicht zahlte, sondern sich ohne weiteres von den Olympien ausschließen ließ. Erst als Delphi, das man sich aus irgendeinem Grunde offen halten wollte — ohne Zweifel auf Schritte der Elier hin —, die Erklärung gab, der Gott werde den Athenern, bis sie bezahlt hätten, keinen Bescheid mehr geben, erstellte man sechs Straf-Zeuse, deren Aufschriften Pausanias las. Auch der junge Alexander hatte sich übrigens, obwohl er ein Schnelläufer war, das Laufen in Olympia verbeten und überhaupt nichts von den Athleten gehalten. Er stiftete Kampfpreise für Musisches, Jagd und Fechten, aber weder für Faustkampf noch für Pankration.

Was im 5. Jahrhundert der Hauptagon gewesen war, nämlich die wetteifernde Geltendmachung im Staat, war damals den Leuten allerdings vielfach auch schon verleidet; die Ruhmsucht hatte ihre schrecklicheren Auswege gefunden, von denen wir bereits gesprochen haben; das Gebiet des Wetteifers aber war jetzt am ehesten der Witz, durch den eine Menge von Individuen bekannt wurden. Im übrigen nehmen jetzt Berühmtheiten im Schlemmen u. dgl. überhand, d. h. in dem denkbar antiagonalsten Treiben, wofern man nicht den Wetteifer ins Schlemmen selbst verlegte. Und ferner war auch der Reichtum schon sehr der Hauptmaßstab für die Persönlichkeiten: Ein junger Ionier tritt in Athen mit goldbesäumtem Purpurgewand einher; man fragt ihn nach seiner Heimat und er antwortet: „Ich bin reich."

Und nun der Stand der geistigen Dinge. Was die Philosophie betrifft, so ist sie im 4. Jahrhundert entschieden eines der großen Phänomene der Zeit. An der Stelle der Polis, die den Denkenden

verleidet, und der Religion, deren mythische Grundlage zersetzt ist, während man in dem beginnenden Monotheismus nur erst einen sehr dubiosen Ersatz gewonnen hat, sucht sie sich samt ihren Schwestern, der Sophistik, der Rhetorik, ja der Wissenschaft überhaupt, des Lebens zu bemächtigen; sie hat Demokrit, Plato und Aristoteles aufzuweisen, Wissen und Denken sind in ungemein hoher Blüte, und auch das gefährdete, an Verfolgungen reiche Leben ist ihnen nicht ungünstig.

Da nun die Philosophen neben den Staatsmännern und Kriegsleuten die wahren Zelebritäten der Zeit werden, stellt sich ganz konsequent sofort auch die Übersetzung und Verfälschung des Faches durch Unwürdige und Prahler ein. Was Lucian ein halbes Jahrtausend später (z. B. in „De mercede conductis") geschildert hat, das macht sich jetzt in seinen Anfängen geltend und wird uns in dem kurzen, aber wichtigen Fragment des Isokrates vorgeführt, dem der Titel „Gegen die Sophisten" beigelegt worden ist. Darnach muß — vielleicht in der Zeit von Platos höchster Blüte — neben den wirklichen Philosophen eine Masse von Leuten gediehen sein, welche allenfalls noch als Philosophen galten, aber als Erzieher, Rhetoren usw. in der ganzen Welt lebten und es, indem sie weder als Philosophen noch als Rhetoren etwas Rechtes verstanden, durch das Mißverhältnis ihrer Ansprüche zu ihrem Wissen dahin brachten, daß sich beim profanen Publikum eine Verachtung gegen diese ganze Bildung einzustellen drohte. Isokrates mag nun gegen sie allerdings ein bißchen pro domo sprechen, indem es Konkurrenten sind, auf die er schilt, und zwar Leute, welchen er in gewisser Beziehung recht sehr glich; man fühlt leicht durch, daß seine tiefe Abneigung zum Teil daher kommt, daß sie ihn unterboten. Indes muß es jedenfalls eine Generation dieser Art gegeben haben, welche die Erziehung durch Rede zur Rede im weitesten Sinne zu geben sich anheischig machte, und zwar verbrämt mit philosophischen und ethischen Prätensionen und mit der falschen Hoffnung, daß man durch sie besser werden könne. Schuld aber an diesem Zustand war niemand als das damalige Griechenland, in welchem die Rede ein so geschätzter Artikel war und die einzelnen Turnüren der Redekunst so notwendig, daß eine solche mitteilende Zwischenklasse entstehen mußte, gleichviel, ob die von ihr gegebene Popularisierung vom Guten war oder eine verderbliche Scheinform.

In der Poesie haben alle Gattungen ihre großen Leistungen hinter sich, und der zeitgenössischen Produktion in den idealen Gattungen muß ein merkwürdiger Unglaube gefolgt sein, so daß sie es, wie bedeutend sie auch an sich gewesen wäre, doch zu keinem Ruhme gebracht haben würde. Das Epos ist dahin; zwar lebte noch zu der Zeit Lysanders Antimachos; aber nach den Fragmenten zu urteilen, war seine Thebais schon so künstlich antiquarisch gemacht, wie die Argonautika des Apollonios. Auch die Elegie stirbt weg oder

schrumpft zum Epigramm ein; die höhere Lyrik ist mit Pindar gestorben; mit dem attischen Tragödienwesen, welches das ganze Jahrhundert hindurch in regelmäßigem Gange fortdauerte, steht es so, daß sich davon sozusagen nichts erhalten hat, und einigermaßen berühmt werden nur die Einzelschauspieler. Die Poesie erlag eben der Politik und der Philosophie; der erste beste Schwätzer verdunkelte jeden Dichter und anderseits wurden die Menschen, welche die Träger der Dichtung hätten sein können, durch die Demokratie verschüchtert und ausgerottet. Auch das alte Publikum war verschwunden, jenes vornehme Griechenland, das einst an den großen Agonalstätten geglänzt hatte, und für das Epinikien, Hymenäen und Threnoi gedichtet worden waren, und das Symposion war sozial vergiftet. Stille Poesie aber gab es noch nicht, oder wo sie war, blieb sie im Dunkel. Dafür lebt damals, was zum Vergnügen dient, nämlich vor allem die mittlere und neuere Komödie und der große Musikbetrieb mit all dem Virtuosentum, dessen Stätte der neuere Dithyrambus ist, und mit den vielen Chören beim Kultus, wofür die politische Brandschatzung der Reichen noch immer die Mittel bietet. Wie aber statt des gestorbenen Staates eine Politik als Wissenschaft ersteht, so erhält man mit der Abwendung von der Praxis der Poesie in der damaligen Zeit doch wenigstens die Theorie: Aristoteles schafft seine Poetik.

Die allein unangegriffene Kraft im Leben des 4. Jahrhunderts war die bildende Kunst. Weil sie das ungeheure Glück hatte, für banausisch zu gelten, hatte sie nur wahrhaft Berufene für sich. Ihr konnten die Rhetorik und Philosophie nicht beikommen, sie nicht in ihr Gerede auflösen, und Platos fromme Wünsche, es möchte weniger des Bildwerkes auf Erden geben und mehr im ägyptischen Stil, blieben unerfüllt. Die Kunst hatte das Glück, den großen Maßstab des Wollens aus dem 5. Jahrhundert völlig beibehalten zu können und ein ebenso hohes Vollbringen unter Behauptung der vollen Naivität darauf zu wenden. Sie war nicht wie das Drama von einem einmaligen Gelingen durch Kampfrichterspruch abhängig oder gar durch gemeine Theatrokratie; sie hatte keine Parodie neben sich gehabt, wie Euripides den Aristophanes; sie war nicht verflochten worden in den allgemeinen Auflösungsprozeß vom Ende des 5. Jahrhunderts. Mit völlig ungeschwächten Kräften trat sie in die neuere Zeit hinüber und entfaltete jetzt erst die volle hellenische Herrlichkeit; jetzt erst trägt sie völlig süße Früchte. Und dabei ist sie unabhängig von allem politischen Elend, unempfindlich für Leuktra, Mantinea und Chäronea, und schon mag ihr auch der beginnende Privatluxus hie und da freundlich entgegenkommen.

Die Künstler sind nun aber auch die letzten, welche die Götter neu geschaut und ihnen die definitive Kunstform gegeben haben. Der mehr subjektive Geist dieser Zeit trifft das tiefere Pathos, den erregteren Gemütsausdruck; es kommen die Götter der Begeisterung,

der Sehnsucht und Wehmut, es kommt das Träumerische, es kommt der höchste Reiz und Schmelz der Form, aus welcher wunderbare innere Eigenschaften zu leuchten beginnen. Jetzt wird von Kephisodot vielleicht der älteste vollständige Musenzyklus geschaffen sowie die Verbindung des Kindes mit der erwachsenen Gestalt: Eirene mit Plutos, Hermes mit dem jungen Dionysos. Und dann kommen durch den großen Skopas die Götter gewissermaßen noch einmal in den Schmelztiegel: Zum erstenmal wird die nackte Aphrodite gebildet, und es entsteht der (jetzt erst der Karikatur entzogene) Zug der Seegottheiten. Und welche Themata sind die rasende Mänade und die drei wunderbaren Gestalten des Eros, Pothos und Himeros (Liebe, Sehnsucht, Verlangen), die er zu bilden imstande war. Und neben Skopas steht der etwas jüngere göttliche Praxiteles, der da fortfährt, wo der Vorgänger die Dinge gelassen hat, wie er ja auch als Gegenstück zu dessen letztgenannter Trinität für dasselbe Aphroditeheiligtum die Gruppe der Peitho und Paregoros (Überredung und Trost) schafft. Von ihm war das Wunderbild der knidischen Aphrodite, war der Eros, der dem des Skopas mindestens gleichwertig muß gewesen sein, von ihm waren die Neugestaltungen des Dionysos und des Hermes. Er hat in den dionysischen Wesen, den Satyrn usw., eine Schönheit zweiter Klasse geschaffen, hat den Sauroktonos, den Apollino, den Diadumenos usw. gebildet. Jetzt erst werden Sachen wie der vatikanische Hermes möglich, ohne die wir uns die alte Kunst gar nicht mehr vorstellen könnten. Und gar in Alexanders Zeit ist von riesiger Fruchtbarkeit Lysipp, der für seine Erzbildungen den neuen, auf die Wirkung des bewegten Nackten hin berechneten Kanon der schlankeren Formen schafft. Von seinen 1500 Werken erwähnen wir hier seine Herakles- und Alexanderdarstellungen und den Apoxyomenos. Gleichzeitig aber leben Pharrhasios und Apelles, und die große Kunst stirbt mit diesen Meistern nicht, sondern rettet sich noch im Schatten der antibanausischen Mißachtung ins 3. und 2. Jahrhundert. — Unter den Schriften des Aristoteles aber findet sich glücklicherweise keine Plastik und keine Graphik.

Was das gesellschaftliche Leben betrifft, so macht sich im 4. Jahrhundert der Ton der Geistreichigkeit und Heiterkeit über alles Maß hinaus geltend. Die Griechen hatten von jeher an dergleichen Freude gehabt, ja es wurde ganzen Bevölkerungen nachgesagt, daß sie das Lachen nicht halten könnten; jetzt wurde dasselbe förmlich nervös, und in der Sucht nach Heiterkeit, der positiven Verschwörung gegen den Ernst, die übrigens noch lange keinen Optimismus der Weltanschauung involviert, zeigt sich eine deutliche Veränderung gegen früher. Dieses Behagen am Gelächter und Spott jeder Gattung, das seine Parallelen in der Hedonik Aristipps und im Vorwalten der mittleren und neueren Komödie vor aller anderen Poesie hat, spricht besonders aus den Sammlungen von Witzen, die in dieser

Zeit angelegt zu werden beginnen, und von denen Athenäus uns manches mitteilt. Uns erscheint daraus nicht alles witzig; man nahm offenbar auch mit magerer Ware vorlieb; doch ist nicht zu vergessen, daß der Grieche auch als Witz mitnahm, was eben nur sehr einfach und treffend gesagt war; daß es doch wirkte, zeigt vielleicht, wie neu der Witz überhaupt noch war. In Athen war ein klassischer Ort für die Witzemacher der Heraklestempel im Demos Diomeia, nahe beim Kynosarges. Hier kamen ihrer sechzig zusammen, und wenn ein Bonmot in der ganzen Stadt herumlief, hieß es nur: „Die Sechzig haben es gesagt." Für diese sandte Philipp von Makedonien ein Talent und beauftragte gewisse Leute, das, was dort gesagt wurde, für ihn aufzuschreiben und ihm zu senden, ähnlich wie im 18. Jahrhundert fremde Fürsten ihre Rapporteurs in Pariser Salons hielten. Ob auch agents provocateurs Philipps darunter waren, wissen wir nicht; jedenfalls aber wollte er die Griechen auch von dieser Seite kennen und ein Grieche sein, wie dies in anderer Weise und im Geist einer anderen Zeit durch politische Sympathie und Teilnahme an den Agonen sein Vorfahr Alexandros Philhellen gewesen war.

Ein wahre Pest für das Symposion müssen die unaufhörlichen Rätselfragen gewesen sein, die man sich beim Gelage aufgab, mit Trinkstrafen für den, der sie nicht lösen konnte. Es ist dies wahrscheinlich schon eine uralte Sitte, die aber in dieser Zeit in ganz besonderen Schwung kam und äußerst populär war; sonst würden nicht die Dichter der mittleren Komödie (schwerlich zum Vorteil des Baues ihrer Stücke) sosehr starken Gebrauch davon gemacht haben. Auch gab es Leute, die mit Erraten und Neuerfinden solcher Rätsel, von denen übrigens einiges zu den schärfsten Zoten gehört, Berühmtheit gewannen. Ferner mußte das Zitieren homerischer und anderer Verse, das Ergänzen derselben in komischem Kontrast, das rasche Hersagen achäischer Helden, wozu ein anderer die troischen sagte, und dergleichen Anlaß zu allerhand Scherzen geben. Andere legten sich auf Pantomimik, wie jener Eudikos, welcher durch Nachahmung von Ringern und Faustkämpfern, also als komischer Parodist des Agonalen, berühmt war. Natürlich war auch der einfache Possenmacher (γελωτοποιός) nicht ausgestorben, der indes am Parasiten tatsächlich eine starke Konkurrenz haben mochte. Er wird in der Diadochenzeit, je roher bei der starken Mischung mit kaum geleckten Halbbarbaren dem Hofwesen, der Militarisierung der Gesellschaft usw. das Gesellige wenigstens teilweise werden mochte, desto eher wieder zu Ehren gekommen sein.

In dieser Zeit schleicht überall den Dingen die Theorie bald nach. Eine Schrift Theophrasts „Über das Komische" muß zwar eine Sammlung von Anekdoten gewesen sein, hat diese aber doch wahrscheinlich in der Weise dieses Philosophen mit Definitionen und Betrachtungen verbunden; ein anderer Schüler des Aristoteles, Klearch, schrieb über Rätsel und über Sprichwörter, welches Sprich-

wörterbuch sehr verbreitet gewesen sein muß. Cicero, der bei Anlaß des Witzes in der öffentlichen Rede auf dieses Thema kommt, glaubt zwar, daß man damit nicht weit gekommen und daß die mißlungene Theorie des Lächerlichen selbst das Lächerlichste sei, doch unterscheidet er selbst zwei Wirkungsweisen, nämlich die des komisch-humoristischen Tons, in den alles getaucht wird (cavillatio), und die des glänzenden Einzelwitzes (dicacitas). Übrigens mochten die Philosophen Mühe haben, von ihrem eigenen Unterricht den auf allen Gassen herumlaufenden Hohn und das Gelächter fernzuhalten.

Und nun das Genußleben der damaligen Zeit. Hingebung an den Sinnengenuß (τρυφᾶν) war im griechischen Leben, soweit die Mittel dazu vorhanden waren, von alten Zeiten her zur Herrschaft gelangt. Die Kolonien, die mit den herrlichen Produkten ihres Bodens kaum wußten wohin, die eine Herrschaft über die Umwohner ausübten oder auch durch Handel gewaltiges Geld aufhäuften, mußten dazu gelangen, zumal wenn ein Stand von Großbesitzern (sogenannten χίλιοι) die Herrschaft in Händen hatte, und ähnlich mochte es mit dem thessalischen Adel stehen. Sodann hatten die Tyrannen von jeher vorherrschend dem Wohlleben gedient. Noch im 4. Jahrhundert ergeht sich in den horrendesten Exzessen der jüngere Dionys; neben ihm sind es zumal halbgriechische Herrscher vom äußersten Rande der griechischen Welt, welche sich am üppigsten gehen lassen, ein König Kotys von Thrakien, ein König Straton von Sidon und im Wetteifer mit diesem Nikokles von Zypern. Auch in Athen hatte man längst lieber gut als schlecht gelebt; bei Aristophanes, der überhaupt viel von diesen Dingen hat, ist die tiefe Rührung des Dikäopolis, der nach sechsjähriger Entbehrung zum erstenmal wieder einen Aal aus dem Kopaischen See in seine Gewalt bekommt, sehr ausführlich gegeben und von der besten Komik, und auch das Schlaraffenland bei seinen Zeitgenossen Telekleides und Pherekrates lautet schon sehr gefräßig. Neu und nur bei der völligen Abwendung vom Staat und vom agonalen Wesen erklärlich ist dagegen, daß nun der genußsüchtige Privatphilister in einer eigenen philosophischen Sekte als Hedoniker auftreten, zum Unterschiede von den Zynikern sein Programm entwickeln und seine bis heute gültige Moral theoretisch und praktisch an den Tag legen kann, neu ist, daß Genüßlinge wie der üppige (ἡδυπαθής) Polyarchos mit solcher Weisheit umherreisen und sie Männern wie Archytas und dessen Genossen vortragen können, neu aber besonders auch, daß das Prassen in den Vordergrund der Poesie tritt und daß die ganze attische Komödie daraus ein Hauptsubstrat entnehmen kann. Wir haben früher gesehen, wie die mittlere Komödie in dieser Beziehung an den Sikelioten Epicharm anknüpfen konnte, von dessen Fragmenten wohl drei Viertel aus Feinschmeckergeschichten bestehen; diese Tradition gibt ihr selbst den Effekt des beständigen Schmatzens, als wäre Athen nichts als eine Garküche, und auch die neuere hat

von diesem Koch- und Eßwesen noch übergenug, und dies alles, während von den bildenden Künsten so unverhältnismäßig wenig die Rede ist und die Hauptnotizen erst aus der römischen Zeit stammen. Das theoretische und didaktische Akkompagnement dazu aber gaben die Eßdichter mit ihren poetischen Kochbüchern, die ihren Ursprung gleichfalls in Sizilien haben, wie überhaupt die „sizilischen Tische" sprichwörtlich waren.

Vor allem ist das Symposion im Privathaus jetzt nicht mehr alles, sondern man mied jetzt auch die öffentliche Wirtschaft (καπηλεῖον) nicht mehr, und besonders das geringere Volk muß solche stark frequentiert haben, vielleicht, weil das gute Essen in der Garküche besser gedieh als zu Hause. Als Diogenes, in einer solchen frühstückend, den vorübergehenden Demosthenes herbeirief und dieser nicht kommen wollte, fragte er ihn: „Schämst du dich? Dein Herr (der Demos) tritt alle Tage herein"; der Redner scheint in dieser Beziehung strenger gedacht und von der attischen Jugend überhaupt einmal das Wort Säufer (ἀκρατοκώθωνες) gebraucht zu haben. Überhaupt wird das Wohlleben etwa einmal einer ganzen Bevölkerung vorgehalten; es mögen die Athener oder Byzantier sein, von denen Aristoteles sagt, daß sie nichts anderes gelesen hätten, als das „Gastmahl" des Philomenos und dieses nicht ganz, und die Wichtigkeit des Eingepökelten (τάριχος) soll für Athen so groß gewesen sein, daß man (freilich nach einem Komiker) den Söhnen eines Händlers, der solches eingeführt hatte, für dieses Verdienst des Vaters das Bürgerrecht verlieh. Was die Genießenden betrifft, so wird die flachste Genußtheorie bei Alexis allerdings nur einem Sklaven in den Mund gelegt, während sonst der Preis der Heiterkeit bei den Dichtern meist geistreicher herauskommt; aber, so hübsch es gegeben ist, klingt es im Grunde doch sehr traurig, wenn z. B. bei Antiphanes eine Person nach Darlegung aller Gefahren, die dem Menschen von der Polis und sonst drohen, zu dem Schlusse kommt: „Nichts ist sicher, als was einer täglich mit Genuß an sich selber draufgehen läßt. Und auch da kann einer kommen und ihm den schon bereitstehenden Tisch wegziehen; erst, wenn du den Bissen zwischen den Zähnen hast, dann denke, dies sei sicher." Wer immer konnte, tat sich jetzt gütlich, und so entstanden bei den Dichtern und anderen Autoren jene Verzeichnisse von Tischschwelgern (ὀψοφάγοι), von denen man nicht annehmen muß, sie enthielten nur Ausnahmen; vielmehr dürfte der Nennung der einzelnen auch wohl bloßer hungriger Neid zugrunde liegen. Auch Vielfresser werden uns bei Athenäus aus Notizensammlern und Dichtern galerienweise vorgeführt, mit massiven Witzen über den Appetit ganzer Völkerschaften, wie der Böotier, Pharsalier usw. Wir lernen Spezialitäten kennen wie diejenigen, die von schwerem, kostbarem Silbergeschirr elend mager aßen, oder bei wirklicher Armut doch Silbergeschirr, aber so dünnes wie ein Häutchen brauchten, oder wie den geizigen

Schlecker, der alle Gerichte nur im Deminutiv bestellt. Leckergerichte werden in Menge genannt und etwa ganze Rezepte dazu in Trimetern vorgetragen. Einen wahrhaft betrübenden Effekt macht es aber, wie aus einer ganzen Anzahl von Stücken der Jammer über die Fischhändler belegt wird. Man schreit über ihre unverschämten Preise, ihre düstere Grobheit, ihr Kaum-Antwortgeben, nennt sie Verbrecher, welche angeblich, um ein Gelübde zu erfüllen, in Wahrheit aber, um einen Vorhang über einem Brandmal zu haben, ihr Haar lang wachsen lassen, oder Betrüger beim Wechseln und Herausgeben, Verkäufer von fauler und toter Ware, Ruin des Vermögens, zählt sie unter den größten Übeln auf und jammert, daß es so schädliche Tiere überhaupt gibt, an denen man zum Bettler werde. Auch die Fischer werden nun unverhältnismäßig wichtige Personen, die sich höher fühlen als die besten Feldherren.

Auch die gefährliche Seite der Sache wird übrigens betont, da der verarmte Fresser zum Räuber und Catilinarier wird. „Von einem Armen, der noch immer Geld zu Leckerbissen hat, kann man annehmen, daß er gewiß nachts alle überfällt, die ihm unbewaffnet begegnen, und den armen, kräftigen Jüngling, den man des Morgens bei Mikion Aale kaufen sieht, sollte man sogleich in den Kerker führen", hieß es bei Alexis, und Diphilos rühmte ein korinthisches Gesetz, wonach ein dürftiger Prasser in Strafe und sogar in die Hände des Scharfrichters geraten konnte, da ein solcher gewiß nicht ohne Missetat lebe, sondern Kleider stehlen oder einbrechen oder Sykophantereien treiben oder als falscher Zeuge leben müsse.

Eine stehende Figur in den Komödien ist, wie wir bei der Betrachtung der komischen Poesie sahen, der Koch. Derselbe war früher wenigstens in der Regel nicht Sklave, sondern gemietet, und noch in der neueren Komödie ist ein solcher gemieteter neben dem Kochsklaven für alle größeren Anlässe unentbehrlich. Man lernt ihn denn aus den Fragmenten in seiner groben und wichtigtuenden Manier gehörig kennen. „Das ganze Volk der Köche ist prahlerisch", heißt es an einer Stelle, da einer vorgeführt wird, der sich rühmt, daß seinetwegen viele ihr Vermögen aufgegessen haben. Auch haben die Kerle gelesen; sie geben sich gerne als wissenschaftlich, erlauben sich Prahlereien literarischer und philosophischer Art, und es ziert sie, wenn sie sich auf das Opfern verstehen. Und das dauert dann bis in die Diadochenzeit hinein, da einer sich rühmt, daß er dem König Nikomedes zuerst zwölf Tagereisen weit ins Binnenland Sardellen geliefert habe, die er aus Rüben zuschnitt und mit der gehörigen Soße zubereitete; denn „in nichts unterscheidet sich der Koch vom Dichter, liegt doch für beide die Kunst im Genie". Man ist bei der Lektüre des Athenäus froh, wenn es etwa einmal heißt: „Genug von den Köchen."

Übrigens gilt hin und wieder die attische Küche als mager im Vergleich mit der thessalischen und die hellenische überhaupt im

Vergleich mit der nichtgriechischen. Lächerlich war es, wenn die letzten Spartaner mit ihrer Gleichgültigkeit gegen Backwerk und Naschwerk großtaten, während sie massenhaft Fleisch versorgten. So nahm z. B. Agesilaos bei Tachos Weizenmehl, Kälber und Gänse an, während er Nachtisch, Süßigkeiten und Salben den Heloten geben ließ; sich selber und seinen Weltruhm hatte er aber doch nach Ägypten verkauft, als er es in Sparta nicht mehr aushalten konnte. So weit sind sie.

Ein Spezifikum dieser Zeit ist der Parasit, dessen in tausend Farben spielendes Wesen von Ribbeck eine so hübsche Beleuchtung erfahren hat. Wie die ganze Feinschmeckerei bei den Sikelioten schon hundert Jahre früher entwickelt und von ihnen her der ewige große Opferdampf nach Athen gequalmt war, so treffen wir dort auch diese Gestalt zuerst, und schon Epicharm in seiner Elpis hat das Bild derselben treu gezeichnet. Auch in Athen war die Sache schon im 5. Jahrhundert vorhanden, nur hießen diese Leute damals κόλακες (Schmeichler). An einer Stelle aus dem Stücke des Eupolis, das diesen Namen führte und das auf den reichen Verschwender Kallias gemünzt war, schildern sie sich bereits, wie sie sich an einen reichen Einfältigen mit dickem Lob herandrängen, um bei ihm zu schmarotzen, dabei aber viele zierliche Dinge (χαρίεντα) sagen müssen, wenn sie nicht vor die Türe gesetzt sein wollen. In einem Zeitalter hoher sozialer Bildung tauchte eben hier ein ganz besonderes Wesen auf, nur erklärlich durch das Zusammentreffen tiefen Hasses gegen die Arbeit mit großer Biegsamkeit und Gewandtheit und großem Bedürfnis des Wohllebens. In ihm ist der genußsüchtige Grieche um den Preis der Ehrlosigkeit antibanausisch; er ist aber ein unvermeidliches Komplement der antibanausischen Welt, und im Grunde ist der Protektor die noch widrigere Figur mit seinem unbedingten Bedürfnis nach Geselligkeit, Zeitvertreib und Schmeichelreden, wozu noch der Wunsch kommt, jemand zu haben, der den Rücken für seine Laune herhält.

In den kräftigen politischen Zeiten hätte nun schon das echte Symposion eine solche Wucherpflanze nicht geduldet; diese wächst auf dem Boden einer korrumpierten, wenn auch noch geistreichen Geselligkeit, da man auf das Privatleben reduziert und das Symposion durch die Genußsucht völlig ausgeartet ist, ja man kann sagen, daß das Symposion, soweit es sie regelmäßig duldet, als Form der Geselligkeit gerichtet sei. Der Parasit macht vor allem alles mit und insinuiert sich damit, daß er seine Liebe aufs wärmste beteuert, zu allem ja sagt, was man von ihm wünscht, nie einen anderen Geschmack als der Herr hat und ihn in einer Weise, welche die heutige Welt nicht mehr prästieren könnte, obligatorisch bewundert. Zu diesem Zwecke hält man ihn; denn man kann ja an Ruhm und Ehre nicht genug bekommen. Je nachdem behandelt man ihn aber so herzlos als möglich, wirft ihm die größten Knochen

an den Kopf, daß er Wunden davonträgt, ohne daß er böse werden darf — denn „man soll nicht Parasit sein, wenn man empfindlich ist" —, und bedient sich seiner als eines Hauptfrechen den anderen gegenüber, ja eines Hausknechtes, der angetrunkene Gäste zum Hause hinauswerfen muß, und da er keinerlei Stolz an den Tag legen darf, kann er sich nicht weigern, etwa auch ein Verbrechen für seinen Herrn zu begehen, falsches Zeugnis abzulegen u. dgl. Dies macht ihn schon hin und wieder unglücklich, und bisweilen jammert er über die Knechtschaft, die ihm der Bauch zuzieht; allein da er eingestandenermaßen ein Knecht des Genusses (ἥττων τῆς ἡδονῆς) ist, nimmt er den Genuß unter allen Bedingungen und beschwert sich nicht, auch wenn der Seefisch von heute Morgen nochmals und riechend erscheint. Die bekanntesten Parasiten hatten ihre Spitznamen, und außerdem verhöhnten die Komiker, namentlich der mittleren Komödie, eine Anzahl derselben oft und persönlich auf der Bühne; aber das Jahrhundert hatte überhaupt ein dickes Fell, diese Leute waren gewöhnt, das Ärgste auszuhalten, und so werden ihnen diese Nadelstiche nichts mehr ausgemacht haben. Sie sind unabtreibbar; man braucht bloß das Wort „ich rufe" auszusprechen, so müssen sie einem einfallen; „wenn ich beim Ausmarsch in den Krieg Ares und Nike rufe, so rufe ich gleich auch den Chärephon; denn rufe ich ihn nicht, so kommt er ungerufen", sagt jemand in der Komödie, und bei Hochzeiten schleichen sie sich ein, und wäre es, indem sie sich als Träger des Vogelkorbes kostümieren; für das ungenierte Eintreten mögen unter Umständen das Beispiel des Freundschaftszeus (Ζεὺς φίλιος) und andere mythische Begründungen zur Entschuldigung dienen. Im Grunde war der frühere Spaßmacher eine viel honettere Person gewesen; bei ihm hatte es sich von alters her um ein besonderes Fach mit Fertigkeiten und Traditionen gehandelt; man hatte ihn um Honorar bestellt, oder er durfte wenigstens ein solches erwarten, während es jetzt der bloß Geduldete ist, der sich mit der Erregung der Heiterkeit abgibt.

Gleichwohl konnte man als Parasit berühmt werden, wie der genannte Chärephon und ein gewisser Korydos, der bei Alexis als Ziel der sehnsüchtigen Ambition eines anderen genannt war, und über den sogar Memoiren (ἀπομνημονεύματα) geschrieben wurden, und es ist ja auch nicht zu leugnen, daß viele einzelne Parasitenwitze vortrefflich sind; aber soviel Geist hier verschwendet wurde, die Geselligkeit wurde doch auf diesem Wege vergiftet, und was waren die Hellenen ohne diese?

Daß der Parasit an den verschiedenen Höfen angetroffen wird, ist selbstverständlich. Bei Alexander von Pherä ist ein gewisser Melanthios, der in postumer Ergebenheit auf die Frage, wie der Tyrann erstochen worden sei, zur Antwort gab: „Durch die Brust in meinen Magen." Auch die Schmeichler des jüngeren Dionys gehören hierher, die, weil er kurzsichtig war, sich auch so stellten,

gegeneinander rannten und Schüsseln umstießen, ferner seine Päane auswendig wußten usw. und ihm daneben freilich auch etwa eine affektierte freiheitliche Grobheit zu hören gaben, und Ähnliches wird von dem berühmten Kleisophos am Hofe Philipps von Makedonien erzählt, der, als der König ein Auge verlor, sich gleichfalls eine Binde über ein Auge legte, und als jener am Schenkel verwundet wurde, hinkend in seinem Gefolge ging. Auch über die Parasiten einzelner Diadochen findet sich eine Menge von Notizen; sie sind an diesen Höfen ein Stück gewaltsam festgehaltenen und vergröberten griechischen Lebens und verderben selbst Galaterfürsten.

Neben den gewöhnlichen Eßparasiten gab es allgemach auch den Schmeichelkünstler als solchen, offenbar mit einem spezifischen Drang und Talent, sich zu insinuieren. Plutarch spricht von ihm in de adulatore zwar, als gälte es die Kaiserzeit; aber einige Beispiele, die er bringt, zeigen, daß es ein mindestens spätgriechischer, wenn nicht überhaupt griechischer Typus war, der Macht und dem Reichtum zu schmeicheln. Der Schmeichler stellt sich nicht bloß blind und taub, weil sein Kostherr es ist, sondern gibt ihm sogar in häuslichem Unglück, in betreff von schlechten Gattinnen, Söhnen und Verwandten zu gleichen vor. Noch später kam es vor, daß Hofleute des Mithridates, welcher gerne den Arzt spielte, sich von ihm schneiden und brennen ließen. Karneades aber sagte, die Söhne der Reichen und Könige lernten nichts gut als reiten; der Lehrer schmeichle ihnen, der Mitringer lasse sich zur Erde beugen, nur das Pferd kenne keine Komplimente und keinen Unterschied.

Wäre nun nur wenigstens das Familienleben besser gewesen! Aber gerade über dieses erhalten wir die betrübtesten Aufschlüsse. Vor allem die Ehe wird wie bisher ganz einseitig als eine rechtliche und politische Sache behandelt, indem der Staat von ihr gültige Bürger und sonst nichts will. Noch am Ende des 5. Jahrhunderts hatte der Redner Aristophon (obwohl er selber Kinder von einer Hetäre hatte) ein Gesetz des Perikles erneuert, wonach nur, wer von einem Bürger und einer Bürgerin erzeugt sei, volles Bürgerrecht haben sollte. Allein der Grund auch zu diesem Gesetze war bloß ein politischer; es sollen nicht etwa aus sittlicher Absicht rechtmäßige Ehen gefördert werden, sondern man wollte nur überhaupt die Bürgerschaft beisammen behalten; denn hätte man die Hetärensöhne als Bürger und vollends als Erben gelten lassen, so wäre bald alles aus den Fugen gegangen, und die rechtmäßige Ehe würde mehr und mehr abgenommen haben. Zu welchen Sykophantenstreichen dann aber auch wieder die Handhabung eines solchen Gesetzes führen konnte, wenn „die ganze Stadt gegen die frech in die Demen Eingedrungenen aufbrauste", haben wir oben bei Gelegenheit der Rede gegen Eubulides gesehen.

Das Weib ist also völlig eine Sache, ein Werkzeug ad hoc, und auch die Scheidung ist sehr leicht; was etwa davon zurückhält, ist

wesentlich der Umstand, daß man dabei die Mitgift herausgeben muß. Wie sehr es aber nur auf Nachkommenschaft ankam, lehrt die Häufigkeit der Adoptionen. Dieselben erfolgen besonders dann, wenn ein einziger Sohn gestorben ist, und es wird dabei immerhin gerne ein naher Verwandter gewählt; auch suchte das Gesetz zu kontrollieren, indem es sie nur dann für gültig hielt, wenn der Adoptierende weder geisteskrank, noch vor Alter kindisch, noch durch Zaubermittel betört, noch durch Weiberränke verführt sei, und die inter vivos Adoptierten hatten einen natürlichen Vorzug vor den durch Testament Adoptierten. Indes mag es oft schwer zu beweisen gewesen sein, daß einer der ausschließenden Umstände vorlag, und nun macht sich in diesem Verhältnis die Ruchlosigkeit des damaligen Athen in einem Maße geltend, das sich nur durch ein elendes Recht und eine allseitige Praxis der Schikane erklärt und über alles weit hinausgeht, was sich heute an Trotzheiraten und Trotzadoptionen aus Haß gegen die eigenen Deszendenten findet. Der Staat aber schritt, weil der Staatsanwalt fehlte, nie von Rechts wegen ein, und dieser Umstand, daß nur auf geschehene Klage ein Rechtshandel erhoben werden konnte, ermunterte hier, wie in allen Dingen, die Gier und sykophantische Nachstellung. Die Folge waren jene ewigen Händel zwischen Adoptiven und Blutsverwandten, über die wir hauptsächlich durch Isäos unterrichtet werden. So bestreitet im Falle von dessen dritter Rede eine Bastardtochter noch nach zwanzig Jahren einem zum Adoptivsohn und Erben eingesetzten Neffen des Erblassers die Erbschaft, weil ihre Mutter angeblich getraut gewesen sei; und im Falle der zweiten klagt ein Bruder darüber, daß der andere den Bruder seiner Frau adoptiert hat, und zwar auf ihr Zureden, nachdem er sich erst, weil er keine Hoffnung mehr hatte, Kinder von ihr zu bekommen, in Güte von ihr geschieden hat. Wie sich ein Schurke durch eine geradezu gefälschte Adoption in eine Familie eindrängen konnte, haben wir beim Falle des Diokles gesehen.

Auch die Erbtöchter waren die Veranlassung vieler Streitigkeiten, da der nächste Verwandte das Recht hatte, sie entweder selbst zu heiraten oder seinem Sohne zur Ehe zu geben. Im Falle der zehnten Rede des nämlichen Isäos vermählt der väterliche Oheim eine solche zwar einem anderen, behält aber ihr Vermögen für sich, in dem der sechsten wird eine Witwe von einem nächsten Verwandten als solchem zur Ehe in Anspruch genommen, dies aber unter veränderten Umständen wieder unterlassen. — In der Eubulidesrede des Demosthenes erfahren wir von einem Armen, der sich von seiner Frau, von der er bereits ein Kind hat, einer reichen Erbtochter zuliebe ohne weiteres scheidet. Er oder vielmehr ihr Bruder gibt sie einfach einem guten Bekannten, und dieser zeugt weitere Kinder mit ihr, und dies alles geschieht unter Zeugenschaft der beiderseitigen Oheime.

Sehr schlimm sind die Vormundschaftsverhältnisse. Bei Lysias lernen wir Diogeiton kennen, welcher der Oheim und Großvater seiner Mündel ist, diese aber gleichwohl schmählich um ihr Vermögen bringt. Ganz betrübt aber ist das Jugendschicksal des Demosthenes, das sich in einem verhältnismäßig vornehmen und reichen Hause abspielt. Der Vater übergibt sein Vermögen von 14 Talenten dreien Vormündern, nämlich einem Schwestersohn Aphobos, einem Brudersohn Demophon und einem alten Freunde Therippides, mit der Bedingung, daß der erste die Witwe mit 80 Minen Mitgift heiraten solle, der zweite ebenso die (beim Tode des Vaters erst fünfjährige) Tochter, wenn sie mannbar geworden wäre, einstweilen aber solle er zwei Talente empfangen; auch dem dritten wird bis zur Mündigkeit des Sohnes der Nießbrauch von 70 Minen zugewiesen. Indes er also offenbar Witwe und Tochter durch Interessierung zweier Vormünder sichern will, kann er dies nicht anders tun, als indem er — bezeichnenderweise für die damalige Stellung der Frauen — über sie wie über eine Sache verfügt. Bekanntlich hielten aber die beiden Neffen die Bedingung nicht, und alle drei verschleuderten das Vermögen so, daß bei Demosthenes' Mündigkeit nur etwa der zwölfte Teil davon übrig war.

Was aber das Urteil über die Frauen betrifft, so schildern sie sich selbst aus dem Munde der aristophaneischen Praxagora malitiös als das konservativere Element gegenüber den neuernden Mannsleuten; im übrigen aber gehen die Schmähungen über sie in der Komödie ihren Weg weiter. Wenn wir ein tröstliches Bild suchen, so mögen wir uns daran erinnern, daß Xenophons Ökonomikus zwar ein mit Sokrates geführtes Gespräch darstellt, aber doch erst tief im 4. Jahrhundert geschrieben ist, und also nochmals an das bereits angeführte Wort des Ischomachos denken. Zwar würde der Grad der Empfindung des biederen Landbesitzers in einem heutigen Roman als eiskalt und lächerlich befunden werden; aber jener herrliche Schluß öffnet dem Leser die Augen über ein edles Verhältnis der Gatten. Gerne möchten wir ein solches auch bei den Eheleuten voraussetzen, die uns auf den herrlichen Grabstelen des 4. Jahrhunderts durch die bildende Kunst empfohlen sind.

Bedeutungsvoll ist die Geltung, welche die Frauen in dem meist monarchisch regierten und ohnehin dorischen Syrakus haben: Wir dürfen hier schon an Demarete, die Gemahlin Gelons I., im 5. Jahrhundert denken, ferner daran, daß sich an die beiden Frauen des älteren Dionys Fragen von politisch-dynastischer Tragweite knüpften; auch Dions Schwester und Gemahlin, Aristomache und Arete, treten etwas stärker hervor, und von den Frauen am Hofe des jüngeren Dionys erfährt man, daß sie sich lebhaft für Plato interessierten. Eine sehr mächtige Frau der damaligen Zeit ist die jüngere Artemisia von Halikarnaß, und später kamen dann auch an den diadochischen Höfen einzelne Frauen zu großer Macht. Mit den

Spartiatinnen dagegen war es übel bestellt. Sie waren zum Teil sehr reich, und es sollen mit der Zeit zwei Fünftel des Grundbesitzes in ihren Händen gewesen sein; auch hatten die Erbtöchter das Recht, nach Belieben zu testieren. Aber sie lebten willkürlich und bestanden nach Leuktra die Probe nicht. Nachdem keine von ihnen jemals den Rauch eines feindlichen Wachtfeuers gesehen hatte und sie jahrhundertelang den Männern hatten patriotisch prahlen helfen, konnten sie beim Einfall des Epaminondas keine Ruhe halten, sondern schrien und liefen wild durcheinander und waren gänzlich außer sich.

Schließlich möchten wir hier der Pythagoreerinnen gedenken. Mögen auch die Fragmente der Phintys und der Periktione, die Stobäus aufbewahrt hat, aus späterer Zeit sein, die Sinnesart, die sich in ihnen ausspricht, dürfte doch schon im Unteritalien des 4. Jahrhunderts bestanden haben und eine Parallele zu demjenigen Pythagoreismus bilden, der eine Quelle panhellenischer Tugend war. In dem Traktat der Phintys über die sittliche Würde (Sophrosyne) der Frau erhält man Einblick in einen strengen moralischen Adel des Weibes. Diese Pythagoreerinnen wollen nicht nur die Heiligkeit des Ehebettes streng erhalten wissen, sondern sie wollen den Mann beglücken, sie verlangen einfaches Leben, einfache Tracht, Enthaltung von den lärmenden Gottesdiensten, Beschränkung auf die volkstümlichen Opfer an die Stadtgottheit, und im übrigen Eingezogenheit und reinen Wandel, kurz sie stellen sich in jeder Beziehung als Frauen besserer Art dar.

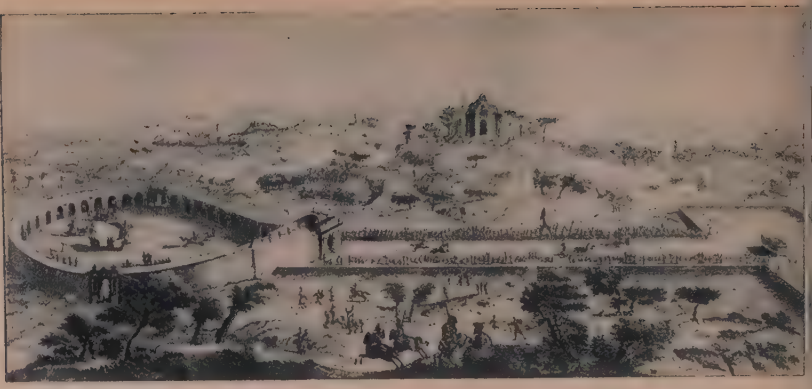
Wenn wir nun nach den sonstigen Gebieten fragen, auf denen sich der Luxus der damaligen Zeit betätigte, so haben wir vor allem einiger Gräber zu gedenken. Es ist eine sichtliche Einwirkung des pomphaften Orients, daß das Heroon eine gewaltige Steigerung und Umbildung, bisweilen bis in die höchste Pracht, erfährt, und dies nicht bloß zur Feier von Männern wie Timoleon, die dazu ein gutes Recht hatten, sondern auch von ziemlich ruhmlosen, nur reichen Individuen. Zelebrität und Reichtum fanden hier kein Maß mehr. So stand auf dem Grabe des Isokrates ein Pfeiler von dreißig Ellen Höhe und darauf eine Sirene von sieben Ellen und in der Nähe eine Platte mit Bildwerken, welche (ohne Zweifel in Relief) Dichter und Lehrer des Isokrates, unter anderen den Gorgias, der auf eine astrologische Kugel blickte, und daneben ihn selbst darstellten. Auch am Grabe des Tragikers Theodektes, das am heiligen Weg nach Eleusis lag, waren außer ihm noch andere berühmte Dichter abgebildet, und zwar, wie es scheint, in Statuen, nicht bloß auf Reliefs. Dies waren nun doch wirklich noch bedeutende Männer gewesen. Aber nun kam der Kassendieb Harpalos und setzte seiner Gemahlin Pythionike, einer früheren Hetäre, ein Grabmal zu Babylon und eines am heiligen Weg zu Eleusis, auf die er zusammen 200 Talente gewandt haben soll. Das letztere war nach Pausanias von allen vorrömischen Denkmälern Athens mit das sehenswerteste,

an Größe und Pracht kam ihm nur das eines nach Athen übergesiedelten Rhodiers gleich; man hätte von weitem meinen sollen, es wäre mindestens das Grabmal eines Miltiades oder Perikles.

Im allgemeinen aber war der athenische Privatluxus, sosehr im einzelnen Falle darüber gescholten wird, wahrscheinlich noch sehr primitiv und gewiß eines der untergeordneten Phänomene des Sinkens. Wer Geld durchbringen wollte, mußte dies mit Essereien und im Umgang mit Hetären tun. Es zu verkutschieren und zu verbauen, war gefährlich. Daß ein schönes Haus als Skandal galt, lehrt die früher von uns erwähnte Hauptklage des Demosthenes. Auch wurde an dessen Gegner Meidias getadelt, daß er außer seinem Hause in Athen noch einen palastähnlichen Bau in Eleusis aufführte, daß er bei Mysterien und anderen Anlässen mit einem prächtigen, aus Sikyon bezogenen weißen Gespann auffuhr, daß er selber nach Weiberart auf einem silberbeschlagenen euböischen Lehnsattel ritt, zahlreiche Diener, glänzende Gewänder und Prachtgefäße hatte. Wir müssen sagen: Wenn dies Exzesse waren, so stand es mit dem damaligen attischen Luxus der notorisch Reichen nicht sehr gefährlich. Das Volk aber betrachtete offenbar den Privatluxus als einen Raub an ihm selbst, und Demosthenes hebt daher in seiner Klagerede stark hervor, daß Meidias an Leiturgien nicht genug geleistet habe, indes er selbst während seines damaligen Konfliktes mit diesem die kostspielige Leiturgie eines Männerchores von Flötenspielern übernahm, der mit golddurchwirkten Festgewändern und goldenen Kränzen ausgestattet war.

Wie es in Athen war, wird es wohl in allen größeren Städten gewesen sein: Das Geld war schon sehr der Hauptmaßstab der Dinge. Indes war es doch nicht der einzige Maßstab, und so behauptete sich zunächst bei vielen antibanausische Gesinnung genug, um das Armbleiben dem Erwerb vorzuziehen. An diesem klebte eben immer noch teilweise ein Makel, auch wenn er, wie dies bei den Trapeziten, den Vermittlern des Geldverkehrs, der Fall war, viel einbrachte, und außerdem hatte der Reichtum, sobald er anerkannt war, seine Lasten und Gefahren, wie vielleicht außer in den Ländern des Islams in keinem Zeitraum höherer Kultur. Auch fiel, im Vergleich zu unserer Welt, ein Motiv des Reichwerdenmüssens noch immer weg: Die soziale Distinktion hing nicht am Reichtum, sondern an der geistigen und leiblichen Gymnastik; auch die Frauen drängten die Männer nicht zum Reichwerden. Einen schönen Preis der ehrbaren und fähigen Armut enthält die Selbstverteidigung der Penia im Plutos des Aristophanes (507 ff.), welcher überhaupt für den Anfang des Jahrhunderts eine Hauptaussage über die sozialen Verhältnisse ist; die Armut weist daselbst nach, wie sie die Mutter aller Künste und Fortschritte sei und sich sehr wohl von der Bettelhaftigkeit (πτωχεία) unterscheide. Wenn man auf das Genießen — wozu freilich das Leben sehr einlud — verzichtete und nicht

Figur vom Erechtheion auf der Akropolis in Athen



Ansicht von Olympia. Nach einem Stich von W. Jongman

Ansicht von Athen. Nach einem Stich aus dem Jahre 1687

Parasit wurde, konnte man bei sehr geringem Besitz als geistvoller Mann etwas bedeuten, und so lernen wir denn eine sublime Gesellschaft unabhängiger Persönlichkeiten kennen, welche arm bleiben wollten. Hierher gehören, wie früher dargelegt wurde, Philosophen großenteils, vor allem die Zyniker und die Pythagoreer, aber auch der Musiker Philoxenos soll sein reiches Hauswesen mit dem Worte verlassen haben: „Diese Güter sollen nicht mit mir fertig werden, sondern ich mit ihrer Besorgung." Diese Leute lebten mit einem Minimum, was ihnen durch das Klima erleichtert wurde, und hatten dabei den Willen, etwas Großes zu leisten, ähnlich wie es in unserer, ein solches Leben viel mehr erschwerenden Zeit der Conte Borghese auf San Marino durchgesetzt hat, der dreißig Jahr fast von nichts lebte und daneben die bedeutendsten Werke schuf.

Und daneben treten auch einige hervor, welche angebotenen Reichtum abzuweisen imstande sind, wie dies im 5. Jahrhundert Aristides und Ephialtes getan hatten. Sprichwörtlich hierfür sind die beiden großen Thebaner. Epaminondas, bei dem wir uns daran erinnern dürfen, daß er der pythagoreischen Tradition folgte, refüsierte dem Iason von Pherä 50 Goldstücke, entlehnte beim Einfall in den Peloponnes 50 Drachmen, und als sein Schildträger von einem Gefangenen Geld annahm, sagte er: „Gib mir den Schild und kaufe dir einen Kramladen und lebe darin; denn du wirst keine Gefahr mehr bestehen wollen, wenn du ein reicher Mann geworden bist." Er selbst soll später 30.000 Drachmen des Perserkönigs zurückgewiesen haben. Für Athen aber bietet das große Beispiel solcher Unabhängigkeit Phokion. Derselbe ist, wie er uns bei Plutarch geschildert wird, die lebendige Kritik alles in seiner Stadt und zu seiner Zeit Geschehenden. Es erscheint uns zwar etwas perikleisch forciert, wenn wir lesen, daß kein Athener ihn je lachen oder weinen, noch in einem öffentlichen Bade baden, noch mit der Hand außerhalb des Überwurfes gestikulieren sah; aber sehr ehrenwert ist doch seine innere Unabhängigkeit von der jedesmaligen Tendenz und Unternehmung der Athener. Wie er als Privatmann den Mut hat, sich einer Opferkollekte zu entziehen, indem er auf seine noch unbezahlten Gläubiger hinweist, so läßt er sich auch in politischen Dingen von seinen Mitbürgern nicht mitreißen. Er sagt ihnen, da sie bei einem Grenzhandel mit den Böotiern dreinschlagen wollen, sie möchten doch lieber mit Reden, worin sie stärker, als mit Waffen, worin sie schwächer seien, kämpfen; er mahnt angesichts der schlechten kriegerischen Aussichten vor Chäronea vom Kriege ab und mit ebensowenig Erfolg hernach vom Lamischen Kriege, er will sich auch später zu keiner Fürbitte um Wegnahme der makedonischen Besatzung hergeben, wohl indem er findet, Athen habe jetzt den Zustand, bei dem zu leben sei; es hat wirklich innere Wahrheit, wenn erzählt wird, als einst ein Orakel verlesen wurde,

wonach bei einmütigem Wollen aller Athener ein Mann anders als die ganze Stadt denken würde, habe er gesagt: „Man mache sich keine Mühe, ich bin gemeint." Und dieser nämliche Mann wies Alexanders Geschenk von hundert Talenten zurück und erwiderte den Gesandten, die ihm sagten, er sei der einzige Mensch, den der König für edeltrefflich halte: „So soll er mich denn so bleiben lassen." Und ebenso wies er den mit seinen Schätzen nach Athen gekommenen Harpalos barsch ab, dem es dann freilich gelang, sich an seinem Eidam festzunesteln, und nahm auch später sowenig für seinen Sohn wie für sich das nochmals angebotene makedonische Geld an. Als freilich bei dem Kampfe der unter sich konkurrierenden makedonischen Machthaber Polysperchon Sieger blieb und die Demokratie herstellte, mußte Phokion dem Hasse der wieder über den Staat gekommenen Demagogen und Sykophanten zum Opfer fallen; die Klage lautete auf oligarchische Gesinnung und Haß gegen den Demos. Aus der wilden Gemeinheit, womit verfahren wurde, so daß er kaum an der Folter vorbeikam, und seine Leiche noch aus Attika verbannt wurde, ist wohl zu schließen, daß er gerade als „der brave Mann (ὁ χρηστός)", als der er trotz seiner Herbigkeit gegolten hatte, vielen Athenern verleidet war.

Neben den tugendhaften Panhellenen und dem von ähnlichem Hochgefühl erfüllten braven Athener gab es freilich auch böse Mächtige, denen es gleichgültig war, gering zu leben. So war Antipatros ein böser Herr und Tyrann, der hinter gewöhnlichem Aussehen und geringer Kleidung und Kost seine Macht ironisch versteckte, was für die Leidenden nur um so schrecklicher war.

V. Der hellenistische Mensch

Während in Hellas gegenüber dem Leben im Staate das Privatleben in den Vordergrund tritt, nimmt eine Gewaltnatur (μεγάλη φύσις) im riesigen Sinne, welthistorisch im höchsten Grade, das Schicksal von Griechenland, Orient und aller Nachwelt auf ihre Schultern, ein Mann, der dazu berufen ist, die Welt zu hellenisieren, selbst über seinen individuellen Willen hinaus: Alexander der Große.

Seit der Heimkehr der Zehntausend Xenophons hatte man in Hellas im allgemeinen Kunde von der relativen Leichtigkeit der in Asien winkenden Beute. Die Verruchtheit des mit griechischer Intelligenz verbündeten jüngeren Kyros, dazu der bekannte Zustand des Achämenidenhofes unter dem Eunuchen Bagoas mußte den Leuten die Augen darüber öffnen, daß die größte der alten Weltmonarchien, die über lauter Trümmern von alten Königsburgen und Tempeln errichtet war, im Verfall begriffen sei. Die Außenlande befanden sich durch den Abfall ihrer Bewohner in einem Zustand beständiger Zerfaserung; auch im Innern fürchtete man sich vor unbotmäßigen Satrapen und Provinzen, gegen Griechenland hielt man sich vermittels der Bestechung griechischer Staaten und

der Söldnerwerbung, dazu kam die Aushöhlung der Ormuzd-Religion und der alten Sitte.

Hätte sich nun aber das Reich ohne Zutun der Griechen aufgelöst, so wäre das vermutliche Schicksal der Einzelvölker gewesen, daß sie sich in ihre ausgelebten, aber halsstarrig festgehaltenen Spezialkulturen gehüllt hätten. Palästina z. B. würde sich wohl als aramäisch redender Erdenwinkel, den Heiden ewig unverständlich, abgesperrt haben; was aus einem dauernd von der übrigen Welt getrennten Ägypten geworden wäre, können wir uns kaum denken; den Orient im großen würden wohl (wie später die Parther) irgendwelche turanische Völker oder gar die Mongolen, die Alexander dann so wohlweislich absperrte, als rohe Ausfresser verzehrt und die frühere persische Kultur heruntergebracht haben; die Römer hätten sich schwerlich weit damit eingelassen. Und was wäre ohne Alexander aus den Griechen selbst geworden? Wir würden wahrscheinlich wenig von ihnen wissen und dies Wenige nicht zu wissen begehren. Unter sich verstanden sie fast nur noch, einander zu mißhandeln, und ihre Faktionskämpfe von Staat gegen Staat sowie innerhalb der Staaten riefen fast unvermeidlich und permanent irgendein Ausland zur Intervention herbei, während ihre kolonialen Außenposten fast überall durch nichtgriechische Völker bewältigt wurden oder schrecklichen Experimenten, wie denen der sizilischen Tyrannen, anheimfielen. Ohne ein starkes Makedonien und die Existenz anderer hellenistischer Königreiche wäre die Nation wohl schlimmeren Herren anheimgefallen, vielleicht ihren eigenen, roh gebliebenen Ätolern oder nordischen Nichtgriechen, wie den Illyriern, Triballern usw.; oder es hätte gar statt Roms Karthago, das, wenn es Geld hatte, im Handkehrum ein Heer von dreißig Myriaden werben konnte, Korinth zerstört.

Aber die Griechen hatten ihre Bildung, welche allein fähig war, die ganze übrige Welt zu begreifen und auszudeuten, und ihr Geist hatte jene höchste Mitteilbarkeit in Poesie, Kunst und Philosophie. Dieser Bildung und ihren beweglichen Trägern konnte nur eine große Hellenisierung der Welt den Weg zu den anderen Nationen bahnen, und diese war nur durch einen großen Eroberer zu bewirken.

Da erbietet sich Makedonien, diese griechische Nation zu Glanz, Sieg und Rache hinauszuführen. Mit Griechentum eben zu dem Grade erfüllt, daß sie den Griechen nicht als etwas ganz Heterogenes erscheinen kann, bringt diese Macht die Vorteile ihres Militärkönigtums mit sich und damit ein Kriegswesen, das ihr alle politischen Institutionen, ja die Nationalität selbst ersetzt. Sie genießt, wenn sie will, bereits die Heeresfolge von Thrakien, Thessalien und Epirus, verlangt aber einstweilen unter Philipp von den Griechen südlich Böotiens, wie wir gesehen haben, keine Unterwerfung, sondern begnügt sich mit deren Ohnmacht, worin sie die Bürgschaft findet, daß ihre Herrschaft im Norden nicht gestört wird, und geht nun,

obwohl die eigentliche Feindschaft gegen Persien im damaligen Griechenland im Erlöschen und der Kampf kein nationales Ideal mehr ist, in der längst bekannten Art vor, die Anführerschaft über die Griechen dadurch zu suchen, daß sie die Bekämpfung Persiens verspricht.

Und nun geht in dem Moment, da der Perserkrieg beginnen soll, die Führung durch Philipps Ermordung (336) auf Alexander über. Dieser ist dem Vater ähnlich und doch wieder unendlich unähnlich, ohne dessen berechnende, kalte Intrige und völlig ohne dessen possenhaften Zug, vielmehr eine hochpathetische Natur, durch seine Mutter aber, die geheimnisvolle und entsetzliche Äakidin Olympias, der ihr superstitiöses und orgiastisches Treiben, ihre Wirtschaft mit Schlangen usw. den Ausdruck einer verwegenen Kraft und schrecklichen Leidenschaftlichkeit gibt, scheint er mit einer furchtbaren Naturmacht zusammenzuhängen. Und zu diesem Vater und dieser Mutter kommt der Lehrer Aristoteles. Man hat allerlei Sagen und Konjekturen darüber, wieweit die Belehrung gegangen sei, aber wer will wissen, wie dieser Lehrer und dieser Schüler miteinander verkehrt haben? Daß Alexander eine schwer zu bestimmende, aber wissenschaftliche und lernbegierige Natur war, wollen wir gerne glauben. Es ist das weltgeschichtlich Bedeutendste, was dieser Aristoteles getan hat, daß er Einfluß auf ihn gewann und ihn erzog.

An Geschäften und Krieg wie auch an den furchtbaren Hofwirren nahm Alexander früh teil. Bei Chäronea sauste er zuerst in die heilige Schar hinein; dagegen war er wohl unbeteiligt am Tode des Vaters und erfuhr die Teilnehmer selber erst allmählich; die Sache reichte möglicherweise tief ins militärische Gefolge hinein, so daß das Erforschen für ihn gar nicht wünschbar war. Auf sichere Kunde von der Teilnahme der Olympias geriet er wahrscheinlich, wollte aber diese, die er für eine große Persönlichkeit gehalten zu haben scheint, auf keine Weise kompromittieren; er selbst ist in der blutigen und düsteren Tradition des makedonischen Königshauses nahezu die lichteste und freundlichste Gestalt.

Aus der Krisis, die auf Philipps Tod gegenüber Nichtgriechen und Hellenen folgte, rettete ihn nur Kühnheit. Er züchtigte zunächst die nördlichen Völker, die sich gegen ihn erhoben hatten, und dann mußte Theben, das leider unter den Auspizien des Demosthenes bei aller Hilflosigkeit mit dem leichtsinnigsten Trotz gegen ihn aufgestanden war und die makedonische Besatzung niedergemacht hatte, mit seinem Untergange büßen. Daraufhin konnte er den Heereszug gegen Persien antreten; das Erbe, das ihm Philipp dafür hinterlassen hatte, waren drei Millionen Schulden, der makedonische Heerbann, die Freunde und Gefährten, die Phalanx und der griechische Zuzug je nachdem; denn Hellas war und blieb meuterisch; Sparta hatte sofort erklärt, es sei nicht seine Art, anderen zu folgen, sondern andere zu führen. Auch von den anderen war eine Erhebung

bei jedem falschen Gerücht zu erwarten; es war im Grunde eine kuriose Hegemonie.

Aber Alexander geht über alles Berechnenwollen hinaus; von gesicherter Basis, allmählichem Ausrunden, genau innegehaltener Proportion von Haupt- und Nebenaufgaben ist bei ihm nicht die Rede, und so ist er selbst militärisch und politisch nicht genau auszurechnen; es ist oft wie eine Laufbahn im Traum; er glaubte, die Fähigkeit zum Siege (τὸ κρατοῦν) sei an sich göttlicher Art. Im großen ist er wie eine Art Abenteurer, vor allem aber ein Entdecker, der nicht weit genug in der Welt herumfahren kann und hernach mit dem größten Schmerz auf das Gangesland verzichtet; in den einzelnen strategischen Maßregeln dagegen ist er zweckmäßig und wahrscheinlich oft genial; und doch geht im Moment der Aktion der löwenkühne Soldat mit dem Feldherrn durch; so schon in der mit Raserei (μανικῶς) unternommenen Schlacht am Granikos, wo er die Mitte des Reitergetümmels aufsucht. Wenn irgendwo in der Geschichte, so hat man bei der Betrachtung dieses inkommensurablen Menschen das Gefühl: Hier führt eine allmächtige Hand. Die weltgeschichtliche Veranstaltung, die ihn hinausgeführt hat, ist zu riesig, als daß wir uns dessen erwehren könnten.

Allerdings müssen nun auch am persischen Hofe ein Schlendrian und eine Besinnungslosigkeit geherrscht haben, die keinen Namen mehr haben. Hier rächte es sich, daß der Staat jahrelang unter der Ägide eines Mörders gestanden hatte, dessen Interesse es war, keinen fähigen Achämeniden aufkommen zu lassen. Nachdem bereits Philipp den Krieg in Kleinasien eröffnet hatte, brauchte man noch zwei Jahre zur Rüstung und schlug dann — gegen Memnons Rat — im unrichtigen Augenblick los. Durch die erste große Niederlage ging Kleinasien bis zum Taurus verloren, und Alexander, der hier über seine gefährlichsten Feinde, die griechischen Söldner, gesiegt hatte, bekam Zeit, sich einer Landschaft nach der anderen zu bemächtigen. Ob er damals in Gordion den berühmten Knoten wirklich durchhauen hat, mag fraglich bleiben. Arrian weiß es nicht; uns scheint: Er hat ihn weder gelöst noch durchhauen, aber eine Miene gemacht, als wäre dies geschehen, und wer diese Miene machen kann, bezwingt die Welt. Es folgt (333) der Sieg über Dareios selbst bei Issos. Nunmehr fühlt Alexander sich schon völlig als Herr des Perserreiches. „Schreibe nicht mehr an mich als deinesgleichen", schreibt er dem geschlagenen Könige, „sondern als an den König von Asien und Herrn alles des Deinen und dann sage, was du wünschest. Bestreitest du mir aber noch ferner die Herrschaft, so fliehe nicht; ich ziehe gegen dich, wo du auch seiest." Seiner Menschlichkeit gegen die gefangenen Frauen liegt vielleicht vor allem das Bewußtsein zugrunde, daß an diesen für den Orientalen ein Reichsrecht hängt, und ohnehin erbt ja im Orient der Sieger den Harem des Besiegten. Überhaupt aber ist in Alexander

keine Ranküne der Grausamkeit; wie schon sein Vater, schont er gerne das Menschenleben und will später auch die griechischen Söldner, als sie schubweise in seine Hände fallen, am Leben erhalten. Sprechend symbolisch ist aber, daß er in das wundervolle Schmuckkästchen, das mit dem Prachtzelt des Dareios in seine Hände gefallen ist, die Handschrift der Ilias legt; es ist ganz buchstäblich so gegangen: Hellenischer Geist sollte in orientalischen Reichtum hineingefaßt werden.

Die Belagerung von Tyrus, die nun erfolgte, war kein eitler Starrsinn, sondern im höchsten Grade gerechtfertigt. Alexander hatte den Rücken nur frei, wenn es keine persische Seemacht mehr gab, die ganze phönizisch-persische Flotte ihm diente und jede Besorgnis wegen Hellas schwand. Daß er die eroberte Stadt, wie auch hernach Gaza, von den alten Bewohnern völlig leerte, beweist, wie wichtig es ihm war, keine auf die persischen Interessen eingerichtete Bewohnerschaft zurückzulassen. Und nun konnte er, nachdem sich ihm schon während der Belagerung von Tyrus die übrigen Phönizier und die Zyprier angeschlossen hatten, gegen Ägypten rücken. Wir möchten gerne wissen, ob ihm die dortigen Griechen irgendwie entgegenkamen, als er in Unterägypten die große Stadt gründete, die seinen Namen heute noch trägt. Für diese gibt er nicht bloß die Straßenzüge an, sondern bestimmt auch, wie viele Tempel und welchen Göttern man sie bauen solle, und indem er dabei nicht bloß die hellenischen Götter, sondern auch die ägyptische Isis bedenkt, weiht er — wohl ohne sich der Tragweite dieser Sache ganz bewußt zu sein — die große neue Tendenz der Theokrasie ein. Der darauf erfolgte Zug nach dem Ammonium mag seinen Grund teilweise darin gehabt haben, daß er in gutem altem Aberglauben daselbst wirkliche Auskunft, zumal über den Hergang bei Philipps Ermordung, erwartete. Hauptsächlich aber wollte er an diesem seit Lysander doch offenbar käuflichen Lügenwinkel die Erklärung erhalten, daß er der Sohn des Zeus Ammon sei. Es bewog ihn hierzu das Bedürfnis, eine Autorität zu besitzen, welche keine Widerrede gestattete; war er ein Göttersohn, so konnten auch die Griechen zu derjenigen bedingungslosen Verehrung und Anbetung (προσκύνησις) gebracht werden, woran die Orientalen so leidlich gewöhnt waren. Daß er von jenen Staatsbeschlüsse über seine Göttlichkeit verlangte, gehört zu den Dingen, die man sich im damaligen Griechenland erlaubte; die Griechen, die gegenüber dieser Prätension so zimperlich taten, hätten sich besinnen dürfen, daß sie siebzig Jahre zuvor einen Lysander als Gott angebetet hatten.

Die weite und lange Abwesenheit in Phönizien und Ägypten war nun zwar „gefährlich", wie alles, was Alexander unternahm; aber alles sollte eben gelingen; die offenbare Zerfahrenheit der persischen Regierung machte, daß sie ihm nicht schadete. Als er nach zwei Jahren (331) in Mesopotamien erschien, hatte Dareios aller-

dings wieder eine große Armee zusammengebracht; aber nun geschah das Letzte: Nachdem die Perser auch bei Arbela geschlagen waren, gab es keine persische Regierung mehr; Alexander aber, bei dem im Kampfe der Soldat wieder mächtiger als der Feldherr gewesen war, indem er — wie einst schon bei Chäronea — an der Spitze seiner Genossen und seiner Phalanx mit lautem Rufen in die feindlichen Reihen stürmte und damit die Flucht des Dareios entschied, überließ nun auch die weitere Verfolgung nicht einem Reitergeneral, sondern folgte dem Geschlagenen selbst 600 Stadien weit, und vollends später, als es galt, die Banden des Bessos zu verfolgen und sich des von ihnen gefangenen Königs lebend zu bemächtigen, war er wieder Vortrabsgeneral und hatte zuletzt nur noch einen Quintextrakt seines Heeres von wenigen hundert Mann um sich; als er den Gesuchten einholte, war dieser freilich bereits eine Leiche.

Von Arbela an besaß Alexander, was ihm Mittel zur Weltherrschaft werden konnte, die Schätze Persiens und damit eine unbeschränkte Möglichkeit der Truppenwerbung; Babylon und Persepolis fielen in seine Hände. Dafür, daß er die letztere Stadt, nachdem er die königlichen Schätze daraus fortgebracht, mit vollem Vorbedacht den Flammen übergab, gab er selbst als Motiv die Verwüstungen des Xerxes, namentlich in Athen, an; die Tat dürfte aber eher den Sinn gehabt haben, daß nunmehr ganz Asien sehen sollte, Persis sei nicht mehr das herrschende Land im Reiche; dies wäre echte, für alle Völker lesbare Frakturschrift eines Alexander gewesen. Jetzt konnte man mit Äschylos in den Persern (929) sagen:

„Das asische Land, o König und Herr,
Ist furchtbar, furchtbar zu Falle gebracht."

Nach dem Tode des Dareios waren nun freilich die Makedonier voll Hoffnung, daß der Krieg zu Ende sei; aber Alexander beredete sie zum Weiterziehen; er mußte auch den Satrapen ein Ende machen und sich dabei völlig als Erben und Rächer des letzten Achämeniden gebärden. Und hier tritt seine Größe glänzend zutage. Vielleicht jeder andere hätte die steinigen Länder des Ostens auf sich beruhen lassen, er dagegen macht fertig in (nach hellenischem Maßstab) ruhmlosen und furchtbaren dreijährigen Kämpfen um Felsburgen im Schnee, damit nicht sein Reich dereinst von hier aus wieder überzogen werde; freilich erwirbt er dabei auch Roxane, die Perle des Orients. Daß der große Gründer nicht auch noch zugleich organisieren kann, daß alle Einrichtungen höchst provisorisch und flüchtig sind, und daß auch er, wie bisher die Achämeniden, das Reich satrapienweise vergibt, und zwar nicht nur an Makedonier, sondern auch an Perser, die er kaum kennt, kann nicht wundernehmen. Er ist eben Regent von Asien, so gut es unter solchen Umständen geht; aber er ist noch mehr der größte bisher auf

Erden erschienene Feldherr und noch mehr Soldat als Feldherr, am Ende aber doch am allermeisten Entdecker. Was er sehen will, muß er erobern; das Beherrschen kommt erst hernach und das Genießen überhaupt nie.

Während dieser Kämpfe in Hyrkanien, Baktrien und Sogdiana hat er die ersten schweren Konflikte mit seinen Makedoniern. Hierbei geben wir darauf nicht viel, daß man ihm nachsagte, er habe sich im Trinken nach der nichtgriechischen Seite hin verändert; denn furchtbar getrunken wurde schon an Philipps Hofe, und mit der im Rausche begangenen Ermordung des Kleitos kam doch wenigstens tiefer Jammer über ihn; überhaupt können bei seiner enormen Tätigkeit solche Exzesse nur seltene Ausnahmen gewesen sein. Dagegen müssen seine allerdings schwer billig zu beurteilende Orientalisierung in Tracht und Sitte und seine neuen persischen Kontingente starke Unzufriedenheit erregt haben, und die Folge waren verschiedene Verschwörungen. Über die des Philotas muß eine allgemeine Überzeugung bestanden haben. Die Untersuchung wurde „vor den Makedoniern" geführt, welche den Verurteilten denn auch mit ihren Wurfspeeren totwarfen. Das Heer war also richterliche Behörde und Exekutant und der König so loyal, wie ein Heerführer in fremdem Lande nur irgend verfahren konnte, wie auch sein Benehmen gegen die Freigesprochenen beweist. Den Vater Parmenion hielt er entweder wirklich für einen Mitwisser oder er durfte ihn doch nach dem Tode des Sohnes nicht mit Sicherheit am Leben lassen. Was aber die Berichte betrifft, die wir über diese Dinge haben, so mochten die Adjutanten, welche die Gewährsmänner Arrians sind, darüber aus Gründen kurz sein, waren doch schon an Philipps Hofe so wüste Dinge vorgegangen, daß vielleicht, Hephästion ausgenommen, niemand ganz saubere Antezedenzien hatte. — Die spätere Verschwörung der Pagen wurde zwar durch Foltergeständnisse ermittelt, hernach aber freiwillig bestätigt. Bei Kallisthenes, den sie als Mitwisser angaben, ist es vor allem erstaunlich, daß Alexander ihn so lange um sich haben konnte. Derselbe meinte, der König und seine Taten ständen unter ihm und seiner Schrift; er komme nicht, um bei diesem Ruhm zu holen, sondern um ihn berühmt zu machen, und der Anteil am göttlichen Wesen hänge für Alexander nicht von den Lügen der Olympias über seine Erzeugung ab, sondern von dem, was er, Kallisthenes, schriftlich unter die Menschen bringe. Wer so petulant ist, kann durch sein bloßes Schwatzen die Beute von Verschwörern werden, die ihn mit sich nehmen.

Nun will Alexander aber noch weiter, so weit als überhaupt noch „eine feindlich gesinnte Macht übrig ist", ein Grundsatz, nach welchem er eigentlich bis ans Ende der Welt hätte weiterkämpfen müssen. Er kommt so zum Indus und geht über einen der Ströme des Pandschab nach dem anderen; denn er hat gehört, daß „jenseits des Hyphasis glückliche und tapfere Völker wohnen, mit vielen

Elefanten". Wie er sich bei diesem indischen Zuge das ganze bisher Eroberte eine Zeitlang wie einen vergangenen Traum aus dem Sinne schlagen kann, ist ganz unerhört; aber der große Abenteurer, der hier im Gefühl seiner Kraft schwelgt, wäre gewiß nicht über alle diese Flüsse gegangen, wenn er nicht sehr viel weiter gewollt hätte. Freilich werden nun am Hyphasis seine Krieger schwierig, und nun hat es etwas förmlich Rührendes, wenn man ihn bei Arrian in der ihren Grundzügen nach gewiß echten Rede zu seinen Makedoniern sagen hört: „Ich will Euch zeigen, daß hyrkanisches (kaspisches), indisches und persisches Meer zusammenhängen, und vom persischen aus wird Libyen bis zu den Säulen des Herakles durch unsere Flotte umfahren werden und wird von diesen Säulen an ganz unser werden und ebenso ganz Asien, und die Grenzen dieser Herrschaft sind dann dieselben mit den Grenzen der Welt." Die Soldaten hatten natürlich das Entdeckungsfieber nicht, das der Schüler des Aristoteles hier bei ihnen voraussetzt, und zwangen ihn zur Umkehr, worauf er den zwölf Göttern Altäre errichtet, einen prachtvollen Agon abhält und nach Süden abzieht. Noch am unteren Indus hat er dann schreckliche Kämpfe zu bestehen gehabt. Damals sprang er beim Sturme auf die Stadt der Maller als der erste über die Mauer auf die Gefahr hin, nicht mehr aufzustehen, und die Wunden, die er sich dort holte, waren so schwer, daß man ihn verloren gab. Die Motivierung, „wenn er umgekommen wäre, so wäre dies doch geschehen, nachdem er große und der Kenntnisnahme der Künftigen würdige Taten vollbracht", stammt vielleicht aus seiner eigenen späteren Aussage. Als er sich aber nach sieben Tagen, obschon noch sehr schwach, dem Heere zu Pferde zeigt, da donnern die Ufer und Täler von dem allgemeinen Jubel, und da er wieder gehend erscheint, kommen sie alle, ihn zu berühren und zu besegnen und mit Bändern und Blumen zu bewerfen. Noch entdeckt er dann am unteren Indus mit Staunen Ebbe und Flut und macht seine Ausfahrt auf zwei Indusarmen nacheinander, auch um zu entdecken, welcher von ihnen für die Schiffahrt der bessere sei; dann folgen die schauderhaften sechzig Tage des Marsches von den Oreiten bis zur Hauptstadt von Gedrosien und bis Mesopotamien.

Inzwischen hatte sich alle Welt so benommen, als würde Alexander „aus so vielen Völkern und Elefanten" niemals wiederkehren; als seine Rückkehr dennoch bevorstand, floh z. B. Harpalos mit seinem Raub von 5000 Talenten und mit 6000 abgefallenen Söldnern nach Griechenland. Andere, welche Willkür geübt, blieben, fanden aber an dem Könige einen strengen Richter. Auch die Auseinandersetzung mit den Makedoniern mußte nun erfolgen. Da diese am liebsten in die Heimat zurückgekehrt wären, um dort als reiche Leute zu leben, ergriff er das einzige Mittel, das er hatte, um sie in Persien zurückzuhalten: Indem er zu Susa seine eigene Hochzeit mit einer Tochter des Dareios feierte, vermählte er zugleich 10.000

andere Makedonier, Hephästion voran, mit Asiatinnen, stattete alle aus und zahlte dem ganzen Heere mit 20.000 Talenten die Schulden, welche die Soldaten — man möchte wissen, bei was für mitziehenden Geldleuten — gemacht hatten, ohne daß die Namen der einzelnen notiert wurden, was doch offenbar nur die Form für ein eigentliches Donativ war. Aber die Unzufriedenheit dauerte fort, hauptsächlich wegen der neuen asiatischen Kontingente und deren gleichfalls glänzender Ausstattung, und kam zu Opis am Tigris, als er die Alten und Schwachen entlassen wollte, zum lauten Ausbruch. Und jetzt trat erst die volle Macht seiner Persönlichkeit zutage. Als statt der Berechtigten alle die Entlassung fordern, springt er von der Rednerbühne hinab und bezeichnet sofort dreizehn Anstifter zur Tötung. Und, nachdem diese Exekution vollzogen ist, besteigt er die Bühne nochmals und hält jene (von Arrian gewiß trefflich fingierte) Rede, da er ihnen erst die Armut des früheren Makedoniens vorhält und dann ausführt: „Was ich gewonnen, gehört ja Euch. Kleinasien, Syrien, Ägypten, Mesopotamien, Persien habe ich Euch zum Genusse gegeben, es ist Euer Eigentum, Ihr seid Satrapen, Strategen, Taxiarchen. Ich habe für mich nichts Besonderes zum Genießen, ich wache für Euch, damit Ihr schlafen könnt . . . Zeigt Eure Wunden, ich will die meinen zeigen . . . Fliehend ist unter meiner Anführung niemand umgekommen. Und jetzt wollte ich die kriegsunfähig Gewordenen heimsenden, daß dort ein jeder sie beneiden sollte; weil ihr aber alle fort wollt, so zieht alle ab, verlaßt mich, bloß von besiegten Nichtgriechen bewacht. Zieht ab." Dann schließt er sich ein und teilt Kommandos an auserlesene Perser aus, und jetzt bricht bei den Makedoniern der Jammer los, und sie parlamentieren so lange, bis er nach zwei Tagen herauskommt und sie weinend als seine Verwandten erklärt und sich von ihnen küssen läßt. Auf die superbe Rührungsszene hin erfolgt jene große sakramentale Kommunion zwischen Hellenen und Persern, auf die wir später wieder kommen werden. Die zehntausend alten Krieger, die er mit Krateros unter gegenseitigen Tränen heimsendet, erhalten außer vollem Sold ein jeder ein Talent; dabei aber bleibt es, daß es fortan auch ein persisches Agema, persische Pezetären und persische Argyraspiden gibt.

Daneben ruhten auch die großen Unternehmungen nicht. Schon vor dem Ereignisse von Opis hatte Alexander in Persien die Mündung von Euphrat und Tigris befahren und hatte dabei die Entdeckung gemacht, daß die Perser am unteren Tigris durch Dämme künstliche Katarakte angelegt hatten, damit keine feindliche Flotte hier eindringen könne; da er solches besser hindern zu können glaubte, lachte er über solche Künste und gab dem Strom seine Schiffbarkeit zurück. Später züchtigte er die Kossäer, ein eigentliches Raubvolk zwischen Susa und Ekbatana, welches das ihm von Grote gespendete Mitleid nicht im mindesten verdient. Ferner ließ

er auf dem Kaspischen Meere eine Flotte bauen; denn auch die See wollte er erforschen, und es war gut, daß ein Hellene diesen Drang hatte; denn die Orientalen von sich aus würden die Umrisse ihrer Länder und Meere nie erkundet haben; endlich vor seinem Ende plante er noch einen Zug nach Arabien. Und während er zu Babylon residierte, kamen Gesandtschaften von allen Enden; es ist sogar ganz glaublich, daß auch aus Rom eine kam, für welches es Plutarch mit Recht als Gunst der Götter bezeichnet, daß er nicht länger gelebt habe. Jetzt erst schien er „Herr der ganzen Erde und des ganzen Meeres" zu sein, und jetzt erinnerte er sich auch der Griechen wieder und sandte ihnen nach Olympia durch seinen Admiral Nikanor jenes früher besprochene Gebot, wonach die Poleis alle ihre Verbannten zurückrufen sollten.

Aber schon war in Ekbatana (324) Hephästion gestorben und von Alexander, wie Patroklos von Achill, betrauert worden, und bald kamen diesem Ahnungen und Vorzeichen seines eigenen Endes, die von ihm jedenfalls ziemlich superstitiös aufgefaßt wurden. Nach heftigen Gelagen, wohl mehr aber infolge der übermenschlichen Anstrengungen, wurde er von einem Fieber überfallen, dem er lange trotzte. Nach Arrian, der sein letztes Schicksal von Tag zu Tag verfolgt, lag er schließlich in einem Ziergebäude am Teiche des Parks krank, dann im Palaste Nebukadnezars. Hier erzwangen es die Soldaten, ihn zu sehen. Lautlos lag er bei dieser letzten Revue da und erhob kaum noch das Haupt zum Gruße der einzelnen oder winkte etwa noch mit den Augen. Auf die Frage, wem er das Reich hinterlasse, entgegnete er „dem Besten", oder dem „Stärksten", je nachdem man das Wort (κρατίστῳ) übersetzt. Auch daß er einen gewaltigen Agon zur Feier seines Todes voraussehe, soll er gesagt haben. Er starb gegen Abend des 13. Juni 323, erst zweiunddreißig Jahre und acht Monate alt, und gleich über seiner Leiche erhob sich der Hader der Marschälle.

Alexander war nach Arrians Charakteristik (VII, 28 f.) nur an Ruhm nicht zu sättigen. Dies ist der grundhellenische Zug an ihm, während er ungriechisch, aber höchst königlich war durch seine Treue in Verträgen und durch seine Fähigkeit, zu bereuen, wo andere beim Fehler als bei etwas Trefflichem zu beharren pflegen. Wieviel er geahnt und gewollt hat, ist ungewiß und durch das Phantasiebild, welches die Griechen sich von ihm machten, vollends unsicher. Möglicherweise würde er bei längerem Leben vermittels der durch die Reichtümer Persiens ermöglichten Söldnerwerbung die Weltherrschaft auch auf den Westen auszudehnen versucht haben, wo jetzt in Karthago die letzte Geldkasse ersten Ranges war, die nicht ihm zu Gebote stand. Auch ohne diese grenzenlose Ausdehnung konnte sein Reich nach seinem Tode nicht beisammenbleiben. Aber es ist eine Eigenschaft der großen Weltbezwinger, daß sie nicht sowohl direkt die Zukunft bewirken, als vielmehr die

Welt auf eine neue Grundlage stellen, worauf dann Neues aller Art aufgebaut werden kann. Und nun ist es nach unserem schwachen Ermessen immer ein Glück, wenn eine höhere Kultur über eine geringere, ein begabteres Volk über ein unbegabteres Eroberungen macht, und dies war hier der Fall, wenn auch die „Moralität" des damaligen Griechenland und die des damaligen Persien sich leidlich mögen aufgewogen haben. Hierdurch wurde jedenfalls viel Leben wieder frei, welches die persische Halbbarbarei erstickt hatte. Um aber die wahren Gesichtspunkte zu gewinnen, muß man den größten Kausalitäten der Weltgeschichte nachgehen. Unser Gesamturteil wird wesentlich bestimmt durch die enorme Wünschbarkeit derjenigen Kontinuität der Weltkultur, welche ohne Alexander nicht würde gewonnen worden sein. Rom lernte das Griechentum eigentlich erst durch das Medium des kulturbeherrschenden Diadochentums hindurch recht kennen, und Rom liebte an Griechenland wesentlich die Kultur; diese wollte und mußte es übernehmen und retten. Ferner war ihm die Bewältigung der hellenisierten Ostländer unendlich viel leichter und lag ihm näher, als dies bei deren früherem Zustande der Fall gewesen wäre. Die römische Weltherrschaft gehört aber, wie die makedonische, im höchsten Grade zu der Kette von Wünschbarkeiten, von welchen unser Urteil umstrickt ist. Und an beiden Weltherrschaften hängt die Möglichkeit der Verbreitung des Christentums.

Betrachten wir nun vor allem die große geographische Veränderung, welche Alexander und seine Nachfolger dem Griechentum gebracht haben. Diese besteht darin, daß die Griechen in Menge nach dem Orient geführt wurden und von diesem große Teile zu hellenischem Lande machten. Daß hiervon das wenigste unter Alexander selbst geschehen konnte, liegt auf der Hand, da ja seine Regierungszeit im ganzen nur zwölf Jahre und acht Monate gedauert hat. Wie jede Art von Organisation, mußte auch seine Städtegründung wenigstens zum Teil notwendig provisorisch sein; aber immerhin hat er selbst den großen Anfang gemacht; Aristoteles schrieb nicht umsonst für ihn eine Schrift: „Alexander oder über Kolonien." Die Trefflichkeit der Gründung des ägyptischen Alexandria beweist die Geschichte genugsam; daß der König dieselbe selbst in die Hand nahm und ihr das größte Interesse widmete, haben wir bereits gesehen; auch ein imposanter Königspalast soll hier gleich angelegt worden sein. Ein zweites Alexandria legte er am baktrischen Kaukasus (d. h. dem Paropamisus) an und ein drittes am Tanais-Iaxartes zur Vorhut gegen die Skythen. Dieser letztere Ort sollte groß und namenberühmt werden; er wurde in zwanzig Tagen ummauert und Alexander versetzte darein hellenische Söldner, freiwillig zur Ansiedlung gemeldete Nichtgriechen aus der Umgebung und einige invalide (ἀπομάχους) Makedonier aus dem Heere. Dies dürften die gewöhnlichen Bevölkerungsbestandteile sei-

ner Kolonien gewesen sein; auch bei seinem zweiten Besuch wurde die Einwohnerschaft durch Umwohner und verbrauchte Soldaten verstärkt; er soll in Baktriana und Sogdiana acht Städte gegründet, einige andere aber zerstört haben. Ferner läßt er durch Krateros das öde vorgefundene Arigäon wieder aufbauen, errichtet am oberen Indus die Festungen Bazira und Orobatis, im Reiche des Poros — wiederum durch Krateros — da, wo er den König geschlagen, Nikäa und am entgegengesetzten Hydaspesufer Bukephala und auch sonst in Indien eine Anzahl von Arsenalstädten (darunter einige Alexandrien), in denen er Garnisonen zurückläßt, alles unter kühnprovisorischen Umständen; sogar im Oreitenland erhebt er das größte Dorf zu einer Stadt, welche groß und wohlhabend werden müsse. Und nach seiner Rückkehr beschäftigt er sich stark mit dem Gedanken an Kolonisation des Persischen Golfs, sowohl auf der persischen als auf der arabischen Seite, und fährt kurz vor seinem Tode noch hinaus, um an einer trefflichen Stelle gegen Arabien hin eine Stadt anzulegen und mit griechischen Söldnern zu besiedeln; auch gründete er noch auf dem späten Zuge gegen die Kossäer ansehnliche Städte in der ungünstigen Gegend. Nach Plutarch waren seiner Städtegründungen über siebzig, was übertrieben sein mag; indes sollte man auch nicht zuviel davon hinunterdingen, als ob es sich um bloße Fortifikationsposten gehandelt hätte; Arrian deutet doch mehrmals, indem er diese Städte gedeihlich (εὐδαίμονας) nennt, eine größere Absicht auf Größe und Glück derselben an.

Freilich blieben die Griechen an diesen entlegenen Posten vielfach ungern, und die in Baktrien und Sogdiana angesiedelten fühlten sich so unglücklich, daß sich auf die falsche Nachricht von Alexanders Tode im Lande der Maller ihrer dreitausend sammelten und von den Makedoniern abfielen, und das nämliche wiederholte sich in größerem Maßstab, als er wirklich gestorben war, indem aus solchen, die sich „nach der hellenischen Lebensweise sehnten", ein Heer von 23.000 Mann zusammentrat, das dann — wie auch jene früheren — von den Makedoniern zusammengehauen wurde. Es war eben nichts Kleines, den Orient zu hellenisieren und durch Hellenen zu regieren, die schon jeder sein Stück von hellenischer Auflösung und hellenischem Individualismus mit sich brachten und vielleicht am Ende jeder seine besondere Auffassung der Dinge hatten. Zu eigentlicher Beherrschung ferner und großer fremdvölkischer Länder waren sie nicht geschaffen; einstweilen mußte das makedonische Element das Beste tun.

Enorm wichtig für die Hellenisierung war jedenfalls das Entgegenkommen, das Alexander den Persern bewies. Er wollte die Verschmelzung der Völker und der Religionen und feierte diese symbolisch an jenem großen, auf die Versöhnungsszene zu Opis folgenden Festmahl der Neuntausend, welches deutlich eine große sakramentale Weihe für das Schicksal Asiens sein sollte. Um ihn saßen

die Makedonier (und zwar offenbar nicht die in die Heimat abziehenden, sondern die bleibenden), und dann erst die Perser, alsdann aber auch ausgezeichnete Leute der übrigen Nationen, und aus demselben Mischkruge spendeten er und die übrigen dieselben Spenden, wobei die hellenischen Manteis (vor allem gewiß der große Aristander) den heiligen Akt einleiteten. Und er betete dazu um alles Gute und um Eintracht und Gemeinschaft für Hellenen und Perser. Auch dies war etwas von seiner Frakturschrift, lesbar für Völker von tausend Sprachen, vom Adriatischen Meer bis zum Indus.

Auf Alexander folgen die Diadochen. Diese kolonisieren nun systematisch: sie wollen nicht mehr in die Ferne hinein erobern, sondern sich in ihren Gebieten stärken; auch sind sie für ihre Kolonien wesentlich auf freiwillige Ansiedler angewiesen. Hier ist bei weitem am wichtigsten, was die Seleukiden getan haben. Vor allem Seleukos I. soll im ganzen fünfundsiebzig Städte gegründet haben; darunter waren sechzehn nach seinem Vater benannte Antiochien, fünf Laodikeen (nach seiner Mutter Laodike), neun Seleukien, drei Apameen und ein Stratonikea (nach seinen zwei Gattinnen Apame und Stratonike); nach Städten und Ländern in Hellas und Makedonien hatte er Beröa, Edessa, Perinthos, Pella, Achaia, Amphipolis, Tegea, Chalkis, Larissa und andere benannt, einige Städte auch nach Alexander, dessen Namen früher als den eigenen durch solche Gründungen zu ehren noch immer für fromm galt, und seinen eigenen Siegen zu Ehren Nikephorion in Mesopotamien und Nikopolis in Armenien. „Er füllte die wichtigsten Gegenden der Welt mit Städten an und machte die Einöde wohnlich. Unser Antiochien baute er nicht zum Wohlleben, sondern als Ausgangspunkt für andere Städte; solche traten an die Stelle der früheren Etappenquartiere. Andere Könige rühmen sich der Orte, die sie zerstört, dem Seleukos brachte es Ehre, daß er solche zum Leben erweckte ... Man trifft deren in Phönizien und noch mehrere und größere in Syrien, und bis an den Euphrat und Tigris dehnte er dies Verdienst aus und säte, nachdem er Babylon genommen, Städte sogar über Persis; keinen Ort, der für eine Stadt geeignet war, ließ er unbebaut, sondern hellenisierte das nichtgriechische Land ununterbrochen", sagt von ihm der Antiochener Libanios.

Die wichtigsten dieser Gründungen des Seleukos waren Seleukia am Tigris und Antiochia am Orontes. Jenes wurde außer mit Griechen und Makedoniern besonders mit hergeführten Babyloniern (sogenannten Syrern) und Juden in verschiedenen Schichten bevölkert; der letzteren waren so viele, daß einst bei einem Aufstand ihrer 50.000 erschlagen werden konnten. Neben ihm verödete Babylon bald, dessen Bevölkerung sich großenteils in die neue Stadt gezogen haben muß. Zur Zeit des Titus hatte diese vielleicht mit Ktesiphon zusammen 600.000 Einwohner, die je nach der Nation in die verschiedenen Quartiere verteilt waren. Sprache und Sitte

waren gesetzlich griechisch, und ein Senat von dreihundert Mitgliedern, die nach Vermögen oder Einsicht gewählt waren, führte die Regierung, nicht ohne vielfache Konflikte mit einer Volkspartei. Von den wissenschaftlichen hellenistischen Zelebritäten scheinen nicht wenige hier zu Hause gewesen zu sein. Antiochia aber war der Schlüssel von ganz Diadochenland, durch seine Lage am unteren Orontes geeignet, sowohl Babylonien und die oberen Satrapien als die untere Satrapie des Seleukidenreiches und selbst ptolemäische Lande in Schach zu halten. In dieser herrlichen Gegend hatte Seleukos auf der Jagd den veritablen Baum getroffen, welcher einst die Jungfrau Daphne gewesen, und an diese erinnerte denn auch der wunderbare antiochenische Lustort Daphne mit seinem prächtigen gleichnamigen Haine; die Stadt selbst aber war eine Tetrapolis, die sich aus vier unter verschiedenen Königen erbauten, besonders ummauerten Städten zusammensetzte; an Macht und Größe war sie nicht viel geringer als Seleukia und Alexandria.

Wenn wir uns fragen, woher, von den Makedoniern abgesehen, die vielen Griechen in diese Seleukidenstädte und auch in die Ptolemäerstädte am Roten Meere kamen, so dürfen wir zunächst an die vielen denken, welche, wie wir aus dem „Philippos" des Isokrates wissen, früher heimatlos gewesen waren (die πλανώμενοι); sodann aber erklärt sich dieser Menschenaufwand griechischer Zunge auch daraus, daß die Leute nicht bloß aus Griechenland, sondern auch vom Pontus, aus Kleinasien, Italien, Sizilien, der cyrenaischen Pentapolis usw. kamen; es gab zumal im Westen genug Griechenstädte, wo man sich schlecht befand und gern emigrierte.

Von diesen bekamen dann manche im Osten wieder eine Politie. Der Orient, dessen größte und prächtigste Städte bisher nur Königsburgen, stehend gewordene Hoflager, Tempelorte und Märkte gewesen waren, lernte jetzt Bürgerschaften kennen; ja in manche Gegenden wurde städtisches Leben überhaupt erst durch solche gebracht. In politischer, strategischer und kommerzieller Absicht angelegt, waren diese Städte zwar Teile absoluter, nach der Zweckmäßigkeit organisierter Gewaltstaaten, aber doch bis zu einem gewissen Grade autonom mit Räten, Volkswahlen, Volksbeschlüssen, Einteilung in Phylen, eigenem Gerichtswesen, Münzrecht, Waffenrecht, Lokalpatriotismus und lokaler Euergesie. So hatten in Ägypten, wenn auch die Hauptstadt selbst einer Politie entbehrte, doch sicher Ptolemais und wohl auch einige andere Orte eine solche, und die Stellung der seleukidischen Städte kann Droysen mit der der deutschen Reichsstädte vergleichen; sie vergalten dies aber auch damit, daß sie sich dem Seleukidenreiche hilfreich erwiesen, sooft sich dasselbe wieder zu heben begann.

Von diesen Städten aus verbreitete sich dann mit einem ausgedehnten Handel zugleich die hellenische Bildung über die orientalischen Länder, ihre Rhetorik, Philosophie und Forschung wie

ihre poetische Literatur und besonders ihr Drama und dessen Träger, die dionysischen Künstler. Auch vom Agonalwesen wurde mitgenommen, soviel sich verpflanzen ließ: Hippodrome werden entstanden sein, wo man es irgend vermochte, ja in Antiochia wurde ein olympisches Fest gestiftet, welches offenbar das elische irgendwie ersetzen sollte. Daß in den syrischen Städten bisweilen auch ein arges Lotterleben herrschte, wird nicht zu leugnen sein.

Groß war die Zähigkeit dieser Gründungen. Zwar war schon zwei Jahrzehnte nach Alexanders Tode das Indusland aufgegeben, bald lockerte sich auch der Zusammenhang des Seleukidenreiches mit den baktrischen und arianischen Landschaften, ja um die Mitte des dritten Jahrhunderts erhob sich in dem Verbindungsland zwischen Osten und Westen die Herrschaft eines halbrohen Volkes, der Parther, welche denselben völlig durchriß, und Seleukia oder vielmehr dessen gegenüber, auf dem rechten Tigrisufer gelegene Vorstadt Ktesiphon, wurde die Hauptstadt der arsakidischen Könige. Aber trotzdem behaupteten sich die Griechenstädte teilweise im Reich des Maharadscha und in Baktrien und Ariana, und auch die Arsakiden haben sich dem geheimnisvollen, narkotischen Duft der griechischen Bildung nicht entziehen können und nennen sich noch auf ihren spätesten Münzen Philhellenen; daß an ihrem Hofe Euripides aufgeführt wurde, ist aus der Geschichte vom Ende des Crassus bekannt.

Am sichersten siegte der Hellenismus gerade da, wo die Kulturstufe der betreffenden Völker eine hohe gewesen war. Die Länder am Euphrat und Tigris waren überwiegend gräzisiert, Syrien so gut wie ganz, von Kleinasien zu schweigen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Landbevölkerung überall hätte ganz griechisch gemacht werden können. Das Griechische war die offizielle Ortssprache auch für die mit in den Städten wohnenden Nichtgriechen und wurde in den Schulen gelehrt; daneben aber behaupteten sich die alten Nationalsprachen. So tun in der Apostelgeschichte (XIV, 11) die Leute von Lystra ihre Meinung über Paulus und Barnabas auf lykaonisch kund, und in dem großphrygischen Kibyra sprachen die Leute nach Strabo (XIII, 631) pisidisch, solymisch, griechisch und lydisch. Während ferner die Juden in manchen Gegenden außerhalb ihrer Heimat das Hebräische vergessen hatten und selbst ihre heiligen Schriften und Ritualien nur noch griechisch können besessen haben, konnte es merkwürdigerweise in Syrien geschehen, daß in der christlichen Zeit das Syrische in völlig hellenisiert gewesenen Städten als kräftige Literatursprache wieder auftauchte, indem die dortigen Hierarchen für besser hielten, so zu reden und zu schreiben. Dagegen die kleinasiatischen Heiligen, ein Basilius, Gregor von Nazianz und andere, haben nicht für gut befunden, das Kappadokische oder etwas Ähnliches zu einer geistlich-literarischen Sprache zu erheben.

Erechtheion auf der Akropolis, Athen

Athen, Akropolis mit Erechtheion

Tempel in Segesta

Paestum, Cerestempel

Aegina, Tempel der Aphaia

Bogenschütze vom Tempel in Aegina
München, Glyptothek

Der sog. Illissos, vom Ostgiebel des Parthenon
London, Britisches Museum

Daß das Griechische in diesem Orient gut gesprochen worden wäre, kann man freilich nicht verlangen. Die Nichtgriechen, die zum Hellenismus gebracht wurden, konnten vielfach sowenig zu einer korrekten Aussprache gelangen wie die Hellenen in den asiatischen Sprachen. Man klagte aber damals selbst in Attika darüber, daß wegen des Verkehres mit Makedonien viele in der Sprache makedonisierten.

Um aber auf die Städtegründungen zurückzukommen, so erlaubten sich die Diadochen solche sowie Umgründungen und Neubenennungen bestehender Städte auch in dem längst hellenisierten vorderen Kleinasien und in Hellas selbst in Menge. Es wurde hier offenbar die Bevölkerung vielfach, selbst wenn man wohlmeinend verfuhr, mit Gewalt neu gemischt und nach politischen, militärischen und finanziellen Rücksichten auf beliebige Punkte verteilt, wobei der Zwang etwa durch Aussicht auf eine größere und bessere Feldmark versüßt werden mochte; Präzedentien für Synoikismen hatte man ja in Hellas genug. So erwecken Antigonos und nach ihm Lysimachos das seit der ldydischen Eroberung vierhundert Jahre lang nur dorfweise bewohnte Smyrna wieder, so daß es die schönste der dortigen Städte wird, und jener siedelt auch die Skepsier und Kebrenier samt anderen in Antigonia (dem späteren Alexandria Troas) zusammen an. Dieselben hatten sich, wie dies unter solchen gewaltsam zusammengezogenen Bevölkerungen oft vorkommen mochte, früher schon nachbarlich gehaßt und werden wohl dauernd unverträglich gewesen sein; so kommt es, daß die Skepsier sich hernach von Lysimachos befehlen lassen, in ihr altes Skepsis zurückzukehren. Auch der Sohn des Antigonos, Demetrios Poliorketes, gründet am Meere zwischen Nelia und Pagasä die wichtige Festung Demetrias vermittels eines Synoikismos von acht dortigen Städtchen, die dann als Dörfer des Stadtgebietes weiter existieren, und derselbe kann die durch ihn von einer ptolemäischen Besatzung befreiten Bewohner Sikyons dazu bewegen, den gegen den Hafen zu gelegenen Stadtteil aufzugeben, größtenteils in die geräumige und feste Akropolis umzusiedeln, ihre Stadt als Demetrias umzunennen und ihm, als dem Ortsgründer, jährlich Opfer und Agone zu feiern. — Lysimachos ferner verpflanzt in sein Neu-Ilion die Bewohner der alten Städte ringsum, die bereits vielen Schaden erlitten hatten, und ebenso in das neue Ephesos die meisten Bewohner von Lebedos und Kolophon, welch letzteres dann von seinem Jambendichter Phönix beklagt wurde. Auch die Ephesier wollten übrigens nicht von ihrer damaligen, um den Artemistempel herum gelegenen Stadt an die von ihm gewünschte Stelle ziehen; da soll er sich durch einen eigentlichen Scherz geholfen haben, indem er bei einem Wolkenbruch die bisherige Stadt durch Verstopfung ihrer Kloaken überschwemmt werden ließ; die neue aber nannte er nach seiner Gattin offiziell Arsinoe, ohne übrigens den alten Namen verdrängen zu können.

Schließlich war auch das nach diesem Könige benannte Lysimachia für das von ihm zerstörte Kardia erbaut worden.

Sehr bedeutend waren die Gründungen Kassanders, so schrecklich der Mensch sonst sein mochte. Vor allem bewies er seinen Scharfblick durch die Gründung des nach seiner Gemahlin, der Tochter Philipps, benannten Thessalonike, welches wichtig bleiben wird, solange es ein Europa gibt. An der Stelle des alten Therma angelegt, vereinigte es die Bewohner von sechsundzwanzig früheren Ortschaften der Landschaft Krusis und des thermäischen Golfs. Südlich davon erhob sich an der Stelle des alten Potidäa Kassandreia, wo er die Leute von der Pallene und nicht wenige von der Katastrophe des Jahres 348 gerettete Olynthier ansiedelte; da er dieser nach ihm benannten Stadt viel, und zwar gutes Gebiet zuwies und seinen Ehrgeiz in ihr Aufkommen setzte, nahm sie rasch einen großen Fortgang und wurde die stärkste in Makedonien, was sie freilich nicht davor schützte, daß (um 280) der schreckliche Apollodor sich mit Hilfe des freien und unfreien Arbeiterproletariats der Tyrannis bemächtigte. Ganz philanthropisch-ambitiös, zugleich aber mit einer Exekration des offen gehaßten Alexander verbunden war die Herstellung Thebens. Auch hierher berief Kassander von überallher noch lebende Thebaner und fand den Anlaß herrlich, eine mythisch und historisch so berühmte Stadt zwanzig Jahre nach ihrer Zerstörung herzustellen und durch solches Verdienst sich unsterblichen Ruhm zu gewinnen. Er beredete zu diesem Zweck die Böotier und erhielt die Hilfe mehrerer anderer Städte, und zwar nicht bloß hellenischer, sondern auch sizilischer und italischer; die Athener hatten den größten Teil der Stadtmauer übernommen. Merkwürdig ist ferner auch, wie leicht er die mit ihm gegen die Ätoler verbündeten Akarnanen in einer Volksversammlung überredet, sich aus ihren kleinen und festen Orten in wenige Städte zu konzentrieren, damit sie bei plötzlichen Überfällen der Ätoler einander helfen könnten; freilich fiel bald darauf eine der so neubevölkerten Städte dennoch in die Gewalt der Feinde. — Endlich baute auch Alexarchos, ein anderer Sohn des Antipatros, am Athos eine (vielleicht gar rund angelegte) Stadt Uranopolis, die einen Umfang von dreißig Stadien hatte.

Die Bewohner kleinasiatischer Städte konzentrierten auch seleukidische Herrscher in ihren Städten. So brachte der sonst treffliche Antiochos I. die von Kelänä nach Apamea, und auch Seleukia am Kalykadnos war von den Leuten verschiedener Städte bevölkert; dergleichen mag manches bei Gebietsveränderungen und Abtauschungen einbedungen worden sein. Vollends scheute sich dann in späterer Zeit ein Sultan wie Tigranes nicht, sein Tigranokerta aus zwölf durch ihn geleerten Hellenenstädten zu bevölkern, oder die Einwohner des kappadokischen Bezirkes Mazaka gewaltsam ebendahin

oder nach Mesopotamien zu schaffen; nach der Einnahme von Tigranokerta kam dann heim, wer konnte.

Ganz besonders stark vom Hellenismus ergriffen, ja ein Vehikel desselben sind die Juden, die damals ein bewegliches, kosmopolitisches Element werden und sich vom Ackerbau ab- und dem Handel zuwenden. Von Nehemia an (der nach 432 stirbt) liegt auf ihrer Geschichte fast hundert Jahre tiefes Dunkel; man erfährt nur, daß Artaxerxes Ochos auf seinem Zug gegen das empörte Ägypten auch einen Teil der Judenschaft zu Kriegsgefangenen machte und nach Hyrkanien und Babylonien verpflanzte. Zwangsweise hat dann auch ohne Zweifel Alexander zunächst in Alexandria Juden angesiedelt und samaritanische Krieger in die Thebais verpflanzt, während er durch Perdikkas Makedoniern Land in Samaria anwies. Nach seinem Tode wanderten dann viele Juden wegen der Wirren in Syrien nach Ägypten und Phönizien aus, und später wurden während der Diadochenkriege viele nach Ägypten deportiert, Ptolemäos Lagi gab ihnen in Alexandria Bürgerrecht und brauchte sie in anderen Städten zu Besatzungen; auch nach Kyrene wurden Juden verlegt; in Ägypten erfolgte eine starke Einwanderung von solchen noch 311.

Hier nahm das Volk ein griechisches Gepräge an. Wenn auch bei Griechen und Ägyptern gleich verhaßt, waren die Juden ein bedeutender Bestandteil Alexandrias, unter eigenen Ethnarchen, auch in einem eigenen Quartier, so daß diese Stadt als eine Rivalin Jerusalems erschien. Sie galten überall in den Diadochenländern und so auch hier als monarchisch gesinnt, das heißt sie hielten es überall mit dem Herrn des Landes und nicht mit den betreffenden Nationen und waren das stärkste Zersetzungsmittel gegen jedes Streben nach Behauptung und Herstellung der alten Nationalitäten. Demgemäß war ihnen ein Herrscher wie Ptolemäos Philadelphos, der auch sonst systematisch tolerant war, entschieden günstig; er soll hunderttausend jüdische Kriegsgefangene um 600 Talente von ihren Herren losgekauft haben; Juden wurden damals Geldleute der Ptolemäer, und außerdem gab es jüdische Bauern; auch die Rücksicht auf das zwischen Seleukiden und Ptolemäern streitige Judäa trug zu dieser Politik das Ihre bei.

In Ägypten verlernten die Juden das Hebräische, und auch ihre Gelehrten verstanden es mit der Zeit nicht mehr. Zugunsten der großen Mehrzahl ihrer Landsleute, welche sich bereits ganz in das Griechische hinübergespielt hatten (nicht für den ptolemäischen König), unternahmen daher jüdische Hellenisten die Übersetzung erst des Pentateuchs, dann auch ihrer übrigen heiligen Schriften. Aus dieser sogenannten Septuaginta, welche authentisch wurde, wie später die Vulgata, schöpften die jüdischen Behörden in Ägypten das nationale Recht; auch die Gerusie von Alexandrien erkannte sie an, und jedenfalls kam sie auch in die königliche Bibliothek. Dabei mag man sich freilich fragen, wie den engen hebräischen

Gedanken in dem weiten griechischen Gewande zumute gewesen sein mag; sie schickten sich aber darein und blieben darin stark, trotzdem sich der Geist nicht in ein neues Begriffssystem umsetzen konnte, ohne daß die Ehrfurcht vor der Überlieferung stellenweise nachließ und Alexandria ein Herd der Ketzerei und der Proselyten wurde. Es zeigt sich hier ein merkwürdiger Unterschied gegenüber dem Verhalten der Araber, die ihren unübersetzbaren Koran arabisch lesen müssen, wie auch die neueren Juden ihre hebräischen Schriften.

Einen schweren momentanen Haß erwies Ptolemäos Philopator (221—204) den Juden, von denen man gerne wissen möchte, wodurch sie ihm verleidet waren; seine Absicht, alle gegen die heidnischen Opfer Widerspenstigen von Elefanten zerstampfen zu lassen, soll durch ein göttliches Wunder vereitelt worden sein; dagegen genossen sie wieder sehr die Gunst von dessen zweitem Nachfolger Philometor. Damals kommen Juden als ägyptische Generale vor; der jüdische Peripatetiker Aristobulos, einer der ersten Menger von orientalischen und jüdischen Philosophemen mit griechischen, ist Lehrer des königlichen Bruders Euergetes II. oder Physkon und dediziert dem Könige seinen allegorischen Kommentar über den Pentateuch; auch erhält Onias, der priesterliche Führer einer durch ihre syrisch gesinnten Landsleute aus Palästina vertriebenen Judenpartei, die Erlaubnis, aus den Resten eines ägyptischen Tempels zu Leontopolis einen schismatischen jüdischen Tempel zu bauen.

Juden finden sich dann auch noch in vielen anderen Diadochenländern. Auf seinem Zuge nach Asien (246—243) mögen solche den Ptolemäos Euergetes begleitet und durch Einwirkung auf die mesopotamischen Juden seine Eroberungszwecke gefördert haben; wahrscheinlich machten sie auch als Lieferanten von Waffen und Lebensmitteln die ägyptischen Seezüge nach Kleinasien und in die griechisch-thrakischen Gewässer mit; jedenfalls finden sie sich dann in Kleinasien, Makedonien, Griechenland und auf den Inseln auch angesiedelt. Seit Seleukos fanden sich ferner welche in den neuen Städten, zumal auch in Antiochia, und zwar in guter Stellung. Unter Antiochos III., dem Großen, kommt es vor, daß 2000 jüdische Familien, weil zuverlässig — denn der jüdische Eid galt mehr als der von Heiden —, in die Festungen des meuterischen Phrygien und Lydien versetzt wurden und somit aus der syrischen in die griechische Diaspora traten. Zwischen diesen beiden Diasporen aber bestand insofern ein Unterschied, als die jenseits des Euphrat, obwohl auch hier die Städte im ganzen hellenisiert waren, mit dem Israel Palästinas Fühlung behielt und aramäisch sprach, während die Juden in den hellenischen Städten, besonders in Ephesos, wie wir dies schon bei den alexandrinischen Juden sahen, von den Griechen, mit denen sie vermischt lebten, ihre Sprache und Sitte lernten und auch ihre Philosophie, zumal die platonische, annahmen.

So dehnte sich das Judentum stark nach Westen aus, und nur

die karthagische Welt scheint von ihm, wenigstens solange der karthagische Staat existierte, gänzlich frei geblieben zu sein, wahrscheinlich weil der Jude gegen den Karthager doch nicht aufkommen konnte. Aber schon mag es von Zeit zu Zeit auch Wutausbrüche gegen die Stadtjuden gegeben haben. Von einem solchen in Seleukia haben wir oben schon gesprochen; der Rest der nicht Erschlagenen rettete sich damals vor den syrischen und griechischen Angreifern in das parthische Ktesiphon. Wie groß aber der Haß gegen sie allmählich wurde, zeigt sich daraus, daß einem Seleukiden, der im Jahre 134 Jerusalem belagerte, der Rat gegeben wurde, sie völlig zu vernichten; denn dieses Volk allein habe keine Gemeinschaft mit den anderen und halte alle für seine Feinde, seine Vorfahren seien wegen Aussatzes aus Ägypten vertrieben worden; sie machten den Haß gegen die Menschen traditionell usw.

Später waren dann die Gemeinden hellenisierter Juden der wichtigste Herd für das Aufkommen des Christentums, soweit es in seinen Anfängen noch judenchristlich war.

Was die nördlichen und westlichen Vorposten des Hellenentums und ihre Schicksale und Verluste betrifft, so werden in der damaligen Zeit am Pontus die Skythen im Vorschreiten gewesen sein, und von den alten milesischen Kolonien konnten sich wohl nur die kräftigeren halten. Die Verteilung des griechischen Lebens durch den ganzen vorderen Orient konnte ihren Menschenbestand eher schmälern als steigern, und auch das große Getreidegeschäft mit Griechenland blieb schwerlich lange völlig im Gange. Einen Halt bot eine Zeitlang auf beiden Seiten des kimmerischen Bosporos das halb griechische, halb sauromatische Königreich, dessen Hauptstadt Pantikapäon (Kertsch) wurde. Hier wurden die Skythen mit einem mäßigen Tribut ferngehalten und die Seeräuber erfolgreich bekämpft; auch konnte man im 4. Jahrhundert Athen reichlich mit Korn versehen, und ein König namens Leukon, welcher der Dynastie der Spartokiden angehörte, wurde deshalb samt Kindern mit dem athenischen Bürgerrecht beschenkt. Um 310 geht hier aus einem Bruderkrieg zwischen den drei Söhnen des Parysades der Usurpator Eumelos als Sieger hervor. Dieser rottet die Familien seiner Brüder aus und übt, bis er Meister ist, alle Greuel, so daß man einen Zweckmäßigkeitstyrannen in der Art des Agathokles vor sich haben glaubt; hernach aber regiert er löblich und gemäßigt nach Gesetzen weiter, bestätigt den Bürgern Pantikapäons ihre alten Rechte, gewährt ihnen Steuerfreiheit, nimmt aus einer von König Lysimachos bedrängten Stadt tausend Bürger in sein Reich auf, bändigt die Piraten und würde, wie es heißt, wenn ihm nicht nur eine ganz kurze Regierung beschieden gewesen wäre, alle Völker am Pontus unterworfen haben. Aber freilich, wenn wir sehen, daß in den Händeln mit seinen Brüdern neben den auch hier unvermeidlichen griechischen Söldnern auf das erste Zeichen 20.000 Skythen zu Fuß, 10.000 zu Pferde

und 42.000 Thraker zu haben waren, dann ahnen wir, daß in jener Gegend mancher alten milesischen Kolonie das Lebenslicht ausgegangen sein muß, ohne daß wir etwas davon erfahren. Diese Völker mochten stoßweise kriegerischer und beutesüchtiger werden, als sie sonst gewesen. — Wie gefährdet dann gar in späterer Zeit der Zustand einer Stadtgemeinde am Pontus sein konnte, lehrt der (ins dritte oder zweite vorchristliche Jahrhundert gehörende) inschriftlich erhaltene Volksbeschluß von Olbia zu Ehren eines Magistrats Protogenes, der hier großartige Euergesie übte. Ein König der zwischen Don und Dnjepr ansässigen Saïer, Saitapharnes, verlangt darnach von der Hellenenstadt, unter deren Schutze noch eine hellenoskythische Mischbevölkerung steht, einmal über das andere Tribut, und einmal wünschen die Skythen, Thisamaten und Saudaraten auf der Westseite des Dnjepr, die ihrerseits von Galatern und den mit diesen verbündeten Skiren bedrängt sind, sich hinter die Wälle von Olbia flüchten zu dürfen, was viele von dessen Bewohnern zur Auswanderung bestimmt. Dabei ist die Stadtkasse beständig leer und auf die Aushilfe des reichen Protogenes angewiesen. Unter immerwährenden Gefahren und trotz mehrfachen Eroberungen hat sich die von den Nichtgriechen umtobte Stadt dann aber doch bis in die Kaiserzeit erhalten, aus der wir über sie von Dio eine Schilderung besitzen.

Darüber, wie lange sich im westlichen Becken des Mittelmeeres bei den phokäischen und indirekt phokäischen Ansiedlungen griechische Sprache und Kultur erhalten haben, läßt sich fast nichts sagen; doch treffen wir immerhin auf einen Punkt, der manches erhellt. Der Anfang des zweiten Punischen Krieges nämlich knüpft sich daran, daß die Römer als Schützer des Hellenismus ein Bündnis mit Saguntum (Zakynthos) und Emporiä schlossen und Hasdrubal den Übergang über den Ebro verboten. Die Rhonegriechen, vor allem Massalia, wurden allerdings, nachdem sie mit ihrer Kultur die enormste Einwirkung auf die gallischen Kelten geübt hatten, zuletzt, wenn auch erst sehr spät, ihrerseits latinisiert; doch macht dies keinen großen Unterschied aus; denn die römische Kultur hatte sich selbst vollkommen hellenisiert, so daß das Lateinische die Hülle war, unter der das griechische Wesen weiterbestehen konnte.

Ähnlich ging es in Italien. Die griechischen Poleis sanken zwar tiefer und tiefer, und Kroton und Metapont waren durch Agathokles und Kleonymos, jenes auch durch einheimische Tyrannen, ruiniert; aber Rom, das schon bei Sentinum (295) Italien gegen Nichtgriechen geschützt hat, fing an, Hellenen zu retten, noch bevor Pyrrhos kam. Es hatte zwar den Lucanern dafür, daß diese während des Samnitenkrieges Tarent paralysiert hatten, die Griechenstädte in ihrem Gebiet preisgegeben. Als aber diese Stämme dieselben einzeln unterwarfen und dabei schmählicherweise bei Tarent, wo man einen Bund mit den Italikern gegen Rom plante, keinen Widerstand fanden, nahm sich Rom des bedrohten Thurii an (282), und nun

sahen auch kleinere nichtdorische Griechenstädte in den Römern ihre Retter, und römische Besatzungen blieben in Lokri, Kroton und Rhegion. Der tarentische Krieg und die Intervention des Pyrrhos, welche nun kamen, hatten dann den Erfolg, daß Tarent und was noch von unteritalischen Griechenstädten nicht durch Römer oder Epiroten verödet war, unter römische Tutel kam. Wenn man aber bei Syrakus und irgendeiner sizilischen Stadt zweifeln kann, ob sie damals den Namen einer Polis verdiente und darnach sittlich zu beurteilen sei, so hatte sich jedenfalls Tarent doch im schlimmsten Sinne griechisch benommen. Dahin gehört es schon, daß man hier mit den unteritalischen Halbgriechen gegen griechische Städte zusammenhielt, besonders aber beweisen der Überfall der nichts ahnenden römischen Flotte, die gemeine Beleidigung der römischen Gesandtschaft und der Verlauf der Volksversammlung, wo man sich mit Niederschreien aller besonnenen Elemente Pyrrhos in die Arme warf, die enorme Petulanz des dortigen Stadtvolkes. Freilich mußte man aus Furcht vor Roms Rache Pyrrhos dann nehmen, wie er war, wenn auch der Jammer der Bürger groß war, als er ihre Gymnasien und Hallen, wo sie Kriegspolitik zu treiben pflegten, und auch ihr Theater, das heißt ihre Volksversammlung, schloß, ihre Syssitien verbot, ihre Feste aufhob und sie unerbittlich kontrollierte, und viele wichen deshalb aus der Stadt, indem ihnen das jetzige Leben als Knechtschaft vorkam. Daß dieses tarentinische Wesen nicht weiterbestehen konnte, ist klar. In den Römern aber war damals die Überzeugung von ihrem Herrscherrecht über Italien erwacht, die rückten sofort mit ihren eigenen Kolonien vor und gründeten (273—263) Pästum, Cosa, Benevent und Äsernia, während sie die Gründung von Brundisium vorbereiteten, und schließlich hielten doch im zweiten Punischen Krieg die Griechenstädte nach Kräften an Rom fest, selbst das gleiche Tarent, wo man nach dem Pyrrhoskrieg lieber karthagisch geworden wäre, ziemlich lange; denn es war ein philhellenisches Rom, das hier seine Macht erweiterte.

In Sizilien hatte Agathokles, auf welchen wir später noch werden zurückkommen müssen, auf seine entsetzliche Manier das Hellenentum vereinigt und gerettet, wenn auch immerhin so, daß die Insel zwischen ihm und Karthago geteilt blieb. Aber von seinem Tode an (289) war dieselbe wieder die Beute von Revolutionen, Raubzügen, Söldnerfreveln und Tyrannen. In Messana mordeten und verjagten die Mamertiner, das heißt kampanische Söldner, die aus Syrakus entlassen waren, obwohl von den Bürgern gut aufgenommen, die Männer und behielten Weiber und Habe, worauf sie nach allen Seiten, auch nach Italien, Streifzüge unternahmen. Als nun die Karthager diese Lage benützten und Syrakus belagerten, riefen die Machthaber (278) Pyrrhos aus Unteritalien als Beschützer der Hellenen herbei. Dieser war siegreich, bändigte die Anarchie (außer in Messana) überall und beschränkte die Karthager auf Lilybäon;

als er aber, um, wie einst Agathokles, nach Afrika hinüberzusetzen, für seine Rüstungen ernste Zumutungen stellen mußte, entwichen ihm die Sikelioten und wandten sich teils den Karthagern, teils den Mamertinern zu, so daß er, durch beide schwer beunruhigt, (276) nach Tarent zurückkehrte. Nach mehrjähriger Anarchie erhob endlich Syrakus (274) den als Offizier bei Pyrrhos zu Ansehen gekommenen trefflichen Hieron, der aus dem Hause des alten Gelon stammte, zum Strategen. Die Bürger hatten dabei zwar nur eine Wahl der Soldaten bestätigt; aber er opferte dann die Söldner in einer Schlacht gegen die Mamertiner auf, um dafür das Bürgerheer zu retten, reformierte darauf das Kriegswesen völlig durch Herstellung der Bürgermiliz und Werbung neuer Söldner und griff nunmehr die Mamertiner ernst und mit Glück an, bis deren Minderzahl sich den Karthagern, die Mehrzahl den Römern in die Arme zu werfen beschloß. Nach kurzer Konfusion schloß er dann Frieden und Bündnis mit den Römern, deren bester Freund er nun im ersten Punischen Krieg wurde, und herrschte von da an sicher als König über Syrakus, wie Polyb sagt, ohne daß er einen Bürger getötet, verbannt oder geschädigt hätte; daß er die Herrschaft vierundfünfzig Jahre ohne Nachstellungen bewahrte und den Neid vermied, erschien mit Recht als das Allerwunderbarste an ihm. Karthago aber, das ohne Rom am Ende doch die ganze Insel bekommen hätte und auch schon nach Rhegion und Tarent zeigte, wurde jetzt gänzlich daraus vertrieben und Westsizilien wurde die früheste römische Provinz. Daß auch die östliche Hälfte zu diesem römischen Sizilien kam, hatte sie der unglücklichen Politik von Hierons Enkel, Hieronymos, zu verdanken, der sich von Karthago durch das Versprechen der Herrschaft über die ganze Insel betören ließ. Als 214 M. Claudius Marcellus vor Syrakus erschien, standen die Dinge so, daß die Stadt sich gerne gleich ergeben hätte, wenn nicht die nach der Ermordung des Hieronymos emporgekommenen Söldnertyrannen und die römischen Überläufer dies verhindert und die angesehenen Bürger ermordet hätten. Die Stadt fiel (212), und zwei Jahre nachher wurde auch das punisch gewordene Akragas zum römischen Agrigentum. Freilich war dann auch die römische Herrschaft keine freundliche. Der Preis, um den Sizilien vor dem Stamme Cham gerettet worden war, bestand darin, daß es fast ganz zu einer großen Plantage herabsank und schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert die entsetzlichsten Sklavenaufstände erleben mußte; auch wich das Griechische mit der Zeit dem Lateinischen; aber ein letzter Funke hellenischer Nationalität und hellenischen Geistes wurde doch auch so gerettet.

Sizilien war das Tyrannenland katexochen gewesen. Der eherne Stier des Phalaris, von dem man sich zu Diodors Zeiten erzählte, daß er auf der Höhe Eknomos gestanden und dieser ihren Namen (Berg der Gewalttat) gegeben habe, ist das wahre alte Symbol für

seine Geschichte mit den furchtbaren Gewalttätigkeiten und den schrecklichen Menschenopfern von Griechen durch Griechen.

Nach diesem kurzen Überblick über die Abnahme und Zunahme des Griechentums in den verschiedenen Ländern wenden wir uns den Nachfolgern Alexanders zu. Wenn auf die Nachricht von dessen Tode Demades in Athen das makedonische Heer mit dem seines Auges beraubten Kyklopen verglichen hatte, so sollte es sich nun bald zeigen, daß dieser Kyklop vieläugig gewesen war. Denn von den Genossen Alexanders würde man einen jeden für einen König gehalten haben. Sorgfältig von Philipp und Alexander ausgelesen, waren sie alle schöne, gewaltige, sowie auch geistig auserlesene Männer von höchst fürstlichem Aussehen, als wären sie nicht aus einem einzelnen Volk, sondern aus der ganzen Welt ausgewählt. Meist waren sie von hohem makedonischem Adel; doch soll Lysimachos der Sohn eines thessalischen Penesten aus Philipps Umgebung und Ptolemäos der Sohn eines gemeinen Kriegers gewesen sein; daß er nicht ein Makedonier, sondern nur ein Hellene aus Kardia war, brachte dem gegen das Königshaus einzig loyalen Eumenes eigentlich den Untergang. Aber auch göttliche Abkunft vindizierten sie sich gerne. So gab sich unter anderem Seleukos sehr bald als Sohn Apolls, und alle Seleukiden hatten die Figur eines Ankers am Schenkel, weil dieser Gott auf dem Lager seiner Mutter Laodike einen Siegelring mit dem Bilde eines Ankers zurückgelassen hatte; von Lysimachos wird angenommen, daß er sich die Herkunft von Dionysos beilegte; beiden war die Herrschaft durch Omina vorbedeutet worden. Ptolemäos dagegen wurde auch für einen Sohn Philipps gehalten, welcher dem Lagos die von ihm schwangere Arsinoe vermählt haben sollte, und es werden in der Tat von ihm Züge angeführt, als hätte er sich für einen Blutsverwandten Alexanders wenigstens gehalten. Einzelne Persönlichkeiten unter ihnen interessieren uns aufs allerhöchste. Was ist schon Antigonos für ein außerordentlicher Mann! Er und sein Sohn Demetrios werden hier die glänzendsten Erscheinungen sein, sowie Seleukos der edelste Charakter und Ptolemäos am tüchtigsten als Fürst. Am schrecklichsten steht Kassander da, der den Untergang der Olympias verursacht und Roxane nebst ihrem Knaben ermorden läßt, damit kein Erbe für das Königshaus mehr vorhanden sei, während die Ermordung des Alexandersohnes Herakles von Polysperchon für ihn übernommen wird. Unter den Zeitgenossen erscheint dann als eine Seitenfigur zu Demetrios König Pyrrhos und als eine solche zu Kassander Agathokles von Syrakus. Es sind fast lauter Menschen, wie es zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat; man möchte sagen, es müsse damals für Individuen eine aparte Sonne geschienen haben.

Es nimmt sich bei Diodor ganz eigen aus, neben diesen Leuten Jahr um Jahr die einfachen, gleichartigen römischen Konsuln genannt zu sehen. Bei einem Diadochen, namentlich solange die

Sukzessionskriege dauern, hängt alles auf das entschiedenste von der persönlichen Tüchtigkeit, Größe, Waghalsigkeit und Ruchlosigkeit ab; ohne die letztere steht in eigentümlicher Größe nur der isolierte Eumenes da, den Antigonos schließlich hat umkommen lassen, nachdem ihn seine Argyraspiden ausgeliefert hatten. Ganz außerordentlich ist aber bei den Diadochen zu allem anderem auch die Lebenskraft. Lysimachos und Seleukos waren beide noch jugendlich unersättlich, als sie sich, jener vierundsiebzig-, dieser siebenundsiebzigjährig, bekriegten, und nachdem Lysimachos gefallen war, freute sich Seleukos, daß er allein vom ganzen Stabe Alexanders übriggeblieben sei, und fand, dies sei nicht mehr Menschenwerk, sondern ein Geschenk der Götter; auch Antigonos hatte nämlich mit einundachtzig Jahren den Tod in der Schlacht gefunden.

Bei der ersten Generation hat man es noch mit Generalen zu tun, welche zu Fürsten werden; in der folgenden dagegen sind es orientalische Gewaltherrscher, zum Teil noch (z. B. Antiochos I., Ptolemäos Philadelphos und Euergetes) von sehr ausgezeichneten Anlagen, aber mit allen Schattenseiten einer garantielosen, nur durch völlige Unbedenklichkeit aufrecht zu haltenden Gewalt. Immerhin hat diese Generation noch die Eigenschaft, das Furchtbarste nur zu tun, weil und wenn es nützlich ist; erst vom zweiten Jahrhundert an geht es dann jäh bergab. Aber merkwürdig und charakteristisch ist, daß auch die verrufensten Persönlichkeiten bei allem Sultanismus und Prassen doch nicht orientalisiert sind. Noch die schlechtesten Ptolemäer und Seleukiden (ein Antiochos Epiphanes und andere noch schlechtere) sind entartete Griechen, nicht verkommene Orientalen; sie stechen noch immer ab neben Königen von Pontos, Armenien und Kappadokien; noch die spätesten Diadochen schaffen sich nach Kräften eine griechische Umgebung, und sogar die schreckliche Kleopatra von Syrien (um 140) schickte ihre Söhne zur Erziehung nach Athen und nach Kyzikos. Daß nach Alexander die Fürsten keine Orientalinnen, sondern nur noch Diadochinnen heirateten, dürfte hiervon wohl die Hauptursache sein.

Unter den Diadochen verdient aber noch eine besondere Betrachtung der Städtebelagerer Demetrios. Dieser wunderbar begabte Mensch repräsentiert einen im Altertum auch sonst (von Alkibiades bis Antonius) bekannten Typus in höchster Vollständigkeit: Er ist nämlich heroisch und stellt zugleich als Schauspieler Heroen vor; was ihn und seinesgleichen dabei von Modernen unterscheidet, ist, daß sie mit ihrer Betörungsgabe ganz unmittelbar auf die Phantasie wirken wollen und daneben selber ein Stück von Phantasten sind. Schon äußerlich groß und von eigenartiger, an einen Heros erinnernder Schönheit, so daß ihm Fremde auf Weg und Steg nach- und entgegenlaufen, um ihn zu sehen, macht er im Gefühle seiner Erhabenheit keinen Unterschied zwischen der Menge, die er verachtet, und den Mächtigen und kann seiner Umgebung furchtbar

werden, dann aber auch wieder sehr gewinnend sein, und ebenso ist er bald Genuß, bald wieder ganz Tätigkeit, so daß er im Kriege kräftig, nüchtern und allen voran erscheint, während er sich in ruhigen Zeiten in Gelagen stark gehen läßt und, wie es heißt, das Leben gerne wieder gehabt hätte, das nach der mythischen Vorstellung der Leute zu den Zeiten des Dionysos florierte. Mit seinem barschen und stolzen Vater Antigonos, von dem aber Plutarch bereits auch einige edlere Züge mitteilt (obwohl auf ihm immer der Untergang des Eumenes und der Mord einer Schwester Alexanders lasten wird), steht er auf bestem Fuß und hat hierbei auch schon frühe Gelegenheit, eine schlimme Torheit desselben gutzumachen. Da er beim Tode Alexanders, an welchen er sich ohne Zweifel genau erinnerte, vierzehnjährig war, konnte er, im Lager erzogen, dessen Odyssee gleich von Anfang an mitmachen; indem er sie nach dem Tode des Königs fortsetzte, mochte er, beständig auf der Suche nach Königreichen, zu den großartigsten Abenteuern der Welt kommen. Nachdem er ein erstes Kommando (317) im Kriege gegen Eumenes bekleidet hat, überläßt ihm der durch das große Gegenbündnis aller übrigen Diadochen bedrohte Antigonos (313) den Befehl in Syrien gegen Ptolemäos; und nun ist es interessant, wie Diodor (XIX, 81) ihn bereits bei dieser Gelegenheit so einführt, daß nicht nur sein Heer, welches er vor der Schlacht bei Gaza (312) zu einer Ekklesie versammelt, sondern auch der Leser für den glänzenden jungen Helden Partei ergreifen soll. Freilich werden dann seine Krieger, die es in echter Spielerstimmung lieber mit dem jungen, unverbrauchten als mit dem alten Führer versuchen wollten, geschlagen und reißen ihn trotz seiner Bitten in ihre Flucht mit; als er aber hernach das Heer des Ptolemäos aus Syrien zurückgeworfen hat, äußert der Vater doch seine ganz besondere Freude an dem Sohne, der sich selbständig aus schwieriger Lage gezogen, und hält ihn für königlicher Herrschaft würdig.

Hierauf gelingt ihm zwar die Eroberung von Babylon gegenüber Seleukos nicht, wohl aber gegenüber Ptolemäos die von Halikarnaß und anderen kleinasiatischen Städten, und jetzt unternimmt er von Ephesos aus seine berühmte Fahrt zur Befreiung des eigentlichen Hellas von der Tyrannei Kassanders, gegen das er, wie auch sein Vater, von einem merkwürdigen Idealismus erfüllt ist; er nimmt die Hafenstädte Athens und Megara und zieht in Athen selbst ein. Es hatte wohl keine große Wirkung auf die damalige Welt mehr, wenn man hörte, in welche Kosten sich die Phantasie der Athener versetzte, um ihn als ihren Befreier zu feiern. Seiner eigenen Phantasie aber schmeckte der Schwindel, als erhaltende Gottheit von Athen gepriesen zu werden, wirklich; es war doch höchst angenehm, daß diese Stadt ihm ihren Kultus, ihren Mythus und ihre Genüsse entgegentrug; auch gewährte ihm dieser Aufenthalt eine Erholung zwischen das beständige Lagerleben und die ewigen Asiatengesichter

hinein, zwischen welchen er so viele Jahre zugebracht. Und sodann haben doch Antigonos und er von allen Diadochen am ernstlichsten gewünscht, daß die Städte von Hellas ihnen frei- und gutwillig befreundet sein möchten, daß man für die Herrschaft im Osten die echten Hellenen und ihren Geist doch nicht entbehren könne, während eine eigentliche Herrschaft über dieselben nur mit großen Opfern zu behaupten wäre.

Im folgenden Jahre (306) gelingt es ihm, dem Ptolemäos Zypern zu nehmen. Die Schilderung seiner gewaltigen Tapferkeit in der Seeschlacht gegen diesen, wie er, auf dem Hinterteil seiner Heptere stehend, in einem dichten Gewühl Speere schleudert und mit seinen Schutzwaffen Geschosse auffängt, lautet fast homerisch. Antigonos und er nennen sich nunmehr Könige, und jener überläßt die Führung der Kriege dem glücklichen Sohne, dem er sein Schwelgen nachsieht, nicht ohne einige hübsche Witze darüber zu machen. Demetrios treibt es allerdings sehr toll. Während er von jungen Jahren an mit Phila, Antipaters Tochter, verheiratet ist und in Athen zu dieser noch Eurydike, die Witwe des von Agathokles ermordeten Ophellas von Kyrene, geheiratet hat, ergibt er sich beständig einem ausgezeichneten Hetärenleben und ist in dieser Zeit ganz von der auf Zypern erbeuteten famosen Flötenspielerin Lamia beherrscht, so daß er, obschon viel jünger als sie, einzig als ihr Liebhaber erscheint. Und dies alles hindert ihn doch nicht an den gewaltigsten Unternehmungen. Seine Spezialität sind enorme Schiffe und das Staunen aller Feinde: die Belagerungsmaschinen (ἑλεπόλεις). Trotz dieser kann er zwar Rhodos durch die berühmte Belagerung von 305/04 nicht nehmen, erobert aber dafür in einem siegreichen Feldzug gegen Kassander Chalkis und andere Orte und zieht zum zweitenmal in das hierdurch befreite Athen ein, um noch einmal auf die Schmeichelei der Athener vollständig einzugehen. Sie geben ihm jetzt den Titel eines Führers (ἡγεμών) von Griechenland, lassen ihn in ihrem Parthenon wohnen, weihen ihn in ihre großen Eleusinien ein usw., und der große Abenteurer scheint alles für bare Münze zu nehmen, führt aber nebenbei ein wüsteres Leben als je.

Auf die Kunde von der Quadrupelallianz des Kassander, Lysimachos, Ptolemäos und Seleukos, kehrt er nach Asien zurück, und hier geht nach anfänglichen Siegen die Schlacht bei Ipsos (301) dadurch verloren, daß er einen Vorteil allzu eifrig verfolgt. Während die siegreichen Könige die Länder des gefallenen Antigonos teilen, will er sich als Flüchtling über Ephesos, dessen Artemision von ihm geschont wird, nach Athen zurückbegeben. Aber hier sind die Unbeständigkeit und das Bedürfnis nach stets neuer Aufregung größer als alle Dankbarkeit gegen den „Befreier", der bei seinem letzten Aufenthalt auch eine starke Kontribution erhoben hat; man weist ihn schnöde ab, und erst nachdem er sich durch Kämpfe gegen Lysimachos wieder zu einiger Macht geabenteuert und die Freund-

schaft des Seleukos gewonnen hat, dem er seine Tochter Stratonike zur Ehe gibt, kann er es von neuem, diesmal von dem inzwischen aufgekommenen Tyrannen Lachares „befreien", das heißt durch Aushungerung nehmen. Von Soldaten umgeben, tritt er in der Manier eines tragischen Schauspielers auf dem Theater auf, tadelt die dort versammelten Athener leicht und freundlich, schenkt ihnen Korn und ernennt die populärsten Leute zu Beamten, läßt sich aber zugleich Piräus und Munychia zudekretieren und besetzt außerdem noch das Museion (294).

Er würde jetzt auch Sparta genommen haben, da kommt die Nachricht, daß Lysimachos sich seiner thrakischen Städte bemächtigt und Ptolemäos Zypern überfallen hat, wo sich in dem belagerten Salamis seine Gattin und ein Teil seiner Kinder befinden. Und nun hat man den Eindruck, mit Demetrios wie in einem Traume herumzujagen; denn zugleich eröffnet sich eine Aussicht auf Makedonien, wo nach Kassanders Tod (297) einer von dessen Söhnen seine Mutter Thessalonike ermordet hat, und der andere, Alexandros, gegen den Muttermörder nach seiner und des Pyrrhos Hilfe begehrt. Da Pyrrhos von Epirus aus zuerst erscheint und gleich ein großes Stück von Makedonien für sich nimmt, hätte ihm nun, als er auch heranzieht, dieser Alexandros gerne begreiflich gemacht, daß er nicht mehr nötig sei, und begleitet ihn denn auch bis nach Larissa zum Lande hinaus, wobei man sich gegenseitig mit Mordplänen nachstellt. Das Ende ist, daß der junge Fürst samt einigen Begleitern niedergemacht wird, und hierauf bewegt Demetrios die Makedonier leicht, von dem anderen, muttermörderischen Sohne Kassanders abzustehen und ihn selbst zum König auszurufen; als solcher wird er nunmehr in Makedonien aufgenommen; zugleich hat er einen heranwachsenden, der Thronfolge fähigen Sohn von der Phila, Kassanders Schwester, bei sich.

Zunächst nimmt er nun Thessalien und das von Sparta zum Abfall aufgehetzte Böotien. Hier läßt er äußerste Milde walten, indem er z. B. einem gefangenen Rädelsführer zur Vernunft redet und ihn zum Polemarchen seiner Vaterstadt Thespiä macht, und auch bei einem nochmaligen Abfalle Thebens, welcher erfolgt, sobald er den Rücken wendet, begnügt er sich mit dreizehn Todesurteilen und einigen Verbannungen und tut den übrigen nichts zuleide. Aber nun bekommt er es mit den Ätolern und deren epirotischem Verbündeten Pyrrhos zu tun, dessen Schwager er früher bei Gelegenheit seines zweiten Aufenthaltes in Athen durch seine dritte dynastische Ehe (mit der inzwischen verstorbenen Deidamia) geworden war. Während Demetrios selbst Epirus verwüstet und sich (in vierter Ehe) mit Lanassa, der Tochter des syrakusischen Agathokles und Herrin von Kerkyra, vermählt, welche früher mit Pyrrhos verheiratet gewesen war, sich aber mit ihm entzweit hatte, schlägt Pyrrhos seine Truppen in Ätolien, und jetzt beginnt auf

einmal seine Reputation zu sinken, indem die Makedonier, welche noch den alten heroischen Maßstab der individuellen Waghalsigkeit haben, diese in Pyrrhos wirklich finden, während ihnen der rüde Trotz Alexanders von den übrigen Diadochen und besonders von Demetrios nur schauspielermäßig nachgeahmt erscheint. Und allerdings ist um Demetrios herum damals beständig, was der Grieche τραγῳδία (schauspielerische Feierlichkeit) nennt. Seine Tracht ist Purpur und Gold selbst bis auf die Schuhe, und auf der für ihn bestimmten Chlamys ist das Weltsystem eingewirkt. Auch schwelgt er wieder sehr, wird unum- und unzugänglich und erweckt z. B. dadurch, daß er einen ganzen Stoß Bittschriften ungelesen von der Axiosbrücke in den Fluß wirft, bei den Makedoniern das Gefühl, daß ihm das Kleine verleidet sei, und daß sie mehr von einer übermütigen Laune als von einer königlichen Regierung abhängig seien. Mit Pyrrhos verträgt er sich zwar zunächst nach Kämpfen von wechselndem Erfolge eine Weile; als er sich dann aber anschickt, mit 110.000 Mann und 500 Schiffen das ganze große Reich seines Vaters wieder zu erobern und sich darauf sofort eine Allianz aller übrigen gegen ihn bildet, da geht seine Herrschaft aus den Fugen. Schon bei einem ersten Vorstoß gegen Lysimachos muß er sehen, daß seine Leute Miene machen, zu diesem überzulaufen, und als er glaubt, die Makedonier würden ihm wenigstens den Pyrrhos als einen Fremden nicht vorziehen, täuscht er sich erst recht; denn sie halten den für den Königlichsten, der in den Waffen der Mächtigste sei, und lassen ihm, als beide Heere sich gegenüber lagern, sagen, er möge sich durch die Flucht retten, sie seien es satt, für seine Schwelgerei Krieg zu führen. Da vertauscht er im Zelt seine „tragische" Chlamys mit einer dunklen und flieht (287) in der Stille nach siebenjähriger Herrschaft, indes sich Lysimachos und Pyrrhos in Makedonien teilen.

Über Kassandreia, wo seine Phila an seinem Glück und seinen Königschancen verzweifelt und sich vergiftet, erscheint er in Griechenland und geht als Privatmann in den Städten, selbst in Theben, herum, hofft aber doch bald wieder und nimmt wieder königliche Formen an. Die Athener, die zunächst ihren niederträchtigen Trotz erneuern, rufen, als er nun wieder mächtiger erscheint, Pyrrhos zu Hilfe an, lassen ihn aber, da er ihre Stadt nun doch belagert, durch den Philosophen Krates begütigen. Und jetzt fährt er mit 12.000 Mann nach Asien, um dem Lysimachos Lydien und Karien abzunehmen. Wirklich erobert er auch, zur Abwechslung mit einer jungen Ptolemäerin vermählt, Stadt um Stadt; Strategen des Lysimachos gehen zu ihm über, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er hier noch ein Reich hätte gründen können, wenn nicht noch einmal der Abenteurer in ihm Reißaus genommen hätte, indem er von neuem nach Armenien, Medien und überhaupt der Macht in den östlichen Gegenden (τὰ ἄνω πραμάγτα) begehrt, wo selbst für einen

Unterliegenden viele Zufluchtsorte wären. Aber nun ist sein Heer ob diesen Projekten in die Ferne unwillig, und als er nach starken Verlusten nach Tarsos kommt, muß er auf das Land des Seleukos verzichten und schreibt an diesen einen Brief mit Klagen über sein Schicksal und dringenden Bitten, sich des verwandten Mannes zu erbarmen, dessen Schicksal selbst Feinde rühren könnte. Seleukos läßt sich wirklich bewegen und befiehlt seinen dortigen Strategen, ihn königlich zu behandeln, wird dann aber wieder mißtrauisch gemacht und rückt mit einem Heer nach Kilikien, worauf Demetrios wünscht, man möge wenigstens geschehen lassen, daß er das Gebiet eines der autonomen Nichtgriechenvölker nehme und dort, müde des Irrens und Flüchtens, auslebe; wo aber nicht, ihn doch über den Winter unterhalten und ihn nicht dürftig und bloß seinen Feinden zur Beute hinausstoßen. Da auch dieser gemütliche Appell an die alte Waffengenossenschaft im Agema keinen Erfolg hat, bricht Demetrios los, gewinnt einige Vorteile und wird an weiteren Siegen nur durch eine schwere Erkrankung gehindert. Nach der Genesung hätte er Seleukos beinahe noch durch einen nächtlichen Überfall erwischt, aber nachdem dieser mißraten ist, macht ihm Seleukos seine Truppen durch die Vorstellung, er habe längst ihrer und nicht des Demetrios schonen wollen, abtrünnig, und nach einer letzten Flucht muß sich dieser bedingungslos übergeben (285).

Nach einigem Hin- und Herschwanken des Seleukos kommt es nun zu einer Halbhaft im syrischen Chersones (d. h. in der Gegend von Apamea am Orontes). Hier lebt Demetrios in sicherer Hut mit Jagd und guter Verpflegung aus, in Paradeisen und Alleen und im Umgang mit Fluchtgenossen. Er meldet nach Hause, man möge ihn und alles, was von ihm komme, wie wenn er tot wäre, ignorieren und alle Reste der griechischen Macht seinem Sohn Antigonos übergeben. Dieser trug Trauergewand und bot sich als Geisel für den Vater an, und viele Städte und Dynasten baten für Demetrios; nur Lysimachos bot große Gaben für seine Tötung. Seleukos aber bewahrte ihn der Stratonike und dem Antiochos, das heißt er wollte ihn wohl bei Tochter und Eidam ausleben lassen. Und nun ergibt sich Demetrios dem Trunk und Spiel, stirbt indes schon nach zwei Jahren vierundfünfzigjährig (283). Seleukos aber bereut, ihn nicht edler behandelt zu haben, und sendet seine Asche in einem prächtigen Triumphzug nach Korinth, von wo sie der Sohn in das thessalische Demetrias bringt und daselbst beisetzt.

Und nun als Variante der Mann, der nicht aus dem Kreise Alexanders, sondern aus dem Hause eines unbemittelten Bürgers von Rhegion stammt, der es auch in erster Linie nur mit der Herrschaft über verzweifelnde Hellenen zu tun hat und Nichtgriechen sich nur als Feinde und momentan als Unterworfene gegenübersieht, der aber im höchsten Grade den Typus des furchtbaren, klaren, mit jedem Entschlusse vertrauten Spätgriechen darstellt, Agathoklos von

Syrakus. Nach einer merkwürdigen Kindheitsgeschichte gelangt dieser 361 geborene Mensch mit seinen Eltern in das damals von Timoleon neubevölkerte Syrakus und treibt daselbst in jungen Jahren das Töpferhandwerk. Später wird er der Liebling eines reichen Syrakusaners, der als Stratege gegen Agrigent den durch schwere, riesige Rüstung, persönliche Kühnheit und behendes Wort auffallenden Jüngling bereits zum Chiliarchen befördert; auch wird er nach dem Tode des Gönners durch die Heirat der Witwe zum reichen Manne. Infolge einer Zurücksetzung durch die damaligen Stadthäupter Herakleides und Sosistratos, und nachdem er diese beim Volke vergeblich wegen Strebens nach der Tyrannis verklagt hat, hält er sich eine Zeitlang als Parteigänger und Söldnerführer in den italischen Griechenstädten auf und unterstützt zuletzt die von der Faktion Herakleides-Sosistratos bedrohten Rheginer. Endlich stürzt dieses Regiment und er kann zurückkehren. Aber die geflüchteten Dynasten finden draußen nicht nur viele zur oligarchischen Partei der Sechshundert gehörige Parteigenossen, sondern auch karthagische Hilfe, und nun bewährt sich Agathokles zwar in den folgenden Kämpfen sowohl als Gemeiner wie als Mitanführer durch Erfindsamkeit und Tapferkeit, wird aber doch schließlich durch den in Syrakus zum Strategen gewählten Korinther Akestorides, der ihm nicht traut, aus der Stadt gewiesen und entgeht den ihm nächtlich nachgesandten Mördern nur dadurch, daß er seinen stärksten Sklaven wie sich kostümiert und ihm seine Rüstung und sein Pferd gibt; während derselbe im Dunkel ermordet wird, kann er sich, in Lumpen gehüllt, durch eine unwegsame Gegend retten.

Der nunmehr mit Karthago geschlossene Friede führt nicht nur die Sosistratospartei nach Syrakus zurück, sondern auch Agathokles, der sich inzwischen als Flüchtling im Zentrum der Insel eine eigene Macht gesammelt und sich Karthagern wie Syrakusanern furchtbar gemacht hat, wird zur Rückkehr eingeladen. Er versteht sich dazu, den Bürgern im Tempel der Demeter zu schwören, daß er nichts gegen die Demokratie unternehmen wolle, und gewinnt darauf, indem er der Menge schmeichelt, die Stellung eines Strategen und eines „Hüters des Friedens", welche so lange dauern sollte, bis die in der Stadt Zusammengeströmten „wirklich einträchtig sein würden". Den Hauptgegensatz aber gegen ihn bildet damals in der ganz in hadernde Parteien zersplitterten Bürgerschaft das Synedrion jener Sechshundert, welche zwar nicht mehr den Staat regieren und formell nicht mehr als eine Hetärie sind, aber die angesehensten und reichsten Bürger unter sich zählen.

Unter dem Vorwand, eine im Binnenland sich sammelnde Gegenpartei zu bekämpfen, läßt er sich nun zu einem plötzlichen Aufgebot der ihm beliebigen Truppen Vollmacht geben; dies sind aber außer den ärmsten und neidvollsten Leuten aus der Bürgerschaft vor allem 3000 Nicht-Syrakusaner, die früher im Binnenland unter

ihm gekämpft haben und nicht nur die Sechshundert, sondern auch den ganzen Demos von Syrakus hassen. Diese entbietet er auf Tagesanbruch in das Timoleonteion, zugleich aber auch mit dem Vorgeben einer wichtigen Angelegenheit die Angesehensten der Sechshundert, deren etwa vierzig kommen, und nun verhaftet er diese vierzig mit der Behauptung, daß sie ihm nach dem Leben trachten, hetzt die Masse auf, so daß sie ihm zuruft, „er solle nicht mehr zögern", läßt das Angriffssignal blasen und darauf die angeblichen Anstifter durch seine Soldaten sofort töten und nicht nur ihre, sondern auch die Habe der Sechshundert mit ihnen „Einverstandenen" rauben. Schließlich verbreitet sich das Gemetzel quartierweise nach allen Seiten; der Pöbel in Waffen schont weder Freund noch Feind, sondern geht nur auf Beute aus, während andere mit blutigen Taten alten Haß stillen. Man dringt in die Häuser bis auf die Dächer; auch die Heiligtümer schützen nicht vor Mord, und dies alles taten, wie es heißt, mitten im Frieden, in der Heimat Hellenen gegen Hellenen.

So werden 4000 Syrakusaner, denen man nur den Vorwurf machen kann, daß sie feinere Leute (Χαριέστεροι) als die anderen sind, an einem Tage ermordet, während 6000 sich (meist nach Agrigent) flüchten können, wofür sich dann der Pöbel schändlich an ihren Familien vergreift. Und nun wartet Agathokles noch einen Tag und hält darauf Musterung über die Gefangenen, von denen er den wichtigsten, Deinokrates, wegen alter Freundschaft entläßt, die übrigen teils tötet, teils aus der Stadt jagt. Jetzt entbietet er auch die Volksversammlung, klagt die Sechshundert als Oligarchen an, rühmt sich, die Stadt von den nach Herrschaft Strebenden gesäubert zu haben, erklärt, er gebe dem Volke die Autonomie und wolle nun, der Mühen enthoben, ein privates Leben führen wie alle anderen und vertauscht vor aller Augen das Kriegskleid mit dem gewöhnlichen Himation. Aber er weiß hierbei wohl, daß die an allem Mord beteiligte Masse einen anderen gar nicht zum Strategen wählen kann, und in der Tat schreien die, welche die Habe der Unglücklichen geplündert, sogleich, er möge sie nicht verlassen, sondern die Fürsorge um das Ganze übernehmen. Dies tut er denn zögernd und auf erneutes Drängen; da er aber erklärt, in der Strategie nicht für das, was andere verbrechen, verantwortlich sein zu wollen, müssen sie ihn zum unumschränkten Strategen (στρατηγὸς αὐτοκράτωρ) wählen. Von da an ist er Herr. Er proklamiert Aufhebung der Schulden und Verteilung von Land an die Armen und regiert nunmehr ohne Härte weiter, indem er die Leute mit Milde und gelinder Rede zu gewinnen sucht und keinen Anstoß durch Annahme des Diadems, Umgebung mit einer Leibwache, üppiges Leben oder unzugängliche Haltung gibt. Für die Finanzen, das Militärwesen und den Bau von Kriegsschiffen sorgt er gut und gewinnt die meisten Orte im Binnenland. Zugleich kommt die in Agrigent konzentrierte

Flüchtlingspartei, der sich auch viele Bürger von Gela und Messana angeschlossen haben, hauptsächlich wegen der Untätigkeit und Unfähigkeit des elenden, von ihr in Sold genommenen Akrotatos von Sparta zu keinen Kräften und muß schließlich unter karthagischer Vermittlung Frieden mit ihm schließen; Karthago erhält dabei Heraklea, Selinus und Himera (313).

Jetzt aber kommt für Agathokles die große Tyrannenprobe. Die Karthager fallen, von dem Flüchtlingsanführer Deinokrates gerufen, von neuem in sein Gebiet ein, und nachdem sie ihn am Himeras besiegt haben, wenden sich ihnen auch viele Griechenstädte zu; bei Gela hat er freilich durch Ermordung von über 4000 Bürgern und Ausraubung des Ortes zuvor dafür gesorgt, daß sie keine große Verstärkung mehr finden können. Und da er nun in Syrakus belagert wird, rüstet er mit Hilfe greulicher Konfiskationen und Tötung der Unbequemen eine Elite von 15.000 Mann, fährt mit dieser in einem unbewachten Augenblick vom Hafen aus und landet zu Clupea in Afrika. Hier zieht er die Flotte ans Land, errichtet ein verschanztes Lager und kündigt dann, priesterlich geschmückt, dem Heere an, er werde die Schiffe der Demeter und der Kore weihen, worauf er sie sofort in Flammen aufgehen läßt. Mit dem also zwischen Sieg und Tod gestellten Heer besiegt er die Karthager, unterwirft zweihundert Städte und Flecken und ruft überall die Einwohner zum Abfall auf; in Karthago ist der Schreck so groß, daß man in dieser Not dem Moloch zweihundert Kinder von angesehenen Eltern opfert und nach Tyrus dem Melkarth die lange versäumten Geschenke schickt.

Während inzwischen auch die Syrakusier dem Agathokles das Haupt des von ihnen besiegten Belagerers Hamilkar, des Siegers vom Himeras, schicken, wagt zwar Agathokles auf die Stadt Karthago keinen Angriff, lockt aber unter dem Vorgeben, ihm das für Syrakus unnütze Afrika überlassen zu wollen, den Ophellas von Kyrene herbei, einen früheren Statthalter des Ptolemäos, der sich aber dann unabhängig erklärt hatte, läßt diesen und seine Getreuen verräterisch niederhauen und zieht seine Mannschaft von 10.000 Mann mit Drohungen und Versprechungen in seinen Dienst hinüber. Er hat nunmehr feste Hoffnung auf Gründung eines afrikanischen Reiches und legt sich daraufhin den Königstitel bei, ohne freilich einstweilen den priesterlichen Kranz gegen das Diadem zu vertauschen. Bald gelingt ihm auch die Einnahme von Utika, das sich in seiner Gegenwehr dadurch nicht hat hindern lassen, daß er dreihundert gefangene Uticenser an seine Belagerungsgerüste band; die Stadt wird aufs entsetzlichste ausgemordet.

Zunächst macht er nun mit 2000 Mann seinem Sizilien einen raschen Besuch. Obschon er hier Erfolge über die bereits im Unterliegen begriffenen, von Agrigent unterstützten Verbannten gewinnt, kann er doch nicht hindern, daß die Flüchtlingspartei unter Deino-

krates über 20.000 entbehrungsfähige Leute sammelt. Immerhin aber trägt er noch einen großen Sieg über eine Syrakus blockierende karthagische Flotte davon, und auch die sizilischen Gegner werden durch einen seiner Feldherren geschlagen. Und nun wird uns bei Anlaß der auf diese Siege folgenden Gelage sein Bild von Diodor (XX, 63) merkwürdig vervollständigt. Er legt nämlich bei solchen Gelegenheiten den Tyrannen ganz ab und zeigt sich wie einer der Geringsten. Von Natur ein sizilischer Farceur (γελωτοποιὸς καὶ μῖμος, etwa in epicharmischem Ton, kein Tragiker wie Dionys), unterläßt er es sogar in Volksversammlungen nicht, die Anwesenden zu verspotten und diesen oder jenen von ihnen nachzumachen; auch erscheint er öffentlich noch immer ohne Leibwache. Er tut dies alles aber nicht nur, um populär zu sein, sondern aus Tücke, um die Leute bei der Redefreiheit, die er gewährt, auszuhorchen, und lädt zuletzt solche, die im Trunke Abgunst gegen seine Herrschaft verraten haben oder auch sonst sich am meisten einbilden, zu einem Gastmahl, wo er sie alle — fünfhundert an Zahl — mit auserlesenen Söldnern umstellt und niedermachen läßt, damit sie nicht, wenn er wieder in Afrika ist, die Partei des Deinokrates verstärken.

Als er aber mit neuen Truppen nach Afrika zurückkommt, findet er, daß hier sein Glück sich inzwischen gewandt hat. Sein Sohn Archagathos hat Niederlagen erlitten und ist in eine Art Blockade geraten, auch er selber aber verliert jetzt eine Schlacht, und nach einer furchtbaren Nacht, da sowohl das karthagische als sein eigenes Heer durch panischen Schreck die größten Verluste haben, beschließt er angesichts des Abfalls aller libyschen Bundesgenossen, mit wenigen ein Schiff zu besteigen und sich nach Sizilien zu retten, das Heer aber nebst Archagathos, dem er nicht mehr traut, seinem Schicksal zu überlassen. Der Sohn, der dies Vorhaben merkt, denunziert den Vater den Soldaten, die ihn darauf in Fesseln legen; nachher aber regt sich das Mitleid bei ihnen, sie lassen ihn frei, und er kann wirklich fliehen. Und nun ist die Entrüstung erst recht groß; die Soldaten morden Archagathos nebst seinem jüngeren Bruder und vertragen sich mit Karthago; eine Anzahl, welche noch meint, Städte behaupten und die Prätensionen des Agathokles fortsetzen zu können, wird nachträglich noch von den Karthagern unterworfen und teils gekreuzigt, teils in die Sklaverei verkauft.

In Sizilien angelangt, befestigt sich der Tyrann durch schrecklichen Terrorismus. Vor allem, weil er Geld braucht (und wohl auch, weil er von Afrika her grimmig ist), mordet er in dem verbündeten Egesta die Ärmeren und foltert die Reichen schrecklich, so daß manche sich, um nicht in seine Hände zu kommen, lieber mitsamt ihren Häusern verbrennen, verkauft die Mädchen und Knaben an die Bruttier und gibt die Stadt, die er in Dikäopolis umnennt, Überläufern zu bewohnen; er wußte offenbar schon vor-

her, daß er die Bürgerschaft entweder ruhig lassen oder vernichten mußte. Ferner muß in Syrakus sein Bruder Antandros die Verwandten aller derer hinrichten, die in Afrika von ihm abgefallen sind. Weder Trauer noch Begräbnis ist gestattet; vielmehr sollen die Leichen unbegraben am Strande liegen. Und nun folgt erst der höchste Beweis seiner magnetischen Kraft. Wieder haben sich die Aristokraten um Deinokrates gesammelt, der 20.000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter besitzt. Da macht ihn Agathokles durch Unterhandlungen irre, bis er sich durch einen Frieden mit Karthago Geld und Lebensmittel verschafft hat, verdächtigt ihn dann bei den Seinen, zieht ihm entgegen und liefert dem viermal Stärkeren eine Schlacht, in welcher ganze Scharen des Gegners zu ihm übergehen. Dann tritt er vor, mahnt von weiterem Kampf ab und verspricht allen, welche die Waffen niederlegen würden, sichere Heimkehr, worauf er die Vier- oder Siebentausend, die sich betören lassen, durch Bogenschützen umstellen und aus der Ferne zusammenschießen läßt. Deinokrates aber, der schon früher nach der Herrschaft gestrebt hat und seiner offenbar würdig ist, schließt jetzt seinen Vertrag mit ihm und wird sein Gehilfe und Genosse.

Nachdem die übrigen Griechenstädte den beiden unterlegen sind, genießt Sizilien, fortan völlig zwischen Karthago und Syrakus geteilt, einige Erholung. Nach außen aber ist Agathokles rastlos tätig. Nicht nur raubt er (um 300) die harmlosen Liparischen Inseln aus, von denen die Beute dann freilich im Meere untergeht, sondern er nimmt dem makedonischen Kassander Kerkyra und gibt es (299) seiner Tochter Lanassa bei ihrer Vermählung mit Pyrrhos zur Mitgift, er erobert Kroton und durchraubt Bruttium; ob er nochmals gegen Karthago ziehen wollte, kann man nicht wissen. Das Ende ist, daß ihn sein Enkel Archagathos (289) durch den Sklaven Menon vergiften läßt, worauf der Zweiundsiebzigjährige, der Schmerzen halber und doch auch offenbar, um eine Vergöttlichung im Sinne des Herakles zu finden, den Scheiterhaufen besteigt. Die Verwirrung nach seinem Tode und der Umstand, daß in der Folge Pyrrhos als sein Eidam mit solchem Jubel empfangen wurde, beweisen, daß er ein außerordentlicher Mensch war und daß man ohne einen solchen kaum mehr auszukommen hoffte; aber die Sympathie Neuerer, welche an ihm alles ins Licht zu setzen wissen, ist und bleibt bedenklich.

Einen ganz besonderen Anblick gewährt dann wieder Pyrrhos. — Dieser braucht sich vor allem nicht wie Demetrios zum Gotte erklären zu lassen; denn durch seine Stammväter Achill, Peleus und Äakos, den Sohn des Zeus, ist er göttlicher und heroischer Abstammung von vornherein gewiß; er hat dadurch neben anderen merkwürdigen Eigenschaften auch zum Beispiel die Gabe, Milzsüchtige zu heilen. Die Herrschaft hatte er indes trotz seines Erbrechtes lange nicht in sicherer Aussicht. Der Zustand in Epirus war noch von einer eigentümlichen Wildheit und die Hegemonie der Molosser

über die übrigen epirotischen Stämme so unsicher wie das molossische Königtum selbst. Sein Vater Äakides wird, als er erst sechs Jahre alt ist, in das böse Schicksal der Olympias, seiner nahen Verwandten, verwickelt und (316) durch einen Volksbeschluß abgesetzt und vertrieben, ein Vorgehen, welches in diesem Hause sonst unerhört gewesen sein soll, und während im Lande Kassander mächtig ist, wird das Kind bei dem illyrischen Taulantierkönig Glaukias, zu dem man es geflüchtet hat, erzogen. In jungen Jahren wird er einmal in sein Königreich zurückgeführt, aber bald wieder verjagt und macht nun als Verbannter die letzten Züge des Antigonos mit, der große Freude an ihm hat und auf die Frage, wer der beste Feldherr sei, die Antwort gegeben haben soll: „Pyrrhos, wenn er alt sein wird." Nachdem er (301) bei Ipsos mit seinem Flügel, wenn auch umsonst, gesiegt hat, behauptet er für Demetrios, den Mann seiner Schwester Deidamia, die Trümmer von dessen Herrschaft in Griechenland und geht dann als Geisel für ihn nach Alexandria. Und hier beginnt sein Glück; denn da er sich dem Ptolemäos auf Jagden und im Gymnasion und dessen Gemahlin Berenike durch Mäßigkeit im Leben empfohlen hat, bekommt er, vor mehreren anderen Fürsten bevorzugt, die Antigone, eine Stieftochter des Königs, zur Gemahlin und Schiffe und Geld zur Heimkehr nach Epirus.

Zunächst muß er hier die Herrschaft mit dem vorgefundenen Prätendenten Neoptolemos teilen. Diesen aber, der ihn mit Gift bedroht, tötet er bei einem Opfermahl, wird, indem er die Epiroten für Einheit der Herrschaft begeistert, deren Alleinherr und erhält infolge des Bruderstreites der Kassandriden sogar Akarnanien, Amphilochien und Ambrakia. Wir haben bereits gesehen, wie er darauf allmählich Streit mit dem nunmehrigen König von Makedonien, seinem Schwager Demetrios, bekommt und dabei den Makedoniern durch seine persönliche Tapferkeit imponiert. Ganz homerisch läßt er sich damals mitten in einer Schlacht von Pantauchos, dem Feldherrn des Demetrios, zu einem Zweikampfe fordern und besiegt ihn. Als er aber Makedonien durch den Abfall der Makedonier von Demetrios großenteils hat und behalten könnte, überläßt er es schon nach kurzer Zeit seinen inneren Wirren und dem thrakischen Lysimachos und geht nach Epirus zurück. Daß er dann doch hier nicht ruhig sitzen kann, erklären wir uns einfach aus seinem Temperament. Für ihn hatte ganz wie für die mythischen Heroen nicht der Besitz, sondern nur das Erwerben Reiz, es schien ihm, wie Plutarch klar sagt, ekler Müßiggang, anderen nicht Not zu machen noch von ihnen solche zu erleiden. So hält er denn die Strategie für die eigentlich königliche Kunst und ist Demetrios darin sehr ähnlich, daß er beständig seine Kräfte messen muß und Verlorenes leicht verschmerzt; nicht einmal um Sieg, sondern nur um Gesundheit soll er bei seinen Gelübden und Opfern gebetet haben; denn damit finden sich Sieg, weite Herrschaft, Ruhm und Reichtum von selbst.

Und nun boten sich ihm als Objekt für seine kriegerische Tätigkeit im Westen unruhige Griechenstädte, tapfere italische Landbevölkerungen und vollends ein Rom. Er brachte zu dieser Aufgabe Eigenschaften mit, die an Alexander erinnerten; schon in Makedonien hatte sich das Urteil bilden können, in seinem Äußeren und in seiner Schnelligkeit und Bewegung gleiche er diesem; man sehe an ihm gewissermaßen einen Schatten von seiner kriegerischen Vehemenz und Macht, und während andere Könige ihn in prachtvollem Aufzug, Gefolge, Gesten und großen Worten nachahmten, stelle er allein ihn lebendig in der kriegerischen Kraft dar. Auch war er milde gegen seine Umgebung, im Gegensatz zu seinem mehr furchtbaren als majestätischen Gesichtsausdruck zurückhaltend im Zorn und generös gegen Spott und Schmähungen, zu Gunstbezeigungen aber ohne Rückhalt geneigt. Er hatte Freunde wie Kineas, einen Thessalier, auf welchem noch ein Abglanz davon ruhte, daß er einst Demosthenes gehört; daraus, daß vom sizilischen Zuge an Unwürdige an die Stelle dieses seines guten Genius traten, möchten wir schließen, derselbe habe damals nicht mehr gelebt. Worin es bei ihm entschieden anders als bei Alexander bestellt ist, das ist der Umstand, daß er weder einen Stab noch ein Nationalheer wie dieser hat; anfangs folgen ihm zwar noch epirotische Milizen und makedonische und ätolische Hilfsvölker, im ganzen aber hat er es mit Söldnern und unsicheren Verbündeten zu tun.

Auf seinem italischen Zuge behandelt er die Tarentiner sogleich ohne alle Umstände. Aber beim Anblick der Römer erwacht sofort der objektive Kenner des Kriegswesens. Schon beim Auskundschaften ihres Lagers sagt er in Anlehnung an ein Dichterwort, diese Ordnung sei zwar von Nichtgriechen getroffen, aber keine nichtgriechische, und gleich nach dem Sieg bei Heraklea (280) findet er, mit diesen Kriegern zusammen müßte man Italien beherrschen können, ja die Welt wäre sein, wenn er ihr Feldherr wäre. Er ist der erste Hellene hohen Ranges, welcher Rom entdeckt und offen bewundert, wie anderseits Rom in ihm den ersten großen Hellenen entdeckt. Aber vergebens sucht er einen schnellen und glänzenden Frieden und läßt die Römer sogar auffordern, mit ihm Italien zu unterwerfen; sein Kineas bekommt die Antwort, Rom unterhandle nicht, solange er noch in Italien stehe. Und als er, der bereits nach Präneste gedrungen ist und aus dessen Burg von ferne Rom erblickt hat, doch hernach nichts anderes vermag, als wieder Winterquartiere in Tarent zu beziehen, ist der Eindruck von Heraklea schon soviel wie verloren und die Gentilessen des Königs gegen Rom (die Beurlaubung der Gefangenen zu den Saturnalien usw.) verfangen nicht. Wohl siegt er dann noch (279) bei Ausculum, aber das römische Heer und die römische Bundesgenossenschaft lösen sich nicht auf und die römischen Scharen füllen und ergänzen sich immer neu, „wie aus einer Quelle, die in der Heimat aufgebrochen ist".

Und während er nun noch in Italien beschäftigt ist, erfolgt zu gleicher Zeit die Bedrohung Siziliens durch das mit Rom verbündete Karthago, welches Syrakus blockiert, und der Einfall der Gallier in Makedonien, wobei dessen damaliger Herrscher Ptolemäos Keraunos den Untergang findet. Pyrrhos, der durch die Gallier auch für sein Epirus bedroht und zugleich sehr tentiert ist, wieder König von Makedonien zu werden, tadelt die Tyche, daß sie ihm die größten Dinge zu gleicher Zeit darbiete, muß sich aber nach einer Seite hin entschließen und wählt Sizilien, um daselbst seinen Sohn von der Lanassa, Alexandros, der des Agathokles Enkel ist, zum Könige zu erheben; jedenfalls ist er froh, nach einem Aufenthalt von zwei Jahren und vier Monaten auf anständige Weise aus Italien fortzukommen.

Von seinen sizilischen Erfolgen und deren kurzer Dauer ist bereits die Rede gewesen. Persönlich zwar tritt er jedenfalls auch jetzt sehr glänzend auf. So zieht er bei der Belagerung des Eryx seine volle Rüstung an, gelobt dem Herakles einen Agon und Opfer, falls er ihn den Sizilien bewohnenden Hellenen als einen seines Stammes und seiner Macht würdigen Kämpfer zeige, ersteigt dann — ganz wie Alexander in der Maller-Stadt — zuerst die Mauer, haut wie ein Soldat alles um sich nieder und hält dann zum Schluß ein herrliches Siegesfest mit Agonen aller Art. Aber nach drei Jahren kommt ihm bei dem allgemeinen Widerstande, welchem seine weiteren Pläne in Sizilien begegnen, die Bitte doch wieder sehr willkommen, dem von Rom hart bedrängten Unteritalien von neuem Hilfe zu bringen, und mit seinem Scheiden fällt sein sizilisches Reich zusammen; er weiß und sagt, daß er die Insel den Karthagern und Römern zum prächtigen Kampfplatz hinterlasse.

Nachdem unterwegs seine Beuteflotte von den Karthagern bei der Überfahrt schwer geschädigt worden ist, muß er noch bei Lokroi ein mamertinisches Heer schlagen, wobei es wieder zum Zweikampf in der Schlacht kommt; er haut, obschon verwundet, einen gewaltigen Mamertiner, der ihn herbeikommen heißt, wenn er noch lebe, von oben herunter in zwei Stücke. Indes, da er nun wieder in Tarent ist, hat er zwar wohl noch 23.000 Mann; es sind aber griechische Landstreicher und Nichtgriechen, während seine tapferen Epiroten (die einst ohne Zweifel in Hoffnung auf guten Raub mitgegangen waren) lange tot liegen. Und nachdem er (275) bei Benevent unterlegen ist, hat er keine andere Wahl mehr, als nach Epirus zurückzukehren, bevor die karthagische Flotte ihn absperrt.

Vergeblich stellt er jetzt Hilfsbegehren an die Könige von Makedonien und Syrien, indem er sie vor Rom warnt; man fürchtet ihn im Osten nicht mehr und weist ihn ab, und Antigonos Gonatas vergleicht ihn damals mit einem Spieler, der trefflich würfelt, aber seine Würfe nicht zu benützen versteht. Da er nun aber zwar noch 5000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde nach Epirus gebracht hat,

indes kein Geld mehr hat, um diese zu ernähren, muß er sich nach einem Krieg umsehen. Und als sich nun auch noch Gallier zu ihm schlagen, fällt er plündernd in Makedonien ein, nimmt mehrere Ortschaften, gewinnt 2000 Überläufer und greift Antigonos selbst an. Nachdem die mutigen Gallier, die auch dieser hat, umgekommen sind und die Elefantenführer sich samt ihren Tieren ergeben haben, stürmt er gegen die Phalanx, streckt die Rechte aus, ruft Strategen und Taxiarchen mit Namen und macht dem Gegner sein ganzes Fußvolk abspenstig. Dem flüchtigen Antigonos bleiben nur noch die Hafenstädte, und Pyrrhos weiht die schönste Beute in dem Tempel der itonischen Athene mit einem Doppeldistichon auf den Sieg über die Gallier und den Makedonierkönig, dessen Schluß darauf hinweist, daß die Äakiden jetzt wie vor alters Helden mit der Lanze seien. Aber daß nun seine Gallier die Gräber der alten makedonischen Könige in Ägä plündern, kann er doch nicht hindern, und bald sucht er, da seine Herrschaft hier wieder keine Dauer verspricht, Herr des Peloponnes zu werden. In diesem spielen sich (272) seine letzten Schicksale ab. Er nimmt sich zuerst des schlechten, manquierten Spartanerkönigs Kleonymos an, aber ein Überfall von Sparta mißglückt, und beim Abzug aus Lakonien fällt sein ältester Sohn, Ptolemäos, dem er durch ein gewaltiges Gemetzel noch gewissermaßen ein Totenopfer darbringt. Dann rückt er in die Ebene von Argos ein, während Antigonos sich auf den Höhen hält und auf die trotzige Einladung, zum Entscheidungskampfe herabzukommen, die höhnische Antwort zurückschickt, es ständen ja Pyrrhos viele Wege zum Tode offen, wenn er zum Leben keine Zeit habe. Im Straßenkampfe zu Argos stürzt dieser dann, von einer Frau mit einem Stein getroffen, vom Pferde, und ein Makedonier haut ihm das Haupt ab, aber zitternd und ungeschickt, weil ihn noch ein furchtbarer Blick des Gefallenen getroffen hat. Antigonos aber zieht die Chlamys weinend über die Augen, schilt seinen Sohn einen ruchlosen Barbaren, da ihm dieser das Haupt hinwirft, und läßt Haupt und Leib mit allen Ehren verbrennen und bestatten.

Nach diesem Blick auf die Persönlichkeit der Diadochen müssen wir noch die Ausbildung ihrer Reiche, ihre Politik und Regierung betrachten. Sie sind die ersten Griechen, welche sich großer Staaten bemächtigen, und haben dabei den Vorteil, daß die persische Regierung überall nur die Erinnerung an Ohnmacht und Abscheu hinterlassen hat, so daß selbst Persis keinen nationalen Retter mehr stellt. Und nun tragen sie mit einer einfachen Logik auf ihr Fürstentum die griechische Staatsidee über. Dem Staat war bei den Griechen gegen den einzelnen gar alles erlaubt gewesen, und den unterlegenen Gegner hatte die Polis (oder wer sich dafür ausgab) ohne alles Erbarmen vernichtet. Diesen Staat fühlt nun der einzelne Diadochenfürst samt allen Rechten in sich konzentriert; er ist die zum Individuum gewordene Polis und könnte so gut wie Ludwig XIV.

aussprechen: „L'état c'est moi." Vielleicht mit voller Naivität begeht er dann alles das, was zur Befestigung seiner Herrschaft irgend zweckdienlich ist, auch, was immer entsetzlich bleibt, den konsequenten Wortbruch gegen Gegner, die sich auf Sicherung des Lebens hin ergeben; denn was man heute unterließe, müßte man vielleicht in einem Jahre mit ganz anderen Blutströmen nachholen oder selber untergehen. Rücksicht auf das Leben der Konkurrenten, Teilung der Macht in irgendeiner Art kommt diesen Fürsten nicht in den Sinn; da sie aber wirklich nach der Zweckmäßigkeit morden, so können sie auch später, sobald ruhige Zeiten da sind, nach der Zweckmäßigkeit regieren. Ihr Despotismus ist also wesentlich ein anderer als der der griechischen Stadttyrannen, welche zu Gegnern Bürger haben und aus der Gewaltherrschaft nie herauskommen und anderseits auch als der des altorientalischen Despoten. Es sind Gräko-Makedonier in großen Verhältnissen, und ihre Gegner sind andere Diadochen oder auch hie und da abfallende Bevölkerungen nichtgriechischer Nationalität.

Es kann sich fragen, ob nicht von diesem Gesichtspunkt aus selbst für Kassander eine Art Ehrenrettung möglich wäre. Er hat zwar vom Anfang an üble Prädikate des Übermutes und der Heftigkeit, und Antipater selber vermacht nicht ihm, sondern Polysperchon die Reichsverweserschaft. Aber er erhält diese in der Folge doch durch Philippos Arrhidäos oder vielmehr dessen Gattin Eurydike, und als nun, da er kaum den Rücken gewandt hat, Olympias in Makedonien erscheint und nicht nur an diesem Königspaar, sondern an hundert Anhängern, darunter auch einem Bruder Kassanders, furchtbare Rache nimmt, mag er fortan alles für erlaubt gehalten haben: die Tötung der Olympias, die Vermählung mit Philipps Tochter Thessalonike, später, damit die Makedonier auch nicht mehr von deren Thronerhebung sprechen, den Mord des jungen Alexander und der Roxane, endlich durch den bestochenen Polysperchon den des Herakles, des Sohnes Alexanders und der Barsine; daß die Söhne Alexanders von Orientalinnen jemals fähig gewesen sein würden, Makedonien auch nur ein paar Monate zu regieren, ist freilich sehr zweifelhaft. Im übrigen muß Kassander, der (297) als König gestorben ist, nach seinen Kämpfen mit Demetrios zu schließen, ein Mensch von größter Kraft und Entschlossenheit gewesen sein. Was aber Verbrechen betrifft, so besinnt sich auch der sonst wegen Menschenfreundlichkeit sehr gelobte Ptolemäos Lagi keinen Augenblick, gefährliche Leute und solche, die es werden konnten, auf eigene Faust aus der Welt zu schaffen; sein Sohn „Philadelphos" tötet Brüder. Und Antigonos läßt nicht nur den des Abfalls verdächtigen Mithridates von Pontus töten, sondern auch die von Diadochen vielumworbene letzte Schwester Alexanders, Kleopatra. „Mord oder Hochzeit" war offenbar der Spruch gegen die Frauen dieses Hauses.

Den Anfang zur Entstehung der Diadochenreiche macht jenes

ganz unerhörte Herumjagen, das man sich zu leicht mit der Schlacht bei Ipsos (301) als einigermaßen beendigt denkt. Man beginnt nach Alexanders Tode mit einem Notvertrage der Marschälle als Satrapen, wobei echt griechisch ist, daß sich sofort viele gleichberechtigt dünken. Es geht aber nicht lange, bis der Eindruck vorherrscht, es seien Königreiche, nicht Statthalterschaften verteilt worden. Und nun haben nacheinander Absichten auf das Ganze: Perdikkas, der bald ermordet wird, aber doch lange genug lebt, um sich mörderisch und gewalttätig zu zeigen, Antigonos, der noch in seinem achtzigsten Jahre darnach strebt, nachdem er der erste gewesen ist, der offenkundig vom Königshaus abfiel, endlich Seleukos und sein Haus. Es müssen desperate Zeiten gewesen sein, da man in dieser hadernden Republik von Riesen der Sache gar kein Ende absehen konnte; und eigentlich hört, solange die einzelnen noch Kräfte haben und Rom das Monopol des Handelns noch nicht besitzt, der Kampf gar nie auf. Die Seleukiden zum Beispiel kämpfen, solange sie können, gegen Ptolemäer, Pergamener, Abtrünnige aller Art, dann gegen Parther, Makkabäer, Staaten des nördlichen Kleinasien usw.; ganz am Anfang haben sie es auch noch mit Indien zu tun. Vollends unglaublich bunt aber ist fünfzig Jahre lang von Alexanders Tode bis zum festen Besitz des Antigonos Gonatas die Geschichte Makedoniens. Hier geht durch den Fluch ob der Ausrottung des ganzen temenidischen Königshauses, welches immer eine Geschichte von der höchsten weltgeschichtlichen Tragik sein wird, das Geschlecht Antipaters und Kassanders unter, und nun herrschen in dem unglücklichen Lande teils sukzessiv, teils nebeneinander: Demetrios Poliorketes, Pyrrhos, Lysimachos, Ptolemäos Keraunos, die Gallier, bis endlich die Antigoniden Meister werden. In der Galliernot lernten die Makedonier die großen Toten Philipp und Alexander wie Götter anrufen; sie hatten sich aber lange einen Diadochen nach dem anderen angesehen, und die Leichtigkeit, womit Armeen und Volk zu einem neuen Herrscher übergingen, war erstaunlich; man konnte förmlich darauf spekulieren, einander die Mannschaft abzujagen.

Was den Königstitel betrifft, so deutet Plutarch an, wie er (um 306) von Antigonos, Demetrios, Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos wie mit einer Art von Scheu allmählich angenommen wurde; das Heer des Antigonos hatte das Signal gegeben, und die übrigen Fürsten folgten aus Rivalität nach; nur Kassander wollte auffallenderweise nichts davon wissen, obwohl erst die von ihm anbefohlene Tötung der Roxane und des jungen Alexander den Diadochen die Möglichkeit gegeben hatte, in ihren Gebieten gewissermaßen eroberte Königreiche zu sehen, und obschon die anderen ihn mündlich und schriftlich König nannten. Der Titel brachte dann den höheren Ton und abgeschlossenen Umgang mit sich, indem man „wie tragische Schauspieler zugleich mit der äußeren Tracht auch die Manier im Gehen und Sitzen und Reden und Grüßen änderte". Je

mehr es aber während dieser Kämpfe im ganzen vorderen Asien eine ausgemachte Sache war, daß die Diadochen Souveräne seien, desto gewisser war es bei ihnen, daß sie weiterkämpfen müßten. Der Rang, den die einzelnen bei Alexander gehabt hatten, entschied bei diesen Herrschaftsfragen nichts mehr; vielmehr lebte gerade in den Tüchtigsten, wie Pyrrhos, eine von aller Legalität unabhängige Voraussetzung, daß Länder erobern und Reiche gründen dürfe, wer da könne; die militärische Persönlichkeit gab einstweilen den Ausschlag; was einer verlor, gewann gewiß und unvermeidlich ein anderer.

Nun kommt es zwar in diesen Kämpfen zu einzelnen ritterlichen Gentilessen, die für gewöhnliche Griechen ganz unverständlich sein mochten und einen eigentümlichen makedonischen Zug verraten, teilweise wohl auch daraus zu erklären sind, daß man sich noch vom Agema Alexanders her kannte. Schon von Antigonos wußte man einiges dieser Art. Ptolemäos sendet dem jungen Demetrios, den er bei Gaza geschlagen, sein ganzes verlorenes Gepäck zu, „da sie ja den Krieg nicht um allen Besitz, sondern um Ruhm und Ehre führten"; Demetrios aber fleht hierauf zu den Göttern, sie möchten ihn nicht lange in des Ptolemäos Schuld lassen und begräbt dann in der Tat als Sieger im Kampf um Zypern die Feinde herrlich und entläßt die Gefangenen. Er und der auch sonst noble Seleukos begegnen sich damals, als dieser die Stratonike in Empfang nimmt, höchst zutrauensvoll, und im Zelte des Seleukos sowie auf dem Schiffe des Demetrios finden gegenseitige Bewirtungen statt; durch jenen wird Demetrios auch mit Ptolemäos befreundet und zeitweise dessen Eidam; noch bei seinen letzten Angriffen auf Seleukos appelliert er beständig an dessen Gemütlichkeit. Und dies alles war zwischen Persönlichkeiten möglich, die sonst sehr scharfer Entschlüsse fähig waren.

Aber dazwischen kommen die rücksichtslosesten Gewalttaten und Morde zwischen den einzelnen Dynasten und ganz besonders auch innerhalb der einzelnen Dynastien vor, und die Massen sind gegen diese Dinge so abgestumpft, daß z. B. das Heer des Seleukos den Ptolemäos Keraunos als Herrn von Thrakien und Makedonien anerkennt, nachdem dieser (280) den greisen König, dessen Begleiter er ist, auf dem thrakischen Chersones bei der Besichtigung des alten Argos-Altares ermordet hat. Als Lysimachos (292) in die Gefangenschaft des Getenkönigs Dromichaites geraten war und dieser ihm seine und seines Volkes Armut und Genügsamkeit bewies, ihn mahnte, solche Männer nicht zu bekriegen, sondern zu Freunden zu haben, und ihn auch nach freundlicher Bewirtung als Freund entließ, mag ihm zumute gewesen sein, als wäre er in einer besseren, edleren Welt und müßte nun wieder in ein Mordgetümmel zurück.

Zu einem eigentlichen politischen System oder gar „Gleichgewicht" kam es auch später nie. Während der Sukzessionskriege selber gab es nur Kriegsbündnisse und Friedensschlüsse des Augen-

blicks mit Grenzveränderungen und Prinzessinnenvermählungen, aber ohne die mindeste Sicherheit. Vielmehr ließen die Ansprüche der zwei größten Dynastien, nämlich die der Seleukiden wenigstens auf das ganze diadochische Asien und die der Ptolemäer auf Syrien, Palästina, Zypern, Karien, Kykladen und thrakische Positionen, sowie die Sorge aller Kleineren den Orient nie gründlich zur Ruhe kommen. In der Regel waren Makedonien und Asien gegen das Ptolemäerreich verbündet; denn die Ptolemäer, welche nach Polyb (V, 34) wenigstens anfänglich eine eigentliche auswärtige Politik hatten und auf dieselbe noch größeren Ernst verwandten als auf die Regierung von Ägypten und welche ferner sowohl durch den Besitz jener Außenposten wie durch ihren entschiedenen Vorrang als Seemacht dieses ihres Ägyptens sicher waren, hatten durch ihre Flotte die Möglichkeit, sich als Schutzmacht aller Kleinen zu geben, und dies mußte zu beständigen Konflikten führen. Und doch haben dann die größten Kriege nur geringe Resultate von einiger Dauer. Als zum Beispiel Ptolemäos Euergetes um 246 den größten Teil des Seleukidenreiches genommen hat und seine Heere bis Baktrien und Thrakien gedrungen sind, behält er zunächst doch nur Syrien, und auch dieses bleibt dann nicht lange ptolemäisch.

Von den Seleukiden rechnet wenigstens Antiochos III. noch einmal mit dem ferneren Osten ab. Er erkennt nach mehrjährigen Kriegen seit 209 Parthien und Baktrien als unabhängig an und schließt Bündnisse mit ihnen, worauf ihn der Baktrier Euthydemos wenigstens noch einmal zu einem Plünderungszug auf Elefanten und Gold nach Indien unterstützt.

Den Angelpunkt des Schicksals für die auswärtige Politik aller Diadochenreiche bilden die Jahre vor und nach 200 vor Christi, da zuerst Philipp III. dem Hannibal rechtzeitig zu helfen versäumt, und dann Antiochos III. Philipp nicht gegen die Römer unterstützt. Nach Kynoskephalä (197) konnten dann die Römer von Antiochos die Freiheit aller Griechenstädte, die Räumung Europas und die Restitution von allem, was Ptolemäos und Philipp besessen hatten, verlangen. Sein Römerkrieg (192) kam zu spät, und nachdem er die Schlacht bei Magnesia am Sipylos verloren hat, muß er (189) Asien bis zum Taurus abtreten und außer einer enormen Kriegskontribution seine Elefanten und Schiffe hergeben. Seitdem müssen die Diadochen, wenn sie einander je angreifen wollen, immer erwägen, was Rom dazu sagen werde, und dieses hat es leicht, sie gegeneinander in tiefem Mißtrauen zu halten.

Was das Dynastische betrifft, so hätte die Erbfolge innerhalb der Königshäuser aus allen Kräften gesetzlich müssen gesichert und geregelt werden. Statt dessen aber finden sich in dieser Beziehung die erstaunlichsten Sprünge, und infolge davon geht es in allen Fürstenhäusern fast von Anfang an mörderisch zu. Um von entfernteren Verwandten des königlichen Hauses abzusehen, welche etwa

als Statthalter Verrat üben und dafür fürchterliche Strafen zu leiden bekamen, so erscheint gerade die nächste Verwandtschaft am schrecklichsten heimgesucht. Kinder, Mütter, Frauen werden mehrfach beseitigt, und der Brudermord ist beinahe wie ein mathematisches Postulat zugegeben. Daß es freilich höchst gefährlich war, ältere Halbbrüder eines vorgezogenen jüngeren am Leben zu lassen, lehrt die Handlungsweise des Ptolemäos Keraunos. Es war eine Ausnahme, daß Antigonos seinen mit dem Spieß von der Jagd heimkehrenden Demetrios herzlich begrüßte; er wies aber auch darauf hin, daß sie so zusammenständen, und in der Tat blieb dieses Haus mehrere Generationen hindurch von Familienmord rein. Völlig war dies bei den Pergamenern der Fall; es war bekannt, daß auch Apollonis, die Witwe Attalos I. von Pergamon, sich glücklich gepriesen hatte, weil ihr ältester Sohn, Eumenes, furchtlos unter seinen Brüdern verkehrte, wenn diese mit Schwert und Spieß bewaffnet waren, sonst aber waren in den Familien beinahe die nämlichen Dinge wie bei den osmanischen Sultanen selbstverständlich.

Die Hauptursache hiervon sind die diadochischen Ehen, ein Unikum in der Monarchengeschichte von Orient und Okzident. Politische Ehen hatte es schon im alten Orient oft gegeben, und auch zwischen griechischen Tyrannenhäusern waren solche vorgekommen. Jetzt heiraten die Diadochen, indem sie sich jedenfalls mit Absicht nicht mehr wie Alexander mit Orientalinnen verbinden, außer eigenen Schwestern nur sonstige Diadochinnen, so daß sich hier der Begriff der Ebenbürtigkeit in seinen Anfängen zu melden scheint; man rechnete, zumal bei politischen Allianzen, von Anfang an auf die Wirkung des Geblütes und gab daher bei Bündnissen, Friedensschlüssen, Grenzveränderungen und ähnlichen Anlässen die Schwester oder Tochter an den Paziszenten, der sie zur Garantie einbedungen hatte. Indes verwandelten sich nun, abgesehen von der oft schrecklichen Persönlichkeit dieser Fürstinnen von Olympias an und von der Untreue und Ausschweifung der Fürsten, in den ersten Dezennien nach Alexander die politischen Konstellationen sehr rasch, und ein Fürst konnte wünschen, eine Prinzessin, durch welche er einen Reichsanspruch erheiratet, nach erreichtem Ziel loszuwerden. Auf diesen Wegen ging schon Perdikkas, indem er, um königliches Ansehen zu gewinnen, erstlich um jene später durch Antigonos beseitigte Kleopatra warb, die Schwester Alexanders des Großen und Witwe des Alexander von Epirus, zugleich aber, um leichter neue Truppen aus Makedonien zu erhalten, von Antipater eine Tochter wünschte. Antipater aber, der übrigens auch seinerseits gleich beim Ausbruch des Lamischen Krieges dem Leonnatos, um von ihm Truppen zu erhalten, eine Tochter anbietet, merkte den Trug der Doppelwerbung, und Perdikkas erhielt keine von beiden. Ganz entsetzlich aber ist es, wie Ptolemäos Keraunos gegen seine eigene Halbschwester Arsinoe, die Witwe des Lysimachos, verfährt.

Um nämlich das Erbe des Lysimachos zu erhalten, heiratet er sie unter dem hohen, eidlichen Versprechen, ihre Söhne von Lysimachos zu adoptieren; ihm aber liegt nur an Kassandreia, welches sie noch innehat, und als sie ihm nun diese Stadt übergibt, empfängt er die ihm entgegengesandten Stiefsöhne scheinbar herzlich, läßt aber dann sofort die Burg besetzen und die Knaben in den Armen der Mutter ermorden, welche dieselben umsonst mit ihrem Leibe decken will; Arsinoe, die übrigens selbst ihren früheren Gemahl zur Ermordung eines Sohnes erster Ehe bewogen hatte, muß ins Exil nach Samothrake; sie wurde nachher noch die Gemahlin ihres Bruders Philadelphos.

Die gelindere Auskunft war die Polygamie, indem man bei einer neuen Konjunktur eine zweite und dritte Frau nahm. Wir finden dieselbe schon beim älteren Dionys, bei dem sie wohl auch schon einen politischen Grund gehabt hat, und im makedonischen Königshause war sie hergebracht und auch von Philipp und Alexander geübt worden. Aber nun kommt Demetrios und heiratet, wie wir gesehen haben, zu seiner Phila, der Tochter Antipaters und Witwe des Krateros, nacheinander Eurydike, die Witwe des Ophellas, Deidamia, die Schwester, Lanassa, die getrennte Gemahlin des Pyrrhos, und endlich noch eine Ptolemäerin. Phila ist zwar älter als er, aber Antigonos hat den Sohn bei dieser Verbindung den politischen Gewinn erwägen lassen, und als Mutter seines ältesten Sohnes, wie auch wegen ihrer Einsicht, muß sie dauernd viel bei ihm gegolten haben. Unter zahlreichen anderen Beispielen der Polygamie wollen wir hier nur noch an die erstaunlich bunte Familie des Ptolemäos Lagi und an die dynastische Konfusion in der des Lysimachos sowie daran erinnern, daß Pyrrhos nach dem Tode der ägyptischen Antigone eine päonische und eine illyrische Prinzessin und dann erst noch die erwähnte Lanassa heiratete, die ihm hernach aus Eifersucht auf jene Barbarenweiber durchging.

Auch Trutzwerbungen kommen vor. Als zum Beispiel zwei Töchter des ersten Ptolemäos Gattinnen des Lysimachos und seines Sohnes wurden, warb Seleukos um Stratonike, die Tochter des Demetrios und der Phila. Daß er dieselbe dann seinem liebeskranken Sohn Antiochos abtrat, war kein großes Heldenstück, da sie ja im Seleukidenhause blieb.

Endlich ist hier der Geschwisterehen Erwähnung zu tun. Auch hierin war der Hof von Syrakus vorangegangen, indem der jüngere Dionys sich mit einer Halbschwester verheiratet hatte, und auch Artemisia von Halikarnaß war die Schwester ihres Gemahls Mausolos gewesen. Bei den Ptolemäern aber kommt die Sache mehrfach vor, und zwar von Anfang an; denn wenn auch Berenike nicht einmal Stiefschwester des Gründers der Dynastie gewesen sein sollte, so ist doch jedenfalls die erwähnte Arsinoe Gemahlin ihres Halbbruders Keraunos und dann ihres leiblichen Bruders Philadelphos

geworden. Auch bei den Seleukiden ist die Geschwisterehe nicht unerhört.

Um aber auf die politischen Ehen zurückzukommen, so muß konstatiert werden, daß unter allen Umständen, ob man bei veränderten Konjunkturen die früheren Gemahlinnen beibehielt oder verstieß oder tötete, die Wirkung dieser Dinge auf den Charakter der Fürstinnen die schlimmste war; den Kindern aus den übrigen Ehen waren sie fast immer feind, und einem Stiefsohn gegenüber spielte die Diadochin da und dort die Rolle der Phädra. Sultaninnen darf man diese Frauen nicht nennen, insofern die moderne Sultanin im seltensten Falle als Tochter eines anderen Hauses Ansprüche erhebt und überhaupt nicht öffentlich auftreten und Partei machen kann; ihr Einfluß geht nicht über die Schwelle des Harems hinaus. Die Diadochinnen dagegen bringen — hierin den Achämenidinnen, zum Beispiel einer Atossa, gleichend — politische Ansprüche in die Ehe und handeln auch so, als hingen solche an ihrer Person. Sie und bisweilen auch die Gemahlinnen bloßer Stadttyrannen und Festungskommandanten haben so plötzlich eine höhere Bedeutung, als bisher Griechinnen gehabt haben, und nun gehen von ihnen, indem das makedonische Geblüt und die asiatische Tradition zusammenkommen, Entschlüsse und Taten bisweilen furchtbarer Art aus. Mehrere erscheinen als mixta composita aus Olympias und Parysatis; man denke nur an die entsetzlichen Taten der Laodike, welche ihren Gemahl Antiochos II. (Theos) sowie eine andere (ptolemäische) Gemahlin desselben und deren Kind ermorden ließ und dann die böse Furie ihres eigenen Sohnes Seleukos II. Kallinikos wurde.

Wieweit die Diadochen in wichtigen Angelegenheiten das Volk, das heißt die gerade anwesenden makedonischen Truppen, um ihre Meinung befragten, möchten wir gerne wissen. Seleukos wenigstens soll dies getan haben, als er seinem Sohn Antiochos zu der Gemahlin Stratonike auch die östlichen Provinzen abtrat, indem er dazu eine vollzählige Ekklesie versammelte. In Makedonien hielt sich Kassander an die Ekklesie, als es sich um die Verurteilung der Olympias handelte, und anderswo befragte man etwa vor einer Entscheidungsschlacht die Armee. Im übrigen aber gab es jedenfalls keine innere Politik im alten Sinne; denn wenn auch die Städte, zumal im Seleukidenreich, soweit sie hellenistisch waren, einen Schatten von lokalem Leben und Freiheit behielten, so ist doch der Diadochenstaat als solcher das Gegenteil einer griechischen Polis mit ihrem Leben und Leiden. Der Absolutismus, den z. B. der erste Seleukos mit dem Worte ansprach, daß immer das das Gerechte sei, was der König verfüge, führt hier schon nahe zu einem Fürstentum wie später das mohammedanische; auch mit der der römischen Kaiser könnte man die Führung der Herrschaft vergleichen; nur sind eben diese Staaten improvisiert, und keiner hat einen Boden, wie die römische Republik gewesen war. Unter dem Fürsten kommt eine bureaukratisch orga-

nisierte Beamtenschaft, deren Befugnisse sich weit erstrecken, so daß z. B. die Strategen des ptolemäischen Reiches Zivil- und Militärgouverneure zugleich, somit soviel wie Paschas sind. Während in Makedonien einst ein Adel als Kriegsorganismus vorhanden gewesen war, gibt es jetzt höchstens einen Standesunterschied, der auf Etikette, aber keinen mehr, der auf Geburt beruht, keine möglicherweise an einen Stand sich knüpfende spezielle Pietät und Treue, und wenn also eine oberste Rangklase am ptolemäischen Hofe die „Anverwandten" (συγγενεῖς) heißt, so sehen wir darin einen bloßen Titel und glauben nicht an einen Erbadel. Dagegen muß am ptolemäischen und in dessen Nachahmung am seleukidischen Hofe ein Zeremoniell ausgebildet gewesen sein, wie es der Hofstaat und die Beamtenhierachie verlangt, und zwar war die Etikette wohl auch nach persischem Vorbild geregelt.

Bei der Inkonsistenz aller Diadochenhöfe und dem Mangel einer festen Hoftradition wäre das Wünschenswerteste nun jederzeit möglichste persönliche Tüchtigkeit der Fürsten gewesen, zumal wegen des Umstandes, daß die Macht einzig auf eine Soldarmee begründet war. In casu mußte man sich aber auf alle Weise behelfen, und so „ernennt" denn z. B. ein junger König wie Antiochos V. einen Reichsverweser und Vormund, wie später die seldschukischen Atabeks waren. Auch tauchen noch in der kräftigeren Zeit schon ganz verruchte Verbrecher als Hauptminister auf, wie z. B. der Karier Hermeias, welcher den Hof Antiochos' III., des Großen, zur Hölle macht, allen anderen Fallen stellt, den König, nur um nicht seiner Ränke halber zur Rechenschaft gezogen zu werden, in Kriege verwickelt, Gegner durch fingierte Briefe, die er unter ihre Briefe mischt, stürzt und tötet usw. Sobald Antiochos einen Sohn hat, stellt er ihm selber, um für das Kind die Vormundschaft führen zu können, nach dem Leben und befördert seinen Zug nach Atropatene, wo er leicht den Tod finden kann. Endlich hilft ein Arzt, Apollophanes, dem schon völlig eingeschüchterten König ein Komplott gegen Hermeias einfädeln; derselbe läßt sich auf einer Promenade bei Sonnenaufgang einzeln zwischen eingeweihten Begleitern des Königs haschen und niedermachen. Und jetzt wird Antiochos auf seiner Weiterreise überall mit Jubel empfangen, und in Apamea steinigen die Weiber und die Knaben die Gattin und die Knaben des Hermeias.

Was die politischen Foltern und Strafen betrifft, für die es bereits während Alexanders Zug nicht an Beispielen fehlt, so genügt es schon, daß diese Fürsten Griechen sind, um sich gegen den Gegner alles zu erlauben; es kommt nun aber noch die vorgefundene Tradition des orientalischen Despotismus und etwa auch der griechischen Tyrannis hinzu. Dem orientalischen Stil ist z. B. die Strafe angenähert, die Achäos, der Vetter des nämlichen Antiochos, findet, als er während dessen Zug nach Atropatene im Einverständnis mit

Ägypten das Diadem genommen hat, nach längerem Krieg aber durch Verrat in die Hände des Königs geliefert und nachts in dessen Zelt gebracht worden ist. Zuerst verstummt zwar Antiochos, der auch sonst generös sein konnte, und weint ob der Größe des Schicksals seines Vetters; aber vor Tagesanbruch treten die Freunde ins Zelt, und nun wird Rat gehalten und beschlossen, dem Achäos zuerst Hände und Füße und dann den Kopf abzuschneiden, und den Rumpf, in eine Eselshaut genäht, zu kreuzigen. Und so geschieht es.

Kein Wunder, wenn politisch Bedrohte für sich und die Ihrigen den rechtzeitigen Selbstmord vorziehen. Der ebenfalls von diesem Antiochos abgefallene Satrap Molon von Medien tötete sich, nachdem er in einer Schlacht unterlegen ist, im Hinblick auf die ihm, wenn er lebend gefangen würde, bevorstehenden Foltern (αἰκίαι). Ähnlich machen es fast alle Mitverschworenen; Molons Bruder Neolaos aber flieht aus der Schlacht zu dem anderen Bruder Alexandros und tötet ihre gemeinsame Mutter und Molons Kinder und dann sich selbst, nachdem er Alexandros bewogen hat, dasselbe zu tun. Molons Leiche aber läßt Antiochos ans Kreuz schlagen.

Daß unter diesen Umständen die Geselligkeit an diesen Höfen eine gefährliche und der Aufenthalt für Literaten, Philosophen usw. unsicher ist, versteht sich leicht. Zwar muß man vor allem griechischen Umgang haben und liebt und wünscht bei den Leuten das böse Mundwerk; aber wehe ihm, wenn es gewisse Schranken nicht innehält! Einem solchen kann es gehen wie am Hofe des Lysimachos dem Telesphoros (noch dazu einem Hyparchen), den der König wegen eines Wortspiels auf die vomierende Arsinoe in einer Marderfalle herumführen und so sterben ließ. Der Zotendichter Sotades ferner, der, wenn er in Alexandria war, auf Lysimachos, bei diesem auf Ptolemäos Philadelphos und so anderswo auf andere Könige schmähte, glaubte sich vergebens sicher, als er verreist war, nachdem er in Alexandria den König wegen seiner Schwesterehe verhöhnt hatte; denn auf der Insel Kaunos packte ihn ein Stratege des Ptolemäos und versenkte ihn in einer bleiernen Kiste ins Meer. Überhaupt kommt eine ganze Anzahl von Hinrichtungen von Literaten vor. Wegen eines Distichons auf die pergamenischen Fürsten wurde der Grammatiker Daphitas gekreuzigt. Schon den Demetrios von Phaleron hatte seine wissenschaftliche Bedeutung nicht vor der schweren Ungnade des Philadelphos geschützt. Über das sonstige Verhältnis der Diadochen zu den Philosophen und über das zum Theaterwesen soll später noch gesprochen werden. Hier möge nur noch erwähnt sein, daß es auch an diesen Höfen an Parasiten nicht fehlte. Von jedem hervorragenden Diadochen bis in die späte Zeit wird irgendein Hofparasit namhaft gemacht, dessen (oft fade) Witzworte wie die der bevorzugten Hetäre zitiert werden; noch Mithridates hatte seinen Kolax Sosipatros und Crassus seinen Andromachos von Karrhä.

Wieweit das Verwaltungswesen der asiatischen Diadochen wirkliche Verdienste hatte und über die bisherige persische und sonstige orientalische Routine hinausging, weiß niemand zu sagen. Ein Herrscher wie Antigonos hat als Herr über die Gegend des Toten Meeres sofort den Gedanken, aus dem dortigen Asphalt eine Quelle von Einnahmen (πρόσοδος) zu machen, und da die Schätze Alexanders bald versiegten, wird man immer sehr auf Ausbeutung aller möglichen finanziellen Hilfsmittel haben müssen bedacht sein. Das meiste Geld haben jedenfalls immer die Ptolemäer gemacht, und wenn behauptet wird, daß Philadelphos, wie auch andere Diadochen, die Staatswissenschaft eifrig gepflegt habe, so dürfte dies hauptsächlich auf die Kunst, die Finanzen in Blüte zu erhalten, zu beziehen sein; das Söldnerheer und die Flotte machten dies dringend notwendig.

Hier kommen wir nun auf das Heerwesen. Dieses war von Alexander auf eine höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht worden, und stolzere Truppen als sein Agema, welches nun ungefähr einem ersten Garderegiment entsprach, und seine berittenen Genossen (ἑταῖροι) gab es nicht, wie auch die von Philipp vererbte Phalanx an Manövrierfähigkeit unübertroffen war; Makedonier, Söldner und eingedrillte Orientalen waren hier zu einem großen Heeresorganismus vereinigt.

Zunächst wirkt nun noch das durch Alexanders Großtaten ungeheuer gesteigerte Bewußtsein aller Mannschaften nach. Vor Schlachten zwischen Diadochen wird pathetisch daran appelliert. So sagt z. B. Seleukos in der Rede an seine Truppen, die er gegen das zahlreichere Heer des Antigonos ermutigen muß, Mitkämpfer Alexanders, die einst um ihrer Trefflichkeit willen von jenem befördert worden seien, sollten sich nicht bloß im Hinblick auf Menschenzahl und Geld, sondern auf Erfahrung und Einsicht anstrengen, durch welche jener seine wunderbaren Großtaten vollbracht habe. Der einzelne Feldherr mußte diese Leute sehr diskret behandeln und sich ihnen, um irgendeinen außerordentlichen Entschluß bei ihnen zu erreichen, noch sehr gleich stellen, wie es denn anläßlich der nämlichen Gelegenheit von Seleukos heißt, er habe mit ihnen auf dem Fuße der Gleichheit verhandelt (ἐπολιτεύετο), so daß jeder Scheu vor ihm empfand und sich die Gefährlichkeit des Wagnisses gerne gefallen ließ. Auch hatten während des Sukzessionskrieges die Truppen noch sehr vielen eigenen Willen. Gleich nach Alexanders Tode schon entzweiten sich die einzelnen Waffengattungen, und einem Korps wie den Argyraspiden schien jeder Dienst nach Alexander zu gering; freilich wurden diese, nachdem sie in der berüchtigten Manier den Eumenes verraten hatten, durch Antigonos absichtlich aufgeopfert, „sintemal der Verrat den Herrschern angenehm ist, aber den sich dazu hergebenden einzelnen Verderben bringt". Aber auch später sind es eigentlich die Soldaten, welche darüber entscheiden, wer Diadoche sein könne und wer nicht. So verdankt Ophellas seine

Herrschaft über Kyrene gewiß nur dem Umstande, daß sie in ihm einen der Freunde Alexanders sahen, die dessen Feldzüge mitgemacht hatten. Wie begeistert Demetrios vor Gaza, als der noch junge und frische Anführer, von den an und für sich Veränderung liebenden Soldaten empfangen wurde, weil sich noch nicht aus mancherlei Vorwänden ein Gesamtvorurteil gegen ihn aufsummiert hatte, haben wir oben gesehen; man ahnt dabei, welcher Kritik der ältere Feldherr oft unterliegen mochte.

Aus mehreren und einleuchtenden Gründen war es anfangs für jeden Diadochen höchst wesentlich, möglichst viele Makedonier in seinem Heere zu haben; schon Perdikkas sucht sich solche aus dem Stammlande zu verschaffen, Seleukos reiht 311 die in dem mesopotamischen Karrhä angesiedelten teils durch Überredung, teils durch Zwang in sein Heer ein. Ihre Zahl bei den Heeren wird gerne besonders angegeben; z. B. die Phalanx des Fußvolkes, das Demetrios bei Gaza kommandierte, bestand noch aus 2000 Makedoniern neben 1000 Lykiern und Pamphyliern und 8000 Söldnern; bei einer anderen Gelegenheit hat Demetrios neben 1000 Söldnern und 4000 Reitern 5000 Makedonier zu Fuß. Da aber Werbung in Makedonien nicht möglich war, mußte mehr als ein Diadoche dringend wünschen, Makedonien selbst zu besitzen, daher man sich denn auch, wie gesagt, fünfzig Jahre lang um diesen Besitz gestritten hat. Gerne wüßte man sodann, wie lange die Werbung von Griechen noch ergiebig blieb; doch scheint eine bedeutende Steigerung des Reislaufens aus den Poleis in den diadochischen Dienst stattgefunden zu haben. Noch Antigonos, der in Sparta die Ermächtigung hierzu erhalten hatte, bekam aus dem bloßen Peloponnes 8000 Mann; Nebenkorps, wie Speerwerfer, Bogenschützen, Schleuderer bekam man von nah und fern leicht; für eine Spezialaufgabe wie das Mauerersteigen kommen z. B. ätolische Vorkämpfer (πειραταί) vor; später waren das Söldnervolk katexochen neben Thrakern, Kretern usw. die Gallier. Schließlich waren während des Sukzessionskrieges auch Ausgehobene gewiß massenhaft in die Heere eingestellt; doch wird kaum sicher zu kontrollieren sein, wieviel deren jeder Fürst seinem Lande entnahm; die Hauptstütze waren doch die Geworbenen.

Je nachdem man in der Not Söldner brauchte, stellten diese exzessive Bedingungen. Als z. B. Antigonos Gonatas Gallier unter Kiderios warb, versprach er „jedem" — für welche Zeitdauer ist nicht gesagt — ein makedonisches Goldstück und gab ihnen als Geiseln angesehene Leute. Nachdem er darauf eine Schlacht geliefert hatte, verlangten sie diesen Sold auch für ihre Weiber und Kinder, weil der Ausdruck „jedem Gallier" auch die Unbewaffneten einschließe, und drohten, wenn ihnen nicht nach ihrer Rechnung 100 Talente (statt 30) bezahlt würden, die Geiseln zu töten. Antigonos ließ ihnen darauf die volle Zahlung versprechen und sagen,

sie möchten nur Boten schicken. Als aber die Söldner, die sich ein festliches Pathos aus dem Goldholen und Goldbringen machten, ihre besten Leute schickten, behielt Antigonos diese natürlich zurück, bis die Geiseln herausgegeben waren; dann zahlte er die 30 Talente.

Überhaupt hingen die Diadochen von Anfang an sehr vom guten Willen der Soldaten ab; denn das Abfallen und das Überlaufen von dem einen zum anderen lag diesen sehr nahe, und die Beispiele hierfür sowie die der Sorge davor sind nicht selten. So erscheint Seleukos, da er weiß, daß die Leute des Demetrios etwas mutlos sind, plötzlich mit einer auserlesenen Schar bei dessen Heer, wirft seinen Helm ab und fragt, wie lang sie noch so verrückt sein wollten, bei einem Hungerleider zu dienen, während sie doch den Sold eines reichen Königs genießen und selbst an einer vorhandenen, nicht bloß erhofften Macht teilhaben könnten. Die Folge ist, daß sie Speere und Schwerter wegwerfen, die Hände emporheben und scharenweise zu ihm überlaufen. Söldner eines Besiegten stellte der Sieger außerordentlich leicht in sein eigenes Heer ein; nur mußte man sie unter die übrigen Mannschaften mischen. Dies tat z. B. Demetrios mit den 16.600 Mann der zyprischen Garnisonen des Ptolemäos und in kleinerem Maßstabe auch später. Ein von Antigonos abfallender General, Telesphoros, aber verkauft seine Schiffe bei Korinth und läßt sich, indem er die Soldaten, die sich ihm anschließen wollen, mit sich nimmt, auf eigene Unternehmungen ein, welche darin bestehen, daß er Elis unterwirft und sich in dessen Burg festsetzt, den Tempel von Olympia plündert und aus den 50 Talenten, die er so gewonnen hat, weitere Söldner wirbt.

Wenn aber Söldner gefährlich zu werden drohten, entledigte man sich ihrer auch auf die unbedenklichste Weise. Lysimachos läßt 5000 Autariaten (offenbar Söldner aus einem illyrisch-dalmatischen Volk), die er in seinem Dienst hatte, einfach ermorden, weil sie in einer Schlacht gegen Demetrios ihr Gepäck verloren haben und nun zu fürchten ist, sie könnten sich empören, und als Ptolemäos Philadelphos 4000 Galater bei der Absicht ertappt, indes er gegen Kyrene ziehe, seine Schätze zu plündern und Ägypten für sich zu besetzen, bringt er sie nach einer öden Insel, wo ihnen nur übrigbleibt, teils einander zu töten, teils Hungers zu sterben. Glimpflicher wurde in einem Falle verfahren, welcher zugleich zeigt, daß diadochische Kommandanten sich selbst mit Piraten gegeneinander einließen. Änetos, der Stratege des Demetrios, hielt Ephesos besetzt und durchstreifte die dortige Gegend mit vielen Piraten; da bestach Lykos, des Feldherr des Lysimachos, den Piratenhäuptling Andron mit Geld und bemächtigte sich durch List der Stadt und des Änetos; da man den Piraten aber wegen ihres Verrates an den vorigen Freunden doch nicht traute, löhnte man sie aus und schickte sie sogleich wieder fort.

Die große allgemeine Veränderung aber, die sich seit Alexander

im Heereswesen zeigt, besteht darin, daß dasselbe im völligen Gegensatz zu den Bürgerheeren der Polis plötzlich den Charakter der Massenhaftigkeit hat; der Krieg nimmt einen neuen Maßstab an, wovon die ältere Zeit nichts wußte. Solange die Schätze Asiens reichten, von denen besonders Antigonos noch viel besaß, waren Söldnermassen ohne Ende möglich; hätte man noch können „den Reichtum Karthagos rauben", wie die Griechen im Heere des Ophellas meinten, so hätte es vielleicht noch einmal solange gereicht. Jedenfalls lohnte es sich mit den jetzigen Mitteln und bei der jetzigen Aussicht auf dauernden Kriegszustand, den ganzen Krieg systematisch auszubilden. Man legte also an festen Punkten dauernde Depots an, häufte Vorräte auf, hatte gewiß in den Festungen auch Kasernen; auch fand es ein Antigonos, soweit er in Asien herrschte, vorteilhaft, Erleichterungen wie Feuersignale und Depeschenträger regelmäßig zu verwenden. Ob die Kunst des Festungsbaues und der Feldbefestigungen wesentlich zunahm, kann fraglich sein, weil hierin schon die altgriechische Zeit (z. B. bei Platää) Hohes geleistet hatte; doch ist für den Festungskrieg und für Minen, Gegenminen usw. die Belagerung und Verteidigung von Rhodos jedenfalls klassisch. Neu ist sicher die Anwendung der Großmechanik auf die Belagerungsmaschinen, dergleichen bei den kurzen früheren Feldzügen der Griechen kaum ernstlich vorkam, jetzt aber den besonderen Ruhm des „Städtebelagerers" Demetrios wie später des Archimedes ausmachte, trotzdem der an Hoplitenkarrees und Reiterei gewöhnte griechische Geist in der Artillerie zunächst etwas Unbilliges, Unwürdiges erkannte. Und nun nahm auch die Marine einen neuen Aufschwung. Größere Schiffe als Trieren hatte schon der ältere Dionys gebaut; jetzt aber folgten die Penteren, und der Haupterfinder auf diesen Gebieten, Demetrios, hatte bei Zypern sogar eine Heptere. Für die Rudersklaven, deren die enormen Flotten mit ihren Riesenschiffen eine Unzahl erheischten, hatte man eben jetzt das unbeschränkte Menschenmaterial sowie man auch an Phönizien, Kilikien, Zypern und dem Festland bei Rhodos für die Flotte Hauptländer hatte. Ob freilich die Flotte die gleiche Ehre genoß wie das Landheer, wissen wir nicht. Man wird einigermaßen an den Ton erinnert, womit der erste Napoleon Admirale zu behandeln pflegte, wenn man liest, wie Antigonos den Schiffsführern zu verstehen gibt, ihren Bedenken seien nur Feigheit.

In den Landkriegen aber waren die damalige ultima ratio regum die Elefanten. Im Kriege von Ipsos z. B. brachte Seleukos deren 480 mit; Demetrios nannte ihn spottweise nur den Elefantarchen. Er und seine Dynastie bedienten sich der indischen, während die Ptolemäer äthiopische hatten. Nur seinen sechzehn Elefanten hatte z. B. auch Antiochos Soter einmal die Verblüffung und Niederlage der gallischen Reiterei zu verdanken. Während seine Soldaten jubelten, soll er dies als Demütigung beklagt haben. Bei dem hohen

Alter, das diese Tiere erreichen, mochte mancher diadochische Elefant Gründung und Vergehen vieler Reiche überleben.

Was die einzelnen Staaten betrifft, so weiß man wohl am meisten von Heer und Flotte der Ptolemäer. Diese hielten die Eingeborenen jedenfalls sorgfältig von den Waffen fern, obwohl dieselben in früherer Zeit, bei ihren Aufständen gegen Persien, wenn auch seit dem 5. Jahrhundert stets durch griechische Söldner und Hilfstruppen verstärkt, die Waffen wohl zu führen verstanden hatten. Erst im syrischen Kriege Philopators fochten 20.000 geborene Ägypter mit. Diese lernten sich aber dabei fühlen und setzten sich hernach als Empörer zu Lykopolis im Delta fest, wo sie zunächst mit Grausamkeit gebändigt werden mußten; die Sache flammte aber dann noch einmal unter Epiphanes auf. Die Hauptkraft des Heeres waren die makedonischen, griechischen, gallischen, später auch libyschen und thrakischen Söldner, die meist in und um Alexandria stationiert, aber teilweise auch zu Zwecken der Verteidigung, Polizei und Beitreibung der Abgaben im Lande verteilt waren. Dazu kam die für die Außenbesitze und deren Behauptung unentbehrliche Mittelmeerflotte, neben der es noch eine zweite auf dem Roten Meere gab. Ungefährlich waren aber auch hier die Söldner nicht. Die sogenannten Makedonier bedrohten und mißhandelten auch wohl König und Hof; es kam zu einer ganzen Reihe von Rebellionen, und unter Ptolemäos Epiphanes mußte dem schon sehr entarteten Korps, das mit der Zeit nicht besser als die unkriegerischen Ägypter wurde, der Sold erhöht werden.

Das alte Kriegswesen hielt man nach Kräften in Makedonien aufrecht, dessen nationale Phalanx noch das begeisterte Lob Polybs erhält. Im Seleukidenreich gab es wohl jederzeit neben den Söldnern auch einheimische Truppen, und auch die Bürger der Städte, z. B. Antiochias, waren bewaffnet, wie ja diese Städte zum Unterschiede von Alexandria noch wirkliche Poleis waren. Aber wesentlich stützten sich auch die Seleukiden auf ihr „makedonisches Heer", das heißt auf ihre Söldner, die großenteils von Seleukos I. an in dem vom Orontes als Halbinsel umströmten, sehr sicheren Apamea konzentriert waren, das nach dieser Bewohnerschaft sogar Pella genannt wurde. Hier, wo der Städtebelagerer Demetrios ausgelebt hat, waren die 500 Elefanten des ersten Seleukos, seine Kriegsrechnungskammer, alle seine Drillmeister und Instruktoren und die königliche Stuterei mit 30.000 Stuten und 300 Hengsten und den nötigen Bereitern. Aber dieses Heer meuterte gleichfalls oft und verfügte z. B. nach dem gewaltsamen Tode Seleukos III. Keraunos über den Thron, indem es dessen jüngeren Bruder Antiochos III. (den Großen) erhob. Unter diesem Fürsten kam es dann zum Kriege mit Rom, den uns Livius so schildert, daß wir von der kriegerischen Fähigkeit des Königs wie des Heeres eine geringe Meinung erhalten sollen. Gerade mit den Mitteln von Apamea konnte dann auch ein

Usurpator wie Tryphon (von 145 an) seine der Dynastie höchst gefährliche Usurpation jahrelang durchführen.

Im freien Griechenland hob sich damals das Kriegswesen durch den Aufschwung des ätolischen und achäischen Bundes. An Aratos und Philopömen hatte man Feldherren, die wieder etwas vorstellten. Von dem letzteren erfährt man, daß er sich in der Kriegstheorie und in der Militärliteratur stark umtat; seine Hauptlektüre waren Taktik des Euangelos und die Geschichtschreiber Alexanders; auf kriegsgeschichtliche Karten aber verließ er sich nicht, sondern studierte selbst das Terrain früherer Kämpfe auf Weg und Steg genau. Seine Achäer bewaffnete und kleidete er neu und erregte mit ihnen laute Bewunderung, als er bald nach dem Siege über Machanidas bei Mantinea seine Phalanx an den Nemeen vor den Griechen manövrieren ließ. Als er später einmal in kretischen Diensten stand, hatte er sich rasch auch die dortige Kriegsweise besser als die Kreter selbst angeeignet.

Und nun endlich noch ein Wort über den Soldaten in der Poesie. Statt eines sentimental verherrlichten „edlen Kriegers", ja statt eines angenehmen leichten Zeisigs, wie Georges in der „Dame blanche", findet sich in der Komödie durchweg nur der Prahler und Hurer, welcher überall gefoppt oder auch um seiner Brutalität willen gefürchtet wird. So kennen wir ihn nebst den ihm helfenden Parasiten aus dem plautinischen „Miles gloriosus"; wir wüßten gerne, aus welcher Armee dieser Typus stammt. Aber auch Theokrit im XIV. Idyll, dessen Szene in Sizilien ist, führt eine wenig anmutende Gesellschaft ein. Der rohe thessalische Reiter Apis bewirkt, daß sich die Liebe der Kyniska zu einem anderen in Gegenwart ihres Liebhabers Äschines und eines anderen Soldaten verrät; Äschines schlägt sie, es kommt darüber zum Bruche, und der Bereuende erhält von einem anderen, dem er die Geschichte erzählt, den Rat, in ägyptische Dienste zu gehen.

Kurz müssen wir noch auf das Verhältnis der Fürsten dieser Zeit zur Religion zu sprechen kommen, wobei wir zuerst Alexanders zu gedenken haben. Dieser ist selbst ein frommer und leidlich abergläubischer Grieche, welcher einen regelmäßigen griechischen Kult hat, Opfer und Vorzeichen beachtet wie Xenophon, Dankopfer bringt, wenn etwas gelungen ist, und auf die Manteis, zumal auf seinen Aristander aus Telmessos hört. In festem Glauben an den Zusammenhang mit der Mythenwelt verfolgt er die klassischen Spuren des griechischen Mythus und opfert Göttern und Heroen, wo er deren Heiligtümer antrifft, von den Gräbern des Protesilaos und Achilleus an bis auf den Berg Meros bei Nysa, den er mit den Genossen und dem Agema besteigt. Man wird an das mystische Treiben der Olympias erinnert, wenn man liest, wie sie sich dort in dem herrlichen Wald aus dem längst nicht mehr gewohnten Efeu Kränze machen, dem Dionysos Hymnen singen und ihn bei

allen seinen Namen rufen, und wie viele vornehme Makedonier, vom Gotte ergriffen, in ekstatischen Jubel ausbrechen. Der spezielle göttliche Schutz, unter dem er sich glaubt, heißt wie bei anderen Griechen „das göttliche Wesen" (τὸ θεῖον oder ὁ θεός).

Die ersten Akte der Theokrasie sind es dann, daß er in Memphis dem Apis und den übrigen Göttern opfert, für die Isis, wie wir gesehen haben, in Alexandrien einen Tempel bauen läßt und nach dem Ammonium zieht, für welchen Zug er sich übrigens, auch abgesehen von Lysander, auf seine eigenen Ahnen Perseus und Herakles berufen konnte. In Babylon befiehlt er dann auch die Herstellung der von den Persern zerstörten Heiligtümer, besonders des Belostempels, verfügt in Sachen der babylonischen Gottesdienste nach dem Gutachten der hier vorgefundenen Chaldäer und opfert dem Belos nach deren Vorschrift, wie er denn überhaupt fortan oft nach fremden Riten opfert, so daß es ausdrücklich bemerkt wird, wenn dies nicht der Fall ist. Ob er dabei die Götter der verschiedenen Nationen als Nationalgötter oder als uridentisch mit den Griechengöttern aufgefaßt hat, wird nicht gesagt; jedenfalls aber handelt er hier, indem er das Gegenteil von dem tut, was die fanatische Ormuzdreligion getan hatte, mit politischer Absicht, und zwar mit der gleichen, aus der er auch die große Kommunion von Opis vorgenommen hat. Wenn es sich mit seinem Vorhaben richtig verhielte, neben Uranos und Dionysos der dritte Gott der Araber zu werden, „da er ja nach Unterwerfung dieser nicht geringere Taten als der letztere würde verrichtet haben", so hätte auch die Selbstvergötterung für die Diadochen mit ihm schon begonnen; vielleicht hatte man ihm über die arabische Religion Nachrichten beigebracht, die so etwas wie diese immerhin merkwürdige Trinität hätten zweckmäßig erscheinen lassen. Sicher beginnt der Kult des fürstlichen Lieblings mit Hephästion. Alexanders Frage an Ammon, ob er diesen als Heros verehren soll, wird bejaht, worauf der Bau eines prächtigen Heroons in Alexandria beschlossen wird. Der König selbst aber wollte bei Ammon begraben sein.

Als Herren orientalischer Länder konnten auch die Diadochen kaum anders als irgendwie auf deren Religion eingehen, während sie zugleich überallhin die griechischen Kulte verbreiteten. Hierbei kam ihnen die alte Neigung der Griechen zugute, Verwandtschaft und Identität ihrer Götter mit denjenigen anderer Völker aufzusuchen; opferte man doch im Ausland fremden Göttern bis zur Zudringlichkeit und ließ sich durch deren abweichende mythische Gestalt und Kunstform gar nicht irremachen, und auch in Griechenland selbst hatten Fremdgötter längst einen, wenn auch nur bedingten Eingang gefunden.

Vor allem kommen hier die Ptolemäer in Betracht. Schon Ptolemäos Lagi verrät ein sehr tiefes Eingehen auf die Theokrasie, und zwar bei der Angelegenheit des Serapis, welchen er, durch

eine von dem Eumolpiden Timotheos aus Eleusis gedeutete Traumerscheinung gemahnt, aus Sinope am Pontus nach Alexandria kommen läßt. Wie man auch die dunkle Sache ansehe, ein Unterweltsgott, der in Sinope als Pluton galt und ohne Zweifel griechische Kunstform hatte (Kerberos und eine Schlange waren mit abgebildet), wird nach Alexandria transloziert und (wirklich erst hier?) als Serapis erkannt, das heißt als eine in Ägypten seit alter Zeit bekannte Gestalt des Osiris, die dem griechischen Pluton entsprechen sollte. An der Stelle, wo jener Serapis mit Isis zusammen ein altes Heiligtum gehabt hatte, erhob sich nun das Serapeum, und Serapis wurde für Alexandria der große Stadtgott und hatte später seine Verehrung in 42, freilich fast lauter unterägyptischen Städten.

Aber auch zur sonstigen Landesreligion wußten sich diese höchst einsichtigen Fürsten im Interesse ihrer Sicherheit und ohnehin als akkomodationsfähige Griechen gut zu stellen. Sie mochten wissen, wie sich die Perser mit ihrem Ormuzddünkel den Besitz von Ägypten erschwert und beständige Empörungen hervorgerufen hatten, und hatten die Wahrheit ergriffen, daß in Ägypten die Nationalität sich wesentlich in der Religion verkörpert hatte. Darum gingen sie, trotzdem sie die ägyptische Sprache nicht beherrscht zu haben scheinen, auf den ägyptischen Stil und Tempelbau ein, machten große Schenkungen an die Priester, gewährten ihnen Steuererlässe usw., wußten es daneben aber doch so zu machen, daß die alten Tempel von ihrem Überflusse vieles an sie abgeben mußten; sie beschützten die Religion und brandschatzten sie daneben nicht wenig. Dabei vergaßen sie aber auch ihrer eigenen Vergötterung nicht, worin ihnen freilich die Pharaonen recht sehr und in hohem Grade vorangegangen waren, und ließen sich Tempel bauen, Götterstatuen weihen und Päane singen. Schon der erste Ptolemäos und seine Berenike wurden als die „rettenden Götter" (θεοὶ σωτῆρες) erklärt, und die Priester, indem sie so die makedonischen Könige für heilig und unverletzlich erklärten, statteten ihnen für die erwiesene Gunst Dank ab und erwarben sich neue Gunst, ohne doch wahrscheinlich die mindeste theologische Konzession zu machen, Für dieses freundliche Verhältnis spricht es zum Beispiel, daß das dankbare Ägypten dem dritten Ptolemäos, welcher bei seinem großen asiatischen Beutezuge sehr sorgfältig die einst von Kambyses geraubten Götterbilder aufsuchte und wieder nach Ägypten brachte, den Namen Wohltäter (Euergetes) gab; und seinem Enkel Epiphanes zu Ehren ist für das Viele, was er durch Bildwerke, Ausbesserungen und Neubauten für den ägyptischen Tempeldienst tat, die Inschrift von Rosette in hieroglyphischer, demotischer und griechischer Schrift gesetzt worden; für den nämlichen scheint auch die feierliche Königsweihe im Tempel des Phtha zu Memphis eingeführt worden zu sein. — Neben diesem allem aber konnte noch etwas Internationales wie ein recht prächtiger Adoniskultus in dem

gemischten Alexandria gewiß nach griechischer, phönizischer und sonstiger asiatischer Seite hin populär und am Ende auch den Ägyptern verständlich sein.

Während die Ptolemäer den einheimischen Kultus aufs höchste schonen, müssen die Seleukiden mehr die griechische Religion oben halten. Über Völker von verschiedenen Religionen herrschend und nicht nur auf ihre makedonischen Söldner, sondern auch auf ihre makedonisch-griechischen Reichsstädte sich stützend, sind sie in einer anderen Lage als jene, und so kommt es denn höchstens vor, daß Seleukos Kallinikos (vor 226) in Antiochia, wo überhaupt eine Art von Göttersammlung bestanden zu haben scheint, ein Isisheiligtum baut, wozu Ptolemäos Euergetes das Bild der Göttin stiftet; auf Münzen aber erscheinen in diesem Staat nur Griechengötter. Auch die orientalische Vergötterung der lebenden Könige scheint hier nicht vorzukommen. Antiochos I. ließ einen Tempel mit einem Temenos ringsum, welches Nikatoreion hieß, zu Seleukia über der Asche seines Vaters bauen; dies kann aber auf Heroenkultus gehen, und wenn später Antiochos II. „Gott" (θεός) heißt, so ist ihm diese Vergötterung nicht von seiten der Syrer zuteil geworden, sondern durch Beschluß der Milesier, die er von einem Tyrannen befreite. Jedenfalls ungünstig aber war das Verhältnis der seleukidischen Herrschaft zur Religion der Magier. Alexander scheint mit ihnen in Frieden und Einvernehmen gelebt zu haben; aber gleich gegen Seleukos erweisen sie sich falsch, indem sie den Versuch machen, diesen bei der Gründung von Seleukia am Tigris die rechte Schicksalsstunde versäumen zu machen, und zwar aus Angst, ihre Macht könnte verschwinden, wenn ein anderes, stärkeres Geschlecht sich neben sie setze. Und da nun (um 235) die Parther sich eines großen Teiles von Mesopotamien bemächtigten und die Seleukiden auf den Westen ihres bisherigen Reiches beschränken, finden sie sich sofort auf der Seite dieser neuen Macht, welche auch in religiöser Beziehung die größte Reaktion gegen das Hellenentum darstellt, ja das Aufkommen des Partherreiches muß teilweise geradezu ihr Werk sein. Wenn also auch die Seleukiden die Zendreligion wohl geduldet haben würden, so waren doch die Repräsentanten dieser Religion ihre Feinde, und demgemäß mußte sich ein eigentümlicher religiöser Gegensatz bilden.

Mit der Zeit scheinen die Seleukiden sich nun freilich den asiatischen Kulten gegenüber auch nicht mehr geniert zu haben. Antiochos III., der Große, machte, vom Römerkriege her finanziell erschöpft (187), einen Plünderungszug gegen den Tempel des Belos in Elymais und wurde dabei samt seiner Mannschaft erschlagen. Sein Sohn und zweiter Nachfolger aber, Antiochos IV. Epiphanes, ließ sich von einer hellenistischen Partei unter den Juden dahin berichten, daß Palästina ihm nur dann sicher sein würde, wenn die strengen Anhänger des Judentums — die zugleich die Anhänger

der Ptolemäer waren — unterdrückt würden, und außerdem lockten ihn die Schätze des Tempels von Jerusalem (ohne welchen Umstand er die jüdische Religion selbst wohl in Ruhe gelassen hätte). Durch seine Zwangseinführung von griechischer Kultur und griechischem Gottesdienst und die dabei geübten (wenn auch vielleicht in den Berichten stark übertriebenen) Dragonaden usw. hat er dann den heldenmütigen Widerstand der Makkabäer wachgerufen; er stirbt gleichfalls in Elymais bei der Heimkehr von einem neuen, wieder mißglückten Zuge gegen einen Tempel der Anaitis.

In Hellas selbst ist indessen die alte Religion im Bewußtsein der Menschen in zunehmender Zersetzung begriffen. Angesichts der theoretischen Unhaltbarkeit des Polytheismus gegenüber der Reflexion beginnen monotheistische, pantheistische und atheistische Weltanschauungen die Denkenden zu erfüllen, und auch der Rationalismus des Euhemeros, der ein Freund oder Beamter Kassanders war, gewinnt Boden. Hellenentum und Philosophie werden fast synonym; wo Nichtgriechen, wie die alexandrinischen Juden, von jenem durchdrungen werden, lernen sie auch diese kennen; aber anderseits dringen Baal und Astarte, die große Mutter und Attis, sowie der persische Mithras in die griechische Religion ein, und gerade diese Mischgottheiten werden überall sehr prachtvoll gefeiert. Das alles vollzieht sich, man weiß nicht wie; wie groß die Mischung war, kommt dann im Verlauf der römischen Zeit zutage.

Damals meldet sich auch, als ein wesentlich neues Element, das früher nur sporadisch ins griechische Leben hineinspielte, die Astrologie, während zugleich von einer Befragung Delphis und anderer Orakel durch die Diadochen kaum mehr die Rede ist. Wir können für diese Sache, wodurch der griechische Geist auf ganz falsche Bahnen gelenkt worden ist, auf eine frühere Stelle dieses Werkes verweisen. Durch Übertragung griechischer Mythen (neben der überall selbstverständlichen der Namen) machte man sich die Städte des vorderen Orients förmlich wohnlich. Dies ging mit Unterägypten schon von Homers wegen leicht, indem Proteus, Theonoe, Odysseus, Menelaos und Helena dort schon heimisch waren. Erst alexandrinisch dagegen wird z. B. die Sage von Kanobos sein, dem schönen jungen Geliebten Theonoes, der, am Bisse einer Schlange gestorben, von Menelaos und Helena an der Stelle begraben wird, wo jetzt die Stadt dieses Namens steht; man hatte offenbar ein Begräbnis des Osiris-Adonis auf ihn übertragen. Aber auch in das Seleukidenreich folgt der Mythus der Griechen nach. Die Quelle des Flusses Aborras (das heißt des Chaboras, der bei Kirkesion in den Euphrat mündet) soll nach Aussage der Eingeborenen dieselbe sein, in welcher Hera sich nach der Vermählung mit Zeus badete; dort ist Wohlduft weit umher verbreitet, und im Wasser hüpfen Scharen zahmer Fische. Wie die Sage von Daphne und deren Verwandlung in den Lorbeer nach Antiochia verlegt wurde und wie

man dort griechische Heroen lokalisierte, haben wir oben gesehen; auch eine Kastalia gab es dort, woselbst Apoll durch das Aufwallen und Aufbrausen des Wassers seine Offenbarungen gab, welche die Priester dann deuteten.

Und nun die Griechen in der Heimat. Man kann bei Betrachtung der früheren griechischen Geschichte auf die Anschauung kommen, daß keine Potenz in der ganzen Weltgeschichte ihr Leben so furchtbar teuer bezahlt haben möchte wie die griechischen Poleis. Vom Eindringen der Demokratie an herrscht in ihrem Innern die beständige Verfolgung gegen alle diejenigen Individuen, die etwas bedeuten können und zeitweise als Beamte, Strategen usw. bedeuten müssen, ferner die Unerbittlichkeit gegen das Talent, es mag so treu und ergeben dienen, wie es will, die periodische Hetze gegen die, welche etwas besitzen, und endlich bei den Verfolgern das durchgebildete Bewußtsein: man habe es den Leuten so gemacht, daß jeder, der etwas sei, notwendig innerlich empört und daher bei gegebenem Anlaß ein Verräter sein müsse. Diese Zustände waren alt, und die Vorstellung ist kindisch, als wären es die eines Tages gekommenen bösen Makedonier, die den Griechen die Freiheit und jeden höheren Wert geraubt hätten. Aber freilich, solange die Griechenwelt noch relativ geschlossen, die Abwesenheit von der Heimat ein Unglück, das Bürgertum trotz aller Mißhandlungen das eins und alles war, ging es noch so weiter. Nun aber war die Welt in unerhörter Weise geöffnet, die ganze Existenz beweglich, die Apolitie der Ausgezeichnetsten die Regel, und von verschiedenen Königshäusern her wurde auf die Städte losgearbeitet; sollten diese unter solchen Umständen nicht abdizieren und sich einem größeren Staatsganzen, etwa Makedonien, anschließen?

Dies wäre um des persönlichen Glückes willen im modernen Sinne hundertmal das „Zweckmäßigste" gewesen. Die Polis aber ist ein furchtbar starker Organismus, der sich gegen eine schreckliche Krankheit solange als möglich wehrt, und so behauptet und erneut man bis in alles Elend und allen Untergang hinein immer wieder die „Autonomie". Für diese wehren sich die seit zweihundert Jahren meist zehnmal durch Mord, Umsiedlung und Neumischung veränderten, ja mit völlig neuen Bewohnern versehenen sizilischen Städte noch gegen Agathokles aufs wütendste; sie ist das Heiligtum der Hellenen, wie für andere Völker dieser oder jener Tempel. Der einzelne freilich — man denke an den Verfasser der aus frühmakedonischer Zeit stammenden pseudoplatonischen Dialoge Hipparch und Minos — geniert sich wenig, die Monarchie zu vergöttern, und hat manchmal ein wahres Genie des Kriechens vor gewissen Diadochen; auch ganze Städte verstehen sich darauf; aber in ein größeres Staatsganzes sich zu fügen (wobei sie ja noch hätten Bedingungen stellen können), ist ihnen total unmöglich, es mag in ihrem Innern noch so jämmerlich aussehen, und gar das stumpfe

und unbesehene Übergehen moderner Städte von einem Staat an den anderen kennen auch diese spätesten freien Griechen nicht; die orientalischen Diadochenstädte aber sind gleich als Teile größerer Staaten entstanden.

An der Autonomie hängt eben die Gleichheit, und der Ehrgeizigste muß sich darein fügen, ein Privatmann zu sein, als einer der vielen gezählt und bei den Wahlen von einem Beliebigen an Glück überholt zu werden. Daß dies der gewollte Zustand war, hatte z. B. der genaueste Kenner der Griechen, Philipp von Makedonien, sehr deutlich gewußt und unter anderem Thessalien darnach behandelt. Er gewann es nicht etwa durch handgreifliche Unterwerfung, sondern in den Fehden von Stadt gegen Stadt nahm er Partei für die, welche ihn riefen; wo er siegte, trieb er die Überwundenen nicht aus, ließ sich die Waffen nicht ausliefern und zerstörte die Mauern nicht; die inneren Zwistigkeiten unterhielt er eher, als daß er ihnen ein Ende machte, sorgte für die Schwächeren, stürzte die Stärkeren, war überall der Freund des Demos und hegte die Demagogen. Hierdurch, nicht durch die Waffen, war er Herrscher Thessaliens gewesen.

Gesetzt aber auch, die innere Unmöglichkeit des Anschlusses an einen größeren Staat hätte nicht bestanden, so war doch gerade der gegebene Staat, gegen dessen Herrschaft die übrigen Diadochen nichts hätten ausrichten können, nämlich Makedonien, in sich selbst viel zu zerrissen, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein; denn bis auf Antigonos Gonatas, unter dem es wieder einigermaßen in festen Händen war, jagten sich die Dynastien hier wie Schatten, und man wußte die längste Zeit nicht, wer das Land dauernd vertreten würde. Gewollt und befohlen aber wurde den Griechen von hier aus sukzessive das Verschiedenste, und inzwischen hatten die Ptolemäer Zeit, sich im halben Archipel zu etablieren. Auch dieses Makedonien macht eben lange den Eindruck, als könnte es unter der Last ungeheurer Erinnerungen nicht sterben.

Daß die Hellenen auch nicht imstande waren, sich untereinander mehr als bloß momentan zu einigen und durch ihre also vereinte Kraft wieder eine Rolle zu spielen, beweist der Verlauf gleich des ersten, was nach Alexanders Tode begonnen wurde, des Lamischen Krieges. Als die Todesnachricht kam, war die Aufregung ungeheuer; man beschloß in Athen sofort, die makedonische Herrschaft mit Aufbietung aller Kräfte abzuschütteln, und fand auch die meisten übrigen Griechen hierzu bereit. Wie aber überhaupt in den Städten die mächtig waren, welche nichts zu verlieren hatten, und daher leicht zu Krieg, Parteiung und Abfall trieben, so waren diese auch diesmal an der Spitze, während die Besitzenden von der Bewegung abmahnten. Und nun endete nach glücklichem Beginn auch diese Erhebung gegen Antipater infolge der ausbrechenden Uneinigkeit so unglücklich wie möglich; die Hellenen waren, wie Demosthenes

(oder Phokion) sagte, nur noch dem gewöhnlichen Wettlaufe, nicht aber mehr dem Dauerlaufe gewachsen, und von da an geraten die Poleis, nachdem sie sich zuerst einzeln dem Antipater unterworfen, an den Schweif der Diadochenparteiung, und speziell für Athen beginnt die Zeit der großen Misere, da es von einem Gewalthaber an den anderen übergeht.

Zunächst verlangt Makedonien von der gedemütigten Stadt eine andere Art Majorität als die bisherige und auferlegt ihr zu diesem Zweck eine timokratische Verfassungsänderung; alle diejenigen, welche unter 2000 Drachmen besitzen, werden des Aktivbürgerrechtes beraubt, weil sie zu Unruhen und Krieg geneigt seien; deren sind etwa 12.000; die übrigen nur noch 9000 aber werden nun Herren von Stadt und Gebiet und leben nach Solons Gesetzen, ein Zustand, den Phokion, weil der Demos keine Exzesse mehr begehen konnte, gar nicht so übel fand; — aber freilich mußte man sich dabei eine makedonische Garnison auf Munychia gefallen lassen, und diese war der siegreiche Staat nicht zurückzuziehen gewillt. Als die Athener einige Jahre später (319) durch Demades darum ersuchen ließen, kam dabei nur heraus, wie übel ein athenischer Diplomat, welcher einmal hatte puissanzieren wollen, zwischen die Räder geraten konnte. Der große Redner ohne jegliche Grundsätze, der sich von Alexander beständig hatte bestechen lassen, hatte unglücklicherweise früher den Perdikkas gegen Antipater zu hetzen versucht; daß dem letzteren die betreffenden Briefschaften zuhanden gekommen waren, kostete nun ihm und seinem Sohne Demeas das Leben.

Als dann aber Antipater gestorben war, tat der neue Reichsverweser Polysperchon sofort das gerade Gegenteil von dem, was sein Vorgänger getan hatte. Im Kampfe mit Kassander und als Vormund der Königsfamilie wollte er die griechischen Poleis zu freien Verbündeten haben und an Stelle der von Antipater eingesetzten Oligarchien Demokratien einrichten und führte zu diesem Zwecke alle Verbannten in ihre Poleis zurück. In Athen brachte dieser Umschwung der makedonischen Politik den Untergang der ehemaligen Antipaterpartei und besonders Phokions. Dieser hatte insofern sehr gefehlt, als er Kassanders Kommandanten Nikanor zu lange traute und nicht rechtzeitig verhinderte, daß derselbe sich von Munychia aus im Piräus festsetzte; höchst bezeichnend aber ist doch die Aufführung der Athener gegen ihn, ja man kann sagen, daß das wieder „frei" gewordene Athen sich hier in seiner tiefsten Gemeinheit zeigt. Nachdem Polysperchon die zu ihm Geflüchteten an das wohlfeil wütend gewordene Volk ausgeliefert hat, ist keine Rede mehr von einer regelmäßigen gerichtlichen Verhandlung; Phokion und seine Freunde, um deren Schonung er umsonst gebeten hat, müssen alle „nach Väter Sitte" den Schierling trinken; das Pathos dieses Athens bedarf wieder einmal eines erlauchten Opfers. Und Athen

war nicht der einzige Ort, wo es zu blutigen Verfolgungen kam; auch im Peloponnes ließ Polysperchon den Städten sagen, sie sollten die von Antipater eingesetzten Oligarchen töten und dem Demos die Autonomie zurückgeben.

Bald mußte dann freilich Athen seinen Frieden mit Kassander schließen, wobei wieder die makedonische Besatzung auf Munychia und die Beschränkung der bürgerlichen Rechte, diesmal auf die Besitzer von zehn Minen, einbedungen war; dazu sollte ein Athener, den Kassander ernannte, Vorsteher (ἐπιμελητής) der Stadt werden. Und hier verschaffte der sonst überall böse Kassander den Athenern nun durch die Wahl des Demetrios von Phaleron doch zehn glückliche Jahre; denn dieser suchte zu helfen, indem er die Demokratie nicht abschaffte, sondern besserte. Nur wuchsen dann doch der Neid und die Feindseligkeit gegen die Herrschaft weniger so heran, daß auch dieser beim ersten Kommen des Städtebelagerers Demetrios (307) nach Ägypten fliehen mußte; man verurteilte ihn natürlich auch zum Tode, und die 300 ihm gesetzten Bilder und Statuen wurden zerstört und eingeschmolzen. — Die Einschränkung der Demokratie gelang erst nach 146 den Römern leicht, dann allerdings mit einem ungleich ärmeren und müderen Griechenland.

Dazwischen kommen immer wieder die glänzendsten Hoffnungen, indem die Diadochen um die Wette den Griechen schön tun. Schon Kassander tut das Mögliche für sein Kassandreia und baut und bevölkert Theben wieder. Hieraus machte ihm freilich Antigonos vor einer Heeresversammlung ein Verbrechen, weil er „diese von Makedoniern zerstörte Stadt wiederhergestellt habe"; der nämliche Antigonos aber erklärte zugleich selbst, die sämtlichen Hellenen sollten frei, ohne fremde Besatzung und autonom sein, und nun schrieb auch sein Gegner Ptolemäos ganz Ähnliches, damit die Griechen innewürden, daß er ihre Autonomie nicht weniger als Antigonos bezwecke. Dies alles hindert aber nicht, daß ein Feldherr Kassanders zu Argos 500 Männer von der Partei des jetzt zu Antigonos haltenden Polysperchon im Prytaneion einschließt und lebendig verbrennt. Und wer nicht selber grausam ist, braucht bloß die Parteien machen zu lassen: In das arkadische Orchomenos eingelassen, gibt Kassander den „Bürgern" die Erlaubnis, gegen die in das Artemisheiligtum geflohenen Leute der Polysperchonpartei zu verfahren, wie ihnen beliebe, und diese reißen sie von den Altären und morden sie alle „gegen die gemeinsame Sitte (τὰ κοινὰ νόμιμα) der Hellenen", von der einem nachgerade zu lesen verleidet. Auch kann ein Feldherr des Antigonos, der Aigion erobert hat und die „Freiheit der Aigier herstellen" will, deshalb nicht dazu kommen, weil seine Soldaten die Stadt plündern und ausmorden und zum Teil zerstören; kurz, wenn irgendeine Stadt aus der Obödienz eines Prätendenten in die eines anderen gelangt, folgen immer Greuel der Ausrottung. Dazwischen sendet dann Antigonos, damit man ihm

wenigstens zutraue, es sei ihm Ernst mit der Autonomie der Hellenen, Mannschaften zur „Befreiung" der peloponnesischen Poleis aus, und später (307 und 304) erfolgten die Städtebefreiungstouren seines Sohnes Demetrios, welcher glaubt, daß diese Autonomie ihm großen Ruhm bringen werde, dadurch aber auch ziemlich bedeutende griechische Städtekontingente erhält, wie ja auch sein Vater speziell gemeint hatte, die Griechen würden nützliche Vorkämpfer im Kriege für ihn werden. Als er dann wegen des Krieges von Ipsos nach Asien zu seinem Vater muß, bedingt er in dem Vertrage, den er mit Kassander schließt, noch aus, daß die Griechenstädte nicht nur in Hellas, sondern auch in Asien frei sein sollen.

Immerhin sind diese Antigoniden, Griechenlands zeitweilige Oberherren, vielleicht doch die kräftigste aller Diadochendynastien und, wie wir gesehen haben, von den übrigen Diadochen schon insofern verschieden, als das Haus sich mehrere Generationen hindurch von Familienmord rein hält. Den Griechen gegenüber geht ihre Politik im wesentlichen auf das Gewinnen aus. Dies bezweckt der Glanz, mit dem Demetrios nicht bloß in Athen, sondern unter anderem auch an den Heräen zu Argos auftritt, wo er einem panhellenischen Agon vorsitzt, und auf dem Isthmos, wo er sich zum Anführer von Hellas ausrufen läßt. Von Hellas erwarten sie ihren Ruhm; schon Antigonos sagte, derselbe werde von hier aus wie mit Feuersignalen über die ganze bewohnte Erde verbreitet; um diesen Hellenenruhm behaupten sie denn auch das Gut, das ihnen die Erniedrigung der Nichtgriechen eintrug, an die Hellenen zu wenden. Auch versteht Demetrios sowohl nach dem zweimaligen Abfall Thebens als nach dem Athens große Milde walten zu lassen. Wie Alexander schrecklich gegen Theben und dann wieder absichtlich milde gegen Hellas gewesen war, so ist dann freilich später auch ein merkwürdiger Wechsel im Verfahren dieses Hauses zu beobachten: neben aller Hilfe, die sie den freien Poleis angedeihen lassen, halten die Antigoniden doch in Griechenland Garnisonen und unterstützen Tyrannen, und auch der für ritterlich geltende Antigonos Gonatas braucht etwa ziemlich schmähliche Mittel. Sobald es aber ein Rom gibt, sind sie doch die frühesten Vertreter des hellenischen Pathos gegen dieses Rom; zum steigenden Unglück von Griechenland haben sie hierin bis auf Mithridates auch unter anderen Diadochen Nachfolger gehabt.

Die Diadochen überhaupt scheinen das Gefühl gehabt zu haben, daß sie für alle in ihren Regierungen und Ländern nötige Intelligenz auf die Griechen angewiesen seien. Daher erklärt sich die Euergesie, welche die pergamenischen Fürsten und die Ptolemäer gegen Athen walten lassen, und die geradezu enorme Freigebigkeit fast sämtlicher Diadochen gegen das (um 226) durch ein Erdbeben verschüttete Rhodos. Aber solange es mächtige Diadochen gibt, schwanken auch die griechischen Städte im Verhalten gegen dieselben zwischen Widerstand und unsinniger Schmeichelei und tragen

Korinth auf, und auf seinem Programm steht von Anfang an die Herstellung des sikeliotischen Hellenentums. Daß ihm diese durch den gewaltigen Zuzug gelang, den er aus ganz Hellas und Großgriechenland nach Sizilien brachte, haben wir früher gesehen, und nach der Schlacht am Krimisos konnte er durch die Weihestücke, die er in die Heimat sandte, sein Korinth zu derjenigen Stadt machen, deren herrlichste Tempel nicht, wie anderswo, mit Spolien von Mitgriechen, sondern mit solchen von Nichtgriechen geschmückt waren. Panhellene ist er schon durch die aus Hellenen aller Art gemischte Bevölkerung, die er in Sizilien ansiedelte; von Dion aber wich er darin ab, daß er nicht aristokratisch gesinnt war, sondern überall die Demokratie herstellte, welche damals wohl oder übel das allein Mögliche war.

Diejenige Entbehrungsfähigkeit aller Art und Unterordnung der eigenen Willkür unter das Bessere, die wir bei unvergeßlichen Gestalten, wie Epaminondas und Timoleon, finden, war im ganzen nicht die Sache der Griechen, und es darf daher nicht befremden, daß solcher Männer nur wenige waren. Man soll aber bei solchen Tendenzen nicht fragen, wie viele sie verwirklicht haben, sondern ob sie überhaupt verwirklicht worden sind, und das läßt sich bei den Genannten nicht bestreiten. Auf solche Präzedentien hin lag es aber auch einem Philipp und Alexander nahe, sich ebenfalls von einer panhellenischen Seite zu geben, und dem ersten sagt es Isokrates laut: „Andere Heraklesnachkommen mögen die Stadt lieben, in welcher sie daheim sind, du dagegen, der du nicht von einer abhängig bist, magst ganz Hellas für dein Vaterland halten, wie einst euer Urvater (Herakles) selbst." Und daneben leuchtet als Gegensatz in dieses alles mit seiner Laterne Diogenes hinein, indem er nicht mehr den Bürger, ja vielleicht sogar nicht mehr den Hellenen, sondern den Menschen sucht.

Wie nun die Polis dem großen ethischen Menschen nicht mehr genügt, so genügt sie auch nicht mehr dem ruhmbegierigen Egoisten. In dieser Beziehung geht schon aus einer grellen Erfahrung, die Athen mit Iphikrates machte, hervor, wie kalt bereits manchen die gewöhnlichen städtischen Ehrenbezeigungen lassen mochten. „Ihr wißt, Athener", sagt Demosthenes, „daß Iphikrates bei uns eine eherne Statue hatte und Speisung im Prytaneion und Geschenke und andere Ehren, wegen deren er hochbeglückt (εὐδαίμων) war (!). Und doch hat er es gewagt, um der Interessen des Kotys willen gegen Eure Strategen zu kämpfen und das Wohlergehen des Kotys höher zu schätzen, als die Ehren, die er bei Euch genoß." Es mag allerdings besonders bitter gewesen sein, daß einer sogar sein Standbild dahinten ließ, um dem großen Geschäfte nachzugehen.

Dafür regt sich bei den verschiedensten Anlässen ein Ruhmessinn, der in den weiten Kreisen der Nation Aufmerksamkeit erregen will und sich oft in sehr merkwürdiger Art betätigt. Es konnten hiezu

die großen Feste benützt werden, wie denn der ältere Dionys, der außer dem Maßstab für gut und böse auch den Takt für Gehöriges und Lächerliches muß verloren haben, von Syrakus aus die Griechen mit schlechten Tragödien heimsuchte, und, als endlich die Athener seine „Lösung Hektors" an den Lenäen 367 mit einem ersten Preise gekrönt hatten, eine solche Genugtuung hatte, daß er sich darob bei einer Freudennacht betrank und davon starb. Besonders aber kommt hier die große Reklame in Betracht, die sich an Leichenbegängnisse knüpfte. Schon das Übermaß schmerzlicher Ehrenbezeigungen der Thessalier und anderer Verbündeten für den gefallenen Pelopidas (364), wobei „alle bisher menschlicher Trefflichkeit erwiesene Anerkennung überboten wurde", indem sich große Geleite aus allen Städten und Gauen wetteifernd dem Leichenzuge beigesellten, hatte offenbar nicht ganz auf dem echten Gefühle beruht, sondern war nervös ansteckend, ein Bedürfnis der Ruhmesanbetung gewesen; nun aber wurde die Bestattung des karischen Fürsten Mausolos (352) zur Sache eines bei weitem nicht bloß auf seine Hauptstadt Halikarnaß, sondern auf alle Hellenen berechneten Ruhmes. Er selbst war schon monumental gesinnt gewesen und hatte, nachdem er erst die Stadt Halikarnaß neu angelegt hatte, für seinen Palast den Plan ausdrücklich selbst mit feiner Benützung der Lage ausgedacht. Als er nun aber tot war, wurde von seiner Witwe und Schwester Artemisia die Trauer um ihn zu einer Sache der nationalen Ästhetik gemacht. Diese fällt mit ihrem Tun, welches ein kurzes war (352 bis 350), indem der Schmerz um den Gemahl sie bald ins Grab geführt haben soll, noch eben in die Zeit, bevor Makedonien alle Stauner und Gaffer auf seine Seite zog; die große Reklame konnte also noch gerade dem großen welthistorischen Ruhm vorangehen. Und nun wurde hier nicht nur aller bisherige Gräberluxus durch das Mausoleion überboten, einen Bau, gegen dessen Anlage sich sehr viel würde haben sagen lassen, womit aber eine Ruhmredigkeit ohnegleichen verbunden war, sondern bei dem riesigen Stiftungsfest dieses Grabmals, dessen Vollendung Artemisia nicht mehr erlebte, veranstaltete man jenen mächtigen Agon, an dem außer einem tragischen Wettkampf — als hätte man nicht an einer Leichenrede genug — der Wettkampf von vier großen Rednern stattfand, die das Lob des Mausolos zu verkünden hatten; der Historiker Theopomp soll bei diesem kolossalsten aller epideiktischen Exzesse die Palme gewonnen haben.

Der Ausweg des verhärteten Individualismus gegenüber dem idealistischen Panhellenentum sind der Ruhm durch Verbrechen und die Sucht nach Vergötterung. Größe wollten die Bösen wie die Guten, und auf dem alten Wege, durch Hingebung an die einzelne Polis (durch das Spartam nactus es; hanc orna) war sie nicht mehr zu erreichen. Vor allem geht nun der vom echten Staatsbewußtsein verlassene Ruhmsinn nicht nur ins Abstrakt-Idealistische

irre, wie dies etwa bei der Tötung des Iason von Pherä durch idealistische Tyrannenmörder der Fall war, sondern ins Absurd-Zerstörerische. So gestand Herostrat, der (356) den Tempel von Ephesos anzündete, wenigstens auf der Folter seine Ruhmesabsicht (mentis furorem) ein, und Theopomp in den Historien schwatzte seinen Namen aus, den die Ephesier zu verschweigen beschlossen hatten. Hatten sich früher sieben Städte darum gestritten, welche den Homer geboren habe, so stritt man jetzt, durch was für einen Landsmann Epaminondas erlegt worden sei, ob durch einen Mantineer oder einen Spartaner oder den Athener Gryllos. Pausanias aber, der Mörder König Philipps, hatte vor der Tat den Sophisten Hermokrates gefragt, wie er am berühmtesten werden könnte, und die Antwort erhalten: Wenn er denjenigen töte, der das Größte vollführt hätte. Auf diese Weise wurde der Mörder durch den ganzen Ruhm des Ermordeten umfaßt und getragen, und zugleich mochte sich auch der Haß gegen das Seltene und Einzige stillen.

Und nun die Selbstvergötterung derjenigen, die mit dem gewöhnlichen Ruhm nicht zufrieden waren. Im Grunde war zwar bei dem niedrigen Begriff von den Göttern und ihrer Macht das Kompliment, das man sich dabei machte, nicht übergroß; aber doch war es immerhin angenehm, zum Gotte zu avancieren, wenn es nämlich die Leute glaubten, und so erklärte sich jetzt, in der Zeit der allgemeinen Verlotterung, während früher die Abstammung von den Göttern eine Art Adelsdiplom gewesen war, der erste beste selbst zum Gotte. Der früheste, der sich herzhaft in dieser Weise feiern ließ, war, wie wir früher gesehen haben, Lysander, welcher Opfer und Päane akzeptierte, seinen Lobdichter um sich hielt und auf Samos, als er daselbst die Demokratie niedergeworfen hatte, statt des Herafestes Lysandrien feiern ließ. Mit der Zeit aber fand er bald diesen, bald jenen Nachfolger. So verlangte der schreckliche Klearch von Heraklea die Anbetung und die Ehre, welche den olympischen Göttern gebührten, tat sich Gewänder an, wie sie sich an drapierten Götterbildern fanden, nannte sich, wenn er bescheiden sein wollte, den Sohn des Zeus und sein Kind Keraunos und ließ sich auf der Straße einen goldenen Altar vorantragen. Merkwürdigerweise wird nun aber auch von Heraklides Pontikos ähnliches berichtet, dem Schüler des Plato und Aristoteles und vielseitigen Autor, der aus demselben Heraklea stammte und seine Vaterstadt irgendwie von den Nachfolgern Klearchs hat befreien helfen. Derselbe soll den Wunsch gehabt haben, als Heros verehrt zu werden, und bestach die Pythia, den herakleotischen Gesandten, die wegen einer Hungersnot nach Delphi gegangen waren, auf den Fall Hilfe zu versprechen, daß man ihn bei Lebzeiten mit einem goldenen Kranze ehrte und ihm nach seinem Tode heroische Ehren erwiese. Dies bekam freilich allen Beteiligten schlecht. Heraklides bekam bei der Bekränzung im Theater einen Schlagfluß, und die Pythia wurde zu derselben Zeit

im Adyton von Delphi von einer Schlange gebissen. Dem Tode nahe, befahl dann Heraklides noch, seine Leiche verschwinden zu machen und statt seiner eine Schlange auf das Bett zu legen, damit es scheine, er wäre zu den Göttern gegangen; aber auch dieser Betrug wurde entdeckt, und so erwies es sich, daß Heraklides nichts als ein Tor gewesen sei. Neben dieser Geschichte kann es dann allerdings nicht weiter auffallen, daß der Schwiegervater des Iphikrates, der thrakische Häuptling Kotys, ein gefährlicher Trunkenbold, einst eine Mahlzeit und ein Brautgemach richten ließ, um mit Athene Hochzeit zu halten. Von den Leibwächtern, die er aussandte, um nachzusehen, ob sie noch nicht komme, schoß er in seinem Rausch den ersten nieder, als derselbe mit einer verneinenden Antwort zurückkehrte, und ebenso den zweiten; ein dritter war dann so klug zu melden, die Göttin warte schon lange auf ihn. Ferner wird von einem der Söldnerhauptleute des Artaxerxes Ochos, Nikostratos, der sich um 350 bei der Unterwerfung der abgefallenen persischen Außenlande in Rat und Tat sehr tüchtig erwies, gemeldet, daß seine Klugheit einen Beisatz von Narrheit gehabt habe; denn, weil er sich durch Körperkraft auszeichnete, sei er beim Feldzuge in Nachahmung des Herakles mit Löwenhaut und Keule aufgezogen. Unter den Leuten, die sich solches einbildeten, ist aber auch der berühmte Arzt Menekrates aus Syrakus, der sich Zeus nannte, weil er durch seine Kunst für die Menschen allein zur Ursache des Lebens werde. Die durch ihn von der fallenden Sucht Geheilten zwang er, sich schriftlich als seine Sklaven zu bekennen; sie gingen ihm als Gefolge nach, und zwar ebenfalls als Götter kostümiert: ein Herakles, ein Hermes mit Chlamys, Heroldstab und Flügelschuhen, ein Apoll, ein Asklepios; Menekrates selbst wandelte mit diesem Götterchor in Purpur und Prachtschuhen, mit einem goldenen Kranz und Zepter einher. Da er als der „Allbelebende" an König Philipp als den „Allzerstörenden" einen Brief schrieb, kam er freilich an den Unrechten, indem ihm dieser zurückschrieb, er wünsche ihm einen gesunden Verstand (ὑγιαίνειν). Auch soll Philipp ihn einmal damit verhöhnt haben, daß er ihm bei einem prächtigen Schmaus zwar eine eigene Kline am ehrenvollsten Platze rüsten ließ, ihm aber dann, während die anderen schmausten, nur Weihrauch vorsetzte. Menekrates freute sich der Ehre eine Weile, zeigte aber dann doch durch Hunger, daß er ein Mensch sei, und zwar ein törichter, und ging zuletzt entrüstet fort, indem er sagte, daß ihm Hybris widerfahren sei. — Über alle diese Dinge muß man sich nicht zu sehr wundern. Die Leute der damaligen Zeit konnten so verrückt werden, weil man sich in der Polis nicht mehr auszeichnen konnte, wenn man nicht die Wege der Politiker geringen Schlages mitwandeln wollte, und weil ihnen die einfachen und besseren Ziele des Lebens unenthüllt blieben. — Endlich haben wir hier noch der merkwürdigen Gestalt der Phryne

zu gedenken (gleichviel ob es historisch eine oder zwei gewesen sind). Als Hyperides sie vor dem Volksgerichte gegen die von dem beleidigten Euthias erhobene Asebieklage verteidigte und dabei zu unterliegen fürchtete, zerriß er ihr Gewand und zeigte den Richtern ihren Busen, was diese mit heiliger Angst erfüllte und davon abhielt, die Priesterin und Botin Aphrodites zu töten. An Eleusinien und Poseidonien stieg sie angesichts der gesamten Hellenen nackt in die Flut, was um so bedeutender war, weil sie sich sonst sorgsam verhüllt hielt und kein öffentliches Bad besuchte. Darnach bildete Apelles seine Anadyomene; zu Praxiteles aber war das Verhältnis so, daß in dem Tempel ihres Heimatortes Thespiä nicht nur dessen Eros, den er ihr geschenkt, stand, sondern auch ihre eigene Statue neben einer ebenfalls von ihm geschaffenen Aphrodite. Nimmt man dazu, daß auch in Delphi eine goldene Statue der Phryne in einer Reihe mit den Königen Archidamos und Philipp stand, so erhält man den Eindruck, daß offenbar Phryne und Aphrodite den Leuten wirklich etwas durcheinander kamen, wenn auch Praxiteles sie noch auseinander hielt, und das in der nämlichen Zeit, da dem Aristoteles ein läppischer Asebieprozeß wegen angeblicher göttlicher Besingung des Hermeias von Atarneus angehängt werden konnte.

Neben denjenigen, die sich als Götter gaben oder dafür genommen wurden, begnügten sich andere mit einem besonders idealen Auftreten. So kam der Komiker und Dithyrambiker Anaxandridas, als er einen Dithyrambus einzuüben hatte, indem er daraus etwas rezitierte, zu Pferde geritten. Dazu war er eine schöne, große Erscheinung mit wallendem Haar und goldgesäumtem Purpurgewande. Siegte er mit einem Stücke nicht, so arbeitete er es nicht um, sondern zerschnitt es ins Räucherwerk und ließ es darin verbrennen. An solchen Leuten mochte dann wohl der attische Hohn seine Zähne üben.

Nach den Tugendidealisten, den Ruchlosen und den Narren kommt nun endlich in Gestalt Philipps von Makedonien der große Realpolitiker. Wir haben oben gesehen, wie er in früher Jugend durch seinen Schwager Ptolemäus — welcher zugleich der Liebhaber seiner Mutter war — dem Pelopidas als Geisel nach Theben mitgegeben wurde. Hier blieb er drei Jahre im Hause des Pammenes, der zum Kreise des Epaminondas gehörte; inzwischen wurde durch Ptolemäos sein älterer Bruder Alexander, und Ptolemäos wieder durch Perdikkas, den zweiten Sohn des Amyntas, aus der Welt geschafft; überhaupt war damals für Makedonien eine Zeit der entsetzlichsten Wirren, indem zu unaufhörlichen Thronstreitigkeiten noch Fehden mit allen Nachbarn kamen. Von Perdikkas wurde Philipp nach seiner Rückkehr mit einem kleinen Vasallat ausgestattet; aber nach einigen Jahren (359) kam der Bruder in einem furchtbaren Kampfe mit den Illyriern um, und so fiel dem Dreiundzwanzigjährigen das Königtum von Makedonien, freilich unter den schrecklichsten Umständen, zu. Wie er sich nun der ver-

schiedenen Thronbewerber entledigte und die Illyrier durch seinen ersten großen Sieg über ihren König Bardylis gänzlich aus Makedonien vertrieb, ist eine Geschichte, die ihn schon in seinem ganzen Wesen zeigt. Nachdem er sein eigenes Volk erst mit der größten Mühe hatte kampfesfähig machen müssen, war dieser Illyriersieg militärisch vielleicht noch ein ganz anderes Heldenstück, als später Chäronea war. Die leichte Elastizität aber, womit er von Anfang an in genialem Kampf gegen die ihn umgebenden Gefahren auftritt, und die Entschlossenheit, immer mit seiner Person zu zahlen, beweisen, daß er in einer Sorte von Gewässern schwimmen gelernt hat, worin tausend andere untergegangen wären.

Woher er daneben freilich sittliche Bedenken hätte kennenlernen sollen, ist schwer einzusehen. Im Umgang mit den pythagoreisch gerichteten Thebanern mochte ihm allenfalls eine Ahnung von Besserem aufgegangen sein; aber die weiteren Erfahrungen, die er machte, müssen diese bald überwogen haben; auch hat er die Griechen gewiß schon in Theben von ihren schwachen und schlechten Seiten kennen- und sie und die Menschen überhaupt verachten gelernt, und angesichts der meisten von ihnen ist er gerade mit seiner Unbedenklichkeit ein echter Grieche. Ein solcher ist er aber auch durch seine vollendete geistige Regsamkeit, durch die Fähigkeit, alles zu erraten und die Menschen zu durchschauen; das Odysseische von ihnen hat er so gut als einer. Nur vom griechischen Politiker trennt ihn insofern eine tiefe Kluft, als er ein wirklicher König ist und auf den Royalismus seines Volkes zählen kann.

Seine Makedonier hätten an und für sich den Angriffskrieg nicht geliebt und ohne Philipp gerne ruhig gesessen und Hellenen und Perser sich selbst überlassen. Aber nun gewann die alte Sitte, daß die Söhne der Edlen als des Königs Knappen und Pagen am Hofe aufwuchsen, ihre volle Bedeutung. Wenn einzelne Geschlechter grollten, waren doch ihre Söhne des Königs Geiseln; zugleich aber genossen diese unter strenger Zucht eine Erziehung, die sie befähigte, dem König künftig als Hauptleute und Statthalter zu dienen. Aus ihnen ergänzte sich die königliche Leibgarde, welche von der kriegerischen Mannschaft des Herrenstandes gebildet wurde, und zwar nahmen den ersten Rang in derselben die ritterlichen Geschwader der ebenbürtigen „Freunde und Gefährten (ἑταῖροι) des Königs“ ein. Dieser waren vor Philipps letztem Zuge nach Hellas achthundert, und bei Alexanders Übergang nach Asien waren sie doppelt so stark; sie waren mit königlichen Lehen reich ausgestattet. Ihnen zunächst standen die Schildknappen (ὑπασπισταί), eine auserlesene und ebenfalls schon durch ihre Geburt bevorzugte Fußtruppe. Die Masse des schweren Fußvolkes endlich bestand aus dem Aufgebote der einzelnen Stämme, und auch diese freigeborenen Söhne des Landes wurden mit dem Namen „Gefährten des Königs im Dienste zu Fuß“ (πεζέταιροι) geehrt. An dem adeligen Aus-

schusse des Heeres aber, dem sogenannten Agema, welches zugleich wie eine Art von Volksvertretung dem König gegenüber angesehen wurde, hatte dieser eine Stütze, dergleichen nie ein griechischer Tyrann besaß. Dies eben aber haben die Griechen, denen Philipp als ein Barbar, sein Reich als ein großes heterogenes und darum unhaltbares Mischwesen und sein Volk als ein Volk von Sklaven erschien, die längste Zeit nicht begreifen können. In ihrem Lande war die Treue der rarste Gegenstand. Wie hätten sie für eine Pietätssache, wie den makedonischen Königsloyalismus, Sinn haben können?

An Anstrengungen konnte Philipp seinen Makedoniern das Unglaubliche zumuten. In der Schlacht aber kam ihm die Taktik des Epaminondas, die er in Theben schon mochte kennengelernt haben, trefflich zustatten. Er bildete sie weiter aus und entzündete durch den Ruf der Unbesieglichkeit, der sich an seine Phalanx hängte, bei seinem Volk jenes militärische Hochgefühl, das noch unter den römischen Kaisern nachzuklingen scheint. Auch hellenische Söldneroffiziere unterstützten ihn übrigens bei seinen Neuerungen im Kriegswesen, und überhaupt hielt er sich neben dem makedonischen Heere immer auch Soldtruppen und verwandte solche für diese oder jene Unternehmung etwa auch allein.

Im übrigen war in diesem Heere das eine und alles Philipp selbst. Beständig lebendig, auch wenn es ihm zeitweise diente, den Toten zu spielen, war er überall da, wo seine Anwesenheit not tat. Immerhin verwandte er in seinem Dienste auch Feldherren; an solche war er aber streng in seinen Ansprüchen, er soll die Athener einmal ironisch glücklich gepriesen haben, weil sie jährlich zehn Strategen zu wählen vorfänden, während er in so vielen Jahren nur einen, den Parmenion, fand.

Von großen Griechen genügte ihm, nachdem sein Vorfahr Archelaos einst alle möglichen Zelebritäten nach Makedonien berufen hatte, der eine Aristoteles. Diesem vertraute er bekanntlich durch einen ganz besonderen Entschluß die Bildung seines Sohnes an, förderte aber auch seine Forschung, wie es keiner Polis eingefallen wäre, indem er ihm die Mittel sowohl für viele sonstige als auch besonders für die zoologischen Untersuchungen gewährte. Ob er zu ihm wirklich auch noch Isokrates bei sich zu haben wünschte, ist sehr fraglich.

Und nun stand neben ihm seine Gattin Olympias von Epirus, mit der er sich in seiner Jugend vermählt hatte, nachdem die beiden sich als Kinder bei den samothrakischen Weihen kennengelernt hatten. Diese orgiastische und opferkundige Frau hatte ihre schrecklichen Seiten, und am Tode ihres Mannes ist sie wahrscheinlich mitschuldig gewesen; aber sie muß ein ganz außerordentliches Weib gewesen sein, fähig, die Mutter des allerseltensten Menschen zu werden. Freilich hatte Philipp auch noch andere Verbindungen. Eben die Polygamie, welche eine Hauptursache der furchtbaren

Tradition des Königsmordes im makedonischen Temenidenhause war, sollte auch ihm verhängnisvoll werden. Überhaupt mochte es an seinem Hofe oft wild hergehen. Aus Hellenen und Nichtgriechen soll er sich eine schreckliche Gesellschaft gebildet haben, und besonders die Griechen, die er um sich hatte, waren, wie man meinte, ein zusammengelaufener Auswurf von Mördern, Räubern und Wüstlingen. Von seinem Herumtreiben an Gelagen, seiner Possenreißerei, seinem Tanzen und Schwärmen und seinen vielen Räuschen erzählte man sich alles mögliche. Diese Dinge täuschten den Blick der pathetisch gerichteten Griechen. Allerdings mochte er manchen Schurken um sich haben; er duldete aber eben nur diejenigen, die er für seine Zwecke brauchte, und wußte sich der schlimmsten Elemente weislich zu entledigen. Es hätte in dieser Beziehung den Griechen zu denken geben können, daß er eine „Verbrecherstadt" (πονηρόπολις), Kalybe, hatte, wo er gegen zweitausend falsche Zeugen, Sykophanten usw. zusammensperrte, lauter Leute, die er hätte töten können, die er aber vorzog auf diese Weise unschädlich zu machen, wie ja auch die Thraker die Tötung von Menschen vermieden. Was aber das wüste Treiben betrifft, so mag stark ins Gewicht fallen, daß Theopomp, der diese Schattenseiten gut kannte und auch wohl in übertreibender Weise schilderte, gleichwohl zu dem Gesamturteil gekommen ist, Europa habe überhaupt noch nie einen solchen Mann hervorgebracht. Dieser rastlos tätige König, der sich nie schonte und auf die Menschen außerordentlich, ja dämonisch wirkte, dürfte vieles nur obenhin mitgemacht haben, um die anderen desto besser ausforschen zu können.

Wenn wir nun nach Philipps vermutlichem politischen Programme fragen, so ist wohl gewiß, daß er eine mächtige hellenische Kraft zusammenbringen und damit den Kampf gegen das morsche Perserreich aufnehmen wollte. Zu diesem Zwecke alle hellenischen Poleis einzeln zu unterwerfen, war, wie er wohl wußte, unmöglich; er hätte damit sein Leben zubringen müssen; auch hatte er keineswegs die Unterwerfung von ganz Griechenland nötig, sondern nur die der Länder etwa bis Böotien und die Ohnmacht des übrigen Hellas und des Peloponnes, die durch Bezahlung von Parteien und durch eine Anzahl von Besatzungen in Ruhe gehalten werden mochten. Hatte man einmal die persischen Schätze, so wäre denkbar gewesen, daß durch Söldnerwerbung die Eroberung auch des äußersten Westens möglich geworden wäre; indes soweit dachte der praktische Philipp kaum. Schon für die näheren Zwecke mochte er sich die Schwierigkeiten nicht zu klein ausmalen; denn er täuschte wohl andere, aber — zum Unterschiede von den Griechen — niemals sich selbst. Nun folgt also jene merkwürdige Laufbahn gegenüber den von ihm vollkommen durchschauten Hellenen: Nachdem er durch den Sieg über die Illyrier die erste große Grundlage für seine Macht gelegt hat, gewinnt er zunächst durch die Eroberung von

Amphipolis die Herrschaft über die wichtige Strymongegend mit ihren Goldbergwerken, eröffnet sodann Makedonien nach der See, indem er die mit Athen verbündeten Küstenstädte wegnimmt, benützt den Heiligen Krieg, um sich als „Retter" Thessaliens vor den pheräischen Tyrannen und deren phokischen Helfern zum Führer und Leiter Griechenlands aufzuwerfen, macht dann, um im Norden den stärksten Widerstand zu brechen, das sehr mächtige Olynth und seine Bundesgenossenstädte auf der Chalkidike dem Boden gleich, greift auf den böotischen Hilferuf von neuem in den Heiligen Krieg ein, bewilligt Phaläkos mit seinen Söldnern freien Abzug, bestraft die Phokier, wird Amphiktyone, tritt daneben, indem er die übrigen Peloponnesier vor Sparta beschützt, in Thebens Fußstapfen und arbeitet zwischenhinein immer wieder in Illyrien und Thrakien an der Erweiterung seiner Macht über die nördlichen Stämme. Dabei ist sein beständiger Grundsatz: Alle gewinnen, die Guten brauchen, die Bösen mißbrauchen; diesen befolgt er mit stauenswerter Virtuosität, so daß ihm die meisten nicht widerstehen können. Vor allem kauft er sich überall Personen und Parteien. Daß die Rednerbühne eine goldene Ernte sei, war ein Satz, der in Griechenland schon lange Geltung hatte. Man brauchte Geld, um anständig zu leben, und daß man sich bezahlt machte, so gut man konnte, galt als eine verzeihliche Nervenschwäche. Daß nun aber das Geld von draußen ebenso angenehm klingen konnte wie das, welches man sonst gewann, leuchtete doch vielen nicht ein, und nun fing, besonders nach der Einnahme Olynths, das selbst durch den Verrat zweier Führer der Bürgerschaft gefallen war, makedonisches Gold überall bei den einflußreichen Persönlichkeiten seinen Weg zu finden an; wer in den Städten davon nahm, hieß Philipps Gastfreund und Vertrauter, und bei Festen wie dem, da er für diesen Erfolg dem olympischen Zeus dankte, übte er eine allgemeine Blendung aus, die ihm solche in Masse zuführte.

Vortrefflich führt er auch die Rolle eines Beschützers des delphischen Orakels durch. Schon, da ihm (352) die Athener den Durchmarsch durch die Thermopylen wehren, kehrt er in sein Land mit dem Erfolge zurück, seine Herrschaft durch seine Taten und seine Frömmigkeit gegen die Gottheit gehoben zu haben; bei seiner späteren Intervention (346) sieht er dann vor allem darauf, daß es ja das Aussehen habe, als gedächte er nur der Rache für das beraubte Orakel, und weiß auch nach der Kapitulation und dem (gewiß nicht nach dem wahren Geschmack der griechischen Verbündeten bewilligten) Abzuge des Phaläkos meisterhaft den Scheinrespekt gegen die Amphiktyonen zu wahren, indem er diesen die Gesamtentscheidung über alle zu erledigenden Fragen überläßt; daß sie denn auch sogleich ihn und seine Nachkommen in ihren Kreis aufnehmen, und zwar sogar mit dem Recht auf zwei Stimmen, ist schon die

Vorbereitung zur späteren Anführerschaft über alle Hellenen, die ihm eben wegen seiner Frömmigkeit zuteil geworden sein soll.

Wichtig ist, daß mit Philipps Auftreten die erbärmlichen Beziehungen zu Persien und dessen Oberrichtertum in hellenischen Dingen aufhörten, in welches sich nicht nur Sparta beim antalkidischen Frieden, sondern auch Theben bei der Gesandtschaft des Pelopidas hatte fügen müssen, indem der Großkönig entschied, die Hellenen seien autonom und Messene solle wiederhergestellt werden. Wie nun aber nach dem Abschluß des Philokratesfriedens (346), als Philipp „der Freund Athens" geworden, der alte Isokrates in seinem „Philippos" den Perserkrieg empfiehlt, ist doch wieder für die Griechen sehr charakteristisch. Der Redner stellt ernsthaft das Programm auf, der künftige Anführer der Hellenen solle vorher die vier Hauptstaaten derselben: Athen, Sparta, Theben und Argos, deren damalige Feindschaft in und unter sich er ganz richtig einen Wahnsinn nennt, unter sich versöhnen und in ihrem Innern beruhigen, eine Arbeit, womit wohl nicht nur Philipps Leben, sondern auch das von drei oder vier Nachfolgern umsonst hätte hingebracht werden müssen, ehe nur ein Schritt gegen Persien geschehen wäre. Beherrschen aber sollte er die Städte beileibe nicht, weil sie (107) „nicht gewohnt seien, Alleinherrschaft über sich ergehen zu lassen"; vielmehr denkt er sich Philipps Waltung in drei Abstufungen, die er (154) gegenüber einem solchen Manne die Naivität hat mit dem Satze zu empfehlen: „Ich sage, du sollst den Hellenen Wohltaten erweisen, die Makedonier als König (βασιλεύειν) und möglichst viele Nichtgriechen als Herr beherrschen (ἄρχειν)." Es will nun zwar immerhin schon etwas heißen, daß dieser Unterschied zwischen zwei Arten der Herrschaft gemacht wird; auch scheinen dem Redner schon Lichter über den makedonischen Royalismus aufgegangen zu sein, indem er dem König großen Ruhm für den Fall verspricht, daß er die Hellenen so gestimmt haben werde, wie die Lakedämonier es gegen ihre Könige und seine eigenen „Gefährten" (die Makedonier überhaupt zu nennen erlaubt der attische Hochmut nicht) gegen ihn seien. Aber das „freie" Bündnis griechischer Poleis mit Makedonien gegen Persien, das er nun möchte, war an sich ein lächerlicher Gedanke. Philipp hätte lange warten können, bis sich in den Hellenen eine Art von Royalismus gebildet hätte; ein praktisches Verhältnis oder Bündnis aber ist mit der Petulanz von Existenzen, wie diese Poleis waren, überhaupt nicht möglich. Bekanntlich war es ja auch nicht einmal mit der Popularität der Expedition gegen Persien bei den Griechen sehr weit her, so lockend Isokrates dieselbe ausmalt, indem er Philipp in Aussicht stellt, er könne entweder ganz Persien nehmen, oder, wie einige sagen, sich auch mit der Einnahme Kleinasiens von Kilikien bis Sinope, also dem „kleineren Projekt", begnügen. Und nun werden alle diese guten Ratschläge in einer Schrift erteilt, deren Verfasser (73 ff.)

sagen muß, daß Philipps Macht in dem eigenen Athen ein Gegenstand des stärksten Mißtrauens sei, weil die Gegner (d. h. die Partei des Demosthenes) mit der Behauptung, dieselbe werde nicht für, sondern über Hellas vergrößert, die Menge mitrissen, und der ferner (129) ehrlich zugibt, daß seine Vaterstadt sich weniger um das kümmere, was er, als um das, was die auf der Rednerbühne Tobenden sagen. Philipp bekam die Rede und las sie: man mag denken, was er dazu für „bomolochische" Gesichter schnitt.

Sehr genau beobachtet Demosthenes Philipps unheimliches Hereinragen in die griechischen Verhältnisse und hat es meisterhaft und bis auf den heutigen Tag erschütternd dargestellt. Er weiß, daß auf des Königs Seite die Taten, auf der der Athener nur Worte sind, daß diese selbst ihn groß gemacht haben und, wenn ihm ein Unglück geschähe, durch ihre Nachlässigkeit rasch einen anderen Philipp schaffen würden, er dankt den Göttern, daß sie den König als einen Aufrüttler gesandt haben, ohne den man von Staats wegen in das tiefste Lotterwesen versänke; auch weiß er trefflich dessen Handlungsweise und seine Ziele zu charakterisieren, am vollständigsten in der dritten Philippika, wo er z. B. (10) mit Berufung auf Olynths Schicksal ausführt, wie Philipp, selbst wenn er in vollem Marsche auf Attika und den Piräus wäre, nicht zugeben würde, daß er der Angreifer sei, und wie für ihn zum Unterschiede von der altväterischen Kriegführung im Peloponnesischen Kriege Sommer und Winter keinen Unterschied ausmache; auch operiere er ohne Hoplitenphalanx gerne mit leichten Truppen, Reitern und Söldnern, und wenn ihm dann von den an inneren Schäden krankenden Städten kein rechter Widerstand entgegengesetzt werde, sei er auf einmal mit Belagerungsmaschinen zur Hand; entscheidende Schlachten gelängen ihm besser als den Griechen, und deshalb müsse man ihn zu Hause beschäftigen usw. (47 ff.). Aber bei aller dieser Einsicht weiß Demosthenes noch immer nicht, was für ein König und Kriegsherr Philipp ist. Er ist ihm in der gleichen Rede (31) kein Hellene und nicht einmal ein Nichtgrieche aus einem Lande, das man mit Anstand nennen kann, sondern ein entsetzliches Wesen aus Makedonien, von wannen man früher nicht einmal einen ordentlichen Sklaven bekommen konnte (was, beiläufig gesagt, für die Makedonier eher schmeichelhaft war). Auch baut der Redner viel zu sehr auf Philipps Verhaßtheit in seinem nordischen Reich; er glaubt gerne an die Möglichkeit einer Empörung der Thessalier, Illyrier und Thrakier und meint, durch die vielen Kriege sei die Herrschaft über die Makedonier nur unsicherer geworden; seine Leute hätten keinen Anteil an der Ehre der Erfolge, sondern nur die Plage von allem, sie würden jedes Privatdaseins beraubt und durch den Krieg vom Handel abgesperrt, aus welchem allem hervorgeht, daß Demosthenes die Makedonier ganz beurteilt, als wären es Athener, für welche dergleichen allerdings ein Unglück sein

konnte, und daß er, weil er nur den athenischen Individualismus kennt, von derjenigen Philotimie, die im makedonischen Hauptquartier lebte, keine Ahnung hat. Auch aus der Verworfenheit von Philipps Umgebung zieht er den falschen Schluß, der erste Unfall werde dessen Ohnmacht enthüllen; er kann ihn offenbar nicht von den Tyrannen unterscheiden und nennt ihn auch beiläufig so. Und dazu kommt der Generalirrtum, daß eine auf tiefen Egoismus, Lüge und Gewalttat gebaute Herrschaft nicht solid sein könne, als ob in der Regel die Mächte der Erde auf etwas anderes gebaut würden. Demokratien freilich mögen mit dieser Manier zugrunde gehen; wenn aber eine Großmacht soll geschaffen werden, so geschieht dies in der Regel nicht bei schönem Wetter, sondern geht unter entsetzlichem Gewitter vor sich.

Und nun ist es allerdings an dem, daß Philipp alle Eide brach, alle Verträge mit Füßen trat und jeden Verrat kaufte. Will man ihm aber irgendwie gerecht werden, so muß man bedenken, daß auch die Griechen damals die größten Eidbrecher waren und sich nicht hätten einbilden dürfen, ein Privilegium hierfür zu haben. Auch daß jeder Mensch seinen Preis habe, um den er könne gewonnen werden, war eine Maxime, die Philipp eben nur aussprechen konnte, weil die Griechen so überaus käuflich waren; allein ist er da jedenfalls nicht schuldig. Aber allerdings lernten die Griechen durch ihn eine Diplomatie kennen, die ihnen entsetzlich war. Mit ihren beständig redenden, Psephismen fassenden und alles Interesse verpuffenden Volksversammlungen waren sie gegenüber einem solchen Praktiker vollkommen hilflos. „Er war selbst, was für den Krieg das Allerwichtigste ist, unumschränkter Gebieter über seine Leute, und sodann hatten diese die Waffen beständig in der Hand. Ferner war er reich an Geldmitteln und führte aus, was er beschlossen hatte, ohne es in Psephismen zum voraus zu verkünden und öffentlich zu Rate zu gehen, ohne auch von den Sykophanten vor Gericht gezogen und mit Klagen wegen Gesetzwidrigkeiten verfolgt zu werden und ohne überhaupt irgend jemand verantwortlich zu sein, sondern indem er mit einem Worte allein die Macht, Führung und Entscheidung über alles hatte", sagt nach seinem Tode kein Geringerer als Demosthenes. Um uns die ganze Überlegenheit seiner Situation vor Augen zu stellen, brauchen wir dazu nur noch an die schlaffen Bürger- und unzuverlässigen Söldnerheere der Griechen sowie an deren durch die Sykophanten bedrohten Strategen zu denken. So konnte er denn handeln, indes sie politisierten, konnte, weil er ein König war, auch etwa einmal einen Schritt zurücktun, und machte sich nichts daraus, daß die Feinde ihn recht schwarz malten, während er sie betörte.

Unter diesen Umständen ging Griechenland, weil eben Demosthenes für Philipp nicht zu kaufen war, dem entscheidenden Kriege entgegen. Daß es hier zu einer Feldschlacht gegen die Athener und

Thebaner kommen mußte, war diesem gewiß nicht bequem. Da es aber einmal so kommen mußte, rechnete er Demosthenes und die Athener aus und richtete sich auf den nötigen Schlag gegen die verbündeten griechischen Bürgerheere ein; mit seinen dreißigtausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferd war er hiezu stark genug; ob er wirklich unmittelbar vor Chäronea geglaubt hat, die Thebaner noch auf seine Seite zu bekommen, ist doch zweifelhaft. Und nun hatte er bei seinem Siege das große Glück, die beiden größten Poleis nicht etwa nur durch Schlauheit und Ausnützung ihrer Lauheit zu überwinden, sondern nachdem sie ihren letzten Enthusiasmus umsonst aufgewandt hatten. Jetzt konnte Theben zu einer böotischen Landstadt degradiert, Sparta tief gedemütigt, Athen durch Freundlichkeit gewonnen und Philipp auf der Tagsatzung von Korinth zum Heerführer der Hellenen gegen Persien erhoben werden, für welchen Perserkrieg den eigentlichen Titel die Vergeltung der Tempelverwüstung des Xerxes abgeben mußte, trotzdem das griechische Pathos damals gerade nicht von dem Gegensatz gegen Persien zehrte. Die Hellenen wurden durch makedonische Besatzungen zu Theben, Chalkis, Korinth und Ambrakia in Gehorsam gehalten, und schon standen makedonische Truppen auf kleinasiatischem Boden, als Philipps Ermordung zu Ägä dem Unternehmen scheinbar ein Ende bereitete; man ahnte im Augenblicke nicht, daß Alexander das ganze politische Vermächtnis seines Vaters erfüllen würde.

Mit Philipp war Hellas in die Botmäßigkeit eines solchen gekommen, der anders verfuhr als alle bisher bekannten Tyrannen, ja als Hellenen überhaupt: Vernichtend, wo es diente, sonst aber fähig, die vorhandenen Kräfte nicht zu fürchten, sondern in seinen Dienst zu nehmen. Neben ihm sinken langweilige Zelebritäten wie Agesilaos ins Dunkel; dafür regt sich auf einmal eine merkwürdige Sympathie gebildeter Griechen für das Monarchische; von dem äußeren Griechenland, das sich an seinem Hofe bildete, gibt bereits Isokrates im „Philippos“ (19) zu, daß es aus nicht unbekannten und nicht unverständigen Männern bestanden habe, und daß deren Umgang ihm bei Erweiterung seiner Herrschaft sehr nützlich gewesen sei. Man griff es mit Händen, daß dieser Mensch vollkommen der Schöpfer seines eigenen Glückes war, indem er, aus tiefster Gefahr emporgekommen, seinen Staat neu organisiert, sein Heer geschaffen und ein Reich gegründet hatte, wie das makedonische nun war; aber freilich mit der hellenischen Polis im alten Sinn hatte es nun ein Ende.

Schließlich möge noch an eine Reihe von Anekdoten und geistvollen Worten erinnert werden, in welchen bei Philipp ein auffallender Zug der Milde und Herzlichkeit, ja hie und da selbst der Größe zutage tritt. So ließ er sich im Siege sein Glück nicht zu Kopfe steigen oder doch nur in jenem kurzen Moment, da er das Psephisma des Demosthenes singend parodierte, und setzte nach

einer Nachricht nicht einmal ein Tropäon. Am Ende könnte die Geschichte doch echt sein, daß er sich in seiner Siegestrunkenheit durch eine Bemerkung des gefangenen Demades habe zurechtweisen lassen, und, indem er den Kranz abtat und allen Jubel einstellte, die attischen Gefangenen ohne Lösegeld entließ; nur merkten die guten Athener nicht, daß er bloß Kraft sparen wollte, indem er ihnen schmeichelte. Ein schöner Zug ist es ferner, wie er bei mehreren gleichzeitig eintreffenden Glücksnachrichten die Tyche um ein kleines Unheil bittet, und sehr fein die Art, wie er sich zu Leuten stellt, die ihn lästern, indem er sich z. B. den athenischen Demagogen zu Dank verpflichtet erklärt, weil sie ihn durch ihr Schimpfen dazu provozieren, sie durch die Tat zu widerlegen, oder einen Schmähsüchtigen deshalb nicht vom Hofe fortjagt, damit er seine Bosheit nicht in weitere Kreise bringe, oder sich, statt wie die Griechen bei jedem Hohn und Widerspruch entsetzlich zu leiden und böse zu werden, den betreffenden Mann einfach ansieht und kauft. Als Richter über zwei Bösewichter gebietet er dem einen einfach, sich aus Makedonien fortzumachen, dem anderen, jenen zu verfolgen. Seinem Sohn empfiehlt er, sich bei den Makedoniern beliebt zu machen, solange er noch freundlich sein dürfe, indes ein anderer König sei. Von Herz und Diskretion zeugt es, wenn er einem alten thebanischen Gastfreund aus seiner Jugend, der nichts von ihm annehmen will, sagt: Raube mir nicht meine Unbesiegbarkeit, indem ich dir an Gefälligkeit unterläge, oder wenn er seinen Schmerz ausspricht, weil er einem seither Verstorbenen erwiesenes Gutes nicht mehr erwidern kann.

Gewiß von höchstem Interesse war für Philipp die Bekanntschaft mit dem jüngeren Dionys in Korinth. Nachdem viele Reden dahingeströmt waren, stellt der König endlich die Frage, wie es gekommen, daß Dionys die große, vom Vater ererbte Herrschaft nicht habe behaupten können, und erhält die bekannte Antwort, daß dieser ihm alles übrige, nur nicht sein Glück hinterlassen habe.

Philipp soll sich seit Chäronea jeden Morgen von einem Diener haben zurufen lassen, er sei nur ein Mensch, und wie er den sich als Zeus gebärdenden Menekrates verhöhnte, haben wir oben gesehen. Obschon er sehr Wunderbares für möglich hielt, wehrte er sich gewiß solange als möglich gegen Vergötterung. Und nun ist freilich nicht zu leugnen, daß er zu Ägä am Morgen seiner Ermordung sein Bild als Gott der Pompa der zwölf Götter auf einem dreizehnten Wagen folgen ließ; daß ihm persönlich aber damit Ernst gewesen sei, können wir nicht glauben.

Indem wir nun zur Betrachtung des damaligen griechischen Privatlebens übergehen, beginnen wir mit einem Phänomen, das uns schon früher mehrfach beschäftigt hat, der Abwendung vom Staate. Es gab eine alte theoretische Überzeugung, daß es „unschicklich“ sei, wenn man außerhalb seiner Heimat lebe, und die Gesetz-

gebung und Praxis tyrannischer Poleis tat gewiß das übrige, damit man das zwangsweise Bleiben gerne antiquarisch beschönigte. Mit der Zeit fiel es dann allerdings auf, daß schon Simonides nach Sizilien gegangen, Äschylos ebendort und Euripides in Makedonien gestorben war, Herodot in Thurii gelebt hatte. Aber geschehen war es eben, und nun mochte das Flüchten außer Landes von dem Zwangsstaate, solange derselbe dauerte, immerhin, wie in den Jahren 1793 und 1794 die Emigration, als ein Verbrechen geahndet, und wenn es vollends als eine Flucht vor dem Kriegsdienst eingeklagt werden konnte, in wilder Rede, wie der des Lykurg gegen Leokrates, als todeswürdig bezeichnet werden, die Staatsflucht ließ sich dadurch nicht aufhalten, und schlimm war für die Polis, daß auch die Bedeutendsten, welche dablieben, doch ihrem Pathos, wovon sie zu leben vermeinte, so gründlich aus dem Wege gingen. Um von ihr nicht verschlungen zu werden, was das Los derjenigen war, die recht „tugendhaft" geworden waren und dabei im Staate leben wollten, blieben allerdings die Klügeren daheim und ließen über sich ergehen, was da kam; aber sie verfügte, gerade weil sie ihre Macht über alle Begriffe hinaufgeschraubt hatte, über den inneren Menschen nicht mehr; die Phantasie der Leute entwich ihr und weilte bei Philosophie, Lebensgenuß und wo immer sonst.

So tritt uns nun in der Gestalt des Isokrates die leibhafte Eloquenz als Privatbeschäftigung entgegen. Unter den drei Ruhmestiteln, die er hinterlassen haben soll, soll auch der der höchsten Sophrosyne gewesen sein, „weil er sich vom Staate ferngehalten und dabei beharrt habe, mit den bürgerlichen Angelegenheiten nichts zu tun zu haben". Sein freiwilliger Tod bei der Kunde von Chäronea erschien daneben freilich als der höchste Beweis von Freiheit. Besonders aber tritt uns die Abwendung vom Staate in Verbindung mit der negativen und (in den Utopien) positiven Kritik desselben bei den Philosophen entgegen. Wir haben bei Betrachtung der freien Persönlichkeit gesehen, wie die Freiheit zum Teil gerade darin besteht, daß man sich um seine Polis nicht kümmert; ist man dazu gar noch arm, so kümmert sie sich auch nicht um einen. Diesen Weg geht einer nach dem anderen. Was Plato betrifft, so haben wir von ihm jenen denkwürdigen Satz über den Philosophen, der die Straße zur Agora und Pnyx nicht kennt, Antistehenes und Diogenes stellen sich ganz und gar als Kosmopoliten dar; besonders kommen hier auch Aristipp und die Sekte der Hedoniker in Betracht; der abgeschmackte philiströse Egoismus erklärt aus ihrem Munde, daß der Philosoph überall ein Fremder sei. Und nicht minder schlägt das (an und für sich auf vieles Reisen angewiesene) sammelnde Wissen diese Richtung ein. Demokrit, Hippokrates und Eudoxos und von den Historikern Ephoros und Theopomp finden sich hier zusammen; der große Aristoteles ließ das aktive Athen ganz beiseite, gelangte aber durch seine theoretische Betrachtung

des Staates zur Anerkennung mehrerer berechtigter Staatsgestalten und steht so nicht bloß außerhalb des konkreten Staates, sondern über demselben; bei Epikur endlich, der sich mit seiner Aufforderung, im Verborgenen zu leben, nicht nur dem Staat, sondern auch der Notorietät entzieht, ist Staatsverachtung und Menschenverachtung beisammen, vielleicht auch Sorge vor der Bosheit der Menschen und ihrer geringen Neigung und Fähigkeit, andere (und namentlich ausgezeichnetere) glücklich zu machen oder auch nur deren Glück zu dulden.

Eine besondere Form, die die Abwendung vom Staat in dem demokratischen Athen annimmt, ist das Preisen des in alter Zeit Eingerichteten und seither stationär Gebliebenen, der demokratischen Entwicklung Entzogenen, vor allem Ägyptens, wozu noch die große Begeisterung aller Oligarchen für Sparta kommt, in welchem man dann eine Nachbildung Ägyptens sah. Diese Philägyptie findet sich nicht nur bei Plato, der dafür bekannt ist, sondern auch Isokrates redet bei Gelegenheit so. Man wird an die Vorliebe einiger Aufklärer des 18. Jahrhunderts für China erinnert, wenn man im Busiris (15 f.) auch das Kastenwesen als weise Einrichtung eines Ur-Reichsgründers und Gesetzgebers gepriesen sieht und (20) liest, daß man in Athen das Leben am glücklichsten hinbringen würde, wenn die einen nach ägyptischer Einrichtung das Arbeiten, die anderen (nämlich die Kriegerkaste) das Erhalten des Besitzes zur Aufgabe hätten; auch die ägyptische Frömmigkeit erhält (24), wie bei Plato, ihr spezielles Lob.

Schließlich waren aus besonderen Gründen dem Staate die Heimatlosen (πλανώμενοι) und die Söldner entzogen; die vielen aber, welche in ihm noch mitlebten, hatten nur die Wahl, unglücklich oder ruchlos zu sein.

Auch eines anderen Ideals war man nunmehr müde geworden, nämlich des agonalen. Hatte man schon im 5. Jahrhundert den Agon des gegenseitigen Sich-im-Staate-Überbietens kennengelernt und sich damit auf ganz andere Weise als früher zugesetzt, so machten sich jetzt andere, das Agonale zurückdrängende Mächte noch in höherem Maße geltend. Freilich die Gymnastik hielt sich fortdauernd als ein wesentliches Lebenselement aller liberal Geborenen, und Aristoteles muß sogar etwa einmal gegen das hie und da vorkommende Übermaß der gymnastischen Erziehung kämpfen, das Schönheit und Gesundheit verderbe, oder auch gegen deren zu frühen Betrieb, welcher auf Kosten der allgemeinen Ausbildung des Leibes geschehe. Auch sieht man nicht, daß das eigentlich Agonale formal nicht vollkommen fortgedauert hätte, wofern nicht eine Katastrophe wie der Heilige Krieg die Sache unterbrach. Wenn der Olympionike in seine Vaterstadt einzog, lief noch immer das ganze Volk zusammen, um ihn von den Dächern usw. zu beschauen; auch fiel der fabelhafte Riese und Kraftmensch Polydamas wenigstens

Merkur oder Antinous
Rom, Vatikan

Athen, Säulen der Bibliothek Kaiser Hadrians
Nach einer Radierung von Josef Thürmer (1819)

Korinth, Apollotempel

Ganymed
Rom, Vatikan

1—6. Goldkette aus Hagia Triada
Kandia, Museum

Tonschale aus Knossos

noch in die Wende des Jahrhunderts. Aber ein wirklicher Ruhm war doch nicht mehr, wie früher, mit diesen Dingen zu gewinnen, und auch für irgendwelche Lyrik, Chöre u. dgl. wird kaum jemand die Kosten übernommen haben. Selbst gegen das Wagenrennen existiert ein direktes Wort der Verachtung schon von Plato; als sich nämlich Annikeris von Kyrene darauf viel zugute tat (es ist derselbe, der ihn in Ägina aus der Sklaverei loskaufte) und, um ihm seine Kunst zu weisen, tadellos in der Akademie herumkutschierte, und alle denselben bewunderten, meinte er, wer auf so kleine und unwerte Dinge so viel Ernst wende, könne unmöglich seinen Ernst irgendwelchen großen widmen. Zumal aber hatte in den meisten Gegenden Griechenlands niemand mehr die Lust und die Mittel dazu, mit der alten agonalen Pracht an den Olympien usw. aufzutreten, schon deshalb, weil die Reichen an gar zu vielen Orten einer systematischen Verfolgung unterlagen, und man darum froh sein mußte, wenn nur in der Heimat den Choregien usw. genügt werden konnte. Bei solcher Lage der Dinge fuhren mit Viergespannen wohl meist Leute der griechischen Außenlande, und so konnte selbst der ältere Dionysios auf die Idee kommen, jetzt wäre das Feld für ihn offen, den Gelon und Theron zu spielen. Der böse Tyrann sandte (388) zu den Olympien seinen Bruder Thearides mit mehreren Viergespannen, die es an Schnelligkeit allen zuvortaten, und für die Festversammlung mit Gold durchwirkte und mit den kostbarsten bunten Tüchern geschmückte Zelte. Er sandte auch die tüchtigsten Rhapsoden zum Vortrag seiner Dichtungen, und wirklich lief anfänglich wegen der schönen Stimme der Vortragenden alles zusammen. Hernach aber, als man die Miserabilität der Dichtungen innewurde, verlachte man den Dionysios, ja die Verachtung stieg so weit, daß einige seine Zelte ausraubten. Der anwesende Redner Lysias aber rief die Menge an, sie möchte die von der gottlosesten Tyrannei hergesandten Theoren gar nicht bei den heiligen Agonen zulassen, und als der Agon gleichwohl vollzogen wurde, geschah es zufällig, daß von den Viergespannen des Dionysios die einen aus der Bahn hinausflogen, die anderen aufeinander trafen und zerschmettert wurden. Bezeichnend ist bei dieser Geschichte, ob sie nun wahr sei oder nicht, daß sich bei den Griechen sofort der Konsensus bildet: „Rosse, Wagen und Zelte sieht man gerne; aber seine schlechten Verse pfeifen wir ihm aus." Im übrigen aber läßt sich daraus schließen, daß es damals auch in Olympia ziemlich demokratisch und der attischen Theatrokratie entsprechend zuging.

Und nun die Athleten. Schon der Mißkredit der ganzen Spartanerei seit Leuktra mochte etwas zum Sinken alles gymnastisch Agonalen beitragen. Vor allem machten sich aber jetzt die wirklichen Militärs nichts mehr aus ihnen. Epaminondas verlangte, der Leib des Hopliten solle nicht sowohl athletisch als soldatisch geübt sein. Und auch die Philosophen gaben nichts auf sie. Eine direkte

Verleugnung des Agonalen liegt in der Lehre aller Hedoniker, von Aristipp abwärts bis Epikur; mit dem angenehmen Leben ist das Immer-der-Erste-sein-Wollen a priori unverträglich. Aber auch Diogenes war den Kraftmenschen sehr aufsässig. Während er den Söhnen des Xeniades, seinen Zöglingen, eine gute gymnastische Erziehung gab, verfolgte er die Berufsathleten mit seinem Witz auf alle Weise. Als man ihn fragte, warum sie so unempfindlich (ἀναίσθητοι) seien, antwortete er: Weil sie ganz aus Schweine- und Rindfleisch aufgebaut sind; und als er einen ungeschickten Ringer sah, welcher Arzt geworden war, fragte er ihn: Du willst wohl deine ehemaligen Besieger herunterkriegen? Daß Plato selbst noch an den Isthmien gerungen und gesiegt habe, wie die Biographen melden, möchten wir bezweifeln. Mit der Zeit jedenfalls bildete sich in Athen eine derartige Geringschätzung des agonalen Wesens aus, daß (332) die Stadt, welche zu einer Buße verurteilt war, weil ein gewisser Kallippos seinem Gegner den Sieg beim Pentathlon abgekauft hatte, die Sache erstlich nicht einfach mit Geld abmachte, sondern sich den Spaß erlaubte, ihren ersten Prozeßredner, Hyperides, nach Elis zu schicken, um auf Erlaß der Buße zu plädieren, und sodann, als die Elier hierauf nicht eingingen, gleichwohl nicht zahlte, sondern sich ohne weiteres von den Olympien ausschließen ließ. Erst als Delphi, das man sich aus irgendeinem Grunde offen halten wollte — ohne Zweifel auf Schritte der Elier hin —, die Erklärung gab, der Gott werde den Athenern, bis sie bezahlt hätten, keinen Bescheid mehr geben, erstellte man sechs Straf-Zeuse, deren Aufschriften Pausanias las. Auch der junge Alexander hatte sich übrigens, obwohl er ein Schnelläufer war, das Laufen in Olympia verbeten und überhaupt nichts von den Athleten gehalten. Er stiftete Kampfpreise für Musisches, Jagd und Fechten, aber weder für Faustkampf noch für Pankration.

Was im 5. Jahrhundert der Hauptagon gewesen war, nämlich die wetteifernde Geltendmachung im Staat, war damals den Leuten allerdings vielfach auch schon verleidet; die Ruhmsucht hatte ihre schrecklicheren Auswege gefunden, von denen wir bereits gesprochen haben; das Gebiet des Wetteifers aber war jetzt am ehesten der Witz, durch den eine Menge von Individuen bekannt wurden. Im übrigen nehmen jetzt Berühmtheiten im Schlemmen u. dgl. überhand, d. h. in dem denkbar antiagonalsten Treiben, wofern man nicht den Wetteifer ins Schlemmen selbst verlegte. Und ferner war auch der Reichtum schon sehr der Hauptmaßstab für die Persönlichkeiten: Ein junger Ionier tritt in Athen mit goldbesäumtem Purpurgewand einher; man fragt ihn nach seiner Heimat und er antwortet: „Ich bin reich."

Und nun der Stand der geistigen Dinge. Was die Philosophie betrifft, so ist sie im 4. Jahrhundert entschieden eines der großen Phänomene der Zeit. An der Stelle der Polis, die den Denkenden

verleidet, und der Religion, deren mythische Grundlage zersetzt ist, während man in dem beginnenden Monotheismus nur erst einen sehr dubiosen Ersatz gewonnen hat, sucht sie sich samt ihren Schwestern, der Sophistik, der Rhetorik, ja der Wissenschaft überhaupt, des Lebens zu bemächtigen; sie hat Demokrit, Plato und Aristoteles aufzuweisen, Wissen und Denken sind in ungemein hoher Blüte, und auch das gefährdete, an Verfolgungen reiche Leben ist ihnen nicht ungünstig.

Da nun die Philosophen neben den Staatsmännern und Kriegsleuten die wahren Zelebritäten der Zeit werden, stellt sich ganz konsequent sofort auch die Übersetzung und Verfälschung des Faches durch Unwürdige und Prahler ein. Was Lucian ein halbes Jahrtausend später (z. B. in „De mercede conductis") geschildert hat, das macht sich jetzt in seinen Anfängen geltend und wird uns in dem kurzen, aber wichtigen Fragment des Isokrates vorgeführt, dem der Titel „Gegen die Sophisten" beigelegt worden ist. Darnach muß — vielleicht in der Zeit von Platos höchster Blüte — neben den wirklichen Philosophen eine Masse von Leuten gediehen sein, welche allenfalls noch als Philosophen galten, aber als Erzieher, Rhetoren usw. in der ganzen Welt lebten und es, indem sie weder als Philosophen noch als Rhetoren etwas Rechtes verstanden, durch das Mißverhältnis ihrer Ansprüche zu ihrem Wissen dahin brachten, daß sich beim profanen Publikum eine Verachtung gegen diese ganze Bildung einzustellen drohte. Isokrates mag nun gegen sie allerdings ein bißchen pro domo sprechen, indem es Konkurrenten sind, auf die er schilt, und zwar Leute, welchen er in gewisser Beziehung recht sehr glich; man fühlt leicht durch, daß seine tiefe Abneigung zum Teil daher kommt, daß sie ihn unterboten. Indes muß es jedenfalls eine Generation dieser Art gegeben haben, welche die Erziehung durch Rede zur Rede im weitesten Sinne zu geben sich anheischig machte, und zwar verbrämt mit philosophischen und ethischen Prätensionen und mit der falschen Hoffnung, daß man durch sie besser werden könne. Schuld aber an diesem Zustand war niemand als das damalige Griechenland, in welchem die Rede ein so geschätzter Artikel war und die einzelnen Turnüren der Redekunst so notwendig, daß eine solche mitteilende Zwischenklasse entstehen mußte, gleichviel, ob die von ihr gegebene Popularisierung vom Guten war oder eine verderbliche Scheinform.

In der Poesie haben alle Gattungen ihre großen Leistungen hinter sich, und der zeitgenössischen Produktion in den idealen Gattungen muß ein merkwürdiger Unglaube gefolgt sein, so daß sie es, wie bedeutend sie auch an sich gewesen wäre, doch zu keinem Ruhme gebracht haben würde. Das Epos ist dahin; zwar lebte noch zu der Zeit Lysanders Antimachos; aber nach den Fragmenten zu urteilen, war seine Thebais schon so künstlich antiquarisch gemacht, wie die Argonautika des Apollonios. Auch die Elegie stirbt weg oder

schrumpft zum Epigramm ein; die höhere Lyrik ist mit Pindar gestorben; mit dem attischen Tragödienwesen, welches das ganze Jahrhundert hindurch in regelmäßigem Gange fortdauerte, steht es so, daß sich davon sozusagen nichts erhalten hat, und einigermaßen berühmt werden nur die Einzelschauspieler. Die Poesie erlag eben der Politik und der Philosophie; der erste beste Schwätzer verdunkelte jeden Dichter und anderseits wurden die Menschen, welche die Träger der Dichtung hätten sein können, durch die Demokratie verschüchtert und ausgerottet. Auch das alte Publikum war verschwunden, jenes vornehme Griechenland, das einst an den großen Agonalstätten geglänzt hatte, und für das Epinikien, Hymenäen und Threnoi gedichtet worden waren, und das Symposion war sozial vergiftet. Stille Poesie aber gab es noch nicht, oder wo sie war, blieb sie im Dunkel. Dafür lebt damals, was zum Vergnügen dient, nämlich vor allem die mittlere und neuere Komödie und der große Musikbetrieb mit all dem Virtuosentum, dessen Stätte der neuere Dithyrambus ist, und mit den vielen Chören beim Kultus, wofür die politische Brandschatzung der Reichen noch immer die Mittel bietet. Wie aber statt des gestorbenen Staates eine Politik als Wissenschaft ersteht, so erhält man mit der Abwendung von der Praxis der Poesie in der damaligen Zeit doch wenigstens die Theorie: Aristoteles schafft seine Poetik.

Die allein unangegriffene Kraft im Leben des 4. Jahrhunderts war die bildende Kunst. Weil sie das ungeheure Glück hatte, für banausisch zu gelten, hatte sie nur wahrhaft Berufene für sich. Ihr konnten die Rhetorik und Philosophie nicht beikommen, sie nicht in ihr Gerede auflösen, und Platos fromme Wünsche, es möchte weniger des Bildwerkes auf Erden geben und mehr im ägyptischen Stil, blieben unerfüllt. Die Kunst hatte das Glück, den großen Maßstab des Wollens aus dem 5. Jahrhundert völlig beibehalten zu können und ein ebenso hohes Vollbringen unter Behauptung der vollen Naivität darauf zu wenden. Sie war nicht wie das Drama von einem einmaligen Gelingen durch Kampfrichterspruch abhängig oder gar durch gemeine Theatrokratie; sie hatte keine Parodie neben sich gehabt, wie Euripides den Aristophanes; sie war nicht verflochten worden in den allgemeinen Auflösungsprozeß vom Ende des 5. Jahrhunderts. Mit völlig ungeschwächten Kräften trat sie in die neuere Zeit hinüber und entfaltete jetzt erst die volle hellenische Herrlichkeit; jetzt erst trägt sie völlig süße Früchte. Und dabei ist sie unabhängig von allem politischen Elend, unempfindlich für Leuktra, Mantinea und Chäronea, und schon mag ihr auch der beginnende Privatluxus hie und da freundlich entgegenkommen.

Die Künstler sind nun aber auch die letzten, welche die Götter neu geschaut und ihnen die definitive Kunstform gegeben haben. Der mehr subjektive Geist dieser Zeit trifft das tiefere Pathos, den erregteren Gemütsausdruck; es kommen die Götter der Begeisterung,

der Sehnsucht und Wehmut, es kommt das Träumerische, es kommt der höchste Reiz und Schmelz der Form, aus welcher wunderbare innere Eigenschaften zu leuchten beginnen. Jetzt wird von Kephisodot vielleicht der älteste vollständige Musenzyklus geschaffen sowie die Verbindung des Kindes mit der erwachsenen Gestalt: Eirene mit Plutos, Hermes mit dem jungen Dionysos. Und dann kommen durch den großen Skopas die Götter gewissermaßen noch einmal in den Schmelztiegel: Zum erstenmal wird die nackte Aphrodite gebildet, und es entsteht der (jetzt erst der Karikatur entzogene) Zug der Seegottheiten. Und welche Themata sind die rasende Mänade und die drei wunderbaren Gestalten des Eros, Pothos und Himeros (Liebe, Sehnsucht, Verlangen), die er zu bilden imstande war. Und neben Skopas steht der etwas jüngere göttliche Praxiteles, der da fortfährt, wo der Vorgänger die Dinge gelassen hat, wie er ja auch als Gegenstück zu dessen letztgenannter Trinität für dasselbe Aphroditeheiligtum die Gruppe der Peitho und Paregoros (Überredung und Trost) schafft. Von ihm war das Wunderbild der knidischen Aphrodite, war der Eros, der dem des Skopas mindestens gleichwertig muß gewesen sein, von ihm waren die Neugestaltungen des Dionysos und des Hermes. Er hat in den dionysischen Wesen, den Satyrn usw., eine Schönheit zweiter Klasse geschaffen, hat den Sauroktonos, den Apollino, den Diadumenos usw. gebildet. Jetzt erst werden Sachen wie der vatikanische Hermes möglich, ohne die wir uns die alte Kunst gar nicht mehr vorstellen könnten. Und gar in Alexanders Zeit ist von riesiger Fruchtbarkeit Lysipp, der für seine Erzbildungen den neuen, auf die Wirkung des bewegten Nackten hin berechneten Kanon der schlankeren Formen schafft. Von seinen 1500 Werken erwähnen wir hier seine Herakles- und Alexanderdarstellungen und den Apoxyomenos. Gleichzeitig aber leben Pharrhasios und Apelles, und die große Kunst stirbt mit diesen Meistern nicht, sondern rettet sich noch im Schatten der antibanausischen Mißachtung ins 3. und 2. Jahrhundert. — Unter den Schriften des Aristoteles aber findet sich glücklicherweise keine Plastik und keine Graphik.

Was das gesellschaftliche Leben betrifft, so macht sich im 4. Jahrhundert der Ton der Geistreichigkeit und Heiterkeit über alles Maß hinaus geltend. Die Griechen hatten von jeher an dergleichen Freude gehabt, ja es wurde ganzen Bevölkerungen nachgesagt, daß sie das Lachen nicht halten könnten; jetzt wurde dasselbe förmlich nervös, und in der Sucht nach Heiterkeit, der positiven Verschwörung gegen den Ernst, die übrigens noch lange keinen Optimismus der Weltanschauung involviert, zeigt sich eine deutliche Veränderung gegen früher. Dieses Behagen am Gelächter und Spott jeder Gattung, das seine Parallelen in der Hedonik Aristipps und im Vorwalten der mittleren und neueren Komödie vor aller anderen Poesie hat, spricht besonders aus den Sammlungen von Witzen, die in dieser

Zeit angelegt zu werden beginnen, und von denen Athenäus uns manches mitteilt. Uns erscheint daraus nicht alles witzig; man nahm offenbar auch mit magerer Ware vorlieb; doch ist nicht zu vergessen, daß der Grieche auch als Witz mitnahm, was eben nur sehr einfach und treffend gesagt war; daß es doch wirkte, zeigt vielleicht, wie neu der Witz überhaupt noch war. In Athen war ein klassischer Ort für die Witzemacher der Heraklestempel im Demos Diomeia, nahe beim Kynosarges. Hier kamen ihrer sechzig zusammen, und wenn ein Bonmot in der ganzen Stadt herumlief, hieß es nur: „Die Sechzig haben es gesagt." Für diese sandte Philipp von Makedonien ein Talent und beauftragte gewisse Leute, das, was dort gesagt wurde, für ihn aufzuschreiben und ihm zu senden, ähnlich wie im 18. Jahrhundert fremde Fürsten ihre Rapporteurs in Pariser Salons hielten. Ob auch agents provocateurs Philipps darunter waren, wissen wir nicht; jedenfalls aber wollte er die Griechen auch von dieser Seite kennen und ein Grieche sein, wie dies in anderer Weise und im Geist einer anderen Zeit durch politische Sympathie und Teilnahme an den Agonen sein Vorfahr Alexandros Philhellen gewesen war.

Ein wahre Pest für das Symposion müssen die unaufhörlichen Rätselfragen gewesen sein, die man sich beim Gelage aufgab, mit Trinkstrafen für den, der sie nicht lösen konnte. Es ist dies wahrscheinlich schon eine uralte Sitte, die aber in dieser Zeit in ganz besonderen Schwung kam und äußerst populär war; sonst würden nicht die Dichter der mittleren Komödie (schwerlich zum Vorteil des Baues ihrer Stücke) sosehr starken Gebrauch davon gemacht haben. Auch gab es Leute, die mit Erraten und Neuerfinden solcher Rätsel, von denen übrigens einiges zu den schärfsten Zoten gehört, Berühmtheit gewannen. Ferner mußte das Zitieren homerischer und anderer Verse, das Ergänzen derselben in komischem Kontrast, das rasche Hersagen achäischer Helden, wozu ein anderer die troischen sagte, und dergleichen Anlaß zu allerhand Scherzen geben. Andere legten sich auf Pantomimik, wie jener Eudikos, welcher durch Nachahmung von Ringern und Faustkämpfern, also als komischer Parodist des Agonalen, berühmt war. Natürlich war auch der einfache Possenmacher (γελωτοποιός) nicht ausgestorben, der indes am Parasiten tatsächlich eine starke Konkurrenz haben mochte. Er wird in der Diadochenzeit, je roher bei der starken Mischung mit kaum geleckten Halbbarbaren dem Hofwesen, der Militarisierung der Gesellschaft usw. das Gesellige wenigstens teilweise werden mochte, desto eher wieder zu Ehren gekommen sein.

In dieser Zeit schleicht überall den Dingen die Theorie bald nach. Eine Schrift Theophrasts „Über das Komische" muß zwar eine Sammlung von Anekdoten gewesen sein, hat diese aber doch wahrscheinlich in der Weise dieses Philosophen mit Definitionen und Betrachtungen verbunden; ein anderer Schüler des Aristoteles, Klearch, schrieb über Rätsel und über Sprichwörter, welches Sprich-

wörterbuch sehr verbreitet gewesen sein muß. Cicero, der bei Anlaß des Witzes in der öffentlichen Rede auf dieses Thema kommt, glaubt zwar, daß man damit nicht weit gekommen und daß die mißlungene Theorie des Lächerlichen selbst das Lächerlichste sei, doch unterscheidet er selbst zwei Wirkungsweisen, nämlich die des komisch-humoristischen Tons, in den alles getaucht wird (cavillatio), und die des glänzenden Einzelwitzes (dicacitas). Übrigens mochten die Philosophen Mühe haben, von ihrem eigenen Unterricht den auf allen Gassen herumlaufenden Hohn und das Gelächter fernzuhalten.

Und nun das Genußleben der damaligen Zeit. Hingebung an den Sinnengenuß (τρυφᾶν) war im griechischen Leben, soweit die Mittel dazu vorhanden waren, von alten Zeiten her zur Herrschaft gelangt. Die Kolonien, die mit den herrlichen Produkten ihres Bodens kaum wußten wohin, die eine Herrschaft über die Umwohner ausübten oder auch durch Handel gewaltiges Geld aufhäuften, mußten dazu gelangen, zumal wenn ein Stand von Großbesitzern (sogenannten χίλιοι) die Herrschaft in Händen hatte, und ähnlich mochte es mit dem thessalischen Adel stehen. Sodann hatten die Tyrannen von jeher vorherrschend dem Wohlleben gedient. Noch im 4. Jahrhundert ergeht sich in den horrendesten Exzessen der jüngere Dionys; neben ihm sind es zumal halbgriechische Herrscher vom äußersten Rande der griechischen Welt, welche sich am üppigsten gehen lassen, ein König Kotys von Thrakien, ein König Straton von Sidon und im Wetteifer mit diesem Nikokles von Zypern. Auch in Athen hatte man längst lieber gut als schlecht gelebt; bei Aristophanes, der überhaupt viel von diesen Dingen hat, ist die tiefe Rührung des Dikäopolis, der nach sechsjähriger Entbehrung zum erstenmal wieder einen Aal aus dem Kopaischen See in seine Gewalt bekommt, sehr ausführlich gegeben und von der besten Komik, und auch das Schlaraffenland bei seinen Zeitgenossen Telekleides und Pherekrates lautet schon sehr gefräßig. Neu und nur bei der völligen Abwendung vom Staat und vom agonalen Wesen erklärlich ist dagegen, daß nun der genußsüchtige Privatphilister in einer eigenen philosophischen Sekte als Hedoniker auftreten, zum Unterschiede von den Zynikern sein Programm entwickeln und seine bis heute gültige Moral theoretisch und praktisch an den Tag legen kann, neu ist, daß Genüßlinge wie der üppige (ἡδυπαθής) Polyarchos mit solcher Weisheit umherreisen und sie Männern wie Archytas und dessen Genossen vortragen können, neu aber besonders auch, daß das Prassen in den Vordergrund der Poesie tritt und daß die ganze attische Komödie daraus ein Hauptsubstrat entnehmen kann. Wir haben früher gesehen, wie die mittlere Komödie in dieser Beziehung an den Sikelioten Epicharm anknüpfen konnte, von dessen Fragmenten wohl drei Viertel aus Feinschmeckergeschichten bestehen; diese Tradition gibt ihr selbst den Effekt des beständigen Schmatzens, als wäre Athen nichts als eine Garküche, und auch die neuere hat

von diesem Koch- und Eßwesen noch übergenug, und dies alles, während von den bildenden Künsten so unverhältnismäßig wenig die Rede ist und die Hauptnotizen erst aus der römischen Zeit stammen. Das theoretische und didaktische Akkompagnement dazu aber gaben die Eßdichter mit ihren poetischen Kochbüchern, die ihren Ursprung gleichfalls in Sizilien haben, wie überhaupt die „sizilischen Tische" sprichwörtlich waren.

Vor allem ist das Symposion im Privathaus jetzt nicht mehr alles, sondern man mied jetzt auch die öffentliche Wirtschaft (καπηλεῖον) nicht mehr, und besonders das geringere Volk muß solche stark frequentiert haben, vielleicht, weil das gute Essen in der Garküche besser gedieh als zu Hause. Als Diogenes, in einer solchen frühstückend, den vorübergehenden Demosthenes herbeirief und dieser nicht kommen wollte, fragte er ihn: „Schämst du dich? Dein Herr (der Demos) tritt alle Tage herein"; der Redner scheint in dieser Beziehung strenger gedacht und von der attischen Jugend überhaupt einmal das Wort Säufer (ἀκρατοκώθωνες) gebraucht zu haben. Überhaupt wird das Wohlleben etwa einmal einer ganzen Bevölkerung vorgehalten; es mögen die Athener oder Byzantier sein, von denen Aristoteles sagt, daß sie nichts anderes gelesen hätten, als das „Gastmahl" des Philomenos und dieses nicht ganz, und die Wichtigkeit des Eingepökelten (τάριχος) soll für Athen so groß gewesen sein, daß man (freilich nach einem Komiker) den Söhnen eines Händlers, der solches eingeführt hatte, für dieses Verdienst des Vaters das Bürgerrecht verlieh. Was die Genießenden betrifft, so wird die flachste Genußtheorie bei Alexis allerdings nur einem Sklaven in den Mund gelegt, während sonst der Preis der Heiterkeit bei den Dichtern meist geistreicher herauskommt; aber, so hübsch es gegeben ist, klingt es im Grunde doch sehr traurig, wenn z. B. bei Antiphanes eine Person nach Darlegung aller Gefahren, die dem Menschen von der Polis und sonst drohen, zu dem Schlusse kommt: „Nichts ist sicher, als was einer täglich mit Genuß an sich selber draufgehen läßt. Und auch da kann einer kommen und ihm den schon bereitstehenden Tisch wegziehen; erst, wenn du den Bissen zwischen den Zähnen hast, dann denke, dies sei sicher." Wer immer konnte, tat sich jetzt gütlich, und so entstanden bei den Dichtern und anderen Autoren jene Verzeichnisse von Tischschwelgern (ὀψοφάγοι), von denen man nicht annehmen muß, sie enthielten nur Ausnahmen; vielmehr dürfte der Nennung der einzelnen auch wohl bloßer hungriger Neid zugrunde liegen. Auch Vielfresser werden uns bei Athenäus aus Notizensammlern und Dichtern galerienweise vorgeführt, mit massiven Witzen über den Appetit ganzer Völkerschaften, wie der Böotier, Pharsalier usw. Wir lernen Spezialitäten kennen wie diejenigen, die von schwerem, kostbarem Silbergeschirr elend mager aßen, oder bei wirklicher Armut doch Silbergeschirr, aber so dünnes wie ein Häutchen brauchten, oder wie den geizigen

Schlecker, der alle Gerichte nur im Deminutiv bestellt. Leckergerichte werden in Menge genannt und etwa ganze Rezepte dazu in Trimetern vorgetragen. Einen wahrhaft betrübenden Effekt macht es aber, wie aus einer ganzen Anzahl von Stücken der Jammer über die Fischhändler belegt wird. Man schreit über ihre unverschämten Preise, ihre düstere Grobheit, ihr Kaum-Antwortgeben, nennt sie Verbrecher, welche angeblich, um ein Gelübde zu erfüllen, in Wahrheit aber, um einen Vorhang über einem Brandmal zu haben, ihr Haar lang wachsen lassen, oder Betrüger beim Wechseln und Herausgeben, Verkäufer von fauler und toter Ware, Ruin des Vermögens, zählt sie unter den größten Übeln auf und jammert, daß es so schädliche Tiere überhaupt gibt, an denen man zum Bettler werde. Auch die Fischer werden nun unverhältnismäßig wichtige Personen, die sich höher fühlen als die besten Feldherren.

Auch die gefährliche Seite der Sache wird übrigens betont, da der verarmte Fresser zum Räuber und Catilinarier wird. „Von einem Armen, der noch immer Geld zu Leckerbissen hat, kann man annehmen, daß er gewiß nachts alle überfällt, die ihm unbewaffnet begegnen, und den armen, kräftigen Jüngling, den man des Morgens bei Mikion Aale kaufen sieht, sollte man sogleich in den Kerker führen", hieß es bei Alexis, und Diphilos rühmte ein korinthisches Gesetz, wonach ein dürftiger Prasser in Strafe und sogar in die Hände des Scharfrichters geraten konnte, da ein solcher gewiß nicht ohne Missetat lebe, sondern Kleider stehlen oder einbrechen oder Sykophantereien treiben oder als falscher Zeuge leben müsse.

Eine stehende Figur in den Komödien ist, wie wir bei der Betrachtung der komischen Poesie sahen, der Koch. Derselbe war früher wenigstens in der Regel nicht Sklave, sondern gemietet, und noch in der neueren Komödie ist ein solcher gemieteter neben dem Kochsklaven für alle größeren Anlässe unentbehrlich. Man lernt ihn denn aus den Fragmenten in seiner groben und wichtigtuenden Manier gehörig kennen. „Das ganze Volk der Köche ist prahlerisch", heißt es an einer Stelle, da einer vorgeführt wird, der sich rühmt, daß seinetwegen viele ihr Vermögen aufgegessen haben. Auch haben die Kerle gelesen; sie geben sich gerne als wissenschaftlich, erlauben sich Prahlereien literarischer und philosophischer Art, und es ziert sie, wenn sie sich auf das Opfern verstehen. Und das dauert dann bis in die Diadochenzeit hinein, da einer sich rühmt, daß er dem König Nikomedes zuerst zwölf Tagereisen weit ins Binnenland Sardellen geliefert habe, die er aus Rüben zuschnitt und mit der gehörigen Soße zubereitete; denn „in nichts unterscheidet sich der Koch vom Dichter, liegt doch für beide die Kunst im Genie". Man ist bei der Lektüre des Athenäus froh, wenn es etwa einmal heißt: „Genug von den Köchen."

Übrigens gilt hin und wieder die attische Küche als mager im Vergleich mit der thessalischen und die hellenische überhaupt im

Vergleich mit der nichtgriechischen. Lächerlich war es, wenn die letzten Spartaner mit ihrer Gleichgültigkeit gegen Backwerk und Naschwerk großtaten, während sie massenhaft Fleisch versorgten. So nahm z. B. Agesilaos bei Tachos Weizenmehl, Kälber und Gänse an, während er Nachtisch, Süßigkeiten und Salben den Heloten geben ließ; sich selber und seinen Weltruhm hatte er aber doch nach Ägypten verkauft, als er es in Sparta nicht mehr aushalten konnte. So weit sind sie.

Ein Spezifikum dieser Zeit ist der Parasit, dessen in tausend Farben spielendes Wesen von Ribbeck eine so hübsche Beleuchtung erfahren hat. Wie die ganze Feinschmeckerei bei den Sikelioten schon hundert Jahre früher entwickelt und von ihnen her der ewige große Opferdampf nach Athen gequalmt war, so treffen wir dort auch diese Gestalt zuerst, und schon Epicharm in seiner Elpis hat das Bild derselben treu gezeichnet. Auch in Athen war die Sache schon im 5. Jahrhundert vorhanden, nur hießen diese Leute damals κόλακες (Schmeichler). An einer Stelle aus dem Stücke des Eupolis, das diesen Namen führte und das auf den reichen Verschwender Kallias gemünzt war, schildern sie sich bereits, wie sie sich an einen reichen Einfältigen mit dickem Lob herandrängen, um bei ihm zu schmarotzen, dabei aber viele zierliche Dinge (χαρίεντα) sagen müssen, wenn sie nicht vor die Türe gesetzt sein wollen. In einem Zeitalter hoher sozialer Bildung tauchte eben hier ein ganz besonderes Wesen auf, nur erklärlich durch das Zusammentreffen tiefen Hasses gegen die Arbeit mit großer Biegsamkeit und Gewandtheit und großem Bedürfnis des Wohllebens. In ihm ist der genußsüchtige Grieche um den Preis der Ehrlosigkeit antibanausisch; er ist aber ein unvermeidliches Komplement der antibanausischen Welt, und im Grunde ist der Protektor die noch widrigere Figur mit seinem unbedingten Bedürfnis nach Geselligkeit, Zeitvertreib und Schmeichelreden, wozu noch der Wunsch kommt, jemand zu haben, der den Rücken für seine Laune herhält.

In den kräftigen politischen Zeiten hätte nun schon das echte Symposion eine solche Wucherpflanze nicht geduldet; diese wächst auf dem Boden einer korrumpierten, wenn auch noch geistreichen Geselligkeit, da man auf das Privatleben reduziert und das Symposion durch die Genußsucht völlig ausgeartet ist, ja man kann sagen, daß das Symposion, soweit es sie regelmäßig duldet, als Form der Geselligkeit gerichtet sei. Der Parasit macht vor allem alles mit und insinuiert sich damit, daß er seine Liebe aufs wärmste beteuert, zu allem ja sagt, was man von ihm wünscht, nie einen anderen Geschmack als der Herr hat und ihn in einer Weise, welche die heutige Welt nicht mehr prästieren könnte, obligatorisch bewundert. Zu diesem Zwecke hält man ihn; denn man kann ja an Ruhm und Ehre nicht genug bekommen. Je nachdem behandelt man ihn aber so herzlos als möglich, wirft ihm die größten Knochen

an den Kopf, daß er Wunden davonträgt, ohne daß er böse werden darf — denn „man soll nicht Parasit sein, wenn man empfindlich ist“ —, und bedient sich seiner als eines Hauptfrechen den anderen gegenüber, ja eines Hausknechtes, der angetrunkene Gäste zum Hause hinauswerfen muß, und da er keinerlei Stolz an den Tag legen darf, kann er sich nicht weigern, etwa auch ein Verbrechen für seinen Herrn zu begehen, falsches Zeugnis abzulegen u. dgl. Dies macht ihn schon hin und wieder unglücklich, und bisweilen jammert er über die Knechtschaft, die ihm der Bauch zuzieht; allein da er eingestandenermaßen ein Knecht des Genusses (ἥττων τῆς ἡδονῆς) ist, nimmt er den Genuß unter allen Bedingungen und beschwert sich nicht, auch wenn der Seefisch von heute Morgen nochmals und riechend erscheint. Die bekanntesten Parasiten hatten ihre Spitznamen, und außerdem verhöhnten die Komiker, namentlich der mittleren Komödie, eine Anzahl derselben oft und persönlich auf der Bühne; aber das Jahrhundert hatte überhaupt ein dickes Fell, diese Leute waren gewöhnt, das Ärgste auszuhalten, und so werden ihnen diese Nadelstiche nichts mehr ausgemacht haben. Sie sind unabtreibbar; man braucht bloß das Wort „ich rufe“ auszusprechen, so müssen sie einem einfallen; „wenn ich beim Ausmarsch in den Krieg Ares und Nike rufe, so rufe ich gleich auch den Chärephon; denn rufe ich ihn nicht, so kommt er ungerufen“, sagt jemand in der Komödie, und bei Hochzeiten schleichen sie sich ein, und wäre es, indem sie sich als Träger des Vogelkorbes kostümieren; für das ungenierte Eintreten mögen unter Umständen das Beispiel des Freundschaftszeus (Ζεὺς φίλιος) und andere mythische Begründungen zur Entschuldigung dienen. Im Grunde war der frühere Spaßmacher eine viel honettere Person gewesen; bei ihm hatte es sich von alters her um ein besonderes Fach mit Fertigkeiten und Traditionen gehandelt; man hatte ihn um Honorar bestellt, oder er durfte wenigstens ein solches erwarten, während es jetzt der bloß Geduldete ist, der sich mit der Erregung der Heiterkeit abgibt.

Gleichwohl konnte man als Parasit berühmt werden, wie der genannte Chärephon und ein gewisser Korydos, der bei Alexis als Ziel der sehnsüchtigen Ambition eines anderen genannt war, und über den sogar Memoiren (ἀπομνημονεύματα) geschrieben wurden, und es ist ja auch nicht zu leugnen, daß viele einzelne Parasitenwitze vortrefflich sind; aber soviel Geist hier verschwendet wurde, die Geselligkeit wurde doch auf diesem Wege vergiftet, und was waren die Hellenen ohne diese?

Daß der Parasit an den verschiedenen Höfen angetroffen wird, ist selbstverständlich. Bei Alexander von Pherä ist ein gewisser Melanthios, der in postumer Ergebenheit auf die Frage, wie der Tyrann erstochen worden sei, zur Antwort gab: „Durch die Brust in meinen Magen.“ Auch die Schmeichler des jüngeren Dionys gehören hierher, die, weil er kurzsichtig war, sich auch so stellten,

gegeneinander rannten und Schüsseln umstießen, ferner seine Päane auswendig wußten usw. und ihm daneben freilich auch etwa eine affektierte freiheitliche Grobheit zu hören gaben, und Ähnliches wird von dem berühmten Kleisophos am Hofe Philipps von Makedonien erzählt, der, als der König ein Auge verlor, sich gleichfalls eine Binde über ein Auge legte, und als jener am Schenkel verwundet wurde, hinkend in seinem Gefolge ging. Auch über die Parasiten einzelner Diadochen findet sich eine Menge von Notizen; sie sind an diesen Höfen ein Stück gewaltsam festgehaltenen und vergröberten griechischen Lebens und verderben selbst Galaterfürsten.

Neben den gewöhnlichen Eßparasiten gab es allgemach auch den Schmeichelkünstler als solchen, offenbar mit einem spezifischen Drang und Talent, sich zu insinuieren. Plutarch spricht von ihm in de adulatore zwar, als gälte es die Kaiserzeit; aber einige Beispiele, die er bringt, zeigen, daß es ein mindestens spätgriechischer, wenn nicht überhaupt griechischer Typus war, der Macht und dem Reichtum zu schmeicheln. Der Schmeichler stellt sich nicht bloß blind und taub, weil sein Kostherr es ist, sondern gibt ihm sogar in häuslichem Unglück, in betreff von schlechten Gattinnen, Söhnen und Verwandten zu gleichen vor. Noch später kam es vor, daß Hofleute des Mithridates, welcher gerne den Arzt spielte, sich von ihm schneiden und brennen ließen. Karneades aber sagte, die Söhne der Reichen und Könige lernten nichts gut als reiten; der Lehrer schmeichle ihnen, der Mitringer lasse sich zur Erde beugen, nur das Pferd kenne keine Komplimente und keinen Unterschied.

Wäre nun nur wenigstens das Familienleben besser gewesen! Aber gerade über dieses erhalten wir die betrübtesten Aufschlüsse. Vor allem die Ehe wird wie bisher ganz einseitig als eine rechtliche und politische Sache behandelt, indem der Staat von ihr gültige Bürger und sonst nichts will. Noch am Ende des 5. Jahrhunderts hatte der Redner Aristophon (obwohl er selber Kinder von einer Hetäre hatte) ein Gesetz des Perikles erneuert, wonach nur, wer von einem Bürger und einer Bürgerin erzeugt sei, volles Bürgerrecht haben sollte. Allein der Grund auch zu diesem Gesetze war bloß ein politischer; es sollen nicht etwa aus sittlicher Absicht rechtmäßige Ehen gefördert werden, sondern man wollte nur überhaupt die Bürgerschaft beisammen behalten; denn hätte man die Hetärensöhne als Bürger und vollends als Erben gelten lassen, so wäre bald alles aus den Fugen gegangen, und die rechtmäßige Ehe würde mehr und mehr abgenommen haben. Zu welchen Sykophantenstreichen dann aber auch wieder die Handhabung eines solchen Gesetzes führen konnte, wenn „die ganze Stadt gegen die frech in die Demen Eingedrungenen aufbrauste", haben wir oben bei Gelegenheit der Rede gegen Eubulides gesehen.

Das Weib ist also völlig eine Sache, ein Werkzeug ad hoc, und auch die Scheidung ist sehr leicht; was etwa davon zurückhält, ist

wesentlich der Umstand, daß man dabei die Mitgift herausgeben muß. Wie sehr es aber nur auf Nachkommenschaft ankam, lehrt die Häufigkeit der Adoptionen. Dieselben erfolgen besonders dann, wenn ein einziger Sohn gestorben ist, und es wird dabei immerhin gerne ein naher Verwandter gewählt; auch suchte das Gesetz zu kontrollieren, indem es sie nur dann für gültig hielt, wenn der Adoptierende weder geisteskrank, noch vor Alter kindisch, noch durch Zaubermittel betört, noch durch Weiberränke verführt sei, und die inter vivos Adoptierten hatten einen natürlichen Vorzug vor den durch Testament Adoptierten. Indes mag es oft schwer zu beweisen gewesen sein, daß einer der ausschließenden Umstände vorlag, und nun macht sich in diesem Verhältnis die Ruchlosigkeit des damaligen Athen in einem Maße geltend, das sich nur durch ein elendes Recht und eine allseitige Praxis der Schikane erklärt und über alles weit hinausgeht, was sich heute an Trotzheiraten und Trotzadoptionen aus Haß gegen die eigenen Deszendenten findet. Der Staat aber schritt, weil der Staatsanwalt fehlte, nie von Rechts wegen ein, und dieser Umstand, daß nur auf geschehene Klage ein Rechtshandel erhoben werden konnte, ermunterte hier, wie in allen Dingen, die Gier und sykophantische Nachstellung. Die Folge waren jene ewigen Händel zwischen Adoptiven und Blutsverwandten, über die wir hauptsächlich durch Isäos unterrichtet werden. So bestreitet im Falle von dessen dritter Rede eine Bastardtochter noch nach zwanzig Jahren einem zum Adoptivsohn und Erben eingesetzten Neffen des Erblassers die Erbschaft, weil ihre Mutter angeblich getraut gewesen sei; und im Falle der zweiten klagt ein Bruder darüber, daß der andere den Bruder seiner Frau adoptiert hat, und zwar auf ihr Zureden, nachdem er sich erst, weil er keine Hoffnung mehr hatte, Kinder von ihr zu bekommen, in Güte von ihr geschieden hat. Wie sich ein Schurke durch eine geradezu gefälschte Adoption in eine Familie eindrängen konnte, haben wir beim Falle des Diokles gesehen.

Auch die Erbtöchter waren die Veranlassung vieler Streitigkeiten, da der nächste Verwandte das Recht hatte, sie entweder selbst zu heiraten oder seinem Sohne zur Ehe zu geben. Im Falle der zehnten Rede des nämlichen Isäos vermählt der väterliche Oheim eine solche zwar einem anderen, behält aber ihr Vermögen für sich, in dem der sechsten wird eine Witwe von einem nächsten Verwandten als solchem zur Ehe in Anspruch genommen, dies aber unter veränderten Umständen wieder unterlassen. — In der Eubulidesrede des Demosthenes erfahren wir von einem Armen, der sich von seiner Frau, von der er bereits ein Kind hat, einer reichen Erbtochter zuliebe ohne weiteres scheidet. Er oder vielmehr ihr Bruder gibt sie einfach einem guten Bekannten, und dieser zeugt weitere Kinder mit ihr, und dies alles geschieht unter Zeugenschaft der beiderseitigen Oheime.

Sehr schlimm sind die Vormundschaftsverhältnisse. Bei Lysias lernen wir Diogeiton kennen, welcher der Oheim und Großvater seiner Mündel ist, diese aber gleichwohl schmählich um ihr Vermögen bringt. Ganz betrübt aber ist das Jugendschicksal des Demosthenes, das sich in einem verhältnismäßig vornehmen und reichen Hause abspielt. Der Vater übergibt sein Vermögen von 14 Talenten dreien Vormündern, nämlich einem Schwestersohn Aphobos, einem Brudersohn Demophon und einem alten Freunde Therippides, mit der Bedingung, daß der erste die Witwe mit 80 Minen Mitgift heiraten solle, der zweite ebenso die (beim Tode des Vaters erst fünfjährige) Tochter, wenn sie mannbar geworden wäre, einstweilen aber solle er zwei Talente empfangen; auch dem dritten wird bis zur Mündigkeit des Sohnes der Nießbrauch von 70 Minen zugewiesen. Indes er also offenbar Witwe und Tochter durch Interessierung zweier Vormünder sichern will, kann er dies nicht anders tun, als indem er — bezeichnenderweise für die damalige Stellung der Frauen — über sie wie über eine Sache verfügt. Bekanntlich hielten aber die beiden Neffen die Bedingung nicht, und alle drei verschleuderten das Vermögen so, daß bei Demosthenes' Mündigkeit nur etwa der zwölfte Teil davon übrig war.

Was aber das Urteil über die Frauen betrifft, so schildern sie sich selbst aus dem Munde der aristophaneischen Praxagora malitiös als das konservativere Element gegenüber den neuernden Mannsleuten; im übrigen aber gehen die Schmähungen über sie in der Komödie ihren Weg weiter. Wenn wir ein tröstliches Bild suchen, so mögen wir uns daran erinnern, daß Xenophons Ökonomikus zwar ein mit Sokrates geführtes Gespräch darstellt, aber doch erst tief im 4. Jahrhundert geschrieben ist, und also nochmals an das bereits angeführte Wort des Ischomachos denken. Zwar würde der Grad der Empfindung des biederen Landbesitzers in einem heutigen Roman als eiskalt und lächerlich befunden werden; aber jener herrliche Schluß öffnet dem Leser die Augen über ein edles Verhältnis der Gatten. Gerne möchten wir ein solches auch bei den Eheleuten voraussetzen, die uns auf den herrlichen Grabstelen des 4. Jahrhunderts durch die bildende Kunst empfohlen sind.

Bedeutungsvoll ist die Geltung, welche die Frauen in dem meist monarchisch regierten und ohnehin dorischen Syrakus haben: Wir dürfen hier schon an Demarete, die Gemahlin Gelons I., im 5. Jahrhundert denken, ferner daran, daß sich an die beiden Frauen des älteren Dionys Fragen von politisch-dynastischer Tragweite knüpften; auch Dions Schwester und Gemahlin, Aristomache und Arete, treten etwas stärker hervor, und von den Frauen am Hofe des jüngeren Dionys erfährt man, daß sie sich lebhaft für Plato interessierten. Eine sehr mächtige Frau der damaligen Zeit ist die jüngere Artemisia von Halikarnaß, und später kamen dann auch an den diadochischen Höfen einzelne Frauen zu großer Macht. Mit den

Spartiatinnen dagegen war es übel bestellt. Sie waren zum Teil sehr reich, und es sollen mit der Zeit zwei Fünftel des Grundbesitzes in ihren Händen gewesen sein; auch hatten die Erbtöchter das Recht, nach Belieben zu testieren. Aber sie lebten willkürlich und bestanden nach Leuktra die Probe nicht. Nachdem keine von ihnen jemals den Rauch eines feindlichen Wachtfeuers gesehen hatte und sie jahrhundertelang den Männern hatten patriotisch prahlen helfen, konnten sie beim Einfall des Epaminondas keine Ruhe halten, sondern schrien und liefen wild durcheinander und waren gänzlich außer sich.

Schließlich möchten wir hier der Pythagoreerinnen gedenken. Mögen auch die Fragmente der Phintys und der Periktione, die Stobäus aufbewahrt hat, aus späterer Zeit sein, die Sinnesart, die sich in ihnen ausspricht, dürfte doch schon im Unteritalien des 4. Jahrhunderts bestanden haben und eine Parallele zu demjenigen Pythagoreismus bilden, der eine Quelle panhellenischer Tugend war. In dem Traktat der Phintys über die sittliche Würde (Sophrosyne) der Frau erhält man Einblick in einen strengen moralischen Adel des Weibes. Diese Pythagoreerinnen wollen nicht nur die Heiligkeit des Ehebettes streng erhalten wissen, sondern sie wollen den Mann beglücken, sie verlangen einfaches Leben, einfache Tracht, Enthaltung von den lärmenden Gottesdiensten, Beschränkung auf die volkstümlichen Opfer an die Stadtgottheit, und im übrigen Eingezogenheit und reinen Wandel, kurz sie stellen sich in jeder Beziehung als Frauen besserer Art dar.

Wenn wir nun nach den sonstigen Gebieten fragen, auf denen sich der Luxus der damaligen Zeit betätigte, so haben wir vor allem einiger Gräber zu gedenken. Es ist eine sichtliche Einwirkung des pomphaften Orients, daß das Heroon eine gewaltige Steigerung und Umbildung, bisweilen bis in die höchste Pracht, erfährt, und dies nicht bloß zur Feier von Männern wie Timoleon, die dazu ein gutes Recht hatten, sondern auch von ziemlich ruhmlosen, nur reichen Individuen. Zelebrität und Reichtum fanden hier kein Maß mehr. So stand auf dem Grabe des Isokrates ein Pfeiler von dreißig Ellen Höhe und darauf eine Sirene von sieben Ellen und in der Nähe eine Platte mit Bildwerken, welche (ohne Zweifel in Relief) Dichter und Lehrer des Isokrates, unter anderen den Gorgias, der auf eine astrologische Kugel blickte, und daneben ihn selbst darstellten. Auch am Grabe des Tragikers Theodektes, das am heiligen Weg nach Eleusis lag, waren außer ihm noch andere berühmte Dichter abgebildet, und zwar, wie es scheint, in Statuen, nicht bloß auf Reliefs. Dies waren nun doch wirklich noch bedeutende Männer gewesen. Aber nun kam der Kassendieb Harpalos und setzte seiner Gemahlin Pythionike, einer früheren Hetäre, ein Grabmal zu Babylon und eines am heiligen Weg zu Eleusis, auf die er zusammen 200 Talente gewandt haben soll. Das letztere war nach Pausanias von allen vorrömischen Denkmälern Athens mit das sehenswerteste,

an Größe und Pracht kam ihm nur das eines nach Athen übergesiedelten Rhodiers gleich; man hätte von weitem meinen sollen, es wäre mindestens das Grabmal eines Miltiades oder Perikles.

Im allgemeinen aber war der athenische Privatluxus, sosehr im einzelnen Falle darüber gescholten wird, wahrscheinlich noch sehr primitiv und gewiß eines der untergeordneten Phänomene des Sinkens. Wer Geld durchbringen wollte, mußte dies mit Essereien und im Umgang mit Hetären tun. Es zu verkutschieren und zu verbauen, war gefährlich. Daß ein schönes Haus als Skandal galt, lehrt die früher von uns erwähnte Hauptklage des Demosthenes. Auch wurde an dessen Gegner Meidias getadelt, daß er außer seinem Hause in Athen noch einen palastähnlichen Bau in Eleusis aufführte, daß er bei Mysterien und anderen Anlässen mit einem prächtigen, aus Sikyon bezogenen weißen Gespann auffuhr, daß er selber nach Weiberart auf einem silberbeschlagenen euböischen Lehnsattel ritt, zahlreiche Diener, glänzende Gewänder und Prachtgefäße hatte. Wir müssen sagen: Wenn dies Exzesse waren, so stand es mit dem damaligen attischen Luxus der notorisch Reichen nicht sehr gefährlich. Das Volk aber betrachtete offenbar den Privatluxus als einen Raub an ihm selbst, und Demosthenes hebt daher in seiner Klagerede stark hervor, daß Meidias an Leiturgien nicht genug geleistet habe, indes er selbst während seines damaligen Konfliktes mit diesem die kostspielige Leiturgie eines Männerchores von Flötenspielern übernahm, der mit golddurchwirkten Festgewändern und goldenen Kränzen ausgestattet war.

Wie es in Athen war, wird es wohl in allen größeren Städten gewesen sein: Das Geld war schon sehr der Hauptmaßstab der Dinge. Indes war es doch nicht der einzige Maßstab, und so behauptete sich zunächst bei vielen antibanausische Gesinnung genug, um das Armbleiben dem Erwerb vorzuziehen. An diesem klebte eben immer noch teilweise ein Makel, auch wenn er, wie dies bei den Trapeziten, den Vermittlern des Geldverkehrs, der Fall war, viel einbrachte, und außerdem hatte der Reichtum, sobald er anerkannt war, seine Lasten und Gefahren, wie vielleicht außer in den Ländern des Islams in keinem Zeitraum höherer Kultur. Auch fiel, im Vergleich zu unserer Welt, ein Motiv des Reichwerdenmüssens noch immer weg: Die soziale Distinktion hing nicht am Reichtum, sondern an der geistigen und leiblichen Gymnastik; auch die Frauen drängten die Männer nicht zum Reichwerden. Einen schönen Preis der ehrbaren und fähigen Armut enthält die Selbstverteidigung der Penia im Plutos des Aristophanes (507 ff.), welcher überhaupt für den Anfang des Jahrhunderts eine Hauptaussage über die sozialen Verhältnisse ist; die Armut weist daselbst nach, wie sie die Mutter aller Künste und Fortschritte sei und sich sehr wohl von der Bettelhaftigkeit (πτωχεία) unterscheide. Wenn man auf das Genießen — wozu freilich das Leben sehr einlud — verzichtete und nicht

Man blickt in eine große, allgemeine Misere hinein, die es verständlich macht, daß mit der Zeit die Verproviantierung Griechenlands aus den Pontusländern sich nicht mehr lohnte, und daß ein Antonius vor Actium trotz der rücksichtslosesten Matrosenpresse seine Rudermannschaften hier nicht mehr genügend ergänzen konnte. Aber alle diese Orte, von denen noch ein Tempel oder Trümmer oder auch gar nichts mehr vorhanden war, hatten doch einst einen Grund ihres Daseins, eine Lage für eine Stadt gehabt, und dies alles hatte man mit Füßen getreten. Auf Missetaten, wie sie Argos sich bald nach den Perserkriegen erlaubte, waren die Zerstörungen gefolgt, die der Konflikt zwischen Sparta und Athen, zumal der Peloponnesische Krieg mit sich brachte; auch die mehrjährigen Kriege, die auf diesen folgten, der korinthische und der thebanische, können viele Ortschaften auf immer vernichtet haben; dann kamen die Zerstörungen Philipps II. und die Auflösung der phokischen Poleis, und weiterhin im dritten Jahrhundert, während die Makedonier bis auf den jüngeren Philipp wohl keine Städte zerstörten und auch kaum irgendwo die Bewohner wegschleppten, die Hauptzerstörungen durch die Ätoler, welche mit Brand, Mord und, um hohen Loskauf zu erreichen, mit Wegschleppung der Leute vorgingen. Nehmen wir hierzu noch, was die illyrischen Seeräuber und die furchtbaren Spätlinge des Raubens, die Athamanen, taten, so begreift sich leicht, daß manche Polis verschwinden konnte, ohne daß ein erhaltener Autor es meldet. Aber die Hauptsache haben doch in den schrecklichen Zeiten bis 146 Griechen anderen Griechen zugefügt. — Und dazwischen dürfen wir, wo es sich um das Verschwinden von Städten handelt, auch der Synoikismen nicht vergessen. In dieser Zeit mag es — abgesehen von den Konzentrationen, welche Diadochen verfügten — hie und da solche der äußersten Not gegeben haben; bei der allgemeinen sonstigen Abnahme der Bevölkerung gingen viele Einwohner der Dörfer und kleinen Städte schon darum in die größere, feste Polis, weil es draußen vor Land- und Seeräubern unsicher wurde; die verlassenen Orte mochten dann, wie anderswo durch Sieger, welche nur die Vernichtung goutierten, so in diesem Falle, weil man die Bausteine am neuen Orte brauchte, oder auch, damit sich nicht Räuber oder Piraten einnisteten, nachträglich demoliert werden. Nach 146 soll für das unglückliche Land allerdings eine Erholung eingetreten sein; aber dies ist wohl nur relativ zu verstehen; von einigen bevorzugten Stellen, wie Neu-Korinth, abgesehen, blieb die Ruinenwelt sich gleich, und Strabo und Pausanias haben sie gesehen, wie das zweite Jahrhundert sie hinterlassen hatte.

Ganz herrlich wurde in diesen Zeiten die Jagd. Die Spätgriechen sind gewaltige Jäger gewesen, nicht nur auf Hasen, sondern auf Hirsche und Wildschweine, die Freunde der Verödung und Einsamkeit, deren Überhandnehmen geradezu darauf schließen läßt,

daß der Mensch zurückgewichen war und ihnen keine Konkurrenz mehr machte. Hätte der Ackerbau noch wie früher geblüht, so würde man davon sowenig etwas wissen wie von den schönen arkadischen Pferdeweiden.

Wie einander aber angesehene Griechen noch zur Kaiserzeit traktierten, lehrt die von Plutarch berichtete Geschichte aus dem Badeort Ädepsos auf Euböa. Hier war man durch Parteiung um Tänzer und Kitharöden in Zwist geraten und stritt sich dann weiter um die Schwimmbassins, Hallen und Säle, und eine Partei schnitt der anderen die Wasserleitungen ab, und endlich gerieten sie in solche Verwilderung und Verderbnis, daß sie, von dem Tyrannen (Domitian?) jeglicher Habe beraubt, flüchtig, verarmt und nahezu zu anderen Menschen als früher geworden, nur in dem gegenseitigen Haß dieselben blieben.

In dieser Zeit des allgemeinen Rückganges kommt dem Griechentum und seiner Kultur ein weltgeschichtliches Phänomen ersten Ranges zu Hilfe: Roms Philhellenismus. Daß das sonst so harte und trockene Römervolk, das so weniges geliebt hat, hier einen Idealismus und ungewohnten Enthusiasmus hat verspüren müssen, darf uns als ein wahres Wunder erscheinen; wenn wir aber nach einer Erklärung suchen, so mögen wir uns daran erinnern, daß zwischen Griechen und Italikern eine uralte Verwandtschaft bestand, und daß speziell Rom schon in alter Zeit Beziehungen zum Hellenentum hatte. Jedenfalls hatten die Römer von früh an etwas Griechisch gekonnt. Die Sibyllinischen Bücher, ein Falsum aus dem sechsten oder fünften Jahrhundert, welches Rom zu seinem fatidiken Organ erkor, waren griechische Chresmen, und in späterer Zeit, aber schon am Beginn des dritten Jahrhunderts, weist der Umstand, daß A. Postumius vor den Tarentinern griechisch spricht und Kineas im Senat mit griechischer Rede verstanden wird, auf eine geläufige Handhabung des Griechischen bei den höherstehenden Römern hin. Teils durch Vermittlung Etruriens, teils direkt von Hellas aus fand von früh an eine beständige Einwirkung statt, ja, man kann sagen, daß die Griechen es gewesen sind, die den Italikern ihre Gedanken und Gefühle ausgedeutet haben. Besonders die italische Religion war als bloßer Polytheismus der Fusion mit der griechischen Götterwelt völlig offen, zumal in Gestalt der griechischen Poesie, und jedenfalls war ihr etruskischer Bestandteil zur Abwehr nicht stark genug. So drangen die griechischen Kulte und der griechische Mythus, dem keine italische Nation einen selbst hervorgebrachten entgegensetzen konnte, durch alle Poren ein. Schon die populäre Umgestaltung der griechischen mythologischen Namen (z. B. Latona, Herkules, Ulixes) beweist, daß man dieselben häufig im Munde führte; auch hätte Livius Andronicus griechische Mythen nicht auf das Theater bringen können, wenn sie nicht früher bereits etwas Geläufiges gewesen wären. Die anfänglich etruskisch gewesene

römische Kunst, zumal die Architektur, wartete förmlich auf eine Hellenisierung und sehnte sich überhaupt nach Läuterung und Verklärung durch die griechische. Und schon kommt am Ende des vierten Jahrhunderts in Rom auch Kenntnis der pythagoreischen Weisheit vor; wenigstens kannte Cicero ein Gedicht von Appius Claudius Cäcus, welches Ähnlichkeit mit den pythagoreischen Dichtungen hatte; daß einst unter den Zuhörern des Weisen selbst auch Römer gewesen seien, ist nicht durchaus undenkbar.

Ferner vernimmt man von verschiedenen nach Griechenland abgeschickten Gesandtschaften. Schon 454, da es sich um eine Gesetzgebung handelt, die ewig und für alle Römer gelten soll, werden auf den Rat des T. Romilius vom Senate drei Gesandte ernannt und teils an die Griechenstädte in Unteritalien, teils nach Athen geschickt, um sich die besten und am meisten zu Roms Lebensverhältnissen passenden Gesetze zu erbitten und sie nach Rom zu bringen; auf diese Weise wurde die Gesetzgebung der zwölf Tafeln vorbereitet. Sodann werden verschiedene Anfragen an den Apoll von Delphi gerichtet, der darauf denn auch alle möglichen hellenisch lautenden Ratschläge gibt. Als der albanische See (398) überströmt, versöhnen die Römer zuerst die Götter und Dämonen der Gegend und fragen die Manteis des Ortes aus, ob sie ein Mittel dagegen wüßten; da aber der See nicht nachläßt, raten ihnen diese Manteis selbst die Befragung von Delphi, offenbar als etwas Selbstverständliches, an. Sodann wird nach Vejis Fall (396) in Erfüllung eines Gelübdes als Zehnten der Beute ein herrlicher goldener Dreifuß nach Delphi gestiftet, wohin er freilich erst nach großen Fährlichkeiten gelangte, weil er unterwegs in die Hände von Seeräubern aus den Liparischen Inseln fällt. Im Kriege mit den Samniten weist Delphi den Senat an, den Herkules nach griechischem Ritus zu verehren, und beim üblen Fortgang des Krieges kommt von dort auch der Bescheid, dem Weisesten und dem Tapfersten der Griechen Statuen zu setzen, worauf der Senat (wohl auf unteritalische Eingebung hin) den Pythagoras und den Alkibiades auf das Forum setzte. Daß sich weiterhin im Jahre 323 eine römische Gesandtschaft zu Alexander nach Babylon begeben habe, wird bestritten, erscheint uns aber wiederum nicht unmöglich. Sicher ist, daß am Anfang des 3. Jahrhunderts Antiaten, welche sich noch als römische Untertanen dem Seeraub widmeten und dabei von den Leuten des damaligen makedonischen Königs, Demetrios Poliorketes, aufgegriffen worden waren, mit dem Vermelden an die Römer zurückgeschickt worden: Man lasse ihnen die Leute zwar der Verwandtschaft zwischen Hellenen und Römern zuliebe am Leben, finde es aber unschicklich, daß die nämlichen Männer die kriegerische Führung Italiens hätten und daneben Piratenschiffe aussendeten usw., worauf der Senat der Sache abhalf. Eine ähnliche Beschwerde hatte schon Alexander erhoben; diese aber ist dadurch besonders merk-

würdig, daß hier ein Diadochenfürst dreist an die Römer als Halbgriechen appelliert; wenn Demetrios so konnte schreiben lassen, so muß er dazu seinen Grund gehabt haben. Mit Rhodos finden wir ferner Rom schon 306 in Handelsbeziehungen, die zu einem Vertrage führen; nach dem Pyrrhoskriege (273) kommt es zu einem freundschaftlichen Gesandtschaftswechsel mit König Ptolemäos Philadelphos, und sieben Jahre später erscheint zu Rom eine Gesandtschaft der Apolloniaten, wahrscheinlich um Unterstützung gegen Alexander, den Sohn des Pyrrhos, zu erbitten. Um eines besonderen gottesdienstlichen Zweckes willen war von Rom 293 eine Gesandtschaft von zehn Männern nach Griechenland gegangen. Als Hunger und Pest herrschten, hatten die Sibyllinischen Bücher befohlen, aus Epidauros den Aesculapius zu holen. Wirklich kam der Gott in Gestalt einer Tempelschlange auf ihr Schiff und verschwand alsdann bei der Ankunft in Rom auf der Tiberinsel, wo sich hierauf sein Tempel erhob. Schließlich gehört auch diejenige Anknüpfung an den griechischen Mythus, welche Rom von Troja abstammen ließ, einer ziemlich alten Zeit an. Man nahm dieselbe spätestens in der Mitte des dritten Jahrhunderts sehr ernst und unterstützte demgemäß die Akarnanenstädte gegen die Ätoler mit der Motivierung, daß die Akarnanen einst allein von den Griechen keinen Zuzug gegen Troja geleistet hätten.

Wie Rom ferner schon vor Pyrrhos und sodann durch den Krieg mit ihm die unteritalischen Griechenstädte (soweit sie noch so heißen konnten) in seine Tutel bekam und wie es im ersten Punischen Kriege, nachdem es sich bald mit Hieron befreundet hatte, die Karthager völlig aus Sizilien vertrieb und die Insel dem Stamme Japhet rettete, haben wir früher bei unserem Blick auf die Westgriechen gesehen. Als dann später der illyrische Seeräuberkönig Agron und seine Witwe und Nachfolgerin Teuta ihre Scharen und Raubflotten aussandten, letztere, indem sie für deren Führer jedes Land zum voraus als Feindesland erklärte, erlöste es durch mächtige Intervention 229 Kerkyra, Apollonia und Epidamnos aus deren Klauen und sicherte damit auch die Küste von Elis und Messenien, die von diesem unbedingten Korsarentum beständig waren heimgesucht worden. Es war die Zeit, da Makedonien und die beiden Bünde sich gegenseitig schwächten und da es bei der Ermüdung der Griechen und der Antigoniden nicht außerhalb aller Möglichkeit gelegen hätte, daß der hellenische Westen den Illyriern, Dakern usw. zur Beute gefallen wäre; dafür, daß Rom diese Gefahr abwandte, wurden seine Bürger seitdem zu den Isthmischen Spielen und eleusinischen Mysterien zugelassen. Und bald fing darauf der zweite Punische Krieg damit an, daß die Römer als Beschützer des Griechentums ein Bündnis mit Saguntum und Emporiä schlossen. Freilich mußten sie im Verlaufe dieses Krieges das früher so enge verbündete Syrakus belagern; aber der Sieger von Clastidium und

Nola, dem diese Aufgabe zufiel, war ein Freund der hellenischen Bildung und Beredsamkeit, er empfand Schmerz über die bevorstehenden Leiden der Stadt und beschränkte die Gewalttat auf Geld und Sklaven, während alle freien Syrakusaner unberührt bleiben sollten, verabscheute auch den Mörder des Archimedes und ehrte dessen Hinterlassene. Für Rom ist überhaupt das parcere subjectis et debellare superbos keine bloße Phrase gewesen. Da es ja ein Reich gründete, wollte es, daß die Unterworfenen unschädlich wären und weiterlebten, während die Griechen trotz Platos Warnung fortfuhren, einander gegenseitig zu vernichten und bei Überwundenen, wie dies zwischen Polis und Polis Sitte war, das Ausrotten (ἀνα-στάτους ποιεῖν) übten; die Legionäre begannen also nach der Eroberung freilich in der Regel rite mit der Tötung eines jeden, der ihnen begegnete; auf ein bestimmtes Signal aber hörte das Töten auf und das höchst regelrechte Plündern begann.

Allerdings war nun in Syrakus, wo sonst, wie gesagt, noch milder als sonst verfahren wurde, der zum erstenmal, und zwar auf förmlichen Beschluß, daß man nichts zurücklassen wolle, unternommene vollständige Kunstraub eine bedenkliche Sache. Polyb (IX, 10) führt aus, die Römer hätten damals und seither hierin nicht richtig gehandelt. Denn wären sie mit der Kunst emporgekommen und ein mächtiger Staat geworden, dann würden sie solche Dinge billigerweise nach Rom verpflanzen; sie seien aber so fern als möglich von solchem Luxus und solcher Pracht groß geworden und hätten nun die Denkart des Siegers verlassen und die des Besiegten angenommen ... Und nun würden die Beraubten gleichsam zur Schau der Beute nach Rom geladen, was die Stimmung gegen die Sieger notwendig bitterer machen müsse ... Gold und Silber zu nehmen habe am Ende noch seine Räson, weil man der Dinge nicht mächtig werden könne, ohne andere machtlos zu machen; was aber außerhalb von diesen Machtmitteln liege, hätte man samt dem daranhängenden Neid an seiner ursprünglichen Stelle lassen und das Vaterland nicht durch Gemälde und Bildwerke, sondern durch würdevolle und großartige Gesinnung ruhmvoller machen können, statt mit dem syrakusanischen Privateigentum das Privatleben und mit dem öffentlichen Tempel und Staatsgebäude zu schmücken. Der Kunstraub blieb aber von da an üblich und wurde z. B. auch von M. Fulvius Nobilior 189 bei der Einnahme Ambrakias, der einstigen Prachtresidenz des Pyrrhos, welches voll von Weihegeschenken, Statuen und Gemälden war, großartig geübt.

Zum ersten tatsächlichen Eingreifen in Griechenland selbst kamen die Römer (214—205) noch während des Hannibalkrieges. Damals sehen wir sie im Bunde mit Ätolien und als Feinde des Achäerfreundes Philipp; aber im zweiten makedonischen Krieg (200—197), der, als Philipp sich an das Verbot eines Angriffskrieges gegen griechische Staaten nicht gekehrt hatte, auf ein Hilfegesuch Athens hin

begonnen wurde, konnten sie völlig philhellenisch auftreten, und namentlich Athen kam ihnen mit großem Pathos entgegen, zumal da Attalos, der diadochische Wohltäter (εὐεργέτης) der Stadt, es ihnen weislich überließ, die erste Rolle im Philhellenismus zu spielen. Das Bedeutungsvollste aber war, daß Rom in diesem Kriege, da es den Hellenen ihre „Fußfesseln" (d. h. die makedonischen Besatzungen von Akrokorinth, Chalkis und Demetrias) abnahm, einen Feldherrn hatte, in dem der Philhellenismus förmlich verkörpert war. Man begegnete hier „einem jungen Mann von freundlichem Aussehen und hellenischer Stimme und Ausdrucksweise und einem Freunde wahrer Auszeichnung, dem schon seine Art, wie er sich, etwa im Gehen, die Sachen ruhig vortragen ließ und fragte und diskurierte, die Griechen gewann", und so wurde von T. Quinctius Flamininus alles bezaubert, und die Städte erfüllten sich mit Wohlwollen für ihn. Auch ließ er es an Anerkennung des griechischen Wesens nicht fehlen, indem er z. B. vor Kynoskephalä seine Soldaten damit anfeuerte, daß sie in Hellas als auf dem ehrenvollsten Schauplatz sich mit den besten Gegnern (den durch Alexander berühmten Makedoniern) zu messen im Begriffe wären. Nach dem Siege ließ er den makedonischen Staat, wenn auch mit sehr verringerter, bis zur Unschädlichkeit herabgebrachter Macht, nicht nur als Vormauer gegen Thraker und Galater weiterbestehen, sondern damit nicht bei einem gänzlichen Sturze Philipps die Ätoler, über deren nachlässiges und räuberisches Verhalten bei Kynoskephalä wie über ihre Ansprüche auf die Hauptehre des Tages er sich bereits genug geärgert hatte, als Herren von Griechenland übrigblieben, und alle Insolenz half ihnen hiergegen nichts. Und nun kamen die Isthmien des Jahres 196, wo der Herold, nachdem mit der Trompete Stille geboten war, ausrief, „daß die Römer und ihr Imperator T. Quinctius nach vollständigem Sieg über König Philipp und die Makedonier für frei und nicht zur Aufnahme einer (römischen) Besatzung oder zur Entrichtung eines Tributs verpflichtet und auch für berechtigt, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, erklärten: die Korinther, Lokrer, Phokier, Euböer, Achäer, Phthioten, Magneten, Thessalier, Perrhäber". Nachdem dies im Stadion vor Lärm erst nicht von allen verstanden worden war und es der Herold hatte wiederholen müssen, erhob sich ein bis ans Meer hörbarer Freudenschrei, so daß nach einer für das nervöse griechische Wesen bezeichnenden Übertreibung Raben, die über das Stadion flogen, tot darein niederfielen und Flamininus, um nicht erdrückt zu werden, sich davonmachen mußte. Dieselbe Freiheitsverkündung (Nero hat sie später in Korinth parodiert) erfolgte dann nochmals an den Nemeen, für die Flamininus zu Argos als Agonothet proklamiert war; auch Städte in Asien wurden frei gemacht, und dann zog der Befreier als Versöhner und Zurückführer von Verbannten von Stadt zu Stadt, so daß die Befreiung noch als die geringere von seinen Wohltaten

erschien. Sein Hochgefühl sprach aus den Weihinschriften des goldenen Kranzes und der silbernen Schilde, die er nach Delphi stiftete; eine Schattenseite aber war es, daß er, nur um selber mit den griechischen Dingen allein fertig zu werden, und vielleicht auch aus Neid auf Philopömen, der ebenso gepriesen wurde, dem Nabis einen Vertrag gönnte, so daß die spartanischen Verbannten nicht restituiert werden konnten. Auch waren bald bedenkliche Anzeichen die vielerlei Ansprüche, welche von Staat gegen Staat auf Gebiete erhoben wurden, die Unzufriedenheit der Ätoler und der petulante Makedonismus, den Böotien noch lange zur Schau trug und gegen den sich die dortigen Römerfreunde von Flamininus noch ganz naiv eine Mördererlaubnis erbaten. Dieser ermahnte (194) noch einmal die Boten aller Staaten in Korinth zum vernünftigen Gebrauch der Freiheit und verlangte als einzige Gabe die Auslieferung der während des zweiten Punischen Krieges nach Griechenland verkauften Italiker. Mit diesen zog er, als bereits Antiochos in der Nähe war, heim, nachdem er noch die letzten Festungen geräumt hatte; er bewirkte später auch in Rom noch für Philipp den Nachlaß von 1000 Talenten an seinem Tribut und die Aufhebung der Geiselschaft seines Sohnes Demetrios.

Aber unmittelbar darauf konnte sich Antiochos der Große wieder einbilden, er sei von allen Griechen ersehnt. Indem derselbe nach Europa kam, meinte er zunächst, er begehre nur das „Seinige" wieder, das heißt die von den Ptolemäern und Antigoniden besetzten Gebiete, die ehemals den Seleukiden gehört hatten, und das Auftreten römischer Gesandter und deren Einmischung bei der Herstellung seines seleukidischen Gesamtstaates war ihm offenbar unbegreiflich. Diese aber war unvermeidlich, weil er, statt Griechenland in Ruhe zu lassen, mit der Prätension auftrat, die Griechen zu befreien, die, soeben frei und autonom geworden, dessen gar nicht bedurften. Und nun war die psychologische Lage der Einwohner Griechenlands am Vorabend des Antiochoskrieges die, daß zwar jeder vernünftige Mensch, der etwas zu verlieren hatte, zu den Römern hielt, daß es aber gar viel mehr Menschen gab, welche nichts zu verlieren und dabei alle möglichen Ansprüche von früher her hatten; es ist diejenige Sorte, die sich auch später, sogar bis zum Kriege von Actium, mit jedem Feinde Roms und auch mit römischen Einzelparteien verbündet hat, wenn nur Änderung zu hoffen war. Verrückt waren zumal die Ätoler, welchen zunächst noch Flamininus selber umsonst zusprach; der letzte Bescheid ihres Strategen Damokritos lautete: Man werde den Römern den Beschluß nächstens von einem Lager am Tiberufer aus einhändigen. Wenn diese wenigstens ihre Existenz wagten, so sah Hannibals Menschenverstand in betreff der Euböer, Böotier und Thessalier um so sicherer, daß sie, ohne eigene Kraft, es mit dem Stärkeren halten und sich, sobald ein römisches Heer da sei, Rom wieder zuwenden und dessen

Verzeihung finden würden. Hannibal, den Antiochos für untergeordnete Aufgaben benützte, drang in dem Kriegsrate zu Demetrias, wo man ihn endlich einmal zu hören bekam, mit diesen Bedenken sowie mit seinen sonstigen Ratschlägen nicht durch, zumal entschloß man sich auch nicht, Philipps Bundesgenossenschaft zu suchen, und so blieben Makedonien wie Eumenes von Pergamon, Rhodos, Byzanz, der achäische Bund, Athen und auch der durch einen Brief der Scipionen über Roms Politik beruhigte Prusias von Bithynien auf römischer Seite. Und nun wurde Antiochos, nachdem er den Winter von 192 auf 191 untätig in Chalkis zugebracht, in der Schlacht bei den Thermopylen aufs Haupt geschlagen, und der Sieger Manius Acilius Glabrio, der in seiner Anrede an die Truppen vor dem Kampfe die Befreiung Griechenlands von den Ätolern und Antiochos einen prächtigen Ruhmestitel genannt hatte, verfuhr wirklich gegen die Griechen sehr gnädig, indem er nur an einem Orte etwas plündern ließ, die Böotier wegen ihres Undanks nach so vielen Wohltaten nur mit Worten tadelte und auf den Zuspruch des als Legat anwesenden Flamininus selbst die übel kompromittierten Chalkidier begnadigte. Sogar den Ätolern ließ er noch einmal zusprechen, sie möchten das von ihnen besetzte Heraklea übergeben und vom Senat Verzeihung für ihren Wahnsinn oder ihren Irrtum erflehen. Daß sie dies nicht taten und noch später den mit Scipio abgeschlossenen Waffenstillstand brachen, brachte dem Bunde 189 den Verlust vieler Städte, die Auferlegung einer großen Kontribution und das Ende der politischen Selbständigkeit.

Inzwischen war der Krieg mit Antiochos nach Asien hinüberverlegt, und in Ilion war, als die Römer hinkamen, die Erinnerung an die Verwandtschaft in einer großen Rührszene aufgefrischt worden. Und als sie nun auch bei Magnesia gesiegt hatten, waren vielleicht die ersten, welche Roms Fatum, die Welt zu leiten, aussprachen, Zeuxis und Antipatros, die Gesandten des gedemütigten Königs. Diese ersuchten die Römer vor den Scipionen und ihrem Kriegsrat, von ihrem Glücke einen milden und großherzigen Gebrauch zu machen, weniger um des Antiochos als um ihrer selber willen, „weil ihnen das Schicksal die Herrschaft und Gewalt über die bewohnte Erde in die Hände gegeben habe", worauf dann freilich Scipo erwiderte, die Römer seien im Siege noch nie übermütiger geworden. Das Resultat war, daß das Seleukidenreich nunmehr auf das Land jenseits des Taurus beschränkt und stark gebrandschatzt, die vorderen Diadochenstaaten vergrößert, eine ganze Anzahl asiatischer Poleis, welche treu geblieben waren und dies durch ihre Boten in Rom sehr geltend machten (vor allem Rhodos, dann auch Klazomenä, Milet, Chios, Smyrna, Erythrä, Phokäa und andere), stark begünstigt wurden; für sich behielt Rom nur Kephallenia und Zakynthos; aber das ganze Mittelmeer stand nun, nachdem

Karthago, Philipp und Antiochos ihm den Gefallen getan hatten, sich als Feinde hübsch sukzessiv zu melden, unter seiner Kuratel.

Von den zahlreichen Gesandten an den römischen Senat aber verstand es am besten der Sprecher der Rhodier, den Römern Angenehmes zu sagen. „Ihr verfolgt ein anderes Ziel als andere Menschen", sprach er, „andere wollen Städte, Einkünfte, Schiffe gewinnen, wenn sie sich aufmachen; euch dagegen haben die Götter solches Bedürfens enthoben, dafür aber die ganze Welt unter eure Macht gegeben. Was bedürft ihr nun noch, und worauf habt ihr den Blick am festesten gerichtet? Offenbar auf Lob und Ruhm bei den Menschen, was so schwer zu erwerben und noch schwerer zu behaupten ist." Als dann Rom noch (189) die Galater züchtigte, rettete es auch hiermit die asiatischen Poleis, welchen nunmehr die Furcht vor den Nichtgriechen und deren Frevel und Gesetzlosigkeit benommen war; sie freuten sich darüber noch mehr, als daß sie die Steuern, Garnisonen und Kabinettsbefehle des Antiochos losgeworden waren.

So endete dieser Krieg, den sich Rom teilweise durch die von Flamininus gegen die Hellenen geübte Milde zugezogen hatte, für die Nation noch recht gnädig; nur glaubte sich noch nach dem Untergange des Nabis der achäische Bund durch Roms Gunst gegen das jeweilige „freie Lakedämon" schikaniert, indem er z. B. 184 vom Senate darum getadelt wurde, weil er Spartas Mauern zerstört hatte. Schließlich konnte die Griechen doch, nachdem sie für Roms Gunst jedesmal Verständnis gezeigt und gejubelt hatten, der erste beste wieder zum Gegenteil bekehren, und so gab es denn, als Perseus auftrat, überall eine Partei für ihn, und Rom mußte ihm 172 den Krieg schon deshalb erklären, weil er sonst die Hegemonie über Hellas würde erhalten haben. Übrigens führten die Römer den Krieg diesmal anfangs schlecht und dabei grausam; auch sie richteten jetzt Bürgerschaften hin oder verkauften sie als Sklaven, und erst im vierten Jahre (168) erfocht L. Ämilius Paulus bei Pydna den entscheidenden Sieg. Dieser gab sich als ein zweiter Flamininus: Er wandte sich nach Pydna der Betrachtung von Hellas und einer rühmlichen und menschenfreundlichen Tätigkeit zu, stellte Verfassungen her, schenkte den Städten aus makedonischen Vorräten Getreide und Öl, ließ in Delphi seine Statue auf die große, für Perseus bestimmte Basis stellen, besuchte Olympia und erklärte hier das in vier Republiken zerteilte Makedonien frei und autonom, und zwar so, daß es jetzt an die Römer als Grundsteuer nur die Hälfte der Summe entrichten sollte, die es bisher den eigenen Königen bezahlt hatte. Aus den Königsschätzen hielt er Agone, Opfer und Gastmähler, während er sich selbst aus der Beute nur zuhanden seiner bildungsfreundlichen Söhne mit den Büchern des Königs bediente, und schied dann mit einem freundlichen Abschiedsgruß an die Hellenen und einem Zuspruch an die Makedonier,

um auf Senatsbefehl das epirotische (nicht eigentlich griechische) Molosserland einer furchtbaren Verwüstung preiszugeben, wobei 70 Städte zerstört und 100.000 Menschen zu Sklaven gemacht wurden. Es ist, als hätte Rom noch vom Pyrrhoskriege her einen Rest von Schrecken vor dem Molosservolke gehabt und die Ausrottung der kräftigsten Elemente desselben gern gesehen, während es die Griechen nicht fürchtete und für seine Bildung brauchte. Auch die Piratenflotte des Illyrierkönigs Genthios wurde damals an griechische Küstenstädte geschenkt, während dessen Land — ähnlich wie Makedonien — in drei Republiken geteilt wurde.

Aber trotz allen diesen Freundlichkeiten gegen die Griechen war doch im Senat bereits die Unschädlichmachung auch der befreundeten griechischen Staaten beschlossen. Als Eumenes seine Sache in Rom vertreten wollte, wurde er in Brundisium zurückgewiesen; Rhodos verlor seine festländischen Besitzungen und mußte erleben, daß durch die Erklärung von Delos zum Freihafen sein Hafenzoll von einer Million Drachmen auf 100.000 sank, und der Eroberungspolitik des Antiochos Epiphanes gegenüber Ägypten setzte das bloße Wort des römischen Gesandten C. Popillius ein Ziel. Polyb (III, 4) urteilt gewiß richtig, wenn er das Aufhören der makedonischen Monarchie unbedingt als denjenigen Termin bezeichnet, von wo an es eine zugestandene Sache war, daß nichts anderes übrig sei, als auf die Römer zu hören und sich nach ihren Befehlen zu richten.

Von dem großen Denunziantentum unter den Griechen, den Hochverratsprozessen und der Deportation von tausend angesehenen Achäern nach Italien, was alles sich an diesen Krieg hängte, war bereits die Rede. Auch durfte damals (um 157) in Epirus der entsetzliche Charops als sogenannter Römerfreund auf die grauenvollste Weise schalten. Im Peloponnes herrschte um dieser Dinge willen tiefer Haß gegen diejenigen achäischen Staatsmänner, welche die Spione für Rom gemacht hatten: In Sikyon mußte, wo sie gebadet hatten, das Bad ausgegossen werden, ehe ein anderer hineinging, bei Festen wurden sie ausgezischt, und die Gassenbuben riefen ihnen „Verräter" nach. Indes auch die römische Philhellenie kam damals durch den zunehmenden Einfluß der Kaufmannspartei partiell zu Schaden, welcher vielleicht schon bei der für so geringe Verschuldung auffallenden Härte gegen Rhodos im Spiele war. Ganz direkt philhellenisch stellt sich dann wieder Roms mächtige Hilfeleistung an Massalia (154) dar, welches nebst Nikäa und Antipolis von den Ligurern bedrängt war und nun teilweise das Land dieser seiner Feinde erhielt, und auch in Unteritalien soll sich das griechische Element völlig behauptet haben, während das übrige Land sich latinisierte.

Daneben ging die Hellenisierung der gebildeten Römer in Dichtung, Kunst, Familie und Religion mit Riesenschritten vor sich, zumal gewann auch die Philosophie Boden, anfänglich noch in

Gestalt des unteritalischen Pythagoreismus, bald in der der Stoa. Es war sehr wichtig, daß gerade seit der römischen Intervention Griechenland eine so ehrbare Philosophie zu Gebote stand, welche durch Abwesenheit müßiger Spekulation, praktische Tendenz, sittliche Strenge, geschlossene Form, Verstandesmäßigkeit und bei allem noch durch religiösen Positivismus den Römern besonders zusagen und bald eine wichtige Stellung in ihrem Leben erhalten mußte. Nun erstand freilich dieser griechischen Bildung auch ihr Gegner, und zwar in M. Porcius Cato. Auch er war in seiner Jugend nicht ohne griechische Einwirkung geblieben; als Fabius Maximus Tarent einnahm, war er mit dabei gewesen und hatte damals den Pythagoreer Nearchos zum Gastfreund gehabt, von dem er das Leben von der strengsten Seite ansehen lernte, indem derselbe — ganz wie Plato — lehrte, die Lust sei der stärkste Köder zum Bösen, der Leib das erste Unglück für die Seele usw. Aber im ganzen war er doch in der griechischen Bildung ein Spätstudierter (ὀψιμαθής). In Athen, wohin ihn der Antiochoskrieg als Gesandten führte, sprach er, obwohl der Sprache mächtig, durch einen Dolmetsch zum Volke, nur um nicht selber dem Griechischen die Ehre anzutun. Dasjenige griechische Wesen aber, das in Rom eindrang, war ihm ein wahrer Greuel. Als der affektierte Gräkist A. Postumius, der dasselbe auch sonst durch seine abgeschmackte Manier angesehenen Römern wieder verleidete, in der Einleitung seines griechisch geschriebenen Geschichtswerkes allfällige Stilfehler mit seiner römischen Herkunft entschuldigte, erfuhr er seinen gehörigen Hohn. Volle Entrüstung aber hatte er für die Zauberwirkung, welche die um der elenden oropischen Sache willen von Athen als Gesandte an den Senat geschickten Philosophen, Karneades von der Akademie, Diogenes von der Stoa und Kritolaos von den Peripatetikern, auf die junge Welt ausübten; er wollte, man sollte sie schleunigst wegschicken, sie möchten nur ja recht bald wieder zu den Söhnen der Hellenen reden, die jungen Römer aber sollten wie früher auf die Gesetze und die regierenden Männer Roms hören. Seinem Volke weissagte er für den Fall, daß es sich mit griechischer Literatur erfüllte, den Verlust seiner Weltstellung, Sokrates war ihm ein Schwätzer, Isokrates nicht minder, und auch die griechischen Ärzte waren seinem Hasse verfallen, er kurierte sich und die Seinigen mit Hausmitteln. Daß er bei diesem allem engherzig urteilte, läßt sich nicht leugnen; aber zu sehr von der komischen Seite sollte man ihn nicht nehmen; er war ein klarer Kopf, der perfekt wußte, was er wollte, und wird ewig einer der interessantesten Römer sein.

Aber das Griechische in all seinen Formen und Farben und narkotischen Düften strömte in das römische Wesen wie eine längst ersehnte Ergänzung hinein, und eine Masse von Griechen, die, durch griechische Eloquenz und stoische Philosophie genügend empfohlen, nach Rom kam, half es verbreiten, so daß man wegen der Lehrer

nicht mehr in Verlegenheit war. Auch gab es Familien, die dies alles mit höchstem Ernst betrieben, wie wir denn von Ämilius Paulus erfahren, daß er als ein trefflicher Vater seinen Kindern zwar die römische Erziehung gab, aber daneben noch eifriger die griechische; denn nicht nur Grammatiker und Sophisten und Rhetoren, sondern auch Plastiker und Maler und Reitmeister und Aufseher der Jagdhunde und Lehrer der Jagd von hellenischer Nationalität waren um die jungen Leute. Wenn solche Männer dem Hellenismus derartige Huldigungen darbrachten, so mag dabei allerdings auch entscheidend die Einsicht gewirkt haben, daß Rom auf dem Wege des Sieges weitergehen und sich bleibend in die Herrschaft über den hellenistischen Orient einlassen müsse. Schon darum mußte man die jungen Leute auf den Stand der hellenistischen Bildung bringen.

Freilich wurde das für alle Zukunft hochwichtige Bewußtsein von einer Kontinuität der Weltentwicklung, welches wir dem Philhellenismus der Römer verdanken, von diesen selbst teuer bezahlt, indem sie jetzt mit dem Guten das Schlimme in den Kauf nehmen mußten; wenn ein genialer, aber gründlich verdorbener Erstgeborener durch einen kräftigeren Jüngeren unter Tutel gebracht werden muß, lernt eben etwa auch der Jüngere manches Böse dabei. So kann Polyb für diese Zeiten den Anfang derjenigen Bestechlichkeit konstatieren, von der man bisher in Rom nichts, wohl aber in Griechenland viel gewußt hatte, und ebenso begann damals ein böses Durcheinander von hellenistischer Gottlosigkeit und hellenistischem Aberglauben auf Rom zu wirken: 204 wurde das Steinidol der Großen Mutter von Pessinus herbeigeschafft und Italien so mit den Gegenden am Pontus in religiösen Kontakt gebracht, 186 mußte die bekannte furchtbare Untersuchung wegen des wüsten nächtlichen Kultus der aus Unteritalien eingeschleppten Bakchanalien erfolgen, 181 wurden die gefälschten Bücher Numas auf dem Janikulus entdeckt; den Perseuskrieg gibt Polyb (XXXII, 11) als das feste Datum dafür an, daß die jungen Römer begannen, sich in Männerliebe, Hetärenwesen, verfeinertem Symposion und allem Lotterleben gehen zu lassen; hierfür hätten ihnen die aus Makedonien nach Rom gebrachten Schätze die Mittel geliefert, indem auch der Reichtum der Privaten stark zugenommen hatte. Noch mehr als der große Besitz möchte freilich die eigentümliche Ansteckung von seiten der Griechen gegenüber der alten Sitte auflösend gewirkt haben. Und nun war schicksalsvollerweise für Rom wie auch anderswo Zentrum und Hauptausdruck des hellenistischen Treibens das, was mit den Schauspielen zusammenhing. Wir werden von diesen später noch zu sprechen haben; daß den Römern die Stücke der mittleren und viel mehr noch der neuen griechischen Komödie samt allen ihren Prämissen durch eine Übersetzungsliteratur, wie wir sie uns besser nicht denken können, in Masse vermittelt werden konnten, und daß

Rom nicht etwa damit anfing, sich auf der Bühne vorzugsweise selber darzustellen, sondern das dargestellte Athen interessant fand, ist noch um einen Grad kurioser als die moderne Parallelerscheinung, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zustände des jetzigen Paris, von der Bühne herab auf deutsch verkündigt, ein deutsches Publikum entzückt haben; wir müssen daraus auf eine enorme Sympathie für das griechische Wesen schließen; wenn irgendwo sich eine gewollte Affinität dafür offenbart, so ist es hier.

Plautus (254—184) und Terenz (185—159) sind aber überhaupt für uns die erhaltenen Vertreter einer römischen Literatur, welche seit dem 3. Jahrhundert durch und mit Kenntnis der griechischen entstanden war, zum Teil noch mit Hilfe von unteritalischen Halbgriechen, indem man anfänglich wohl noch keine wirklichen Hellenen hätte bekommen können. Dahin gehört schon der tarentinische Grieche Livius Andronicus (284—204) als Übersetzer der Odyssee in saturnischem Versmaß, daneben aber auch griechischer Dramen in griechischen Maßen, ferner dessen jüngerer Zeitgenosse Cn. Naevius, der zwar in seinem Epos, worin er den ersten Punischen Krieg in Saturnien darstellte, durchaus national war, in seinen (teilweise auch nationale Stoffe behandelnden) Tragödien und seinen Komödien aber doch auch die griechische Form vorzog, und dann besonders der eigentliche Hellenist Q. Ennius (239—169), ein Mann von messapischer Herkunft, der sich nur griechischer Metren bediente und darin außer seinem Hauptwerke, der großen Verschronik, Tragödien und Komödien sowie Gedichte vermischten Inhalts (sogenannte saturae) verfaßte. Mit diesen Dichtern, denen wir noch die Tragiker Pacuvius, Statius, Cäcilius und andere beifügen könnten, präsentierte sich das Griechische, ehe es direkt kam, in römischem Gewande. Umgekehrt schrieb der Geschichtschreiber des zweiten Punischen Krieges, Fabius Pictor, noch griechisch, und erst seit dem Vorgange Catos gab es auch lateinische Darstellungen nationaler Geschichte. In nicht zu ferner Zeit sollte Rom auch Übertragungen der griechischen Wissenschaft, Rhetorik und Philosophie erhalten; auch die Kunst hellenisierte sich immer stärker; auf allen Gebieten bereitete sich eine völlige Fusion der griechischen und römischen Kultur vor.

Zu erobern verstanden die Römer die Welt von sich aus, sie erkennen lernten sie erst von den Griechen. Auf diese waren sie a priori für jede Anschauung des Geistigen und für jede Äußerung desselben im Wort als auf ihre Lehrer angewiesen. Der ganze Übergang vom Rassevolk zum Individualismus der einzelnen mußte und konnte nur unter griechischer Einwirkung erfolgen; deshalb beginnen die individuell interessanten Römer auch erst von der Berührung mit dem Hellenismus im 3. Jahrhundert an.

Aber die griechische Nation konnte Rom, das sie ohne Zweifel im deutlichen Bewußtsein ihrer nunmehrigen geistigen Unentbehr-

lichkeit gerne gerettet hätte, nicht vor sich selber retten. Elend und Hader und gegenseitige Beraubung dauerten hier fort, und nun kompromittierten sich zwar die Griechen noch nicht beim Kriege des Pseudophilippos (149—148), welcher den Erfolg hatte, daß Makedonien römische Provinz und für immer passiv wurde, aber an die Feindschaft des achäischen Bundes gegen Sparta, da beide Parteien sich auf Senatsentscheide beriefen, knüpfte sich dann der letzte Krieg. Aus der anfänglichen Milde der Römer schloß man, die Sachen Roms mit Karthago und Viriathus ständen schlecht und brach, entgegen ihrem Verbot, gegen Sparta auf, und die Boten des Metellus überschrie man in Korinth, indem Kritolaos erklärte, man wolle die Römer zu Freunden, nicht zu Herren. Hierauf machten denn Metellus und Mummius leicht und kurz ein Ende. Aber auch jetzt ließen, abgesehen von Korinth, wo die römische Kaufmannspartei eine Ausnahme durchsetzte, die Römer ganz außerordentliche Milde walten. Zwar fielen bei Chalkis arge Greuel vor, und dasselbe verlor, wie auch Theben, seine Mauern; auch raubte man diesmal wieder Kunstwerke in Menge, und zwar wurden mit solchen außer Rom auch italische Landstädte bedacht. Aber sonst begnügte man sich damit, die Bünde, besonders den achäischen, aufzulösen, den einzelnen Griechen den Grundbesitz in mehr als einer Polis zu untersagen, den Städten eine feste Abgabe an Rom aufzuerlegen, innerhalb der Gemeinden die Regierung einem Rat aus den Besitzenden zu übergeben und sie im übrigen der Oberleitung des Statthalters von Makedonien zu unterstellen; auch hielt man in den Strafgerichten Maß, indem man die über die Gemeinden verhängten Geldbußen nicht in die römische Kasse fließen ließ, sondern für die geschädigten Städte bestimmte, ja sie später sogar zum Teil erließ und das Vermögen, das man Hochverrätern konfiszierte, an deren Eltern oder Kinder gab. So erwarben sich Mummius und die ihm beigegebenen zehn Senatoren ein gesegnetes Andenken; der römische Feldherr wurde auf seiner Rundreise durch die Städte überall mit verdienten Ehren empfangen und seine Enthaltsamkeit und Milde um so höher geschätzt, als man wußte, daß er eine gewaltige Vollmacht hatte, zu verfahren, wie er wollte; wenn man bedachte, wie Griechenlands Behandlung zu der der nichtgriechischen Länder Afrika und Spanien kontrastierte, fand man allerdings Grund, sich noch glücklich zu preisen.

In Rom hatten einsichtige Männer nach der Vernichtung Karthagos und Korinths das Bewußtsein, daß man zu mächtig geworden sei; Nasica fand damals, jetzt stehe es für den Staat erst recht unsicher, da man weder solche, die man fürchten, noch solche, vor denen man Scheu empfinden könne, übriggelassen habe, und in der Tat hatte ja damals die Zeit begonnen, da Rom sehr ungleich wurde und zwischen gewaltigen einzelnen Streichen und großen Pausen der Mediokrität und Schlechtigkeit abwechselte. Im ganzen

aber empfand man jedenfalls in politischen Dingen vor den Griechen keine besondere Scheu. Schon Fabius Cunctator hatte mit einem Seitenblick auf sie gesagt, daß die Trefflichkeit nicht in den Psephismen, sondern im Herzen eines jeden liege, und solche Reflexionen kehrten oft wieder; auch war man überzeugt, daß Roms Taten mehr wert seien als alle ihre Ethik und Rhetorik. Sie selbst lernten Roms Beruf zur Weltherrschaft von der schönen und erhebenden Seite betrachten; nur beim niederen Pöbel, hier allerdings noch lange, konnte man den Römerhaß noch aufregen, wie denn zum Beispiel im ersten Jahrhundert in Athen die unruhigen Elemente des Demos sich charakteristischerweise den Mithridates als Philhellenen aufreden ließen, während alle ansehnlichen Leute freiwillig zu den Römern hinausflüchteten. Und bei diesen dauerte der Philhellenismus weiter. Schon der Umstand, daß viele ihre Studien in Athen machten, fesselte sie an das Land; eine der letzten Propositionen des geschlagenen Antonius an Oktavian konnte zum Beispiel sein, man möchte ihn in Athen als Privatmann ausleben lassen. Und schließlich trat sogar eine wahre Verzärtelung und lächerliche Idealisierung der Griechen ein. Nachdem sie sich gegenseitig nach Kräften vernichtet hatten, konnte Brutus — derselbe, der übrigens von den zyprischen Salaminiern einen jährlichen Zins von 48 Prozent verlangte —, da es sich um Beibringung griechischer Schauspieler handelte, die Seinen anweisen, „man möchte dies durch Überredung tun; denn es gehöre sich nicht, einen Hellenen zu zwingen"; Antonius spielte den Philhellenen in Athen so, daß Plutarch in dieser Beziehung einen ausdrücklichen Vergleich zwischen ihm und Demetrios Poliorketes ziehen kann; was man noch unter den Kaisern mit Griechenland und Griechen für Komplimente zu machen in Übung hatte, lehrt der Brief des jüngeren Plinius (VIII, 24) an einen nach der Provinz Achaia abgehenden Beamten, dem er zu bedenken einschärft, daß es die freiesten Menschen (das heißt römischen Untertanen) wären, zu denen er gehe, und daß diese das von der Natur ihnen verliehene Recht durch ihre Trefflichkeit, ihre Verdienste und ihre Bundestreue gewahrt hätten; alle mythischen und historischen Erinnerungen sollten ihm vor Augen schweben, und wenn er nach Athen komme oder in Sparta Befehle erteile, solle er doch ja wissen, daß es grausam und barbarisch sei, ihnen den Schatten und Rest ihrer Freiheit zu rauben; er solle daran denken, was jede Polis gewesen sei, so werde er vergessen, daß sie aufgehört habe, es zu sein.

Vom zweiten Punischen Krieg an, der mit dem Kriege Philipps und seiner Bundesgenossen gegen die Ätoler, mit dem des Ptolemäos Philopator und des Antiochos um Zölesyrien und mit den späteren Zeiten des Aratos in eine Zeit fiel, datiert Polyb (I, 3 f.) die Verflechtung der großen Weltschicksale, eine ganz veränderte Weltlage; auch hier ist es also der Grieche, der die Sache im Zusammenhang

und als Kontrast gegen das Bisherige schaut und konstatiert, ja diese und andere griechische Räsonnements mögen erst recht das Bewußtsein der Römer über sich selbst geweckt haben. Polyb erkennt, daß in den bisherigen Zeiten die Ereignisse auf der Welt gewissermaßen verzettelt (σποράδες), sowohl durch Anfang als durch Schluß und durch Örtlichkeit voneinander geschieden waren, daß aber von dieser Zeit die Geschichte sozusagen ein organisches Ganzes (σωματοειδής) wird; so daß italische und libysche Dinge sich mit den asiatischen und hellenischen verflechten und alle nach einem Ziele hin tendierten, und daß demgemäß das römische Ausgreifen nach dem Osten an dem Siege über Karthago hängt. Wie nun das Schicksal die Dinge auf der Welt konvergieren läßt, so muß auch seine Darstellung für alles eine große Übersicht schaffen. Ja dies ist es hauptsächlich, was ihn zum Schreiben bewogen hat, abgesehen davon, daß kein anderer seiner Zeitgenossen sich dieser Aufgabe widmete. Und zwar scheint ihm dies große Gesamtschicksal eine überaus herrliche und nützliche Fügung; denn während die Tyche vieles erneuerte und sich beständig im Leben der Menschen tummelt, hat sie nie ein so gewaltiges Meisterwerk geschaffen wie zu seiner Zeit. Polyb ist hier völlig ergriffen von dem Zusammenhang der Ereignisse; kein Wunder, daß er auch den Römern gegenüber den Griechen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und zum Beispiel in einer wichtigen Aussage den physischen Vorrang des römischen Soldaten über den griechischen ohne weiteres anerkennt.

Hier ist nun noch ein kurzer Blick auf die späteren Diadochen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts zu werfen. Das Diadochentum hatte seine spezifischen Kräfte in Staatseinrichtungen, Kriegsmacht und Kultur wesentlich im 3. Jahrhundert entwickelt und sogar ausgegeben. Mit denselben erschöpft sich auch so ziemlich die Bedeutung und Zelebrität seiner Individuen; später — und nicht bloß durch das gleichzeitige gewaltige Eingreifen Roms — zeigt sich teils Schwäche und Abgestandenheit, teils eine wahre Ausartung der Ausartung, dies alles in der nämlichen Zeit, da auch in Griechenland das Leben der äußeren Zerrüttung verfällt.

Zwar hält sich das makedonische Geblüt durch die Heiraten zwischen den Herrscherhäusern so ziemlich ungemischt — auch die Bösesten können noch Rassemenschen gewesen sein —, und eher nur ausnahmsweise kommt die Schattierung des Herrscherwahnsinns vor, der sonst die Logik der orientalischen Gewaltherrschaft ist, das heißt jenes Mixtum von Grausamkeit und Üppigkeit, welches aus unbedingter und doch zugleich sehr bedrohter Macht zu entstehen pflegt; in der Regel behalten die Diadochen ihren Verstand und bleiben berechenbar. Immerhin aber ist es noch viel, daß ihre Dynastien als solche es so lange getrieben haben und nicht allerorten durch Usurpation und Soldhauptleute verdrängt worden sind, wozu es sich bisweilen anzulassen scheint, wenn man sie in den

Händen ruchloser Minister, Vormünder usw. findet, wie Hermeias bei Antiochos III., Sosibios bei Ptolemäos Philopator war. Mit der Zeit sind sie dann als römische Klienteldynasten halbwegs geschützt; man könnte sie freilich stürzen, würde aber schwerlich einen Genuß davon haben. Und Rom hetzt dann auch wohl, wenn ihm dies dient, Verwandte gegeneinander und protegiert etwa einen notorisch Untergeschobenen.

Im Vergleich zur Freigebigkeit früherer Fürsten, die sich 226 nach dem Erdbeben von Rhodos so großartig äußerte, klagt Polyb (V, 90) über die Kargheit (μικροδοσία) der Diadochen seiner Zeit, welche etwas Großes getan zu haben meinten, wenn sie einem Volk oder einer Polis vier oder fünf Talente schenkten; es entsprach ihr freilich, wie wir oben sahen, auf der anderen Seite eine ebenso jämmerliche Armseligkeit im Nehmen (μικρολη̃ψία). Zu größeren Geschenken mochte man Veranlassung haben, wenn es zu der Zeit, da die vornehmen Römer bestechlich zu werden begannen, durch solche den Untergang zu verzögern galt.

In verschiedenen Dynastien häuften sich nun aber die Gewalttaten, und der natürliche Tod wurde schon eine Ausnahme. Und zuletzt stürzen die Ereignisse wie in einem wüsten Traum durcheinander; die einzelnen Fürsten sind kaum mehr individuell kenntlich; es nimmt ein allgemeiner Typus des Spätdiadochen überhand; nur da und dort überraschen noch besonders arge Züge und Missetaten oder irgendein isolierter hellenischer Charakterzug.

Die kräftigsten unter den Spätdiadochen sind jedenfalls die letzten Antigoniden, und unter ihnen steht zuvorderst Philipp III. (oder V.) (221—179), der Sohn des Demetrios (239—229) und Vetter seines Vorgängers Antigonos Doson (229—221), des Siegers von Sellasia. Er hatte sich anfangs aus Verräterhänden emporzuarbeiten; und nun wird ihm freilich Schuld gegeben, mit Hilfe seines Strategen Taurion den Aratos, der ihm in seinen ersten Regierungsjahren ein väterlicher Freund gewesen war, mit einem langsam wirkenden Gifte getötet, dessen Schwiegertochter verführt, auch deren Mann, dem jüngeren Aratos, mit Gift zugesetzt und gegen Philopömen Mörder ausgesandt zu haben, und auch sonst ist viel von seiner Tyrannei und Schwelgerei die Rede. Allein, was man auch von ihm und seinem älteren Bastard Perseus denken mag, hier wurde wenigstens beständig und konsequent für die Behauptung der Herrschaft gehandelt, und zwar aus einer großartig gemeinten Überzeugung von der Würde Makedoniens. Aus dieser gingen die Römerkriege hervor, von denen Philipp wenigstens den zweiten gerne vermieden hätte; ja selbst die Tötung seines ehelichen Sohnes Demetrios auf Perseus' Antrieb könnte ihre genügenden Gründe gehabt haben, wenn Makedonien fortdauern und sich wieder erheben sollte. Und wenn Philipp entgegen der sonstigen Art seines Hauses ausgeartet und ein Lüstling geworden ist, so dürfte dies nicht nur

daraus zu erklären sein, daß die ursprüngliche Natur bei ihm durchbrach, sondern wir möchten eher glauben, daß die tödliche Verbitterung über das Schicksal, das ihn traf, einen guten Anteil daran hatte. Er ist eine tragische Figur, während Antiochos dies nicht ist. Ja auch auch bei Perseus ist das (ihm zuletzt so bitter vorgeworfene) Hängen am Leben (φιλοψυχία) vielleicht doch nur darin begründet, daß er noch einmal Makedonien wieder zu bekommen hoffte, was dann freilich zunichte wurde, indem man ihn zu Alba am Fuciner-see durch Schlafentziehung tötete. Dieses Haus ist untergegangen, aber nicht verfault.

Bei den Ptolemäern beginnt die Abnahme rasch und entschieden mit Philopator (221—204). Dieser glaubte sich nach außen sicher und ist es auch wenigstens für Ägypten von dem Siege bei Raphia über Antiochos den Großen (217) an. So läßt er denn die auswärtige Politik völlig liegen, wird aber unzugänglich und dem schändlichen Minister Sosibios, „einer gewandten, erfahrenen, unheilstiftenden Kreatur", untertan, der gleich zu Anfang der Regierung Mutter und Bruder des Königs sowie der Spartaner Kleomenes zum Opfer fallen. Und daneben taucht das saubere, von der eigenen Mutter Oinanthe dem Philopator preisgegebene Geschwisterpaar Agathokles und Agathokleia auf, unter dessen Einfluß wildes bakchisches Treiben, Gelage und Hurenleben aller Art mit Mordtaten wechseln; auch wurde Agathokleia neben der königlichen Schwestergattin Arsinoe zur Nebengemahlin erhoben. Als Arsinoe zuletzt, auf Anstiften der schändlichen Hofclique, beseitigt und gleich darauf Philopator selbst gestorben war, kam es bei der Thronbesteigung des erst vierjährigen Epiphanes zu einer ganz großen Krisis. Der Tod Philopators und Arsinoes wurde zugleich proklamiert, das Kind mit dem Diadem bekleidet und ein falsches Testament des verstorbenen Königs verlesen, worin Sosibios und Agathokles zu Vormündern ernannt waren. Hieran aber knüpft sich nun wegen Arsinoes Tod der große Tumult der Alexandriner. Während Agathokles die bedeutendsten Leute mit Aufträgen wegschickt, auf eine große neue Werbung sinnt und die Gemeinsten und Frechsten der Hoflakeienschaft zu „königlichen Freunden" befördert, findet sich für die Volkswut als Haupt der Kommandant von Pelusion, Tlepolemos. Schon mißlingt es Agathokles, sich bei den Makedoniern anzubiedern, bei denen er, wie es scheint, von Kaserne zu Kaserne geht, und er muß auf Flucht oder Tyrannis denken; da erheben sich der Pöbel und die Makedonier unter der Firma „Rettung des königlichen Kindes", und es entsteht jener für Alexandrien wahrhaft klassische Loyalitätskrawall ersten Ranges, wobei Epiphanes gerettet und, indem man ihm den Kopf vorwärts stieß, zum Untergang jener Leute „ja" zu machen bewogen wurde. Die Hauptszene fand im Stadion statt. Nachdem bei der Volksmasse durch eine erste Tötung der Appetit geweckt worden war, wurde

allmählich die ganze Sippschaft auf entsetzliche Weise umgebracht, indem der Pöbel auf sie losbiß und -stach und ihre Körper zerriß.

Epiphanes (204—181) kam zunächst unter die Herrschaft des Tlepolemos, und später folgte an seinem Hofe ein allmächtiger Wesir auf den anderen, stets mit Gewalt. Der kombinierte Angriff Philipps III. auf Ägyptens Vorposten am Archipelagos und Antiochos des Großen auf Zölesyrien führte die Einmischung Roms und die Aufnahme des Kindes in römische Tutel herbei (200). Epiphanes blieb aber ein solches; der durch furchtbare innere Aufstände bezeichneten Regierung dieses unendlich abhängigen Wesens wurde von Freunden ein Ende gemacht, die sich mit Wegnahme ihres Raubes bedroht sahen und es vergifteten.

Wieder ein etwas besserer Mensch war dessen Sohn Philometor (181—145). Zölesyrien wieder an Ägypten zu bringen, gelang ihm zwar nicht, aber Antiochos IV., welcher darauf Ägypten durchraubt hatte, mußte es (170) doch wieder räumen und wurde bei einem zweiten Einfall (168) von Popillius auf die bekannte Weise aus dem Lande gewiesen. Dann aber geriet Philometor in einen unaufhörlichen Konflikt mit seinem jüngeren Bruder Euergetes II. (oder Physkon), gegen den er wiederholt Roms Hilfe anrufen mußte, das zwischen den Brüdern vermittelte, dann aber doch den Streit zwischen ihnen schürte. Nachdem der König auf einem Eroberungszug nach Syrien in einem siegreichen Kampfe durch einen Sturz vom Pferde verunglückt war, gelangte dann dieser Euergetes, der sich bisher mit Kyrene hatte begnügen müssen, wirklich zur Alleinregierung (145—116), ein kleiner, dickbäuchiger, schwelgerischer Mensch, der vor keiner Grausamkeit und keinem Durcheinander von Scheußlichkeiten zurückschrak. Den Sohn Philometors ließ er sofort hinmorden, während er Philometors Witwe, Kleopatra, die gemeinsame Schwester, heiratete; diese verstieß er, um sich mit ihrer von ihm geschändeten Tochter zu verbinden, und am Ende hatte er beide zugleich. Und dies war derselbe Mann, welcher später gelehrte Kommentare mit wichtigen Notizen für Länder- und Völkerkunde verfaßte und als Schüler Aristarchs (den er freilich zuletzt vertrieb) homerische Textkritik übte, auch wohl die alexandrinische Bibliothek vermehrte und die Ausfuhr des Papyrus aus Eifersucht auf die bücherliebenden pergamenischen Fürsten verbot. Aber am Anfang war seine Alleinherrschaft schrecklich. Nachdem die Alexandriner einen Entrüstungsaufstand gemacht hatten, suchte er sie durch einen allgemeinen Terrorismus, verbunden mit spezieller Verfolgung der Anhänger seines Bruders, gefügig zu machen und ließ mehrfach, wenn er von Aufruhr bedroht war, durch seine Söldner auf sie einhauen. Die Folge war, daß der griechische räsonierende Bestandteil der Bevölkerung großenteils aus der Stadt floh, und dies muß eine sehr wichtige Tatsache der hellenischen Kultur gewesen sein, indem Grammatiker, Philosophen,

Geometer, Musiker, Maler, Erzieher und Ärzte als Flüchtlinge in Masse nach Hellas kamen, wo infolge der beständigen Kriege die allgemeinen Kenntnisse (ἐγκύκλιος παιδεία) vielfach ausgestorben waren. Dadurch, daß sie lehrten, was sie wußten, und treffliche Schüler bildeten, bewirkten diese Ausgewichenen nun eine sekundäre Auffrischung der ganzen Bildung. Euergetes aber lud dann durch Erlässe neue Ansiedler in die verlassene Stadt, und es fanden sich, durch die Aussicht auf gute Geschäfte angelockt, wirklich wieder solche, er machte es aber auch diesen nicht viel besser.

Die weiteren Ptolemäer, die ihre Regierung unter beständiger Einmischung Roms führten, zeigen den Verfall in seinen schlimmsten Formen; nur zuletzt kommt noch eine Gestalt, die dem Blick imponiert; es ist Kleopatra.

Während das Antigonidenhaus auf der Scheide der Zeiten seinen Philipp III. hatte, weist das seleukidische Antiochos III., den Großen (223—187), auf. Dieser ist, abgesehen von sonstigen besseren sittlichen Eigenschaften, woran es ihm nicht fehlte, jedenfalls ein Mensch von höherer Energie und verdient dadurch Sympathie. Er hatte sich aus einer horribel verruchten Umgebung hinaufzuarbeiten, wurde aber ein tüchtiger Krieger und machte seine Feldzüge unter den größten Anstrengungen selbst mit, so daß man in ihm das alte makedonische Wesen deutlich wieder aufblühen sah. So gelang es ihm, die östlichen Satrapien, freilich nicht für lange, durch seinen indischen Feldzug wieder zu gewinnen, und nicht nur diese, sondern auch die Seestädte und die Dynasten diesseits des Taurus, und so seine Herrschaft zu befestigen und nicht bloß die Asiaten, sondern auch die Europäer in Erstaunen zu setzen. Hiermit hätte er es sollen bewenden lassen, statt alte seleukidische Ansprüche auf Ägypten und das ganze vordere Kleinasien zu erheben; denn er hätte eigentlich hinlänglich mit der Bändigung der Galater und der Einzeltyrannen im Innern von Kleinasien zu tun gehabt. Aber sein Dünkel scheint ihn in den verderblichen Krieg mit Rom gebracht zu haben, der so leicht vorauszusehen gewesen wäre. Und nun hatte er mit zunehmendem Alter stark abgenommen und blieb hinter den Erwartungen der Fernerstehenden zurück, und Hannibal mit seinem großartigen Plane, wonach man ihn mit Flotte und Heer nach Karthago und dann nach Italien gesandt hätte, war bald durch die syrische Hofkamarilla, die dem König vor Verdunkelung durch den Punier bange machte, beseitigt worden. Seit Magnesia (190), welches überhaupt der dies fatalis für alle Diadochengröße ist, war dann die seleukidische Herrschaft schwer erschüttert, Pergamon und Rhodos wurden durch die Römer tückisch vergrößert, Armenien fiel ab; wie der König selbst bei seinem Unternehmen gegen den Tempel des Belos ein unrühmliches Ende fand, haben wir bereits gesehen; bald finden wir dann Seleukiden in Rom als Geiseln.

Eine eigentümliche Physiognomie in diesem Hause ist noch

Antiochos des Großen jüngerer Sohn und zweiter Nachfolger, Antiochos Epiphanes (175—164). Dieser will den König vergessen und den liederlichen griechischen Privatmenschen spielen, ja gelegentlich auch noch den Bürger (als wäre damals noch ein Genuß dabei gewesen, ein griechischer Polites zu sein); nur geht Antiochia dem armen ennuyierten König auf alles dies nicht sonderlich ein. Es wird von ihm erzählt, daß er Umgang mit den Leuten aus dem Volke pflegte und mit anwesenden Fremden, selbst den Geringsten, zechte. Wo immer ein Gelage von jüngeren Leuten war, erschien er mit seinem Orchester, so daß die meisten erstaunt aufstanden und flohen. Oft trieb er sich ohne alles Gefolge herum, oft auch kam er ohne königliches Gewand, im bloßen Bürgerkleide auf die Agora, badete auch in öffentlichen Bädern, wenn sie voll gemeinen Volkes waren, und ließ sich dahin die kostbarsten Salben bringen. Am meisten fand man ihn in den Gold- und Silberwerkstätten, wo er mit den Toreuten und anderen Künstlern kennerte. Auch zeigte er sich öffentlich als Amtsbewerber, gab den einen die Hand und umarmte die anderen, um ihre Stimme als Agoranom oder Demarch zu erhalten, und setzte sich, wenn er dann das Amt hatte, nach Römersitte auf einen Elfenbeinstuhl, wo er nun die Marktstreitigkeiten anhörte und mit allem Eifer schlichtete; da hielten ihn denn die einen für einen Biedermann, die anderen für verrückt, und diese hatten recht. Auch in seinem Schenken war er konfus: In den Opfern, die er an die Städte sandte, und in den Ehrenbezeigungen an die Götter überbot er alle früheren Herrscher, wie schon aus dem Olympieion in Athen und aus den Statuen um den Altar zu Delos hervorging. Als er bei seiner zweiten Invasion von Popillius aus Ägypten weggewiesen worden war, tröstete er sich damit, daß er durch seine in Daphne abgehaltenen Agone und seinen Festzug die von Ämilius Paulus in Makedonien abgehaltenen Feste an Pracht zu überbieten suchte, das heißt der arme Seleukide, der dem asiatischen Begriff des Pompes verfallen ist, hält diesen für ein siegreiches Argument gegenüber den Römern, welche noch dazu Philhellenen sind; nur bringt er es dabei freilich nicht über eine kolossale Revue, zu welcher, damit alle Herrlichkeit einen Monat lang in Antiochien angehäuft sei, offenbar sein ganzes Reich von Leuten und Geld entblößt werden muß. Wie dieser König nebenbei die Juden plagte, wissen wir aus den Büchern der Makkabäer; gegen die Gesandten Roms, das heimlich beständig gegen ihn wie gegen Eumenes die Galater begünstigte, trug er bei tiefem Haß die gesuchteste Deferenz zur Schau. Davon, daß er, wie sein Vater, beim Heimweg von einer mißlungenen Tempelplünderung in Elymais starb, war schon die Rede; schlimme Vorzeichen hatten ihn zuvor wegen dieses gottlosen Vorhabens geängstigt.

Unter seinen Nachfolgern erhält Rom dauernde Zwietracht und stellt ihnen die ärgsten Zumutungen. Selbst zu dem von ihm an-

erkannten Thronfolger des Epiphanes kommt eine Gesandtschaft mit dem Auftrag, zuerst die Kriegsschiffe zu verbrennen, dann die Elefanten zu lähmen und überhaupt die königliche Macht zu mindern, und so geschah es auch. In der Folge beschützt Rom wissentlich einen Untergeschobenen, den angeblichen Sohn des Epiphanes, Alexander Balas. Wie die Familie ausartete, erhellt z. B. aus der entsetzliche, mörderische und dabei mit einer gewissen Intelligenz begabte Weib, die Tochter des Ptolemäos Philometor, war zuerst Möglichkeit einer Königin, wie die syrische Kleopatra war. Dieses die Gemahlin dieses Balas, dann nach dessen Sturze die des Demetrios II. Nikator und nach dessen Gefangennehmung durch die Parther die seines Bruders Antiochos VII. Sidetes. Als dieser gegen die Parther gefallen war und Demetrios mit einer parthischen Prinzessin heimkam, aber von einem Usurpator geschlagen wurde, ließ sie ihn ermorden und tötete in der Folge eigenhändig ihren Sohn von ihm, Seleukos V., mit einem Pfeil, aus Furcht, er möchte ihr Orestes werden; als sie auch ihrem zweiten Sohne, Grypos, nach dem Leben stellte, nötigte dieser sie endlich, das für ihn bereitete Gift zu trinken. Während es aber mit den Seleukiden abwärts geht, werden die Parther immer mächtiger, und anderseits nehmen im Zusammenhang mit ihrer Schwäche das Piratenwesen und der Menschenhandel, besonders von Kilikien aus, den erstaunlichsten Umfang an.

Bergabwärts ging es auch mit den zwei vorderen kleinasiatischen Staaten. Bithynien finden wir unter Prusias II. (185—149), dem Verräter Hannibals. Dieser kostümierte sich schon zum Empfang von römischen Gesandten völlig als Freigelassenen mit Pileus, Toga und Schuhen und kam 166 nach dem Perseuskriege in dieser Tracht auch mit seinem Sohne Nikomedes nach Rom. Hier fiel er vor dem Senat auf der Schwelle nieder und verehrte die sitzenden Senatoren mit der Anrede: „Seid gegrüßt, rettende Götter." Und sie wußten die tiefe Selbstwegwerfung zu schätzen und gaben ihm eine freundliche Antwort. Später überfiel er auf schmähliche Weise Attalos II. von Pergamon und benahm sich dabei so, daß Polyb ihn für wahnsinnig hält; denn er konnte abwechselnd vor den Göttern niedergeworfen winseln und sie dann wieder berauben und Tempel zerstören; jedenfalls war er ein häßlicher feiger Barbar ohne alle Bildung, der ein sardanapalisches Leben führte. Seinen Sohn Nikomedes verbannte er nach Rom und wollte ihn dort töten lassen; derselbe kehrte aber nach Bithynien zurück und erhob mit pergamenischer Hilfe einen Aufstand wider den Vater, worauf die Römer zur Vermittlung zwischen beiden eine lächerliche Ambassade schickten, die Catos Spott herausforderte; denn sie bestand aus einem Podagrischen, einem Mann, dem ein herabfallender Ziegel den Kopf entstellt hatte, und einem Stumpfsinnigen. Das Ende war, daß Nikomedes den

Vater stürzte und im Zeustempel zu Nikomedien ermordete und auch alle seine Brüder töten ließ.

Von der pergamenischen Dynastie haben wir früher gesehen, daß sie durch das musterhafte Verhältnis, das zwischen Brüdern zu herrschen pflegte, eine Ausnahme gegenüber anderen Diadochenhöfen bildete. Hier finden wir in dem von Polyb (XVIII, 41) wegen seiner Siege über die Gallier, seiner edlen Haltung im Reichtum, seines sittlichen Familienlebens und seiner hellenischen Gesinnung gerühmten Attalos I. (241—197) sowie in dessen Sohn Eumenes II. (197—159) Römerfreunde, die sich, wenn sie auch ihr Heil in Rom erkannt haben, doch nicht wie die Könige von Bithynien wegwerfen. Noch nach dem Antiochoskriege bekam Eumenes aus der Beute mächtige Stücke. Später aber ließen sich die Römer einreden, er hätte sich doch mit Perseus zu tief eingelassen. Man wies ihn, als er sich nach Pydna zu Rom verantworten wollte, in Brundisium zurück und gönnte es ihm auch, daß ihn die Gallier bedrängten, welche, wenn auch nicht direkt, doch ganz eigentlich von Rom begünstigt wurden, ja ein römischer Legat, C. Sulpicius Gallus, thronte zehn Tage im Gymnasion von Sardes und nahm in boshafter Weise alle möglichen Klagen von Asiaten gegen ihn an. Besser verfuhren sie gegen seinen Bruder und Nachfolger Attalos II. (159 bis 138), einen noch immer guten, wenn auch später erschlafften Fürsten; wenigstens nötigten sie Prusias wegen seines zerstörenden Einfalles in das pergamenische Gebiet zu schwerem Schadenersatz und und zur Abtretung von Städten. Mit seinem Neffen Attalos III. (138—133), dem Sohne des Eumenes, aber kommen furchtbare Züge zum Vorschein: er ist ein Wüterich gegen Verwandte und Freunde und versinkt dann von Zeit zu Zeit in finstere Schwermut, so daß er Haar und Bart nicht scheren läßt, sich von der Regierung zurückzieht und sich nur noch mit Gärtnerei, Bildhauerei und Gießkunst beschäftigt. Da er schlimme Zeiten kommen sah, hat er, um ruhig ausleben zu können, sein schönes und blühendes Reich an die Römer vermacht, bei denen es zur Provinz Asia wurde.

Von den halbgriechischen Diadochenhäusern, die man an den äußeren Rändern der römischen Geschichte kennenzulernen pflegt, wie dem von Kappadokien, von Pontus und den Galatern, sowie von dem meisten Diadochentum nach der Mitte des 2. Jahrhunderts ist hier nicht zu handeln.

Indem wir uns nun der damaligen Kultur im engeren Sinne des Wortes zuwenden, möchten wir vor allem gerne wissen, wieweit das Sinken der Poleis und der Abschmack am Bürgertum den intellektuellen Dingen wirklich große Begabungen zuführte, und ob überhaupt die hohe Anlage zu- oder abnahm. Indes ist es beim Dürftigwerden aller Tradition, die sich nicht auf Diadochen, Philosophen oder sonstige Literaturleute oder auf Skandale bezieht, rein unmöglich, darüber etwas Befriedigendes zu sagen. Daß man sich vom

Staate weg und dem Wissen und Forschen zuwandte, sagt Polyb deutlich, und auch die Philosophie gewann so gewiß an Anhängern. Was aber die Künste betrifft, so ist es sehr zweifelhaft, daß ihnen von dieser Seite viele Kräfte zuströmten. Sie hatten und behielten ihre Leute sowieso und wir greifen es mit Händen, daß in der Skulptur und Malerei noch immer das Herrlichste geschaffen wurde. Aber es ist eine garstige Lücke in der damaligen Tradition, daß selbst über die größten Künstler das Schweigen waltet und die berühmten Namen überhaupt aufhören, wie man denn die Namen der rhodischen und pergamenischen Bildhauer jedesmal nur zufällig bei Anlaß eines Werkes erfährt und nicht als die sonst weitbekannter Meister. Auch die Namen zum Beispiel der berühmten Schauspieler hören in der Literatur so ziemlich auf, und doch könnten viele höchst vorzügliche noch immer gewirkt haben, die nicht mehr erwähnt werden, weil es so viele gab.

Auf anderen Gebieten steht unserer Erkenntnis das Fragmentarische der Erhaltung im Wege. Solange wir zum Beispiel aus der ganzen asiatischen und ägyptischen Diadochenwelt außer Theatern kein einziges guterhaltenes Gebäude kennen, ist uns jedes eigentliche Urteil über das Baufach jener Zeit völlig untersagt. Und auch die Poesie ist nur äußerst fragmentarisch erhalten, und mit Ausnahme von Theokrit das beste gerade nicht. Ganze Gattungen, wie die chorische Lyrik, mögen freilich beinahe erloschen gewesen sein, während nicht einzusehen ist, weshalb nicht treffliche individuelle Lyrik sollte geblüht haben, nur vielleicht gerade nicht in Alexandrien.

Auf das stärkste bezeugt ist das allgemeine Leben des griechischen Geistes durch das der Philosophie in ihren drei Hauptrichtungen: Stoa, Epikureismus und Skepsis. Und jedenfalls ist es noch ein großes Zeugnis für die Kraft des damaligen Griechentums, daß es den vorderen Orient hat wirklich hellenisieren können, und das gewiß nicht bloß durch den von den makedonischen Regierungen zu seinen Gunsten geübten politischen Druck, sondern durch innere Superiorität und Leben. Ob daneben die Durchschnittsmasse der gebildeten Griechen im Vergleich zu früher äußerlich weibisch und weichlich erschien, wäre wichtig zu wissen; doch können wir es nicht entscheiden.

Wie war es nun mit den Idealen der hellenischen Nation beschaffen, mit jenen leuchtenden Dingen, welche die früheren Hellenen zu erfüllen schienen, vor allem mit dem Ruhm? Was diesen betrifft, so fehlt es auch in dem traurigen 3. Jahrhundert nicht ganz an Menschen, die ihm nachstreben. Zwar haben die wenigen in Staat und Krieg berühmten Männer des sogenannten freien Hellas, ein Aratos, Philopömen und andere, ihre bedeutenden Schwächen und Lücken, und der letzte Kleomenes erwies sich nicht erst nach Sellasia individuell ungenügend, sondern seine ganze Reform roch bereits zu sehr nach der damaligen griechischen Auflösung. Indes wurde

bei Anlaß dieser Männer doch noch im alten Sinne pathetisch gesprochen und geschildert, und gerade Kleomenes muß noch Leute um sich gehabt haben, die ihn als einen großen Mann individuell beobachteten und es z. B. genau beschrieben, wie er in Sparta nach der Niederlage die Pflege einer Sklavin abweist und weder trinkt noch sich setzt, noch den Harnisch löst, sondern nur, mit der Linken an eine Säule gelehnt und das Haupt auf den Ellenbogen gestützt, eine Weile ausruht und nachsinnt, bis er dann doch an das Meer flieht. Mag er am Ende hier noch geschauspielert haben, so ist doch sein Ende in Ägypten reine Tragödie. Hier sollte mit aller Absicht noch ein Spiegelbild des alten Spartanerruhms fixiert werden.

Auch einzelne Diadochen haben noch Ruhmessinn. Dieser mag oft falsch geleitet sein, und man kann finden, daß mehr Eitelkeit und Ruhmeswahnsinn sie bestimmen; aber eine Ausnahme macht doch z. B. der Gegner des Kleomenes, Antigonos Doson, der, nachdem er erst Sparta begnadigt und ihm alle seine Einrichtungen gelassen hat, obwohl krank, nach Makedonien heimeilt, um dort im Kampfe gegen die eingefallenen Illyrier den Genuß echten Heldentodes zu finden. Er starb mitten im Siege zu Pferde am Blutsturz (wie man in den Leschen wohl hinzudichtete) mit dem Worte: „Welch ein schöner Tag!"

Allein im ganzen ist das Sinken des wahren Ruhmessinnes doch kenntlich. Vor allem ist der agonale Ruhm am Aussterben, wie wir durch eine wichtige Aussage in Plutarchs Philopömen (3) erfahren. Der große Stratege lernte, weil von Jugend an soldatisch, alles, was zum Kriege gehört. Nun gab ihm, da er auch im Ringen trefflich erschien, seine Umgebung den Rat, er solle auch Athlet werden. Als er darauf fragte, ob ihm diese Übung nicht für die militärische Ausbildung hinderlich sei, sagte man ihm der Wahrheit gemäß, Leib und Lebensweise des Athleten seien von denen des Kriegers völlig verschieden; jener bedürfe vielen Schlafes, beständigen Essens und genau vorgeschriebener Bewegung und Ruhe, und jede Abweichung bringe ihn leicht zum Wanken, während das Leben des Soldaten voll Herumirrens und Unregelmäßigkeit und Gewöhnung an Hunger und Schlaflosigkeit sei. Da verstieß und verspottete Philopömen das Athletentum und verscheuchte es später sogar mit Hohn und Strafen, soweit an ihm lag, aus seiner Heeresschar, indem es die tüchtigsten Leiber zu den notwendigsten Kämpfen unbrauchbar mache, machte aber den eigenen Leib durch Jagd und Ackerbau kräftig.

Verehrt und vergöttert wurde nunmehr, was mächtig und auch was verächtlich war, wofern es eine gewisse Nervenaufregung bringen und die Kuriosität erregen konnte. Schon zu Anfang dieser Epoche konnte Harpalos den Griechen in der Heimat zumuten, seine Hetäre Pythionike, der er das große Monument am Heiligen Weg nach Eleusis errichten ließ, als „Pythionike Aphrodite" mit

Temenos und Altar göttlich verehrt zu sehen; dann kommt das erlauchte Beispiel des Demetrios von Phaleron, von dem die Athener so entzückt waren, daß sie ihm — für uns zum Beweis, wie wertlos die Ehrendenkmäler geworden waren — 300 Statuen auf einmal setzten, die dann freilich bei seinem Sturze ein sehr übles Schicksal hatten. Aber gleich darauf wird, wie wir oben sahen, der Städtebelagerer Demetrios erst recht ins Gesicht vergöttert, und nun meldet sich überhaupt die göttliche Verehrung verschiedener Diadochen, nicht bloß in ihren Staaten, wo man keine andere Wahl hatte, sondern auch im freien Griechenland. Statuen aber werden jetzt auch bloßen Amüsementsleuten gesetzt. So in Athen dem Karystier Aristonikos, einem Mitballspieler Alexanders; der Umstand, daß man ihn „wegen seiner Kunst" auch zum Bürger machte, schließt den Gedanken aus, daß es sich nur um Verewigung einer hübschen Attitüde gehandelt hätte. Und wäre es nur dabei geblieben! Aber einmal setzte man auch dem Puppenspieler Eurykleides eine Statue zunächst denen der großen Tragiker, während man seinem Kollegen Potheinos wenigstens dieselbe Bühne überließ, auf welcher Euripides und seine Kollegen das Volk begeistert hatten. Indem sich die jedesmalige Nervosität ihren Ausdruck in dem Psephisma schaffte: „Dem und dem soll eine Statue gesetzt werden", kam z. B. in den Theatern von Hestiäa und Oreos der Taschenspieler Theodoros zu solchen, um von Musikerstatuen, wie der des Kitharspielers Archelaos zu Milet oder der des Sängers Kleon in Theben (wo daneben eine Statue Pindars fehlte), kein Aufhebens zu machen. Bei dem großen Mangel an echten Zelebritäten darf es dann nicht wundern, daß schließlich, wie bei Älian und Athenäos die Verzeichnisse von mageren, kleinen, dicken usw. Leuten, von Dummköpfen, großen Fressern und Säufern lehren, Berühmtheit auch durch bloß physisch auffällige oder geradezu odiöse Eigenschaften zu gewinnen war.

Eine Reaktion gegen das wohlfeile Berühmtwerden ist der unbedingte Tadel, als dessen Vertreter der chronologisch nicht genau fixierbare, aber am ehesten der Zeit des Philadelphos angehörende Zoilos dasteht. Er stammte aus dem damals makedonischen Amphipolis und schrieb (auf seine Manier auch als ein Makedonier) nicht nur gegen Homer, sondern auch gegen Plato und Isokrates, liebte überhaupt das Übelreden, und zwar, wie er sagte, weil er nicht in der Lage war, Übles zu tun, und verfeindet sich durch seine auch gegen Lebende geübte Bosheit mit allen. Der Name dieses literarischen Thersites, oder, wie man ihn nannte, des rhetorischen Zynikers, ist denn auch sprichwörtlich geworden.

Im Vordergrunde der damaligen Zelebrität aber stehen außer den Diadochen die Philosophen und die Hetären. Wie die Athener den Stoiker Zenon ehrten, werden wir später sehen; eine vergoldete Statue widmeten ihm auch, um sich selber zu ehren, seine Mitbürger in Kition auf Zypern, und als Karneades starb, sollte gar

eine Mondesfinsternis eingetreten sein und die Sonne sich verdunkelt haben. Auch von den Gelehrten wird noch gesprochen, während über die Künstler (wofern uns die Nachrichten nicht verloren sind), wie gesagt, fast völlig geschwiegen wird. Was aber die Hetären betrifft, so waren die der Diadochen und die einzelner Philosophen, wie Epikurs, offenbar ein Hauptthema alles Gesprächs, und überhaupt steht die Hetäre nicht nur als Typus im Vordergrund, sondern ist im Besitz großer Einzelzelebrität. Wenn auch ihre Witze und die Anekdoten über sie, die das Gedicht des Alexandriners Machon aus der Zeit des Philadelphos und Euergetes enthält, meist ziemlich fadenscheinig und zotig sind, so erkennt man aus dieser (immerhin einfach eleganten) Darstellung diese Tatsache doch deutlich. Nur ist es hier, wie mit dem Diadochentum überhaupt, welches seine individuellen Kräfte in seinen ersten hundert Jahren völlig aufbraucht; es scheint nach 200 keine berühmte Hetäre mehr zu geben.

Wie mußte nun in dieser späteren hellenistischen Zeit dem wirklich. Nur ist es hier, wie mit dem Diadochentum überhaupt, welches Gestalt konnte der agonale Hellenenwille noch annehmen? Macht und Reichtum gehörten im ganzen den Höfen; die Polis, wo sie noch existierte, war sozusagen ein abgenagter Knochen, und mehr nur lokal konnte später, zumal in der ruhigen Kaiserzeit, der Reichgebliebene wieder durch Euergesie berühmt werden; die öffentliche Exhibition als Künstler aber (als Kitharöde, Tänzer, Ballspieler usw.) verlangte eine sehr besondere Begabung und konnte nicht jedes Ruhmsüchtigen Sache sein. So mochte denn einstweilen der Glanz nur noch durch dasjenige, was bis zu einem gewissen Grade durch Bildung zu gewinnen war, nämlich durch Redekunst, zu erreichen sein, und zwar jetzt durch lauter epideiktische Rede, woneben es Sache des einzelnen war, wieweit er noch die Vertretung einer Philosophensekte mitnahm. Damit war aber jetzt notwendig ein Wanderleben verbunden; denn pikantes Bücherschreiben um Geld gab es nicht, und die Reklame hatte beim besten Willen noch keine Presse zur Verfügung und mußte überall in Person geübt werden. So erklären sich unter den Kaisern, da alle politische Streberei absolut unmöglich und die literarische Laufbahn für den griechisch Schreibenden kaum lohnend war, Existenzen in der Art der philostratischen Sophisten mit ihrer epideiktischen, ans Politische nur anklingenden Rede. Der Hauptstreber aber mußte Goët und Religionsstifter werden, wie Apollonios von Tyana und Alexander von Abonuteichos; ein solcher konnte am Ende, wenn auch gewöhnlich gleichfalls zum Wanderleben gezwungen, dadurch, daß er einen neuen Kultus stiftete, andere Leute an den Ort hinziehen, wo er war. Von dem Äußersten, wozu es der Ruhmsinn der späteren Zeiten brachte, nämlich dem Feuertode des Peregrinus Proteus zu Olympia, haben wir bei früherer Gelegenheit gesprochen.

Wenn eine Zeit sich durch dasjenige charakterisiert, was sie offi-

ziell oder doch usuell verehrt, so ist doch außerdem wünschbar, daß auch noch ihr tägliches Leben durch gleichzeitige Schilderung bekannt sei. Nun wäre eine Türe, woran wir in dieser Beziehung um Auskunft anklopfen möchten, die neuere Komödie, wie wir sie freilich fast nur aus den römischen Nachbildungen kennen. Indes ist hier die Ausbeute nicht so groß, wie man denken sollte; denn wir lernen nur ein einseitiges Athen in verhältnismäßig wenigen Typen kennen, deren Allgemeinheit trotz vielen Winken aus der damaligen Sitte nicht ein eigentliches Lebensbild auf sie zu gründen gestattet. Ganz anders faßt aber nun ein berühmter Philosoph die Sache, und dies ist Theophrast, dessen Charaktere etwas viel Bedeutenderes sind als die nur auf dem Tisch vorgezeigten Puppen der Komödie. Dieses Werk, in dem zwar der Verfasser die ewigen Züge der unguten Menschheit, aber doch vielfach im charakteristischen Gewande seiner Nation und Zeit gibt, ist jedenfalls erst im 3. Jahrhundert, nach dem Proömium im neunundneunzigsten Lebensjahre Theophrasts, verfaßt, und zwar mit der kühnen Hoffnung, auf das jüngere Geschlecht bessernd zu wirken. Die Tugendhaften bespricht der Autor nicht, und auch im Schlimmen gibt er nur das völlig Ausgesprochene, ja das Exzessive, und läßt alle Halbtöne, alle gemischten Wesen völlig weg. Auch viele Charaktere, die man erwarten könnte, z. B. der miles gloriosus, der Sykophant, der Wucherer, der schlechte Dichter usw., fehlen; allein es scheint, daß Theophrast den einzelnen Lebensständen sorgfältig aus dem Wege geht, um sich streng an die ethischen Schattierungen zu halten, an das, was bei einer bestimmten Anlage gleichartig aus dem Innern kommt. Die Grundabsicht ist eine philosophisch-philologische; er will sich (zum Teil auf Grund von Aristoteles' nikomachischer Ethik) Rechenschaft darüber geben, welche einzelnen Lebenszüge zu jeder Eigenschaft gehören, und beginnt darum mit einer kurzen Definition derselben (womit dann die Kommentatoren meist nicht völlig zufrieden sind). Es scheint, daß er bestimmten Individuen, die er einmal als Typen erkannt, im Leben nachging; denn aus bloßer allmählicher Beobachtung an vielen wären wenigstens seine besten Kapitel schwerlich hervorgegangen. Das tatsächliche Resultat aber ist nun, daß wir außer der Schilderung einiger Toren und Ungebildeten wesentlich eine Galerie sämtlicher Spezies von odiösen Kerlen erhalten, die es in Athen gab.

Und nun ist hier der allgemeine Eindruck der, daß man sich in Athen sehr gehen ließ, namentlich im Lügen und Betrügen, ohne sonderlich auf guten oder schlimmen Ruf zu achten; es besteht die Präsumtion einer allgemeinen Frechheit. Ferner war die Beobachtung in der Fülle, wie sie sich bei Theophrast findet, nur bei der völligen Öffentlichkeit des attischen Lebens möglich. Die Athener waren beständig en scène und im Verkehr mit einander, und der allgemeine Schmollis schuf eine Umgangsfarbe, die von der

neueren völlig verschieden ist, so daß z. B. der Schmeichler (κόλαξ) eine viele nähere Zudringlichkeit ausübt, als jetzt möglich wäre. Zugleich aber finden wir unter diesen Charakteren die reichste Spezialisierung, indem solche, die uns als Einheiten erscheinen würden, nach ihren feineren Nuancen aufgelöst erscheinen. So kennt Theophrast zwei Arten von Schmeichlern: den eitlen, der nicht aus Absicht einem, sondern aus Temperament oder Manier aller Welt schön tut (ἄρεσκος), und den, der sich nur um des eigenen Vorteils willen bei einem einzelnen insinuiert (κόλαξ), und ebenso ist unter den Schwätzern der trivial langweilige, der gedankenlos den ganzen Tag den Mund nicht stille hält und lauter längst bekannte und zweifellose Dinge sagt (ἀδολέσχης), von dem zudringlich widerwärtigen (λάλος) wohl unterschieden.

Wenden wir uns nun aber von dem Athener dem Untertan der Diadochen zu, so finden wir, daß dieser endlich einmal etwas für sich hat, was man im Griechenland nicht hat: er ist, was auch der Steuerdruck sein mag, der auf ihm lastet, wenigstens der Polis entronnen, welche bei den sogenannten freien Griechen nur noch in mörderischer Truggestalt existiert. Wohl sind die Städte der Diadochen bis zu einem gewissen Grade auch noch Poleis; aber es ist in ihnen mit etwas städtischem Behördentum und einiger Euergesie durchzukommen, und jedenfalls sind die Zumutungen an den Bürger als solchen nicht mehr die alten; auch die periodischen Unruhen in Städten wie Seleukia, Antiochia, Alexandria usw. sind etwas wesentlich anderes als die bürgerlichen Krisen in Hellas.

Man kann nun wohl sagen, der frühere Polites sei ein anderer Mensch gewesen als der diadochische Untertan; aber er war nun einmal nicht mehr da, keine Erdenmacht konnte ihn wieder erwecken. Die „Einheit des Stils", die früher alle Äußerungen der Bildung in Staat und Kunst als Ganzes umfangen, hatte sich für immer aufgelöst. Für das alte Bürgertum hatte man nun aber das Privatleben, das zwar teuer erkauft war, das man aber doch endlich genoß. Soweit das Individuum ökonomisch frei war, war es überhaupt frei und völlig derjenigen Tätigkeit fähig, die einem jeden zusagte. Jedermann ging also jetzt den Weg, den seine eigene Individualität ihm wies, reiste zum Beispiel, soweit die Mittel reichten, ohne tödlichem Verdacht ausgesetzt zu sein, und verwandte seine Kräfte nach Belieben. So schieden sich die Berufszweige, wie früher bei den Griechen nie, und besonders im ptolemäischen Reiche unterscheidet man deutlich einen Soldatenstand und einen Beamtenstand, während Künstler und Gelehrte exklusive Fachmänner werden und — worauf schon längst die Apolitie der Philosophen hingewiesen hatte — den Zusammenhang mit einem bestimmten Staat aufgeben. Was die Menschen zusammenführt, ist jetzt statt des politischen Interesses die private Tätigkeit; ob die Gelehrten sich im Museion von Alexandrien oder die Schauspieler in ihren Synodoi vereinigen,

sie sind nicht weniger kosmopolitisch, als etwa die damaligen Söldnerscharen es waren.

National griechisch aber bleibt das Griechentum ohne die Polis, welches wir Hellenismus nennen, auch im Orient. Wenn wir z. B. die 131 Redeweisen (proverbia) durchmustern, welche Pseudo-Plutarch als bei den Alexandrinern heimisch anführt, so finden wir, daß eine einzige (97) sich auf Ägyptisches und sonst noch eine (119) auf eine Gegend in Libyen bezieht; alles übrige stammt entweder aus dem allgemeingriechischen Sprichwörterschatz, oder es sind Beziehungen aus der griechischen Mythologie oder Lebenszüge aus Griechenland, und zwar zum Teil solche, welche kaum durch die Konversation allein, sondern unvermeidlich durch Lektüre müssen vermittelt gewesen sein; zumal die bisherige griechische Geschichte muß in Alexandrien eine förmliche Pflege genossen haben; freiwillig wendet sich, wie man hier durchweg sieht, der Blick nur nach Norden. Während aber das Hellenische sich erhält, erscheinen zum Unterschied von den früheren Kolonien, die wenigstens genau gewußt hatten, welchem Stamme sie vorherrschend angehörten, und sich zu diesem bekannten, die alten griechischen Stämme völlig durcheinandergerüttelt, und auch sonst fragte man der Herkunft der Leute vielfach nicht nach; besonders an den Höfen mag es von Aventuriers und Parvenus aller möglichen Herkunft gewimmelt haben.

Wieweit nun die alte Bildung in den Normalgegenständen (ἐγκύκλιος παιδεία), welche die Gymnastik einschloß, in diesen Diadochenstädten noch in Fortdauer blieb, möchten wir gerne wissen. Gewiß war als „Bürger" niemand mehr daran gebunden; auch kann das Leben, besonders in den Großstädten, selbst bei den Freien, bei weitem nicht mehr die nötige Muße dargeboten haben. Denn von diesen denken wir uns die größte Masse als ein arbeitendes Proletariat, dessen sehr wohlfeil zu habende Arbeit bereits besser als die von Sklaven konvenierte, und über dem dann, etwa wie jetzt eine Schicht von Besitzenden, Prinzipalen, Kaufleuten, Gebildeten usw. kam. So wird denn die Bildung allgemein gewiß nur soweit gepflegt worden sein, als dies das vom Hellenentum her vererbte Vorurteil verlangte. Und daneben schied sich jetzt fachmäßig von ihr die auf das Sammeln ausgehende und auf Schutz und Besoldung von oben angewiesene Gelehrsamkeit aus, deren einzelne Disziplinen durch eine ganz einseitig konzentrierte Tätigkeit ausgebildet wurden, welche den Alten sicher banausisch erschienen wäre; man durfte nun aber eben endlich herzhaft Spezialist, das heißt Banause sein.

Unvermeidlich schwach war in den Diadochenstädten die Religion, soweit sie nicht, sowohl was die Götter als was Lehren betraf, durch orientalisch-ägyptische Kulte ersetzt war; denn hier fehlte es ihr an den uralten lokalen Kulten, die bei den früheren Griechen ihr stärkster Anhalt gewesen waren; auch der Mythus aber war damals schon in Hellas innerlich soviel wie aufgegeben, und wenn

er auch hie und da absichtlich und mit Liebe akklimatisiert wurde, faßte er schwerlich tiefere Wurzeln; was man davon auf dem Theater sah, pflanzte keinen Respekt, und dazu kam, daß bei manchen die philosophischen Systeme die Religion vertraten.

Bei dieser Lage der Dinge ist es zu verwundern, daß man in dieser Zeit soviel wie nichts von losgebundener Genialität in Poesie und Kunst hört; im Leben mag sie freilich vorhanden gewesen sein, und hie und da dürfte philosophisches Vagabundentum und auch religiöse Gaukelei ihre Stelle vertreten haben. Jedenfalls aber gehen nun die Individuen und ihre äußeren Physiognomien weit auseinander. Während früher infolge der gleichmäßigen Ausbildung in den Griechen etwas Gemeinsames gewesen war, scheiden sie sich jetzt in eine Menge von Charaktertypen, und neuere Komödie, Bukolik und bildende Kunst bemühen sich, dieselben bis tief in alles Genre in ihrer Besonderheit vorzuweisen; man wird sagen dürfen, die griechische Menschheit sei extensiv reicher geworden.

Und nun die Frauen. Hier müssen wir zuerst einen Blick auf die letzten lebendigen Gestalten von Dorerinnen werfen, die uns in dem Handel der Könige Agis und Kleomenes entgegentreten. Nachdem hundert Jahre vorher, nach Leuktra, die Spartanerinnen gejammert haben und im Heiligen Kriege die Königin Deinicha am Raube teilgenommen hat, stellen sich in den reichen Erbinnen, die in diesen Zeiten eine Rolle spielen, keine unwürdigen Persönlichkeiten dar. Agis gewinnt seine Mutter Agesistrata und seine Großmutter Archidamia, die ihn sonst in Reichtum und Wohlleben erzogen haben und die Reichsten im Lande sind, für seine Ideen, so daß sie ihn nach anfänglichem Bedenken jetzt erst recht vorwärtstreiben und unter den übrigen Frauen eine, weil diese sich für ihren bisherigen Reichtum wehren, freilich vergebliche Propaganda machen. Beide werden dann bei der Katastrophe des Agis gleich nach diesem mit schauderhafter Tücke im Gefängnis ermordet, Agesistrata, nachdem sie noch die Mutter abgehängt und neben den toten Agis gelegt hat; „wenn dies nur Sparta hilft", ist ihr letztes Wort. Dagegen Chilonis, die Tochter des von Agis vertriebenen Leonidas und zugleich die Gattin von dessen Nachfolger Kleombrotos, kann es bei ihrem Vater, da dieser nach seiner Rückkehr gegen den Eidam ganz besonders ergrimmt ist, durchsetzen, daß er ihn entwischen läßt, worauf sie freiwillig mit den Kindern dessen Exil teilt, obschon sie sein Benehmen gegen den Vater nicht gebilligt hat.

Hernach bekehrt die Witwe des Agis, Agiatis, eine sehr reiche Erbtochter und die schönste Griechin ihrer Zeit, nachdem Leonidas sie zur Vermählung mit seinem noch ganz jungen Sohne Kleomenes gezwungen hat, den neuen Gemahl zu den Ideen des untergegangenen Agis, und auch die Mutter des Kleomenes, Kratesiklea, geht nach dem Tode des Leonidas völlig auf die Gedanken des Sohnes ein, hilft angesehene Spartaner gewinnen und heiratet im Interesse

des Sohnes einen der mächtigsten. Agiatis stirbt während des Krieges mit Antigonos, von ihrem Gatten, der zu ihrer Leiche nach Sparta eilt, tief betrauert. Kratesiklea aber gibt sich, da Ptolemäos Euergetes sie und die Kinder des Kleomenes für die in Aussicht gestellte Hilfe als Geiseln verlangt, und sie dies nach langem Zaudern des Sohnes erfährt, laut auflachend auf das bereitwilligste dazu her, sintemal es Sparta nütze, und beschwört Kleomenes vor dem Abschied im Poseidontempel auf Tänaron um Haltung, „damit niemand uns weinen oder Spartas unwürdig sehe; denn dies allein hängt von uns ab, die Schicksale aber vom Dämon". Gefaßten Antlitzes schreitet sie dann mit den Enkeln nach dem Schiffe, und noch aus Ägypten läßt sie dem Sohn, von dem sie erfahren, daß er Gelegenheit hat, sich ohne Rücksicht auf Ptolemäos mit den Achäern zu rangieren, die Weisung zukommen, er möge nicht um einer einzigen alten Frau und kleiner Kinder willen in beständiger Angst vor Ptolemäos sein. In Ägypten wird sie schließlich mit ihren Enkeln und ihrem weiblichen Gefolge in den Untergang des Kleomenes hineingezogen. Unter ihren Frauen aber bietet nun die junge und sehr schöne Gattin des Panteus das wahre Gegenbild vom Tode ihres Gemahls, dem sie unter besonderen Gefahren gefolgt ist. Diese führt die von den Soldaten ergriffene Kratesiklea an der Hand zum Richtplatz, und nachdem dort die Kinder des Kleomenes in Gegenwart der Großmutter ermordet sind, die ihnen nur noch nachruft: „O Kinder, wohin seid ihr gegangen!" und dann diese selbst und die übrigen Frauen den Todesstreich empfangen haben, gürtet sie sich das Himation, erweist jeder der Sterbenden noch nach Möglichkeit Pflege und legt ihre Gewänder zurecht, schmückt und verhüllt sich dann selbst sorgfältig, so daß sie nach dem Tode niemandes mehr bedarf, der ihr diesen Dienst tut, und findet, indem nur der Henker ihr nahekommen darf, ein heroisches Ende.

Diese Lakedämonierinnen, von denen ausdrücklich gemeldet wird, daß sich ihnen die Männer immer untergeordnet und ihnen einen noch größeren Einfluß auf die öffentlichen als auf die privaten Angelegenheiten gegönnt hätten und die zudem in Sparta den größten Besitz hatten, bilden nun allerdings in der griechischen Welt eine Ausnahme; auch war die Zeit nicht ferne, da Nabis sie bei seiner systematischen Ausrottung des Spartanertums mit ihren bisherigen Heloten vermählte. Im übrigen stehen im Vordergrunde des Lebens die Hetären. Phryne und Glykera lebten wenigstens noch zu Anfang des 3. Jahrhunderts, und nun kam so recht die Zeit, da ihresgleichen der regelmäßige Mittelpunkt der geselligen Vergnügungen der Jugend wurde. Fein gebildet und witzig, wie sie sich z. B. in den wenigstens nach hellenistischen Vorbildern geschriebenen Briefen Alkiphrons darstellen, ziehen sie Feldherren, Staatsmänner, Literaten und Künstler an sich, so daß fast bei jeder bedeutenden Persönlichkeit des Hellenismus Beziehungen zu be-

Kentaur raubt eine Frau. Vom Zeustempel in Olympia

Delphi, Bad im Gymnasion

Messene, Arkadisches Tor und Stadtmauer

kannten Hetären nachweisbar sind. Vor allem treten, wie schon gesagt, die der Diadochen selbst stark hervor. Der Lamia und Leäna des Demetrios Poliorketes erbauten Athen und Theben Tempel als Aphroditen, und die der Ptolemäer waren so bekannt, daß der zweite Euergetes (Physkon) in seinen Kommentaren von ihnen handeln konnte. Zur Zeit Polybs waren die schönsten Häuser in Alexandria mit den Namen berühmter Flötenspielerinnen und Hetären bezeichnet, und Porträtstatuen von solchen standen in Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden neben Feldherren und Staatsmännern. Auch auf den Vasen dieser Zeit ist ihr Treiben sehr häufig dargestellt. Wir haben aber bereits gesagt, daß sie doch vom 2. Jahrhundert an nicht mehr eigentlich berühmt werden, und zwar hat dies den einfachen Grund, daß damals auf den Thronen der Diadochen auch der Mann fehlte, der dies hätte bewirken können; wo die Fürsten so heruntergekommen sind, wird auch das Hofleben wenig Interesse mehr einflößen.

Was die übrige Frauenwelt betrifft, so ist an ihren engbegrenzten Lebenseinrichtungen noch keine Veränderung zu bemerken. Weder an gemeinsamer Tafel noch in gemeinsamen Zusammenkünften, bei Schauspielen und im Theater konnten die Geschlechter — wie dies doch später in Rom der Fall war — eine galante Geselligkeit entwickeln; noch immer gingen ehrbare Frauen, nur von argwöhnischen Duennen begleitet, auf die Straße und zu Götterfesten; ihr Leben, im Hause vielleicht zu immer größerer Macht über den Gatten ausgebildet, verfloß doch völlig in den abgetrennten Weibergemächern; vollends die Jungfrau, das „eingeschlossene Mädchen", wie ein Dichter sagt, war aus der eifersüchtigen Haft des eingezogenen Lebens noch immer nicht befreit; das zarte und leidenschaftliche Werben des Jünglings, das sich bei den damaligen Dichtern findet, konnte schwerlich dem Leben entnommen sein; einen Brautstand gab es nicht; man sah die Gemahlin erst bei der Trauung, und die Verlobung wurde noch immer durch die Väter abgeschlossen, die etwa wegen der unüberlegten Wahl einer völlig Unbekannten getadelt werden. Wenn also an dem Vorhandensein reiner und starker Liebe in dem damaligen griechischen Leben auch nicht zu zweifeln ist, so ist es doch schlechthin unbeweisbar, daß diese sich ihre Rechte auch in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens errungen habe. Daß das Los der Frauen als unglücklich galt, spricht unzweideutig aus den bedenklichen Versen, die aus dem „Hermaphroditen" des Poseidippos (erste Hälfte des 3. Jahrhunderts) überliefert sind, wonach einen Sohn ein jeder, auch der Arme, aufzieht, ein Mädchen aber selbst der Reiche aussetzt.

Immerhin gab es Unterschiede. Während in Hellas selbst, abgesehen von jenen letzten Dorerinnen, kaum eine Frau namhaft wird, in der ganzen Geschichte des achäischen Bundes z. B. keine als „Stauffacherin" eingreifend auftritt und für Athen schon die wenig

individuelle Charakteristik, welche die neuere Komödie ihnen gewährt, ihre große Einschränkung beweist, erscheinen sie in den Großstädten der Diadochenstaaten freier gestellt, individueller entwickelt und von den Männern mehr berücksichtigt. Das Leben an den Höfen von Alexandria, Antiochia und Pergamon war reich an feiner Bildung und Genuß; auch die Königinnen und ihre Damen nahmen daran teil, und diese Verhältnisse wirkten auf weitere Kreise. Wenn Theokrit der Gattin seines Freundes Nikias in Milet eine Spindel schickt und dies Geschenk mit einem Gedicht begleitet, so ist dies eine Gemütlichkeit, die noch hundert Jahre früher unmöglich gewesen wäre. Besonders aber wären die Adoniazusen desselben Dichters in Athen kaum denkbar. Hier wird uns ein Stück Städteleben der merkwürdigsten und lehrreichsten Art vorgeführt, und zwar bei Gelegenheit des Adonisfestes, das in den Hallen des königlichen Palastes begangen wird, wobei ein prachtvolles Bild des Adonis auf silbernem Lager, von schwebenden Eroten umgeben, und neben ihm die klagende Aphrodite in einer Blumenlaube zu sehen sind. Unter dem Publikum aber, das sich dahin in Masse drängt, sind zwei Freundinnen dorischen Stammes aus Syrakus, die Frauen alexandrinischer Einwohner aus dem Mittelstande, die sich mit einer Sklavin hergewagt haben, und einem Anwesenden, der sie wegen ihres breiten Dorisch höhnt, frisch herausgeben; diese drücken sich durch den Portikus hinein, können die große Funktion und die argivische Sängerin bewundern und scheiden endlich, im höchsten Grade erbaut. Wenn man dies Gedicht liest, glaubt man sich in eine moderne Großstadt versetzt; eine Athenerin aber wäre in diesem Gedränge gewiß nicht mitgegangen. Davon, daß in demselben Alexandria und auch an anderen Diadochenhöfen die Königinnen zeitweise eine große politische Tätigkeit entfalteten, ist bei Gelegenheit der diadochischen Dynastien die Rede gewesen; die furchtbare Olympias hat freilich keine Diadochin erreicht.

Nun konstatiert man in der damaligen Zeit in Leben und Poesie Anfänge von Galanterie der Männer auf der einen und von Koketterie der Frauen auf der anderen Seite. Jene äußert sich, wenigstens gegen Fürstinnen, in den erhaltenen Epigrammen auf Bildern von zwei Bereniken und in der Schmeichelei des Astronomen Konon, der ein Sternbild als Haar der Berenike benannte; auch will Polyphem bei Theokrit (XI, 55) die Hand der Galatea küssen, und bei einem anderen Dichter küßt Achill die der Deidamia; kokett aber benimmt sich bei Theokrit nunmehr auch Galatea gegenüber Polyphem, tritt anderswo im Idyll eine prätentiöse Städterin einem verliebten Rinderhirten gegenüber, und liebäugelt auf dem Bilderschmucke eines Bechers eine Person mit zwei sie umwerbenden Männern; daß sich in dieser Richtung die Hetären am meisten auszeichneten, ist selbstverständlich. Überhaupt wird das Verhältnis beider Geschlechter nun der Hauptgegenstand der drei lebendigen

poetischen Gattungen: der Elegie, des Idylls und der neueren Komödie, wenn auch in letzterer nicht sowohl die Liebe als die Intrige, das schlaue Erringen, vorherrscht und der Inhalt meist das Widerstreben des Jünglings gegen die ihm gedrohte Ehe ist und das Streben der Hetäre, ihr Verhältnis zu ihm zu behaupten oder auch in eine Ehe zu verwandeln. Jetzt werden auch die milesischen Märchen eine bestimmte Literaturgattung. Auch spüren die alexandrinischen Literaten nach verliebten Legenden und Sagen, die bisher nur mündlich überliefert waren, und bessern alte Mythen mit erotischen Motiven aus: Bei Duris von Samos (in der Zeit des Philadelphos) meldet sich die Liebe Achills und Iphigeniens, die früher (bei Euripides) absolut ehescheue Atalante wird jetzt Meleagers Geliebte, und sogar Galatea wird später die des Polyphem, während sie ihn früher verschmäht und bei Theokrit einstweilen mit Werfen von Äpfeln noch geneckt hatte; der wahrscheinlich von alexandrinischen Dichtern bei arkadischen Bauern aufgespürte Daphnemythus wird so gegeben, daß Apoll die männerscheue Jägerin durch Musik zu gewinnen sucht; in Poesie sowohl als bildender Kunst greift die tändelnde Erotenwirtschaft um sich, und auf den Vasen (besonders den unteritalischen) ist die Darstellung des Verkehrs von Männern mit dezenten Frauen und Mädchen im Zunehmen.

Sicher wird in der alexandrinischen Zeit ein Zug des Gefühls wach, den wir früher nicht finden. Jetzt erst mag eine Juno Ludovisi entstanden sein, welche sich ihrer Majestät bewußt und dabei gütig ist. Ja dieser Zug steigert sich gerne zur Sentimentalität, von der wir es dahingestellt sein lassen, wieweit sie ein Zeichen der Alterung ist; der Hellenismus hatte darin bis zu einem gewissen Grade schon an Euripides einen Vorgänger. Sicher beginnt man jetzt häufiger in den früher meist so zurückgehaltenen Empfindungen zu schwelgen: Bei den Bukolikern und Elegikern ist von Tränen, Liebesschmerz und Verzweiflung viel die Rede, pathologische Schilderung der Liebeskrankheit, auch Anekdoten, wie die von Antiochos und Stratonike, werden beliebt, besonders müssen wir hier wieder daran erinnern, welche überflüssige Sentimentalität Apollonios von Rhodos beim Abschied Iasons von seiner Mutter zur Verfügung hat, und wie er mit seiner Medea dem Mythisch-Furchtbaren absichtlich aus dem Wege geht, um dafür tief auf die Belauschung des weiblichen Gemütes einzugehen. Auch in den Porträts von Diadochen, wie auch von Alexander selbst, findet sich oft ein wehmütiger Zug, ja sogar in Idealtypen wie nichtikonischen Athletenköpfen, einzelnen Köpfen der Pallas, dem Apollo Giustiniani, und die nämliche Vorliebe für Darstellungen schmerzlicher Gestalten findet sich auch in der Malerei.

Als echte Ergänzung stellt sich dann gegenüber der Sentimentalität das Raffinement der Sinnlichkeit ein. Der herrschende Ton war der frivole, liederliche, wie er sich in den Hetärenwitzen aus-

spricht, etwa noch im Gewande der aus dem 4. Jahrhundert ererbten Heiterkeit und Hedonik, freilich auch hin und wieder mit einem schmerzlichen Bedauern verbunden, daß man sich auf den Tod bekämpfe, da man es doch so gut haben könnte. Im übrigen mehren sich in Poesie und Kunst die üppigen Darstellungen. Wie die Dichter sich gerne bei der Schilderung weiblicher Nacktheit aufhalten, so stellen sie die Künstler mit einer Absichtlichkeit dar, die in starkem Gegensatz zu den Darstellungen des Nackten in der früheren Zeit steht, und auch im Leben sind die lüsterne, halbe oder ganze Entblößung und die durchsichtigen Gewänder beliebt.

Mit der Knabenliebe mag es sich in praxi wie früher verhalten haben; dagegen hört sie, da es keine Polis und keinen gemeinsamen Kriegsheroismus mehr gibt, worauf man sich bei der Bildung des Geliebten beziehen könnte, gänzlich auf, sich mit höherer Ethik, Politik und erziehender Kraft zu motivieren. Zum letztenmal dürfte sie sich in der Freundschaft des jüngeren Kleomenes und des Panteus pathetisch geben; später gibt es keine berühmten Verhältnisse zwischen Liebhaber und Geliebtem mehr, auch nicht bei den Diadochen, von denen doch Demetrios Poliorketes hierbei einst noch Pathos entfaltet haben könnte; der Geliebte existiert jetzt nicht mehr als Element der Gesellschaft und als zugestanden, sondern nur noch als Werkzeug des Vergnügens, und die Sentimentalität wendet sich vorzugsweise auf das Verhältnis zu den Frauen. In der Poesie verwandte Phanokles das Motiv noch in gelehrter Weise für ätiologische Darstellungen, sonst aber wird die Sache meist zur künstlerisch behandelten Zote, und wo dies nicht der Fall ist, nehmen die betreffenden Epigramme etwa die Art von heimlichen Seufzern an; gemütlich ist vielleicht nur noch Theokrit in seinen Knabengedichten (παιδικά) und nach ihm keiner mehr gewesen.

Eine weitere Neuerung im Gesichtskreis der damaligen Griechen ist das Aufkommen des landschaftlichen Naturgefühls. Daß freilich auch schon das alte Griechenland für die Herrlichkeit der Landschaft Sinn hatte, wissen wir aus Homer. Indes tritt nun etwas Neues ein: Indem nämlich der Polytheismus vor der Reflexion sinkt und damit die Natur entgöttert wird, also daß nicht mehr wie früher Nymphen, Satyrn und Pane Gebirge und Wald bevölkern, beginnt die Natur ohne das frühere persönliche Medium unmittelbar auf den Geist zu wirken und zu ihm zu sprechen, und dies zu der gleichen Zeit, da durch die Erschließung des Orients die Weltkunde sowohl geographisch wie naturgeschichtlich auf das erstaunlichste wächst und unter anderem eine wissenschaftliche und akklimatisierende Botanik mit sich bringt.

Diese Steigerung des Naturgefühls, die in einem natürlichen Zusammenhang mit der Richtung der Zeit auf Sentimentalität und Wehmut überhaupt steht, läßt sich aus der starken Zunahme der Landschaftsmalerei erweisen, wie wir sie vornehmlich aus den pom-

pejanischen Nachbildungen kennen. Aber auch sonst weiß man, daß die Griechen jetzt den schönen Aussichten nachzugehen begannen. Früher als sie hatten die Perser solches getan, deren Natursinn nicht nur aus den Nachrichten von den herrlichen Parkanlagen (παράδεισοι) ihrer Könige und von der Ehrung einer schönen Platane durch Xerxes bekannt ist, sondern durch die interessante Notiz belegt wird, daß König Dareios sich auf die kyaneïschen Inseln übersetzen ließ und von hier aus die Aussicht über den Bosporos betrachtete. Bei den Griechen kommt dies erst jetzt. Die erste erweisliche Bergbesteigung um der Aussicht willen ist die des Hämus durch den jüngeren Philipp von Makedonien, schon einige Jahrzehnte vorher aber hatte Apollonios von Rhodos dergleichen als poetisches Motiv gebraucht: Er läßt (I, 1103 ff.) seine Argonauten, als sie bei Kyzikos angelangt sind, das Dindymon zwar wohl zu dem Zwecke besteigen, um daselbst der Kybele ein Opfer darzubringen; aber man sieht leicht, daß bei dieser Exkursion auf einen hohen Berg die schöne Aussicht die Hauptsache ist; ebenso findet sich bei Apollonios (III, 164) die Schilderung des Panoramas vom Olympos; auch ist auf den Sinn dieses Dichters für Beleuchtungen und Meteorologisches aufmerksam zu machen.

Ferner drängt sich die Landschaft in die nunmehr tonangebenden neuen Großstädte hinein, indem der Großstädter ein Bedürfnis nach der Natur fühlt und seine Herrscher diesem dadurch entgegenkommen, daß sie große Naturanblicke in den Städten nachahmen. So hatte Antiochia am Orontes seine herrlichen Promenaden mit Wasserkünsten und in dem anstoßenden Daphne einen wundervollen Park. Auch in Alexandria waren die Häusermassen durch Gärten und Haine unterbrochen, und in der Mitte der Stadt erhob sich das Paneion, ein künstlicher Hügel, welcher durch einen bequemen, in vielfachen Windungen gezogenen Weg zugänglich war, und von dessen Höhe man das Panorama der ganzen Stadt überschaute; man mochte den Altägyptern damit dartun, wieviel schöner so etwas sei als eine bloße Pyramide. Daneben umfaßte auch der ptolemäische Palast zahlreiche Gartenanlagen, und im Museion befand sich ein mit Bäumen bepflanzter schattiger Spazierplatz, wo sich die Gelehrten ergingen. Zur gleichen Zeit wurde in Knidos die erste pensilis ambulatio errichtet, und zwar von Sostratos, dem Erbauer des alexandrinischen Leuchtturms. Anderseits aber sorgte man auch bei der Anlage von Häusern dafür, daß man von ihnen gute Aussichten hatte; Vitruvs Oecus Cyzicenus, ein Raum des Hauses hellenistischer Großer, ist auf dreiseitigen Ausblick ins Freie berechnet.

Auch die damalige Steigerung der Jagdleidenschaft, welche im alten Hellas vielfach durch die Gymnastik usw. verdrängt gewesen sein dürfte, mag ihren Grund teilweise in dem Drange der Städter nach der freien Natur gehabt haben; besonders aber sprechen für deren Vorhandensein einzelne literarische Erscheinungen: Die Bu-

kolik eines Theokrit lebt förmlich von der Sehnsucht des Gebildeten nach dem Land als einem verlorenen Paradies; ähnlich mag auch in Liebesromanen die landschaftliche Szenerie eine wesentliche Stelle eingenommen haben, und auch die Epigramme aus der Diadochenzeit geben landschaftliche Eindrücke wieder. Aus solchen Stellen spricht aber nicht bloß das ästhetische Behagen an der Natur, sondern Freude und Leid des Menschenherzens werden mit ihr verglichen und in sie verflochten, und oft werden auch Gegenstände der Natur zum Mitgefühl aufgerufen oder es wird ihnen ein solches beigelegt.

Auch die Stellung der Kunst wird eine neue. Bisher hatten die griechischen Künstler die im Volke lebendigen Ideen verwirklicht, und es fragte sich, was sie von jetzt an würden zu verwirklichen bekommen. Die Entwicklung der griechischen Dinge brachte es mit sich, daß sie auf die Verherrlichung der Herrscher ausgehen und eine Sache des Luxus werden mußte; sie hat aber dann doch nicht nur der Macht und dem Reichtum gedient, sondern auch einem individuellen Geist und Schönheitssinn, wobei sie noch viel Großes schaffen und sich über neue Gebiete des Lebens ausbreiten konnte.

Nachdem schon Alexander in vertrautem Verhältnis zu Lysippos und Apelles gestanden hatte, beschäftigten die Diadochen viele Künstler ständig an ihren Höfen und ließen auch auswärtige Künstler für sich arbeiten. Und zugleich regte sich bei ihnen der Sammelgeist: Ptolemäos Philadelphos hatte bereits eine Sammlung von Tafelbildern älterer Meister; dem Euergetes sandte Aratos sikyonische Bilder, besonders des Pamphilos und Melanthios, nach Alexandria, um ihn für seine politischen Zwecke zu gewinnen; Attalos von Pergamon bot 100 Talente für ein Gemälde des Aristeides, und Nikomedes von Bithynien bot den Knidiern Tilgung ihrer ganzen Staatsschuld gegen Abtretung der Aphrodite des Praxiteles. Auch Höfe wie der makedonische und Ambrakia, einst Residenz des Pyrrhos, fanden sich bei der römischen Eroberung voll von Kunstwerken. Freilich hatten die Diadochen, selbst noch in späteren Zeiten, auch dem Kunstraub eifrig obgelegen, und sogar Anatheme in Tempeln (NB. griechischer Gottheiten) waren davor nicht sicher gewesen. Daß aber den Fürsten in dem Bestreben, Kunstschätze zu sammeln, auch Privatleute nach Vermögen folgten, ist selbstverständlich.

Was nun die Malerei betrifft, so entstand damals diejenige Wanddekoration, welche ein eingelassenes Tafelbild zum Mittelpunkt hat; es entstanden ferner Pendants, ja ganze Zyklen homogener Tafelbilder, wie sich denn z. B. im Tempel der Athene zu Syrakus aus der Zeit des Agathokles eine Reihe solcher mit Darstellungen von Reitergefechten befand. Auch Malern kleiner Kabinettsbilder begegnet man, und zwar kommen jetzt seit Alexander genrehafte Darstellungen, wie die Barbier- und Schusterbuden des Peiraikos, die

Komödienszenen des Kalates, die Kinderfiguren und blumenflechtenden Mädchen des Pausias. Wegen der höchsten Illusion, die ihnen nachgerühmt wird, sind manche Bilder des letzteren nur als Tafelbilder zu denken: So hatte er bei der Darstellung eines Stieropfers eine berühmte Verkürzung angebracht, und das Gesicht der trinkenden Methe sah man durch das Glas schimmern; anderseits aber erfahren wir von dem nämlichen auch, daß er zuerst mit Gemälden Decken, also in Fresko, schmückte. Die Freskotechnik eroberte sich dann mit der Zeit auch die Hauptstelle an den Wänden zurück, indem man es vorzog, namhafte Tafelbilder in eigenen Pinakotheken aufzubewahren, und das Mittelbild einer Freskodekoration lieber auch in Fresko arbeitete.

Daß von Diadochen und Liebhabern Malern wie Theon und Nikomachos enorme Preise gezahlt wurden, haben wir früher gesehen, und auch davon war schon die Rede, daß einzelne Fürsten hin und wieder als Kunstkenner oder Dilettanten etwas vorstellen wollten; auch reiche Privatleute folgten ihnen darin nach. Wie gleichfalls schon gesagt, wurde zu Alexanders Zeit das Zeichnen unter die für freie Knaben üblichen Lehrgegenstände aufgenommen; es geschah infolge der Leistungen der sikyonischen Malerschule, in deren strenger Zucht die Hellenen ein pädagogisches Element erkannten; schon Aristoteles aber hatte gemeint, der Zeichenunterricht sei dienlich, um das Urteil über die Werke der Künstler zu bilden.

Für die Plastik war man bis vor kurzer Zeit auf die bekannten Werke der Schule von Rhodos, wie den Laokoon, den Farnesischen Stier, und auf pergamenische Werke, wie den sterbenden Fechter, den Gallier und sein Weib usw., angewiesen. Eine herrliche Kunstübung bei den Rhodiern und den pergamenischen Fürsten war damit belegt; aber wer hätte gedacht, daß man etwas finden würde wie den Riesenfries des Altars von Pergamon? So können wir uns hier kurz fassen; denn wenn irgendwo, läßt sich hier von dem dies diem docet etwas hoffen. Und ebenso ist es mit der Architektur: Daß dieselbe das Herrlichste geboten haben muß, läßt sich aus den Bauten des römischen Imperiums schließen, das in hohem Grade von dieser Kunst abhängig gewesen ist. Aber leider sind wir für die Neuerungen dieser Zeit in der Anlage von Innenräumen, Sälen usw. allein auf diese römischen und etwa noch auf die byzantinischen und sassanidischen Nachklänge und auf die Schilderungen bei Vitruv angewiesen und werden etwas Näheres erst mit der Zeit vielleicht erfahren. Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß wir statt kenntlicher Ruinen und statt bündiger und genauer Periegetenschilderungen über die dauernden Prachtbauten der Diadochen und deren Ausstattung nur jene Schilderungen des höchsten momentanen Luxus besitzen, die uns Athenäos bei Gelegenheit der Pompa des Philadelphos und der des Antiochos Epiphanes sowie dreier Prachtschiffe, der Eikosoros des Hieron und der Tesserakonteres und Thala-

megos des Ptolemäos Philopator, gibt, wozu aus früherer Zeit noch die genauen Beschreibungen des Baues (πυρά), auf dem Hephästion verbrannt wurde, und des Leichenwagens Alexanders kommen.

Bei der Pompa des Philadelphos, auf die wir hier, um ein Beispiel von diesen Dingen zu geben, nochmals kommen müssen, war wahrscheinlich das Ziel des gewaltigen, durch das Stadion gehenden Zuges ein innerhalb der Burg angebrachtes mächtiges Prachtzelt, das in seiner Mitte 130 Klinen für das Gelage der Hofgesellschaft enthielt. Die Dekoration desselben muß reich, bewegt und geistvoll gewesen sein. Unter anderem zeigten im Inneren zwanzig Grotten (ἄντρα), durch Nymphäen unterbrochen, auf hohem Sockel Symposien von tragischen, komischen und satyrhaften Wesen, welche hier offenbar durch drapierte Wachsbilder dargestellt waren; in einer Art von künstlerischer Berglandschaft muß so das ideale Griechentum, durch die dramatischen Masken vertreten, zur Exhibition gekommen sein. Die Pompa selbst, ihrem Charakter nach wesentlich dionysisch, war offenbar eine ins Kolossale getriebene Überbietung griechischer Festzüge, welche das Feierliche, das Mythisch-Dramatische und den Karneval in sich vereinigen sollte, und zwar hier, am Strande Ägyptens, in rechtem Gegensatz zu den ohne Zweifel völlig stabilen Prozessionen der fast mythenlosen ägyptischen Religion. Die ganze Reihe von einzelnen „Zügen", aus welchen der Zug zusammengesetzt war, eröffnete der Zug des Morgensterns, auf welchen der der königlichen Eltern (Ptolemäos Lagi und Berenike) und die der zwölf Götter folgten, und zwar war hier jedem Gott sein ganzer Mythenkreis irgendwie bildlich in der Form beigegeben, daß kolossale leblose Figuren von lebenden Personen umringt erschienen. Die eigentlich dionysische Pompa ferner, welche nun folgte, stellte den Gott selbst mit seinem ganzen enormen Personal, weiterhin die Hauptelemente seines Mythus und endlich eine Anzahl einzelner dionysischer Symbole von Gold und Silber in riesiger Größe dar, abgesehen von den unzähligen Gefäßen und Geräten in gewöhnlicher Form, welche von Tausenden getragen wurden. Den Anfang dieser Hauptstücke machte der von 180 Menschen gezogene Wagen des riesigen Dionysosbildes unter einer Schattenlaube, in dessen Gefolge unter anderen schon vier Nuancen von Bakchen (Maketai, Mimallonen, Bassarai und Lydai) mit Dolchen und mit Schlangen in den Händen und den aufgelösten Haaren einherschritten. Dann folgte wieder, wie alle diese Kolossalwagen von Menschen gezogen, der Wagen der Nyse (des personifizierten Nysaberges), deren Riesenfigur aufstehen, libieren und wieder niedersitzen konnte, weiterhin der der Kelterblüte mit 60 Satyrn, dann ein Wagen mit einem riesigen Schlauch, woraus Wein floß (auch aus verschiedenen anderen Wagen wurde solcher gespendet!), ferner einer mit einer Grotte, darin Hermes und die Nymphen weilten, und aus der sich außer dem Wein auch Milch ergoß, einer mit

dem aus Indien zurückkehrend gedachten, auf einem Elefanten sitzenden Dionysos, der von einem Satyrisken als Kornak geführt war, und dazu ein unermeßliches Gefolge von Tieren und Menschen und Beutewagen, ja sogar die königliche Menagerie; es folgten die Gruppen des von Hera verfolgten Dionysos und Alexanders (welcher als Herr von Indien sehr hierher gehörte) mit Ptolemäos, ferner Weiber, welche die von Alexander befreiten asiatisch-griechischen Poleis vorstellten, dann erst noch ein Zug des Zeus und vieler anderer Götter, und dann der des auf einem Elefantenwagen zwischen Nike und Athene fahrenden Alexander, weiter riesige Embleme anderer Götter (Heroldsstab, Blitzstrahl, mystischer Kranz, Ägis) und zum Schlusse kam eine Revue der ganzen Armee von 57.600 Mann zu Fuß und 23.200 zu Pferde. — Das Ganze erscheint bei wahnsinniger Verschwendung doch bedeutungsvoll, wenn man sich die Gesichter der Nationalägypter dazu denkt; denn diese sahen hier eine Exhibition des Mythus und der Kunst des Eroberervolkes in höchstem Maßstab. Eine höhere Ironie mag man darin finden, daß es in dem kosmopolitischen Alexandrien doch keinen echten dionysischen Humor gab, sondern gewiß nur bezahlte Masken; das echte religiöse Altägypten aber war daneben auch tot.

Was die Forschung betrifft, so machte sich die gewaltige Weitung des Weltblickes jedenfalls rasch fühlbar und gestaltete die Denkweise in tausend Beziehungen um. Freilich war die Neigung für das rein Tatsächliche und die Lust zur Kritik bei den Griechen stets gering, wie schon die Möglichkeit der vielen Sammlungen „wunderbarer Dinge" (θαυμάσια) beweist; der Fabelgeist der Nation wirkte weiter, und Strabo, der schon die älteren Autoren: einen Herodot, Ktesias, Hellanikos der vergnüglichen Lüge zeiht, beklagt sich in dieser Beziehung vor allem über die Schriftsteller Alexanders selbst: Am meisten, sagt er, müsse man dem Deïmachos und dem Megasthenes mißtrauen; denn diese seien es, welche von den Leuten ohne Mund und Nase, von Einäugigen und Langschenkeligen und solchen, welche die Zehen hinten hätten, erzählten und das homerische Märchen vom Kranich- und Pygmäenstreit erneuert hätten; laut ihnen seien die Pygmäen drei Spannen lang, sie meldeten von goldgrabenden Ameisen, keilköpfigen Panen, Schlangen, welche Rinder und Hirsche samt Geweih verschluckten . . . und doch seien beide nach Palibothra an Sandrokottos und seinen Sohn Amitrochades gesandt gewesen. Ähnlich findet eine Division des Agathokles in Libyen nicht nur ein Gebirge voll Katzen ohne alle Vögel, sondern auch drei Affenstädte, wo göttlich verehrte Affen mit den Menschen promiscue in den Häusern leben und alle Kinder Affennamen bekommen. Dies waren denkbare Dinge; den Lügnern glaubt man, dem armen Pytheas nicht.

Immerhin und unvermeidlich aber wurde doch viele und große Weltkunde von echter Art unter die Menschen gebracht, und die

Griechen waren und blieben doch das einzige Volk, welches ein allseitiges Interesse mitbrachte und die Welt zu beschreiben und zu deuten Neigung hatte. Zu ihnen aber war nun das große Kontingent von Hellenisierten aus den unterworfenen Völkern gekommen. Von den berühmten Philosophen und Rednern der syrischen, palästinischen und phönizischen Städte, welche Strabo bei Gelegenheit der betreffenden Länder nennt, dürften manche zu ihnen gehören, wenn es auch schwer ist, zwischen ihnen und den kolonisierten Griechen zu scheiden; nur Ägypter, die bis zu diesem Grade hellenisiert gewesen wären, gab es nicht viele; Manetho, der sein grundlegendes Werk Philadelphos dediziert hat, war auf lange der einzige, der auf Griechisch Rechenschaft von den Altertümern seines Landes gab. Am weitesten gingen jedenfalls die Juden auf den Hellenismus ein, so daß er ihr Hauptorgan wurde und sie schichtenweise ihr Hebräisch vergaßen; aber auch ein Mitglied des babylonischen Priesterstandes wie Berosos konnte an der hellenischen Aufzeichnung teilnehmen. Die erbärmlich lazerierten Reste seines Werkes sind das unentbehrliche Fundament für die Geschichte jener Gegenden. Unendlich viel Nichtgriechengeblüt strömte damals in das hellenische Wissen und Denken hinüber und bewirkte eine ungeheure Ausgleichung der Geisteskräfte.

Und nun möge vor allem der enormen Erweiterung der Geographie als Wissenschaft durch Eratosthenes (unter Ptolemäos Euergetes) gedacht sein. Die großen wissenschaftlichen Resultate seines von einer Weltkarte begleiteten Werkes waren aber eben doch schon das Ergebnis der griechischen Welteroberung, mit welcher bereits bei Alexander die Weltentdeckung Hand in Hand gegangen war. Und schon zu Alexanders Zeit hatten auch die beiden kühnen Massalioten ihre Forschungsreisen unternommen: Pytheas drang bis zu den Shetlandsinseln (nach „Thule"), Euthymenes bis an den Senegal (also doch nicht so weit wie der Karthager Hanno) vor; keine Börse in der Welt könnte die Statuen solcher Mitbürger an die Fassade setzen, wie die von Marseille mit diesen beiden getan hat. Auch von seiten der Diadochen wurden nun große und systematische Bemühungen aufgewandt: Die Seleukiden sandten Expeditionen zur Erkundung des Kaspischen Meeres aus; Reisen nach Äthiopien geschahen in ptolemäischem Auftrage und ebenso die Umschiffung (περίπλους) des Roten Meeres durch Agatharchides, wobei sich freilich für die fernen Ufer auch wieder die Fabel melden sollte; denn, weil Agatharchides so weit nicht gedrungen war, stammten von seiner Expedition die späteren Märchen über die Sabäer her. Zuletzt sandte noch Euergetes II. (Physkon) den Eudoxos nach Indien.

Mehr in der Nähe, nämlich in der griechischen Welt selbst, in Italien und Karthago, bewegten sich jetzt, gewissermaßen als Fortsetzer der alten Logographen, die Periegeten, welche die monumentalen und lokalen Traditionen und Sagen, die Gebäude, Kunst-

werke, Inschriften, Ortsmerkwürdigkeiten und Raritäten illustrierten; das kosmopolitische Reisen und der gelehrte Antiquar kommen auf. So lebte das Vorbild des Pausanias, der aus der Troas gebürtige, in Athen eingebürgerte Polemon (um 200) beständig auf Reisen. Er hinterließ eine große Anzahl von Monographien in den verschiedensten Formen, als Aufzählungen, Polemiken, Briefe usw. Bei ihm läßt sich nun endlich auch ein kunstgeschichtliches Interesse konstatieren, indem er allein über die Anatheme der athenischen Akropolis vier Bücher und auch sonst Werke über Plastiker (ἀγαλματοποιοί) und Maler schrieb.

Man hat es nun in dieser Zeit auch mit einer ganz neuen Richtung und Förderung der Wissenschaft zu tun. Bisher kannten die Griechen zunächst einzelne Forscher und Sammler, wie Demokrit und einzelne mit ihrem Wissen herumreisende Sophisten, und dann waren endlich die Philosophenschulen gekommen, welche zugleich Sammelorte für einzelne Zweige des Wissens waren. Um einen Philosophen herum scharten sich Schüler, welche seine Lehre aufnahmen, entwickelten, weitertrugen und am Leben erhielten. An feste Lokale, wie die Akademie und das peripatetische Lykeion in Athen, muß sich unvermeidlich auch einiger Apparat von Büchern und Sammlungen angeschlossen haben. Jetzt aber waren die Griechen in allem Wissen und Forschen weit genug, um außerhalb Griechenlands fester Institute dringend zu bedürfen, welche ihnen ihre stürmischen und im Verkommen begriffenen Poleis unmöglich gewähren konnten. In diesen mußte sich der Wissende dem Staat gewaltsam entziehen; in den Diadochenstaaten hatte er dies nicht mehr nötig. Nur mit den Philosophen hatte es hier eine besondere Bewandtnis, insofern diese teils Menschen bessern, teils eine besondere politische Doktrin vertreten mochten; die Forscher dagegen begehrten nichts anderes, als ruhig forschen und sammeln zu können; es war eine völlig weltabgewandte Gelehrsamkeit, wie die des Archimedes, möglich. Und nun förderten die Fürsten das Wissen teils durch Geschehenlassen, teils durch dasjenige direkte Mäzenatentum, welches zwar literarische Meisterwerke nicht zum Blühen bringt, wohl aber große wissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen ermöglichen kann. Während die frühere griechische Triebkraft in der Literatur wie in allen Dingen der Agon gewesen war, handelt es sich jetzt um gesicherte wissenschaftliche Arbeit und Teilung derselben.

Hier ist der Bedeutung Alexandriens zu gedenken. Diese Stadt lag (wofern man auch Italien und Rom hinzurechnen darf) im Zentrum der jetzigen hellenistischen Welt, war wie keines der Antiochien und Seleukien vor Eroberungen gesichert und vollends in bezug auf Sicherheit das gerade Gegenteil von Makedonien. Dazu war Ägypten eine Stätte des alten Wissens und Sammelns. Bibliotheken waren schon bei den alten Pharaonen vorgekommen, und

die des Osymandyas hatte die Inschrift „Heilstätte für den Geist" (ψυχῆς ἰατρεῖον) getragen. Endlich kommt hier die Denkweise und Begabung der ersten Ptolemäer in Betracht. Obgleich Lagos nur ein gemeiner Krieger gewesen war, ist sein großer Sohn dann doch der gebildetste und geistvollste aller Diadochen und unter anderem derjenige, der als Begleiter Alexanders in seinem (von Arrian benützten) Tagebuch die wichtigsten Urkunden über den großen König hinterlassen hat. Indem er das deutliche Gefühl hat, daß er als Mensch und Fürst der bedeutendsten geistigen Kräfte der Griechen bedürfe, beschenkt er nun nicht nur die „savants", welche kommen, sondern auch Fremde, die er nicht in Alexandrien festhalten kann. Während seines Aufenthaltes in Griechenland wirbt er um Philosophen (das heißt um Wissende, Gelehrte; denn an dem System wird ihm wohl weniger gelegen gewesen sein), und mit Theophrast, der (wie auch Menander und Philemon) nicht hat mitkommen wollen, unterhält er eine Korrespondenz. — Mehr der Poesie als der Philosophie war die Gunst seines Sohnes Philadelphos zugewandt; doch war auch dieser, der Schüler des Philosophen Straton, selbst ein eifriger Naturkundiger und Botaniker und Gründer einer großen Menagerie. Und nun läßt sich fragen, ob der Vater oder der Sohn mehr Anteil an der Gründung derjenigen Anstalt hatte, welche als „Museion" der Ruhm der Stadt war.

Ein Teil des Bruchionpalastes führte nach einem Musenheiligtum, das sich darin befand, diesen Namen. Hier siedelte schon der erste Ptolemäer Gelehrte an und schaffte für sie mit großen Kosten Bücher aus Griechenland, Asien und Afrika herbei; Philadelphos kaufte weiter solche in Rhodos und Athen und erstand unter anderem die Bibliothek des Aristoteles; mit seiner mehr poetischen Neigung stiftete er auch apollinische Spiele mit dramatischem Agon; doch scheint die poetische Bedeutung Alexandriens, nachdem die Zeit der tragischen Pleias, des Theokrit und des Kallimachos vorüber war, rasch ein Ende genommen zu haben, während die wissenschaftliche sich lange hielt. Jedenfalls haben in dem Museion Philosophen, Dichter und Gelehrte jahrhundertelang zusammengewohnt und studiert, welche im Genuß irgendeiner Dotation waren, laut Strabos deutlicher Aussage gemeinschaftlich speisten, auf einem gemeinsamen Platz (περίπατος) lustwandelten.

> „Viele lassen sich füttern im Völkergewimmel Ägyptens,
> Kritzelnde Männer der Bücher, unendlichen Hader verführend
> Dort in dem Käfig der Musen",

sagte der Spötter Timon in seinen Sillen von ihnen, indem er die Anstalt, wo sie so beisammen waren, mit einer Volière verglich. Wahrscheinlich hatte übrigens Demetrios von Phaleron, an dessen Rat man sich bei der Gründung hielt, das Muster der peripatetischen Schule von Athen vorgeschwebt.

Alexandrien war also fortan der Sitz der Gelehrten aus Griechenland und der ganzen griechischen Diaspora von Südrußland bis nach Mesopotamien und wieder bis zum äußersten Westen. Sowie man aber das einzelne der Organisation des Museions wissen möchte, bleibt vieles dunkel. Schon wie die Mitglieder ernannt wurden, wissen wir nicht; nur daß auf königlichen Befehl einem, der gar zu bedenkliche Doktrinen vorbrachte, die Lehrtätigkeit untersagt wurde, ist sicher; es war der merkwürdige kyrenäische Pessimist Hegesias (der πειστιθάνατος), welcher seine Schüler zum Selbstmorde veranlaßte. Es wird uns nicht gesagt, ob und wie der Priester der Musen zugleich Vorsteher des Ganzen war, man hat nur Hypothesen über die Höhe der Dotation im ganzen und der Besoldung im einzelnen, über die Verteilung der Arbeiten, darüber, ob man sich dieselben durch Vorlesung mitteilte und in Diskussionen besprach, ob irgendwelcher Unterricht stattfand und wieweit derselbe vorgeschrieben war. Ferner dürfte sich fragen lassen, ob das, was „alexandrinische Schule" heißt, auch wirklich alles zum Museion gehört habe; denn es könnten sehr viele auch ohne Dotation und Anstellung in der Bibliothek gearbeitet und außerhalb des Museions in der Stadt gelebt und doziert haben; wovon solche existierten, brauchen wir nicht zu erfragen. Jedenfalls aber war diese Schule ein sehr vielgestaltiges Ganzes. In der Philosophie z. B. waren hier die verschiedenen Sekten ohne alle Exklusivität nebeneinander vertreten; es gab alexandrinische Platoniker, Aristoteliker und Stoiker, und dabei waren die spekulativen Wissenschaften erst noch der unwesentlichere Teil der Schule; zu den geometrischen, astronomischen, medizinischen und grammatischen Studien dürfte der Zulauf oft stärker gewesen sein.

Im Palaste Bruchion, zunächst am kanopischen Tor, wahrscheinlich im Museion selbst oder in dessen Nähe, war die Bibliothek, um deren Gründung sich, wie gesagt, das größte Verdienst die beiden ersten Ptolemäer erworben haben müssen; auch die Anwesenheit des Demetrios von Phaleron, welches immer seine Bedeutung bei derselben gewesen sein mag, gehört in die Zeit beider Könige. Was die Prinzipien betrifft, wonach gesammelt wurde, so schaffte man gewiß zunächst aus der griechischen Literatur alles an, was des Erhaltens wert war, und mochte es aus dem verarmenden Griechenland und Sizilien relativ leicht erwerben. Eine weitere Aussage, welche sich auf Griechisches und auf Denkmäler der von den Diadochen eroberten Länder beziehen kann, ist dann die des Epiphanios, wonach Philadelphos an die Könige geschrieben und sie gebeten hätte, ihm (offenbar in Abschriften) zu schicken, was in ihren Ländern von Dichtern, Logographen, Rednern, Sophisten, Ärzten, Medikosophisten, Historiographen usw. vorhanden sei. Eine vage Aussage Synkellos meldet ferner, der nämliche König habe die heiligen Schriften der Chaldäer, Ägypter und Römer ins Griechische

übertragen lassen, was man nicht auf nichtgriechische Literatur im allgemeinen beziehen darf; die jüdische Septuaginta mag unter Teilnahme der Regierung entstanden sein, hatte aber den praktischen Zweck, den Juden, die ihre Sprache vergessen hatten, zu dienen; die altägyptischen Bücherschätze scheint man in den nationalen Tempeln gelassen zu haben. Jedenfalls wurde sehr systematisch gesammelt, und es kam eine enorme Menge von Büchern zusammen, so daß, als es an Raum zu fehlen begann, im oder beim Serapeion unter den letzten Ptolemäern eine zweite Bibliothek angelegt werden mußte.

Und nun die allgemeine Tendenz der alexandrinischen Schule. Angesichts der vielen Polygraphen, welche stets ein Vorurteil zu erwecken pflegen, hielt man einst die Alexandriner zu sehr für bloße Kommentatoren und Kompilatoren und Vorgänger der Byzantiner, warf ihnen die hie und da vorkommenden jeux d'esprit als eine Regel vor und beurteilte sie hart wegen ihres letzten Produktes, des Neuplatonismus und seiner Auswüchse. Indes haben sie tatsächlich alle Wissenschaften, womit sie sich abgaben, gefördert, einige neu geschaffen und andere so weit gebracht, als sie dann bis auf die Zeiten des neueren Europa geblieben sind, so namentlich die von den übrigen Griechen bisher wenig geförderten Zweige der Anatomie und der wissenschaftlichen Astronomie und mehrere sonstige mathematische und naturwissenschaftliche Disziplinen. Und auch die bloßen Sammler waren von unermeßlicher Bedeutung, wenn es Leute von Geist waren, die etwa ein ganzes Gebiet in seiner historischen Entwicklung übersahen. So gab Kallimachos in seinen „Tafeln" (πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν) eine Literaturgeschichte in 120 Büchern, worin in einer nach Gattungen geordneten vollständigen Übersicht von tragischen und komischen Dichtern, Rhetoren, Gesetzgebern usw. gehandelt war, und derselbe scheint auch in einer „Museion" betitelten Schrift die Geschichte der großen Anstalt bis auf seine Zeit behandelt zu haben. Wenigstens zu Hause war in Alexandrien auch der obengenannte Perieget Polemon, der überhaupt nur in einem Zeitalter gesicherter Sammlungen denkbar ist. Und nun mag man freilich der Polygraphie nachsagen, das meiste, was sie hinterlassen, sei nur wertlose Kompilation gewesen, und nach den bunten Titeln zu urteilen, mögen es wirklich oft nur leidlich unkritische Zusammenstellungen von Sachen nach ihrem Inhalt gewesen sein; man hat es eben hier, wie in der Frührenaissance, mit einem Mittelding zwischen Spezialsammlung und Abhandlung zu tun, das aber als Übersicht über verschiedene Gebiete für jene Zeit ganz unentbehrlich war.

Für die Geschichte in engerem Sinne tat die alexandrinische Schule wenig, trotzdem, wie gesagt, der erste Ptolemäer selbst in seinen Memoiren vielleicht eines der bedeutendsten eigentlichen

Geschichtswerke hinterlassen hatte, und es ist auch nicht zu verlangen, daß Alexandrien für die ganze Welt hätte die Feder führen sollen; nur das freie Griechenland brachte, wenn auch in seiner vollen Zerrüttung, noch einen Polyb hervor. Dagegen geschah hier — wie übrigens auch außerhalb Alexandriens — sehr viel für die Altertümer, wobei sich der allgemeine Sinn des Sammelns und Erhaltens, der doch auch etwas wert ist, betätigen konnte. Auch wertvolle biographische Arbeiten gab es von den betreffenden Sammlern, welche als Philologen und Grammatiker passierten, ferner hatte die Schule ein entschiedenes Verdienst um die Harmonisierung der Zeiten durch die allgemeine Chronologie, und endlich sind unter allen Umständen eine bedeutende Frucht solcher Zeiten Übersichten über die Geschichte bestimmter Wissenschaften: Eratosthenes, der Schöpfer der Chronologie, gab z. B. in seinen Geographika auch eine Geschichte der geographischen Wissenschaft.

Nicht ohne Schulzwang und Willkür, aber im großen gewiß segensreich, gestaltete sich die textkritische Tätigkeit der Grammatiker und Philologen, deren großes Hauptobjekt, die Sicherstellung des homerischen Textes, vor allem den Ruhm Aristarchs ausmacht. Dazu kam eine große exegetische und klassifikatorische Tätigkeit: Man paraphrasierte die älteren Dichter und Prosaiker, untersuchte das Ganze und einzelne Stellen, debattierte darüber, wie es scheint, mündlich und schärfte so seinen Sinn an der Diktion vergangener Werke; auch die eigenen sowohl poetischen als wissenschaftlichen Produktionen, einen Euklid, Eratosthenes, Aristarch, wie den Kallimachos und Lykophron, kommentierte die Schule mit der Zeit. Und von ihr stammt nun ferner auch der Begriff der Klassizität, indem auf die Grundlage des Kallimachos hin besonders Aristophanes von Byzanz und Aristarch eine bestimmte Anzahl von Autoren als solche, die man speziell kennen müsse, ausschieden. Wohl fällt bei der Aufstellung eines solchen Kanons manches durch das Sieb, das für uns noch sehr wichtig wäre; aber die hier getroffene Auswahl von Epikern, Jambographen, Lyrikern, Tragikern, Dichtern der alten, mittleren und neueren Komödie, Rednern, Historikern und Philosophen ist doch diejenige, die im späteren Altertum Kurs gehabt hat. Die griechische Literatur hatte eine Stätte gefunden, wo man ihr Ehre antat. Was hier empfohlen wurde, wie z. B. die drei großen Tragiker und die zehn attischen Redner, wurde von den hellenisch Gebildeten, zumal auch den Römern, gelesen und für sie kopiert und damit für uns erhalten.

Schließlich schufen die Grammatiker noch theoretische Arbeiten über griechische Grammatik überhaupt und sowohl spezielle als allgemeine Lexika (λέξεις κωμικῶν, συναγωγαὶ λέξεων πασῶν usw.). Diese Werke mußten in einer so gemischten Stadt wie Alexandrien besonders wichtig sein, wo tatsächlich — wie auch sonst in den Diadochenländern — ein makedonischer Dialekt die Oberhand ge-

habt haben muß und vielleicht auch der in der gelehrten Nähe der Grammatiker aufkommende jüdische Hellenismus mit seiner Nachlässigkeit und seinen orientalischen Wendungen zum Aufsehen mahnte. Diesem gegenüber hielten sie die Dialektlosigkeit der Gemeinsprache (κοινή) aufrecht, welche sich hauptsächlich auf den Attizismus gründete.

Als ein wahres Zeichen des guten Geschmackes mag man es daneben ansehen, daß die epideiktische Rede, welche bald die fast einzig mögliche war — denn Aristoteles kam mit seiner Rhetorik, als es eben kaum mehr der Mühe lohnte zu reden —, zu Alexandrien, wenigstens im Museion, keine Stätte fand, während sie sonst mit ihrer Eleganz in der Diktion, ihrer Scheinwärme des Vortrages, überhaupt ihrem deklamatorischen Charakter überall wucherte. Hierfür mochten die Rednerschulen von Rhodos und Apollonia sorgen; an der seit Aristoteles bedeutenden, auch von den Stoikern gepflegten theoretischen Tätigkeit für die Eloquenz nahm man freilich teil; aber einige Abhandlungen über Redekunst sollten alles sein.

Was die Philosophie betrifft, so behielt sie ihre Hauptstätte in Athen, wohin zu Zenon und Epikur auch Alexandriner gingen. Was von Philosophen ins Museion kam, waren schon unter den ersten Ptolemäern nicht die besten: der Gottesleugner Theodoros, der erwähnte Pessimist Hegesias, der Epikureer Kolotes, der Materialist Straton und dann allgemach Leute von allen Schulen. Vorwiegend waren die Peripatetiker, unter denen wir schon im 2. Jahrhundert einen Juden, Aristobulos, finden. Im allgemeinen wird man sagen können, daß durch diese Männer nur Wellenschläge der sonstigen Bewegung des griechischen Geistes in das Ptolemäerreich gelangten.

In den beschreibenden Naturwissenschaften starb die eigentliche Forschung bei den Griechen überhaupt mit Theophrast und dessen Schüler Straton aus. Man kommentierte noch Theophrast und seinen Lehrer Aristoteles, warf sich dabei aber besonders im Tierreich auf die „Wunderdinge" und scheint überhaupt durch Vorliebe für falsche oder mystische Kausalität zu sehr an den Wahn gebunden zu sein, so daß man sich auch besonders gerne mit den magischen Kräften von Steinen und Pflanzen beschäftigte. Dagegen die Medizin, welche in Ägypten ein altberühmtes Heimatland hatte, dankt Alexandrien wirkliche Fortschritte. Herophilos und Erasistratos bestimmten die Ptolemäer, das Sezieren des menschlichen Körpers zu gestatten, und brachten sie sogar dazu, durch ihr eigenes Beispiel diese vom Vorurteil verurteilten Untersuchungen zu sanktionieren; auch die Therapeutik wurde durch viele neue Arzneien bereichert; es gab hier eine große Menge von Ärzten, und es kommen — wie übrigens schon im alten Ägypten — bereits auch Spezialisten auf.

Die allerwichtigste wissenschaftliche Tätigkeit von Alexandrien jedoch war die mathematische, bei der man wahrscheinlich der

altägyptischen Tradition wenig oder nichts verdankte. Euklid, von dem wir es dahingestellt sein lassen, ob er aus Sizilien, Syrien oder Ägypten stammte, und der in Alexandrien jedenfalls schon zur Zeit des Ptolemäos Lagi lebte, ist durch seine „Elemente", er mag von früheren Forschungen aufgenommen haben, soviel er will, doch der Anfänger unserer jetzigen Mathematik, und sein Schüler Apollonios von Perge schrieb über die Kegelschnitte. Von den Mechanikern lebte zwar der größte, Archimedes, in Syrakus; aber Alexandrien hat doch auch auf diesem Gebiet die großen Namen des Ktesibios und Heron aufzuweisen. In der musikalischen Theorie fand der Aristotelesschüler Aristoxenos allgemeinen Beifall damit, daß er statt der pythagoreischen Zahlen das Gehör zugrunde legte, und nun mußte es gar auch kommen, daß in der Astronomie, für welche die altägyptischen Leistungen wieder nicht überschätzt werden dürfen, Aristarch von Samos die Bewegung der Erde um die Sonne wieder entdeckte, welche Pythagoras einst geahnt, aber Aristoteles hernach bestritten hatte. Später entwarf der große Hipparch auch einen Sternkatalog und konstruierte eine Sphära, auf der alle Fixsterne angegeben waren und auf welche sich noch spät Ptolemäos berufen konnte, um zu beweisen, daß sich die Distanz derselben seither nicht verändert habe. Auch bei den Alexandrinern knüpft sich an die Astronomie viele Astrologie und anderer Aberglaube; die Vorliebe der Hellenen für das Mystische, Wahnvolle ließ sich nicht mit einem Schlage vernichten, und die Gelehrten haben teilweise selbst an diese Dinge geglaubt. Aber was will das sagen gegenüber der größten Entdeckung, welche das Menschengeschlecht jemals gemacht hat! Bei allem Irregehen hat man doch damals in Alexandrien der Welt eine unermeßliche Forschung gegönnt.

Gefördert wurde das Wissen auch außerhalb des Ptolemäerstaates. Man weiß von mehreren Diadochen, daß sie „Philosophen" um sich hatten, und ferner waren Bibliotheken als sicherster Anhalt des griechischen Denkens und Wissens in der Ferne ganz unentbehrlich. Wenn aber auch das bisherige Depositum nach dem Orient herübergenommen wurde, so gab es eigentliche Anstalten im Sinne des alexandrinischen Museions doch nur wenige.

Am ehesten, wenn auch relativ erst spät, findet sich etwas Analoges im Pergamenerreich unter Eumenes II. (197—159). An seinem Hofe lebte als der große pergamenische Homerkritiker und hierin das Haupt einer besonderen Sekte gegenüber dem alexandrinischen Aristarch der Grammatiker Krates von Mallos, der das Studium des alten Epos hier zu besonderer Blüte brachte. Auch der Dichter Musäos von Ephesos, einige berühmte Ärzte und wahrscheinlich auch die Geschichtschreiber Menander, Artemon und einige andere befanden sich dort. Ferner wurde die schon von Attalos I. begründete Bibliothek von Eumenes auf ihre Höhe gebracht. Bekanntlich setzte man hier dem Verbot, Papyrus aus Ägypten aus-

zuführen, wodurch das eifersüchtige Alexandria deren Anwachsen zu verhindern suchte, die Pergamentindustrie entgegen, welche übrigens die Fortsetzung oder Erneuerung einer im Orient alten Verwendung der Tierhäute war. Diese Bibliothek, welche es auf 200.000 Rollen gebracht haben soll, hatte aber am Ende doch das Schicksal, nach Alexandrien zu gelangen; Antonius schenkte sie nämlich, nachdem sie bisher von den Römern unberührt geblieben war, der Kleopatra, worauf sie dann in Alexandrien als Ersatz der verbrannten Museionbibliothek gegolten haben mag.

Aus dem Seleukidenreich erfährt man nur Zufälliges und einzelnes. So hört man, daß der Polygraph und Dichter Euphorion von Chalkis, ein ansehnlicher Gelehrter, von Antiochos dem Großen — wo, wird leider nicht gesagt — über eine öffentliche Bibliothek gesetzt wurde. Ferner kommt ganz unvermittelt die Aussage, daß die Bewohner von Tarsos besonderen Eifer für die Philosophie und die ganze Bildung an den Tag gelegt hätten, so daß sie Athen und Alexandrien und alle anderen wohlredenden und philosophischen Städte übertrafen. Hier fällt besonders auf, daß die Freunde der Wissenschaft lauter Leute des Ortes sind, die dann weit herumkommen und meist fortbleiben, im Gegensatz zu anderen Städten, wo viele hingehen und gerne bleiben (Alexandrien freilich hatte beides: Es nahm viele Fremde auf und entsandte nicht wenige von den Seinigen). Strabo kennt eine ganze Reihe tarsischer Gelehrter von verschiedenen Fächern und berichtet, Rom sei voll von Tarsiern, und doch geht aus alledem nicht hervor, daß irgendeine eigentliche Anstalt in Tarsos bestanden hätte. — Gerne möchten wir auch Genaueres über die medizinische „Schule" von Smyrna wissen, welche Erastistratos, jener Arzt des Seleukos, gegründet haben soll, der die Ursache der Krankheit des Antiochos erriet, seine spätere Zeit aber meist in Alexandrien verbrachte.

Hieron II. von Syrakus hatte seinen Verwandten und Freund Archimedes bei sich, der ihm seine Maschinen zu Schutz und Trutz für jede Belagerung und auch das berühmte Riesenschiff baute. Auch Dichter waren in seiner Nähe: So Archimelos, dessen Epigramm auf das Schiff er reich belohnt haben soll, und Theokrit, der gewiß auch nicht leer ausging.

Von den Antigoniden ist nicht zu verlangen, daß sie in ihrem Lande Bildungszentralen geschaffen hätten; sie waren hierzu politisch zu stark beschäftigt; auch lag ihnen wohl Griechenland selbst zu nahe. Immerhin hatten mehrere von ihnen gelehrten und gebildeten Umgang, und auf Begehren des bildungsfreundlich gewordenen Antigonos Gonatas versifizierte z. B. der Kilikier Aratos, der dem König durch einen Hymnus auf Pan Eindruck gemacht hatte, zwei Werke des Eudoxos von Knidos (das ἔνοπτρον und die φαινόμενα) und machte daraus ein Gedicht (φαινόμενα καὶ διοσημεῖαι). Der nämliche König hatte aber auch den Dichter einer Thebais, Anta-

goras von Rhodos, und den Ätoler Alexander an seinem Hofe und war überhaupt bestrebt, „viele der Gebildeten" um sich zu sammeln.

Und nun kämen wir zur Poesie dieser Zeit. Wenn wir uns zunächst fragen, was auf dem Boden Alexandriens allenfalls freiwillig gewachsen sein würde, so gelangen wir angesichts der aus aller Welt zusammengewehten Bevölkerung dieser Stadt zu der Antwort, daß dies jedenfalls die Satire und der böseste Jambus gewesen wäre; waren doch die Alexandriner für die ärgsten Zungen berühmt, die man auf dem Erdenkreis finden konnte, und wirklich gediehen hier Leute vom Schlage des Sotades und dieser selbst, bis er es dem Ptolemäos Philadelphos zu arg machte. Sodann hätte es zu irgendeiner Ausartung der neueren Komödie und Posse kommen können, und endlich hätte der Roman entstehen müssen, der später ja wirklich in Ägypten gedieh.

Nun aber wünschten die Ptolemäer doch, auch eine Blüte der Literatur in ihrem Lande zu haben, und daraufhin ahmte man in diesem Alexandrien gar alle alten literarischen Gattungen nach, ohne daß doch die Sachen, die man zusammenbrachte, wirkliche Lebenskraft hatten. Nur einmal verirrte sich durch einen eigentlichen Glücksfall ein wirklicher Dichter in diese Stadt. Der, sei es aus Sizilien oder aus Kos gebürtige Theokrit ist ein Poet gewesen, der aus innerer Notwendigkeit dichtete; seine Idyllen sind zum Teil von solcher Unmittelbarkeit und einfachen Anmut, daß man unwillkürlich davon ergriffen wird. Mit der lieblichen, unendlich lebendigen Denkweise, womit hier alles gegeben ist, sind sie die Haupturkunde von der merkwürdigen Sehnsucht des städtischen Menschen nach der Natur und den einfachen Lebensbeziehungen. Theokrit aber bildet eine Ausnahme. Was sonst an Tragödien, Epen usw. geschaffen wurde, war, soweit wir es kennen, entweder Hofpomp oder gelehrte akademische Arbeit.

Um den natürlichen Agon des echten griechischen Lebens zu ersetzen, stiftete wahrscheinlich Philadelphos für das jedenfalls schon von seinem Vater erbaute Theater von Alexandrien einen künstlichen. Es stand ihm dafür ein Siebengestirn von Tragikern (Homer der Jüngere, Sositheos, Alexander von Pleuron, Philiskos, Dionysiades, Lykophron und Äantides oder nach anderen Sosiphanes) zur Verfügung. Diese konkurrierten an apollinischen oder dionysischen (oder an beiderlei) Festen, und jedenfalls erfolgten an die Sieger Belohnungen. Nach den Titeln, welche hauptsächlich von den Stücken Lykophrons erhalten sind, kamen außer mythischen Sujets merkwürdigerweise nun auch historische zur Darstellung: die „Marathonier", die „Kassandreer" (d. h. nach Niebuhr die Leiden derselben unter ihrem Tyrannen Apollodor), die „Bundesgenossen", von Philiskos auch ein „Themistokles". Einzelne Dichter scheinen nach den Zahlen, welche für ihre Stücke genannt werden, ziemlich fruchtbar gewesen zu sein, und auch jetzt dichtete man wahr-

scheinlich tetralogisch. Wie glänzend alles Äußerliche ausgestattet war, läßt sich schon aus der Pompa des Philadelphos schließen, die ja hauptsächlich das ganze dionysische Wesen verherrlichte; was aber gänzlich gefehlt haben muß, war der große religiöse und politische Hintergrund der attischen Szene. Und nun ist es freilich schwer, über eine Dichtung zu urteilen, von der alles verlorengegangen ist; wenn man aber erwägt, daß Kallimachos und Apollonios mit ihren nur so bedingt guten Sachen, die wir kennen, hohen Schulruhm genossen und ehrfurchtsvolle Kommentatoren fanden, so liegt der Schluß nahe, daß es auch mit dem alexandrinischen Drama gering dürfte bestellt gewesen sein. Von Komikern (unter denen der namhafteste Machon aus Sikyon war) gelangte hier kein einziger zu größerer Berühmtheit; daß nach einem kurzen Zeitraum außerordentlichen Aufschwungs auch die Tragödie zwar nicht plötzlich ganz verfiel, aber doch rettungslos sank, ist wahrscheinlich.

Neben den Tragikern kannte man dann noch eine andere Reihe von Dichtern, die wenigstens einige Zeit und zum Teil ihre wichtigste Lebenszeit in Alexandrien verbracht hatten, und hier finden wir neben Kallimachos, Aratos, Nikander, Apollonios und anderen auch Theokrit. Es ist von diesen Dichtern schon früher die Rede gewesen; hier möge daran erinnert sein, wie sich bei Kallimachos das nicht mehr eigentlich poetische, sondern literarische Zeitalter darin verrät, daß er alle möglichen Gattungen pflegt. Ganz abgesehen davon, daß er in Prosa eine Masse gelehrter Schriften schrieb, hatte man von ihm in elegischer Form die vier Bücher der „Ursprünge“ (αἴτια), ein Werk antiquarischen Charakters, worin er, wie Ovid in den Fasten, vom Ursprung verschiedener Einrichtungen usw. dichtete; man hatte ferner ein erzählendes elegisches Gedicht, die „Hekale“, und dazu kamen die gegen den poetischen Rivalen Apollonios von Rhodos gerichtete Invektive Ibis, die erhaltenen sechs Hymnen, viele Epigramme, wovon etwa 80 erhalten sind, und außerdem noch Jamben und Lieder, ja nach einer freilich angezweifelten Notiz auch Satyrdramen, Komödien und Tragödien. Auch hier haben wir es mit der eigentümlichen Fatalität zu tun, daß wir das Wichtigste, was dieser Dichter schuf, nur aus Fragmenten, literarischen Notizen und den präsumtiven römischen Nachahmungen rekonstruieren müssen, und was die letzteren betrifft, so hat zwar Catull unter anderem in seiner „Coma Berenices“ ein Gedicht des Kallimachos übersetzt, und er sowie die späteren Elegiker haben ihn wohl auch sonst nachgeahmt, was aber die römische Elegie von ihren ewigen Schönheiten der alexandrinischen verdanken soll, weiß doch niemand näher zu beweisen. Der innere Seelenaufwand dürfte bei diesen Alexandrinern fast Null gewesen sein; dagegen studierten sie sich in alle früheren Schriftsteller und Dichter und in die Gesetze ihres Schaffens hinein, lernten den

äußeren Klang von allem, was dagewesen, und ahmten alle Gattungen sorgfältig nach; die eigentliche Poesie vertraten nun eben Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit.

Es saßen ihrer ohnehin in Alexandrien zu viele aufeinander und kritisierten sich gegenseitig wohl bis zur Verzweiflung, aber über lauter einzelnes. Und nun kam einer aus Chalkis, der geschworen hatte, es den Kollegen im Museion so schwierig und so gesucht zu kochen, daß sie etwas zu spinnen fänden. Dies war Lykophron mit seiner widerwärtigen Kassandra, ein Dichter, der, um nur recht gelehrt zu sein, z. B. den Namen dessen verschweigt, von dem er spricht, und ihn durch die am wenigsten bekannten Mythen ersetzt oder statt der gewöhnlichen Worte die allerrarsten gebraucht und neue, künstliche Komposita bildet; die Schule aber ging ihm darauf richtig ein und begann Kommentare darüber zu schreiben.

Lykophron ist der ärgste dieser dichtenden Philologen und Grammatiker; aber das eigentümlich Pretiöse findet sich auch bei Apollonios und Kallimachos. Sucht man bei diesen Dichtern das Natürliche, so wird es sich am ehesten im Epigramme finden. Es war überhaupt eine Zeit für die Ausbildung des Überlieferten ins Zierliche und somit besonders für das geistreiche und niedlich gewendete Sinngedicht, und wenngleich auch hier des Gesuchten und Müßigen genug geboten wurde, so gibt es doch aus jenen Kreisen von dieser jeglichem Inhalt und jeder Gattung des Esprits zur Verfügung stehenden Form viele treffliche Proben, und zwar auch von Kallimachos. Besonders das anathematische, skoptische, erotische und sympotische Epigramm standen in Blüte, und da das kurze Gedicht sehr zum Sammeln einlädt, gab es gewiß auch schon frühe Sammlungen derselben; in dem am Beginn des ersten vorchristlichen Jahrhunderts von dem Zyniker Meleagros zusammengestellten „Kranz" ist uns eine solche erhalten.

Noch fehlte in der diadochischen Zeit der Roman, weil es zum Lesefutter, zur industriellen, verlegerischen Massenproduktion für lesende Massen schon wegen des hohen Preises des Papyrus noch nicht kommen konnte. Einen Ersatz dafür mag man in derjenigen Seelenschilderung erkennen, wie sie Apollonios wesentlich unepisch, auseinanderspinnend, verweilend statt vorwärtsdrängend bei seiner Medea übt, und zur Mode gehörte auch das Vorwalten des Beschreibenden, das einst bei Homer in vollkommenem Gleichgewicht zum Erzählenden vorhanden gewesen war, das aber nun mit eigenen Ansprüchen aufzutreten beginnt, da mit der abnehmenden poetischen Kraft das sichere Verhältnis verlorengegangen ist. Als eigene Stilgattung prosaischer Form gehört erst dieser Zeit die Epistolographie an, und zwar sowohl die echte, unter eigenem Namen herausgegebene, als die den großen oder berühmten Männern vergangener Zeit (einem Phalaris, Themistokles, Euripides, den Sokratikern usw.) angedichtete.

Bezüglich der außeralexandrinischen Poesie müssen wir die Frage, wie sich, gegen das 4. Jahrhundert gehalten, die Stellung der Poesie zum Leben verändert haben könnte, damit beantworten, daß dies offenbar nicht stark der Fall gewesen ist; denn die Hauptveränderung, die Abwendung von den großen Gattungen oder die Inferiorität dessen, was darin geschaffen wurde, war für Epos, höhere Lyrik und Tragödie bereits mit jenem Jahrhundert eingetreten, und die hohe Entwicklung der neuen Komödie hat mit der großen Weltveränderung durch Alexander nichts zu tun; sie bleibt auch in Kostüm und Voraussetzungen rein attisch, wie denn auch nur selten ein namhafter Dichter derselben seine Szene außerhalb des alten Griechenland gesucht hat. Dem gelehrten Zug der Zeit kam die Didaktik eines Aratos und Nikander entgegen, für die wir auf früher Gesagtes verweisen. Im ganzen wird man sich angesichts der damaligen poetischen Leistungen über den großen Unterschied zwischen der Poesie und der bildenden Kunst wundern müssen: während die letztere mit außerordentlichen Kräften auf ihren Wegen vorwärtsgeht, muß auf der Dichtung ein Unsegen gelegen haben.

Populär aber blieb das Theater. Noch immer wurden in Athen und anderswo bei Agonen alte und auch neue Tragödien aufgeführt. Wenn auch die Dichter dieser letzteren es sowenig und weniger als die der alexandrinischen Pleias zu eigentlichem Ruhme brachten, so beweist doch das Übergehen der Tragödie auf Rom und die Wirkung, welche dort ein Accius, Paccuvius und andere erzielten, die ungemeine Lebenskraft der Gattung. Und nun gehörten, wie schon gesagt, die dionysischen Techniten, das heißt die Schauspieler überhaupt, zu den stärksten Pionieren der hellenischen Bildung in der ganzen Welt, und nichts half sosehr wie sie zur raschen Hellenisierung des Orients, ja das Theaterwesen möchte dasjenige Element gewesen sein, das die Griechen der fernen Gegenden vorzüglich zusammenband und die Orientalen anlockte. Fast mit allen Armeen gingen die Schauspieler mit. So war dionysisches Treiben irgendwelcher Art bereits Alexander gefolgt und galt offenbar den Heerführern schon als unentbehrlich, wo und sobald nur irgend die Mittel reichten. Antigonos beschied das Personal für einen riesigen Agon nach Antigonia und entschädigte, als das betreffende Fest des Krieges wegen nicht zustande kam, die Athleten und Techniten mit 200 Talenten; bei Gelegenheit des jüngeren Kleomenes, welcher hierin eine Ausnahme machte, wird ausdrücklich gesagt, daß sonst alle hellenischen (das heißt städtischen) und königlichen (das heißt diadochischen) Heere Mimen, Verrichter von allerlei Wundern, Tänzerinnen und Musikantinnen begleiteten. Davon, daß sich an dies Treiben allerlei Lumpenleben hängte, ja daß einem Polyb das Theaterwesen als das Auflösende schlechthin erscheinen konnte, war schon die Rede. Bei allem Respekt vor dem noch immer sehr hohen Kunstsinn der Griechen, bei aller Rücksicht auf die Vorteile

eines jetzt völlig losgebundenen, weltgewandten Geistes für alles, was in Kunst und Poesie auf die Dauer berechnet war, wird man eben doch zugeben müssen, daß das Augenblickliche sehr dem bloßen Amüsement, und zwar im Sinne einer verlotterten Zeit, anheimgefallen war. Hierfür hatte man ein böses Präzedens, welches die Wirkung auch der großen alten Meisterwerke aufwiegen konnte, an der Götterzote der mittleren attischen Komödie. Es kommt aber für diese Zeit noch besonders in Betracht, daß es sich in den Diadochenländern nicht mehr um Choregien im alten Sinne und deren Wetteifer handelte, sondern um den Luxus von Hauptquartieren, Höfen und großen Städten, deren Geschmack wohl überwiegend der bestimmende war, so daß, was gelehrte Dilettanten im alten Tragödienstil nacharbeiteten, nicht mehr dagegen aufkommen konnte.

Gerne möchten wir wissen, wie lange sich in Athen die Dionysien noch mit ihren tetralogischen tragischen Aufführungen und den vollständigen Chören behauptet haben. Als die alte Einrichtung nicht mehr regelmäßig durchzuführen war, weil die Phylen die Choregie nicht mehr besorgten, mochte hie und da noch irgendein Wohltäter oder ein Diadoche der Stadt zu einer vollständigen Feier verhelfen; aber bis wann dies mit neuen Dichtungen ad hoc geschah, ist so dunkel wie die übrige Geschichte Athens von der Mitte des 3. Jahrhunderts an. Dafür wurden jetzt auch in der weiten Diadochenwelt Theater an vielen Orten gebaut, selbst durch Halb- und Viertelgriechen wie Tigranes in seinem Tigranokerta, von dem wir erfahren, daß er für die Einweihung dionysische Künstler von allen Seiten zusammentrieb; doch dienten dieselben selbstverständlich nicht nur den dramatischen, sondern allen möglichen thymelischen, d. h. musikalischen und orchestrischen Aufführungen, und wenn auch Dramen gegeben wurden, so ist damit nicht gesagt, daß eine eigentliche Aufführung stattgefunden habe; diese wurde vielmehr in zahlreichen Fällen aus Mangel aufgegeben, und man begnügte sich mit einem wahrscheinlich sehr zusammengezogenen und auf Prachtstellen beschränkten Ganzen, wobei ein einziger Schauspieler in den verschiedenen Rollen auftrat. Wo und wenn aber die Mittel vorhanden waren, muß man vollständige Aufführungen der verschiedenen Gattungen aufrechtgehalten oder erst recht von neuem eingeführt haben, und besonders muß für die überall gefeierten Dionysien das Beispiel, das Athen mit seinen dramatischen Agonen gegeben hatte, höchst anziehend gewesen sein.

Die hauptsächlichen Träger des Schauspielwesens waren in der damaligen Zeit die sogenannten Verbände (σύνοδοι, κοινά) der dionysischen Techniten, deren einer sein Vereinigungszentrum noch in Athen hatte, während ein anderer sich nach den beiden Festorten Isthmos und Nemea, einer nach Teos, einer nach dem ägyptischen Naukratis usw. nannte. Einer der wichtigsten dürfte wohl der ionische von Teos gewesen sein, woselbst für einen alten Dionysoskult

etwa zur Zeit Alexanders ein herrliches Heiligtum in ionischem Stil und um die nämliche Zeit auch das Theater gebaut worden war; der damals gestiftete Künstlerverein flüchtete freilich später infolge eines Aufruhrs zu Teos nach Ephesos, genoß dann aber die besondere Protektion der pergamenischen Könige, wurde unter Attalos III. nach Myonnesos versetzt und fand endlich seine dauernde Stätte in Lebedos, und hier fanden noch zu Strabos Zeit zu Ehren des Dionysos jährlich eine Festversammlung und Agone statt, wie es denn bezeichnend ist, daß alle diese Gesellschaften diesen Gott und die Beziehung auf ihn festhielten. Ein solcher Verband mit seinen Zweigvereinen, der natürlich auch seine besonderen Theaterdichter hatte, besaß sein eigenes Vermögen, konnte große Legate annehmen, genoß Steuerfreiheit, erhielt von einzelnen Städten das Bürgerrecht und hatte bei Kriegen den Anspruch darauf, von den kämpfenden Truppen unbehelligt gelassen zu werden usw. Bisweilen wurden, wie die bereits erwähnte Geschichte von der Einweihung des Theaters zu Tigranokerta lehrt, dionysische Techniten in Masse aufgeboten, und noch Antonius ließ, als er im Kriege von Actium sein Hauptquartier zu Samos hatte, alle von weit und breit dahinkommen. Freilich beweisen solche Massenaufgebote, welche übrigens schon unter den ersten Diadochen vorkommen, auch, daß es sich öfter auch um ganz anderes als Klassisches gehandelt haben muß. Wieweit aber die Techniten ihre Reisen ausdehnten, erhellt z. B. aus der bekannten Geschichte von Iason von Tralles, der mit seiner Truppe zur Hochzeit des Partherprinzen Pakoros mit der Schwester des Armenierkönigs Artavasdes gezogen war, und, als er dort beim Gelage die Rolle der Agaue aus den Bakchen des Euripides sang, das Haupt des Pentheus mit dem eben herbeigebrachten Haupte des erlegten Crassus vertauschte, ein Einfall, für den er ein Talent zur Belohnung erhalten haben soll. Und auch im Westen finden wir die Techniten: Nicht nur spielen griechische Gesellschaften in Rom, sondern aus der Kaiserzeit ist sogar eine Inschrift erhalten, wonach scaenici Asiaticiani et qui eodem corpore sunt sich bei Vienne bei Lebzeiten ein Grabmal stiften.

Fragen wir, was von den Stücken der alten Dichter noch gespielt wurde, so ist vor allem das mächtige Fortleben des Euripides erweislich, in dessen Text die Schauspieler viele Zusätze und Änderungen gebracht haben sollen; auch Menander, von dem Quintilian mit Entzücken spricht, dürfte bis tief in die Kaiserzeit aufgeführt worden sein. Freilich kam aber neben dem Drama immer mehr der Pantomimus auf, der es im dritten nachchristlichen Jahrhundert im ganzen verdrängt haben muß, so daß Libanios im vierten ihn als die einzige Gelegenheit preisen kann, bei der das Volk die alten Mythen kennenlernt; doch erwähnt auch dieser noch wirkliche Schauspieler, und solche kommen noch bei Synesios und Chrysostomos neben den Pantomimen und Tänzern vor, ja sie finden sich

selbst noch bei Cassiodor. — Außerhalb der Literatur stand wohl der Farceur (ἠθολόγος), das heißt der possierliche Darsteller eines einzelnen Charakters (la charge), welcher seine Sachen meist improvisiert haben wird. Er tat in seiner Manier, was literarisch Theophrast getan hatte, als er in seinen „ethischen Charakteren" die einzelnen Züge eines Charakters konstatierte und sammelte.

Auch auf die Philosophie müssen wir nochmals kommen. Es ist doch alles Mögliche, daß die Philosophen sosehr im Vordergrund der Szene blieben und das allgemeine Interesse so dauernd auf sich zogen, wie dies noch immer der Fall war. Aber mit merkwürdiger Kraft lebten die verschiedenen älteren Schulen weiter, und neue kamen hinzu und behaupteten sich auch, und die sinkende hellenische Welt beschäftigte sich dergestalt mit ihnen, daß z. B. das Überlaufen eines namhaften Menschen von einer Schule zur anderen noch das größte Aufsehen machen konnte: Ein gewisser Dionysios von Heraklea, der Zenos Schüler gewesen war und in älteren Jahren zur epikureischen Schule überging, hieß fortan zeitlebens der „Umgesattelte" (μεταθέμενος). Dies alles ist ohne die stärkste Begabung und Neigung der Nation zur Spekulation undenkbar, und wir möchten gerne wissen, ob Inder und Araber hierin mit den Griechen zu vergleichen sind, und ob ihre Philosophen und philosophischen Sekten ebenso notorische Tatsachen des Lebens wie bei den Griechen waren.

Wohl hatte diese Zeit gewiß das Gefühl, daß man in der Philosophie Plato und Aristoteles nicht mehr gleichkomme; aber wenn man nicht mit den Skeptikern an der Wahrheit und deren Erkennbarkeit selbst verzweifelte, hatte man nun doch das Bedürfnis, mit eklektischer Benützung der früheren Resultate ein System subjektivgewisser Wahrheit zustande zu bringen und dogmatisch zu befestigen, und diesem Bedürfnis kamen nun vor allem die Stoa und der Epikureismus entgegen, beide mit der Tendenz, das Theoretische dem Praktischen unterzuordnen.

Das stoische System hat eine wesentlich pantheistische Grundlage. Sein Gott ist die Naturkraft, welche an die Materie gebunden ist und in der Weltentwicklung zur Erscheinung kommt, aber dann doch auch wieder die Weltvernunft, ein ewiges, vernünftiges, vollkommenes, seliges Wesen. Er erscheint z. B. im Hymnus des Kleanthes so sehr persönlich gemacht und ethisiert, daß am Ende doch eine Art von moralisierendem Theismus herauskommt: er ist die Vorsehung (πρόνοια), die für das Ganze sorgt, der Urheber des Sittengesetzes, der Richter, welcher belohnt und straft, der Demiurg, das heißt der Bildner und Gestalter der Dinge, und für sein Dasein hat die Schule bereits den teleologischen Beweis und den Beweis ex consensu gentium. Die nicht mit der stoischen Vorstellung zu vereinbarenden Seiten der Volksreligion ließ man fallen oder deutete sie, um sie zu retten, durch Allegorie oder gewaltsame Etymologie

um, so daß Zeus der Himmel, Hera die Luft, Poseidon das Wasser, Hephästos das Feuer usw. war, mit welchem allem freilich die Stoa nur die Kluft zwischen sich und der Volksreligion konstatierte. Die Welt (NB. nicht das faktisch übliche Erdenleben) preist diese Lehre konsequenterweise, da sie ja der Leib Gottes ist, als höchst zweckmäßig und harmonisch; schon ihre Kugelgestalt ist die vollkommenste; auch das Unvollkommene, das Übel und das Böse, existiert nicht an sich, sondern nur als Bedingung des Guten, weil kein Pol ohne seinen Gegenpol denkbar ist; nur für sich betrachtet, erscheint es fehlerhaft, im Zusammenhang mit dem Ganzen ist es zweckmäßig und schön. Diese Welt aber ist bestimmt, zu Gott als dem Urfeuer zurückzukehren, und diese Rückkehr ist zugleich der Anfang zu einer neuen Weltbildung (ἀποκατάστασις τοῦ παντός), die sich unendliche Male wiederholt.

Inkonsequent wird nun in dieses System die menschliche Willensfreiheit einbedungen und die Tugend als höchstes und einziges Gut und hinreichend zur Glückseligkeit hingestellt. Das sittlich Gute allein ist gut, das sittlich Schlechte allein schlecht; was dazwischen liegt, ist indifferent (ἀδιάφορον) und gehört, obgleich bedeutende Abstufungen zwischen den Dingen zugegeben und Reichtum, Gesundheit usw. wenigstens als annehmbar oder vorziehbar konzediert werden, jedenfalls nicht zu den „Gütern" (ἀγαθά). Wenn dann diese Tugend, wenigstens laut Kleanthes, ihrem abstrakten Begriffe gemäß als unverlierbar und, da, wer eine besitzt, alle hat, als Einheit gilt, so wird man unwillkürlich an das pietistische „Man-kann-nicht-aus-der-Gnade-Herausfallen" erinnert, wie denn die Stoiker sich hin und wieder als die Pietisten der sinkenden alten Welt darstellen. Und nun hängt mit der von der Stoa verlangten Unterordnung des Individuums unter das allgemeine Weltgesetz, mit der dementsprechenden Tätigkeit, mit dem Selbstgefühl der eigenen Weisheit und Trefflichkeit und mit dem sittlichen Heroismus auch jener überspannte Rigorismus zusammen, der seinen Ausdruck hauptsächlich im Bilde der stoischen Weisen findet. Dieses wurde zu einem unmöglichen Schemen, von dem die Schule selber zugeben mußte, auch die Besten seien bloß in Annäherung dazu begriffen, und da sie alles zu einem aut-aut geschraubt hatte und nur einerseits Weise und Tüchtige mit Wissen und Tugend, anderseits Toren und Unnütze statuierte, so blieben tatsächlich entweder nur die letzteren übrig, oder aber die Lehre schlug, insofern alles schon gut war, weil und wenn es der Weise tat, in sittliche Indifferenz um; die umständliche Ausmalung des Weisen in allen erdenklichen Situationen aber, zumal sein Glück mitten im Schmerz und andere Paradoxa, provozierte dann bei den Draußenstehenden denjenigen Hohn, für den wir an einem bekannten Ausfall Ciceros gegen M. Cato ein Beispiel haben.

Die stoischen Lehren vom Staat taugten nicht viel, obwohl gerade

die Stoiker tatsächlich den meisten Einfluß auf einzelne Poleis gewonnen haben. Indem Zeno theoretisch für Aufhebung jeder Trennung der Menschen in Staaten und Städte war und das Verlangen stellte, daß alle Menschen unsere Mitbürger sein sollten und die ganze Menschheit als eine Herde unter einem Gesetze stehen sollte, erscheint der Bürger des halbphönizischen Kition gegenüber dem konkreten Staat als der zersetzende Semit.

Wenn die Stoa als spekulative Schöpfung unbedeutend war, so ist sie dafür als Denkweise und als eine halbe Religion auf Jahrhunderte wichtig gewesen. Und nun war ihre Verbreitung in der späteren diadochischen Zeit eine außerordentlich starke. Unter den namhaften Schülern Zenos war zwar kein einziger Athener, sondern lauter Leute aus Zypern, dem pontischen Heraklea, Sidon, Alexandrien, Karthago, Chios; Kleanthes war aus Assos und dessen Schüler, der berühmte Chrysippos, aus Soloi. Aber es gab dafür auch außerhalb Athens stoische Lehrer in Rhodos, Apollonia, Pergamon, Alexandrien und Tarsos (von wo eine ganze Anzahl Stoiker kamen); auch wurde der Stoizismus von Panätios (um 150) und Poseidonios (um 100) durch Amalgierung mit platonischen und aristotelischen Lehren noch gemäßigt und popularisiert. Und so kam er denn auch nach Rom und war durch seine oben von uns namhaft gemachten Eigenschaften von allen griechischen Systemen das den Römern (und zwar den wichtigsten unter ihnen) weit am meisten zusagende. Seine ganze Erscheinung ist freilich das Zeichen einer alternden Zeit; er ist das Sichzusammenraffen der in dieser noch liegenden sittlichen Elemente, die Opposition gegen die überhandnehmende sittliche Auflösung, eine Opposition, die von vornherein etwas Schroffes, Moroses, Krankhaftes an sich trägt; aber es war viel, daß er trotz schärfstem Gegensatz gegen die Zeit, in der er aufkam, eine solche Stelle behaupten konnte. Und daneben darf auch der sonstigen ansehnlichen wissenschaftlichen Beschäftigung der Stoiker, besonders ihrer Sprachphilosophie und ihrer trotz der berüchtigten etymologischen Irrtümer grundlegenden grammatischen Tätigkeit, gedacht sein.

Für Epikurs System verweisen wir auf eine frühere Stelle dieses Werkes. Noch mehr als die Stoa betont er das Praktische, indem bei ihm alles Wissen nur als Anleitung zur Glückseligkeit Wert hat, und auch er verfuhr wesentlich dogmatisch, indem er seine Schüler sogar seine Hauptsätze auswendig lernen ließ und sein System zu diesem Zwecke in kurze Auszüge brachte. Seine Schule hielt denn auch streng und ohne Spaltung an seiner Lehre fest und begnügte sich, dieselbe zu perpetuieren, so daß es (außer Lucretius) keine berühmten Epikureer gibt. Wie übrigens Zeno bei Lehrern aller Schulen gelernt hatte, so verfuhr auch Epikur eklektisch. Seine Lehre von der Glückseligkeit als dem höchsten Ziel des Lebens stammte von der cyrenäischen Schule Aristipps, von dem er immer-

hin darin abwich, daß er nicht die körperliche Lust, sondern das innere Wohlbefinden (das freilich wie auch die Unlust auf den körperlichen Zustand zurückgeht) für das Höchste erklärt und nicht die Lust des Moments, sondern die des ganzen Lebens im Auge hatte; auch die Physik, die er nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern nur, soweit sie (namentlich durch Befreiung von der schreckhaften Vorstellung über Natur und Unterwelt) zur Glückseligkeit beiträgt, zu pflegen empfahl, hatte er wesentlich Demokrit entnommen. Was seine Götter betrifft, so gab es Leute, welche nicht glaubten, daß es ihm mit denselben Ernst gewesen sei, sondern fanden, daß er mit ihrer Beibehaltung nur habe Verdruß vermeiden wollen; doch läßt sich auch annehmen, daß er sie aus griechischem Schönheitssinn nicht entbehren mochte. Indem sie in den sogenannten Metakosmien in lauter Wonne und Ruhe leben und sich mit der Weltregierung nicht befassen (wie übrigens auch die stoische Gottheit in keine kausale Beziehung zum menschlichen Handeln tritt und die Götter sich nur als Zuschauer am Schauspiel der leidenden Menschheit erfreuen), ist der epikureische Weise mit seiner Ataraxie ihr getreues Abbild. Und nun mochten die Gegner freilich darüber klagen, daß die Epikureer sich der Außenwelt, zumal dem Staat, sosehr entzogen, und jedenfalls war Epikur mit seiner Mahnung, im Verborgenen zu leben (dem λάθε βιώσας) beim direkten Gegensatz zu dem alten Streben nach steter Auszeichnung (dem αἰὲν ἀριστεύειν) angelangt, — wenn wir auf der anderen Seite wieder seine Hochschätzung der Freundschaft als Hauptbedingung aller Freude und Lebensannehmlichkeit sehen und beachten, wie sich dies zum allgemeinen Wohlwollen erweitert, so daß Wohltun angenehmer ist als das Empfangen von Guttaten, so läßt sich doch der humane Charakter der epikureischen Ethik nicht verkennen; hier haben wir es wenigstens wieder sicher mit purem Griechengeist zu tun.

Und nun kam noch — freilich um zunächst bald wieder auszusterben — der Skeptizismus Pyrrhons auf, der mit Alexander nach Indien gezogen war und dann später als Philosoph in Elis (dieser also nicht in Athen) lebte. Wie bei der Stoa und bei Epikur, war auch bei ihm das praktische Interesse vorherrschend, und die Glückseligkeit, welche das Ziel war, fand er wie der letztere in der Ataraxie. Das Eigentümliche der Richtung sind der Bruch des Subjekts mit der objektiven Welt und der Verzicht auf jede objektive Erkenntnis, so daß man, weil Sinneswahrnehmung sowohl als Begriffe nur subjektiv sind, von jedem Satze auch das Gegenteil behaupten kann, und die Glückseligkeit durch die gänzliche Zurückhaltung des Urteils (ἀφασία) bedingt ist. Dieser Skepsis, bei der doch einiges auch an die Sophisten des 5. Jahrhunderts erinnert, neigte sich auch die spätere platonische Schule als mittlere und neuere Akademie zu. Indem Arkesilaos und später Karneades die Erkenntnistheorie der Stoa umwarfen, beschränkte man sich schließ-

lich auf die Wahrscheinlichkeit (πιθανότης) als praktisches Kriterium für das Handeln.

Wir haben früher gesehen, welch ein furchtbarer Haß zwischen den Schulen bestand, fast als der einzige wirkliche Fanatismus jener Zeiten, und wie dieser Eifer und Fanatismus, welcher an den Kampf religiöser Sekten erinnert, unter den Römern noch fortlebte, welche die älteren Philosophien eifrig studierten. Es ist aber immerhin höchst außerordentlich, daß die ganze Tradition von so vielen Schulen Jahrhundert hindurch am Leben blieb und ihre Gegensätze und Nuancen aufrecht hielt, bis erst der Neuplatonismus das meiste absorbierte.

Endlich müssen wir noch auf die Stellung der Philosophen im Leben einen Blick werfen. Daß sie neben Diadochen und Hetären nahezu die einzigen Zelebritäten der Zeit waren und beim Herunterkommen der Diadochen, welches das der Hetären mit sich zog, in der Zelebrität überhaupt keine Konkurrenz mehr hatten, haben wir früher gesehen. Hier sind sie aber vor allem noch in ihrem Verkehr mit den Diadochen zu betrachten. Dieser hatte seinen Vorgang an den drei Einladungen, die von den Dionysen an Plato ergingen, sowie an dem Verhältnis Philipps und Alexanders zu Aristoteles. Alexander hatte dann in Asien den maßlos hochmütigen Kallisthenes bei sich gehabt. Daß ihn zu Bildungszwecken (ἐπὶ σοφίᾳ καὶ παιδεύσει) auch Anaxarchos begleitete, war für die Philosophie an den Höfen gleichfalls ein übles Präzedens; denn dieser war es, der ihn nach der Tötung des Kleitos durch die dickste Schmeichelei, aber im Ton des Vorwurfs, zu trösten wußte. Unter den Diadochen aber, die überhaupt nichts so dringend wie griechischen Menschenmaterials bedurften und nach Zelebritäten förmlich „jagten", mußte nun neben dem Beamten, Soldaten, Schauspieler usw. der Philosoph leicht dazu kommen, eine Rolle zu spielen. Denn da diese Könige, ähnlich wie die italienischen Tyrannen der Renaissance, keine durch Geburt gegebene Adelsumgebung hatten, stand ihnen die Wahl ihres Umgangs völlig frei, und wenn nun ein wirkliches geistiges Bedürfnis vorhanden war, mochten die geistreicheren unter ihnen ungehindert ein Verhältnis zu dem hellenischen Philosophen suchen, der zugleich in der Regel noch Redner war, und an dem man den griechischen Geist gleichsam in nuce hatte. Wie sich Ptolemäos Lagi um solche umtat, haben wir oben gesehen. Derselbe zog z. B. auch, falls der Nachricht zu trauen ist, als er sich Megaras bemächtigt hatte, Stilpon an sich, bot ihm Geld an und forderte ihn auf, nach Ägypten zu kommen, worauf der Philosoph freilich nur weniges annahm und sich, indem er das Mitreisen ausschlug, nach Ägina zurückzog, bis jener abgefahren war. Auch nach Zeno ließ sich ein Ptolemäer erkundigen, und bei Philopator, dessen Einladung Chrysippos, der keinem Könige etwas dedizierte, überhört hatte, blieb doch dessen Schüler Sphäros, nachdem er, wie es scheint, als Rat-

geber des Spartaners Kleomenes nach Ägypten gekommen war. Ein lebendiges Verlangen nach Philosophie hatte wohl am meisten der auch sonst wegen wissenschaftlichen Sinnes gerühmte Antigonos Gonatas, welcher den Zeno, den er im übrigen auch wegen guter Zechgeselligkeit schätzte, jedesmal, wenn er nach Athen kam, besuchte, sich auch mehrfach für Kleanthes interessierte und auf Zenos Empfehlung unter anderem den Stoiker Persäos als Erzieher eines Bastards und politischen Rat anstellte; derselbe muß als solcher brauchbar gewesen sein; denn er wurde später sogar zum Kommandanten von Akrokorinth ernannt.

Die Stoiker mochten damals an den Höfen der Könige überhaupt bisweilen als Prinzenerzieher und wohl gar auch als Gewissensräte mit einer Kasuistik wie die Jesuiten auftreten. Indes wurden solche Verhältnisse von eitlen Philosophen, welche mit beiden Händen zugriffen, oder von den Ruhmrednern der Betreffenden wohl oft auch beliebig ausgemalt, und gerade das Beispiel des Antigonos und Zeno macht mißtrauisch, weil der von Diogenes Laertius (VII, 1, 8) erhaltene Brief, worin der König den Philosophen bittet, ein „Erzieher nicht nur für ihn allein, sondern für alle Makedonier insgesamt zu werden", eine nur den stinkenden Philosophendünkel beweisende, offenbare Fälschung ist. Wenn man auch damals gewiß oft den sophokleischen Vers

„Klug ist der Herrscher, wenn ihm kluger Umgang ward"

zitierte, so wird im ganzen das Verhältnis der Diadochen zur Philosophie doch meist so gewesen sein, daß man von ihr bloßen Zeitvertreib neben der übrigen Schwelgerei verlangte, und an ihren Trägern über Tisch etwa diejenige Scheinunabhängigkeit vertrug und wünschte, welche Anaxarchos gegenüber Alexander betätigt hatte, ja sie gar zum Gegenstande seines Hohnes machte. So dürfte einem Lysimachos, welcher einst die Philosophen aus seinen Ländern verbannte, keine ernstliche Absicht zuzutrauen sein, wenn er, ähnlich wie der Gastgeber in Lucians Convivium, zu seinem Symposion Leute wie den Gottesleugner Theodoros und die Zynikerin Hipparchia zusammenlud. Auch kam es vor, daß über Redensarten eines Philosophen, die sich ein Mächtiger nicht gefallen ließ, beinahe blutiger Streit entstand, oder daß ein solcher sich Dinge erlaubte, wie der Epikureer Diogenes bei dem syrischen König Alexander Balas in Seleukia. Dieser, ein bösartiger Lästerer, hatte nämlich von dem König, der sich persönlich der Lehren der Stoa erfreute, ein Purpurgewand und einen goldenen Kranz mit dem Bilde der Tugend, deren Priester er zu heißen begehrte, verlangt und erhalten, hatte aber diese Dinge an eine Pantomime verschenkt und wurde deshalb von Alexander bei einem Symposion von „Philosophen und ausgezeichneten Leuten" öffentlich blamiert. Man möchte es in solchen Fällen wie bei dem Verhältnis einzelner Diadochen

zu ihren Parasiten mit einer vergröberten Parodie des griechischen Lebens zu tun haben. Bisweilen dürften die Philosophen gewaltsam herberufen und unter Mißhandlungen festgehalten worden sein; hatten sie aber stärkeren Anstoß gegeben, so machte man auch etwa kurzen Prozeß mit ihnen. Antiochos VI., der Sohn des genannten bildungsfreundlichen Alexander (übrigens eines Schwelgers und unter Umständen grausamen Fürsten), ließ nicht nur jenen Diogenes wegen seines unleidlichen Übelredens hinrichten, sondern er ist wahrscheinlich auch derjenige Seleukide, der einst, wie früher Lysimachos, alle Philosophen aus seinem Gebiete vertrieb und ihre Schüler mit Erhängen, deren Väter mit schwerer Ungnade bedrohte.

Was aber die Betätigung der Philosophen im öffentlichen Leben außerhalb der Diadochenstaaten betrifft, so folgt jetzt endlich auf ihre frühere Staatsflucht eine Zeit der mannigfachen Einmischung in die politischen Dinge, und zwar in anderer Weise als bei den Platonikern des 4. Jahrhunderts. Der Grund dieser Annäherung an das Staatswesen mag darin liegen, daß beim Wegsterben sonstiger Kapazitäten, das heißt Staatsmänner, Strategen usw., in den verkommenen Städten derjenige von selbst in den Vordergrund geriet, der noch etwas im Zusammenhang zu behandeln imstande war; dabei mag der Name „Philosoph" freilich in weiter Bedeutung zu nehmen sein; er bezeichnet wohl oft, zumal außerhalb Athens, nicht den wirklichen Anhänger bestimmter Schulen, sondern ist der ungenaue Ausdruck auch für Rhetoren und Bildungsleute aller Art, welche sich irgendeine Tinktur dieser oder jener Sekte geben mochten.

Besonders waren jetzt auch in Griechenland die Stoiker politisch tätig. Zenos Utopie war im Grunde die Sache eines ziemlich billigen kosmopolitischen Radikalismus gewesen. Hernach aber ließ sich seine Schule mit jeder Art von Verfassung ein, indem man sich mit der wohlfeilen Scheidung der Menschen in Weise und Toren überall einmischen konnte. In dem immer noch als Hauptsitz der wichtigsten philosophischen Systeme bedeutenden Athen, wo ihr Lokal die durch sie wieder geheuer gemachte Stoa Poikile war, muß sich der greise Zeno selbst durch seine Fürsprache bei dem siegreichen Antigonos Gonatas im Chremonideischen Kriege ähnliche Verdienste erworben haben, wie früher Krates durch die bei dem Städtebelagerer Demetrios; man vertraute ihm damals die Schlüssel der Stadt an und ehrte ihn durch einen goldenen Kranz und ein ehernes Standbild. Dann treffen wir aber auch bei dem Spartaner Kleomenes in dem genannten Sphäros einen vertrauten Schüler Zenos, von dem ausdrücklich gesagt wird, daß er die Seele des jungen Mannes zu kühnen Entschlüssen entflammt habe, wie denn die Stoa feurige Naturen überhaupt leicht zur Verwegenheit führe; auch bei Tiberius Gracchus spielt später der Stoiker Blossius von Cumä eine ähnliche Rolle.

Hie und da tauchen die Philosophen auch bei Abreden und Ver-

schwörungen gegen Tyrannen auf. So wird Abantidas von Sikyon von den Zuhörern des Dialektikers Aristoteles und eines gewissen Deinias niedergemacht; vorzüglich aber unter ihren Zeitgenossen wandten, wie Plutarch sagt, die Akademiker Ekdemos und Megalophanes aus Megalopolis, einst in der Akademie die Genossen des Arkesilaos, die Philosophie zur praktischen Politik an. Diese waren es, welche ihre Vaterstadt von der Tyrannis des (übrigens trefflichen) Aristodemos befreiten, indem sie heimlich dessen Mörder anstifteten, und sie halfen auch dem Aratos bei der Vertreibung des sikyonischen Tyrannen Nikokles. Die nämlichen stellten aber auch in dem von inneren Wirren zerrütteten Kyrene den gesetzlichen Zustand wieder her, und endlich hatten sie das Verdienst, sich der Erziehung des früh verwaisten Philopömen, als er aus den Kinderjahren getreten war, zum Nutzen von Hellas angenommen zu haben. Daß, wie wir gesehen haben, das bettelarm gewordene Athen wegen der Ausplünderung von Aropos den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos um Linderung der Buße an den römischen Senat schickte, könnte seinen Grund darin gehabt haben, daß diese gratis zu haben waren und sonst niemand etwas würde ausgerichtet haben. Sie traten übrigens laut Gellius nicht nur vor dem Senat auf, wo C. Acilius ihr Dolmetscher war, sondern auch, jeder in seinem Stil, vor zahlreichen Versammlungen, wodurch sie Catos besonderen Zorn erregten.

Zwischen alles andere hinein gab es bald da, bald dort, und zwar auch in Rom, Epikureervertreibungen. In Messenien, wo diese Sekte einen Anhang gehabt haben muß — es kommt damals sogar ein Epikureer vor, welcher der „Lakonier" hieß — erhielten sie eines Tages den Befehl, vor Sonnenuntergang jenseits der Staatsgrenze zu sein, und die Timuchen — so hießen dort die Archonten — ließen hernach die Tempel und die ganze Stadt reinigen. Und ebenso vertrieben auch die Lyttier auf Kreta einige bei ihnen befindliche Epikureer als Vertreter einer weibischen und schmählichen Philosophie und als Götterfeinde und erklärten, wenn einer wiederkäme, sollte er beim Amtsgebäude zwanzig Tage lang, mit Honig und Milch bestrichen, im Block geschlossen, den Bienen und Mücken zur Speise daliegen; lebe er dann noch, so solle er in weiblichem Gewande von einem Abhang hinuntergestürzt werden. Daß dergleichen ohne bedeutende stoische Hetzerei geschah, ist schwer zu glauben.

Um aber auf das politische Tun der Philosophen zurückzukommen, so muß gesagt werden, daß sie und die Rhetoren noch in der römischen Zeit hin und wieder eine Rolle als Demagogen spielen. Jener Aristion, der beim Nahen des Mithridates Athen zum Abfall an diesen veranlaßte und, bis ihm durch Sulla das Handwerk gelegt wurde, eine schreckliche Tyrannei übte, war ein Epikureer, welcher früher in Messenien und Thessalien durch seine

Faun und Bacchus
Neapel, Nationalmuseum

1—9. Geschnittene Steine der hellenistischen Zeit

Lehrtätigkeit zu Besitz gekommen war. Der Rhetor Hybreas, ein Schüler des Sophisten Diotrephes, und der Rhetor Zeno aus Laodikea vermochten in der Zeit des Antonius ihre Städte zum Widerstande gegen den mit parthischer Heeresmacht Kleinasien überfallenden Labienus zu bewegen. In Seleukia am Kalykadnos finden wir einen Peripatetiker Athenäos, von dem es heißt, daß er unter Augustus seine Stadt regiert habe; derselbe wurde in die Untersuchung wegen der Verschwörung Murenas verwickelt, aber freigesprochen; auch von einem ehemaligen stoischen Lehrer dieses Kaisers, Athenodoros, heißt es, daß er Tarsos von der Demagogie des Dichterlings Boëthos befreite; sein Nachfolger in der Führung der Bürgerschaft war ein Akademiker, welcher gleichfalls im kaiserlichen Hause Lehrer gewesen war.

Daß wir aber von diesen Leuten so vieles erfahren, indem z. B. Strabo sich um jeden Winkel kümmert, wo ein Philosoph geboren worden, kommt von dem großen Interesse her, das nunmehr die Römer der Philosophie entgegenbrachten. Für diese und ihre Bildung schrieb er sein Werk, wie später Diogenes von Laerte das seine, und schon Cicero hatte eine Menge griechischer Philosophen gekannt und an ihren Studien den lebhaftesten Anteil genommen. In Athen, wo noch zu Lucians Zeiten ein reichliches Personal der verschiedenen Sekten lebte, gehörten ihre Gärten zu den Sehenswürdigkeiten, die man auf Reisen aufsuchte; in Italien aber zeugt noch heute die Masse erhaltener, wenn auch nicht einzeln bestimmbarer Philosophenköpfe, welche, ihrem meist nicht sonderlichen Kunstwerte nach zu urteilen, Serienarbeit für Bibliotheken und Paläste waren, von der Bedeutung, welche die Dargestellten für die Römer gewonnen hatten; es kann hier dieser Porträts viel mehr gegeben haben als in Griechenland selbst.

Mit diesem Hinweise auf das Weiterleben der griechischen Philosophie in Italien, das für uns die Vermittlerin des griechischen Geistes zu werden bestimmt war, möge die dürftige Skizze beschlossen sein, die wir von dem gewaltig ausgedehnten Bilde der Entwicklung des hellenischen Menschen haben geben können.

BILDERVERZEICHNIS

Seite

1. Die Knidische Aphrodite. Marmor. Rom, Vatikan . Titelbild
2. Mädchenfigur. Athen, Akropolismuseum 16
3—4. Odysseus erschießt die Freier. Becher. Berlin, Staatliches Museum 17
5. Amphora. Kampf des Herakles mit Acheloos. London, Britisches Museum 17
6. Athene. Athen, Akropolismuseum (Photo Alinari) . . 48
7. Delphi, Schatzhaus der Athener 49
8. Korinth, Apollotempel 49
9. Athena Parthenos. Athen, Nationalmuseum 64
10. Athen, Olympieion 65
11. Tempel der Athena Nike auf der Akropolis, Athen . . 65
12. Attisches Mischgefäß mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie. Florenz, Museo archeologico 96
13—26. Griechische Münzen (700—480 v. Chr.) 97
27. Wagenlenker. Delphi, Museum (Photo Alinari) . . . 112
28. Athen, Parthenon. Nach einer Zeichnung von Stuarts (1751) 113
29. Arkadien, Stymphalischer See 113
30. Marsyas. London, Britisches Museum 144
31. Sitzende Götter. Vom Ostfries des Parthenon 145
32. Reiter. Vom Nordfries des Parthenon 145
33. Amphora. Theseus entführt Korone. München, Museum antiker Kleinkunst 160
34. Bogenschütze (Bronze). London, Britisches Museum . . 161
35—36. Frühgriechische Statuetten. Athen, Nationalmuseum 161
37. Zeus. Bronzestatue. London, Britisches Museum . . . 192
38. Apollo. London, Britisches Museum 193
39. Aphrodite mit Cestus. London, Britisches Museum . . 193
40. Apollo. London, Britisches Museum 193
41. Aphrodite. London, Britisches Museum 193
42. Hermes. London, Britisches Museum 208
43. Sterbender Gallier. Rom, Thermenmuseum (Photo Alinari) 209
44. Schlafender Faun. München, Glyptothek 209
45. Hochzeit des Dionysos und der Ariadne. Vase. Neapel, Nationalmuseum (Photo Alinari) 240

Seite

46. Poseidon. Bronze. London, Britisches Museum 241
47. Dionysos. Bronze. London, Britisches Museum 241
48. Apollo von Paramythia. Bronze. London, Britisches Museum 241
49. Hermes. Bronze. London, Britisches Museum 241
50. Kybele, die große Göttermutter. Athen, Nationalmuseum 256
51. Grabstein aus Thasos. Antikes Relief 257
52. Bakchischer Tanz. Antikes Relief 257
53. Herakles im Kampf mit dem Löwen. Vasenbild. Berlin, Antiquarium 288
54. Geburt der Aphrodite. Rom, Thermenmuseum 289
55. Kriegerrelief. Neapel, Nationalmuseum 289
56. Ödipus und Sphinx. Vasenbild. Berlin, Antiquarium . . 304
57. Hippolytsarkophag. Konstantinopel, Antikenmuseum . . 305
58. Athen, Antiker Friedhof 305
59. Verwundete Niobide. Rom, Thermenmuseum 336
60. Silenkopf (Silber). Berlin 337
61. Hydria. Bronze. London 337
62—63. Spiegel mit Aphrodite (Bronzen). London 337
64. Sitzendes Mädchen. Terrakotta. Berlin, Antiquarium . . 352
65. Paris und Helena. Griechisches Vasenbild. Berlin, Antiquarium 353
66. Szenen aus der Palaistra. Griechisches Vasenbild . . . 353
67—68. Goldschalen aus Mykenä 368
69. Laufende Gorgo. Korfu, Museum 369
70. Kopf des Laokoon. Rom, Vatikan (Photo Alinari) . . . 384
71—73. Schmuckgegenstände aus Mykenä 385
74. Amphora. Achill und Ajax beim Brettspiel. Rom, Vatikan 416
75. Kopf eines Dichters. London, Britisches Museum . . . 417
76. Leierspielendes Mädchen. Konstantinopel, Antikenmuseum 432
77. Philosoph (Aristippos?). London, Britisches Museum . . 433
78. Sophokles. Rom, Lateran (Photo Alinari) 464
79. Korinth, Apollotempel. Nach einer Zeichnung von Stuarts (um 1750) 465
80. Athen, Dionysostheater 465
81. Tragödie des Hilarios. Vasenbild. London, Britisches Museum 480
82. Gelage. Vasenbild aus Cumä 480
83—84. Schauspieler aus der Komödie. Terrakotten 481
85. Alter Mann. Terrakotta 481
86. Karikatur eines Sklaven. Terrakotta 481

Seite

87. Silen. Rom, Thermenmuseum 512
88—96. Antike Schmuckgegenstände 513
97—102. Goldschmuck aus Mykenä. Athen, Nationalmuseum 513
103. Meleager. London, Britisches Museum 528
104. Mykenä, Schatzhaus des Atreus 529
105. Bassae, Tempel des Apollo Epikurios 529
106. Artemis. Marmor. Neapel, Nationalmuseum 560
107. Artemis und Antaeos. Wandgemälde, Pompeji 561
108. Kopf eines Giganten vom Fries des Zeusaltars in Pergamon. Berlin, Pergamonmuseum 576
109. Lapith und Kentaur. Metope vom Parthenon. London . 577
110. Herakles reinigt den Augiasstall. Metope vom Zeustempel in Olympia. Olympiamuseum 577
111. Bronzestatue eines Jünglings. Athen, Nationalmuseum . 624
112. Ruinen von Delos. Nach einem alten Stich 625
113. Delphi, Stadion 625
114. Olympische Wettläuferin. Rom, Vatikan 640
115. Wagenrennen. Konstantinopel, Antikenmuseum . . . 641
116. Gefallener Krieger. Vom Tempel in Ägina. München, Glyptothek 641
117. Aphrodite. London, Britisches Museum 672
118. Silenkopf. Griechische Terrakotta 673
119. Aphrodite. Griechische Terrakotta 673
120. Eros. Griechische Terrakotta 673
121. Hermes des Praxiteles. Olympia, Museum (Photo Alinari) 688
122—123. Aphroditestatuetten. London, Britisches Museum . 689
124. Hypnos. London, Britisches Museum 689
125. Aphroditekopf. London, Britisches Museum 689
126. Mädchenkopf aus Chios. Boston, Museum of fine Arts . 720
127. Satyr und Mänaden bei der Toilette. Rotfigurige Schale. Rom, Vatikan 721
128. Krönung der Braut. Attische Vase. Athen, Nationalmuseum 721
129. Tänzerin. Griechisches Relief. Berlin, Skulpturensammlung 736
130. Symposion. Griechisches Vasenbild. Berlin, Antiquarium 737
131. Kordax-Tanzszene. Griechisches Vasenbild 737
132. Apollo Sauroktonos. Rom, Vatikan (Photo Alinari) . . 768
133—154. Griechische Münzen (400—336 v. Chr.) 769
155. Figur vom Erechtheion auf der Akropolis in Athen . . 784
156. Ansicht von Olympia. Nach einem Stich von W. Jongman 785
157. Ansicht von Athen. Nach einem Stich aus dem Jahre 1687 785

Seite

158. Das Erechtheion auf der Akropolis 816
159. Athen, Akropolis mit Erechtheion 817
160. Tempel in Segesta 817
161. Pästum, Cerestempel 832
162. Ägina, Tempel der Aphaia 832
163. Bogenschütze vom Tempel in Ägina. München, Glyptothek 833
164. Der sogenannte Ilissos. Vom Ostgiebel des Parthenon. London, Britisches Museum 833
165. Merkur oder Antinous. Rom, Vatikan (Photo Alinari) . 880
166. Athen, Säulen der Bibliothek Kaiser Hadrians. Nach einer Radierung von Josef Thürmer (1819) 881
167. Korinth, Apollotempel 881
168. Ganymed. Rom, Vatikan 896
169—174. Goldkette aus Hagia Triada. Kandia, Museum . . 897
175. Tonschale aus Knossos 897
176. Kentaur raubt eine Frau. Vom Zeustempel in Olympia . 928
177. Delphi, Bad im Gymnasion 928
178. Messene, Arkadisches Tor und Stadtmauer 929
179. Faun und Bakchos. Neapel, Nationalmuseum 944
180—188. Geschnittene Steine der hellenistischen Zeit . . . 945

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Einleitung IX

Erster Abschnitt

Die Griechen und ihr Mythus 1

Zweiter Abschnitt

Staat und Nation 29
I. Die Polis 29
II. Die Polis in ihrer historischen Entwicklung . . . 45
1. Das Königtum 45
2. Sparta 48
3. Untertänige Bevölkerungen anderer Poleis . . . 76
4. Sklaverei 78
5. Die griechische Aristokratie 84
6. Die Tyrannis 88
7. Die Demokratie und ihre Ausgestaltung in Athen . 108
8. Die Demokratie außerhalb Athens 126
9. Lebenszähigkeit der Stadtbevölkerungen 131
III. Objektive Betrachtung der Staatsformen 134
IV. Die Einheit der griechischen Nation 139
1. Der gegenseitige Kampf und die Kräfte der nationalen Einigung 139
2. Griechen und Barbaren 147
3. Das hellenistische Pathos 155

Dritter Abschnitt

Religion und Kultus 157
I. Die Metamorphosen 157
II. Die Griechen und ihre Götter 163
III. Der griechische Heroenkultus 252

Vierter Abschnitt

Die Erkundung der Zukunft 268

Fünfter Abschnitt

Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens 292

Seite

Sechster Abschnitt

Die bildende Kunst 326
I. Das Erwachen der Kunst 326
II. Die Kunstgattungen 334
1. Die Skulptur 334
2. Die Malerei 348
3. Die Architektur 352
III. Die Philosophen und Politiker und die Kunst . . . 360

Siebenter Abschnitt

Poesie und Musik 365
I. Die Urzeit 365
II. Die hexametrische Poesie 369
1. Das homerische Epos 369
2. Homer und die Griechen 385
3. Die homerischen Hymnen 388
4. Zyklische Dichter, Rhapsoden und spätere Epiker . 390
5. Das alexandrinische erzählende Gedicht 393
6. Die Bukolik. — Das späte Epos 394
7. Die didaktische Poesie 397
III. Die Musik 404
IV. Die Poesie außerhalb des bloßen Hexameters . . . 415
1. Allgemeines 415
2. Die Elegie 417
3. Das Epigramm 419
4. Der Jambus 421
5. Allgemeines über die Lyrik. — Die äolische Lyrik 422
6. Die chorische Lyrik 425
7. Die Tragödie 435
8. Die alte Komödie 456
9. Die mittlere Komödie 464
10. Die neuere Komödie 469
11. Die alexandrinische Komödie und die Posse . . . 472

Achter Abschnitt

Zur Philosophie, Wissenschaft und Redekunst 474
I. Fördernisse und Hemmungen 474
II. Der Bruch mit dem Mythus 477
III. Die Redekunst 484

Seite

IV. Die freie Persönlichkeit 496
V. Die wissenschaftliche Forschung 511
VI. Geschichte und Völkerkunde 518

Neunter Abschnitt

Der hellenische Mensch in seiner zeitlichen Entwicklung . . 539
I. Der heroische Mensch 539
II. Der koloniale und agonale Mensch 564
III. Der Mensch des 5. Jahrhunderts 635
IV. Der Mensch des 4. Jahrhunderts bis auf Alexander . 711
V. Der hellenistische Mensch 802
Bilderverzeichnis 962
Inhaltsverzeichnis 966